Digitized by Google

5414.

726

THE LIBRARY

REGENTS OF THE UNIVERSITY OF MINNESOTA

Periodical Collection

CLASS

BOOK

5414

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 27.

Inhalt.

Heinrich Voß über Goethe und Schiller. Seite 625.
Briefe über Liedergesang. Letzter Brief. Seite 633.
Lieder von J. G. Fischer. Seite 639.
Kunst. Gustav Königs Illustration der Psalmen. Seite 641.
Korrespondenz-Nachrichten.
Wien. Seite 646. — Berlin. Seite 648.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[37] **Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Gregorovius (Ferdinand), Die Grabmäler der Römischen Päpste. Historische Studie. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr. Geb. 1 Thlr. 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschien früher ebendaselbst:

Figuren. Geschichte, Leben und Scenerie aus **Italien.** 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lieder des Giovanni Meli von Palermo. Aus dem Sicilianischen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

[47] In meinem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gepflastert mit Geld oder Roman und Wirklichkeit der Straßen Londons von **Gebrüder Mayhew,** ins Deutsche übertragen von Albert Laßmann. I. Band. 1te Lieferung.

Das Werk wird in 13 monatlichen Lieferungen von 6 Bogen erscheinen, deren jede 2 saubere Illustrationen enthält. Preis jeder Lieferung 7½ Sgr.

Von allen englischen Schriftstellern ist kein einziger, welcher das intime Straßenleben der niedrigsten und erbärmlichsten Classen der menschlichen Gesellschaft unserer Zeit, sowie das Leben, Thun und Treiben dieser Menschen in socialer und moralischer Beziehung mehr und wirklich tiefer studirt hat, als die Herren Verfasser dieser neuen Novelle, deren Titel allein schon die Neugierde von ganz London erweckt hat, und in allen Zirkeln als viel versprechend von sich reden macht.

Cassel, Juni 1857. **G. E. Vollmann.**

Das deutsche

Eisenhüttengewerbe

vom

Standpunkt der Staatswirthschaft.

Mit Benutzung amtlicher Quellen.

Von

Dr. Peter Mischler,

K. K. außerord. Professor der politischen Oekonomie an der K. K. Universität zu Prag.

Zwei Bände.

gr. 8. brochirt. Preis fl. 6. 36 kr. oder Rthlr. 4. —

Dieses von den Heidelberger Jahrbüchern als Nationalwerk bezeichnete Buch fand die wohlwollendste Aufnahme und Beurtheilung. Es behandelt mit großer Schärfe und Sachkenntniß eine Reihenfolge von Fragen, die für das Eisenhüttengewerbe und die Staatsverwaltungen der einzelnen Länder des mitteleuropäischen Handelsgebietes, für den Geschichtsforscher, Staatswirth und Statistiker von hoher Wichtigkeit sind. An dem Entwicklungsgange des französischen, belgischen und englischen Hüttenwesens zeigt der Hr. Verfasser, nach welchen Regeln und Gesetzen sich das mitteleuropäische Eisenhüttengewerbe so herausbilden soll, daß es den Anforderungen des rasch aufstrebenden Gewerbfleißes genügt. Daß und in wie weit dieß möglich ist, ist mit besonderer Rücksicht auf den Februarvertrag bei jedem einzelnen Lande des mitteleuropäischen Handelsgebietes mit stetem Hinblick auf die natürlichen Hülfsmittel des Bodens, auf die Verkehrsmittel, auf die Kapital- und Arbeiterverhältnisse, sowie auf die Gesetzgebung erörtert.

Wir empfehlen das Werk, dem ein zweites nicht an die Seite gesetzt werden kann, den Hüttenverwaltungen und Hüttentechnikern des Zollvereins und Oesterreichs, den Industriellen, Handelsherrn, Verwaltungsbeamten, Staatswirthen, Statistikern und jedem Freunde des vaterländischen Gewerbfleißes.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

Vierte Auflage.

Miniatur-Ausgabe in englischem Einband mit Goldschnitt.

Preis fl. 4. 30 kr. oder Rthlr. 2. 22½ Ngr.

Hauptabschnitte des Inhalts:

Zum Eingang. — Bilder aus Welt und Vorzeit. a) Sagen und Romanzen. b) Oden und Verwandtes. — Elegien im Norden. — Vaterland. — Des Dichters Leben und Betrachtung, in deutschen Weisen. — Kleinigkeiten. — Die Weine. — Ein Schicksal. — Der Grobschmied von Antwerpen.

In gleicher Ausstattung ist von demselben Dichter erschienen:

Otto der Schütz.

Eine rheinische Geschichte in zwölf Abenteuern.

Zwanzigste unveränderte Auflage.

Preis fl. 1. 24 kr. oder 26 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ueber

Kornhandel

und

Theuerungspolitik.

Von

Dr. Wilhelm Roscher.

Dritte stark vermehrte und verbesserte Ausgabe.

8. geheftet. Preis fl. 1. 12 kr. oder 21 Ngr.

Mit derselben wissenschaftlichen Gründlichkeit und Popularität der Darstellung, womit die früheren Auflagen dieser Schrift die Theuerungsfrage behandelten, hat die gegenwärtige außerdem noch die ganze Theorie, Statistik und Gesetzgebung des Kornhandels in ihren Kreis gezogen, so daß wir dem Publikum in der vorliegenden Schrift eine bei aller Kürze doch vollständige Behandlung dieses hochwichtigen Zweiges der Nationalökonomie übergeben.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[38] **Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Geschichte der Hohenstaufen

und ihre Zeit.

Von **Friedrich von Raumer.**

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

In zwölf Halbbänden zu 15 Ngr.

Die Verlagshandlung hat bei dieser **dritten Auflage** den **Preis um ein Bedeutendes gegen früher ermäßigt** — nämlich von 12 Thlr. auf 6 Thlr. —, in der Absicht, das berühmte Werk in dieser **wohlfeilen Volksausgabe** möglichst viel in den Privatbesitz gelangen zu lassen.

Das bisher Erschienene ist in allen Buchhandlungen zu erhalten und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 27. 5. Juli 1857.

L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux.
Corneille.

Heinrich Voß über Goethe und Schiller.

Heinrich Voß, der Sohn des Dichters der Louise und des Uebersetzers des Homer (geb. 1779, 1804 Lehrer am Gymnasium zu Weimar, † 1822 als Professor zu Heidelberg), gibt im zweiten Band seiner Briefe, die sein jüngerer Bruder Abraham nach seinem Tode herausgegeben (Briefe von Heinrich Voß. Band 1—3. Heidelberg 1834—38), schätzbare Beiträge zur Charakteristik der beiden großen Dichter. Uns liegt ein Brief vor, den Heinrich Voß an einen Freund Namens Börm in Holstein gerichtet, und der in jener Sammlung seine natürliche Stelle gefunden hätte, allem nach aber bis jetzt nicht veröffentlicht worden ist. Zwar enthalten mehrere der dort gegebenen Briefe, namentlich die gleichzeitigen an H. Ch. Boie und an Christian Niemeyer, Beobachtungen und Gedanken, die sich im vorliegenden Schreiben mit andern Worten wiederholen; dieses gibt indessen doch so viel Eigenes, daß es uns der Aufbewahrung werth geschienen hat. Wer sich die Mühe geben mag, den vorliegenden Brief mit den an Boie d. 25. Febr., 8. und 11. April 1804 und dem an Niemeyer April 1805 zu vergleichen, erkennt leicht an der Weise, wie H. Voß dort und hier denselben Gegenstand variirt, welch tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, was er im Umgang mit den beiden großen Männern erfahren.

* * *

Weimar, 1. Mai 1804.

— — Ich bin ein ganz anderer Mensch geworden; es ist mir, als ob alle Seelenkräfte ein neues Leben gewonnen hätten. Kannst du es dir erklären und deutlich machen, was und wer so wohlthätig auf mich gewirkt hat?

Wohl dir, daß du der Theologie entsagt hast. Sie war nicht für dich, so wie sie für mich nicht war. Ich habe Achtung und Ehrfurcht für diesen Stand, nur ein anderer ist mir heiliger und meiner ursprünglichen Neigung angemessner. Ich werde nie Prediger werden, ich konnte es eigentlich nie, wenn ich mein Glück schaffen wollte. Als Schulmann werde ich glücklich seyn, und — so Gott will — auch nützlicher werden.

Gestern reiste ich aus Jena. Nie ist ein Abschied heiterer gefeiert worden, als dieser. „Ich stoße dich nicht aus dem Paradiese," sagte mir mein Vater mit

1038115

Digitized by Google

dem Abſchiedsſegen, „ich ſchicke dich vielmehr in das Paradies.“ Wahrlich, mein Vater hat wahr geredet. Wie kommt mir doch alles hier ſo heiter vor, wie habe ich doch hier ſo recht innig den Wunſch, noch lang in Gottes ſchöner Welt zu leben! Was meine überſpannteſte Hoffnung nicht erreicht hätte, iſt ohne mein Zuthun mein Eigenthum geworden. Ich bin Schulmann, ich bin es in Weimar, ich habe Goethens Liebe und völliges Zutrauen, Schiller hat mir den Zutritt zu ſeinem Herzen verſtattet, meine Eltern nennen mich einen wohlgerathenen Sohn, und ich ſelbſt habe den redlichen Willen und unerſchütterlichen Muth, dieß alles zu verdienen. Glaube mir, liebſter Börm, ich habe erſt dieſen Winter angefangen mich recht lieb zu haben. Es hat mir bisher an Zutrauen zu mir ſelbſt gefehlt; mußte ich's doch wohl jetzt bekommen, da ſo mancher es in mich geſetzt hat.

Du willſt, ich ſoll dir „von Schiller und dem prächtigen Goethe“ recht viel ſchreiben. Herzlichen Dank, du Lieber, für dieſe Aufforderung. Ja, bei Gott, du ſollſt durch meine Briefe in der Folge dieſe Leute erſt recht lieb gewinnen. Aber womit ſoll ich anfangen? Es iſt ſo unermeßlich viel da, das gern alles hinaus will! Als ich dir zuletzt ſchrieb, hatte ich Göttertage vor mir, die ich recht innig genoſſen habe. Ich lebte zwölf Tage in Goethens Hauſe, war ſeines Sohnes Hofmeiſter und Goethens ſteter Begleiter, ſeine Geſchäftsſtunden ausgenommen, wo ich mich mit dem Sohne beſchäftigte. Schon um ſechs Uhr, zweimal ſogar noch früher, war ich bei ihm, manchmal kam er herauf, wenn ich mit Auguſt griechiſch las, und faſt jeden Nachmittag machte ich mit ihm einen Spaziergang in den Park von zwei bis drei Stunden. Nicht wahr, du haſt noch die Idee von Goethe, er ſey ſteif und kalt und Miniſter? Man ſagt es allgemein, und die Berliniſche Freimüthigkeit hat das Gerücht auf elende Weiſe weiter verbreitet. Es iſt indeß etwas Wahres daran. Wer von Goethe (wie es Bürger that) eine weichliche Hingiebigkeit erwartet, ein zärtliches Entgegenkommen und ein herzliches Anſchmiegen, der wird gewöhnlich betrogen. Ich kann mein eigenes Beiſpiel anführen, da ich, als ich Schiller ſo eben verlaſſen hatte, vor drei Jahren zuerſt zu Goethe kam und ihn eben ſo erwartete. Ich ward zurückgeſtoßen durch ſein Auge; ich fühlte mich zu klein, zu ſchwach, mit Einem Worte, es war der Eindruck einer gewaltigen Maſſe auf das unvorbereitete Auge. Ich verließ ihn voll Ehrfurcht, aber konnte ihn nicht lieben. Nachher ſah ich ihn öfter auf Augenblicke, konnte aber nie meine Schüchternheit überwinden, noch mein reines Zutrauen erwecken. Als mich nun Goethe vor einigen Monaten als Lehrer der Weimarer Schule in Vorſchlag brachte und mein Vater deßhalb herüberreiſte, ſagte Goethe zu ihm, nun ſolle er mich einmal auf drei Tage hinüberſchicken, er kenne mich freilich wohl, aber doch nur oberflächlich, denn ich ſey immer ſo ſchüchtern und einſylbig gegen ihn geweſen. Denke dir meine Freude, als mein Vater mir das wiederſagte, und mir hierdurch die Gewißheit gab, von nun an alle Schüchternheit fahren laſſen zu dürfen.

Ich reiſte recht mit leichtem Herzen nach Weimar und trat nun ganz unbefangen zu Goethen in's Zimmer. Sein Auge ſchien mir milde und freundlich, ſein ganzes Weſen herzlich und theilnehmend. Er drückte mir die Hand und küßte mich, bot mir Wein an zur Erquickung, denn ich war durchgekältet von einem ſchneidenden Oſtwinde. Ganz unvermerkt kamen wir in ein ernſthaftes Geſpräch und allmählig auf den Hauptgegenſtand. Bei Tiſche ward Goethe aufgeweckt und munter und erzählte viel von ſeinen Reiſen, beſonders von Venedig. Nach dem Eſſen entließ er mich und ging auf ſein Zimmer, um fünf Uhr beſchied er mich wieder zu ſich; dann würde ich eine Schauſpielergeſellſchaft finden, die ſich alle Sonntage bei ihm zu verſammeln pflege. Wäre ich doch im Stande, dir dieſe Stunden zu ſchildern, die mir hier bevorſtanden! Es wurde aus meines Vaters „Louiſe“ vorgeleſen. Wir ſaßen um einen langen Tiſch herum, Goethe in der Mitte, und jeder las, wenn an ihn die Reihe kam, auch Goethe. Ihn traf das Penſum von der Trennung. Mit welchem ſeelenvollen Ausdrucke er las, mit welcher inniger Begeiſterung, das kann ich nicht beſchreiben! Es war eine feierliche Stille, die ſich nun zu verbreiten anfing, und mir wurde der Athem enge. Goethe war ſo bewegt, daß ihm die hellen Thränen im Auge ſtanden. „Eine heilige Stelle!“ rief er aus, gab das Buch ſeinem Nachbar und trocknete die Augen. Liebſter Börm, ich habe innerlich geweint, Goethe kam mir vor wie ein Verklärter, und er war es, denn ſeine ganze Seelenſtimmung ruhte ſichtbar in ſeiner Miene. Mir war's, als müßte ich aufſpringen und ihm um den Hals fallen, ich habe die ganze Vorleſung hindurch mein Geſicht nicht von ihm gewandt, ich habe mit Wonne an ſeinem Blicke mich erlabt. Sage, war es möglich, von nun an kein Zutrauen zu einem Manne zu haben, der ſich ſo menſchlich und ſo der edelſten Menſchlichkeit voll zeigte?

Ich könnte dir tauſend Dinge der Art von dieſem herrlichen, einzigen Manne ſagen, wenn wir beiſammen ſäßen und plaudern könnten. Einige Abende darauf nach dem Abendeſſen gab ihm eine Horaziſche Epiſtel, die ich vorlas, Veranlaſſung zu einem köſtlichen

Digitized by Google

Gespräche, dessen Eindruck nur mit dem Tode aus meiner Seele schwinden kann. Er sprach über das nil admirari — oder vielmehr über Platos Lob einer staunenden Verwunderung. „Der ist ein Klotz," sagte er, „der sich nicht verwundern kann, dessen matte Seele nie in solche Zustände versetzt werden kann, die einzig im Stande sind der Seele einen Schwung zu geben, in ihr eine Sehnsucht zu erregen, die nur durch Ergründung des vor uns liegenden Gegenstandes, durch erworbene innige Vertrautheit mit demselben kann befriedigt werden." Diesen Gegenstand führte er aus mit wahrer (aber ruhiger und besonnener) Begeisterung. Er machte uns aufmerksam, wie alles in der Gotteswelt Wunder sey, und zwar unbegreifliche, nur zu ahnende Wunder. Er umfaßte in dieser Darstellung die ganze physische und moralische Welt, ich möchte sagen, er stellte uns Gott und die Natur vor Augen mit heiligen, keiner Entweihung fähigen Worten. Endlich schloß er, daß der wahre Mensch und der Weise aufhöre mit dem Nichtbewundern, und kam so auf den „edlen Horaz" zurück. Als er zu Ende gesprochen, nahm er sein Licht, sagte ein trockenes gute Nacht und ging davon und ließ mich und Riemer (Augusts Hofmeister) wie Stumme gegen einander sitzen. Ob Goethe uns in Verwunderung setzen wollen, weiß und glaube ich nicht, aber wohl, daß er's that. Ich konnte nicht zu Bett gehen, als ich auf mein Zimmer kam, ich brauchte wohl zwei Stunden, bis das Blut wieder von der heißen Wallung sich gelegt hatte; nachher rauchte ich noch eine Pfeife und meditirte über das Gesagte. Ich habe wohl nie inniger an einen Mittler zwischen Gott und dem Menschen geglaubt. Woher erführen wir Söhne des Staubes das Göttliche in und außer uns, wenn nicht solche Männer, solch unmittelbar erleuchtete Wesen es uns enthüllten? Und dieser Goethe, dieser erleuchtete Seher ist in der nächsten Minute wieder so ganz Mensch, so durchaus unseres Gleichen, und das macht ihn mir so überaus liebenswürdig. Derselbige, der uns jetzt ein Genius fremder Welten dünkt, ruft uns gleich wieder freundlich zu: auch ich gehöre zu euch, Kinder des Staubes — er weint über den Pfarrer von Grünau!

Und was sagst du zu seiner Recension über meines Vaters Gedichte? Ich habe nie eine vollkommenere, schönere und gründlichere gesehen, und zweifle, daß eine existirt oder existiren kann. Welch ein schöner Gedanke, des Dichters poetisches Leben aus seinen Gedichten zu entwickeln, und welch ein tiefes Studium der Gedichte liegt in dieser Entwicklung: ein wahres lebendiges Votivgemälde. Fast jedes Wort könnte als Titel ein Lied bekommen. Ungemein schön ist der Uebergang von den Herbstliedern zu den religiösen; denn beim Hinscheiden und Absterben der äußeren Naturerscheinungen wird der menschliche Geist unwillkürlich zu Ahndungen einer höheren Vollendung hingetrieben. — Doch warum will ich dir die Schönheiten dieses Aufsatzes andeuten, da sie dir dein fühlendes Herz weit sicherer zeigen wird! — Ich habe diese Recension recht von Grund aus entstehen sehen, denn Goethe schrieb sie, wie ich zum zweiten mal bei ihm zu Besuche war. Gewöhnlich des Abends von acht bis zehn las ich Goethen Gedichte vor. Als ich eben das Herbstlied anfangen wollte: die Bäume stehn der Frucht entladen, nahm er mir das Buch aus der Hand und sagte: dieß will ich selber lesen. Es las es, und gleich darauf Trost am Grabe. Die Worte in der Recension, mit denen er diese Lieder bezeichnet, mögen dir seine gerührte Stimmung aussprechen, mit der er diese Lieder las. Was sich bei diesem Lesen bei ihm regte, das ward dann durchgesprochen und den folgenden Morgen aufgeschrieben. Einige Stellen habe ich ausgearbeitet, nämlich die über die höheren Stände, und den letzten Theil über Rhythmik und Mythologie. Versteht sich, daß Goethe nachher revidirte, um den Styl gleichförmig mit dem seinigen zu machen, wo es mir nicht gelungen war. — In solchen Abendstunden ist nun Goethe gar liebenswürdig. Dann sitzt er ausgezogen in einem Wollenjäckchen, ohne Halstuch, mit bloßer Brust, und die Strümpfe über die Hosen gezogen. Dann ist auch keine Spur vom Minister in ihm, dann ist er Mensch und menschlich.

Weimar, 2. Mai 1804.

Merkst du es meinem gestrigen Briefe an, daß er spät in der Nacht geschrieben ist? Ich erschrack nicht wenig, als ich nach geendeten acht Seiten auf die Uhr sah und zwölf Uhr fand, denn es war nicht die Absicht so lange aufzusitzen. Heute fange ich wieder früh an für meinen lieben Börm zu sorgen, den ich nun dafür, daß er genesen ist, durch mitgetheilte Nachrichten zu erfreuen wünsche. Es ist ein überaus heiterer Morgen, und ich sitze vor dem offenen Fenster, mich der Frische und des lieblichen Duftes freuend, nach dem erquickenden nächtlichen Regen. Gestern Nachmittag wollte ich anfangen dir zu schreiben; ich hatte eben meine Pflichtbesuche geendigt, arbeiten konnte ich noch nicht, und zum Ausgehen taugte das Wetter nicht; es regnete. Da ward ich auf eine angenehme Weise unterbrochen: Goethe schickte zu mir, ich solle doch ein wenig zu ihm kommen und den ganzen Abend bei ihm zubringen. Wie fand ich ihn da heiter und liebenswürdig! Er war eben vom Hofe gekommen, hatte

Digitized by Google

aber ſchon die Staatsuniform abgethan und ſaß wieder in ſeinem blauen Ueberrocke. Ich fand ihn ſeine Medaillen und Münzen durchmuſternd. Ich ſetzte mich zu ihm und hörte aufmerkſam ſeiner lehrreichen Erklärung. Er beſitzt eine treffliche Sammlung, die beſonders dann Werth erhält, wenn man ſie von ihm beſchreiben und dem Gehalt und Inhalt nach entwickeln hört. Goethe war dabei überaus launig und witzig. Einmal ſagte er mit halb ſcherzhaftem, aber doch ernſtlich gemeintem Ausdrucke: „Was ſind wir doch gegen die Künſtler des fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts? wahre Taugenichtſe! Was iſt unſer Jahrhundert gegen dieſes kraftvolle!“ — Er kam hierauf zu reden von der Peterskirche; ſein Geſpräch war erhaben wie der Gegenſtand; wie blitzen dem Manne die Augen, wenn ihm ein ſolcher Gegenſtand die Seele füllt! Er erzählte mir die ganze Entſtehung derſelben, wie man die alte Baſilica Neronis einzureißen angefangen, der erſte kühne Gedanke zu dieſem ungeheuren Bau, dann wie ſich die Künſtler geweigert und gezagt, den Grund zum neuen Gebäude zu legen, bis endlich Michel Angelo es unternommen, dann wie der Bau nachher oft unterbrochen und erſt unter fünfzig Baumeiſtern vollendet worden. — —

Goethe iſt das wahre Gegenſpiel von aller abſtrakten Weisheit, wenn ſie nämlich in's gewöhnliche Leben hineingezogen wird. Ich möchte Goethen den populärſten Philoſophen nennen, der uns wahre Weisheit in die Seelen redet, auch wenn er dem Scheine nach von ganz kleinfügigen Gegenſtänden ſpricht. — Willſt du ihn charakteriſirt haben, ſo kann ich dir nichts Beſſeres rathen, als die obenerwähnte Recenſion zu leſen, da iſt der ganze Goethe, wie er leibt und lebt. — Wir ſaßen geſtern während des Regens in Goethens Gartenſaale; als es ein wenig aufhörte, ſchlug er mir einen Spaziergang vor in den Park, da blieben wir bis gegen neun Uhr und gingen dann zu Tiſche. — Als ich zu Hauſe kam, fing ich an dir zu ſchreiben, und vertiefte mich dabei in die Zeit hinein. Sage doch, findeſt du es nicht natürlich, daß ich dir bloß von Goethe ſchrieb? Wie konnte ich geſtern anders, da ich nur an ihn dachte; wie kann ich heut anders, da noch ſo viel nach iſt, und du mich ſelbſt aufgefordert haſt! Aber Ordnung darfſt du in meinem Briefe nicht erwarten, du mußt mit inconditis verbis vorlieb nehmen. Ein andermal, wenn ich wenig zu ſchreiben habe, werde ich eine ſo ſchulgerechte Dispoſition in meinem Briefe haben, daß ſelbſt der Dr. Niethhammer nichts zu kritteln finden ſollte.

Es iſt wirklich rührend, die vielen Stimmen zu vernehmen, die hier über Goethe laut ſind. „Ein gütiger, gnädiger Herr,“ das ſind Benennungen ſolcher, die von ſeinem künſtleriſchen Werth keine Ahndung haben. In Jena hörte ich oft über ſein Mißverhältniß mit Herder klagen. Ich glaube ſelbſt, daß beide nicht zum beſten ſtanden; aber wer hat Goethe treuer gepflegt, als er vor drei Jahren ſterbend lag, als Herder? Wer hat an Herders Hinſcheiden innigeren Antheil genommen als Goethe? Goethe erfuhr, daß ein Sohn von Herder achtzig Thaler Schulden habe (dieß weiß ich vom Prof. Stark). Aus Beſorgniß, die Schuldner möchten Herdern noch ſeine letzte Lebensſtunde trüben, hat Goethe die ganze Schuld aus ſeiner Taſche bezahlt. Geſtern ſagte mir eine Frau, bei der ich meinen Mittagstiſch habe, Goethe wäre der Segen Weimars, alles brächte er in's Geleis, und er ſey der Wohlthäter aller Hülfsbedürftigen. Gott weiß es, wie aus ganzem Herzen ich dieſes Wort unterſchreibe. Verdanke ich ihm nicht das Glück meines Lebens? Wie kann ich vergelten, was er mir geworden iſt durch Theilnahme, Rath, Unterſtützung in Schwierigkeiten, durch wahrhaft väterliche Liebe und Herzlichkeit? — Goethe hat mir wahres Kindesrecht verſtattet, er nennt mich ſeinen lieben Sohn, gutes Voßchen u. ſ. w., ich darf ihn beſuchen und zu Rathe ziehen, wobei und wann ich will. Nun, Gott ſey mein Zeuge, daß ich mich beſtreben werde, es an ſeinem Auguſt zu vergelten. Dieſen holden Knaben liebt er wie die zärtlichſte Mutter. Wenn du doch einmal Zeuge wäreſt, mit welcher Liebe er dieſen ſeinen einzigen Sohn liebt. Fünf Kinder ſind ihm geſtorben, und noch jetzt denkt er oft mit Rührung der Entſchlafenen. Haſt du wohl in ſeinem neuen Liede „die glücklichen Gatten“ den einen Vers geleſen, wo er dieſe Empfindung ausſpricht? Auguſt war ſehr krank, und acht Tage hindurch iſt Goethe nicht von ſeinem Bette gewichen. Als er geneſen war, ſtellte er ein Freudenfeſt an. Da hätte ich den Goethe ſehen mögen.

Ich hab' dir ſchon die Schauſpielergeſellſchaft erwähnt, die Goethe dann und wann bei ſich verſammelt und im Deklamiren übt. Er lieſt mit ihnen die ausgeſuchteſten Sachen, weil er zugleich die Abſicht hat, auf ihre Sittlichkeit zu wirken. Er ſagte einmal: wenn das wahrhaft Schöne und Gute Eingang gefunden hat, ſo iſt das Schlechte auf ewig verbannt. Eine ähnliche Geſellſchaft will er nun mit mir, Riemer, Auguſt Bode und noch einigen andern halten. Hier ſollen in mehreren Sprachen und Fächern Werke gemeinſam geleſen und beſprochen werden, und das, wie er ſagte, in den traulichen Abendſtunden, wo man am meiſten zur geſelligen Mittheilung aufgelegt ſey. Zugleich iſt dieſe Geſellſchaft auf die Allgemeine Literaturzeitung berechnet,

Digitized by Google

die gewiß durch ſolche Verabredung, wo ein Goethe an der Spitze ſteht, manche leſenswürdige Recenſion erhalten wird. Ich habe ſchon eine mythologiſche nach Goethens Anweiſung und Belehrung geſchrieben, deßgleichen Auguſt Bode, der gewiß ohne Goethens Beiſtand nicht gewagt hätte ein wichtiges Werk zu recenſiren, und deſſen Beurtheilung vor einigen Wochen ſo allgemeinen Beifall erhielt. Goethe ſelbſt mag lieber Recenſionen ſprechen als ſchreiben, und es wäre jammerſchade, wenn ſo viel Schätzbares, was ihm im Geſpräche entſchlüpft, für das größere Publikum verloren ginge. Von Goethe möchte ich ferner ſagen, was Schiller über den Marquis Poſa ſagen läßt: „Die Splitter ſeines Geiſtes könnten Tauſenden genügen.“

Ich muß dir noch ein Stückchen erzählen, das mir den Goethe ſo unendlich lieb gemacht hat. Als ich zum zweiten mal bei Goethe war, wurde gerade mein Doctordiplom ausgefertigt und Goethen von Jena aus für mich zugeſchickt; mir verſchwieg er's. Auguſt mußte nach Belvedere hingehen, um Lorbeer- und Citronenzweige zu holen. Bei Tiſch wußte ich noch nichts davon. Nach dem Eſſen ſagte Goethe zur Vulpius: „Mein Kind, der Voß ſieht mir noch ſo hungrig aus, man ſollte doch das Gaſtrecht nicht verletzen und ſeinen Freunden wenigſtens ſatt zu eſſen geben.“ Ich entſchuldigte mich in demſelben luſtigen Ton und verſicherte, ich ſey voll ſatt. Es half nichts, Auguſt mußte hinausgehen und den Nachtiſch holen; er kam wieder mit einer großen Schüſſel, die er mir auf den Kopf ſetzte. Nun mußte ich verſprechen, wenigſtens noch einen Biſſen zu eſſen, und vor mich hin wurde das Gericht geſtellt. Denke dir mein Erſtaunen. Ich ſah Goethe an und wußte nichts zu ſagen. Nun wurde mir ſehr herzlich von Goethe, Auguſt und der Vulpius zu meiner neuen Würde gratulirt, Goethe ſchloß mich in ſeine Arme und nannte mich zum erſtenmal „ſeinen lieben Sohn,“ ein ſchmeichelndes Wort, welches er nachher oft wiederholt hat. Gleich darauf ſtellte ſich ſeine fröhliche Laune ein. „Es iſt gerathen,“ ſagte er zur Vulpius, „daß wir des neuen Herrn Doctors Geſundheit in Champagner trinken.“ Sie mußte in den Keller und brachte den Götterkrank; wir hatten ſchon anderthalb Flaſchen getrunken, aber dieſer Nektar mußte doch noch hinzu. Wir haben die Flaſchen bis auf den letzten Tropfen geleert. Während dieſer Operation wurde ich immer Herr Doctor genannt. Ich proteſtirte dagegen. „Nein,“ ſagte Goethe, „heut bleibt er's und morgen auch, aus Strafe, daß er Doctor geworden iſt. Morgen Abend haben wir eine kleine Geſellſchaft, wo auch der neue Doctor Bode ſeyn wird. Da ſoll der beiden Herren ehrenfeſte Geſundheit getrunken und euch der Doctor wieder abgenommen werden.“ Dann drückte er mir freundlich die Hand und ſagte: für uns ſollen Sie der „gute Voß“ bleiben. Unterdeß wirkte der Champagner. Ich ward nicht bloß ſelig, ſondern überſelig. Ich habe Goethen nie nach Wunſche danken können, ich hatte es auch nie verſucht; jetzt konnte ich's. Als wir aufſtanden, war mir der Kopf ein bischen ſchwerer als gewöhnlich, vielleicht Goethen auch, denn er war über die Maßen luſtig. Wir gingen noch ein paar Stunden ſpazieren und im Park hielt mir Goethe eine Vorleſung über die Naturgeſchichte. — Doch ich kann dir unmöglich alles erzählen, was mich intereſſirt. Nimm mit dem Theil vorlieb.

Welch eine Vorſtellung haſt du dir jetzt von Goethe gemacht? Nicht wahr, für einen ſolchen Mann kann man eben ſo viel Liebe als Ehrfurcht fühlen? Aber meinſt du, daß es möglich iſt, jemals das Gefühl der Ehrfurcht in ſeiner Gegenwart fahren zu laſſen? Nein! das kann man nicht; mir iſt, auch wenn ich am freiſten und offenſten gegen ihn bin, immer zu Muthe, wie im Shakeſpeare irgendwo ſteht: „Wenn die Sonne ſcheint, ſo mögen Mücken in ihren Strahlen ſpielen, aber wenn ſie ſich verbirgt, muß alles zu Loche kriechen.“

Ich will nicht ſagen, daß Goethens Gegenwart Zwang auferlegt. Im Gegentheil, das ungezwungenſte Benehmen iſt ihm das liebſte. Nur gewiſſe Grade von Scherz und Munterkeit erlaubt ſich keiner in Goethens Gegenwart, wenn er ſie gleich durchaus nicht verübeln würde. Ich will dir etwas ähnliches ſagen: könnteſt du es über dich vermögen, in einer Kirche einen Commerz zu feiern? Wahrhaftig, ich könnt's nicht, noch Grauns Paſſion anhören, wenn in der Nachbarſchaft ein Dudelſack dudelt. — Mit Schiller geht es mir anders; da kann ſich das Gefühl der frommen Ehrfurcht (mißverſtehe mich ja nicht) mitunter aufgeben. Ich kann manchmal den Schiller vergeſſen und den fröhlichen Menſchen allein ſehen; aber Goethe, auch wenn er am heiterſten iſt, bleibt mir immer das, was ihn zum Goethe macht.

Die Art, wie Goethe die Menſchen betrachtet und demgemäß mit ihnen umgeht, iſt die eines durchaus vollendeten Menſchen. Er verfährt hier ganz contemplativ, er ſieht in jedem Menſchen eine beſtimmte Modifikation der Menſchheit, recht ein Naturforſcher, der jedem Thiere, jedem Pflänzchen ſeinen ehrenvollen Rang zugeſteht. Könnte nun wohl ein Naturforſcher ſich über einen Giftbaum oder eine Kröte (verflucht, daß ſich die auf Goethe reimen muß) ärgern? Nun, ſo verdrießt den Goethe auch ein Kotzebue, ſelbſt ein Merkel nicht. Er denkt, der liebe Gott hat ihnen einmal dieſe eſelhafte Natur gegeben, ſie müſſen ihr treu bleiben. Auch ſolche Subjekte ſind nothwendig zum Heil des Ganzen, wenn

ſie gleich nur negativ wirken. Daher haben auch dieſe Herren die Freiheit, ungeſtraft auf ihn zu ſchimpfen, wie viel ſie wollen. — So iſt Goethe als ruhiger Beobachter; ein anderer freilich, wenn er handeln ſoll und ihm ein Klotz im Wege ſteht; hier duldet er nichts, was der guten Sache entgegen ſteht, er kämpft und ficht, bis der Weg frei geworden iſt. Ich habe ihn ſchon zornig geſehen über Eſeleien und Teufeleien, aber das war der Zorn des Edlen und Gerechten, ein ſchneidender, kraftvoller Unwille, nicht Ausbruch zügelloſer Erbitterung und Leidenſchaft. — Denke an das ſchöne Wort in ſeiner Recenſion über die Grenzen der Duldſamkeit, das alles umfaßt, was über dieſen Stoff geſagt werden kann. — —

Du theurer Goethe, wer kann dich lieben, wie du es verdienſt, und deinen unendlichen Werth ergründen? Nicht wahr, lieber Börm, dem Mann ſieht mans auch aus den Augen, was er iſt. Dieſes Majeſtätiſche in ſeinem Weſen liegt klar in ſeiner Stirne ausgeprägt. Seit ich Stolberg, der mir unvergeßlich ſeyn wird, kenne, habe ich nur vor dieſem einzigen Goethe ähnliche, unauslöſchliche, zum Edlen und Guten fördernde Eindrücke empfangen.

Schiller, dieſen ſanften, anmuthigen Mann und Geſellſchafter habe ich noch nicht oft geſehen. Jetzt iſt er in Leipzig, und als ich vor vier Wochen hier war, waren ſeine Kinder krank. Doch war ich einmal bei ihm zum Abendeſſen, wo ich ihn anfangs ſehr bekümmert über ſeine Kinder fand, nachher aber recht aufgeheitert verließ. Ein paar mal ging ich mit ihm ſpazieren, wo er ganz allerliebſt war. Er ſpricht am liebſten über Gegenſtände des gewöhnlichen Geſprächs (ganz das Gegentheil von Goethe), wenigſtens dann, wenn er, von ſeinen Geſchäften ausruhend, Kräfte zu neuer Anſtrengung ſammelt. Der Mann iſt durchaus hingebender Natur, ſanft und freundlich, aber nicht von der erbärmlichen Freundlichkeit, wegen welcher der Teufel ſchon lange den Hofrath Schütz geholt hat. Ich habe Schiller einmal ſehr einſylbig und kalt geſehen, als ihm im Café ein Jeder Complimente über ſeine Marie Stuart machte. Wer aber in ihm aus wahrer Neigung des Herzens den Menſchen ſucht, der iſt ihm lieb und kann auf jede Auszeichnung rechnen. Auguſt Bode, Hain und ich hatten ihn auf die Maskerade eingeladen — und denke dir den freundlichen Mann! er folgte. Wir ſaßen in der Ecke dicht an dem Zimmer, wo die Farobank iſt, und pokulirten. Wir tranken laut ſeine Geſundheit und klingten an auf ſein Wohlſeyn. Schiller ward ſo aufgeweckt, daß er ſein Stück: „So leben wir," intonirte, worüber ſich einige Studenten, die zugegen waren, höchlichſt verwunderten. Nachher geſellten ſich noch ein Stück vier oder fünf zu uns, und wir hatten in Allem eilf Flaſchen Champagner getrunken. Dulce est desipere in loco. Denke aber nicht, daß es alle Tage ſo zugeht. Nur alle Vierteljahr erlaub' ich mir einen ſolchen Jubeltag, die übrige Zeit wird ganz ſittſam zugebracht. — Schiller geht den 1. Juni nach Jena und bleibt zwei Monate dort. Seine Frau nämlich denkt ihm ein neues Knäblein zu ſchenken, worüber er ſich ſchon ganz und gar im voraus faſt über die Maaßen freut.

Bode und Hain kennſt du wahrſcheinlich. Außerdem habe ich an dem Conſiſtorialrath Günther und meinem Collegen, dem Profeſſor Käſtner, biedere Freunde gefunden. Bei Hofe iſt man mir gewogen, deßgleichen im Hauſe des Herrn von Voigt und des Kammerherrn von Wolfskeel. Dieß alles verdanke ich dem lieben herrlichen Goethe. —

Ich habe den Macbeth aufführen ſehen, meiſterhaft, jeder ſpielte ſeine Rolle vorzüglich ſchön. Weißt du noch, als wir ihn laſen, mit welchen Empfindungen wir ihn aus der Hand legten? — Du ſagteſt recht mit inniger Seligkeit: „Den mut ick ſehn, un ſchull ick up allen Beeren henkrupen." Das fiel mir ein, als ich ſehnſuchtsvoll den erſten Aufzug erwartete. Die Muſik von Reichardt iſt furchtbar ſchön. Durch eine Reihe ſchneidender Diſſonanzen, die nach Auflöſung ſtreben und nicht dazu kommen, winden ſich die Töne, einzelne Paukenſchläge kündigen das ferne Ungewitter an. Der Vorhang wird aufgezogen, unter Donner und Blitz erſcheinen die Unholdinnen. Die Hexen waren manierlich von Anſehen, ſchädlich in der Wirkung; ſie thun ſo eine weit größere Wirkung, als in fürchterlicher Geſtalt, wo ſie mehr komiſch ſeyn ſollen. Gewiß iſt der weiße Teufel furchtbarer als der ſchwarze gehörnte. — Die Teller gab die Lady Macbeth meiſterhaft, beſonders in der Stelle: „Ich hätte ihn ſelbſt ermordet, wenn er in dem Augenblick nicht meinem Vater geähnelt hätte." — Dieſer Reſt zurückgebliebener Menſchlichkeit, welcher das Scheuſal noch ſcheuſeliger macht, ſetzte das ganze Auditorium in ſtarren Schrecken; ſo wirkt Täuſchung und Illuſion! Die Gaſtmahlsſcene war fürchterlich. Die lange hagere Geſtalt ſtieg langſam aus der Erde hervor, die Locken blutig, die Augen ohne Sehkraft, und ſchüttelte den Kopf mit zwanzig Wunden, während Macbeth in verzweiflungsvoller Verzückung daſtand, von ſeinem Gewiſſen gefoltert. Nur durch das Medium ſeiner Verzückung erblicken wir den Geiſt; die Erſcheinung des Geiſtes vollendet ſeinen Zuſtand zu der ſchrecklichſten Wahrheit. Meiſterhaft ſpielten die Tiſchgenoſſen, die mit dem kälteſten Gleichmuth zechten und nichts als den leeren Stuhl ſahen. Fürchterlich iſt es, wie nachher

Digitized by Google

Macbeth zur Lady ſagt: „Morgen will ich die Zauberſchweſtern aufſuchen,“ ohne den Ort zu nennen, wo ſie zu finden ſind. Mir fiel dabei mancher ſchwere Traum ein, wo man auch mit Leichtigkeit nach Orten hingeht, wohin kein Pfad noch Steg führt. Wo iſt ein anderer Weg in die Hölle, als durch's Gefühl und die Einbildungskraft? Ja wahrhaftig, Macbeth iſt ſchon in der Hölle, ſchon recht tief in dem innerſten Abgrund derſelben, in Nacht und ſchreckenvoller betäubender Finſterniß, als er dieſen Ausſpruch thut. Mir haben die Haare zu Berge geſtanden, als er mit wilder Miene in die Höhle zu den Ungethümen trat, die ihn mit Blendwerk umgaukelten. In dem erſten Augenblick neugeſchöpfter Ruhe verſchwand die Hexenküche. Ein ſchöner Zug war's, daß Macbeth nun nach der Erſcheinung greift, gleichſam um den Schatten von dem zu erfaſſen, was nur in ſeiner Viſion dageweſen war. Neben ihm ſtehen Roſſe und Lenox. Er fragt: „Saht ihr die Zauberſchweſtern?“ — Nein, antworten ſie, und ſtanden doch mit ihm auf Einem Flecke. Ungemein rührend und voll Wirkung war die Scene, wo dem Macduf die Ermordung ſeines Weibes und ſeines Kindes verkündet wird. Goethe trocknete ſich die Augen. Fürchterlich wahr iſt am Ende die Nachtwandlung der Lady Macbeth. — Und dann noch der ſchöne Zug, als dem alten Seiward die Nachricht von dem Tode ſeines Sohnes gebracht wird. „Hatte er die Wunde vorn oder hinten?“ fragt er. Vorn, iſt die Antwort. — »Well, then his knell is knoll'd!«

Ja, du guter Junge, ich hätte dir dieſe Vorſtellung gegönnt. Warum konnte mein Wunſch nicht erfüllt werden, als ich dich in dem Augenblicke des ſeligſten Genuſſes zu mir wünſchte! —

Nun, das heißt geſchmiert! Gott ſegne es! — Was ſagt ihr von der Jenaſchen Literaturzeitung, unſerem meiſterhaften Inſtitute? Viele der Halliſchen Profeſſoren ſind ſchon freiwillig zu uns übergetreten. Schütz ſchreit noch immer in die Welt hinein: „Ich bin der wahre Amphitryon!“ Guter Freund, das gönnen wir dir gerne, laß uns der falſche ſeyn. Dieſer war ein Gott, jener ein erbärmlicher Erdenſohn. Bertuch ärgert ſich und ſchäumt vor Neid. Gott gebe, daß ihm invidia rumpantur ilia.

Schütz glaubt es nun durch Lob zu erzwingen, und lobt die Guten und Schlimmen, und denke dir ſein edles Herz, ſelbſt ſeine Gegner, Eichſtädt, Goethe und meinen Vater. Er wirft den Leuten den Weihrauch ſammt dem Rauchfaß an den Kopf, er ſtreut ihnen feurige Kohlen auf's Haupt. — Und nun ihr herrliches Oſterprogramm, der Knochen, den ſie den Hunden vorgeworfen! Was ſoll man ſagen zu dieſem unerquicklichen Beginnen? Etwa was Shakeſpeare ſeinen Oberon ſagen läßt: „Mich jammert am Ende ihr Wahnſinn!“ — Der Teufel hole dieſe jämmerliche Philiſterzeitung, für Philiſterzwecke berechnet, dieſen Kothpfühl, dieſe Miſtjauche von Spießbürgerunrath!

Schütz glaubte bei der Dislocation einem alten Weibe nur einen Zahn auszunehmen, damit ſie nicht mehr beißen könnte, und er merkte nicht, daß er einen Baumſtamm abſägte, der deſto kräftiger wieder aus der Wurzel hervortreibt. — Nun ſoll in unſerer Zeitung der ganze Heyne zu Boden geſchrieben werden; da wird jeder dran arbeiten, der Kraft im Herzen fühlt. Aber polemiſirt wird nicht weiter gegen den Invaliden. Man kann es beſſer machen: man ſtelle alles wieder grade, was er ſchief gebogen hat, und entwirre, was durch ihn und wegen ſeiner zu entwirren iſt, und nenne ihn nicht dabei. Unſere Programme werden in Zukunft ſehr wichtig werden; daß das jetzige von meinem Vater ganz gegen Heyne gerichtet iſt, merkt der Hundertſte nicht, eben weil Heyne nie genannt iſt. — —

Jena, 4. Mai.

Beinahe fürchte ich dich zu langweilen, denn ich ſchreibe dir — allerdings intereſſante Dinge, aber nicht intereſſant. So oft ich einen unausgefüllten Augenblick habe, ſetze ich meinen Brief fort. Kurze Briefe zu ſchreiben erfordert Zeit und Ueberlegung, aber Freunde nehmen auch mit einem ſprudelnden Geſchwätze vorlieb. Kennſt du ſchon den Goetheſchen Almanach? Der enthält ſchöne geſellige Lieder und muß von jedem Dichterfreunde und Sänger geleſen werden. Sieh aber zu, daß du die Ehlersſchen Compoſitionen dabei bekömmſt; ſie ſind unter Goethens Aufſicht gemacht. Die Generalbeichte, das Lied: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie, himmliſches Behagen,“ der Rattenfänger, die Hochzeit des Grafen, das Frühlingsorakel, das ſind Stücke, die wir oft bei Goethe ſingen oder anhören, wenn Ehlers ſie ſingt, der die Stelle eines Femios oder Demodokos vertritt. Herrlich iſt's, wenn Goethe in ſeinem tiefen klaren Baſſe intonirt. Ehlers ſpielt die Guitarre wirklich ſehr ſchön, und den Geiſt der Goetheſchen Lieder hat er auch erfaßt. Viele der Lieder ſind etwas dunkel, zwei derſelben wurden mir erſt bei wiederholtem Durchleſen verſtändlich. Wenn du Aufſchlüſſe über etwas haben willſt, ſo frage nur bei mir an, denn ich habe ſie alle von Goethe in dem gehörigen Ton vorleſen hören, worauf beim eigentlichen Verſtändniſſe alles ankommt. Wie unendlich erhaben gedacht und klar ausgeführt iſt das Lied: Weltſchöpfung! Dagegen muß das exaltirte Schillerſche: Freude, ſchöner Götterfunken ꝛc. verſtummen. Unbegreiflich iſt's,

Digitized by Google

wie noch ſo viele mehr Gefallen an Schillers kräftiger Manier finden (die er in den Jahren 86—98 hatte), als an Goethens beſonnenen ruhigen Dichtungen. Aber dieſe Leute würden auch die Natur lieber haben, wenn ſie in lauter grotesken wilden Zügen ſich offenbarte. Alles Vollendete und wahrhaft Große iſt tief und einfach; Goethens Gedichte haben daher alle eine anſpruchsloſe Außenſeite, eine gediegene Kraft, ohne daß die Anſtrengung der Nerven ſichtbar iſt; Schillers Gedichte aus der früheren Periode ſind freilich voll Geiſt, aber ohne die Ruhe eines beſonnenen Gemüths. Wohl ihm, daß er in ſpäterer Zeit zur einfachen Manier zurückkehrte, und durch dieſe wahrhaft groß ward! Es iſt die Frucht von Goethens heilbringendem Einfluſſe.

Schillers Tell habe ich bis zum Anfang des fünften Aktes geleſen, länger konnte er mir ſein Manuſcript nicht borgen. Dieſes Stück hat einen ganz andern Styl als die Braut von Meſſina. Hier finden wir Handlungen, die durch äußeren Zwang einer mächtigen Einwirkung entſtehen, im Tell freie Weſen. Die feindſeligen Brüder ſind feindſelig und zerſtören ſich, weil ſie müſſen und dem Dämon nicht widerſtehen können, ſo wie die Sprößlinge aus der Familie des Laius; im Tell liegt das Schickſal nur in den äußern Naturverhältniſſen, gegen die der freie Menſch anringt und über dieſelben ſiegt, oder wenigſtens als Held unterliegt, wie beim Philoktet. Ungemein glücklich ſchien mir die Expoſition: ein Flüchtiger, um der ungerechten Todesſtrafe zu entgehen, findet nur das Eine Mittel, über das Meer (!) zu entfliehen. Es iſt ein fürchterliches Ungewitter, und keiner wagt es, ſich dem gewaltigen Elemente anzuvertrauen. Tell allein bietet ihm Hülfe an und ſteigt mit ihm in ein kleines Fahrzeug. In den Gebeten und ängſtlichen Segenswünſchen der Umſtehenden ſehen wir die Größe der bevorſtehenden Gefahr. Aber Tell, ſeinem Muthe trauend, unternimmt und ſiegt. Dieß iſt die ſchönſte Andeutung ſeiner Seelengröße und das ſicherſte Vorgefühl, daß er ähnliche und noch größere Unternehmungen eben ſo glücklich beſorgen werde. Wir ſehen einen Mann, der unter ſichtbarem Schutze göttlicher Vorſicht ſteht, aber die Vorſehung bedient ſich nur natürlicher Mittel, ihn zu erhalten; ſie gab ihm Muth, Unverdroſſenheit und Ueberlegung, beides in allen Fällen richtig anzuwenden u. ſ. w. In einigen Stellen iſt der Lear und Macbeth eben nicht copirt, aber nachgebildet worden. Die Scene, wie er dem Knaben den Apfel vom Kopfe ſchießen ſoll, iſt überaus rührend und einfach. Die ſchmeichelnde Zärtlichkeit des Kindes und der beſorgliche Zuſtand des Vaters u. ſ. w. — dieſes alles zuſammengenommen iſt wirklich ein wahres Gegenſtück zum Arthur im König Johann. Du wirſt deine Freude daran haben, wenn du's Michaelis leſen wirſt.

Auch die Huſſiten habe ich dreimal geſehen. Ich kann es begreifen, daß ſie Senſation und Thränen hervorbringen. — Schlug doch Moſes Waſſer aus Steinen und Felſen; nun, ſo ſchlägt auch Kotzebue Thränen aus den hartherzigen Klötzen. Ich war gar nicht zum Schluchzen aufgelegt, wie die Philiſterfrauen, die hinter mir mit den Schnupftüchern raſchelten, aber die lacrimosa Poëmata Pupi haben dennoch an mir gewirkt. Es geht wie mit den Abführungsbüchern in Klimms unterirdiſcher Reiſe, wo eine halbe Seite ſchon Leibſchneiden hervorbringt. Kotzebue zwingt einen zum Weinen, wie der Harlequin zum Lachen, dadurch, daß er uns unvorbereitet die Rührung einjagt. Als ich ſie zum zweitenmal ſah, wettete ich mit einem Mädchen, daß ſie weinen würde, und hatte die Wette ſchon im erſten Akte gewonnen. Ich war boshaft genug, ſie mir während ihrer Rührung auszahlen zu laſſen. — „Sind Sie ſchon alterirt?" hörte ich eine alte Schachtel die andere fragen. — „Ach Gott!" war die Antwort und Thränen fielen auf's Schnupftuch. — Ein dicker Herr ſagte: „Der Kotzebue iſt doch ein großer Mann." — „Ja wohl," antwortete ich ihm, „und ſo edel, ſo gefühlvoll!" — Goethe hatte ſeinen Geiſt (ſo heißt der Bediente) hingeſchickt; der arme Menſch mußte nach jedem Akte zu Hauſe laufen und berichten. Schiller ſprach ich nach der Vorſtellung; er klagte jämmerlich, daß Kotzebue ſo viel aus ſeiner Jungfrau geſtohlen, und meinte, ſo etwas erlaube ſich kein Rechtlicher und Ehrliebender.

Da habe ich in dieſen Tagen Johannes Müllers Briefe geleſen, welche die Brun (freilich zu ihrer Schande) herausgegeben hat. Müller hat ſich bitter beſchwert, daß vertraute Correſpondenzen ſo in's Publikum gezogen ſind, aber dem Leſer, welchen nur der Inhalt intereſſirt, kann es gleichviel ſeyn, ob ſie rechtmäßig in die Welt gekommen ſind oder nicht. Dieſer edle Schweizer gibt ſich in den Briefen ganz preis wie er iſt; bei keinem Menſchen habe ich eine größere Gewandtheit des Geiſtes, die Fähigkeit, alles Fremdartige ſich anzueignen, vollendeter gefunden, ſelbſt bei Herdern nicht, der ihm ſonſt in der Auffaſſung und Aufbewahrung des Geleſenen ziemlich nahe kommt. Wie ſchön ragen doch ſolche Männer vor den Polyhiſtoren hervor, von denen Jean Paul der allerabgeſchmackteſte iſt, weil er den herrlichſten Stoff durch verkehrte und verſchrobene Imagination — nicht einmal geſtaltet, ſondern zu Mitteln herabwürdigt, ſeine gehaltloſen Phantaſien nur einigermaßen auszuſprechen. — Lies doch ja die Briefe, damit du den edlen Menſchen als Menſch liebgewinnen

Digitized by Google

kannſt; du wirſt ſie nicht ohne große Belehrung aus der Hand legen. Er war in Jena bei uns, aber nur eine kleine Stunde; ich habe ihn eigentlich noch nicht recht kennen gelernt. Seine Recenſionen, Ths. bezeichnet, haben der Zeitung einen gewaltigen Schwung mitgegeben.

Haſt du geleſen, was der Freimüthige über Adelung und Voß freimüthigt? Er will auch mit meinem Vater anbinden, aber für Ehrenmänner exiſtiren die Lumpenhunde gar nicht. Wie glücklich preiſe ich Goethen, daß er Kotzebue nie auf ſeine Lügen und Ausfälle geantwortet hat, ſelbſt dann nicht, wenn Kotzebue ihn beinahe zu zwingen ſchien. Sonſt hatte mein Vater den Grundſatz, auf perſönliche und Angriffe des moraliſchen Charakters zu antworten; aber ich denke, auch hier müſſen Merkel und Conſorten ungeſtört ihr freies Spiel haben. Die Leute wollen nur Aufſehen machen und ſuchen Widerſpruch. Wird er ihnen durch ſtillſchweigende Verachtung verſagt, ſo wollen ſie vor Aerger aus der Haut fahren und ſetzen von neuem und noch toller an. Ich ſah in meiner Kindheit einmal unſere ſelige Frau Nachbarin, die eine Zeitlang auf unſer Dienſtmädchen ſchimpfte und fluchte. Als dieſe ganz kaltblütig ihre Arbeit fortſetzte und ſich im Geringſten nicht ſtören ließ, ward ſie endlich ſo wüthend, daß ſie in die Planke hinein biß — man kann noch heutzutage die Spuren ſehen. Ich begreife es nicht, wie einige Leute es ſich ſo zu Herzen ziehen können, ſolche Ausfälle zu leſen. Die Elegante Zeitung ſcheint mir der Geſinnung nach eben ſo erbärmlich, denn die polemiſirt fortdauernd. Oder berechnen dieſe nur ſie Stimmung des Philiſterpublikums? — Welch ein Aufſehen erregten die Xenien! Aber unter dieſen ſind nur zwei, die man perſönlich nennen kann, und etwa zehn, die immerhin hätten fehlen können, weil ſie hart, obgleich gerecht ſind. Die übrigen ſind durchgängig concentrirte, aus den Schriften abſtrahirte kleine Recenſionen oder vielmehr Endurtheile aus höheren Geſichtspunkten. Ich gebe ihnen meinen vollkommenen Beifall, ſo wie überhaupt die edle Polemik, ſo zu ſagen die göttliche Grobheit, bei mir in großem Anſehen ſteht.

Der Dr. Vulpius, Rinaldo Rinaldini, iſt mein Buſenfreund geworden. Er wohnt mir ſo gerade und nahe gegenüber, wie dir ehemals die Mamſellen Quereten. Ich äſtimire nun ganz beſonders in ihm den Bibliothekar, denn ich kann alles durch ihn von der Bibliothek erhalten, was ich nur will. Er hat einen allerliebſten Jungen von zwei Jahren, der Rinaldo heißt; ich glaube aber, daß der Junge, wenn er einmal berühmt wird, ſeinem Vater dieſen Namen wenig danken wird. Du ſollteſt mich einmal in meiner neuen Wohnung ſehen, wie niedlich ich eingerichtet bin. Ich habe ein Zimmer und drei Kammern, Sopha, Schränke, Kaffeemühle, Weingläſer mit goldenen Rändern. Morgens um fünf Uhr ſtehe ich auf. Ich kann mit Riemern und Auguſt aus meinem Fenſter ſprechen, wie ehemals mit dir, als du bei der Schreibern wohnteſt. Wer am früheſten aufſteht, weckt den andern durch einen lauten Ruf, der in die Ohren dröhnt. Mit dieſem Riemer, den ich innigſt liebe, habe ich noch in Halle gelebt, obgleich nicht mehr als Mitſtudent, denn er iſt ſchon dreißig Jahre alt. Mein Name: „der alte Ehrwürdige" hat mich auch hieher geleitet und wird mir wohl bleiben, bis ich alt und ehrwürdig werde. Goethe hat, wie mir Riemer ſagte, neulich bei Tiſche geſagt: er könne mir ſo recht eigentlich nicht zu, denn bei aller Ehrenhaftigkeit trüge ich doch einen nicht geringen Schalk im Hintergrunde. Wenn mich meine Schüler nur ehrwürdig finden, ſo mag mich die übrige Welt gerne auch als einen fröhlichen Genoſſen kennen, und das wird ſchon werden, denn ich kann, wie du wohl wiſſen mußt, verwünſcht ernſthaft ſeyn.

Heinrich Voß.

Briefe über Liedergeſang.

Letzter Brief.

Können Sie mir's verdenken, verehrte Freundin, daß ich mich auf unſere heutige Beſprechung ganz beſonders freue? Soll ich doch eine Selbſtkopie, ein pſychologiſches Daguerrotyp von Ihnen erhalten, das uns dem Abſchluß unſerer Verhandlungen näher bringen wird. Aber — Sie haben gerechte Bedenken. Sie geſtehen mir, daß Sie ſich bei weitem nicht genug kennen, um ein muſikaliſches Signalement von ſich zu

Digitized by Google

entwerfen. Sie ſind, ſagen Sie mir, viel zu kritiklos, zu kindlich unbefangen über ſich ſelbſt. Nur das Eine haben Sie an ſich wahrgenommen, daß Ihr Gefühl beſonders ſtark angeregt ſey, und daß Sie im Allgemeinen zum Ernſt und zu ernſten Stoffen hinneigen. Aecht weiblich, verehrte Freundin, ächt jungfräulich, wenn für Ihren Blick ſelbſt über Ihrer eigenen Geſtalt jene duftige Verhüllung liegt, die Sie in Ihr Sinnen und Weben abſchließt und Sie glücklich ſeyn läßt in dieſer prüfungsloſen Unbefangenheit. So würde ich denn wohl ſelbſt die Rolle eines weiblichen Porträtmalers übernehmen müſſen und könnte Ihnen hier beſonders zwei Geſtalten vorführen, mit deren einer oder andern Sie ſich vielleicht in gewiſſen Punkten verwandt fühlen, zwei Geſtalten, deren entgegengeſetztes Naturell einer jeden von beiden natürlich auch eine beſondere Stellung zur Muſik und zum Liede ſpeciell zuweiſt, wenn ich nicht fürchtete, mein ungeübter Pinſel möchte hinter der charakteriſtiſchen Wahrheit des Lebens zurück bleiben.

Die erſte ſtammte aus gebildetem Hauſe und war die älteſte unter mehreren Geſchwiſtern, die ſich ſämmtlich einer ſehr glücklichen Begabung erfreuten; ſie ſelbſt galt ſogar für originell und durch und durch geiſtreich. Leider verlor ſie die Mutter ſchon ſehr früh und mit ihr die Quelle, aus der ſie die Nahrung für Ihr Gemüthsleben, für weibliche Innigkeit und Weichheit überhaupt hätte ſaugen können. Aber das Gefühl hatte ſie damit keineswegs verloren, dieſes war vielmehr ſtark in ihr, leicht anregbar und eines faſt männlichen Aufſchwungs, energiſcher Leidenſchaft fähig, allerdings aber auch ohne jenen träumeriſchen Duft, der das weibliche Innere ſo hold verſchleiert, ohne jene reizende Gedankenloſigkeit und Dunkelheit über ſich ſelbſt, die ſich im Leben als kindliche Naivetät, als ſinnige Träumerei kund gibt. Dafür aber wurde ihr Gefühl durch eine immer wache Intelligenz, durch ein klar prüfendes, über allem ihrem Thun ſtehendes Selbſtbewußtſeyn gleichſam unter Aufſicht gehalten und vergeiſtigt. Das Gefühl fehlte ihr alſo nicht, aber es war bewußtes Gefühl, das ſich über ſeine Operationen Rechenſchaft gab und die ökonomiſche Anwendung ſeiner Mittel zu beſtimmten Zwecken mit voller Planmäßigkeit beherrſchte.

Sie ahnen hier eine eigenthümliſche Miſchung der Kräfte, eine großartig angelegte Natur, welche die ihr fehlende Kindlichkeit und Naivetät durch ein geiſt- und ſeelenvolles Innenleben erſetzte, das ſich immer in gebildeter, gewählter Weiſe zu erkennen gab, ein Inneres, das ſich dann auch in ihren Geſangvortrag mit überwältigender Wahrheit ergoß und in Darſtellung der Leidenſchaft z. B. einen bis zur Täuſchung überzeugenden Ausdruck von wirklich erlebtem Geſchick, wirklich gefühltem Pathos annahm. Ihr Auge war blöde und mußte ſich die Gegenſtände, um ſie deutlich zu ſehen, ſehr nahe bringen; aber in dieſen Momenten leidenſchaftlicher Ergriffenheit wurde dieſes Auge groß und ſtrahlend, wie von innen heraus geöffnet und in der Anſchauung einer Viſion verklärt. Sie begreifen, daß der Geſang aus dieſem Munde ſowohl in hohem Grade bewußt und durchdacht, als tief gefühlt und durchdringend ſeelenvoll ſeyn mußte. Und in der That konnte für Partien, wie Donna Anna im Don Juan, für die Leonore im Fidelio, für den hohen Cothurn Schubertſcher Lieder kein vollendeterer Dilettantengeſang gedacht werden, als der ihrige. Unvergeßlich iſt mir ein Abend in ihrem Hauſe, wo ſie vor einer kleinen Geſellſchaft die „junge Nonne“ von Schubert ſang, für mich das erſtemal überhaupt, daß ich dieſe Liedertragödie hörte. Dieſes leiſe Regen der erwachenden Leidenſchaft, dieſe Malerei des Gewitters, das in Wettkampf mit den Stürmen der jungfräulichen Bruſt tritt, dieſer helle Glockenklang vom Thurm, wie eine Stimme aus anderer Welt, dieſe glühende Inbrunſt zum himmliſchen Bräutigam, und endlich dieſes weite, langſame Austönen der beruhigten Empfindung in den Frieden des letzten hinſterbenden Halleluja — es ſind unauslöſchliche Eindrücke in meiner Seele, die mich noch heute zum Entzücken entflammen.

Den Reiz des direkten Gegentheils werden Sie bei der zweiten meiner Charakterfiguren empfinden, einer Natur, die weniger aus Leib und Seele, als aus Heiterkeit und Oberflächlichkeit zuſammengeſetzt erſcheint. Schon ihre äußere Erſcheinung, ihr leichtes, liebenswürdiges Weſen verräth, daß wir hier nichts Eigenthümliches, nichts Bedeutendes zu erwarten haben; dafür aber iſt die ganze Perſönlichkeit friſch und unbefangen, naiv und naturwüchſig in all ihrem Reden und Thun. Jüngſt hatte ſie einen herben Todesfall zu beklagen; aber in ihrem leichten Sinn griff der Schmerz nicht tief, und ſchnell richtete ſich das nur oberflächlich berührte Gemüth aus der erſten Trauer wieder empor. Verſuchen Sie ein ernſtes Geſpräch mit ihr anzuknüpfen, ſo werden Sie ihr nur Verlegenheiten bereiten. Sie merken bald, daß ſie hier nicht auf ihrem Platze iſt, denn ſie macht bei jeder Ihrer Ausſagen große Augen und bejaht ſie zögernd, ohne ſie verſtanden zu haben. Werden Stoffe der weiblichen Empfindungsſphäre berührt, ſo merken Sie auch hier ihre Leere, denn Sie hören von ihr keinen Laut eigener Empfindung, ſondern nur die verſichernde Ausflucht, daß das Tragiſche oder Furchtbare ſchrecklich, etwas Glückliches und Erfreuliches reizend oder lieblich ſey. Wo Sie ein

Digitized by Google

Zeugniß geiſtigen Nachdenkens, einen Ausruf tiefen Gemüthslebens erwartet hatten, flattert Ihnen eine luſtige Redensart entgegen, welche den Kern des Geſprächs in Nichts auflöst. Hier iſt alſo keine Spur von Ernſt, von Reflexion, von Urtheil; Zweifel, eindringendes Nachdenken, erſchütternde Seelenkämpfe ſind ihr etwas ganz Fremdes. — Die ganze Perſönlichkeit iſt ein ewiger Sonnenſchein und wiegt ſich unabläſſig in dem kühlen Elemente der Heiterkeit. Natürlich iſt ſie mit dieſer liebenswürdigen Gemüthsart überall gern geſehen, immer willkommen, ihre Nähe für trübſinnige Naturen äußerſt wohlthuend, eine Erſcheinung, ganz für den geſelligen Umgang, für die Oberflächlichkeit des öffentlichen Lebens geſchaffen.

Ganz dieſelbe Naivetät und Bewußtloſigkeit bringt nun aber unſere Freundin auch der Kunſt entgegen. Genau genommen iſt ſie vermöge ihres heitern Naturells nur auf einen kleinen Kreis von Kunſtobjekten angewieſen, auf jene kindlich einfachen, gefälligen Stoffe nämlich, die ihrem Darſteller nicht die Unbequemlichkeit des Nachdenkens, der aufregenden Gemüthsbewegung zumuthen. Einſchmeichelnde Salonlieder von Proch und ſeinen Richtungsgenoſſen, Loubertſche Kinderlieder, höchſtens einzelne von Mendelsſohn würden ihr ausſchließliches Gebiet ſeyn; für etwas Gediegenes hingegen, in das Innerſte Dringendes iſt ſie nicht entfernt organiſirt, eben ſo wenig wie ihr ernſtes Gegenbild ſich für heitere Stoffe qualificiren würde. Nichtsdeſtoweniger aber ſingt unſere liebenswürdige Freundin alles, was ihr vor Augen kommt, Tragiſches und Komiſches, Schubert und Schumann, ſo gut wie Gumbert und Thießen. Und warum ſollte ſie nicht Alles ſingen, warum ſich irgend etwas verſagen? Hat ſie doch eine ſehr anſprechende, wohlgeübte Stimme und zudem die Fertigkeit, ſich bei jedem Lied begleiten zu können. Warum alſo nicht ſingen, was doch für die Stimme geſetzt und in Noten gedruckt iſt? Nun aber wünſchte ich, Sie könnten dieſem Geſange einmal zuhören — wie bewußtlos und unverſtanden, wie kalt und leer an Empfindung alles klingt und wie ungerührt der Zuhörer bleibt! Die Stimme iſt, wie geſagt, hell und wohltönend und nimmt den Unkundigen unfehlbar für ſich und ihre Lieder ein. Der Eingeweihte aber hört aus all ihrem Geſange immer nur den phyſiſchen Stimmklang heraus, im übrigen nicht das mindeſte; alles Innere, Seele, Wärme, Leidenſchaft fehlt; von dieſen innern Gemüthsmächten, die doch erſt den eigentlichen Herzſchlag eines Liedes ausmachen, hören Sie nicht den leiſeſten Anklang; wo ſie eintreten ſollten, hilft eben nur wieder die Stimme durch forte und piano nach.

Noch eine andere junge Dame könnte ich Ihnen ſkizziren, der eben geſchilderten ſehr verwandt. Dieſe beſitzt gleichfalls eine liebliche Stimme, eine treffliche Schule, während unſere zweite Freundin bloße Naturſängerin iſt, und eine anſprechende Phyſiognomie, die ſich im Geſange nur noch verſchönt. Dazu kommen ein klares Bewußtſeyn über die Oekonomie ihrer Kunſtmittel, ſtrenge Vergegenwärtigung der Regeln ihres Lehrers bei jeder einzelnen Stelle, die nöthigen Schattirungen im Vortrage, ebenfalls nach Vorſchrift der Schule, ſo daß man etwas in dieſer Liedergattung Vollendetes zu hören bekommt, das uns mit dem Eindruck eines Concertvortrags täuſcht. Ich ſage ausdrücklich „in dieſer Gattung," denn nur für das Salonlied iſt dieſe Stimme gebildet, und was ſie Gelungenes leiſtet, geſchieht nur nach Fingerzeigen von außen. Aus ihrem Innern thut die Sängerin nichts hinzu, weil dieſes Innere ſelbſt noch ſchlummert. Die Empfindung iſt noch nicht geweckt oder wenigſtens noch nicht in Stimme und Vortrag eingetreten, Gemüthserfahrungen hat ſie noch keine gemacht, noch dämmert ihr kein Bewußtſeyn von der hohen Schönheit und tragiſchen Größe mancher Lieder. Wenn ſie ſich an ſolchen Hohenliedern vergreift, ſo geſchieht es nur, um ihre innere Unreife dafür zu bekunden. Man hört die vorgeſchriebenen Noten, man hört ſchön gebildete Töne, aber man hört nicht den Athemzug des innern Lebens, nicht das tiefe Wogen der Empfindung, nicht den Jubelklang der entzückten Seele. Nicht einmal für Mendelsſohns leichtere Lieder iſt ihr Inneres flüſſig genug, geſchweige denn für das hohe Pathos der muſikaliſchen Tragiker, für Beethoven, Schubert, Franz und ähnliche. Für dieſe macht die bloße Dreſſur der Stimme noch bei weitem nicht reif.

Ohne Zweifel gibt es noch andere und feinere Schattirungen des weiblichen Charakters auch in muſikaliſcher Hinſicht; aber im Weſentlichen ſcheiden ſie ſich ſämmtlich in die beiden aufgeſtellten Typen. Entweder alſo ſind es, nach dem Vorbilde unſerer erſten Freundin, geiſtig durchleuchtete, ideale Naturen, die ſelbſt mit den erhabenſten lyriſchen Stimmungen vertraut und des Höchſten im Liedergeſange fähig ſind; oder es ſind heitere, glückliche Seelen, gleich unſerer liebenswürdigen Naturaliſtin, die nur für Sonnenſchein und Blumenduft geſchaffen ſcheinen. Sie können keinen Augenblick ſchwanken, in welche dieſer beiden Gruppen Sie ſich einzureihen haben, da Sie mit dem zuerſt gezeichneten Charakterbilde ganz die Richtung auf das Ernſte, die immer rege Lebendigkeit des Gefühls theilen und vielleicht nur in der klaren Bewußtheit über den jedesmaligen Stoff, in der künſtleriſchen Geſtaltung

Digitized by Google

des Ausdrucks, in dem Aufſchwunge zu großartigem Pathos hinter ihm zurück ſtehen. Etwas anderes aber iſt es um die Frage, die uns nun hier unabweisbar nahe rückt: welche Lieder ſind für Sie und ernſte Gemüther überhaupt geeignet, und welche ſind den heitern Singvögeln zu überlaſſen? Die Entſcheidung hierüber iſt nicht ſo ſchwer, als Sie vielleicht glauben; mit der letzten Erörterung haben wir den erſten Schritt zur Löſung dieſer Frage bereits gethan.

Im Grunde nämlich wiederholt ſich die Zweitheilung, in welche wir ſo eben den ſingenden Dilettantismus haben zerfallen ſehen, auf allen Lebensgebieten, auch auf dem der Kunſt und der Muſik insbeſondere. Die Menſchen ſind allerorten entweder ernſt geartet, oder von ſinnlichen Trieben beherrſcht, entweder die höhere Götterwürde, oder die thieriſche Natur kommt an ihnen zum Vorſchein. Demzufolge gibt es in der muſikaliſchen Sphäre entweder ſolche Componiſten, in denen der Adel, die Hoheit, die Gottverwandtſchaft der Menſchennatur zu Tage tritt, oder ſolche, welche vorherrſchend dem Naturtriebe, dem Genuſſe, dem ſinnlichen Wohlgefallen dienen. Tondichter der erſten Gattung möchten wir den Heiligen oder Sehern vergleichen, welche die Gottheit ſelbſt geweiht hat, das Göttliche zu ſchauen und zu menſchlich ſchönen Formen zu verkörpern. Die handwerksmäßigen Componiſten der zweiten Art hingegen (erſchrecken Sie nicht, wir thun einen tiefen Sturz!) können höchſtens als Regimentsſchneider in der Kunſt, als muſikaliſche Stubenmaler gelten, die ihren geringen Gedanken immer denſelben Rock umwerfen, ſie immer mit der nämlichen Tünche überpinſeln. Bei ihnen wird alles nach der Schablone zugeſchnitten und auf Beſtellung gearbeitet; Nachdenken, Geſchmack und Schönheit aber haben ihre Hand dabei nicht im Spiele.

Wünſchen Sie, daß ich mich auch über die beiderſeitigen Compoſitionen eines Näheren erkläre? Erwarten Sie aber nicht, daß ich Ihnen das Geheimniß der muſikaliſchen Conception, den erſten Geburtsakt des Liedes anatomiſch bloßlegen ſoll. Dieſer iſt für uns ein eben ſo Unerforſchliches, Undarſtellbares, als der erſte Bildungskeim unſeres leiblichen Organismus. Hier ſtehen wir vor dem Heiligthum des ewig verhüllten Naturgrundes, vor dem Walten der ungeſehen ſchaffenden Gottheit. Ja, fragen Sie den Componiſten, den Dichter ſelbſt nach den erſten Pulſen ihrer Schöpfungen, ſie am wenigſten werden Ihnen Auskunft zu geben wiſſen. Der Genius kann Ihnen nur mit ſeinen Thaten, mit den fertigen Schöpfungen ſelbſt antworten, das Wie und Wann aber bleibt er Ihnen für immer ſchuldig.

Halten wir uns denn eben ſo an die fertigen Werke und bleiben, der größeren Anſchaulichkeit halber, bei einem beſtimmten Componiſten, etwa bei Schubert, ſtehen. Nehmen Sie von ſeinen anerkannten Meiſterliedern, welches Sie wollen, etwa eines aus dem „Schwanengeſange," der „Winterreiſe," der „ſchönen Müllerin," oder von den Einzelgeſängen die Suleikas, die Harfner- und Mignongeſänge aus Goethes „Meiſter." Zuerſt faſſen Sie die Deklamation des Textes in's Auge, die für die Melodiebildung beſtimmend iſt — wie treffend und wahr iſt hier jedes Wort, jede Note! Recitiren Sie ſich das Gedicht mit Verſtändniß und Gefühl laut vor, Sie werden ganz eben ſo accentuiren, wie Schubert in ſeiner Melodie gethan hat; Hebung und Senkung der Stimme, Beſchleunigung und Verzögerung des Zeitmaßes finden Sie bei ihm in überraſchendem Einklang mit Ihrem eigenen Vortrage. Prüfen Sie ſodann weiter die vorwaltende Grundſtimmung, die Empfindungsregion des lyriſchen Gedichtes, ſpielen und ſingen Sie ſich das Lied vor und fragen Sie ſich dann, ob der Componiſt den Charakter getroffen, ob dieſer Ihnen aus der Muſik eben ſo entgegen kommt, wie aus dem richtig empfundenen Texte, und Sie werden auch hier erſtaunen, ja entzückt ſeyn, wie treu er ihn erfaßt, wie wahr, wie überzeugend er ihn wiedergegeben und wie er ganz denſelben Stimmungsduft über Sie ausgießt, in den ſchon der lyriſche Dichter Sie gehüllt hatte. Ja, Sie werden ſich geſtehen müſſen, daß der Componiſt noch mehr gethan als der Dichter, daß die Empfindung im muſikaliſchen Liede noch eindringender, wärmer, überwältigender an Sie kommt, als in der kargen, knappen Wortſprache der Poeſie, deren arme, kurz verhallende Laute Sie ſich doch erſt ſelbſt mit der Gluth Ihrer eigenen Bruſt durchwärmen, mit der Geſtalten ſchaffenden Kraft Ihrer Phantaſie beleben müſſen. Nehmen Sie endlich (um Sie nur auf die wichtigſten Punkte aufmerkſam zu machen) die innere Harmonie, die geheime Uebereinſtimmung zwiſchen Text und Muſik, wofür es in der bloßen Dichterſprache gar kein Gegenbild zum Vergleiche gibt. Ueberzeugen Sie ſich, wie die gehaltenen Stellen des Textes, die gedämpften Stimmungen des Dichters auch muſikaliſch tief und ſchlicht geſetzt ſind, wie dagegen mit den gehobenen Momenten auch der Tonſchwung wächst, und wie endlich die leidenſchaftlich gewaltigen, tragiſchen Höhepunkte auch in der Muſik, melodiſch wie begleitend, ſich zu rieſigen Gipfeln thürmen, wo alles Kleine und Gewöhnliche in tiefer Niedrigkeit weit unten liegt und die erregte und lobſingende Seele dem Ewigen weltvergeſſend entgegen fliegt. Sie ſehen, ich werde ganz Ekſtaſe gegenüber ſolchen meiſterhaften Liedern, wie ſie mir in dem Augenblicke

Digitized by Google

lebhafter Erinnerung vor der Seele ſtehen, und ich kann nur wünſchen, daß auch Sie die gleiche Begeiſterung aus ihnen ſchöpfen, daß Sie ſich von den einzelnen Schönheiten eben ſo zweifellos überzeugen mögen. Der Proceß ſchreckt Anfangs durch eine gewiſſe Trockenheit, da er mit ganz nüchterner Vergleichung und Prüfung, mit kalt verſtändigem Abwägen beginnt. Aber mit den allmählig hervortretenden Schönheiten wird auch die kritiſche Arbeit immer lohnender, das Gefühl, die Ueberzeugung von immer neuen Reizen gewinnt mehr und mehr die Oberhand und ſchließlich ſind Sie im Geſammtüberblick über die Vollendung lauter Bewunderung, lauter Seligkeit, wie Sie mich eben zu ſolcher haben erglühen ſehen.

Welcher Mißton iſt, neben dieſen Himmelsklängen, das Lied von einem der bänkelſängeriſchen Salonhelden! Beiſpiele anzuführen iſt hier unnöthig, weil dieſe Literatur in tauſend und aber tauſend Exemplaren durch alle Welt verbreitet iſt. Bedürfen Sie aber Namen, ſo vergegenwärtigen Sie ſich Prochs „Alpenhorn," „Und wem ein mächtig Gedenken blüht" von Thießen und anderes. Singen Sie ſich eines dieſer Lieder vor und fragen Sie ſich, ob ich mit meinen Ausſtellungen nicht Recht habe. Schon die Deklamation des Textes iſt nicht richtig. Während in guten Liedern die Melodie aus dem Texte hervorwächst und nur die in Töne umgeſetzte Recitation der Textworte iſt, bleiben dieſe mit ihrem maßgebenden Sinn und Accent im Salonliede faſt ganz unberückſichtigt. Der Componiſt erfindet eine ſentimentale Melodie, die ſich mit Hebungen und Senkungen, mit Längen und Kürzen nicht etwa dem Texte metriſch anſchmiegt, ſondern ihm nur ganz entfernt ähnelt und auf ähnlich klingende Worte eben ſo gut paſſen würde. Text und Muſik gehen hier in Wahrheit auseinander, und doch ſind ſie im Liede ſelbſt auf das Engſte verbunden. Begreifen Sie, welche Widerſprüche, welche Widerſinnigkeiten daraus entſtehen? Auf ganz gleichgültige Sylben legt die Melodie hohe, nachdrucksvolle Töne, und über wichtige Textworte geht ſie mit kurzen, ſchnellfüßigen Tönen hinweg. Unbedeutendes wird zu langathmigem Pathos geſteigert und Gewaltiges ſinkt zu nichtsſagender Spielerei herab. Das kümmert jedoch die Componiſten wenig. Iſt nur die Melodie gefällig und einſchmeichelnd, ſo iſt das Lied, mit all ſeiner ſchreienden Unvernunft, des Sieges gewiß.

Ferner aber iſt die Melodie — und dieß iſt mein zweiter Angriffspunkt — gar nicht in Uebereinſtimmung mit dem Charakter des Gedichtes, drückt gar nicht ſpecifiſch deſſen Grundſtimmung aus, ſondern nur im Allgemeinen eine ähnliche, nicht ganz widerſprechende. Noch hundert andere ebenſolche Melodien könnten erfunden werden, ſie würden zu dem Texte eben ſo gut ſtimmen, als die vorliegende. Auch die Malerei der einzelnen Stimmungsnüancen im Texte — ein dritter Punkt — iſt entweder ganz vernachläſſigt oder roh und forcirt und dadurch unkünſtleriſch. Die Begleitung zumal, die doch den pſychologiſchen Hintergrund der Singſtimme veranſchaulichen ſoll, iſt ganz willkürlich, ganz ohne dieſe nothwendige Rückſicht erfunden; ſie beſchränkt ſich auf die dürftigſte Harmonieſüllung und ſteht meiſt einer charakterloſen Tanzbegleitung mit ihren ſtereotypen Grundaccorden äußerſt ähnlich. Vielleicht im Gefühl dieſes Mangels werfen ſich die Componiſten dafür mit um ſo größerer Plumpheit auf einzelne vielverſprechende Textmomente, die ſich zum Ergötzen unmuſikaliſcher Ohren zu glänzender Bravour und Emphaſe ausbeuten laſſen. Auf dieſe wird dann eine ganz beſonders ſüße Weiſe, eine blendende Figur erfunden, die betreffenden Worte werden, weil ſie doch gar zu ſchön ſind, immer von neuem wieder aufgegriffen und eine Anzahl male refrainartig wiederholt, damit für das Entzücken des Publikums, für den Triumph des Componiſten die volle Garantie vorhanden ſey. Beſonders gegen den Schluß ſteigert ſich das weinerliche Schmachten zu immer forcirteren Ausrufen und Seufzern, bis endlich der theatraliſch impoſante Schluß dem begeiſterten Publikum in die Arme, ich wollte ſagen in die klatſchenden Hände fällt. Da haben Sie die Skizze einer ſolchen in Töne geſetzten Lüge, eines Salonliedes, mit ſeinem unausbleiblichen Effekt. Sie verſtehen, was ich meine, und zeihen mich nicht der Uebertreibung. Ein Lied dieſes Schlages iſt in der That eine große Unwahrheit, eine himmelſchreiende Gewaltthat gegen die Heiligkeit der Kunſt. Die Melodie paßt nicht zum Texte, weil ſie ganz willkürlich erfunden iſt — offenbar eine Unwahrheit, ein Widerſpruch. Die Melodie ſpricht eine Stimmung aus, welche nicht diejenige des Gedichtes iſt — alſo abermals eine Unwahrheit. Die Begleitung malt nicht, was ſie ſoll, den Gemüthsgrund, ſondern iſt eine angeflickte Beigabe; die Textmomente kommen nicht zu derjenigen Bedeutung in der Muſik, welche ihrem Gehalte zukommt, ja ſie werden ſogar in ihr Gegentheil verzerrt und bis zur Unkenntlichkeit verwiſcht. Sie ſehen, es fehlt hier an aller Wahrheit und Nothwendigkeit, dieſen erſten Forderungen unſerer ſittlichen Natur ſchon auf praktiſchem Gebiete, im täglichen Verkehr, geſchweige denn auf dem geweihten, idealen Boden der Kunſt. Zweifeln Sie noch, daß dieſe Lieder wirklich ſchlecht, buchſtäblich nichtsnutzig ſind, und daß die Schönheit hier nicht bloß nicht zu finden, ſondern mit Füßen in den Staub getreten iſt? Ich denke, wir bedürfen nicht

Digitized by Google

weiter Zeugniß und Sie erlaſſen mir die weitere Ausmalung dieſes unerquicklichen Bildes.

Freuen wir uns vielmehr, daß mit dieſer Betrachtung unſer Gegenſtand zugleich zum Abſchluß geführt und die Frage entſchieden iſt, zu welchen Liedern ernſte Gemüther zu greifen haben, und welche für die leichten Naturen die willkommenſte Koſt ſind. Aber wie? Handeln wir nicht grauſam, wenn wir dieſe Glücklichen, die an ihrer Oberflächlichkeit doch nicht ſelbſt Schuld ſind, mit ſo gemeiner Speiſe abfinden wollen? Meine verehrte Freundin, für Leute dieſer Gattung haben dieſe Lieder nichts Gemeines, haben überhaupt keine Mängel. Sie ſtehen der Muſik mit derſelben Unbefangenheit und Kritikloſigkeit gegenüber, wie Allem im Leben, und haben gar kein Gefühl für die innern Unwahrheiten und Widerſprüche dieſer Machwerke; ſie freuen ſich vielmehr, daß es ſolche anſprechende Lieder gibt, freuen ſich, daß ſie dieſelben ſingen können und in ihren Kreiſen Freude damit bereiten. Laſſen wir alſo dieſen Harmloſen ihre Illuſion und nöthigen wir ihnen niemals das Beſſere auf, für das ſie nicht geſchaffen oder nicht reif ſind.

Hiemit ſind wir nun aber auf dem Punkte angekommen, wo wir das außerordentlich wichtige Schlußreſultat aus unſerer ganzen Betrachtung ziehen können, das ſich etwa zu folgenden feſten Regeln formuliren laſſen dürfte. Einmal: *es wähle Jeder die Lieder nach ſeinem Naturell und Bildungsgrade.* Das leichte und heitere Gemüth beſchränke ſich für ſeine geſelligen Zwecke auf die leichten, oberflächlichen, gefälligen Weiſen, die für ſeinen Geſchmack die einzig ſchönen und lohnenden ſind; ernſte und gemüthvolle Naturen aber, die ein wahrhaft äſthetiſches Intereſſe am Geſange nehmen, haben ſich, wenn nicht geſellige Rückſichten zu einer Ausnahme nöthigen, ausſchließlich an die tief empfundenen, gehaltvollen, wahrhaft ſchönen Lieder zu halten. Schubert, Schumann und Franz einerſeits und der ſtets edle Mendelsſohn andererſeits ſind die Schatzmeiſter der Literatur, die ich hier meine. Für die Sängerinnen dieſer zweiten Gattung aber iſt mein weiterer Rath, daß ſie *erſt dann zu den gediegenen Liedern greifen, wenn ihre Gemüthsentwicklung in den Gehalt der Lieder hineingearbeitet iſt*, wenn ſie deren Inhalt an ſich ſelbſt erlebt haben. In dieſen Liedern handelt ſich's um die zarteſten Regungen der Menſchenbruſt, um die tiefſten Probleme der Gemüthserfahrung. Das ganze Heer ſchöner Empfindungen und ſchmerzvoller Kämpfe, wie ſie großen Seelen eigen ſind, iſt in ihnen künſtleriſch niedergelegt. Meinen Sie dieſe Gefühle und Leidenſchaften muſikaliſch wiedergeben, ihnen durch den Geſang zu ihrer Wahrheit verhelfen zu können, wenn ſie Ihnen ſelbſt noch nicht zur Wahrheit, zum eigenen innern Erlebniß geworden ſind? Nein, erſt müſſen Sie in Wirklichkeit glücklich geweſen ſeyn, in Wirklichkeit gelitten und geliebt haben, ehe Sie dieſe Lieder von Glück und Leiden und Liebe ſingen dürfen. Erſt muß das Leben Sie für dieſe Kämpfe erzogen haben, dieſe Kämpfe ſelbſt müſſen in Ihnen Leben und wirklicher Seelenproceß geworden ſeyn, ehe Sie dieſelben in der idealen Verklärung der Kunſtform reproduciren können. So lange dieß nicht geſchehen iſt, haben Sie ſich von dieſen Liedern fern zu halten. Sie werden zum Tempelſchänder, wenn Sie unberufen die Hand an ſie legen.

Wundern Sie ſich nicht, daß ich den Gegenſtand ſo ernſt genommen und ſo gründlich behandelt habe. Ich will niemandem ſein Privatvergnügen ſtören, mich nirgend mit meinem Rathe als maßgebend eindrängen. Aber bedenken Sie, wie verbreitet der muſikaliſche Dilettantismus und wie meiſtens, wenn nicht das Clavier, ſo jedenfalls das Lied der allgemeine Sündenbock iſt, auf den ſich der Unverſtand der Willkür und des hohlen Amüſements wirft, an dem alle die äſthetiſchen Laſter der heutigen Geſellſchaft praktiſch zu Tage treten. Wandern Sie umher in den Familien, ſtellen Sie, offen oder verborgen, Ihre Beobachtungen an, ſammeln Sie Erfahrungen, wie es im Punkte des Liedergeſanges ausſieht — ſo viel Unkenntniß der muſikaliſchen Literatur, ſo viel Bewußtloſigkeit über Werth und Unwerth der Compoſitionen, ſo viel Mangel an Verſtändniß und Auffaſſung, ſo viel affektirte Sentimentalität, wohinter das fehlende Gefühl ſich verſteckt, ſo viel Mißgriffe und Unarten im Vortrag! Wollen Sie es jemand verargen, wenn ihm Angeſichts ſolcher Uebelſtände das Herz ſchwillt und ein Schrei des Unwillens entfährt? Mich wenigſtens hat es gedrängt, die Uebelſtände offen aufzudecken, die Rückkehr aus dieſer Verirrung zu predigen und hinzuweiſen auf die ewig friſchen Quellen der muſikaliſchen Schönheit und Wahrheit, an denen allein Geneſung geſchöpft wird. Dieſer Zweck der Abhülfe hat mich geleitet, wenn ich Ihnen über den Liedergeſang überhaupt geſchrieben habe. Aber ich weiß auch, daß das dürftige Wort noch nicht die Abhülfe ſelbſt, ſondern nur der leiſe Anfang dazu iſt. Das Wort will geleſen und verſtanden ſeyn, mit den praktiſchen Rathſchlägen muß erſt ein Verſuch gemacht werden und den Verſuch muß man wiederholen; er muß gefallen und ſich bewähren, wenn er eine Ueberzeugung zur Reife bringen und eine Aenderung in dem bisherigen Verfahren herbeiführen

Digitized by Google

ſoll. Das iſt ein gar weiter Weg und gar wenig Hoffnung auf durchgreifendes Gelingen. Darum kommen Sie, verehrte Freundin, meinem ſchwachen, verhallenden Worte zu Hülfe. Helfen Sie ihm zur Verbreitung und zum Verſtändniß, machen Sie, was ich Ihnen geſagt habe, bei ſich und andern zur Ueberzeugung, zur That! So nur können ſich die richtigen Anſichten über den Liedergeſang, ſo nur kann ſich eine geſunde Handhabung deſſelben bei uns einbürgern, und nur auf dieſem Wege wird das deutſche Lied, das ächte, tief empfundene, aus Mißbrauch und Verunſtaltung heraus wieder zu Ehren kommen, wie es die Genien der Vergangenheit geſchaffen und uns zu reinem Dienſte überantwortet haben.

Lieder von J. G. Fiſcher.

Menſchlich Loos.

Ich ſah dich gedeihen
An Waſſerbächen,
Du herrlicher Baum,
In der wehenden Triſt,
Darin ſo gerne
Ein Menſchenherz
Der Erquickung ſich aufthut.
Ein glücklicher Frühling,
Ein ſeltener Sommer
Wiegte dich luftig
Unter Küſſen der Sonne
Im Glanze der Tage,
Begoß dich mit Wolken
In gedeihlichen Nächten.

Aus ſtiller Wurzeln
Verborgener Heimath
Triebſt du empor
Im tüchtigen Stamme
Zu ſtrebenden Aeſten
Die flüſſige Kraft;
Lebendig entſprangen
Und mühelos
Die grünenden Triebe,
Der blühende Glanz.

Wie blühteſt du ſchön,
Ein entfalteter Jüngling!
Von keinem Hemmniß
Feindlich berührt,
Und durfteſt ſo frei,
So ſelbergeworden
Und unbekümmert
Die Arme erheben!
Als hätteſt du kaum,
Du Liebling Aller,
Des Segens bedurft
Von Frühling und Sommer.

Das Bächlein floß,
Und rauſchte lieber,
Weil es rauſchte zu deinen Füßen;
Die Vögel kamen
Und ſangen beſeligter,
Weil ſie in deinem Geblätter ſangen.
Die Hauche des Morgens,
Der Dämmer des Abends
Webten um dich,
Wie der Geiſt umweht
Ein menſchliches Haupt,
Welches vom Weine
Der Himmliſchen trank. —

Die Blüthen ſchwanden,
Und ſchmerzlos ſah ich's,
Denn im heiligen Laube
Reifte der Früchte
Schwellende Labung;
Und immer biſt du,
Was du geſollt,
Vollkommen geweſen. —

Ein ander Gewächs auch,
Zum Baume geboren,
Hab' ich ringen geſeh'n
Am verlaſſenen Wege.

Digitized by Google

Frühling und Sommer
Gingen umſonſt ihm
Beſuchend vorüber;
Kein Grünen und Blühen
Sah ich gelingen.
Es wandte von ihm
Ihr Auge die Gunſt,
Die nach Vollendung
Und Fülle begehrt;
Und einſam ſtand er,
Ein lebendig Vergeſſ'ner.

An dich allein,
Der du immer und ganz,
Was du ſollteſt, geweſen,
Denkt unvergeßlich
Wer an Lenz und Blüthe,
An Sommer und Frucht
Lebendig ſich freut.

Aber in Beider
Mahnendem Bilde
Iſt mir erſchienen
Des Menſchenloſes
Unwendbare
Ewige Schickung.

Maitanſe.

Sieh Mädchen, ein Wetter zur Frühlingsnacht!
Blitze die Erde küſſen;
Des Maien ſchwere Blüthentracht
Wird hoch ſich wundern müſſen.
Die Donner dröhnen,
Die Berge tönen;
Es tränkt ihr Herz die Frühlingsnacht
Mit warmen Regengüſſen.

Tief athmet deine junge Bruſt
Im Weh'n gelöster Locken
Und öffnet der Gewitterluft
Den Buſen unerſchrocken. —
So blühen dürfen
Wie du, und ſchlürfen
Heiliges Wachsthum unbewußt,
Iſt mehr als Maifrohlocken!

Claſſiſche Zeit.

Gemildert ſind des Sommers Strahlen
Und ſeine Wetter gehen heim;
Schon füllt der Herbſt in Früchteſchalen
Der Erde Mark und Honigſeim.
Gleichtheilend mißt uns ſeine Wage
Die Klarheit und die Wärme zu,
Und Kraft beherrſcht und ſichre Ruh
Die männlichen Septembertage.

So iſt verrauſcht der Griechenjugend
Gewitterſchwüler Maientag,
Doch eingezogen iſt die Tugend,
Die Männerkraft im Arcopag.
Dem heißen Drang geſunder Geiſter
Entſprießt die ächte Frucht gewiß,
Und Aeſchylos, der ſtarke Meiſter,
Kommt aus der Schlacht von Salamis.

O goldne Zeit! wo du begonnen,
Wo du, ein Götterkind, genaht.
Da ſtrömt des Lebens vollſter Bronnen,
Da reift die Poeſie der That.
Gereinigt alle Herzen lohen
Bis zu der Sonne Herz empor;
Die Looſung ſprechen die Heroen,
Die ganze Nation den Chor!

Digitized by Google

Kunſt.

Guſtav Königs Illuſtrationen der Pſalmen.

Gibt es eine lyriſche Malerei? Laſſen ſich rein lyriſche Dichtungen, wie die Pſalmen, durch die Mittel, über welche der Maler oder Zeichner zu gebieten hat, in einer dem Geiſt und der Geſtaltung der Dichtungen entſprechenden Weiſe darſtellen? — Dieſe Fragen drängen ſich unwillkürlich jedem auf, welcher davon hört, daß ſich ein Künſtler gerade die Pſalmen zum Gegenſtande künſtleriſcher Darſtellung gewählt hat; und ſucht man ſich dieſe Fragen a priori, vom rein theoretiſchen Standpunkt aus zu beantworten, ſo werden ſich der Skrupel und Bedenken ſo viele einſtellen, daß man eher geneigt ſeyn wird, mit einem Nein, als einem Ja zu antworten. In der That ſind die Schwierigkeiten und Widerſprüche, die ſich dem Künſtler bei der Löſung einer ſolchen Aufgabe entgegen ſtellen, faſt unüberwindlich. Was ſtellt eigentlich ein lyriſches Gedicht in ſeinem innerſten Kerne dar? — Eine Stimmung, und noch dazu eine Seelenſtimmung; — wie aber läßt ſich eine Seelenſtimmung ſelbſt und unmittelbar in plaſtiſchen Formen verſinnlichen? Die bildende Kunſt wird doch immer nur das Subjekt, welches ſich in einer Stimmung befindet, oder das Objekt, welches die Stimmung hervorruft, zur Anſchauung bringen können, alſo ſich mit einer indirekten, in das eigentliche Centrum nicht eindringenden Erfaſſung des Gegenſtandes begnügen müſſen. Ferner, wie ſoll die Malerei den Wechſel, den Fortgang, die Entwicklung einer Stimmung ausdrücken, deren Darſtellung die eigentliche Hauptaufgabe der lyriſchen Poeſie iſt? Schon den Fortſchritt wirklicher Handlungen vermag ſie nicht wiederzugeben, wenigſtens nicht in ein einheitliches Bild zuſammenzufaſſen, obſchon ſie hier wenigſtens die Fähigkeit beſitzt, jeden einzelnen Fortſchrittsmoment als ſolchen zu veranſchaulichen; um wie viel weniger alſo wird ſie im Stande ſeyn, die rein innerlichen, ſchlechthin überſinnlichen Uebergänge und ſucceſſiven Nüancirungen von Gefühlen und Gemüthszuſtänden zu verkörpern und die oft höchſt feinen, kaum vom denkenden Geiſt zu erfaſſenden Bezüge zwiſchen den verſchiedenen Motiven einer Empfindung oder den einzelnen Momenten einer Empfindungsweiſe zum Ausdruck zu bringen. — Und wenn ſich nun endlich gar, wie es in den Pſalmen der Fall iſt, die Gefühle, aus denen die Lyrik des Dichters heraus gefloſſen iſt, in mehr oder minder metaphyſiſchen Regionen, um die Idee der Gottheit, um das Verhältniß Gottes zur Welt und zur Menſchheit, um die Fragen der Religion und Sitte bewegen und nicht ſelten aus dem Gebiet der Anſchauung in die Sphäre des reinen Gedankens, aus dem Bereich der ſpecifiſchen Gefühlslyrik in das der didaktiſchen Lyrik hinüber ſpielen — welche Mittel und Wege ſtehen in dieſem Fall dem bildenden Künſtler zu Gebote, dem Dichter auch in dieſe Regionen zu folgen?

Alle dieſe Schwierigkeiten und noch manche andere Inconvenienzen ſind wirklich und thatſächlich vorhanden, und es wird daher die Hereinziehung des lyriſchen Elements in das Gebiet der Malerei ſtets und nothwendig ein höchſt gewagtes und ſchwer auszuführendes Unternehmen bleiben. Daß aber trotz alledem auch dieſe Aufgabe keine ſchlechthin unlösbare iſt, und daß es auch in dieſer Beziehung nur des wirklich dazu berufenen Genius bedarf, um das ſcheinbar Unmögliche möglich zu machen, das hat Guſtav König, der rühmlich bekannte denkende Schöpfer der Illuſtrationen, die wir hier zum Gegenſtande unſerer Betrachtung machen wollen, durch die That ſo ſchlagend bewieſen, daß alle theoretiſchen Skrupel dagegen verſtummen müſſen.

Wer die Zeichnungen Königs ſelbſt geſehen hat und auf derjenigen Stufe der äſthetiſchen, ſittlichen und religiöſen Bildung ſteht, die zum Genuß und zur Würdigung ſolcher tiefgedachten Kunſtwerke unbedingt nothwendig iſt, für den wird unſer eben über ſie ausgeſprochenes Urtheil kaum einer näheren Begründung bedürfen. Man braucht nur vor ſie zu treten, um auf der Stelle von ihnen einen unmittelbar wohlthuenden, den Sinn für Form und Bedeutung gleich befriedigenden und feſſelnden Eindruck zu empfangen. Ehe man ſich noch irgendwie zu ſagen vermag, worin es eigentlich liegt, was uns anzieht und mit Wohlgefallen erfüllt, iſt man darüber völlig mit ſich im Reinen daß man in ihnen etwas wahrhaft Schönes und tief Bedeutungsvolles vor ſich hat; und eben weil ſie dieſe unmittelbare Wirkung auf uns ausüben, zugleich uns aber über das Wie und Wodurch mehr oder minder im Dunkeln laſſen, wirken ſie zugleich über dieſen unmittelbaren Effekt hinaus, indem ſie uns nöthigen, uns länger und eingehender mit ihnen zu beſchäftigen, ſie in ihre einzelnen Züge und Elemente zu verfolgen und uns das, was wir zunächſt unbewußt empfunden haben, nach allen Seiten hin zum Bewußtſeyn zu bringen. Und dieſe nähere Beſchäftigung mit ihnen wird und muß für jeden, dem eine ſinnige Verfolgung ſinniger Ideen keine läſtige Aufgabe iſt, eine Quelle neuen und immer tieferen und reicheren Genuſſes werden. Ganz leicht iſt die Sache allerdings nicht; wer den Sinn der Bilder ſchon mit einer flüchtigen und oberflächlichen Betrachtung zu erfaſſen meint, wird ſich getäuſcht finden; andererſeits aber iſt die Aufgabe auch keine allzuſchwierige, denn der Künſtler hat es verſtanden, mit der Tiefe und Urſprünglichkeit ſeiner Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe zugleich ſo viel Klarheit, und ich möchte ſagen logiſche Folgerichtigkeit zu verbinden, daß

derjenige, welcher Text und Bild ruhig mit einander vergleicht und dem von unten nach oben gehenden Zuge der Zeichnungen folgt, nothwendig den leitenden Gedankengang des Künstlers auffinden und mitgehen muß. Einen großen Vortheil gewährt es freilich, hiebei den Künstler selbst als Interpreten zur Seite zu haben, und daher wird es höchst dankbar aufzunehmen seyn, wenn, wie es im Plan ist, den Kupferstichen, durch die diese interessanten Schöpfungen vervielfältigt werden, ein erklärender Text beigegeben wird, der dem Beschauer Anleitung gibt, dem Künstler auch in seine feineren Intentionen und tiefer liegenden Ideen zu folgen. Aber auch ohne eine solche Beihülfe gewähren die Bilder dem nachdenkenden Geiste wie dem anschauenden Auge die volle Befriedigung; und selbst derjenige, dem Einzelnes von dem, was der Künstler hat ausdrücken oder andeuten wollen, entgehen sollte, wird an den offen sich darbietenden, unverkennbaren Schönheiten einen so reichen und gediegenen Genuß haben, daß er das Mehr, welches der Schöpfer der Zeichnungen bietet, nicht vermissen wird.

Um auch denen, welche bis jetzt keine Gelegenheit gehabt haben, Königs Zeichnungen kennen zu lernen, eine Vorstellung von der Art und Weise, wie er seine schwierige Aufgabe gelöst hat, zu verschaffen und überhaupt die allgemeine Aufmerksamkeit auf das bevorstehende Erscheinen dieser in artistischer und religiöser Beziehung gleich interessanten Compositionen im voraus hinzulenken, müssen wir uns hier auf eine etwas nähere Charakteristik derselben einlassen. Zunächst versteht es sich von selbst, daß der Künstler nicht sämmtlichen 150 Psalmen besondere Illustrationen widmet, sondern sich mit einer Auswahl solcher Psalmen begnügt hat, welche an sich von hervorragender Bedeutung sind und zugleich als Repräsentanten der Hauptrichtungen der psalmodistischen Poesie gelten können. Vor der Hand hat er nur sieben in den Kreis seiner Darstellung gezogen, und auf diese wird sich auch die Sammlung, die zunächst der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, beschränken. *

Das erste Blatt ist, wie billig, dem ersten Psalm gewidmet. Wie dieser den übrigen Psalmen gegenüber eine Art Vorspiel oder Einleitung ist, so bildet auch das erste Blatt zu den übrigen gleichsam das Titelblatt und verfolgt als solches vorzugsweise die Aufgabe, den Beschauer von vornherein in die für die Auffassung des Werks nothwendige Stimmung zu versetzen. Die drei folgenden Blätter beziehen sich auf den 22sten, 2ten und 110ten Psalm, als solche von messianischem Charakter, von denen der erste in der Kreuzigung Christi den Kampf und das scheinbare Unterliegen, der zweite in der Auferstehung den ersten Sieg, und endlich der dritte im Sitzen Christi zur Rechten Gottes den höchsten Triumph des Christenthums behandelt. Die drei letzten Blätter sind dem 19ten, 8ten und 90sten Psalm geweiht und bringen das Verhältniß Gottes zur Welt und zum Menschen zur Darstellung, und zwar dergestalt, daß der erste derselben die Herrlichkeit Gottes in seinen Werken, der zweite die Herrschaft des Menschen im Bereiche der irdischen Schöpfung, und der dritte die Hinfälligkeit alles Geschaffenen und Endlichen und die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu Gott durch Christus zum speciellen Gegenstande hat. Diese Auswahl muß eine entschieden glückliche und sinnige genannt werden, denn sie führt uns in der That in alle Regionen der durch die Psalmen vertretenen alttestamentlichen Lyrik ein und entfaltet vor uns alle diejenigen Anschauungen, in denen sich die religiöse und poetische Begeisterung der Sänger dieser Lieder bewegte.

Was nun die Art und Weise betrifft, in welcher der Künstler seinen Stoff behandelt hat, so müssen wir, ehe wir zur Betrachtung der einzelnen Blätter übergehen können, zunächst einige allgemeine Andeutungen vorausschicken. Er selbst hat seine Illustrationen, wie es zur Vervielfältigung derselben durch den Kupferstich, zugleich aber auch für die Sache selbst das Zweckmäßigste war, in Form von Federzeichnungen ausgeführt, und zwar in einer so meisterhaften, das Zarteste wie das Markigste gleich vollkommen wiedergebenden Weise, daß schon diese technische Seite der Blätter die aufrichtigste Bewunderung verdient. Sämmtliche Blätter sind darin einander gleich, daß jedes derselben aus einer sinnigen und formell schönen Vereinigung von Schrift, Arabesken und architektonisch gruppirten Bildern besteht, dergestalt, daß das Ganze nicht sowohl den Eindruck eines einzelnen Gemäldes, als vielmehr die Vorstellung eines Monuments erweckt, zu dem sich Architektur, Skulptur, Malerei und Poesie vereinigt haben. Die Schrift, in gothischen Formen ausgeführt, gibt dem Beschauer unmittelbar die Worte des darzustellenden Psalms; die einzelnen Bilder, unter denen stets eines als Hauptbild erscheint, geben diejenigen Elemente des Psalms, welche einer bildlichen Darstellung fähig sind, in anschaulicher Form, und endlich die architektonische Umrahmung und Zusammenstellung von Bild und Schrift und die sie umspielenden Verzierungen und Arabesken dienen dazu, die einzelnen Elemente und Momente jedes einzelnen Psalms mit einander zu einem einheitlichen Ganzen zu verknüpfen, ihre gegenseitigen Beziehungen oder Gegensätze anzudeuten und dem Beschauer den Weg zu zeigen, den er bei der Betrachtung des Bildes einzuschlagen hat, um den genetischen Gang der Gedanken nicht bloß in der sprachlichen, sondern auch in jeder plastischen Form verfolgen zu können, und hiebei zugleich eine Masse neuer Lichtblicke in den tiefen Sinn und den innern Reichthum der Dichtungen zu gewinnen, namentlich in diejenigen

* Der Stich der ersten Platten ist bereits von Julius Thäter einerseits und Merz andererseits in Angriff genommen. Die Abtretung des Verlagsrechts hat sich der Künstler bis jetzt noch vorbehalten. Um die Platten auch für das Ausland zugänglich zu machen, werden dieselben so eingerichtet werden, daß sich der Text der Psalmen nicht bloß in deutscher, sondern auch in französischer, englischer und jeder beliebigen andern Sprache einfügen läßt.

Digitized by Google

Seiten derſelben, die ſich vollkommener durch die Mittel der bildenden Kunſt, als durch die Formen der Sprache ausdrücken laſſen.

Die Kunſt, welche der Künſtler in dieſer Beziehung entfaltet, iſt wirklich einzig in ihrer Art. Als jüngſt von einem Schriftſteller über die Muſik die Anſicht ausgeſprochen wurde, die Inſtrumentalmuſik ſey eine rein formelle Kunſt, d. h. ſie könne nur Formen, keinen Inhalt zur Darſtellung bringen, und ſie ſey in dieſer Beziehung mit der Kunſt der Arabeskenzeichnung zu vergleichen, fühlte ſich die Muſik hiedurch ſehr beleidigt, indem ſie ſich über die Arabeskenmalerei weit erhaben fühlte. Hätte man damals von der Bedeutung, welche König der Arabeske zu geben weiß, bereits eine Ahnung gehabt, man würde die Sache ganz anders aufgefaßt haben. Aber freilich widerlegt König durch den tiefen Sinn, den er in die Arabeske zu legen weiß, zugleich die Meinung jenes Theoretikers, als ob die Arabeske ein bloßes, leeres Formenſpiel ohne wirklichen Inhalt, ohne innere Bedeutung ſey. Von wirklich inhaltsleeren Formen kann, genau genommen, überhaupt nicht die Rede ſeyn, ſo wenig in der ſichtbaren, wie in der hörbaren Welt; denn welche höchſt weſentlichen und charakteriſtiſchen Unterſchiede knüpfen ſich z. B. ſchon an den Unterſchied der geraden und der krummen Linie, der eckigen und der runden Figur — ein Gegenſatz, dem, wie ich in meinen „Aeſthetiſchen Forſchungen" nachgewieſen habe, in der Muſik der Unterſchied der staccato oder legato vollzogenen Tonverbindung entſpricht, und auf welchem in der realen Welt eine der Hauptdifferenzen der anorganiſchen und der organiſchen Natur beruht. Jede Form hat zugleich eine ihr urſprünglich und von der Natur eingepflanzte eigenthümliche Bedeutung, und wenn dieſelbe im Lauf der Entwicklung mehr oder minder dem alltäglichen Bewußtſeyn entſchwunden oder wenigſtens verdunkelt iſt, ſo iſt es eben die Aufgabe des Künſtlers, ſie durch naturgemäße Anwendung derſelben wieder zum Bewußtſeyn zu bringen und dem ſcheinbar Bedeutungsloſen eine Bedeutung zu verleihen, der ſcheinbar todten Form eine lebendige Seele einzuhauchen. Wie dieß die Architektur im Bereich der körperlichen, die Inſtrumentalmuſik im Bereich der flüſſigen Formen ſtets gethan hat, ſo thut es auch König im Gebiet der zwiſchen beiden gleichſam in der Mitte liegenden maleriſchen Formen, der auf ebener Fläche ſich darſtellenden Linien und Linienverbindungen, und er weiß — und zwar nicht bloß mit dunklem Inſtinkt, ſondern mit klarem, künſtleriſch durchgebildetem Bewußtſeyn — in die unendlich verſchiedenen Modifikationen, deren die Linie fähig iſt, ſo feine, tiefſinnige, und doch zugleich unmittelbar verſtändliche Gedankennüancen hineinzulegen, daß er in der Art und Weiſe, ſie zu geſtalten, zu verſchlingen und die aus ihnen hervorgehenden Figuren zu gruppiren, wirklich ein Mittel beſitzt, um durch ſie in ähnlicher Weiſe, wie die Sprache durch die Laut- und Wortverbindungen, die Beziehungen und Entwicklungsmomente einer Gedankenreihe zum Ausdruck zu bringen. Seine Darſtellung iſt von dieſer Seite eine Art Ideographie, Hieroglyphik, aber keine abgeſtorbene, verknöcherte, unverſtändliche, ſondern eine ewig lebendige, wie die Formen der Natur natürlich ſich entwickelnde und dem unmittelbaren Gefühl und Gemeinbewußtſeyn zugängliche, weil ſie ſich auch da, wo ſie ſich zum Ausdruck metaphyſiſcher Ideen und logiſcher Beziehungen erhebt, niemals aus dem Gebiet des Schönen, des dem Auge unmittelbar Wohlthuenden verliert.

Um dieß dem Leſer wenigſtens in ſo weit, als es ſich mit bloßen Worten thun läßt, zum Verſtändniß zu bringen, muß ich ein wenig näher auf ein paar der einzelnen Blätter eingehen, und ich werde mich hiebei im Weſentlichen an die mir vom Künſtler ſelbſt gemachten Mittheilungen halten. Ich wende mich zunächſt zum erſten Blatt, welches, wie der erſte Pſalm, das durch alle Pſalmen hindurchgehende Thema von der Glückſeligkeit der Gerechten und der Verdammniß der Gottloſen in den allgemeinſten Grundzügen behandelt. Die Worte des Pſalms ſelbſt ſind folgende: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rath der Gottloſen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch ſitzet, da die Spötter ſitzen; ſondern hat Luſt zum Geſetz des Herrn und redet von ſeinem Geſetz Tag und Nacht. Der iſt wie ein Baum, gepflanzet an den Waſſerbächen, der ſeine Frucht bringet zu ſeiner Zeit, und ſeine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das geräth wohl. Aber ſo ſind die Gottloſen nicht, ſondern wie Spreu, die der Wind zerſtreuet. Darum bleiben die Gottloſen nicht im Gerichte, noch die Sünder in der Gemeine der Gerechten. Denn der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottloſen Weg vergehet." — Um den Grundgedanken dieſer Worte, das verſchiedene Verhalten der Gerechten einerſeits und der Gottloſen andererſeits zum Weſen und Geſetz des Herrn ſchon in der architektoniſchen Gliederung des Ganzen klar und beſtimmt auszudrücken, theilte der Künſtler den Raum des Bildes in drei neben einander befindliche Abtheilungen, eine mittlere von größerer und zwei ſeitliche von geringerer Breite, und beſtimmte den Mittelraum für die Darſtellung der himmliſchen, dagegen die beiden Seitenräume für die Darſtellung der irdiſchen Geſtalten, und zwar den rechts befindlichen für das Lebensbild der Gerechten, und den links befindlichen für die Zeichnung der Gottloſen. Damit ſich von dieſen drei Abtheilungen die mittlere ſogleich als die dem Höheren, Ueberirdiſchen geweihte darſtelle, wählte er als Grundlinie für ſie eine gewölbte, dagegen für jede der beiden Seitenabtheilungen eine gerade, mit der Baſis des Gewölbes in gleicher Höhe liegende Linie und füllte das Centrum der Verzierung unter dem Bogen der gewölbten Linie durch eine Harfe aus, die eine Krone über ſich hat, während er die ſeitlichen Ausladungen dieſer Verzierung in Leuchterarme ausgehen läßt, von denen ſich Candelaber erheben, die dazu dienen, den Mittelraum von den Seitenräumen zu trennen und zugleich die Verſchiedenheit zwiſchen der Opferflamme der Gerechten und der Gottloſen zu zeigen.

Digitized by Google

Die eine, die Flamme des Gebets, ſteigt hell und gerade, wie Abels Opfer, zum Himmel empor, die andere dagegen, die Glut weltlicher Leidenſchaft, iſt, wie das Opfer Cains, im Verlöſchen begriffen, und es geht ein Rauch von ihr aus, der ſchwer und drückend über die Häupter der Verdammten hinzieht. Der rechte Seitenraum wird nach außen hin durch einen zugleich mit zwei ſpringenden Quellen aus einer tulpenartigen Blume aufſteigenden Palmbaum begrenzt; die Grenze des linken Seitenraums hingegen bildet — als Surrogat für die bildlich nicht auszudrückende „Spreu," mit welcher der Pſalmiſt die Gottloſen vergleicht — ein vom Sturm durchſauster, zum Theil ſchon geknickter Baum, an deſſen Wurzel eine Schlange nagt. Auf dem Palmbaum ſitzen Paradiesvögel, durch den halb entblätterten Baum jagen Sturmvögel.

Dieß die architektoniſche Gliederung und arabeskenartige Umrahmung des Bildes, welches ſelbſt aus folgenden Elementen beſteht. Im Mittelraum deſſelben, auf dem Rundbogen der Baſis, ſitzen zwei Engel von koloſſaler Größe, der Engel Gabriel und der Engel Michael. Gabriel, als der Friedenbringer, trägt einen Palmzweig, der ſich nach der Seite der Gerechten hinneigt; Michael hingegen, als Engel des Gerichts, hält in der Rechten das Flammenſchwert und in der Linken die Wage, von welcher die den Gottloſen zugekehrte Schaale als zu leicht hoch in die Höhe geſchnellt erſcheint. Von beiden Engeln geht, wie beim Sonnenaufgang von der Sonne, ein Lichtglanz aus, der ſich in Strahlen über das ganze Bild verbreitet. In dieſem Lichtmeer ſchweben horizontal zwei entferntere Engel, welche das Geſetz empor halten, an dem der Gerechte ſeine Luſt hat, während der Gottloſe darnach gerichtet wird. Im rechten Seitenraum — vom Beſchauer aus gerechnet der linke — vor dem Engel des Friedens kniet ein Sänger, der ſeinen Lob- und Dankgeſang erhebt, aber, auf dem Höhepunkt der Begeiſterung angelangt, nicht mehr in die Saiten greift, ſondern ſeine Arme in ſprachloſem Entzücken ausbreitet. Die Anordnung um ihn herum iſt von der Art, daß durch den Palmbaum, der ſich über ihm ausbreitet, durch die Lilie, die vor ihm aufſchießt, durch die Quellen, die am Fuße des Palmbaums aufſprudeln, ja ſelbſt durch die Saiten der Harfe, die ſich zugleich wie eine Umfriedung ausnehmen, die Vorſtellung eines anmuthigen, abgeſchloſſenen Gartens, eines glückſeligen und ſichern Aufenthalts erweckt wird. — Im linken Seitenraum hingegen, in öder, wüſter Gegend, ſieht man die Gottloſen in drei verſchiedenen Stadien der Verdammniß. Der Vorderſte, der ſein Urtheil ſchon empfangen, liegt im Sumpf und der Ausdruck ſeines Geſichts verräth, daß er ſein Daſeyn verflucht; der zweite, über den das Gericht eben ausgeſprochen wird, kniet und verhüllt ſein Angeſicht; der dritte endlich, der ſein Urtheil noch empfangen ſoll, ſitzt in Erwartung des Gerichts, mit dem Arm aufgeſtützt, auf dem Boden und blickt mit Furcht und Entſetzen zu dem Engel empor.

Ich hoffe, der Leſer wird ſich, ſelbſt ohne das hier beſchriebene Bild geſehen zu haben, von der eben ſo klaren wie phantaſiereichen und ſinnvollen Anordnung deſſelben eine Vorſtellung bilden können und ſich zugleich überzeugt haben, wie es möglich iſt, daß man bei einer denkenden Betrachtung und ſucceſſiven Reproduktion deſſelben einen ganz ähnlichen Genuß empfindet, wie bei der Verfolgung einer lyriſchen Dichtung, ja daß man in ihm ſelbſt von der eigenthümlichen poetiſchen Form der Pſalmen, namentlich von ihrem Parallelismus, ihren Antitheſen, ihren Bildern und Metaphern ꝛc. nicht weniger ein Abbild erhält, als von dem ſie durchwehenden Odem einer gottinnigen Begeiſterung.

Gleich ſchön ausgeführt, gleich tief gedacht und warm empfunden, und inmitten der treuen Feſthaltung des zuerſt angeſchlagenen Grundtones ſtets neu und urſprünglich im Ganzen wie im Einzelnen ſind auch die Illuſtrationen der übrigen ſechs Pſalmen. Sie hier ſämmtlich zu beſchreiben, halten wir nicht für zweckmäßig, weil das beſchreibende Wort doch immer nur ein ſehr dürftiges Surrogat für die wirkliche Anſchauung iſt und für ſich allein nicht zu befriedigen vermag. Beiſpielshalber wollen wir daher nur noch von einem Blatt eine Skizze zu geben ſuchen, und wir wählen dazu das dem achten Pſalm gewidmete.

Dieſer Pſalm iſt ein Loblied auf den Herrn um der Herrlichkeit willen, die der Menſch von ihm empfangen hat. Der Sänger beginnt mit einer Verherrlichung der Natur, namentlich des geſtirnten Himmels, den er ein Werk der göttlichen Finger nennt. Dieſer Herrlichkeit und Größe gegenüber erſcheint ihm der Menſch als klein und hinfällig, und er fühlt ſich zu der Frage gedrängt: „Was iſt der Menſch, daß du ſeiner gedenkeſt, und des Menſchen Kind, daß du ſich ſeiner annimmſt?" — Aber indem er nun ſeinen Blick auf den Menſchen ſelbſt wendet, erkennt er, daß er doch von allen Werken der Natur das herrlichſte, daß er ein Abbild der Gottheit und der Herr und Gebieter der ganzen irdiſchen Schöpfung iſt. Er ſingt daher: „Du ließeſt ihm zur Göttlichkeit nur wenig fehlen,* und mit Ehre und Schmuck haſt du ihn gekrönt. Du haſt ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; Alles haſt du unter ſeine Füße gethan!" u. ſ. w. — Der Künſtler faßt dieſen Pſalm nicht im meſſianiſchen, ſondern im allgemein menſchlichen Sinne, obſchon er es an einer Andeutung, daß das Menſchenthum den Gipfel ſeiner Vollkommenheit in Chriſtus erreicht hat, nicht hat fehlen laſſen. Die Anordnung des Bildes iſt folgende. In der Mitte deſſelben befindet ſich ein ſternartig eingefaßtes Rundbild, welches die höchſt lieblich ausgeführten Figuren des erſten Menſchenpaares, wie es in die Anbetung Gottes verſenkt iſt, enthält. Dieſe Figuren wirken um ſo unwiderſtehlicher,

* Der Künſtler folgt hier den Worten des Urtextes, nicht der Ueberſetzung Luthers, welche dafür fälſchlich bietet: „Du wirſt ihn laſſen eine kleine Zeit von Gott verlaſſen ſeyn."

Digitized by Google

als ſie auf ſchwarzem Grunde ausgeführt ſind, der nur hie und da von blitzenden Sternchen unterbrochen iſt. Ueber dieſem Rundbilde erhebt ſich ein hellfarbiger Vorhang, auf dem der geſtirnte Himmel und der Mond ſchwarz geſtickt iſt. Dieſer Vorhang wird oben durch ein Giebelfeld begrenzt, in welchem ein Seraphinenkopf mit ſeinen ſechs Flügeln zu ſehen iſt; unten hingegen endigt er in einem architektoniſch conſtruirten Raume, der uns als Arabesken zwei Delphine zeigt, aus deren Naſenlöchern Waſſerſtrahlen in die Höhe ſteigen und auf deren Rücken nackte Kinder ſitzen, die den Zaum der Thiere in der Hand halten. — Zu beiden Seiten des bisher geſchilderten Mittelſtücks erheben ſich Seitenarabesken, die insbeſondere dazu beſtimmt ſind, die Herrſchaft des Menſchen über die Natur, namentlich über die Thierwelt, zur Anſchauung zu bringen. Dieſe Arabesken beginnen unten mit Sumpfpflanzen, deren Zweige ſich immer mehr nach oben ausbreiten; außerdem enthalten ſie folgende Bildchen. Unten links ſieht man einen Knaben, der auf einem Löwen reitet. Er hält ſtatt des Zwingſtabs ein Johanneskreuz in der Hand. Unten rechts, als Gegenſtück zum vorigen, ſprengt ein Knabe auf einem Tiger daher. Die Seitenbildchen in mittlerer Höhe ſind dem Verhältniß des Menſchen zu den zahmen Thieren gewidmet; das links befindliche nämlich zeigt uns ein Kind, welches ſein Lämmchen liebkoſt, das rechte hingegen enthält einen Knaben, der einen ſich ſträubenden Ziegenbock beim Barte faßt. Die beiden oberen Seitenbildchen endlich behandeln die Herrſchaft des Menſchen über die geflügelten Bewohner des Luftreichs. Rechts ſieht man einen in der Luft kreiſenden Adler, nach dem ein Knabe ſeinen Bogen ſpannt, um ihn herunter zu holen; links hingegen bändigt ein Knabe den Vogel Strauß, indem er ihn zwingt, ihm als Roß zu dienen; über ihm — als Pendant zum kreiſenden Adler — ſieht man einen Paradiesvogel in den Lüften ſchweben.

Wer dieſe einzelnen Beſtandtheile der plaſtiſchen Compoſition mit den Elementen der Dichtung vergleicht, wird finden, wie eng und treu ſich der Bildner dem Sänger anſchließt, dergeſtalt, daß man in der Zeichnung kein der Dichtung weſentliches Moment vermiſſen wird. Andererſeits aber wird man zugleich erkennen, daß ſich der Künſtler nicht ſklaviſch dem Text unterordnet und mit richtigem Takt ſich diejenige Freiheit bewahrt, die dem Künſtler ſtets geſtattet ſeyn muß, wenn er Vorſtellungen aus dem Bereich einer Kunſt in das Gebiet einer andern übertragen will, ohne der letzteren etwas ihrem Weſen Fremdartiges und Widerſtrebendes zuzumuthen. König hat hiebei mit klarem äſthetiſchen Bewußtſeyn den Grundſatz befolgt, daß es vor allem darauf ankomme, den Grundaccord des darzuſtellenden Pſalms entſprechend wiederzugeben; denn iſt dieſer richtig getroffen, ſo wird ſich im Einzelnen die Correſpondenz zwiſchen Bild und Wort von ſelbſt ergeben, auch wenn hie und da die Verſchiedenheit der ſprachlichen und plaſtiſchen Formen ein etwas weiteres Auseinandergehen verlangt.

Denſelben richtigen Takt zeigt der Künſtler auch in der religiöſen Auffaſſung der Pſalmen. Er vergißt nie den altteſtamentlichen Boden, in dem ſie gewachſen, aber er behält nicht minder im Auge, daß ſie jetzt vorzugsweiſe vom chriſtlichen Bewußtſeyn aufgefaßt werden, und daß dieſe Auffaſſungsweiſe um ſo mehr eine berechtigte iſt, als ſich in den Pſalmen ſelbſt die Ahnung einer noch reineren und vollkommeneren Gottesanſchauung ausſpricht. König ſieht daher mit Recht keinen Anachronismus darin, wenn er — namentlich in den meſſianiſchen Pſalmen — auch Momente aus der Geſchichte Chriſti in ſeine Darſtellungen verwebt; denn er thut ja hiemit weiter nichts, als daß er die Viſionen des begeiſterten Sängers in ſolchen Bildern zeigt, wie ſie dem Bewußtſeyn derer, für welche er dieſe Compoſitionen gearbeitet hat, allein verſtändlich ſind. Sämmtliche Bilder ſind daher in ächt chriſtlichem Geiſte gedacht und empfunden, und dieß wird und muß ſie ſelbſt denen lieb und werth machen, die ſich ſolchen Erzeugniſſen gegenüber mehr durch religiöſe, als äſthetiſche Intereſſen beſtimmen laſſen. Umgekehrt aber iſt das religiöſe Element in ihnen wieder ſo allgemein menſchlich und reinſchön dargeſtellt, daß ſelbſt diejenigen, die dem ſpecifiſch Kirchlichen nicht zugethan ſind, keinen Anſtoß daran nehmen, ſondern ſich ganz dem Genuß der Schönheit als ſolcher hingeben werden. Wer ſich mit einer oberflächlichen Betrachtung der Bilder begnügt, wird vielleicht die Art und Weiſe ihres Autors apokalyptiſch, myſtiſch finden; wer ſie aber genauer betrachtet und ſie ſich in ihren Einzelnheiten klar zum Bewußtſeyn bringt, wird ſehr bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß er es in ihnen mit den Werken eines zwar aus der Tiefe ſchöpfenden, aber durch und durch klaren, ſcharf und logiſch denkenden Geiſtes zu thun hat.

Adolf Zeiſing.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Juni.

Jubiläum des Thereſienordens.

Das Ehrenkreuz der großen Maria Thereſia hat ſein hundertjähriges Stiftungsfeſt begangen und damit die Reihe ſeiner amtlich gefeierten Jahrestage beſchloſſen. Dem alten Herkommen gemäß wird nämlich jeder Jahrestag, der Freude oder Leid begeht, nach Ablauf eines Jahrhunderts „aufgelaſſen," um mich des hier üblichen Ausdruckes zu bedienen. Dieſe Einrichtung iſt ſehr zweckmäßig, denn wenn man alle denkwürdigen Tage fort und fort feiern, an jeden Trauerfall fort und fort ſich erinnern wollte, ſo hätten wir an den 365 Tagen des Jahres nicht genug, um jeden Morgen mit dem Donner der Geſchütze zu begrüßen, an jedem Vormittag ein Requiem zu ſingen, jeden Mittag durch ein Feſtmahl, jeden Abend durch eine Feier zu bezeichnen, ſo daß wir Jahr ein Jahr aus nichts zu thun hätten, als Vormittags zu trauern und Abends luſtig zu ſeyn. Der allgemeinen Regel iſt nun auch die Gedenkfeier des blutigen Tages von Kollin verfallen; fortan wird der Maria-Thereſia-Orden das Ehrenzeichen kriegeriſchen Verdienſtes ohne Mahnung an die Niederlage des größten und gefährlichſten Widerſachers des Hauſes Habsburg-Lothringen vorſtellen.

Die Geſchichte des Ordens während dieſes erſten Jahrhunderts ſchließt ſich mit jener kunſtleriſchen Rundung ab, für welche einſt der Weißenfelſer Müllner den Ausdruck eines „coloſſalen Reimes" vorſchlug. Es bildet ſicherlich einen coloſſalen Reim, daß die jüngſten Ritter des Jahrhunderts gleich den erſten das Thereſienkreuz zu einer Zeit erwarben, in welcher das vom großen Ferdinand II. aus Schutt und Trümmern gerettete Reich auf's neue in Schutt und Trümmer zu zerfallen drohte, ſtatt deſſen aber als Phönix der Aſche entſtieg. Zu allem Glücke jedoch ward der Reim nicht ſo vollkommen, wie er leicht hätte werden können, wenn es nicht — der Himmel ſey dafür geprieſen! — zur Beſeitigung gewiſſer Mißverſtändniſſe gekommen wäre, bevor die grobe Münze von Bronnzell gewechſelt worden, und ſpäter bevor die orientaliſche Frage — eine harte Nuß! — die ſchon bereit gehaltenen Nußknacker an der Grenze Galiziens in Bewegung geſetzt, wobei vermuthlich einige Thereſienkreuze auch auf deutſchem Boden im Kampfe gegen blaue Waffenröcke geholt worden wären. Möge nie ein Tag erſcheinen, an welchem die Nachkommen der 8000 Weißröcke und der 14,000 Blauröcke, welche die Schlacht von Kollin koſtete, ihre Waffen wieder gegen einander kehren! Und wenn es jemals neuen Krieg in der Welt geben ſoll, was leider nicht ausbleiben wird, ſo möge das wackere Kreuz der großen Tochter Karls des Sechſten auch diejenige Uniform zieren, welche dießmal nicht vertreten war und füglich nicht vertreten ſeyn konnte, ſo lange das Ordensfeſt ſich noch ausdrücklich auf den 18. Juni 1757 zurück bezog.

Die Feier wurde am Vorabend, 17. Juni, durch einen Rieſenzapfenſtreich eingeleitet. Ganz Wien war auf den Beinen, was erſt noch zu ſagen ſchier überflüſſig ſeyn wird; es verſtände ſich von ſelbſt, ſelbſt wenn es Spieße geregnet hätte; aber es regnete nicht einmal Waſſer. Das Wetter, in der letzten Zeit meiſtentheils mißgelaunt, hatte ſich erholt. Der Himmel blieb klar, die Luft ruhig; ein liebenswürdiger Sommerabend lächelte auf die Luſtbarkeit nieder. Alle Gaſſen, welche zur Burg hinführen, wimmelten von Menſchen, die ſich dem inneren Burghofe zudrängten, welchen man auch Franzensplatz nennt, ſeit das Denkmal des Kaiſers Franz darin aufgeſtellt iſt. (Beſagtes Denkmal iſt eine geſchichtliche Zierde, leider aber keine künſtleriſche.) Zum Burghofe führen ſechs Pforten, welche dem allgemeinen Verkehr dienen, weßhalb man den Sitz des Kaiſers ſcherzweiſe ein Durchhaus zu nennen pflegt, das Durchhaus Nr. 1. Durch dieſe Thore geht unter andern der Weg nach Mariahilf hinaus, ſo daß alles, was ſich aus der Stadt in Wagen oder zu Fuße zur Mariahilfer Linie begibt, durch die Burg über den äußeren Burgplatz zum Burgthore ſtrömt, aus welcher Urſache der Kaiſer vor drei Jahren neben dem Thor des Hauptweges noch drei Bogen durch ſein Haus brechen ließ. Alle dieſe Pforten beſtürmte ſchon am Nachmittage das zudrängende Volk. Vor acht Uhr wurde der Zugang für Fuhrwerke geſperrt und nur eine ſchmale Gaſſe für Fußgänger freigehalten, die jedoch nicht verweilen durften. Gegen neun Uhr war die Burg ringsum von einer dichten Menſchenmaſſe eingekeilt, ſo daß ſelbſt auf dem ungeheuern äußeren Burgplatz die breite Straße und die geräumigen Baumgänge zu eng wurden und auf den Höhen der Baſteien ſogar das Gedränge ſich ſtaute. Bei alledem genügten Sicherheitswächter in verhältnißmäßig geringer Zahl ohne Beihülfe des Militärs, den Durchgang vom Burgthore zum Durchhauſe Nr. 1., auf welchem der Zapfenſtreich von Mariahilf herunter kommen ſollte, frei zu halten. Es war zum Erſtaunen, weil in neueſter Zeit die Wiener im Allgemeinen die liebenswürdige Gewohnheit angenommen haben, in ungeberdiger Haſt und Jaſt zu ſtoßen, zu drängen, zu puffen und zu knuffen, wo nur ihrer ein paar Dutzend zuſammentreffen. Sie können keinen Bahnwagen beſteigen, ohne ihn mit Sturm zu nehmen, wie Rothhoſen und Rothröcke den Malakoff, ſelbſt wenn noch eine lange Reihe anderer Wagen bereit ſteht, um dem Zudrang mehr als zu genügen. Im Theater wirft ſich der Wiener von neueſtem Zuſchnitt auf ſeinen Sperrſitz wie der ausgehungerte Wolf auf die Beute. Im Wirthshauſe ſchmeckt ihm nicht Speiſe noch Trank, wenn er ſeinen Stuhl nicht mit allen Zeichen von Gewaltthätigkeit eingenommen. Ich war in den jüngſten Jahren oft

Digitized by Google

verſucht, die alte ungezierte Leutſeligkeit der hieſigen Menſchen für verſchollen zu halten; indeſſen fand ſie ſich noch beim gemeinen Manne vor, und die wohlgekleidete Menſchheit hatte nicht verlernt, dem Begegnenden auf offener Straße den Kuß der glimmenden Cigarre zu gewähren, der gemeiniglich mit ſtummer Geberde verlangt wird. Zu dieſen angeführten beſſeren Zeichen geſellt ſich nun die neueſte Erfahrung, daß die lieben Leute wieder die alten zu werden ſcheinen, wenn ihrer über zehntauſend zuſammen kommen. Dieſes Gedränge ohne Gewaltthätigkeit, dieſer friedfertige Aufruhr war ein genußreicher Beſtandtheil der Feier, namentlich draußen auf der Baſtei. Im inneren Hofe hatte man von der Hitze zu leiden; es war ſo ſchwül dort wie in einem überfüllten Saal. Selbſt den Erleſenen, denen ein Fenſterplatz im Burghofe geworden, was manchem durch die Gunſt der Kleinen gelungen ſeyn ſoll, ward vom aufſteigenden Dunſte heiß wie in einer Theaterloge. Die Hörer drunten ſtanden gepreßt wie Auswanderer auf einem Bremer Schiff.

Der Zapfenſtreich war großartig genug, wie ſich denken läßt. Sieben Banden des Fußvolks und der Reiterei und die ſämmtlichen Trommelſchläger aller hier anweſenden Truppenkörper hatten ſich dazu vereint. Den Trommlern waren Pfeifer zugeſellt, — ausnahmsweiſe, um den alten Grenadiermarſch vorzuführen, denn ſonſt gibt es im k. k. Heere keine Pfeife mehr. Dieſe Waffe iſt abgeſchafft. Ich ſage mit gutem Vorbedacht „Waffe," weil der Querpfeife ſchriller Ton, dem Trommelſchlage geſellt, eine außerordentlich belebende Wirkung übt. Wenn die Geſchütze donnern, die Gewehre knattern, die Roſſe wiehern, ſo muß dieſes grelle Pfeifen nothwendiger Weiſe die wilde Stimmung erhöhen, welche ſich des Mannes im Schlachtgetümmel bemeiſtert. Ich bin zwar kein Soldat, ich habe nie im Maſſenkampf das tödtliche Blei nach Meinesgleichen geſendet oder den blanken Stahl gegen eine Menſchenbruſt gezückt, aber dennoch habe ich dieſe wilde Stimmung aus eigener Erfahrung kennen gelernt, weil ich im tollen Jahre gleich manchem andern harmloſen Cumpan zufällig an eine Stelle gerieth, wo ſich die Leute mit Schießen und Stechen ernſtliche Grobheiten machten; mithin kann ich mir recht gut einbilden, wie das Pfeifen den Tiger im Menſchen reizen mag und den natürlichen Muth zur übernatürlichen Wuth ſteigert. Selbigen Tiger zu hetzen, gehört zu den Mitteln und Wegen der Kriegskunſt. Allerdings haben die Oeſterreicher auch ohne Querpfeife eben ſo bewundernswerthe Heldenthaten verrichtet, wie mit ihr, aber gewiß wäre mancher herrliche Burſche vor der verderbenſpeienden Stückſchanze leichter geſtorben, hätte ihm die muntere Pfeife dazu aufgeſpielt. Schade, daß ſie verſtummt iſt!

Aus der Burg bahnte ſich der Zapfenſtreich, begleitet von tragbaren Laternen auf Stangen, den Weg zum Michelerplatz, den Kohlmarkt hinab zur Freiung. Er brachte dem Erzherzog Johann, dem älteſten Würdenträger des Ordens, zuerſt ein Ständchen. An Jahren iſt bekanntlich Vater Radetzky älter, wie der Erzherzog, und nur um neun Jahre jünger als die Stiftung ſelbſt, aber ſein Großkreuz hat er erſt in unſern Tagen erworben; der Feier beizuwohnen, hinderte ihn jener Unfall, der ſich wie ein heimtückiſcher Scherz des Schickſals ausnimmt. Der Held ſo vieler Schlachten, dem der losgelaſſene Tod förmlich auszuweichen ſchien, muß im tiefſten Frieden gleichſam auf einem ſeiner Lorbeerblätter ausgleiten und ein Bein brechen.— Vom Erzherzog ging der Zug mit Trommeln und Pfeifen und mit klingendem Spiel zu Windiſchgrätz und Wimpfen. Die Muſik dauerte bis gegen Mitternacht, und lange hernach ward es erſt ſtille auf den Straßen.

Die meiſten Würdenträger und Ritter des Ordens, auch die ausländiſchen, wohnten der Feier bei, und die wenigen, welche gegen ihren Willen fehlten, verweilten gewiß im Geiſte zu Wien, vor allen der greiſe Feldmarſchall, der von ſeinem Schmerzenlager zu Verona telegraphiſche Grüße an die verſammelten Waffenbrüder ſandte. — Welch ein Anblick, dieſe Verſammlung von Helden zu ſehen! Held iſt hier keine eitle Redensart, denn den Thereſienorden erhält keiner, für den ihn nicht ſeine Waffengefährten als Zeugen ſeiner Thaten ausdrücklich verlangen, und es iſt gewiß keine leichte Sache, die Anerkennung von Kameraden in ſo hohem Grade zu gewinnen, daß ſie anerkennen und bezeugen, einer habe mehr als ſeine Schuldigkeit gethan. — Unter den verſammelten Helden ſahen wir manches noch jugendliche Geſicht. Die Zahl der Anweſenden betrug gegen achtzig, die ſechs Fremden ungerechnet. Die Geſammtzahl der Ritter im k. k. Heere beläuft ſich auf 74, dazu drei Großkreuze und ſechs Comthure, alſo 82 Häupter. Unter dieſen ſah man den greiſen Feldmarſchall Alfred Windiſchgrätz und den kühnen Kroaten Jellacic, das klaſſiſche und das romantiſche Heldenthum des jüngſten Kriegs um Oeſterreichs Fortbeſtand und Wiedergeburt. Windiſchgrätz iſt wie eine Geſtalt aus alter Römerzeit. Ich kann mir ihn nicht vorſtellen, ohne an jene verhängnißvolle Frühlingsnacht von Prag zu denken, wo er mit der Leiche ſeiner ermordeten Gemahlin und mit ſeinem ſchwer verwundeten Sohn auf der Tragbahre inmitten ſeiner Krieger einher zog. Windiſchgrätz war dieſſeits der Alpen unter den kaiſerlichen Heerführern der erſte, welcher dem Aufruhr mit ſiegreichem Ernſt entgegen trat. Schon in ſeiner früheſten Zeit hatte er ſtets mit dem Muthe die ruhigſte Beſonnenheit und die wachſamſte Fürſorge für ſeine Untergebenen verbunden. Einen Zug dieſer Fürſorge bewahrt die Erinnerung. Im Jahr 1815 während des Congreſſes zu Wien führte Fürſt Windiſchgrätz als Oberſt des Küraſſierregiments Großfürſt Conſtantin dem Inhaber das Regiment vor, und zwar am Ufer der Donau. Der Großfürſt, welcher bekanntlich die wüſte Laune ſeines Vaters geerbt hatte, muthete dem Regiment zu, durch den Strom zu ſetzen. Der Oberſt gab es nicht zu. Seine Reiter hatten in den letzten Kriegsjahren ihre Unerſchrockenheit hinlänglich bewährt und es ſchien höchſt unpaſſend, ſie aus Muthwillen zu zehnten. Der zehnte Mann

wenigſtens wäre verloren geweſen. Conſtantin wollte keinen Widerſpruch gelten laſſen und vergaß ſich bis zu einer Beleidigung, welche dem Fürſten keine Wahl ließ, als den Säbel zu zücken. Die Anweſenden drängten ſich dazwiſchen. Später mußte der Großfürſt auf Befehl ſeines Bruders, des Czars, Abbitte leiſten und Wien verlaſſen. Damit war der Handel abgethan, aber die Soldaten haben dem tapfern Führer jene Stunde nie vergeſſen. Und noch heutzutage lächelt der Soldat geringſchätzig, wenn er die alberne Sage vom Jahr 1848 wiederholen hört, Windiſchgrätz habe geſagt: „Die Menſchheit fängt erſt beim Baron an.“ Er weiß das beſſer. — Jellacic (ſprich: Jellaſchitz), iſt ein romantiſcher Rittersmann und Minneſänger durch That und Gedicht. Vor allem wunderſam und abenteuerlich klingt die Mähr von ſeiner Schilderhebung, welche ihm Acht und Aberacht vom Kaiſerhofe zuzog, ohne daß er ſich dadurch in ſeinem treuen Ungehorſam irre machen ließ.

Den nächſten Morgen weckten hundert donnernde Stückſchüſſe. Auf dem Glacis entfaltete ſich ein kriegeriſches Schauſpiel der glänzendſten Art. Mittags reihte ſich daran ein Bankett im Schloſſe und im Garten zu Schönbrunn. Den Abend beſchloß eine Feſtvorſtellung, „Wallenſteins Lager“ nach einem Prolog von Halm. Den militäriſchen Gottesdienſt und das Schaugepränge habe ich nur von weitem geſehen. Nach Schönbrunn hinaus zu kommen, war mir unmöglich. Daß ich nicht im Theater war, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn ich von alledem etwas berichten wollte, müßte ich's aus den Zeitungen abſchreiben, was eine verdrießliche Mühe wäre, die ihr mir ſchwerlich danken würdet. Halms Gedicht habt ihr natürlicherweiſe geleſen und das Herz iſt euch dabei warm geworden. Das iſt kein Gelegenheitsgedicht in des Wortes gewöhnlichem Verſtande, ſondern ein Erguß hoher Begeiſterung, die zu rechter Zeit gekommen.

Verrauſcht iſt das Feſt, die Erinnerung bleibt. Der Eindruck, welchen es hinterlaſſen, iſt ſo ſtark, daß ſelbſt der friedlichſte Spießbürger nicht zu dem übrigens ganz vernünftigen Wunſche kommen kann, der jüngſte der Thereſienritter möge alt wie Radetzky werden, ohne daß je dem Nachwuchs Gelegenheit werde, das Ehrenzeichen zu verdienen. Doch nein, vernünftig iſt der Wunſch wohl nicht; wer etwas begehrt, was der bekannten Weltordnung zuwider läuft, macht ſich frevelhafter Thorheit ſchuldig, namentlich wenn ihn, wie uns Graubärten geſchehen iſt, ein überlanger Friede belehrt hat, wie elendig faul die Welt wird, wenn ſie einige Jahrzehnte hindurch auf dem Lotterbette ruht.

Berlin, Juni.

Wohnungsnoth.

Im vorigen Jahre hatte man ſehr viel gebaut; in dieſem herrſcht noch mehr Thätigkeit, und in den heißen Frühlingstagen ſchienen wirklich Bäume und Häuſer zu wetteifern, wer es ſchneller zur Krone bringe. Im vorigen Jahr war es nicht Bauluſt, ſondern Bedürfniß und Nothwendigkeit, und man verſichert uns, dem Bedürfniß ſey noch lange nicht genügt. Während der orientaliſchen Frage feierte die Spekulation, aber Menſchen, Familien und Anſiedler von außen mehrten ſich unbekümmert darum und ein poſitiver Mangel an Wohnungen zeigte ſich von oben bis unten. Selbſt diejenigen fanden raſchen Abgang, welchen man ſonſt mit Naſerümpfen den Rücken wandte. Daſſelbe hat ſich nun auch in den letzten Quartalen gezeigt. Ein Miether, der am Vormittag dem Wirthe ſeine bisherige Wohnung gekündigt hatte, um ſich nach einer beſſeren umzuſehen, war ſchon am Nachmittag überzeugt, daß er nur theurere und ſchlechtere fände, und wollte raſch die Kündigung unter einigen Bedingungen, zu welchen der Wirth ſich früher ſelbſt erboten hatte, zurücknehmen. Aber die Wohnung war inzwiſchen nicht nur wieder von einem andern gemiethet, ſondern ohne jene Bedingungen für einen verhältnißmäßig höheren Preis, und — zweiundzwanzig andere Suchende waren gleich darauf in den wenigen Stunden bereit geweſen, ſie zu nehmen. Das iſt nur Ein Beiſpiel von vielen, und was in Berlin geſchieht, iſt nur eine Erſcheinung, die ſich in allen großen Städten wiederholt. Wie dem Uebel abzuhelfen, iſt noch nirgends gefunden, nicht in Europa und noch weniger in der alten orientaliſchen Welt. Wenigſtens iſt es bekanntlich in China noch ſchlimmer. Unſere Armen brauchen doch noch nicht auf Flößen und Kähnen im Fluſſe zu wohnen und zu ſchlafen, wie denn auch noch kein Mandarin und Gouverneur einige Maſſacres unter dem gemeinen Volke als zweckdienlich und wohlthätig zu betrachten nöthig hat, um für die zu räumen, welche gar keinen Raum für ihre Leiber mehr finden. Aber die Noth der Armen, wo ſie Wohnungen, d. h. Löcher, im Hofe, im Keller oder unter dem Dache aufbringen ſollen, wird mit jedem Tage dringender, denn mit jedem Tage mehr verſchwinden die alten Häuſer und Baracken, um Paläſten Platz zu machen, und die großen ſogenannten Familienhäuſer, welche eine Geſellſchaft unter dem Namen der gemeinnützigen Baugeſellſchaft, um kleine Wohnungen herzuſtellen, errichtet, ſind, wenn auch wohlgemeint, nur Broſamen unter eine Schaar Hungriger geworfen. Iſt denn aber überhaupt die Einhegung der Armuth in kaſernenartige Gebäude etwas wohlthätiges, eine Förderung der gemeinſamen Zwecke, oder ein Schaden, von dem man wirklich nicht ſieht, wie tief er einfrißt?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 28.

Inhalt.

Eine Wallfahrt nach Troja. III. Seite 649.
Was sich die Kaserne erzählt. Traurige Soldatenstücklein. Seite 655.
Skizzen aus Südfrankreich. Seite 657.
Gedichte von Ludwig Seeger. Seite 664.
Korrespondenz-Nachrichten.
Berlin. (Schluß.) Seite 666. — Königsberg. Seite 668. — Hamburg. Seite 670.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[39] **Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

(Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon.)

Zwölf Bände. 8. 25 Thlr. 10 Ngr. Elegant gebunden in Leinwand 29 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 152 Heften zu 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses Werk liegt nach neunjährigem Erscheinen nunmehr **vollständig abgeschlossen** vor. Es hat sich in hohem Grade die Anerkennung des Publikums wie der Kritik und eine geachtete Stellung in der Literatur erworben. Als ein **vollständiges, abgerundetes Bild unsers Zeitlebens,** das in längern Aufsätzen, die größtentheils von den angesehensten deutschen Schriftstellern herrühren und zugleich eine höchst interessante und anziehende Lectüre bilden, ebensowohl die politischen Begebenheiten aller Länder und Staaten als die gesellschaftlichen Zustände und Wissenschaft, Kunst und Gewerbe darstellt, ist es von bleibendem Werthe für die Zeitgeschichte der Gegenwart. Eine am Schluß gegebene Systematische Inhaltsübersicht zeugt von dem Reichthum und der Wichtigkeit des Werks.

Frühere Abnehmer des Werks, denen einzelne Hefte oder Bände fehlen, werden gebeten, sich dieselben bald anzuschaffen, da die Nachlieferung nur für eine kurze Zeit noch garantirt werden kann.

---

[48] Bei **Ch. Graeger** in Halle erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich der Große

von

Thomas Babington Macaulay.

Mit einem Vorwort des Uebersetzers. Preis: 15 Sgr.

Diese noch nicht übersetzte und selbst in einem Abdruck des Originals noch nicht vorhandene, höchst interessante Schrift des großen englischen Geschichtschreibers darf als die geistvollste Charakteristik Friedrichs des Großen bezeichnet werden.

In Unterzeichnetem ist erschienen:

Allgemeines Kirchenblatt

für das

evangelische Deutschland.

Im Auftrage der evangelischen Kirchenbehörden herausgegeben

von

Prälat v. Moser.

Jahrgang 1857. Nr. 16—21.

Inhalt. Württemberg: Die Geldentschädigung für die Besoldungsnaturalien der Geistlichen und Lehrer in den hofkammerlichen Bezirken. Großherzogthum Hessen: Ueber die Frage, ob für solche Kinder, deren Confirmation in einer auswärtigen gewünscht wird, besondere Erlaubniß einzuholen sei. — Die Sonntagsfeier, insbesondere die Vornahme landwirthschaftlicher oder gewerblicher Arbeiten an Sonn- und Festtagen. — Das Hausiren mit Bibeln und Gebetbüchern. Das Verhalten der Geistlichen bei kirchlichen Ehrenverkündigungen. — Die Annahme von Ehrengeschenken von Seiten öffentlicher Diener. — Die Jahresversammlung des Gustav-Adolph-Vereins zu Obergugelheim. — Die Berichtigung der in dem Regierungsblatte vorkommenden Druckfehler. — Die Anschaffung der Hostien für die evangelischen Pfarreien des Landes. — Preußen: Die neuerdigirten Bestimmungen über die Aufnahme von Knaben ins Kadettencorps. — Das polizeiliche Einschreiten gegen ein Concubinat. — Die Vorlegung und Verabfolgung der Duplikate der Kirchenbücher an die Departements-Ersatz-Commissionen. — Sachsen-Weimar-Eisenach: Rechtzeitige Wahl von Taufpathen. — Großherzogthum Hessen: Die Feier der allgemeinen Buß- und Bettage. — Die sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln. — Die portofreie Versendung evangelischer Kirchengelder. — Sachsen-Weimar-Eisenach: Die Gebühren für Taufen unehelicher Kinder. — Preußen: Die Ablösung der den Geistlichen und Schulinstituten, sowie den frommen und milden Stiftungen ꝛc. zustehenden Reallasten. — Großherzogthum Baden: Aufforderung der obersten evangelischen Kirchenbehörde zu einer am Reformationsfest 1857 in allen evangelischen Gemeinden zu erhebenden Collekte. — Großherzogthum Hessen: die Wahrung der den Kirchen und milden Stiftungen zustehenden Obereigenthumsrechte in den Grundbüchern, sodann die Voraussetzungen für Löschung derartiger Rechte in denselben auf den Grund eintretender Alleidifikationen von Erbleihen und Landsiedelgütern. — Die Abschaffung des Handbuchs des Kirchenrechts von Zertsch. — Die Sicherstellung hypothekarischer Kapitalanlagen gegen ältere Pfandforderungen durch die hiebei erforderliche Fürsorge für vollständige Tilgung derselben. — Preußen: Eine allgemeine Kirchencollekte für Kempen. — Die Empfehlung der liturgischen Beiperandachten für die St. Matthäusgemeinde von Wendel. — Württemberg: Die Gesuche um Verminderung der Eide und erhöhte Feierlichkeit bei der Eidesabnahme. —

Dieses Blatt erscheint wöchentlich nach Maßgabe des vorhandenen Materials in einem ganzen oder halben Druckbogen und kostet am Druckorte fl. 3. — oder Rthlr. 1. 22 Ngr. per Jahrgang. Auswärtige Bestellungen auf dasselbe können bei dem königl. Hauptpostamte Stuttgart, sowie bei sämmtlichen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands gemacht werden.

Stuttgart und Augsburg, Juli 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geistliche Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Uebersetzt von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Erster und zweiter Band.

gr. 8. Preis jedes Bandes fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Inhalt: I. Gift und Gegengift. — Das große Welttheater. — König Ferdinand der Heilige. — Das Schiff des Kaufmanns. — Balthasars Nachtmahl. — II. Der göttliche Orpheus. — Der Maler seiner Schande. — Die eherne Schlange. — Amor und Psyche. — Der Waldesdemuth Krone. — Der Sünde Zauberei.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[40] **Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Lorber und Myrte.

Historisches Charakterbild in drei Aufzügen

von **Karl Gutzkow.**

8. Geh. 20 Ngr.

Dieses in Versen geschriebene Charakterbild, dessen historische Wahrheit auf Cardinal Richelieu's Stellung zur Literatur seiner Zeit und vorzugsweise zu Pierre Corneille, dem Dichter des „Cid", begründet ist, bildet die erste Abtheilung des neunten Bandes der **Dramatischen Werke Gutzkow's.**

Die bisher erschienenen Bände enthalten:

I. Richard Savage. Werner. — II. Patkul. Die Schule der Reichen. — III. Ein weißes Blatt. Zopf und Schwert. — IV. Pugatscheff. Das Urbild des Tartüffe. — V. Der dreizehnte November. Uriel Acosta. — VI. Wullenweber. — VII. Liesli. Der Königslieutenant. — VIII. Ottfried. Fremdes Glück. Lenz und Söhne. — IX. 1. Lorber und Myrte.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 28. 12. Juli 1857.

High barrows, without marble, or a name,
A vast, untill'd, and mountain-skirted plain,
And Ida in the distance, still the same,
And old Scamander (if 'tis he) remain'
The situation seems still form'd for fame —
A hundred thousand men might fight again
With ease —

Byron.

Eine Wallfahrt nach Troja.

III.

Das nächſte Ziel war der Endpunkt des oft erwähnten Querzuges, die Stätte des alten Ilium, welches wir mit dieſem Namen von dem homeriſchen Troja ein für alle mal unterſcheiden. Man durchmißt die ganze Breite des Schlachtfeldes und wird ſogleich zu den ſchwierigſten Fragen der homeriſchen Topographie geführt, denjenigen nach der Beſtimmung des Simois und Skamander, und was eng damit zuſammen hängt, nach der Lage des alten Troja ſelbſt. Verfolgen wir daher deſto aufmerkſamer unſern Weg; erſt die Kenntniß des Lokals wird das Verſtändniß der Streitfragen möglich machen.

Trotz des Parallelismus ihrer Formen iſt vom Sigeum aus genommen die Anſicht der Ebene eine bei weitem andere als diejenige vom Standpunkt des Rhoeteum. War das linke Thal dort ſchmal und ſcharf begrenzt, in enger Bergſchlucht ſich verlierend, ſo iſt das rechte hier eine weite Fläche von den größten Dimenſionen und ſo wenig markirt, daß der mittlere Höhenzug ſich nur ſchwach von ihm abhebt, die Kette des Rhoeteum aber in der Ferne verſchwimmt. Ein weiter Halbkreis anſehnlicher Berge ſchließt es in faſt gleicher Breite mit ſeinem Anfang und ſeiner Mitte ab. Je mehr in den Karten die gleichförmige Bildung beider Theile hervorzutreten pflegt, deſto wichtiger iſt es, dieſe ihre weſentlichen Unterſchiede ſich gegenwärtig zu halten. Manche der Folgerungen, welche wir aus jener Uebereinſtimmung abgeleitet finden werden, und die vom Papiere aus außerordentlich anſprechen, muß die Autopſie entſchieden zurückweiſen.

Eine zerſtörte Brücke am Fuße unſeres Höhenzuges auf ebenem Grunde gibt auch hier Zeugniß von den winterlichen Ueberfluthungen. Die Anhöhe unter derſelben wurde von Lechevalier für den gemeinſchaftlichen Grabhügel der Griechen genommen, den ſie nach dem erſten Treffen zugleich mit der Schutzwehr des Lagers errichten (VII, 436). Aber ſie iſt offenbar eine natürliche und die Erwähnung jenes Grabens eine ſolche, daß man leicht erkennt, er gehörte nicht zu den der Dichtung als Anhalt dienenden Punkten, ſondern iſt vielmehr ſelbſt erſt ein Erzeugniß derſelben. — Nun paſſirt man wiederum den Mendereh. Sein Bett iſt jetzt tiefer, ſeine Ufer höher und ſteiler und dicht mit epheu- und weinumrankten Ulmen beſetzt; aber die

ſchmale Waſſerrinne in der Mitte bildet einen kläglichen Contraſt zu dieſen und ſeinen ſonſtigen Anzeichen eines gewaltigen Bergſtromes. Dann wechſelt Sumpfland mit fruchtbaren Melonen-, Mais- und Kornfeldern ab; hie und da dient der durchhöhlte Boden eines Osmaks (Flüſſe, welche nur zur Regenzeit Waſſer halten) und ſeine Nebenbäche als natürliche Kanäle, den Waſſerbedarf ab- und zuzuleiten. Mitten in dieſer blühenden Umgebung liegen wie ein Wüſtenſtrich die verfallenen Hütten eines verödeten Dorfes (Kumliö), unter den Ruinenſtätten ſo vieler Zeiten und Geſchlechter, welche dieſelbe Fläche neben einander trägt, unſtreitig die jüngſte, und von welcher doch immer noch jede Spur eher verwehen würde, als von den faſt um zwei Jahrtauſende älteren Römerſtädten, wenn nicht die Kirchhofsſtätten rings herum mit ihren verſtreuten, von jenen Orten her geplünderten Fragmenten einige Dauer verſprächen.

Noch eine Viertelſtunde, dann hat man den Endpunkt des Querzuges erreicht; er läuft in einen beträchtlichen, faſt halbkreisartig abgerundeten Hügel aus; um dieſen windet ſich der Weg herum, und an der Nordſeite vom Thymbrathale aus ſeinen Rücken hinauf. Hier erſcheint ſeine Geſtalt völlig verändert; man glaubt ſich in einer weiten Fläche, nicht auf einem Bergkamm zu befinden, ſo allmählig leitet er zu den höheren Bergen im Hintergrunde und zur weſtlichen Ebene über. Eine breite Senkung theilt ihn anfangs in zwei Zweige, deren nördlicher das Dorf Tſchiblak, deren ſüdlicher einen Hain ſtämmiger Valonneneichen und in und um ihn die bedeutendſte Trümmerſtätte der Ebene trägt, Trümmer des alten Ilium.

Es iſt unmöglich, Umfang und Grenzen der Stadt genau zu beſtimmen; ihre Spuren und Reſte liegen ſo weit aus einander, daß die dadurch vorgezeichneten Dimenſionen mit der geringen Bedeutung der Stadt nicht wohl zu vereinigen ſeyn würden, wenn man nicht bedächte, wie die Pietät Alexanders und ſeiner Nachfolger ſie zu heben bedacht war und ſie mit allen den Prachtbauten zierte, welche den großen Städten jener Zeit eigen waren. Soll doch, was freilich übertrieben klingt, Lyſimachus ſie mit Mauern von vierzig Stadien, d. h. einer deutſchen Meile im Umfang umgeben haben. Zunächſt iſt das Dorf Tſchiblak ſelbſt ſo durchaus ein Flickwerk antiker Reſte, welche bald als Mauerbalken, Thürpfoſten, Schwellen, Dachſtützen oder Dachbeſchwerer dienen, bald zu Stegen, Brücken oder Brunnen verwendet ſind, daß die Fundgrube dieſes Baumaterials ſehr nahe ſeyn mußte. Dann iſt aber auch jener Eichwald auf der faſt eine Viertelſtunde davon entfernten gegenüber liegenden Höhe mit ſo gewaltigen Bauſtücken ſo dicht beſäet, daß allein an ein Verſchleppen für den Bedarf des Friedhofs nicht gedacht werden kann. Um dieſe Punkte herum gruppiren ſich dann die übrigen Trümmer und Spuren der Stadt. Einige hundert Schritt von dem zuletzt genannten Platze entfernt ſtarren in einem weiten Viereck vier gewaltige Granitſäulen halb vergraben aus dem Boden empor; man vermuthet anfangs die Spuren eines Tempels in ihnen, bis eine nähere Beſichtigung zeigt, daß ſie theilweiſe verkehrt hineingeſenkt ſind, mithin ihre jetzige Stellung erſt ſpäterer Hand verdanken. In der Senkung verfolgt man den Gang der Stadtmauer; auf der Höhe ſcheinen ſich Spuren von Waſſerleitungen und weiter hinauf auch einer Ummauerung der Akropolis zu finden; aber ſelbſt ein Theater und Bäder, wie Forchhammer, entdecken zu wollen, ſchien uns zu gewagt.

Daß dieſer Ort nun wirklich die Stelle des alten Ilium ſey, iſt zu häufig und zu ſicher bezeugt, um jemals beſtritten werden zu können. Aber ebenſo war es eine von den Ilienſern eifrig gepflegte und von dem übrigen Alterthum gläubig angenommene Meinung, welcher auch Alexander, wenn er hier der Athene und dem Priamus opferte und ſich mit angeblichen Reliquien verſorgte, und nach ihm Cäſar und Conſtantin der Große, wenn ſie es eine Zeitlang zum Sitz des römiſchen Reiches auserſehen hatten, huldigten, daß, wie ſie ſelbſt die Abkömmlinge der alten Trojaner, ſo ihre Stadt eine Tochter des homeriſchen Troja ſey. Und dieſe Anſicht, obwohl ſchon von Strabo eifrig bekämpft, hat in der jüngſten Zeit ihre hartnäckigen Vertheidiger gefunden, ſo daß Tſchiblak oder Bunarbaſchi noch heute die Loſung aller Troja-Pilger iſt. Wir verſchieben unſer Urtheil darüber auf das Ende der Wanderung; es fragt ſich für jetzt nur, ob man, abgeſehen von den auf Troja bezüglichen Angaben, deren einzelne allerdings ja auch auf dieſe Oertlichkeit zutreffen, ſie ſonſt aus den übrigen Punkten der homeriſchen Topographie heraus erkennt. Lechevalier und nach ihm Prokeſch vermuthen den Callicolonehügel hier; aber gewiß mit Unrecht. Denn offenbar iſt dieſer nach dem früher bemerkten in der Nähe der Stadt und Akropolis zu ſuchen (Il. XX, 52), muß ferner ein weit höherer, mehr in die Augen fallender Punkt geweſen ſeyn, als der Querzug von dieſer Seite aus betrachtet iſt, und darf endlich nicht ſo weit ſeitwärts vom Schlachtfeld angenommen werden, welches zwiſchen dem Simois und dem Skamander, alſo mehr nach Weſten zu lag. Und doch iſt dieſe Scheidewand der Ebene zu charakteriſtiſch für ihre ganze Bildung, als daß ein völliges Ignoriren derſelben nicht ſehr befremden ſollte. Nun gibt es aber außer der Callicolone nur noch Einen Punkt, an den

Digitized by Google

hiebei gedacht werden kann, und hier treffen die von der Dichtung gegebenen Bestimmungen so mit der beschriebenen Wirklichkeit überein, daß ihre Identität kaum einem Zweifel unterliegen kann. Das ist der sogenannte ὄρωρμος πεδίοιο, d. h. die aus der Ebene „hervorspringende" Erhebung, die vorzugsweise sogenannte Erhöhung, eine Bezeichnung, welche für nichts in der ganzen Ebene so treffend gebraucht werden könnte, als für eben jenen Querzug. Er ist bei Homer der Lagerort der Troer, als sie nach der zweiten Hauptschlacht die Achäer zu den Schiffen zurückgetrieben haben und vor der Schutzwehr derselben übernachten. VIII am Ende, und IX am Anfang. „Hörtest du nicht," ruft der weckende Nestor dem Diomedes zu (X, 160).

wie die Troer sich dort auf dem Hügel des Feldes
Lagerten, nahe den Schiffen und weniger Raum sie entfernet?

Ebenda nehmen sie am folgenden Morgen ihre Schlachtstellung vor dem Beginne des Kampfes, in welchen wir uns dann sofort hineinversetzt sehen, ohne daß eines weiteren Auszuges gedacht wird (XI, 56); dort endlich finden wir sie auch in der Frühe des letzten Schlachttages, als sie im Kampf um die Leiche des Patroclus von neuem zum Schiffslager vorgedrungen waren. „An den gebogenen Schiffen," beginnt das zwanzigste Buch, „bewaffneten sich die Achäer;

Jenseits hielten die Troer geschaart auf dem Hügel des
Feldes,

der dann näher bestimmt wird in der Warnung des Polydamas (XVIII, 255), heimzukehren in die Stadt,

nicht harrend der heiligen Frühe,
Hier im Feld an den Schiffen, da weit die Mauer entfernt ist.

Also eine beträchtliche Entfernung von den Mauern Trojas, eine sehr geringe vom Schiffslager, eine geräumige Fläche, um ein Heer zu fassen, endlich eine Lage in oder vielmehr an der Ebene — denn wenn Hector schon den Kriegsrath abseits abhält, wo „das Gefild von Leichen noch rein ist" (VIII, 490), so erforderte die Wahl des Lagers mindestens gleiche Rücksicht — das ist es, was die Anschauung der Dichtung voraussetzt und was mit dem Endpunkt unseres Querzuges gegeben ist, zumal wenn wir daran denken, daß der ehemalige Meerbusen die Entfernung von der Küste noch verringerte. — Auch hier sind die Abhänge des Bergrückens mit Grabmälern geziert, deren eines klein und flach und namenlos, deren anderes, Paschatepe genannt, von besonderer Größe ist, welche beide aber in der homerischen Topographie keine Stelle finden.

Eine halbe Stunde südlich von dem ehemaligen Neu-Ilium stößt man auf demselben Höhenrücken bei dem Dorfe Esli-Altschi-kiö oder Juruko-baschi auf eine zweite Ruinenstätte, die sich aber mehr durch die Beschaffenheit des durchwühlten, mit Spuren von Fundamenten bedeckten Bodens, als durch die Menge der Trümmer — meist Fragmente sehr schlanker Säulen — als solche zu erkennen gibt. Es ist die Stelle eines an sich unbekannten Ortes, dessen Namen „Flecken oder Bezirk der Ilier" (κωμη Ἰλιέων) wir nur aus dem Strabo kennen, und zwar als einer schon damals zerstörten Stadt, und den zu erwähnen kaum nöthig wäre, wenn nicht ebenderselbe Schriftsteller durch die Gründe, welche ihm gegen den Glauben der Neu-Ilier zu sprechen schienen, und die falsche Schlußfolgerung, es müsse wenigstens auf derselben Höhe gelegen haben, sich hätte verleiten lassen, das homerische Troja hier zu suchen. Niemand hat es versucht, seine Ansicht zu stützen, und eine Widerlegung wäre die Widerlegung einer Reihe anderer Irrthümer. Somit begnügen wir uns, einen neuen Beleg dafür gefunden zu haben, wie schwankend das Urtheil der alten Welt über jene Stätte war, trotz des Eifers, ihr Andenken zu erneuen, der ja auch aus diesen Säulenresten spricht, Resten von Tempeln und Heiligthümern, welche nicht ohne Beziehung auf die homerische Sagenwelt zu denken sind. Ja diese Trümmer legen selbst ein Zeugniß dafür ab, wie es mit jener Ueberzeugung der Neu-Ilier bestellt war. Denn da dieselben weniger auf eine Stadt, als auf einen heiligen Tempelbezirk hinzuweisen scheinen, so läßt sich hieraus in Verbindung mit dem Namen „Bezirk der Ilier" schließen, was auch von Strabo angedeutet wird, daß eine andere Tradition hier die Stätte des „heiligen" Ilion ehrte, dann aber eine Uebersiedlung der Bewohner des zerstörten Troa nach Neu-Ilium annahm.

Die Aussicht von dieser Stelle ist überraschend schön, bekannt und doch wiederum neu. Die beiden Thäler rechts und links mit den Silberbändern ihrer Gewässer, die im Halbrund sie begrenzenden Bergwände mit ihren mannigfaltigen Formen, die einsamen Grabhügel ringsum und im Vorgrunde, die Weiler und Flecken auf den Höhen und in der Ebene, hier mit dem blitzenden Thürmchen eines Minarets, dort mit den verwitterten Mauern eines Castells, endlich die tiefblaue Meeresfläche mit den Umrissen ihrer Inseln und zur Seite der Eingang des Hellespont und die europäischen Gestade des Chersonnes — das alles vereinigt sich zu einem eben so lieblichen, wie großartigen

Digitized by Google

Bilde. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als wir den Bergzug hinabritten, und die landſchaftlichen Formen, welche die ſüdliche Tagesfärbung wunderbar klar, faſt reliefartig heraustreten läßt — ἔξοχεν nennt der Grieche dieſes einem nordiſchen Auge ſchwer verſtändliche Phänomen — verſchwammen wieder einmal im feuchten, violetten Glanze der Dämmerung. Ueber das leere Bette mehrerer Oſmals hinweg und durch ausgedehnte mit Rohr und Geſtrüpp dicht bewachſene Sumpfſtrecken hindurch gelangt man wiederum an den Simois, der hier ſeine größte Breite hat und ſich auf eine kurze Strecke in mehrere Arme zertheilt. Weidende Kameele, welche man überall auf der Ebene wie im wilden Zuſtande herumlaufen ſieht, und Schaaren von Sumpfvögeln belebten die Gegend. Bald entzog ſich das kranzartige Plateau, die ſchon erwähnte Stelle des alten Pergamos, welches von faſt allen Punkten der Ebene aus ſichtbar, uns bisher als Wegweiſer gedient hatte, in der Dunkelheit unſern Blicken und ein Tſchiflik (Meierei) des Conſul Calvert, Cutchak, dicht oberhalb des „großen Fluſſes," als welcher der Simois dem Beſitzer erſchien, nahm uns gaſtlich auf, kurz vor dem Ziele des mit Ungeduld erſehnten Bunarbaſchi.

Der nächſte Morgen erſt machte eine Umſchau möglich. Wir befanden uns in dem öſtlichen Winkel des durch den Mendereh zweigetheilten rechten Thales, da wo die Wurzel des Querzuges in die Vorketten des Ida übergeht. Eine ſchmale nur ſelten ſich erweiternde Schlucht trennt ihn von demſelben und gibt einem Fluſſe Entſtehung und Weg, in welchem die Archäologen den alten Andrios erkennen, den die Türken von einer alten, in den Ruinen noch erhaltenen Waſſerleitung her Kamara-ſu getauft haben. Auch hier finden wir auf dem Uebergange zur Ebene (drei) Tepes; aber nur einer derſelben, und auch dieſer nicht mit Sicherheit, kann als ein künſtlicher gelten. Homer kennt ſie nicht; ein neuer Zuwachs alſo zu den beſprochenen Elementen, aus denen die Dichtung ſchöpfte. Jetzt ſchied uns nur noch die Breite des Menderehthales von der „heiligen" Stätte. An der Bergwand entlang, welche es abſchließt und ſchon zum „quellenſtrömenden" Ida gehört, war es raſch durchmeſſen; nun treten die Berge etwas zurück zu einem Thalwinkel, durch deſſen öſtliche Seite der Mendereh ſich hindurch windet und bald hinter den Bergen verſchwindet, welche hier zu einer alle andern Erhebungen der Ebene überragenden Höhe aufſteigen, in ihrem höchſten Gipfel den Kegel von Pergamos bilden und auf den letzten Ausläufern das türkiſche Dorf Bunarbaſchi tragen. Man darf ſich darum die Landſchaft nicht allzu grandios vorſtellen. Der Gipfel der Akropolis mißt nicht mehr als 401 Fuß; aber von überraſchendſter Wirkung iſt ſie jedenfalls und der Eindruck um ſo wirkſamer, weil er unerwartet kommt und man die Eigenthümlichkeit der Umgebung nicht eher überſieht, als bis man ſie unmittelbar vor ſich hat. Und was von der ganzen Ebene, das gilt auch von dieſem Punkte in ihr; auch hier ahnt ſelbſt ein Unbefangener Großes und Bedeutendes, und einem Eingeweihten will bedünken, als könne nirgends anderswo das alte Troja geſtanden haben, als gerade hier.

Aber um ſolches Vorurtheil zur Ueberzeugung werden zu laſſen, bedarf es erſt ſorgfältigſter Prüfung. Nur zwei Punkte ſind es, welche für die Beſtimmung der Stadt einen ſicheren Anhalt gewähren können, das Grab der Batieia oder Myrine, und die Skamanderquellen; alle übrigen Angaben über die Lage Trojas, welche dem Dichter ſelbſt entnommen werden können, ſind ſo allgemein und ſo wenig charakteriſtiſch, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ſehr viele andere Punkte beziehen laſſen. — In dem Grabmal der Batieia wie in dem des Ilos und des Aeſyetes, die uns in der Folge begegnen werden, haben wir Erinnerungszeichen aus einer Welt, welche im Homer ſelbſt ſchon als Sage auftritt. Dardanus, ein Sohn des Zeus, erzählt ſie, begibt ſich von ſeinem Wohnſitz Samothrake auf das gegenüber liegende Feſtland, erhält vom Könige Teucros, dem Sohne des Skamander, Land und ſeine Tochter Batieia und wird ſo der Ahnherr des troiſchen Herrſchergeſchlechts. Von ihrem Grabe nun heißt es im Anfang des troiſchen Schiffscatalogs, und zwar iſt dieß die einzige Erwähnung deſſelben im Homer (II, 812 ff.):

Draußen liegt vor den Thoren der Stadt ein erhabener Hügel,
Abgewandt im Gefild, umgehbar hierhin und dorthin.
Dieſen pflegt Batieia der Sterblichen Rede zu nennen,
Aber die Götter das Mal der ſprunggeübten Myrine.
Dort nun theilten die Troer in Reihen ſich und die Genoſſen.

Ein ſolcher Hügel findet ſich nun wirklich unmittelbar rechts am Wege, auf welchem wir gekommen ſind, etwa tauſend Schritt vor dem Dorfe und ganz in der Ebene, wenn auch die reichen, ihn halb verſteckenden Baumpflanzungen um ihn herum die im Homer hervorgehobene freie Lage nicht mehr gelten laſſen. Er iſt, wie auch die übrigen Grabmäler ſolcher vorhomeriſchen Helden, von ungewöhnlich großem Umfange, und wenn ſeine Oberfläche mehr als gewöhnlich abgeplattet iſt, ſo ſcheint das nur ein Beweis mehr für ſeine Identität mit dem homeriſchen Hügel zu ſeyn; der Zahn der Zeit hat ſich eben mächtiger an ihm erweiſen müſſen, als

Digitized by Google

an den andern. Und wie nun einerſeits auf der ganzen Fläche vor der Stadt kein weiterer Punkt für dieſes Denkmal geeignet iſt, ſo konnte andererſeits auch eine Heeresmuſterung in der Nähe der Stadt eben nur in dieſer Gegend abgehalten werden, indem die hervortretenden Berge oder das Sumpfland des Skamander ſie an den andern Stellen ſehr ſchwierig gemacht hätten.

Ein entſcheidendes Argument wird aber dieſer Hügel erſt durch die Vergleichung mit dem zweiten der genannten Punkte, den Skamanderquellen. Sie ſind es, welche die erſte Entdeckung durch Lechevalier herbeigeführt haben und noch heute mit ſo überzeugender Gewalt zu uns reden, daß jede auf den Höhen von Tſchiblak für jenen Ort etwa vorgefaßte Meinung zerſtört wird, alles übrige von dieſem Hauptpunkte aus ſich leicht zuſammen reimt, die Widerſprüche und Bedenken aber nur zur Löſung und Erklärung auffordern, die Frage ſelbſt nicht mehr verwirren können.

Vom Achilles durch die Ebene gejagt, ſind alle Troer in die Stadt geflüchtet; Hector allein erwartet ihn, unbewegt von den Bitten des Priamus und der Hecabe, welche von der Mauer herab dem Getümmel zuſehen. Aber der Anblick des Peliden, den das Erz umleuchtet, ähnlich dem Schimmer lodernder Feuersbrunſt, macht ſelbſt ihn erzittern; er wandte ſich vom Thore, ängſtlich entfliehend. Achilles ſetzt ihm nach, und nun beginnt der Wettlauf. An der troiſchen Mauer entlang, an der Warte vorbei und dem wehenden Feigenbaume, immer hinweg von der Mauer, über den Fahrweg hinüber, erreichten ſie

die zwei ſchön ſprudelnden Quellen, woher ſich
Beide Bäch' ergießen des wirbelvollen Skamandros.
Eine rinnet beſtändig mit warmer Fluth und umher ihr
Wallt aufſteigender Dampf, wie der Rauch des brennenden Feuers;
Aber die andere fließet im Sommer auch kalt wie der Hagel
Oder des Winters Schnee und gefrorene Schollen des Eiſes.
Dort ſind nahe den Quellen geräumige Gruben der Wäſche,
Steinerne, ſchön gehau'n, wo die ſtattlichen Feiergewande
Troja's Weiber vordem und liebliche Töchter ſich wuſchen,
Als noch blühte der Fried', eh' die Macht der Achäer daher kam.
Hier nun rannten vorbei der Fliehende und der Verfolger.
(XXII, 135 ff.)

So kreiſten ſie dreimal um Priamos Feſte (V. 165 und 250), bis, als ſie zum vierten die ſprudelnden Quellen erreichten (208), Hector dem Gegner Stand hielt und ſeinen Waffen erlag.

Sehen wir nun, wie weit die Wirklichkeit der Dichtung entſpricht; ſo weit, daß wie in der Natur die Dichtung, in der Dichtung die Natur wieder erkennen, daß die Dichtung nicht zur Naturbeſchreibung, die Natur nicht zur Wundererſcheinung wird. Ganz entſprechend der Lage des Batieiahügels treffen wir auf der entgegengeſetzten Seite des Dorfes in einer Niederung auf ein Wäldchen, das mit ſeiner üppigen Vegetation, ſeinem reichen Grün ſich ſogleich als ein Waſſergebiet verräth. Kirk ghiös heißt bei den Türken der Ort, d. h. vierzig Augen in orientaliſcher Redeweiſe für vierzig Quellen. Ueberall ſprudelt es einige hundert Schritte im Umkreis luſtig aus dem Boden, bald ſenkrecht aus der Ebene ſanft empor quellend, bald in ſtarken Strahlen und mit heftiger Gewalt unter dem Geſtein der dicht herantretenden Felſen herausbrechend. Doch würde man Mühe haben, die Zahl vierzig zuſammenzufinden, ſo verſteckt liegen die meiſten und ſo unſcheinbar iſt ihre Thätigkeit. Nur die zwei bedeutendſten von ihnen fallen ſofort in die Augen. Sie liegen etwa zwanzig Schritte aus einander und ſind mit großen, theils natürlichen, theils künſtlich behauenen Granitplatten brunnenartig eingefaßt und ein Steinbecken unter ihnen ſammelt das klare Bergwaſſer zu einem Brunnen. Ein natürliches Brunnenbecken aber, das iſt die eigentliche Bedeutung des homeriſchen κρουνός, wie allein dieſe Quellen genannt werden, und mag nun die Einfaſſung wirklich noch dieſelbe ſeyn, welche der Dichter vor Augen hatte, oder nicht — der heiße Süden aber iſt ängſtlich in der Erhaltung jedes waſſerſpendenden Mittels — die Quellen ſind es ſo gewiß, als es unwahrſcheinlich iſt, daß die Beſchreibung des Dichters ſo vollkommen auf eine zweite Sache paſſen ſollte. Und zum Ueberfluß wiederholt ſich noch jetzt, gleichſam zum Zeugniß der Wahrheit, als zugleich mit der Quelle durch alle Zeitalter hindurch erhaltene Alltäglichkeit das Schauſpiel, welches der Dichter ſchildert. Auch wir trafen waſchende Weiber an ihr; wie die Nauſicaa auf der Phäakeninſel waren ſie mit Mäulern aus der Ferne gekommen, und die Waſchgrubenpraxis, auf welche Homer hindeutet, iſt ohne Zweifel keine andere, als die noch heutzutage unter den Türkinnen und Griechinnen übliche.

Aber ein Unterſchied in der Temperatur der Quellen wird vermißt. Gleich friſch den Sommer, wie den Winter hindurch ſprudeln ſie aus dem Felſen, ſo ſehr ſich auch einige Homeromanen bemüht haben, Froſt oder Gluth herauszufühlen. Und doch heißt es, ganz abgeſehen von der phyſiſchen Unwahrſcheinlichkeit der Sache, da die dortige Gegend auch nicht die geringſte Spur vulkaniſcher Elemente enthält, ſicherlich alles Weſen der Poeſie verkennen, wenn man um jener Angaben willen den Quellen ihre Sagenberühmtheit abſpricht. Der Dampf, welcher, wie aus allen Gewäſſern von laulicher Temperatur, auch aus ihnen bei großer Kälte

aufſteigt, wird zum „Rauch des brennenden Feuers,“ die Friſche zur Zeit des Sonnenbrandes zum eiſigen Froſt, ganz ebenſo, wie in den Gleichniſſen auch geringe Naturerſcheinungen im reichſten Farbenſchmuck glänzen, oder wie das kümmerliche Skamandergewäſſer zum Rieſenſtrom anſchwillt. Ja es iſt nicht einmal nöthig, an die Dichtung zu appelliren; wir können umgekehrt jene Schilderung auch für ein Zeugniß der kindlichen Bildungsſtufe des Volks nehmen, welche einer alltäglichen Erſcheinung einen wunderbaren Anſtrich verlieh. — Die Waſſermenge, welche ſich in dem Wäldchen verſteckt ſammelt, tritt hinter ihm als Flüßchen heraus, welches auch hier ſich allerdings mehr durch die es begleitenden Schilffelder, als durch ein waſſergefülltes Bette bemerkbar macht, dennoch aber nach orientaliſchen Begriffen durchaus nicht unbedeutend iſt. So haben wir von neuem eine wichtige Beſtätigung der homeriſchen Worte und taufen den Fluß auf ihre Autorität hin getroſt einſtweilen Skamander, um zunächſt unſern Weg fortzuſetzen, auf welchem dieſelben angeführten Verſe uns als Wegweiſer dienen können.

In drei Abſätzen ſteigt der Hauptrücken des Berges, zu deſſen beiden Seiten jene wichtigen Beſtimmungspunkte des Myrinegrabes und der Quellen lagen, zur Akropolis auf. Der erſte, flach und niedrig, aber keineswegs unmerkbar in die Ebene verlaufend, iſt ein türkiſcher Friedhof und mit verſchleppten Trümmern bedeckt. Bis hieher reichten die Mauern der Stadt, welche der Dichter ſich offenbar die ganze Vereinigung jener Höhenrücken umſchließend dachte, und hierhin verlangen die Angaben über den Lauf des Hector die Warte zu ſetzen, für die es keine geeignetere und natürlichere Stätte geben konnte, als dieſe die Ebene beherrſchende Bergzunge. — Dann folgt eine Senkung, gleichſam eine Einſattelung, durch welche von der rechten Seite aus der Ebene herauf und an den Quellen vorbei ein breiter Fahrweg in das Dorf führt, das ſich hinter ihm die zweite beträchtlichere Höhe hinaufzieht. Er ſchneidet das Dorf gleichſam ab; ein ärmliches Kaffeehaus und eine Moſchee ſtehen ihm rechts zur Seite; von hier führt ein ſchmalerer Seitenweg nach dem Batielahügel in die Ebene hinab, während die Hauptſtraße ſich im Dorfe verliert auf dem Berge, welcher — der zweite der drei Abſätze und die Stelle der eigentlichen Stadt — durch eine breite, ſehr allmählig anſteigende Fläche mit dem untern Hügel zuſammen hängt, ſonſt aber ſteil und ſchwer zugänglich, und zwar je weiter hinauf, deſto mehr, zum Simoisthal auf der linken, zu einer unbenannten Schlucht auf der andern Seite abfällt.

Leicht findet man nun ſelbſt den Commentar. Jene Straße iſt keine künſtlich angelegte, ſondern durch die Lokalität gegeben; ſie iſt die einzige an dieſem Punkte und war es, ſo lange jene Berge und Hügel ſtehen; trugen alſo dieſe einſt Troja, ſo iſt auch hier der Fahrweg, über welchen das Heldenpaar hinwegſtürmte, hier der Ort des Feigenbaums, der zweiten unter den aufgezählten Stationen, hier endlich die Stelle des ſkäiſchen, d. h. linken Thores — ein ſolches aber war es den Städtern — und des berühmten Thurmes, von dem herab Helena den troiſchen Greiſen die achäiſchen Helden zeigte (III, 154) und Hector von der Andromache ſchied (VI, 385). Offenbar gehören der Fahrweg und das ſkäiſche Thor zu einander; es gibt nur Einen Fahrweg und auch nur Ein Thor. Ausdrücklich iſt jener allerdings nur an dieſer Stelle erwähnt; aber wie jedesmal, wenn von einer Verbindung der Stadt mit der Ebene die Rede iſt, nur immer das ſkäiſche Thor genannt, oder doch gemeint iſt, ſo kann auch der Weg, den man zugleich dabei im Sinne hat, kein anderer ſeyn, als der hier genannte. Und noch heutzutage würde, wenn jene Höhen mit einer Stadt bekleidet wären, die natürliche Straße nur da hinaufführen, wo in der homeriſchen Zeit zum ſkäiſchen Thore. Von dieſem aber lehrt uns der Zuſammenhang unſerer Erzählung — und alle andern Stellen, ſo allgemein ſie auch gehalten ſind, ſtimmen damit überein — daß es mit jener Reihe von Punkten in gleicher Richtung lag, welche den Lauf des Hector bezeichnen (XXII, 6). Kaum iſt es mehr nöthig, an ein anderes Argument zu erinnern, welches in neuer überraſchender Weiſe den Einklang zwiſchen der Wirklichkeit und Dichtung beſtätigt, an die Mahnung der Andromache nämlich (VI, 434), bei dem Feigenbaum das Heer aufzuſtellen, wo die Stadt am zugänglichſten und die Mauer am leichteſten zu erſtürmen ſey. Das paßt wieder einzig nur auf dieſe Senkung, und dem mit der Oertlichkeit Vertrauten iſt ſie mit dem Wörtchen ἄμβατος deutlicher gezeichnet als durch lange Schilderungen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Was ſich die Kaſerne erzählt.

Traurige Soldatenſtücklein.

II. Der tolle Feldſcher.

(Erzählung eines ungariſchen Huſaren.)

Zu Ritterszeiten war es Sitte, daß ein armer Sünder ſich den Baum herausſuchen durfte, der ihm gefiel, um ſich daran henken zu laſſen. Nun geſchah es eines Tages, daß der großmächtige Kaiſer Carolus Magnus auf einem Kriegszuge gegen den türkiſchen Erbfeind durch den Bakonyer Wald kam, begleitet von ungariſchen Huſaren und Grenadieren, deutſchen Musketieren und böhmiſchen Dragonern. Auf dem Lagerplatz wurde Standrecht über einen Mann vom Leibgrenadierregiment gehalten. Er hieß Marcolfus und hatte marodirt. Nachdem er verurtheilt worden, bat er ſich die herkömmliche Gnade aus, ſich ſelber den Baum auszuſuchen, der ihm gefiele. Der Wunſch ward gewährt. Meinem Marcolfus aber gefiel im ganzen Bakonyer Wald kein Baum ſo gut, daß er ſich gern daran hätte henken laſſen, ſo fleißig er auch ſuchte. Darob ward dem Kaiſer die Weile lang. — „Laßt den Kerl für dießmal laufen," ſagte er, „denn wir haben keine Zeit zu verlieren, alldieweil der Türk' vor Neuhäuſel liegt!"

Seit ſelbiger Zeit iſt die Sitte abgekommen, daß ſich einer ſeinen Baum ſelber herausſuchen darf; was aber das Heirathen betrifft, ſo kann jeder noch bis zum heutigen Tage den Marcolfus ſpielen. Indeſſen mißräth es den allermeiſten, erſtens weil es mehr Weibsleute auf Erden gibt, als Bäume im Wald von Bakonya, und zweitens, weil ſie dem Herausſuchen nicht ſo ruhig zuſchauen, ſondern allerlei Angelhaken auswerfen mit verführeriſchem Köder. Jeder ſchnappt danach und ſelten geräth es einem, den Köder zu faſſen, ohne den Hamen mitzuſchlucken. Wenn er dann feſthängt, wird er an den Strand gezogen und in das Ehejoch geſpannt.

Das iſt ſchon ſchlimm genug; aber es gibt noch etwas ſchlimmeres, wenn nämlich einer ſich unrettbar feſtbeißt und hernach nicht herausgezogen wird, ſondern Zeitlebens zappeln muß. Das war unſerem Feldſcher begegnet. Der arme Kerl nannte ſich Szabo Mihaly, doch hieß er eigentlich Michel Schneider und war aus „Sachſen in Leipzig" gebürtig. Den Namen hatte er freilich in's Ungariſche überſetzt, aber mit ſeinen waſſerblauen Augen, ſeinen flachsblonden Haaren und ſeinem Herzen brachte er nicht daſſelbe Kunſtſtück fertig. Er war ein Kerl wie eine Milchſuppe ohne Salz und Schmalz. Daheim hatte er ſich in eine braune Dirne mit ſchwarzen Augen verliebt, die eine Weile den Narren mit ihm gemacht, um ihm dann eine Naſe zu drehen. In ſeiner Verzweiflung war er in die weite Welt gelaufen und hatte ſich bei den Kaiſerlichen anwerben laſſen. Seines Zeichens war er ein ſitzengebliebener Doktor; ſeine feine weiße Hand ſchien wenig geeignet, den Säbel zu führen, aber um deſto beſſer verſtand ſie mit dem Schermeſſer umzuſpringen. Es war ein wahres Vergnügen, ſich von ihm einſeifen und abſchaben zu laſſen. Trotzdem fürchteten manche ſich vor ihm, weil ihm ein Sparren ſchief im Dachſtuhle ſaß und ſeine waſſerblauen Augen ſo irrlichtmäßig flackerten, daß ſie manchmal Funken ſprühten und dann wieder wie erloſchen ſchienen. Ihr werdet mir's vielleicht nicht glauben, aber es iſt ſo gewiß, als daß die Leute eſſen: mir ſelber war's unheimlich unter ſeinem Meſſer zwiſchen zwei Scharmützeln. Geſtern waren mir die blauen Bohnen wie Maikäfer um die Ohren geflogen, morgen ſchoß mich vielleicht der Feind vom Pferde und heute empfand ich unter den Händen des Barbiers ein Grauen, das mich in der Schlacht nie angewandelt, außer damals, als ich im erſten Treffen das Kanonenfieber bekam. Lächerlich!

Unſer Szabo Mihaly hatte dreißig Jahre treu gedient und niemals einen Mann mit ſeinem Schermeſſer umgebracht. Was er vielleicht mit der Lanzette gethan, laſſe ich dahingeſtellt; ein Doktor braucht juſt kein Narr zu ſeyn, um die Leute todtzumachen.

Wir kamen in Beſatzung nach Peterwardein. Szabo ward dort zwar nicht in Ruheſtand verſetzt, aber er erhielt einen ruhigen Poſten im Feſtungsſpital und blieb der Verpflichtung enthoben, weitere Feldzüge mitzumachen. Das war ihm wohl zu gönnen; ſeine Geſundheit wankte und wackelte wie ein baufälliges Haus und ſeine Laune wurde immer mürriſcher.

Zu jener Zeit lag in der Gefangenenabtheilung des Spitals ein Soldat mit gebrochenem Bein. Er war bei einem Fluchtverſuch verunglückt. Zur Flucht hatte er guten Grund. Warum? Weil er in ein Bauernhaus eingebrochen war, den Bauern erſchlagen, die Bäuerin erſtochen und die Tochter erdroſſelt hatte. Die Dirne hatte ſeine Liebesanträge verſchmäht, und er ſich dafür auf ſo grauſame Weiſe gerächt.

Digitized by Google

Nachdem er den dreifachen Mord und ſonſt noch eine Schandthat begangen, die ihr leicht errathet, wollte er auch für ſeine Mühe etwas haben. Er nahm eine ſilberne Uhr ſammt einigen Zwanzigern, die er im erbrochenen Kaſten gefunden, trug eine Maßflaſche voll Slibowitz davon und warf zum Abſchied einen brennenden Schwefelfaden auf's Dach.

Die Sache kam auf; der Mörder hatte außer dem dreifachen Todtſchlage noch drei Verbrechen begangen, auf deren jedem nach den Kriegsartikeln der Tod ſtand; mithin hatte er, wenn man auch die Blutthat nur einfach rechnete, das Leben viermal verwirkt und konnte nicht auf Gnade rechnen. Der Fluchtverſuch machte ſeine Sache zwar nicht ſchlechter, aber auch nicht beſſer. Das Kriegsrecht wartete nur die Heilung des gebrochenen Beines ab, um über den Hals zu entſcheiden.

Als Szabo beim Antritt ſeiner neuen Wirkſamkeit den Fuß des Gefangenen unterſuchte, wimmerte der: „Heeren Se, ſehen Se doch, Se dhun mer ja weeh!“ Wie der Feldſcher die ſächſiſche Sprache vernahm, wurde ihm urplötzlich ganz anders. Er legte ſeine gewohnte Schweigſamkeit ab und begann den Mann auszufragen, natürlich zuerſt nach Namen und Heimath.

Die Heimath verſtand ſich von ſelbſt, der Name lautete Gottlieb Erdmann. — Erdmann hatte der Glückliche geheißen, an welchen Michel Schneider ſeine treuloſe Rike verloren. Bei näherer Erkundigung ergab ſich, daß der Mörder der ſyrmiſchen Bauersleute Rikchens Sohn war, der liederlicher Streiche halber von daheim durchgegangen. Der Vater des Burſchen war ebenfalls ein Taugenichts von Hauſe aus, wie der Feldſcher recht wohl wußte.

Ein rechter Kerl hätte nun bei ſich gedacht: „Geſchieht der Rike ſchon recht, warum hat ſie den Lumpen mir vorgezogen!“ Aber der Szabo war ſammt ſeinem ungariſchen Namen ein Schmachtlappen geblieben. Er kränkte und grämte ſich und hätte den Hallunken gern gerettet. Ausbitten konnte er ihn nicht, das ſah ſelber ſein verbranntes Hirn ein, aber beſagtes Hirn brütete einen Plan aus, auf den nur ein Verrückter fallen konnte.

Szabo ſaß Stundenlang beim Lager Erdmanns, ließ ſich Geſchichten aus der Heimath erzählen und hörte in andächtiger Wehmuth zu. Auch wandte er alle ſeine Kunſt auf, die Heilung zu verzögern, und da er dazu eine natürliche Anlage beſaß, ſo gerieth es ihm ziemlich gut. Endlich aber behauptete die geſunde Natur des Pfleglings ihre Rechte. Erdmann war hergeſtellt, wurde kriegsrechtlich abgeurtheilt und hinausgeführt.

Der Galgen ſtand eine halbe Stunde Weges von der Feſtung entfernt auf einem kleinen Hügel. Die Bewohner von Neuſatz, die Landleute aus der ganzen Umgegend waren herbeigeſtrömt, um den ruchloſen Mörder ſeine verdiente Strafe empfangen zu ſehen. Erdmann zeigte mehr Faſſung als Zerknirſchung. Vermuthlich hatte der närriſche Feldſcher ihm in den Kopf geſetzt, daß er Gnade erhalten werde. Narrheit ſteckt an, beſonders wenn ſie im grünen Kleide der Hoffnung zu einem verzweifelten armen Sünder tritt.

Er war ein ſauberer Kerl, groß und ſtark, ſchlank um die Mitte, breit von Schultern. Der Schnauzbart ſtand ihm ſpannenlang von den Mundwinkeln weg. Die Weibsleute begannen, wie ſie nun eben ſind, Bedauern mit ihm zu empfinden. Sie vergaßen ſeine Verbrechen, weil er gar ſo ſchön ausſah. Darum ſchauten ſie auch fleißig nach der Feſtung zurück, als erwarteten ſie einen Gnadenboten.

Schon ſtand Erdmann auf der Leiter, da ſchrie plötzlich eine gellende Weiberſtimme: Gnade! Von weitem kam ein Mann in Uniform gelaufen. In ſeiner Hand flatterte ein weißes Tuch. Erdmann machte ſich hurtig von der Leiter herunter. Die Weiber, welche wie gewöhnlich den größten Theil der Zuſchauermenge bildeten, brachen in lauten Jubel aus. Der Profoß aber brummte achſelzuckend: „Was iſt das für eine verdammte Neuerung? Der Gnadenbote ſoll doch zu Pferd kommen, nicht zu Fuß. Was fällt dem Herrn Oberſtwachtmeiſter ein?“

Der Herr Lieutenant, welcher die Hinrichtung commandirte, ſchüttelte den Kopf, als der mit dem weißen Tuche näher kam. „Das iſt ja nicht einmal ein Offizier,“ ſagte er, „geſchweige denn ein Oberſtwachtmeiſter.“

In der That war's kein Offizier, ſondern der verrückte Feldſcher.

Der Herr Lieutenant ließ ihn herankommen und fragte ihn, was die Sache zu bedeuten habe? „Gnade, Gnade!“ keuchte Szabo. — „Gnade!“ rief der arme Sünder, freudig erſchrocken. — „Gnade!“ jauchzte das Weibsvolk ringsumher. — Der Herr Lieutenant verlangte den Befehl zu ſehen. Szabo hatte nichts Schriftliches vorzuweiſen.

Das Ende vom Liede war, daß dem Feldſcher der Degen abgenommen wurde und der Herr Lieutenant ſagte: „Gnade iſt bei Gott!“

Erdmann ſtarb, dem Narren fluchend, der ihn mit eitler Hoffnung getäuſcht hatte.

Digitized by Google

Skizzen aus Südfrankreich.

(ſ. Nr. 21.)

Arcachon. — Bayonne. — Biarits.

Da wir aus der Stadt kommen, welche die älteſte in Europa zu ſeyn ſich rühmt, Toulouſe, ſo dürfen wir die Gelegenheit nicht verſäumen, auch diejenige zu beſuchen, welche ohne Zweifel die jüngſte Stadt der ganzen Erde iſt, nämlich das Seebad Arcachon bei La Teſte, von welchem vor acht bis zehn Jahren nichts zu ſehen war, als ein Wirthshaus und eine Kapelle im Walde. Es iſt überdieß bei den Bewohnern von Bordeaux ein ſo beliebter Ausflug, daß die ganze Badeſaiſon über jeden Sonntag ein train de plaisir große Schaaren badeluſtiger Bordelais nach La Teſte führt, von wo ſie durch zahlreiche Omnibus an das noch eine halbe Stunde entfernte Baſſin von Arcachon gelangen. Setzen wir uns alſo auch auf einen ſolchen Eilzug, der uns in einer Stunde durch Wälder und Heideländer von Bordeaux nach La Teſte wirft, ein unanſehnliches Fiſcherſtädtchen, an welchem wir vorüber eilen, um mit dem großen Strom der Fremden Arcachon zu erreichen. Aber ſo leicht kommen wir aus dem Bahnhöfchen von La Teſte nicht fort. Zwar ſind uns von Paris und Lyon her große Gepäckauflagen in den Bahnhöfen nichts Neues, aber einen ſolchen Wirrwarr von Koffern, Nachtſäcken, Hutſchachteln, wie er in dem viel zu kleinen Raum dieſes Bahnhofs entſteht, haben wir nie geſehen. Eine Viertelſtunde um die andere, endlich eine Stunde vergeht, bis die Oktroibeamten das Gepäck geordnet haben. Da geht den Franzoſen die Geduld aus, einige Amerikaner drängen nach, man ſtößt an die Thüre des Bureaus, man droht mit Klagen und Beſchwerden; inzwiſchen laſſen zahlreiche engliſche Familien ſich nicht aus ihrer unerſchütterlichen Ruhe bringen. Die Thüre geht endlich auf und wir erhalten nach Vorzeigung der Scheine unſer Gepäck.

Was empfängt uns aber vor dem Hauſe? Woher der Höllenlärm? Gibt es ein Gefecht? Sprachlos ſtehen die Badegäſte im Kreiſe, den Mund vor Erſtaunen weit geöffnet, und fragen einander vergebens, was vorgehe. Es iſt gar nichts, als daß einige Dutzend Kutſcher auf's ohrzerreißendſte Arcachon! Arcachon! brüllen und jeden Paſſagier, der aus dem Bahnhof tritt, umringen, um ihren Omnibus anzupreiſen, von denen jeder, wie ſie ſagen, leicht dreißig, vierzig, fünfzig Perſonen faſſen könne. Wir ſetzen uns endlich, um nicht zerriſſen zu werden, in einen derſelben und glauben es gerne jener Mama in der Ecke, welche von einer Schaar von Kindern umringt iſt und während der ganzen Fahrt noch mit dem Kutſcher parlamentiren zu müſſen glaubt, ob der große Koffer und die drei Säckchen und die zwei Hutſchachteln nicht etwa auf einen andern Omnibus verpackt worden ſeyen, wir glauben es ihr gerne, daß das Dieu merci! das mit einem tiefen Seufzer über ihre Lippen flieht, als ſie vor ihrem Hauſe anlangt, aus dem Grund ihres Herzens aufgeſtiegen iſt.

Die neugeborene, bloß im Sommer bewohnte Stadt Arcachon beſteht mit Ausnahme von einem kleinen, zu einer Kapelle führenden Seitenwege aus einer einzigen eine halbe Stunde langen Straße, die hart am Meere hinläuft und rings von weit ausgedehnten Fichtenwäldern umgeben iſt. Bei dem Säuglingsalter der Stadt dürfen wir uns nicht wundern, daß wir die Häuſer auf die allereinfachſte Art conſtruirt finden. Es ſind lauter kleine, zierliche Holzbaracken, die aber ſehr freundlich angeſtrichen ſind und trotz ihrer durch den Sand verödeten Gärten einen recht einladenden Anblick gewähren. Nirgends ſehen wir eine Hausflur, eine Treppe; denn ſie beſtehen bloß aus einem Parterre, aus winzigen Schlafkabinetten, einer kleinen Küche und einem Speiſezimmer, das hier — vielleicht dem einzigen Ort in ganz Frankreich — mit dem Salon zuſammen fällt; nirgends eine Scheuer, eine Waſchküche, denn für alle Bedürfniſſe ſorgen La Teſte und Bordeaux. Nur einige wenige Häuſer beſitzen ein zweites Stockwerk und ſind von Stein gebaut; merkwürdigerweiſe ſind aber viele mit einem Thürmchen verſehen, ſo beſonders ein bis jetzt zur Hälfte fertiges, für einen einſtigen Beſuch des Kaiſers in mittelalterlich romantiſchem Styl erbautes Schlößchen.

Die Hälfte der Häuſer, zur rechten Seite, d. h. gegen das Meer hin, ſteht eine Strecke weit ab von der Straße und läßt ſich durch ein Holztäfelchen mit der Nummer an der Straße repräſentiren, was für den Briefträger nothwendig iſt, weil die meiſten einander ähnlich ſehen wie ein Ei dem andern, beſonders auch dadurch, daß alle mit einer kleinen, von holzernen Säulen getragenen Vorhalle gegen die Straße oder

Digitized by Google

gegen das Meer hinaus verſehen ſind, wo die Damen den ganzen, vom Baden, Reiten, Schifffahren übrigen Theil des Tages mit Buch und Strickzeug ſitzen und dem Rauſchen des Meeres zuhören.

Gehen wir an das Ufer und ſpazieren am Strande hinab. Wir ſtehen hier vor einer mehrere Stunden breiten Meerbucht, deren ſeegrüne Farbe uns gleich an den Unterſchied vom Mittelmeer erinnert, den wir bald noch näher kennen lernen werden. Vor uns ſehen wir, etwa eine ſtarke halbe Stunde entfernt, die Vogelinſel und mehrere andere, während wir nach Nordweſten die ſchmale Mündung des Baſſins in's offene Meer und vor demſelben am Cap Ferres auf der Inſel gleichen Namens einen hohen Leuchtthurm erblicken. Vor allem erkennen wir am naſſen Sande die Spuren der eben abgeſchwellten Fluth, die oft dreißig Schritte weit an's Ufer herauf tritt und beim Vollmond bis hart an die Gärten vor den Häuſern anbrandet und lange Haufen von Seegras vor ſich herſtreut, während am Geſtade des Mittelmeers die Fluth kaum bemerkbar iſt. Eine Menge Nachen ſehen wir daher weit landeinwärts im Sande ſitzen, welche die Fluth dort zurückgelaſſen hat und Abends wieder auf den Rücken nimmt. Auch eine Reihe größerer Fiſcherbarken mit zwei und drei Maſten ſehen wir im Baſſin vor Anker liegen, die aber nur bei ganz günſtigem Winde ſich auf die offene See wagen dürfen, obwohl ſie ſich jetzt ganz gegen die Wellen verſchließen, d. h. ihr Verdeck mit einer Schutzdecke überbrücken können, was früher bei den meiſten nicht der Fall war, weßhalb auch jährlich ſehr viele Matroſen ertranken. Viele von der Fluth zurückgelaſſene und dadurch im Sand umgekommene Polypen, zum Theil von der Größe einer anſehnlichen runden Speiſeplatte, ſtoßen uns auf, und einer eigenen Art von Meerkrebſen, chancres genannt, ſehen wir lange mit Vergnügen zu, da ſie weder vor- noch rückwärts laufen, ſondern nur nach der Seite fliehen können, was einen äußerſt poſſierlichen Eindruck macht. Das flache, nur allmählig gegen das Becken abfallende Ufer iſt ein köſtlicher, gefahrloſer Tummelplatz für Kinder; es werden aber auch wohl in kein Bad der Welt ſolche Schaaren von Kindern mitgenommen, wie nach Arcachon. Unzählige ſehen wir längs des Ufers mit einem Schäufelchen in der Hand Wände, Thürme, Kanäle im weichen Sand bauen und graben, oder ſich ſelbſt in ein weiches Sandgrab legen, da weit und breit kein Steinchen vorhanden iſt, das einer ängſtlichen Mama Beſorgniſſe einflößen könnte. Andere laſſen Papierſchiffe auf dem Meer ſchwimmen und waten baarfuß in demſelben herum; größere Knaben ziehen wohlgebaute, mit allen Segeln und Tauen verſehene Schiffchen, die in Buden feil geboten werden, an Schnüren, andere bauen von Seegras Feſtungen u. dgl.

Das Gehen wird uns ſehr beſchwerlich, da man tief in den Sand einſinkt. Vor jedem Hauſe ſehen wir eine Umfriedigung und in der Ecke derſelben ein oder mehrere Hüttchen. Sind das Gartenhäuschen oder Schilderhäuſer? Nein, es ſind Garderobezimmer, d. h. in denſelben zieht man ſich aus und legt das Meercoſtüm an, Schuhe gegen den Biß kleiner ſtechender Fiſche, einen Talar vom Hals bis auf die Füße und einen großen, groben Strohhut gegen die Sonne. Ein ſybaritiſch gewöhnter Badgaſt läßt ſich, während er im Waſſer iſt, in ſein Häuschen einen Kübel mit warmem ſüßem Waſſer ſtellen, in welchen er bei ſeiner Rückkehr ſich ſtellt, was in der That ein außerordentlich angenehmes Gefühl iſt, da das ſehr raſch trocknende Meerwaſſer und die triefenden Kleider, in denen man die Wellen verläßt, einen gleich frierend und ſchaudernd machen. Da man auf dieſe Weiſe ganz bedeckt iſt, ſo begreifen wir, daß wir, ſobald die Fluth kommt, Alt und Jung und beide Geſchlechter unter einander baden ſehen, und daß die Hauptpromenade eben die längs des Ufers, d. h. vor den Badenden vorüber führende iſt.

Das Badeleben in Arcachon iſt bei dem Mangel eines Theaters, einer Concerthalle, eines Tanzſaals, eines Orcheſters, eines Muſeums und größerer Gaſthöfe ein ſo idylliſch unſchuldiges, wie vielleicht in keinem andern Badeort. Obgleich die Frequenz von Jahr zu Jahr ſteigt und jetzt ſchon 3—4000 Gäſte in der Saiſon betragen mag, ſo konnte doch in der kurzen Zeit ſeit Entſtehung des Orts für die Befriedigung der feineren Bedürfniſſe noch nicht Sorge getragen werden. Man iſt daher zur Unterhaltung meiſt auf Spazierfahrten im Baſſin oder auf den größeren Barken in die offene See hinaus, auf Jagden auf der Vogelinſel, beſonders aber auf Spazierritte am Strande hinab oder in den Wald angewieſen. Behufs der letzteren ſtehen den ganzen Tag über Dutzende von Miethpferden in der langen Straße bereit. Ganzen Caravanen von reitenden Damen und Herrn, ja auch von reitenden Kindern begegnen wir alle Augenblicke, weil das Gehen ſehr beſchwerlich iſt in dem lockern Sand, der tief in den Wald hineinreicht. Da das Ufer nirgends ſteil abfällt, ſo gewährt es in der That ein köſtliches Vergnügen, hart am Meeresrande, ſo daß der Schaum dem Pferd noch um die Hufen ſpritzt, im ſauſenden Galopp dahinzujagen, daß Wind und Sand und Schaum hinter einem her ſtieben und rauſchen, als käme die Hölle hinterher. Iſt man genug im Sand geritten, ſo gewährt die Straße nach La Teſte einen feſteren Boden.

Digitized by Google

Dieſe iſt aber auch die einzige, denn im Wald gibt es bloß Fußwege. Man reitet durch Dick und Dünn bergauf bergab, erfriſcht ſich unterwegs vom Pferde herab an den Früchten einer Unzahl von herrlichen Braunbeer- und Arbuſengeſträuchen, und muß oft einen Compaß mitnehmen, um ſich nicht zu verirren. Meiſt zeigen aber die Vermietherinnen der Pferde den Weg, alte Weiber, die ſich unter ihren mächtigen Strohhüten äußerſt komiſch auf ihren kleinen, katzenartigen Pferden ausnehmen; doch laufen dieſe weit beſſer, als man nach ihrem geringen Ausſehen erwartet. Die beliebteſte Tour im Walde iſt die nach einer kleinen Batterie, aux neuf canons genannt, die ſich auf einer Anhöhe am Eingang des Baſſins gegenüber dem Leuchtthurm befindet. Die Geſchütze ſollen die Armirung eines alten Kriegsſchiffes ſeyn, das in den napoleoniſchen Kriegen ſich vor den Engländern in das Baſſin flüchtete.

Drollig iſt es anzuſehen, wie eine Geſellſchaft ſich zu einer Spazierfahrt einſchifft. Da das Waſſer längs der Häuſer ſo ſeicht iſt, daß man eine gute Strecke zu gehen hat, bis man ſchwimmen kann, ſo können auch die Nachen nicht ganz bis an's trockene Land fahren, ſondern bleiben mehrere Schritte vom Ufer entfernt im Sand ſitzen. In Ermangelung von Brettern nun, die trockenen Fußes zum Schiff geleiten könnten, finden wir noch die patriarchaliſche Sitte, daß das Rudermädchen oder ein Matroſe eine Perſon nach der andern auf den Arm nimmt und in's Schiff trägt, damit das für das Leder ſo verderbliche Salzwaſſer die Schuhe nicht berührt. Es iſt zum verwundern, wie die kräftigen Arme dieſer Mädchen oft den ſtärkſten Mann in den Kahn befördern, ein Moment, der natürlich jedesmal von der ſchnell ſich verſammelnden Jugend mit großem Geſchrei begleitet wird.

Laſſen wir uns von einem Nachen zu einer der größten Barken führen, die den einladenden Namen la bonne Julie trägt, um auf ihr in die offene See hinauszufahren. Während ein Matroſe uns vom Krimfeldzug erzählt, und wie froh er ſey, wieder daheim zu ſeyn, gelangen wir in die Mitte der Bucht. Der Himmel iſt halb bedeckt und dadurch die Beleuchtung des Waſſers ſehr maleriſch. Die See liegt theilweiſe im Schatten, theilweiſe in der Sonne; in der grünen Oceanfarbe ſehen wir da und dort gelbe Lichtſtreifen zwiſchen dunkelſchattigen, was unbeſchreiblich ſchön abſticht vom weißen Schaum, der wie rings zerſtreute Schneehäuſchen immer verweht, um ſogleich wieder neu zu entſtehen. Was iſt aber das für ein Getöſe, das zuletzt wie ferner Kanonendonner grollt, während wir an die Inſel des Leuchtthurms heranfahren? Es iſt das Gebrüll der auf der andern Seite der Inſel anbrandenden Wogen. Nie hat ſich uns die Majeſtät des Oceans furchtbarer gezeigt, als an dieſem Punkte, an welchen das Echo der nahen Hügel den Zorn ſeiner Löwenſtimme trägt, und wo gerade dadurch, daß man ſelbſt noch in ſtillem Fahrwaſſer iſt und von den Wogen des freien Oceans nicht das geringſte ſieht, die Phantaſie deſto tiefer aufgeregt wird durch die fernwirkende, unſichtbare, dumpf und hohl und tückiſch dröhnende Macht Poſeidons.

Wir gehen über die eine kleine halbe Stunde breite Inſel. Es iſt der ödeſte Fleck der Erde, den wir je geſehen; einige kleine, verkrüppelte Fichten ausgenommen, erblickt das Auge nichts als Sand und mageres Gras und zahlloſe Diſteln. Wir ſind endlich auf der Höhe und erblicken von hier aus den breiten Silberſtreif der rollenden Brandung. Obgleich kein Lüftchen ſich regte, das Becken von Arcachon ſpiegelglatt da lag, und gewiß an ſolchem Tage das Mittelmeer ſich kaum kräuſelt, wirft uns doch der Ocean ſo ſtürmiſche Wogen entgegen, wie wir ſie ſelbſt bei ſtarkem Wind am Mittelmeer nie geſehen. Da erkennen wir denn den Unterſchied beider recht deutlich. Die blauen Fluthen des Mittelmeers ſind unter dem klaren Himmel meiſt ſpiegelglatt; der grüne Ocean wirft auch in windſtiller Luft ſeine ſtolzen Wogen, ſchüttelt wie ein gereizter Löwe ſeine Mähne, und die weißen Flocken des Schaumes decken wie ein königlicher Hermelin den tückiſchen Buſen des alten Mörders. Er iſt der ernſte Vater, der gewöhnt iſt, im wilden Kampf des Lebens gewaltig in ſeinen Silberbart zu grollen; das Mittelmeer iſt die ſanfte, lächelnde Tochter, die ſich gern ihre blauen Locken glatt ſtreicht in der Sonne heiterem Gold, und durch die Felſenlippen Gibraltars mit ihrem Vater heimlich ihre ſalzigen Küſſe tauſcht. Derſelbe Unterſchied zeigt ſich auch an den Muſcheln, die wir mit jedem Schritte zertreten. Wir finden ſie hier alle viel ſtärker und maſſiver als am Ufer des Mittelmeers. — Da wir nun aber um die Inſel herum weiter in das Meer hinausfahren wollten, erhob ſich plötzlich eine ſolche Windsbraut, während uns ein Regenſchauer übergoß, daß der Patron des Schiffes dringend zum Rückzug rieth. Das raſch bergab und bergauf ſchaukelnde Schiff hatte auch bereits die meiſten Paſſagiere in eine Gemüthsverfaſſung verſetzt, daß ſie dieſem Rath von Herzen beiſtimmten.

Während wir eines Abends am Strande dem herrlichen Schauſpiel zuſahen, das der aus dem Waſſerſpiegel ſtill und feierlich auftauchende Vollmond bot, ſahen wir plötzlich am Strande ein Feuer, deſſen gelber Glanz grell abſtach gegen das bleiche Licht des Mondes. Auf einem Kahne lag eine maleriſche Gruppe ſchläfriger

Digitized by Google

Matroſen, deren einer ein Feuer von Kienholz am Ende des Nachens unterhielt, und bald eine Geſellſchaft von Herrn und Damen in den Nachen beförderte, um die Nacht auf die ſehr beliebte pêche aux flambeaux zu gehen. Die armen Fiſche werden durch den Schein des Feuers angelockt, und wenn ſie nahe genug ſind, vom Schiffe aus geſpießt, ſo daß alſo nicht bloß Fliegen, ſondern auch Waſſerthiere in die Gefahr kommen, ſich am Feuer die Flügel zu verbrennen. Doch iſt die Ausbeute meiſt ganz gering und nur die Romantik lockt die Badgäſte zu ſolchen Fahrten.

Abends nach dem Diner ſuchen die Spaziergänger die kleinen Trottoirs der Hauptſtraße auf, um ſich nicht im Sande zu ermüden. Da kommen wir zu einer Baracke, die kaum etwas größer iſt als eine Marktbude, und ein Theater vorſtellen ſoll. Der Zettel kündigt ein Luſtſpiel an, und weil ſo viele Engländer hier ſind, iſt er naiv genug, zwei Franken für den erſten Platz zu fordern. Natürlich geht faſt niemand hin. Viel beſſere Geſchäfte macht ein unter einem Zelte aufgeſchlagenes Polichinelltheater, aus welchem eine Bajazzoſtimme weithin die Straße beherrſcht. Neben der Straße ſehen wir bereits neue Plätze und Straßen in den Wald hinein abgeſteckt, die zum Theil recht paſſende Namen haben, wie rue d'oiseaux, denn bis zur Stunde wohnt ſonſt niemand darin. Eigenthümlich finden wir auf allen Schilden der Bäcker und Metzger immer: boulangerie, boucherie première classe, welche Auszeichnung aber weder das Häuschen, noch die Waare, noch die Reinlichkeit, noch die Bedienung, wohl aber die enormen Preiſe verdienen. Den ſchönſten Schild aber hing ein drolliger Schuhmacher aus: ein grimmiger Löwe hält in ſeinem furchtbaren Gebiß einen Stiefel und darüber ſteht: »tu peux la déchirer, mais non la découdre.« Was nützt freilich eine gute Naht, wenn das Leder leicht bricht? — In mehreren Buden ſehen wir Muſchelſammlungen ausgeſtellt von der winzigſten Größe bis zu der eines Kalbskopfs. Ein Verkäufer läßt beharrlich eine Drehorgel ſpielen, aus deren Tönen wir Webers letzten Gedanken nothdürftig heraus erkennen.

Aber nicht bloß aus Drehorgeln beſteht die Muſik in Arcachon; in der Nähe des oben erwähnten Schlößchens auf dem Wochenmarkt, wo täglich einige wenige Gemüſe, viele Fiſche, beſonders die breiten, platten Schollen (soles), Meeraale, die merkwürdigen Seepferde mit ihrem Fiſchleib und Pferdekopf, Seekrebſe, Auſtern und zahlloſe andere Muſchelthiere, beſonders die auch in Paris beliebten blauſchaligen Moules feil geboten werden, ſteht vor einer Schaar von Fiſchern ein Fiedler und ſingt ihnen eine haarſträubende Romanze vor, deren Begleitung aus drei Tönen entſprechend den drei Saiten ſeiner Geige beſteht. Ja bereits hören wir die Töne des Piano aus einigen Salons nebſt Geſang und Tanz. Wie könnte das auch fehlen? In Deutſchland iſt das Piano Inſtrument, in Frankreich Meubel; es muß in einem Salon ſeyn, damit es da iſt, nicht damit darauf geſpielt werden kann. Daher ſieht man überall nur die zierlichen, kleinen Pianinos, während die ſolideren, tafelförmigen, aber weniger möbelartigen Inſtrumente ſehr ſelten ſind.

Sogar ein Anfang von Concerten iſt in dieſem neugebackenen Badeort gemacht worden. Eines Abends gingen wir durch die lange Straße, da trafen plötzlich heimiſche Klänge unſer Ohr; wir trauten ihm kaum, aber es war ſo. „I' Lauterbach han i mein Strumpf verlorn," tönte von einer kräftig hellen deutſchen Stimme aus einem Salon zu einer Guitarrebegleitung. Unſere Freude darüber vermag ich nicht zu ſchildern. Noch mehrere Tiroler Lieder folgten; wir lauſchten lange Zeit; endlich kamen zwei Tiroler mit ihren breiten Gürteln, weißen Strümpfen, den ſtolzen Gemsbart am ſpitzen Hute, zum Vorſchein. Wir reden ſie vorſichtig franzöſiſch an, da zeigt aber ihre gebrochene Antwort, daß ſie keine Franzoſen ſind, wie wir dieß bereits ſchon an den ächten Waden und den für franzöſiſche Kehlen ſchwer nachzuahmenden Jodlern am Schluſſe der Lieder gemerkt hatten, und als wir nun mit einer herzlichen deutſchen Anſprache ihr franzöſiſches Geſtotter abſchnitten, da wird man gern glauben, daß ſie uns faſt umarmten vor Freude. Und als wir in den in Arcachon nie gehörten deutſchen Lauten ſprachen, da waren wir alsbald von einer Schaar von neugierigen Spaziergängern umringt, die einen Kreis um uns ſchloſſen. So zogen denn die Sänger von Salon zu Salon, und es war eine ſtille Wonne für uns, ganz Arcachon und ſeinen Fichtenwald von deutſchem Geſange wiederhallen zu hören. Leiſe riß der Mond ſein Wolkenfenſter auf, der Wind ruhte, das Meer ward ſtille, die Lüfte hielten ihren Athem an, als lauſchten ſie freudig überraſcht den nie gehörten Klängen.

Die Eiſenbahn von Bordeaux nach Bayonne zweigt ſich in Lamothe nach La Teſte ab; wir müſſen daher bis dahin zurück fahren, um weiter in den Süden zu gelangen. Auffallend iſt es uns, wie oft wir beſonders in dieſem Theile von Frankreich Damen als Kaſſenbeamte auf den Bahnhöfen treffen, was übrigens einen Deutſchen gleich beim Eintritt auf das franzöſiſche Gebiet, z. B. in Forbach, befremdet. Es macht den widerlichen Eindruck der Unnatur auf uns, den Kopf eines oft ſogar noch jüngeren Frauenzimmers mit der Feder hinter dem Ohr mitten unter ihren männlichen

Digitized by Google

Collegen im Bureau ſchalten und walten und die Billete abgeben zu ſehen.

Wer von Norden nach Bayonne reiſt, thut am beſten, durch die Wüſte der Landes den Schnellzug von Bordeaux zu benutzen, der ihn in vier bis fünf Stunden den Weg von nahezu zweihundert Kilometern zurücklegen läßt. Der Zufall will es, daß nur je eine Perſon in den Ecken unſeres Wagens ſitzt. Die eine, ohne ein einziges mal durch die Fenſter zu ſehen, beſchäftigt ſich mit der Reiſebibliothek, die ſie neben ſich aufgehäuft, und lieſt wohl in Richards Reiſehandbuch von Frankreich. Ihr gegenüber ſieht die zweite unruhig hinaus, als möchte ſie Flügel nehmen ſtatt des ihr zu langſamen Dampfes; nur auf ihren ſtolz glitzernden Pariſer Glanzſchuhen, ſo wie auf dem nagelneuen Paletot ruht ihr Auge mit ſichtlichem Wohlgefallen aus. Die dritte, uns gegenüber, lugt pfiffig zum Wagenfenſter hinaus, ob kein Conducteur in der Nähe ſpucke, ſtreicht mit vieler Mühe die ſpitzen Schwänzlein des Schnurrbärtchens in die Höhe und fragt endlich, ob ſie ihr kurzes Gascognerpfeifchen anzünden dürfe, natürlich erſt nachdem dieſes ſchon geſtopft und das Zündholz ſchon in der Hand iſt, ſo daß an ein Abſchlagen nicht wohl mehr gedacht werden kann. Der Leſer hat ſchon errathen, daß neben unſerer beobachtenden deutſchen Wenigkeit die engliſche, ſpaniſche, franzöſiſche Nation je einen Repräſentanten in unſern Wagen geliefert hatte. Die jeweiligen Exemplare der drei erſten wären ohne Zweifel, ohne ein Wort zu reden, jedes in ſeiner Ecke vor Anker geblieben, aber den geſchwätzigen Franzoſen juckt es in allen Gliedern, zu wiſſen, wer ſeine Reiſegefährten ſind, und ſo kommt er vom Tabak auf die reina constitucional Iſabella die Zweite, daß die unruhigen Augen ſeines Nebenſitzers, den ohne Zweifel drohende Gerüchte nach Hauſe rufen, noch funkelnder werden, ſofort auf die Schönheit von Pau und Biarits und die Menge der Engländer daſelbſt, ſo daß der Sohn Albions ſein Buch zuſchlägt und ihn lange gähnend anſieht, endlich, da ſein Pfeifchen ausgeht, auf das Rauchen in Deutſchland, damit er auf unſere beruhigende Verſicherung hin es zum zweiten mal zu ſtopfen wagen könne.

Das traurige Anſehen dieſer troſtloſen Einöde wird durch einen fein ſich herabſpinnenden Regen noch um ein Gutes vermehrt. Kein Baum, keine Rebe, keine Aehre, kein Kartoffelblatt, oft kein Grashalm zeigt ſich auf dem unfruchtbaren, dunkeln Boden, nur Moos und Diſteln, Sümpfe und hie und da ein Fichtenwald. Die dreißig bis vierzig Stunden lange Fläche iſt noch ganz anders öde als die Lüneburger Heide. Bei Dar erſcheinen endlich wieder grüne Weiden, Hügel, Obſtbäume. Bis nach Bayonne führt uns aber die Eiſenbahn nicht, wie unſer Billet verſpricht, ſondern nur bis an das rechte nördliche Ufer des Adour, in die Schweſterſtadt von Bayonne, St. Eſprit, wo uns beim Ausſteigen der nach dem Paß fragende Gendarme daran erinnert, daß wir uns in einer Feſtung und vor den Thoren Spaniens befinden. Wir ſchreiten auf die Brücke vor und betrachten den breiten, tiefen, ſanften, anmuthigen Adour, einen der lieblichſten Flüſſe Frankreichs. Im Hafen liegt vor uns eine Reihe anſehnlicher Seeſchiffe, die wegen der Tiefe des Fluſſes bis an die Stadt fahren können; auch einige mit Kanonen armirte Seedampfer zeigen ſich. Verſchiedene vom Adour auslaufende Kanäle füllen die Gräben der von Vauban erbauten Feſtung. Wir paſſiren noch ein Thor und eine Brücke über die mitten in Bayonne in den Adour mündende Nive, um in den Hauptſtadttheil zu gelangen und dadurch vom Departement der Landes in das der Baſſes-Pyrénées. Ueberall erblicken wir die ſpaniſche Sprache neben der franzöſiſchen auf den Schilden der Gaſthöfe und Kaufläden; die meiſten Leute ſprechen hier beide Sprachen und man wird häufig ſpaniſch angeredet. Am Theater vorbei gelangen wir auf die place d'armes und von da in die Hauptſtraße, in der wir uns in der fonda del comercio einquartieren.

Das Wetter hat ſich indeß aufgehellt und wir eilen ſogleich nach St. Eſprit zurück, um die Citadelle zu beſteigen. Da eröffnet ſich uns denn eine prachtvolle Ausſicht. Zu unſern Füßen liegen die an maleriſche Hügel ſich anlehnenden Schweſterſtädte, durch den Adour mit ſeinen vielen Schiffen, und Bayonne ſelbſt wieder durch die Nive getrennt. Immer breiter wälzen ſich die ſanften Wellen des Adour dem nahen Meer zu, wo ſie mit demſelben den großen, durch zwei ſtarke Molos geſchützten Seehafen von Bayonne bilden. Die überraſchende Krone der Ausſicht aber bildet die herrliche, gleich hinter Bayonne aufſteigende Kette der Pyrenäen, die in der nach dem Regen kryſtallklaren Luft uns faſt greifbar nahe ſind mit ihren zum Theil ſchneebedeckten Kuppen, ihren anmuthsvollen, mit Villen beſäeten Vorbergen, ihren grünen Thälern und weidenden Heerden. Alles, was nur immer eine ſchöne Landſchaft bildet, Städte, Flüſſe, Meer, Schiffe, grüne Matten, ſanfte Hügel, gewaltige Berge, dunkle Felſen, Anmuth und Großartigkeit iſt hier zu einem Ganzen vereinigt, daß, wenn erſt alles im Gold der ſcheidenden, in's Meer tauchenden Sonne flammt und gegen dieſe Beleuchtung die dunkeln Tinten der bereits beſchatteten Thäler ſchroff abſtechen, wir einen Anblick haben, der ſeines gleichen nicht leicht finden dürfte.

Außer Hafen und Feſtung bietet Bayonne wenig

Digitized by Google

Merkwürdiges; die große gothiſche Kathedrale, an die ſich weitläufige Kreuzgänge anſchließen, empfiehlt ſich durch ihr ſchmucklos edles Innere. Die Straßen der an Größe etwa Ulm gleich kommenden und im Süden beſonders durch ihre Chokoladefabriken bekannten Stadt ſind öfters enge und bergan ſteigend, die Kaufgewölbe ſehr provinciatiſch, die Promenaden, beſonders die allées marines am Hafen, unbedeutend. In der Tracht macht ſich öfters die ſpaniſche ſchwarze Mantilla der Damen bemerkbar; überhaupt war es uns auffallend, das ſpaniſche Weſen und beſonders die Sprache an dieſem Orte weit mehr nach Frankreich hereinragend zu finden, als franzöſiſche Sprache und Sitte jenſeits der Bidaſſoa.

Am Abend aber, an welchem wir in Bayonne eintrafen, war die Stadt in glänzendem Schmuck und feſtlicher Aufregung wegen der erwarteten Ankunft ihrer kaiſerlichen Majeſtäten von dem nur eine Stunde entfernten Biarits, die der Theatervorſtellung anwohnen ſollten; die Schiffe waren beflaggt, eine Menge franzöſiſcher Wimpel und Fahnen flatterten die Straßen auf und ab, die fremden Conſuln, beſonders die der ſüdamerikaniſchen Staaten, hingen die Wappen ihrer Länder auf großen Fahnen heraus, eine glänzende Beleuchtung begann mit Einbruch der Nacht und zahlloſe Schaaren hielten die Eingänge des Theaters umlagert, in welchem nach dem Wunſche Sr. Majeſtät Don Céſar de Baſan gegeben und in einem Zwiſchenakt ein Violinconcert der Geſchwiſter Ferni eingelegt wurde.

Wir folgen am andern Morgen den Majeſtäten zu der Perle der Umgebungen Bayonnes, nach Biarits. Der Weg führt uns nach Südweſten an Gärten, Villen, Mais- und Weinfeldern vorüber an das Meer in den Ort, der vielleicht mehr als jedes andere Bad würdig iſt, die Sommerreſidenz einer Kaiſerin zu ſeyn, die übrigens eine Reihe von Sommern, ehe ſie den Thron Frankreichs beſtieg, von der Gräfin Montijo bewohnt wurde. Biarits verhält ſich zu Arcachon wie das vornehm Elegante und Reiche zum idylliſch Zierlichen und Lieblichen, wie die Palme zur Myrte. Das jungfräuliche Alter theilen aber beide; denn auch Biarits hatte vor wenigen Jahren nur die Villa Eugenie und einige kleine Häuſer aufzuweiſen, und heute noch iſt von Theater, Concert- und Converſationsſälen und dem ſonſtigen Comfort unſerer deutſchen Bäder in Biarits nichts zu ſehen; aber es dürfte in kurzem zur Errichtung derartiger Gebäude kommen, und heute ſchon iſt Biarits der Sammelpunkt für die höchſte und reichſte franzöſiſche und engliſche Ariſtokratie, während das gemüthlich einfache Arcachon mehr Leute aus den mittlern Ständen den Sommer über beherberge.

Biarits iſt eine unwillkürliche Wirkung der Thronbeſteigung Eugeniens, und die Glocken, die von Notre Dame in Paris ihre Vermählung mit dem Kaiſer verkündeten, läuteten auch für den Süden die Geburt des zukunftreichſten Seebades ein. Mochte die Anweſenheit der ſchönen und liebenswürdigen ſpaniſchen Gräfin einzelne ihrer Landsleute auf die unübertroffene Schönheit der Natur in Biarits aufmerkſam machen, die Vorliebe der Kaiſerin Eugenie zaubert Häuſer und Straßen daſelbſt aus dem Boden und ruft den Adel aus allen Himmelsſtrichen Europas dahin. Daher haben wir hier nicht mehr Holzhäuschen wie in Arcachon vor uns, ſondern ſteinerne, rothe und gelbliche Gebäude und größere Hotels, nicht mehr einzelne Schilderhäuschen zum Auskleiden für Badende, ſondern große Anſtalten für warme und kalte Seebäder mit einer langen Reihe von Cabineten in den Buchten; nicht mehr begegnen wir Schaaren von Kindern auf der Promenade am Strande, die ſorglos im Sande ſpielen, wohl aber rauſchen zahlreiche ſeidene Kleider und wandeln ſchwarze und blaue Fräcke an uns vorüber. — Wer von der Majeſtät des Oceans, vom donnernden Getöſe der Wellen, von der ſchwindelnden Höhe der Felſen, von dem an ihren Wänden hinauf ſturmlaufenden Schaum einer windgepeitſchten Brandung den tiefſten Eindruck erhalten will, dem weiß ich keinen beſſeren Ort hiefür zu nennen als Biarits. Wer einige Stunden lang bei hochgehender Fluth hier weilt, der kennt die See beſſer, als wer Jahre lang am Mittelmeer wohnt oder in Arcachon im Ocean badet. So ging es wenigſtens uns; als wir nach Biarits kamen, mußten wir ſogleich alle unſere ſeitherigen Anſchauungen von Meer und Wellen aufgeben, und erſt nachdem wir uns an dieſer Brandung ſatt geſehen hatten, konnten wir uns ſagen, wir haben einen Begriff von einem großartigen Meeresufer, das werth iſt, einen Ocean zur Seite zu haben.

Die nordweſtlichen Ausläufer der Pyrenäen fallen, wie bekannt, ungemein ſchroff gegen das Meer ab. Hinter einigen der ſteilſten Vorſprünge und Felſen erhebt ſich bergan ſteigend Biarits, deſſen Häuſer ſich bald in den Niederungen der Buchten verſtecken, bald auf der Höhe der Grotten mit Wind und Sturm ihre herrliche Ausſicht erkaufen. Das Ganze bildet bis zu dem nach Nordoſten gelegenen Leuchtthurm, in deſſen Nähe ſich das alte Bad mit einigen Dutzend Häuſern befindet, eine halbkreisförmige Bucht, in deren Mitte ungefähr ſich die in einfachem Styl erbaute Villa Eugenie auf einer mäßigen Anhöhe erhebt. Links von derſelben und mehr gegen das flache Land ziehen ſich die hinteren Straßen der Stadt, während die vorderen mit den Felſenhügeln gegen das Meer hin ſteigen und fallen. Die ganze, von der kaiſerlichen Villa an betrachtet,

Digitized by Google

linke Seite jenes Halbkreiſes zerfällt wieder durch eine Reihe haushoch in die See vorſpringender Felſengrotten in viele kleine Buchten; längs derſelben bildet ein ſchmaler, oft über ſchwindlige Höhen und zum Theil geländerlos führender, an den ſchönſten Punkten mit Ruhebänken verſehener Fußſteig die einfache und doch unbeſchreibliche ſchöne Promenade von Biarits.

Ein Geſammtüberblick über alle Grotten iſt vom Lande aus nicht möglich. Wir müſſen daher eine nach der andern betrachten. In der Ecke der erſten gegenüber der Villa befinden ſich mitten im Waſſer große Holzbaraken für warme und kalte Seebäder. Während wir nahe an denſelben hinaufſteigen und um die Ecke biegen, erfaßt uns der von Südweſten her pfeifende Wind und läßt uns nur mit Mühe hinab und wieder hinauf ſteigen. Immer höhere Felſen thürmen ſich vor uns im Meere auf, immer lauter wird das Gebrüll der Wogen, immer höher und raſender ſpritzt der zornige Giſcht an die nackte Felſenbruſt. Der Pfad führt uns auf einen hohen, ſich in's Meer hinaus beugenden Vorſprung, auf welchem ſich eine Bretterhütte und ein kleiner Schießplatz zu dem bei den Franzoſen ſo beliebten Piſtolenſcheibenſchießen befindet. Von hier aus erblicken wir eine neue Bucht und neue, größere Felſengrotten, während gegenüber auf einem freien, noch höher und hart am Meer gelegenen Platze die hübſche neue Kirche ſich zeigt. Mehrere Felſen haben die anprallenden Wellen bereits durchhöhlt, daß ſie nun wie ein einzelner Brückenbogen daſtehen. Ein koloſſaler, etwas tiefer als die andern im Meere liegender Fels wurde von dem ſpritzenden Schaum von der Seeſeite her in der Mitte durchbrochen und ſperrt nun ſeinen Höllenrachen drohend gegen das Ufer auf; alle Augenblicke ſtürmt vom Meere her eine Welle an ihm hinauf, ſo daß ihm der Schaum gegen das Ufer hin aus dem Maul ſpritzt, und ſo iſt er anzuſehen wie ein gräßliches Seeungeheuer, das aus ſeinem gräulichen Schlunde von Zeit zu Zeit ſeinen Geiſer verächtlich gegen das Land auswirft. Iſt denn eine unterirdiſche Dampfküche in dieſem kleinen, platten Felſen hart am Strande? Da pfeift ja alle Augenblicke der Dampf zu einer Oeffnung heraus! Steigen wir näher zu ihm hinab. Der Felſen muß innen vom Waſſer ganz ausgehöhlt ſeyn, und oben zeigt ſich eine kleine Ritze; ſo oft nun eine Woge heranſtürmt und den Luftdurchzug gegen das Meer hin mit Waſſer verſchließt und den innern Raum des Felſens füllt, wird die vorher in demſelben enthaltene Luft mit ſolcher Geſchwindigkeit durch jene Ritze hinausgetrieben, daß fortwährend der ziſchende Ton des Ventils einer Lokomotive, ein gedehntes ſſ entſteht, während das Ausgeſpritzte — halb Luft, halb Waſſer — dem Dampfe vollkommen ähnlich ſieht, ſo daß wir ganz betroffen ſtehen blieben und einen Augenblick uns fragen konnten, ob nicht etwa warme Bäder und ein Dampfkeſſel im Felſen eingerichtet wären.

Immer wüthender, in förmlichen Sätzen hetzt die Windsbraut ihre luſtigen Doggen an uns heran, und wir nehmen den Hut ab, ſonſt wird er eine Beute der Wellen. Iſt's möglich? dort ſpritzt die Sturmfluth jenem Seeungethüm nicht nur in den Rachen, ſondern ſetzt ganz über daſſelbe hinweg und hüllt es einen Augenblick ganz in weißen Schaum. Ein herrlicher Anblick, ſtatt des hohen, breiten ſchwarzen Rückens jenes Felſen plötzlich einen ſchneeweißen, in der Sonne glitzernden Altar, einen Knäuel dicht verſchlungener, auf einmal aus dem Meer emportauchender Lilienarme zu erblicken, die eben ſo plötzlich als ſilberhelle Garben wieder zerfließen, und nur an den nachperlenden Tropfen erkennen laſſen, daß es Wirklichkeit und keine Täuſchung der Phantaſie war. Wenn irgend einmal in unſerem Leben müſſen wir jetzt die ſchaumgeborene Göttin der Hellenen vor unſern Augen auftauchen und auf der Perlenmuſchel heranſegeln ſehen, und wenn irgend ein Geſtade, ſo iſt dieſes es werth, von der leichtbeſchwingten Götterſohle Aphroditens betreten zu werden!

Digitized by Google

Gedichte.

Grüneberger.

Der Magiſtrat von Grüneberg hat
Ein Manifeſt erlaſſen:
Die Schreiber deutſcher Zunge, die
Zeitungen und Bücher verfaſſen —

Sie möchten nicht länger den ſchleſiſchen Wein
Verſpotten und Krätzer nennen;
Den Leuten munden werd' er ſchon
Und Keinen im Halſe brennen.

Den Grüneberger habe goutirt
Und gelobt ſchon der alte Fritze,
Der Wein ſey beſſer als ſein Ruf,
Und beſſer als ihre Witze.

Da wurd' es ſtill von Grüneberg
Im Süden wie im Norden;
Der Grüneberger iſt aber drum
Kein Johannisberger geworden.

Großvater und Enkel.

Es iſt ein Tag gar trüb gelaunt,
Ein froſtiger Novembertag,
Der Böſes in die Ohren raunt
Dem Manne, der ihn hören mag.

Er ſitzt in ſeinem Sorgenſtuhl
Der alte, pelzumhüllte Mann;
Ihm dünkt die Welt ein wüſter Pfuhl,
In dem er nicht mehr leben kann.

Einſt hat wohl auch ſein Herz gepocht,
Mit andern Herzen hochgeſtimmt;
Kaum daß jetzt hie und da ein Docht
Schon nahe dem Erlöſchen glimmt.

Nun ſieht er welken Blum und Blatt,
Und Wermuth wirft in ſeinen Trank
Ihm jeder Tag: „Die Welt iſt matt!"
So ſeufzt und murrt er, ſelber krank.

Da rutſcht ſein Enkel lächelnd, ſtumm,
Der in der Stub' am Boden ſpielt,
Um Tiſch und Bank und Stuhl herum,
Bis er am Knie den Alten hielt;

Guckt auf zu ihm, das blonde Kind,
Mit Augen wie Vergißmeinnicht.
Es haucht ihn an wie Frühlingswind,
Das liebe, roſige Geſicht,

Und tröſtet ihn und ſpricht ihm zu:
„O wende dich nicht ab im Schmerz!
Noch immer Liebe findeſt du
Und manches treue, warme Herz.

„Sey gegen Liebeszeichen nicht
Verhärtet, laß dich gern erfreu'n;
Wenn dir die Treue Kränze flicht,
Dank ihr, und laß dich's nicht gereu'n.

„Hell, wie der erſte, warm und voll,
Grüßt dich der letzte Frühlingsſtrahl.
Sey gut, und ſcheide nicht im Groll
Von unſrem ſchönen Erdenthal!"

Er horchte lang mit ſtiller Luſt
Des Kindes ſtummen Bitten zu,
Dann drückt er's plötzlich an die Bruſt,
Und weint in heitrer Seelenruh.

Stimmen der Natur.

Im Zimmer duldet mich's länger nicht:
O himmliſches Morgenſonnenlicht!

Ich athme, ſchlürfe, trinke Duft,
Ich wittre Auferſtehungsluft.

Warm koſte mich die Sommernacht,
Die ich halbträumend durchgewacht;

Nun ſingt die Lerche mir in's Ohr,
Die wie ein Lichtſtrahl ſchießt empor.

Was will ſie? ich verſteh' ſie mit nichten,
Will ſie vom Himmel mir berichten?

Was rauſcht dorther vom Baum, dem alten,
Auf dem die Blätter Zwieſprach halten?

Du munt're Schwalbe, zwitſchernd ſo laut,
Hätſt du mir gern was anvertraut?

Digitized by Google

Das nickt und winkt mir da und dort
Und wispert und ſagte mir gern ein Wort.

Das Flüſtern — ich werde daraus nicht klug.
Da ſtreift mir im Vorüberflug

Das Ohr und flüſtert ein Schmetterling:
Es ſchläft in uns, in jedem Ding

Ein Ton, ein göttliches Gedicht —
Haſt du die Wünſchelruthe nicht?

O laß ſie ſpielen, wecke den Strahl;
Dann reden und ſingen wir allzumal.

Warum.

Die Vögel frage, warum ſie ſingen,
Die Veilchen frage, warum ſie blüh'n,
Die Knospen frage, warum ſie ſpringen,
Die Tannen, warum ſie ſchimmern ſo grün.

Die Wolken frage, wornach ſie jagen,
Und frage dich ſelbſt, was dich wohl trieb,
Nach dem und jenem mich zu fragen,
Warum ichs that, warum ichs ſchrieb,

Warum in alt' und jungen Tagen
Ich dieſer war und jener ſchien —
Und du wirſt ganz genau erfahren,
Warum ich mir ſelbſt ein Räthſel bin.

Laboremus! *

Der Kaiſer Severus ſaß zu York,
Der afrikaniſche Krieger;
Er war von Oſten gekommen im Flug,
Die wilden Kaledonier ſchlug
Er im Nu und kehrte als Sieger.

Der Kaiſer Severus zum Tode krank,
Blaß lag er da und hager,
Verlaſſen war er zu dieſer Zeit,
Nur ſein Legat ſtand ihm zur Seit'
Und beugte ſich über ſein Lager.

Und: »Omnia fui!« ſpricht er zu ihm;
»Nil expedit!« ** ſeufzt er verſtohlen,
Da trat der Centurio ein mit Gram
Im Antlitz, wie er täglich kam,
Sich die Parole zu holen.

Der Kaiſer hub mit letzter Kraft
Sein Haupt, ſie ihm zu geben,
Und aufrecht ſaß der ſterbende Mann:
»Laboremus!« ſprach er und ſank ſodann
Aufs Kiſſen, ohne Leben.

Von Noth und Sorgen umhergehetzt,
Mein Herz, willſt du drum brechen?
Der Geiſt, der will, hat Wunderkraft,
Drum nicht verzagt, und nicht erſchlafft!
Laboremus! wollen wir ſprechen.

Jugend und Alter.

Schön iſt's im Herbſte des Lebens die Früchte der Jugend genießen,
Aber wie Wenigen nur gönnet den Schmaus das Geſchick!
Jahre mindern die Kraft, es zucken die Nerven, das Auge
Möchte verſchlingen die Frucht, aber es zittert die Hand.

Die Luft iſt ſchwül.

Die Luft iſt ſchwül, das Feld iſt ſtill,
Das gute Mütterchen Natur,
Was brütet ſie, was ſinnt ſie nur?
Weiß ſie wohl ſelber, was ſie will?
Die Wolken haben Nichts zu thun,
Stehn da, wie faule Mägde, ruhn
Und blicken ſchläfrig auf den Grund;
Der Wind, den Finger an dem Mund,
Hält an den Odem, horcht und lauſcht,
Ob's nirgends in der Ferne rauſcht.
Regt ein Gewitter ſein Gefieder?
Tropft bald ein Regenſchauer nieder?
Wird heute noch mit Einem Schlage
Gelöst die bange, ſchwüle Frage?
Wird in der Nacht die Schlacht entſchieden,
Und lächelt morgen uns der Frieden?
Die Bäume, ſieh, wie ſie ſich ducken
Und, merklich kaum, die Achſeln zucken!
Nun aber beginnt ein Summen und Flüſtern,
Und tiefer ſinken die Wolken, die düſtern,
Sie drängen, ſie preſſen ſich dicht zuſammen,
Und ſprißen grün' und röthliche Flammen.
Dort ſchwebt heran ein wandelnder Dom,
Von grauen Regenpfeilern getragen,
Dort wälzt und bäumt ſich ein ſchwarzer Strom,
Dort ſeh ich ein Ungeheuer ragen;

* An die Arbeit!

** Alles war ich, und was nützt er mir nun?

Digitized by Google

Es rollt ſich rieſig auf, es duckt
Als wie zum Sprung ſich zuſammen, es ſpuckt
Und puſtet und reckt weit aus die Tatze,
Krummbucklig, eine gräuliche Katze.
Allmählig verſchwimmt das wilde Heer,
Der Himmel iſt Ein ziſchendes Meer,
Gewaltige Tropfen praſſeln und prallen
Am Boden auf und rinnen und wallen
Zuſammen zu Einer Rieſenkaskade;
Die Erde ſchwimmt im Wellenbade,
Von Gewäſſern über und über beſpült.
Ha, wie das labt, ha, wie das kühlt!

Die Bäume ſcheinen neu belaubt,
Die Blumen heben ihr feuchtes Haupt,
Und Alles iſt duftig überhaucht,
Und triefend aus Büſchen aufgetaucht
Ausſchütteln die Vögel Federn und Härchen,
Und Alles iſt munter und Alles grüßt
Und regt ſich, lebendig, wie im Mährchen,
Wenn nach der langen Schlummernacht
Dornröschen erwacht,
Vom Prinzen auf den Mund geküßt.

Ludwig Seeger.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Schluß.)

Vergrößerung und Verſchönerung der Stadt.

Berlin, obgleich die Hauptſtadt des preußiſchen Staates, iſt noch beſſer daran, als einige der größeren Provinzialſtädte, wie Stettin, Breslau, Cöln, wo die Wohnungen noch überfüllter und ihre Preiſe verhältnißmäßig noch höher geſtiegen ſind. Sie liegen auf dem Areal alter oder noch erhaltener Feſtungen, während Berlin ſich nach allen Seiten vergrößern kann, in eine Ebene hinaus, wo flacher Sandgrund iſt oder Moorgrund des Spreethales. Dieſe Vergrößerungsluſt hat ſich denn nun in den letzten Jahren bethätigt; nicht allein umliegende Dörfer, ſondern auch Landſtraßen dahin ſind Berliner Straßen geworden und dem Weichbilde bereits einverkörpert oder auf dem Wege es zu werden. Der Armuth hilft das freilich nichts, denn aus den ländlichen werden ſtattliche ſtädtiſche Häuſer, aber etwas dem Mittelſtande; er kann doch hier noch erſchwingbare Wohnungen finden. So zieht jetzt ein großer Theil der Beamten, welche in den alten Stadttheilen die Miethpreiſe unmöglich mehr bezahlen können, vor das Potsdamer Thor nach Schöneberg zu, oder über andere Thore hinaus, während von den penſionirten Militärs und Civiliſten viele mit ſchwerem Seufzer ſich entſchließen, der Stadt ganz Valet zu ſagen und in die kleineren Provinzialſtädte ſich überzuſiedeln. Wer da weiß, wie die Beamten in den alten Ländern ſonſt darnach trachteten, „an der erſten Quelle," wie es hieß, in Berlin zu leben, auch wenn ſie dort kümmerlich lebten, faſt allen Genüſſen der großen Stadt entſagten, nur um das Bewußtſeyn zu haben, daß man in Berlin lebe, der weiß auch zu ſchätzen, welche Opfer dieſer Abſchied ihnen koſten muß.

In dieſem Jahre wird neben der Nothwendigkeit auch aus Luſt gebaut; oder beſſer zu ſagen, der Speculation hat es gefallen, in der Rolle der Phantaſie und des äſthetiſchen Geſchmackes aufzutreten. Ja, wir haben viele reiche, ſehr reiche Leute, und dieſe könnten ſehr geſchmackloſe Häuſer bauen, was zu verſchiedenen Zeiten an verſchiedenen Orten ſich zugetragen hat, und daß ſie es diesmal nicht gethan, ſondern ſehr geſchmackvolle und zugleich phantaſiereiche Gebäude aufgeführt haben, muß man doch mit Dank annehmen. Es ſind die Schüler Schinkels, die mit den Anhängern einer andern Modeſchule wetteifern. Wer ſich vom Rococothum inficiren läßt, hat es eigentlich mit den Prieſtern der Claſſicität verdorben, in der Architektur vertragen ſich aber die verſchiedenen Style, wenn nur jeder Meiſter etwas Eigenes, Selbſtſtändiges zur Anſchauung bringt; nur wenn die Schablone zur Herrin wird, tritt die tödtliche Monotonie auf. Wohin man blickt, im Kern der Stadt und außen vor den Thoren, will nun ein neues Berlin aufſtehen, wenn auch der Fremde es nicht ſieht. Wenigſtens wird er dahin ſelten geführt werden, wo der, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchönſte und freieſte Theil der Stadt, wenn man will das künftige Weſtminſter oder die Pariſer Boulevards, ſich bildet. Es iſt die Gegend zwiſchen dem Potsdamer und dem Anhaltiſchen Thore, das heißt zwiſchen den beiden erſten und größten Eiſenbahnhöfen. Die Induſtrie hat alſo die Richtung zeigen müſſen, in der Berlin ſich vergrößern und verſchönern ſoll, nachdem man links und rechts vergebens nach dem rechten Punkt und Anfang geſucht hatte. Beach-

Digitized by Google

tenswerth ist, daß es Künstler waren, und sehr bedeutende Künstler, welche vor Zeiten hier wie instinctartig der Spur folgten, ohne daß andere ihnen nachgehen wollten. Hier, im Karlsbade, hatten der Maler Begas, der Architekt Stier und der Bildhauer Kiß ihre Ateliers und Wohnhäuser erbaut, damals eigenthümliche, oder geschmackvolle Gebäude, heute allerdings bescheiden, mit den Pallastfronten verglichen, die sich jetzt ringsum in den Himmel thürmen, aber mit ihrem Villeggiaturstyl, von blühenden Gärten und Bosquets umgeben, noch immer von freundlich heiterem Anblick. Die beiden zuerst genannten Künstler, vor kurzem gestorben, haben kaum die Ahnung erlebt, wie sie die Führer der neuen Zeit werden sollten. Stier's Haus, wie ein italiänisch mittelalterliches Castell in die Höhe gethürmt, hieß halb spöttisch die „Stierburg". Es wird selbst schwerlich künftige Jahrhunderte erleben, beweist aber den selbststrebenden Sinn des ausgezeichneten Künstlers, der nur nicht das Glück hatte mit der Zeit und ihren Forderungen sich zu assimiliren. Schräg ihm gegenüber hat jetzt ein anderer jüngerer Künstler, v. Diebitsch, ein großartiges Castellhaus in maurisch arabischem Styl auf eigene Kosten und für sich erbaut, welches die ganze Gegend dominirt. Man nennt es die neue Alhambra, denn der Baumeister der in Granada den Styl und das Material des eigenthümlichen Stucks in jenem maurischen Schloß studirt und vollkommen glücklich wieder zu bilden mehr als versucht hat, bringt hier diese Mosaiküberkleidung zum Theil auch im Innern in Anwendung. Aber auch die Ornamentur der Façaden in verschiedenfarbig gebrannten Ziegelsteinen, mit einer orientalischen Kuppel, die fast in der Reihe der Berliner Kirchenthürme Platz nimmt, frappirt schon jetzt, während die vollendete Ausschmückung einen feenhaften Eindruck machen wird. — Ob und wie dieser merkwürdige Bau dem ganzen Stadttheil einen neuen Charakter aufprägen wird, steht dahin; er liegt aber an ungemein glücklicher Stelle an dem neuen Hafen, einem breiten Wasserbassin, und wird von ebenso weit her gesehen, als man von seinen höheren Stockwerken die Stadt und die weite Gegend überschaut. Dieser Hafen (am Anhaltischen Thore, ein anderer am Hamburger Bahnhofe wird gebaut) wimmelt schon jetzt von Fahrzeugen, welche sich früher auf dem mühsamen Weg durch die Spree und die Stadt hinschleppen mußten. Ueberhaupt ist der jetzige Schifffahrtscanal, welcher den Wassertransport nun seit einer Reihe Jahren um die Mauern der Stadt geleitet hat, eine neue Pulsader für dieselbe geworden, von einem Werth und einer Bedeutung, die man nicht genug zu schätzen wußte. Handel und Wandel drängt sich daran, und, was seltsamer, Anmuth und Reichthum, denn der Canal wird die eigentliche große schöne Straße werden, von der ich sprach. Breite, luftige Zeilen von Pallästen und dazwischen eine reiche Wasserstraße, mit doppelten Alleen munter wachsender junger Bäume, grüne Ufer, zwischen den Frachtkähnen spielende Schwäne! Die Straße mit ihrem Kai, ihren Alleen, und jetzt lachenden Villen und Gärten (die freilich es nicht immer bleiben werden) streckt sich bis zum Thiergarten und dem zoologischen Garten, wo schon der Waldcharakter eintritt. Berlin ist von dieser Seite eine anmuthig gelegene Stadt geworden; man darf es dreist sagen, ohne in den Verdacht des Berlinismus zu fallen.

Seit etwa vierzig oder noch mehr Jahren ist es Wunsch, Antrag und halb Vorsatz gewesen, einen erweiterten Durchbruch zwischen den alten Städten Berlin und Cöln mit dem königlichen Schlosse, und den neuen Städten Werder und Friedrichsstadt zu öffnen. Die bisherigen Passagen, die verschiedenen Schleusenbrücken sind eng und gefährlich bei der immer größeren Frequenz; aber wie oft man auch die Nothwendigkeit darthat, ebenso oft fand man Gründe, das Project wieder bei Seite zu schieben. Nun endlich soll es zur Ausführung kommen, und welcher auch der beiden Plane gewählt wird, das Resultat ist eine radicale Demolirung und ein vollkommener Neubau im eigentlichen Kern der Stadt. Entweder wird die französische Straße neben der Werderschen Kirche nach dem Schlosse zu geführt, oder die Jägerstraße dem Schlosse vorüber direct nach der großen Königsstraße geleitet. In beiden Fällen werden mehrere merkwürdige historische ältere Gebäude und berühmte öffentliche Etablissements zerstört und rasirt werden. Selbstredend stellen sich Parteien gegenüber, denn welche Privatinteressen werden nicht dadurch berührt! aber es wird diesmal dabei, wie die Engländer sagen, fair play gehalten, was früher nicht immer geschah, sonst wäre der Durchbruch schon vor dreißig Jahren geschehen. Dem Magistrat ist von der Regierung freies Spiel gelassen, welchen der beiden Durchgänge er vorziehen will, falls er nur die Mittel und Bedingungen zu Tage fördert. Eine Geldmacht, oder eine stille Actienvereinigung, möchte den Durchgang von der französischen Straße aus mit einer Glaspassage herstellen, was allerdings das nicht wäre, auf was es ankommt, nämlich eine Straße für Wagen und Fracht, aber einer solchen nebenher vortheilhaft werden könnte. Deßhalb ist es nicht unmöglich, daß beide Plane realisirt werden, wenn wieder Geld da ist.

Kommt noch das neue Rathhaus dazu, wie man es sich vorstellt, gewissermaßen am Schluß der neuen Straße, welche alt und neu Berlin verbindet, so ist Berlin wahrscheinlich ein anderes geworden. Wer erkennt denn jetzt die große Friedrichsstraße wieder, wenn er sich derselben vor dreißig Jahren entsinnt? Nicht allein Handel und Wandel, die glänzenden Spiegelgläser und goldenen Bronzerahmen der Schaufenster haben dieß gewirkt, sondern schon die hohen thurmartigen Eckhäuser. Mancher Einwohner, der nur ein Jahr fortgewesen, kann sich irren, wenn er aus den Seitenstraßen einbiegt, wie wenn der Theatermeister die Coulissen verändert, aus ländlicher Gegend Stadt, aus Hütten Thürme gemacht hat. Besonders aber, wer erkennt in den jüngst errichteten Kirchen die älteren wieder! Am wechselnden Styl derselben ließe sich ein Climax des Geschmacks aufstellen. Hier die wenigen

Digitized by Google

altehrwürdig gothiſchen aus der Mitte und dem Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, ohne alle ſonderliche Eigenheit, nur Schablone deſſen, was nothwendig und herkömmlich ſchien, und dann, nach langer Zwiſchenzeit, die nüchternen Puritanerſtuben, aus Holland herüber genommen, am Ausgang des ſiebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, welche zwar allerhand wunderlich kryſtalliniſch geſchnitzte Linien und Zierrathen in ihrer Architektur haben, aber nichts weniger als Schönheit, Würde und Geſchmack. Zu Friedrichs II. Zeit verſuchte man es mit der Antike; die Hedwigskirche nach dem Muſter des Pantheon iſt zwar ein nicht unwürdiger Abklatſch des Originals, aber wo ſonſt etwas dem antik Nachgeahmten hinzugefügt iſt, ward es hors d'oeuvre. Als der Zopf galt, konnte die claſſiſche Zeit nicht klar gewürdigt werden, und als Schinkel mit ſeinem eminenten Geiſt und einfach klaren Sinn die Architektur regenerirte, hätte man ihm nicht Aufgaben aus dem Mittelalter vorlegen ſollen. Sein Genius flog anderswohin, und ſeine Werderſche Kirche muß allerdings zurücktreten gegen andere ſpäter gebaute. Schinkel ſelbſt trägt nicht die Schuld. Man überlaſtete ihn mit Arbeiten, die, unter dem Meiſter ſtehend, füglich andern hätten übertragen werden ſollen. Die jetzigen neuen Kirchen, halb byzantiniſch, halb norditaliäniſch, haben einen Typus, der durch ſeine Gefälligkeit jeden anſpricht; einige ſind ſo prächtig und geſchmackvoll, daß man nur bedauert, daß ſie in Winkeln angebracht ſind, wo ſogar kaum die Einwohner ſie aufſuchen. Eine Ausnahme macht die neue katholiſche Kirche auf dem ehemaligen Köpnicker Felde. Sie liegt ſo ſchön und impoſant, als würdig und geſchmackvoll in ihren Grundlinien und ihrer Ornamentur. Man könnte von weit her reiſen, um ſie zu ſehen, zu ſtudiren, wenn — ſie nur fertig wäre, wenn man nur die Ausſicht hätte, daß ſie in einem Menſchenalter, ja daß ſie nur überhaupt fertig würde! Das Geld fehlt, und, was ſchlimmer, alle Quellen verſiegen. Die Collekten aller Gegenden und Länder, die ihrer Zeit reichlich ertrugen, haben aufgehört. Der Pabſt hat bezahlt, unſer König ſehr reichlich, aber weder das katholiſche noch das proteſtantiſche Geld reichen mehr aus, nicht einmal um nur die letzten Rechnungen zu bezahlen. So iſt es ſoweit gekommen, daß Fenſter und Thüren vernagelt ſind und wirklich die Gefahr bevorſteht, daß die Prachtkirche zur Befriedigung der letzten Gläubiger, Maurer, Zimmermeiſter, Ziegeleibeſitzer, sub hasta losgeſchlagen werden muß.

Unſern neuen Waſſerkünſten fehlen auch die Quellen, denn von den ſprühenden Fontainen, die man erwartet, ſieht man nichts. Waſſer wäre ſchon da, nur die Geldquellen ſollen verſiegt ſeyn. Wenigſtens, ſo tröſtet ſich der Berliner Witz, wenn am 13. Juni die Sündfluth angeht und die Waſſerſtröme losbrechen, wird der ſpeiende Löwe der Dönhofsſtraße, und wo ſonſt Fontainen oder chateaux d'eau ſich finden, ganz unſchuldig daran ſeyn.

Königsberg, Juni.

Lanx satura.

Die Nähe der bevorſtehenden Sommerferien beginnt ſich fühlbar zu machen. In den ſcheu verſteckten, halb verfallenen Winkeln, welche für die Hörſäle der gelehrten Republik Albertina gelten, wird es unter dem an ſich dünn geſäeten Zuhörerkreiſe mit jedem Tage lichter; wem Zeit und Vermögen es geſtatten, hat ſich bereits gen Süden entführen laſſen; in den Samländiſchen Strandbörfern ſind längſt alle Wohnungen und Zimmer vermiethet; kein Kunſtſtück will die verödeten Räume des Theaters füllen. Das Haus wird demnächſt ganz geſchloſſen werden; das Schauſpiel iſt in die Provinzialſtädte abgezogen, nur die Oper friſtet noch ein kümmerliches, kaum beachtetes Daſeyn. Die Theilnahme für die Bühne und deren Leiſtungen pflegt bei uns mit den Gaſtſpielen zu erkalten, welche im Frühjahr die Bekanntſchaft mit illuſtren Künſtlern vermitteln; ſind erſt dieſe Gaſtſpiele beendigt, ſo hört auch das Intereſſe des Publikums auf, die Theaterſaiſon iſt todt. Unter den Gaſtſpielen der verfloſſenen Monate ſind mehrere als epochemachend hervorzuheben. Den durchſchlagendſten und nachhaltigſten Erfolg errangen Friedrich Haaſe und Marie Seebach. Der letztern gegenüber ließ ſich das kalte, nüchterne Königsberg zu einem Enthuſiasmus hinreißen, wie er in ſeinen Mauern unerhört iſt; man konnte ſich in Ovationen nicht genug thun. Das Maß des Beifalls mag überſchritten ſeyn; der Beifall an ſich war ein verdienter. Marie Seebach iſt eine geborene Künſtlerin. Ihre hohe dramatiſche Gewalt liegt weder in der Deklamation, noch in der Mimik, auch nicht in der Conception, ſondern in jener hinreißenden Naivetät, in der mächtigen Harmonie ihrer genialen Seele, die jene Schöpfungen, zu denen ihre urſprünglich nicht bedeutenden Mittel ausreichen, unwiderſtehlich und unvergeßlich machen. Die Riſtori iſt Meiſterin der Pantomimik, die Rachel der Deklamation, die Seebach iſt ein Genie, das ohne Schule, ohne Styl die wunderbaren Erfolge ſpielend einerntet, von denen man ſich keine Rechenſchaft zu geben vermag. Auch Friedrich Haaſe erhielt in reichſter Menge die Auszeichnungen und Beweiſe von Wohlwollen, welche nur immer einen Künſtler ehren und ihm danken können. Iſt je eine Anerkennung eine gerechte

gewesen, so war sie es in diesem Falle. Die Natur und ein günstiges Geschick haben Friedrich Haase alle Gaben verliehen, welche mit Umsicht und Energie, mit eifrigem Fleiß und unter verständigem Streben verwerthet, den Stoff zu einem Künstler ersten Ranges darbieten und Kunstleistungen vom bedeutendsten Werth erzeugen. Aus den männlichen Zügen des schönen Gesichts spricht Adel der Gesinnung; Haltung und Bewegung sind von untadeliger Grazie. Das Organ, an sich von einer einschmeichelnden Weiche und wohllautenden Sanftheit, ist jeder Modulation fähig, zugleich aber auch jeder kraftvollen Anstrengung vollkommen gewachsen. Eine wissenschaftliche Ausbildung, wie sie die Gegenwart in der Welt der Bretter und Lampen immer seltener werden läßt, die Erziehung unter unmittelbarer Leitung Ludwig Tiecks, dessen Lieblingsschüler er gewesen, der Verkehr und Umgang im Hause und in der Familie des Meisters der Romantiker, die eigenen eindringenden und umfassenden Studien endlich, welche Haase gemacht, nicht bloß Studien, welche mit seinem Berufe in nächster Verbindung stehen, haben ihn in den Stand gesetzt, mit den ersten und besten Koryphäen der deutschen Schaubühne in Wettkampf zu treten. Was seinem Spiel charakteristisch ist, zeigt eine Erinnerung an Emil Devrient und Bogumil Dawison. Die beiden letztgenannten sind die Vertreter zweier verschiedener Richtungen, zweier scharf und bestimmt gesonderten Principen. Emil Devrient vertritt den Idealismus der neuantiken Classicität, welche durch Goethe und Schiller begründet worden; Dawison hat das Princip des modernsten Realismus auf sein Panier geschrieben. Die Vorzüge wie die Mängel, die Größe wie die Schwäche Devrients und Dawisons liegen in ihrem Princip und werden durch dasselbe bedingt. Jedes Princip, mit Schärfe und Eigensinn festgehalten, führt zu Einseitigkeiten; eine absolut schöne Kunstleistung bedarf aber des universellen Charakters. Die äußersten Consequenzen des Idealismus verführen zu hohlem Pathos, zu einer krankhaft aufgebauschten Sentimentalität, zu einer Zeichnung, welcher der Boden der realen Wirklichkeit fehlt; die Schlüsse sind falsch, weil die Voraussetzungen unwahr. Die äußersten Consequenzen des Realismus verführen zu der quantitativ gleichen, wenn gleich qualitativ verschiedenen Verirrung, indem das Princip der Wahrheit, welche keine künstlerisch idealisirte, sondern eine nackte Naturwahrheit seyn will, zu der formlosen materialistischen Stofflichkeit verleitet. Die Versöhnung beider Gegensätze, die harmonische Vermittelung beider Principe, ist die Aufgabe, welche sich Haase gestellt. Seine Zeichnungen sind möglichst getreue Schilderungen, naturwahr, stofflich, greifbar, sie sind mit vollster Farbengluth hingeworfen, gleichzeitig aber bekundet jeder Strich, jeder Contour des Bildes, daß nicht ein realistisches Behagen am Stofflichen den Pinsel geführt; die volle Farbengluth erscheint durch hinzutretende Reflexe gemildert, der Realismus der Naturwahrheit ist poetisch verklärt, künstlerisch idealisirt.

Der Schluß der Saison hat nur ein einziges neues Stück gebracht, und von diesem muß leider behauptet werden, daß die Aufführung weder der Direktion, noch dem anonymen Verfasser zum Ruhme gereicht. Die zweiaktige Lokalposse „der Grillenfänger" war ein Machwerk so niederer Gattung, daß es uns unerklärlich ist, wie nicht sogar die Feder sich gegen ein solches Sammelsurium empörte und sich weigerte es niederzuschreiben. Was hilft es, einen Todten noch mehr todt zu schlagen? Genug, die Wiederholung des Stücks war zugleich das Leichenbegängniß desselben.

Da spreche ich mit wohlfeilem Spott von einem Todten und einem Leichenbegängniß; wenn ich über denselben Gegenstand, über einen Todesfall und über ein Begräbniß zu sprechen fortfahre, geschieht es mit Ernst und Trauer. Es ist allemal ein empfindlicher Verlust und berührt doppelt betrübend, wenn vielverheißende Talente in der Blüthe ihrer Jugend und Kraft, aufstrebend zur Vollkommenheit und Reife, in das Grab gestürzt werden. Einen solchen bedeutenden Verlust erlitten wir dieser Tage durch das frühzeitige Dahinscheiden des Kapellmeisters Hauser. Ein weiter Kreis von Freunden, den sich der junge Componist durch seine wackern Erstlingswerke erworben, sieht sich in den Hoffnungen betrogen, zu denen das aufblühende Talent berechtigte.

Die Aufschrift, welche diesem Briefe gegeben worden, bereitet darauf vor, daß ohne langes Wählen aufgerafft wurde, was zunächst lag und was gerade unter die Feder lief. Das mag eine schlechte Entschuldigung seyn, wenn von der Stille des Todtenackers zu dem lauten Gewühl eines Marktes ohne weitere Vermittelung übergesprungen wird; immer aber besser eine schlechte Entschuldigung als gar keine. — Für ganz Altpreußen ist der große Pferdemarkt, welcher im Mai alljährlich zu Königsberg abgehalten wird, ein bedeutsames Ereigniß. Man kann es ohne rhetorische Hyperbel aussprechen, der gesammte große Grundbesitz findet sich bei dieser Gelegenheit in der Hauptstadt zusammen, meistens mit der Familie. Aus aller Herren Ländern treffen Käufer und Händler ein, die Hotels und Gasthäuser fassen während der drei Tage, welche der Markt dauert, nicht den Zudrang der Fremden. Viel Geld wechselt rasch den Besitzer. Nicht nur Restaurateurs und Weinwirthe feiern ihre goldene Ernte; was der Hausvater an seinen Thieren verdient, tragen zum guten Theil die Frauen und Töchter zu den Juwelieren, in die Modemagazine, in die Putzläden. Die Quartiere und Straßen in der nächsten Umgebung des Marktplatzes — der Königsgarten — zeigen von der frühesten Morgenstunde bis in die sinkende Nacht das lebhafteste, bunteste Wimmelleben. Denn nicht nur Käufer und Verkäufer, Stallmeister und Vorreiter, Jockeis und Gestütsknechte, die ganze Schaar der Neugierigen und Müßiggänger drängt sich zu Haufen zusammen, um Bekannte zu treffen und zu plaudern, um die edlen Racepferde zu bewundern und zu flaniren. Wie rege und allgemein die Theilnahme ist, mag aus dem Umstande erhellen, daß von dem leitenden Comité über 5000

Digitized by Google

Karten zum Beſuche des Marktplatzes verkauft worden ſind. Der letztere iſt nämlich mit einer ſehr hohen und dichten Bretterwand umzäunt und der Zutritt nur denen geſtattet, die ſich durch eine Karte legitimiren. Die Karte koſtet einen Gulden. Der Matador unter den fremden Käufern war in dieſem Jahre ein kaiſerl. öſterreichiſcher Hofſtallmeiſter. Im Durchſchnitt wurden ſehr anſehnliche Preiſe gefordert und bewilligt, meiſtens tauſend Thaler für das Pferd; der höchſte Preis belief ſich auf 2200 Thaler. Am geſuchteſten waren die litthauiſchen Pferde; ſehr natürlich, Litthauen iſt vorzugsweiſe das „roſſenährende Land."

Zum Schluß eine literariſche Anzeige. Unſere periodiſche Preſſe iſt um ein neues Unternehmen vermehrt worden. Seit Oſtern erſcheint ein „Königsberger Telegraph," redigirt von Dr. Minden. Das Blatt, welches wöchentlich zweimal ausgegeben wird, ſtellt ſich die Beſprechung communaler und lokaler Angelegenheiten zur Aufgabe, außerdem bringt es ein belletriſtiſches Feuilleton. Daß der erſtere Acker weit eher ein ſteriler als ein ergiebiger iſt, weiß jeder, der mit den hieſigen Verhältniſſen vertraut iſt; dazu kommt, daß an ſich eine Erörterung lokaler Gegenſtände häufig von delikater und kitzlicher Natur iſt. Der Telegraph ſcheint dieſe Schwierigkeiten glücklich zu überwinden; ſeine Lokalartikel ſind, von wenigen vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, mit Takt und der erforderlichen Diskretion geſchrieben, und wenn das Blatt fortfährt, die gefährliche Klippe gehäſſiger Perſönlichkeiten zu vermeiden, wird ihm für die Zukunft ein günſtiges Prognoſtikon geſtellt werden können.

Hamburg, Juni.

Weltuntergang. — Witterung. — Die Auswanderung. — Tolle Hunde. — Gäſte — Theater.

Dem Untergange der Welt wären wir dießmal noch glücklich entronnen. Es iſt ſeltſam und doch wahr, mehr denn Einer hat ſich vor dem verhängnißvollen Dreizehnten ärger gefürchtet als vor dem Tode, dem doch niemand entfliehen kann; ja es kam hier vor kurzem der eigenthümliche Fall vor, daß ein ſonſt ganz braver Mann, der nur etwas zur Schwermuth hinneigte, aus Angſt, der erwartete Komet werde die Erde zertrümmern und alles darauf Lebende zermalmen, dieſe ſchreckliche Kataſtrophe nicht abwarten mochte, ſondern es vorzog, lieber früher der unſicher gewordenen Welt Valet zu ſagen. Nachdem er erſt noch mit ſeiner Frau dem Gottesdienſte beigewohnt hatte, ging er hin und erhenkte ſich. Ob es hier auch Leute gegeben hat, die in Erwartung des herannahenden Zertrümmerungstages das Ihrige verwüſteten, um es dem allgemeinen Untergange zu entreißen, weiß ich nicht; gewiß aber iſt, es klapperten manchem die Zähne, ohne daß er es merken ließ, und den Vorſchmack des jüngſten Tages mögen hier und anderwärts verſchiedene Individuen gehabt haben. Daß auch der Humor ſich des allbeſprochenen Stoffes bemächtigen mußte, war ganz in der Ordnung. In mehr denn einem Vergnügungsorte, z. B. auf dem neuen Tivolitheater am Schulterblatte, ward der Weltuntergang mit allerhand Hocuspocus gefeiert. So brachte die leichtfertig in die Welt und in die ſtets leichtgläubige Menge geſchleuderte Prophezeiung wenigſtens Einzelnen reellen Gewinn; denn da der Erdball feſt blieb und nirgends einen Riß zeigte, mußte dieſer treffliche Beweis einer guten conſervativen Geſinnung durch Eſſen und Trinken doch gebührend anerkannt werden.

Iſt nun von einem durch den unermeßlichen Weltraum irrenden Sterne bis jetzt noch nichts bemerkt worden, ſo wäre es doch immerhin möglich, es ſchweifte ein ſolcher in der Erdnähe herum. Kometenjahre ſollen ja immer eigen geartet auftreten, und eigen geartet im ſtrengſten Sinne des Worts hat ſich wenigſtens die Witterung ſchon lange angelaſſen. Wenn wir ſonſt über Nebel, feuchte Luft und niedrigen Thermometerſtand zu klagen haben, ſo beſchweren wir uns jetzt ſchon ſeit Wochen über anhaltende Trockenheit und große Hitze. Regen gibt es faſt gar nicht, kaum ab und an zog ein Gewitter mit raſchen Regenſchauern und heftigen Windſtößen vorüber. Es hagelte auch bisweilen, immer aber blieb der Himmel nur ſehr kurze Zeit bedeckt. Sonnig helle und warme, ja heiße Tage waren und ſind noch die Regel, und was am allerauffallendſten iſt, die Richtung des Windes bringt keine Veränderung in dieſes merkwürdig beſtändige Wetter. Der nie zufriedenen Welt iſt auch dieſe prächtige Witterung begreiflicherweiſe nicht recht. Sie fürchtet Mißwachs, weil es ſo wenig regnet, wie ſie Theurung und große Noth prophezeihen würde, fände es Gott paſſender, die Sonne wenig oder gar nicht ſcheinen zu laſſen. Ganz ohne Einfluß bleiben die laut werdenden Bedenken leider nicht, denn bereits ſteigen einzelne Artikel unter den Nahrungsmitteln wieder im Preiſe. Eine wahre Virtuoſität entwickelt namentlich der Bauer, um ſeine Erzeugniſſe möglichſt theuer an den Mann zu bringen. Er weiß nur zu gut, daß man ihn nicht entbehren kann, und weil ihn die letzten Jahre reich gemacht haben, fühlt er das Bedürfniß, ſeine reichlich fließenden Einnahmen möglichſt lange auf dieſem Status zu erhalten.

Digitized by Google

Er müßte nicht in der Nähe einer großen Handelsſtadt wohnen, wären ihm nicht die erſten Grundſätze der Lehre von der Spekulation und von der Kunſt, auf leichte Manier Geld zu machen, geläufig geworden.

In den erſten fünf Monaten dieſes Jahrs betrug die Zahl deutſcher Emigranten, welche von hier aus ihre Reiſe über das Weltmeer antraten, nahezu 14,000 Perſonen, zwiſchen 3 und 4000 Individuen werden ſicherlich im Juni noch dazu kommen; dieß gäbe dann in runder Summe etwa 17 bis 18,000 innerhalb ſechs Monaten. In Bremen ſchifften ſich in derſelben Zeit etwas über 20,000 Perſonen ein; wie viele über Antwerpen und Havre gegangen ſeyn mögen, iſt zur Zeit noch nicht bekannt. In früheren Jahren wanderten ungleich mehr Unbemittelte aus, wie gegenwärtig. Es waren großentheils Leute, welche Schiffbruch auf heimiſchem Boden gelitten und dadurch der Scholle, die ſie geboren, überdrüſſig geworden waren. Ihren Fortzug konnte man aus rein menſchlichen Rückſichten beklagen, das Land, dem ſie den Rücken kehrten, litt nicht darunter. Jetzt hat ſich das Blatt gewendet. Die Wohlhabenden veräußern ihren Grundbeſitz, nehmen den Erlös an ſich, packen Kiſten und Koffer und ziehen über's Meer; wer nichts hat, bleibt daheim, denn die klugen Yankees wollen Bettler und Vagabunden den Eintritt in ihr unermeßliches Ländergebiet nicht mehr geſtatten, öffnen es dagegen bereitwillig der ſilbergefüllten Hand, ohne den Zuzüglern übertrieben liberale Zugeſtändniſſe zu machen. Nur wer ſich ganz und gar veryankeet, iſt drüben im freien Nordamerika ein Mann, der ganz und gar feſt in ſeinen eigenen Schuhen ſteht; wer ſeiner Nationalität nicht zugleich mit dem Geburtslande für immer Valet ſagt, gilt nicht für vollblütig. Sagt man das auch nicht geradezu mit kahlen Worten, thatſächlich verhält es ſich doch ſo. Und trotzdem rollt fort und fort die größte Woge der Auswanderer den Küſten der Vereinigten Staaten zu! Von den 6457 Emigranten, welche im Mai von hier aus in See gingen, begaben ſich ungefähr 5000 nach Newyork und Quebec, der Reſt wendete ſich dem auſtraliſchen Continent, Braſilien und Chili zu. Es iſt wahr, ſeit die Auswanderung ſo gewaltige Dimenſionen angenommen hat, wie in den letzten fünf oder ſechs Jahren, bringt dieſelbe, vom geſchäftlichen Geſichtspunkte aus betrachtet, denen, die ſie in die Hand nehmen, bedeutende Summen ein. Die Rhederei hat ſich in großartigem Maßſtabe gehoben, denn Jahr aus Jahr ein werden gewiß nahezu an zweihundert Schiffe größter Bauart bloß mit Auswanderern in deutſchen Häfen befrachtet. Dadurch roulirt viel Geld, es verdienen Tauſende, und weil der Verdienſt nach modernen Begriffen der Regulator unſeres Lebens iſt, ſo behält man zumeiſt dieſen ganz allein im Auge. Anders betrachtet der Patriot und der Kosmopolit die Sache. Dem deutſchen Patrioten kann es keinen erfreulichen Anblick gewähren, wenn er Tauſende nach Tauſenden fortziehen ſieht, die zugleich mit ihrer Habe auch den innerſten Kern ihres Lebens in eine fremde kalte Hand legen, die Beides feſtzuhalten den Willen und die Kraft beſitzt. Entvölkert wird Deutſchland allerdings durch dieſen mit jedem Jahre neu ſich gebährenden Exodus nicht, aber es verliert ein unberechenbares Capital und gibt eine Maſſe von Intelligenz an eine fremde Nationalität ab, die zuletzt beides, Capital und Intelligenz, vollkommen abſorbirt. Nirgends geſchieht dieß mehr und raſcher, als in der nordamerikaniſchen Union, und dieß iſt's, was den deutſchen Patrioten mit Schmerz erfüllt, wenn er Schiff nach Schiff unter jauchzendem Hurrah und luſtigem Wehen von hundert Tüchern dem Meere zuſchwimmen ſieht. Früher hatte man ſelten Gelegenheit, Deutſche, welche in Nordamerika eingewandert, nach einigen Jahren wieder zu ſprechen. Wer mit ſeinem Schickſal materiell zufrieden war, blieb gern jenſeits des Oceans, und wer darüber Klage zu führen hatte, ließ aus Scham oder Verdruß über ſeine traurige Enttäuſchung nichts mehr von ſich hören. Seit wir aber durch direkte Dampfſchiffslinien ſo eng mit der nordamerikaniſchen Union verbunden ſind, gelüſtet es viele in derſelben anſäſſig und wohlhabend Gewordene, noch einmal die heimiſchen Küſten zu ſehen und frühere Landsleute zu ſprechen. Selten findet ſich unter ſolchen nur als Gäſte in Europa wieder Einkehrenden Einer, der noch ein reines Deutſch zu ſprechen vermag. Was ſolche Deutſche in Nordamerika deutſch nennen, iſt ein Gemiſch von Deutſch und Yanke-Engliſch, das ungefähr jenem berüchtigten Deutſch ähnelt, das man vor 150 Jahren zu ſprechen beliebte. Die wenigſten merken es, wie gräulich ſie ihre eigene ſchöne Mutterſprache mißhandeln. Sie ſind froh, daß ſie ſich unter einander und mit andern verſtändigen können, und leugnen in keiner Weiſe, daß in dem freieſten Lande der Welt nichts weniger geachtet werde, als wahre Bildung, gründliche Kenntniſſe und wiſſenſchaftliche Tiefe. Darum rathen auch die Ehrlichſten allen denen, welche durch geiſtige Arbeit in Europa ſich redlich nähren, von einer Ueberſiedelung nach dem geprieſenen Lande der Freiheit, das ſich den Sternenhimmel zum Banner erkoren, allen Ernſtes ab.

Vor ein paar Monaten zeigten ſich hier tolle Hunde. Eines dieſer Thiere, das herrenlos umher lief und wahrſcheinlich aus einem benachbarten Orte ſich auf Hamburgiſches Gebiet verirrt hatte, biß Menſchen und Thiere und verwundete namentlich zwei Kinder auf die furchtbarſte Weiſe. Das wüthende Thier ward darauf getödtet, vermuthlich auch alle andern Thiere, die es notoriſch gebiſſen hatte. Die Kinder kamen in die ſorgſamſte ärztliche Behandlung und man ließ kein in ſolchen traurigen Fällen als probat empfohlenes Mittel unverſucht. Wirklich genaſen beide Kinder, gingen wieder zur Schule und verkehrten wie früher mit ihren Angehörigen und Bekannten. Da brach plötzlich zuerſt bei dem verletzten Knaben, ſpäter bei dem Mädchen die Waſſerſcheu aus und beide Kinder erlagen, der Knabe nach drei Tagen, das Mädchen in kürzerer Friſt der entſetzlichen Krankheit. Dieſe eclatanten Fälle, welche einen nur zu traurigen Beleg geben für die

Digitized by Google

Furchtbarkeit der Tollwuth, haben die Behörde veranlaßt, die so beliebten Hausthiere und treuen Gefährten des Menschen unter strenge Obsicht zu nehmen. Leinen und Maulkörbe sind der Schmuck, welcher seit einigen Tagen alle Hunde kennzeichnet, die in ihren Herren liebevolle Pfleger besitzen. Ob freilich namentlich der Maulkorb in gesundheitspolizeilicher Hinsicht zu empfehlen seyn mag, steht sehr dahin. Dennoch bleibt zum Schutz der Menschen etwas anderes nicht übrig, als den Hunden durch Anlegung eines Maulkorbs das Beißen unmöglich zu machen, oder sie anzubinden, oder endlich sie ganz abzuschaffen. Letzteres ist unmöglich, das Anbinden nicht immer thunlich, und so wird der von vielen schon jetzt gar arg angefeindete Maulkorb doch als letztes Auskunftsmittel sich behaupten. Contravenienten sind bis jetzt unerbittlich in Strafe genommen worden. Auch hält der Scharfrichterknecht zu unbekannter Stunde bald da bald dort seinen Umzug und fahndet auf herren- und maulkorblose Hunde, die denn ohne Gnade ergriffen und erbarmungslos umgebracht werden. Es heißt, um die Zahl der bloßen Luxushunde einigermaßen zu vermindern, dürften wir demnächst die Einführung einer schon wiederholt in Vorschlag gebrachten Hundesteuer zu gewärtigen haben. Hat man wirklich diese Absicht, so würde man ziemlich hoch greifen müssen in der Steuertaxe, denn wem der Besitz eines Hundes Bedürfniß aus Liebhaberei geworden ist, der wird sich eines so lieben Gefährten nicht entledigen, um ein paar Thaler zu sparen.

Wir haben in der guten Jahreszeit niemals Ursache, über Mangel an Einkehr Fremder zu klagen, das dießjährige ausgezeichnet schöne Wetter aber führt uns Reisende aus allen Weltgegenden in solcher Menge zu, daß schon jetzt, wo doch die eigentliche Saison noch nicht begonnen hat, für viele schwer gutes Unterkommen zu finden ist. Vorzugsweise reiselustig scheinen die russischen Großen zu seyn. Sie kommen in ganzen Schwärmen hier an und sind, da sie gewöhnlich bedeutende Einkäufe aller Art machen, sehr gern gesehene Gäste. Die Zahl russischer Reisender dürfte noch beträchtlich anwachsen bei der Ankunft des russischen Kaisers, der Ende dieses Monats mit sehr großem Gefolge hier erwartet wird. Ihm voraus gingen Besuche anderer fürstlichen Personen, von denen einzelne mehrere Tage hier weilten, wie der jugendliche Großfürst Nicolaus mit seiner Begleitung. Auch Großfürst Constantin sprach auf der Rückreise bei uns ein, desgleichen der Prinz Oskar von Schweden mit seiner jugendlichen Gemahlin, und so andere mehr. Wie man hört, war mit dem Besuche des jungen Großfürsten Nicolaus auch der Abschluß eines Geschäfts verbunden, das russischerseits dem General Kleinmichel anvertraut war. Derselbe soll nämlich für russische Rechnung in der bedeutendsten hiesigen Wagenfabrik großartige Bestellungen gemacht haben. — Diejenigen, welche von der Vergnügungslust anderer leben, machen nun alle erdenklichen Anstrengungen, um die reisenden Fremdlinge für sich und ihre Unternehmungen zu gewinnen. Es ist dieß niemals ganz leicht, am schwersten aber bei hellem Sommerwetter. Denn sonnige Tage lassen die schönen Umgebungen unserer Stadt in ihrem ganzen fesselnden Reize erscheinen, und wer dann ein Freund der Natur, Verehrer laubgrüner Haine, schöner Wiesengründe, anmuthiger Parkanlagen und erheiternder Wasserfahrten ist, der läßt sich ungern in dunstig schwüle Räume einsperren, selbst wenn in solchen Räumen der Kunst geopfert wird. Die Thaliabühne ist geschlossen, wie mich dünkt in richtiger Würdigung der Verhältnisse, das Stadttheater, dadurch augenblicklich von einem gefährlichen Rivalen erlöst, bleibt auch für die Sommermonate geöffnet. Ob es Nutzen davon haben wird, möchte man fast bezweifeln. Das Publikum ist, namentlich wenn wir beständige Witterung, wie es den Anschein hat, behalten sollten, nur durch namhafte Größen anzulocken, gar zu stark dürfte aber auch dann der Besuch nicht immer ausfallen. Die Direktion thut nun allerdings das Möglichste, und wenn es ihr gelingt, das Haus durch ihre an sich gar löblichen Bemühungen zu füllen, so verdient sie sich dafür den Dank uneigennütziger Kunstfreunde. In den letzten Wochen sang Madame de Fortuni mehrmals bei stark besetztem Hause, und errang sich wohl verdienten Beifall. Im recitirenden Drama erregte Fräulein Bärndorf vom deutschen Theater in St. Petersburg Aufsehen, ward jedoch sehr abweichend beurtheilt. Sie trat als Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Adrienne Lecouvreur ꝛc. auf, und zeigte sich als denkende und in einzelnen Scenen sogar als bedeutende Schauspielerin. Wenn aber manche sie der Ristori an die Seite stellen wollen, so gehen sie in ihrem bewundernden Enthusiasmus etwas zu weit. — Zum Schluß bemerke ich noch, daß wir abermals mit einem neuen journalistischen Unternehmen beglückt worden sind. „Ernst Heiter“ mit seinem tatarischen Anhange hat sich bereits, frühzeitig lebensmude geworden, in's Grab gelegt, Glaßbrenner aber ist ein rühriger Mann und kann nicht gut leben, ohne ein Journal zu redigiren. Er hat daher sogleich eine neue Wochenschrift gegründet, die sich „Phosphor“ nennt, und von welcher die erste Nummer dieser Tage ausgegeben worden ist. Phosphor spielt im gewöhnlichen Leben schon lange eine sehr große Rolle; würde es doch selbst dem kleinsten Haushalt an Licht fehlen, ginge plötzlich der Phosphor aus. Wir wollen deßhalb dem unermüdlichen Unternehmer wünschen, daß sein literarischer Phosphor eine recht weit reichende Leuchtkraft entwickeln möge, daß er stets mild erhelle, heiter funkle und durch sein phosphorescirendes Licht ergötze, nie aber durch falsche Behandlung Unheil anstifte.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 29.

Inhalt.

Margarete. Ein einfaches Lebensbild. Seite 673.
Eine Wallfahrt nach Troja. (Schluß.) Seite 681.
Literatur. Aus dem Weichseldelta. Reiseskizzen von Louis Passarge. Mit einer Karte. Berlin, 1857. Seite 688.
Korrespondenz-Nachrichten.
Aus Thüringen. Seite 692.
Newyork. Seite 695.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[42]

Brockhaus'
REISE-BIBLIOTHEK
für Eisenbahnen und Dampfschiffe.

Die Thüringische Eisenbahn. (Leipzig-Eisenach). Von **Adolf Bach.**
Das hessische Land und Volk. (Eisenach-Frankfurt a. M.). Von **C. Müller.**
Von Frankfurt a. M. nach Basel. Von **Aurelio Buddeus.**
Der Rhein von Mainz bis Köln. Von **Nikolaus Hocker.**
Das Moselthal von Nancy bis Koblenz. Von **Nikolaus Hocker.**
Von Minden nach Köln. Von **Levin Schücking.**
Eine Eisenbahnfahrt durch Westfalen. Von **Levin Schücking.**
Von Berlin nach Hamburg. Von **Ernst Willkomm.**
Breslau und die Schlesischen Eisenbahnen. Von **Max Kurnik.**
Das Schlesische Gebirge. Von **Rudolf Gottschall.**
Prag. Böhmisch, Deutsch und Czechisch. Von **J. Gustav Kühne.**
Die Böhmischen Bäder. Von **Siegfried Kapper.**
Wien in alter und neuer Zeit. Von **J. Gustav Kühne.**
Münchener Skizzenbuch. Von **Wolfgang Müller von Königswinter.**
Brüssel. Von **J. E. Horn.**
Die Schlachten bei Leipzig. Von **Karl Gustav von Bernuth.**
Harzbilder. Von **Heinrich Pröhle.**
Schillerhäuser. Von **Josef Rank.**
Briefe aus Südrussland. Von **Marie Förster.**
Poetisches Reise-Album. Herausgegeben von **Josef Rank.**
Reise-Pitaval. Criminalgeschichten, erzählt von **Willibald Alexis.**
Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. Von **Friedrich Gerstäcker.**
Casanova's Flucht aus den Bleikammern in Venedig.

Preis des Bändchens 10 Sgr.

In allen Buchhandlungen zu haben.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Verlagsrecht

mit Einschluss der Lehren

von dem

Verlagsvertrag und Nachdruck

nach den geltenden

deutschen und internationalen Rechten

systematisch dargestellt

von

Dr. Oscar Wächter.

Erste Hälfte.

gr. 8. geheftet. fl. 4. — oder Rthlr. 2. 12 Ngr.

Die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger, namentlich das Verlagsrecht (Autorrecht, literarisches Eigenthum), der Verlagsvertrag, der Schutz gegen Nachdruck und unbefugte Nachbildung, entbehrten seither einer vollständigen wissenschaftlichen und jedem praktischen Bedürfnisse genügenden Bearbeitung, welche, auf principiellen Grundlagen, alle betreffenden in den deutschen Staaten geltenden Bundesbeschlüsse und Landesgesetze übersichtlich und umfassend abhandelte: und zugleich die immer wichtiger werdenden internationalen Verträge und fremden Rechte (namentlich die Gesetzgebung von Frankreich, England, und Amerika) erschöpfend darstellte.

Diese Aufgabe hat sich das vorliegende Werk unter eingehender Berücksichtigung der den Gegenstand betreffenden Deutschen, Französischen und Englischen Literatur, gestellt.

Autoren und Verleger, Juristen und Administrativbehörden finden hier ein vollständiges Handbuch über die das Autorrecht betreffenden Fragen, worunter auch die Rechte der Künstler und Componisten, die Normen über das artistische Eigenthum und der Schutz gegen unbefugte dramatische und musikalische Aufführungen begriffen ist.

Stuttgart, im Juli 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Parzival und Titurel.

Rittergedichte

von

Wolfram von Eschenbach.

Uebersetzt und erläutert

von

Dr. K. Simrock.

Dritte Ausgabe.

gr. 8. geh. Preis fl. 5. 36 kr. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Die neue Auflage dieser ersten Meisterwerke der höfischen Dichtung ist eine verbesserte und vermehrte: verbessert in der Uebersetzung, die sich nun noch leichter und fließender liest und das Original in dem Wechsel klingender und männlich reimender Zeilen täuschender nachahmt; vermehrt in den Erläuterungen und Anmerkungen, welche besonders in der Untersuchung über das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen höchst überraschende Ergebnisse bietet, indem sie nachweist, daß jener Kiot, welchen Wolfram als seinen Gewährsmann nennt, aus der deutschen Literatur zu streichen ist: der Dichter hatte ihn nur fingirt, weil er Chrestiens großem Ansehen gegenüber eines Rückhaltes bedurfte, um seine Umbildung der Sage zu rechtfertigen, da seine tiefere, geistigere Auffassung derselben den Autoritätsgläubigen jener Zeit seine Berechtigung, von dem berühmten Vorgänger abzuweichen, nicht dargethan hätte. Ihm war es nur um die Wirkung seines Gedichts zu thun, und diese hieng von dem Glauben ab, die man seiner Darstellung schenkte. Für seinen Ruhm brauchte er nicht besorgt zu seyn, da die Originalität der Erfindung nicht zu den Ansprüchen gehörte, welche jene Zeit an die Werke ihrer Dichter stellte. Nächst dem verbreiten die Abschnitte über Ursprung und Bedeutung des Gralsmythus über diesen so viel besprochenen, aber immer räthselhaft gebliebenen Gegenstand plötzlich das hellste Licht.

Stuttgart und Augsburg, Juli 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ausgaben von Homer's Werken.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homer's Werke

von

Johann Heinrich Voß.

I. Wohlfeile Taschen-Ausgabe in zwei Bänden, brochirt
Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

II. Elegante Taschen-Ausgabe in zwei Bänden, in engl. Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.
Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 29. 19. Juli 1857.

O ſtellte, ſo zerriſſen,
Das Herz die Schläge ein'
Doch Menſchenherzen müſſen,
Wenn auch zerriſſen, lange
Noch ſchmerzlich zuckend ſeyn.
Juſtinus Kerner

Margarete.

Ein einfaches Lebensbild.

Wir übernachteten in einem märkiſchen Städtchen, welches noch Spuren aus der Heidenzeit zeigt, vornehmlich ein alterthümliches Thor, das mir gleich bei der Einfahrt aufgefallen war. — Ich ging vom Gaſthof aus noch einmal hin, es in der Nähe und mit Muße zu beſchauen, und ließ mich durch den köſtlichen Sommerabend weiter verlocken, zum Thore hinaus in Felder und Wieſen. — Doch war ich keine halbe Stunde Weges gegangen, als es mit der lachenden, fruchtbaren Gegend ein trauriges Ende nahm und öde Heideſtrecken, durch eben ſo troſtloſe, ſandige Kiefernwälder unterbrochen, ſich unabſehbar vor mir ausdehnten. Selbſt der Mond, der wie eine große glänzende Goldfrucht über den dunkeln Baumwipfeln hing, vermochte nicht der Gegend einen milderen, wohlthuenderen Ausdruck zu geben. Eine unbeſiegliche Schwermuth überkam mich. Ich ſah einen Bahnzug, einer rieſigen Schlange vergleichbar, hinbrauſen durch das einſame, unangebaute Land, und von einem halb abgeſtorbenen Zweige eine Eule herabſchauen mit großen geſpenſtiſchen Augen. — Ob es der Geiſt einer Ahne war, in dieſe eigenthümliche Geſtalt gekleidet, dem die blitzartig hinfliehende Wagenkette wie ein toller, die arme Erde nächtlich beunruhigender Spuck erſchien? — Thörichter Gedanke! Aber man wird ganz wunderlich und abergläubiſch in ſolch einer dürren, eintönigen Gegend, wo die Natur auf weite Strecken hin wie erſtorben liegt unter einem geheimnißvollen Fluche.

Als ich heimkehrte, war es völlig Nacht; die Stadt glich einem leeren Bau von Häuſern und Straßen, in welchen keine menſchliche Bewegung mehr zu ſpüren war. Nur in einem einzigen Hauſe in der Vorſtadt, faſt eine Hütte zu nennen, ſo klein und armſelig ſah es aus, brannte noch Licht und ein ſchwaches, halb unterdrücktes Weinen ließ ſich vernehmen. Wie ich genauer hinſah, unterſchied ich vor der Hausthür einen ſchlechten, ſchmuckloſen Kinderſarg, der wahrſcheinlich in der Frühe des andern Morgens gebraucht werden ſollte und, ſo klein er war, in der engen Wohnung keinen Raum gefunden zu haben ſchien.

Ich beeilte meine Schritte, um dem traurigen Anblick zu entfliehen, aber mein Herz krampfte ſich zuſammen und ich konnte des ſchmerzlichen Eindrucks lange nicht Herr werden. — Wie ich ſchon wieder

daheim in meinem freundlichen Gaſtſtübchen war und bei hellem Lampenlicht meine verſchiedenen Reiſeeffekten ordnete, verfolgte mich in Gedanken der matte Schein aus dem ärmlichen Hauſe und das leiſe Weinen, welches mir einen einſamen, ſchlafloſen Kummer verrathen hatte. Selbſt im Traume konnte ich nicht davon los werden.

Mit anbrechendem Tag war ich munter, und da ich zu meiner Weiterreiſe einen ſpäteren Vormittagsbahnzug benutzen wollte, machte ich vorerſt noch einen erfriſchenden Spaziergang in der Morgenkühle zu einem andern Thore hinaus als geſtern Abend.

Wiederum fand ich es ſtill und menſchenleer. Wie das geſchäftige Treiben des Tages geſtern ſchon beſchloſſen war, ſo hatte es heute noch nicht begonnen. Nur zwei Menſchen, ein Mann und eine Frau, dem Anſchein nach den niedern Klaſſen angehörig, gingen ſchweigend vor mir her, einen großen ſchweren Henkelkorb zwiſchen ſich tragend. — Der Mann hatte eine kurze, gedrungene Geſtalt und ein breites, verſchwollenes Geſicht, in dem ein Zug von plumper, gehäſſiger Ironie nicht zu verkennen war, wenn er ſich zuweilen ſeitwärts wandte und eine kurze Bemerkung an die Frau richtete, die aber von dieſer nur mit einem ſtummen Kopfnicken beantwortet wurde. Es lag etwas ungemein Rohes, abſtoßend Gleichgültiges in der Art, wie er aus ſeiner ſchmutzigen Pfeife einen ſchlechten, übelriechenden Tabak qualmte. Die Frau hingegen erregte meine Theilnahme auf den erſten Blick. Sie war ſchlank wie eine Binſe und für ihren Stand ungewöhnlich anmuthig und ebenmäßig gewachſen, ob auch ihr Nacken ein wenig gebeugt war, wie unter der Laſt eines ſchweren Schickſals. Ihr Anzug beſtand aus verſchiedenfarbigen, ſehr dürftigen und abgetragenen Kleidungsſtücken, und nur an der Haube trug ſie ein neues ſchwarzes Band, als Abzeichen der Trauer.

„Verflucht ſchweres Stück Arbeit!“ murmelte der Mann, indem er den Korb einen Augenblick niederſetzte und ſich die Hände rieb, wie um ſie wieder zu kräftigen. Die Frau war gezwungen mit ſtehen zu bleiben, und da ſie ſich flüchtig gedankenlos nach mir umwandte, ſah ich ein bleiches, gramzerſtörtes, längſt verblühtes Antlitz, welches noch von einſtiger Schönheit zeugte.

„Was habt Ihr in dem Korbe?“ fragte ich näher tretend, nur um ein Geſpräch zu beginnen. — „Ja, rathet einmal, ſchöner Herr, wenn Ihr doch ſo neugierig ſeyd!“ entgegnete der Mann mit einem widerwärtigen Lachen. „Ein Schatz wird es ſchwerlich ſeyn, wenn es auch meinem Arm in's Gewicht fällt, wie eitel Silber und Gold. Den trügen wir nicht fort, ſondern behielten ihn für uns hübſch daheim, denn brauchen könnten wir ihn ſchon. — Meinſt nicht, Margrete?“

Statt der Antwort lüftete die Frau das alte zerriſſene Tuch, welches den Korb bedeckte. — „Eine Leiche!“ rief ich erſchrocken zurücktretend, da ich den kleinen Sarg von geſtern Abend gewahrte.

„Ja wohl, eine Leiche,“ ſpottete der Mann, „und obenein unſeres Kindes Leiche — unſeres oder deines, Margrete — was meinſt du dazu? — aber eine Leiche auf jeden Fall! — Habt Ihr vielleicht zufällig einen Widerwillen gegen Leichen, ſchöner Herr?“ — „Selig ſind die Todten!“ entgegnete ich feierlich, und in innerſter Seele mich abwendend von des Mannes fürchterlicher Frivolität. — „Amen!“ flüſterte die Frau.

„Warum tragt Ihr Euer Kind ſelbſt hinaus?“ fragte ich nach einer Pauſe. „Es ſind doch Leichenträger im Ort.“ — „Die thun's nicht umſonſt,“ lautete die Antwort. — „Aber wie ſchwer muß Euch dieſer Gang werden, arme Frau! Das eigene Kind, an dem wohl Eure ganze kummerbeladene Seele hieng — —“ — „Na, Herr,“ unterbrach mich der Mann mit ſeinem vorigen unangenehmen Lachen, „ſo ein gar großer Schade iſt's nicht um den kleinen Wurm, den wir hier in der Schachtel haben. Er war von Anfang an nur ein armes, verkrüppeltes Geſchöpf, hatte einen Höcker hinten und vorn und konnte weder gehen noch ſprechen, obgleich er in's ſiebente Jahr ging. Meinen kleinen Matthes ſolltet Ihr ſehen; der überragte ihn ſchon und iſt doch nur ein zweijähriges Kind. Aber an dem armen Tropfe hier ſchien nichts zu wachſen als der Kopf und der Buckel. Was hätte im Leben noch einmal aus ihm werden ſollen? Er wäre ja doch nur überall zur Laſt geweſen. Wir aber haben auch ohne ihn zu Hauſe noch hungrige Mäuler genug. Faß' an, Margrete, daß wir mit dem Begräbniß nicht mehr Zeit verlieren, als nöthig iſt! Wir werden den halben Feiertag ohnehin noch verſpüren an unſern leeren Töpfen.“

„Nehmt, nehmt — und begrabt Euer Kind in Ruh und Frieden!“ rief ich, erſchüttert meine Börſe ziehend und ein Goldſtück herauslangend. — Der Mann ſtreckte gierig ſeine ſchmutzige, ſchwielige Hand darnach aus. „Ei, ei, Ihr ſeyd ein feiner, großmüthiger Herr!“ rief er, ſelbſt in der Freude nicht vermögend ſeinen Spott zu mäßigen. „Verzeiht, daß ich Euch vorhin unrecht gethan habe in meinen Gedanken! Ich hielt Euch für einen gewöhnlichen, vornehmen, albernen, filzigen Tagedieb, der armen Leuten ihr Elend abfragt zu ſeinem Zeitvertreib, um ſich nachher, wenn's hoch kommt, mit einem lumpigen Zweigroſchenſtück abzukaufen. Aber Gold! Gold! Das hätte ich wahrlich nicht vermuthet! Schau her, Margrete!—“ und er drehte es wohlgefällig

Digitized

zwiſchen ſeinen plumpen Fingern. — „Schau her! Solch ein kleines, rundes Füchschen gibt fünf große, blanke Thaler und darüber. Haſt wohl lange keine blanken Thaler geſehen, armes Schätzchen? Ich will gehen und ſie dir holen. Das letzte Haus am Thor iſt ein Branntweinladen, da bekomm' ich gewechſelt. Du kannſt derweilen hier warten mit dem Korbe."

Die Frau ſchien mit dem Vorſchlage ſchlecht einverſtanden. „Wir können ja auf dem Nachhauſeweg wechſeln," meinte ſie vernünftigerweiſe. — „Das könnten wir wohl, lieber Schatz," verſetzte der Mann in pfiffigem, aber gedehnten Tone, und wie es ſchien auf irgend einen Vorwand ſinnend. „Aber weißt du was?" ſetzte er ſchneller hinzu, und nicht ohne einen gutmüthigen Anflug, denn der Anblick des Geldes mochte ſein Herz erweicht und erheitert haben. „Wenn ich jetzt ginge, könnte ich gleich beim Meiſter Zimmermann mit einſprechen — er wohnt nur zwei Häuſer vom Laden — und für den Gottlieb ein hölzernes Kreuzchen beſtellen. Späterhin treffe ich ihn nicht zu Hauſe, denn er geht zeitig auf Arbeit."

Die Wangen der Frau rötheten ſich in froher, noch zweifelnder Ueberraſchung, die ſie um ein Jahrzehend zu verjüngen ſchien. „O Chriſtof, das wollteſt du thun!" rief ſie, von ſtaunender Dankbarkeit ergriffen. „Dem Gottlieb ein Kreuzchen beſtellen, dem armen, verachteten Wurm noch über ſeinem Grabe eine Ehre erweiſen! Nicht wie ein Hund ſoll er eingeſcharrt liegen, daß man nach Jahr und Tag ſeine Stätte nicht wieder fände! O Chriſtof, lohn' dir Gott dieſen edelmüthigen Gedanken! Jetzt aber geh'! Ich warte gern hier am Wege, ob es auch Mittag drüber würde!"

„Das ſollt Ihr nicht, gute Frau!" ſchlug ich mich dienſtfertig in's Mittel. „Die Tage ſind jetzt heiß, und um Mittag würde Euch die Laſt doch wohl ein wenig zu ſauer werden. Laßt uns vorausgehen! Ich helfe Euch anfaſſen ſtatt Eures Mannes."

Sie zögerte, aber der Mann, ſchon im Abgehen begriffen, rief ihr lachend zu: „Warum denn nicht, Margrete? Es wird dem Herrn nichts ſchaden, wenn er auch einmal die Laſt eines armen Kindes in ſeinen vornehmen, müßigen Armen ſpürt. Haſt du, armer Narr, dich nicht müd und müde geſchleppt an den Kindern der Reichen und dein eigenes darüber verkommen und verkrüppeln laſſen?"

Die Frau ſeufzte aus tiefſter Seele, hob ſchweigend den Korb wieder auf und ließ es zu, daß ich den andern Henkel deſſelben erfaßte. Stumm gingen wir eine Weile neben einander her, und als ich endlich einige Verſuche machte, eine weitere Unterhaltung anzuknüpfen, antwortete ſie nur kurz und einſylbig. Sie ſchien mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, und wer hätte es ihr verargen mögen auf dieſem traurigen Gange? Daß ſie ſich gegen die Art der Leute ihres Standes jeder Klage und ſogar der Thränen enthielt, gab ihrem Schmerz in meinen Augen nur eine erhöhte Bedeutung; denn daß der Schmerz vorhanden war, ſah ich am ſtarren, gramvollen Ausdruck ihres Auges, an den feſt aufeinander gepreßten Lippen, am wortkargen, faſt ein wenig mürriſchen Weſen, mit welchem ſie ſich inſtinktmäßig gegen einen überwältigenden Ausbruch weicherer Gefühle zu ſtemmen ſuchte. Es fiel mir auf, daß ſie ſeit der Entfernung ihres Mannes ſchneller und rüſtiger dahinſchritt, wie wenn ſie größere Eile hätte, ihr Ziel zu erreichen. Des ſchweren Tragens ungewohnt, hatte ich Mühe mit ihr Schritt zu halten, während ſie gar keine Laſt zu fühlen ſchien.

Endlich erreichten wir den Kirchhof und fanden an der Pforte den Todtengräber, bereit ſein trauriges Amt zu verrichten. Bei meinem Anblick ſtutzte er und ſah erſt mich, dann die Frau fragend an. Aber ſie ſchnitt ihm das Wort vom Munde ab. — „Macht voran, Freund, daß das Kind ſeine Ruhe kriegt, und kümmert Euch um nichts anderes!" ſagte ſie in haſtigem, beinah herriſchem Ton.

„Wollen wir nicht warten, bis Euer Mann kommt?" fragte ich verwundert. — „Das thut nicht Noth, lieber Herr! Der Chriſtof macht ſich nichts daraus, ob er dabei iſt oder nicht. Mein armes Kind aber hat lange genug zwiſchen Leben und Sterben gezappelt, und wir dürfen ſeine Ruhe nicht unnütz aufhalten. Macht voran, Todtengräber!"

Der einfache Akt der Beerdigung war bald vollbracht. Der Todtengräber gab ſich daran, das Grab wieder zuzuſchaufeln, und die Frau half ihm dabei mit einem Spaten, der ſich zufällig in der Nähe fand. Dann gab ſie dem Manne ein kleines Geldſtück, dankte mir für meine Bemühung und ſetzte ſich, unbekümmert um unſer weiteres Verbleiben, auf den friſch aufgeworfenen Sandhügel.

Ich machte noch einige Gänge über den kleinen verwilderten Kirchhof, wo grüner Raſen und üppig wuchernder Flieder die fehlende Sorgfalt liebender Menſchen erſetzen zu wollen ſchienen. Ganze Reihen von Gräbern waren ein und in einander gefallen; hie und da ſtand ein ſchiefes, vermorſchtes, hölzernes Kreuz, auf dem der Name nicht mehr zu leſen war, auch wohl ein ſtattlicheres Denkmal von Stein oder Eiſen, welches jedoch nicht minder verſäumt und verlaſſen war als die andern. Dieſe traurige Wahrnehmung menſchlicher Vergeſſenheit und mangelnder Treue würde mir noch tiefer zu Herzen gegangen ſeyn, hätte nicht über

Digitized by Google

dem allem der Himmel ſo blau und freundlich geleuchtet, hätten nicht in allen Büſchen die Nachtigallen geſchlagen und milde, liebliche Sommerlüfte wie Tröſtungen über die verlaſſenen Gräber geweht.

Da ich an die Stelle zurückkehrte, wo ich Margareten — ſo will ich ſie von jetzt an nennen — verlaſſen hatte, fand ich ſie unverändert in ihrer Stellung, nur heller und zugänglicher ausſchauend, wie wenn auch über ſie ein heimlicher Troſt gekommen wäre. Ich ſagte ihr das, und ſie erwiederte einfach:

„Das Schwerſte iſt ja nun vorüber; das Kind liegt wohl gebettet und ich freue mich auf das Kreuz, welches wir ihm ſetzen wollen.“ — „Iſt Euch denn an dem Kreuze ſo gar viel gelegen, Margarete?“ — „Ja, lieber Herr, denn ich möchte den kleinen Gottlieb, der im Leben nur ein verachteter Wurm war, im Tode doch gern zu Ehren gebracht ſehen. Vom Chriſtof aber freut es mich doppelt, daß er ſelbſt gegangen iſt, das Kreuz zu beſtellen. Das iſt ein großes und ächtes Stück von ſeinem guten Herzen, ſolch ein rauher und finſterer Geſell er ſonſt immerhin ſeyn mag. Das hätte unter Zehen nicht Einer gethan.“

„Für ſein Kind, Margarete?“ — „Es war nicht ſein Kind, lieber Herr, ich hatte es vor der Ehe von einem andern geboren. Wen will's da wundern, daß es ihm von Anfang an ein Dorn im Auge war, ein Makel auf ſeiner Ehre, ein Gegenſtand der Eiferſucht für ſeine leiblichen Kinder? Daß ich es nur geſtehe, lieber Herr, der Gottlieb, dieſes Kind meiner Schande und meines Unglücks, war mir feſter an's Herz gewachſen, als die andern alle, die nachher in rechter, aber dumpfer und freudeloſer Ehe kamen. Ich habe oft darüber gedacht, was wohl der Grund davon ſeyn möchte — vielleicht, daß der Gottlieb aus meinem einzigen freien, frohen Jugendjahre ſtammte, während ich ſpäter kaum mehr als ein Menſch, ſondern eigentlich nur nur noch als ein Laſt- und Zugthier empfinden konnte. Aber auch wenn ich einen heimlichen Vergleich anſtellte zwiſchen ihm und den andern Kindern, fiel er immer zu ſeinen Gunſten aus. Freilich ſind die andern geſund und pausbackig, trotz ihrer ſchlechten Nahrung, aber auch ſtumpf und fühllos gegen alles, was nicht ihr eigenes Eſſen und Trinken iſt. Der Gottlieb hatte ſein Weſen für ſich, ein ſtilles, himmliſches Weſen, und — Gott verzeih mir! — ich dachte oft, dieſes Kind wäre ohne Sünde. — Er war ein Krüppel, wie Euch der Chriſtof geſagt hat, und lernte weder gehen noch ſprechen. Aber glaubt mir's, was der liebe Gott ſeiner Zunge verſagt, das hatte er ihm zehnfach in ſeine ſchönen himmelblauen Augen gelegt. Die konnten einen ſo freundlich und geduldig und eben darum ſo beweglich anblicken, wenn er von früh bis ſpät eingeſperrt in ſeinem Stühlchen ſaß — wie ſelten konnte ich ihn nehmen! — und nicht ein einzig mal verdrießlich oder begehrlich wurde. Er hatte viel zu leiden, aber das ſanftmüthige Lächeln kam nimmer von ſeinen Lippen, wie wenn er mich noch tröſten wollte über ſein eigenes Leid.“

„An warmen Sommertagen ſetzte ich ihn hinaus vor die Thür, weil ich dachte, der Sonnenſchein würde ihm wohl thun. Gutherzige Menſchen, die vorüber gingen, fühlten ſich von Mitleid ergriffen, wie der arme Krüppel ſie ſo holdſelig anlächelte, und ſchenkten ihm Obſt und Semmeln, was ſie eben bei ſich hatten. Aber meint Ihr, Herr, daß der Gottlieb etwas für ſich behalten hätte? Er winkte ſeine Geſchwiſter herbei, die noch dazu unwirſch genug mit ihm umgingen, und theilte ſchimmernden Auges ſeine kleinen Gaben unter ſie aus. Gott verzeih mir's noch einmal! Ich mußte an unſern Herrn Jeſus denken, wie er die Tauſende ſpeiſt mit Fiſchen und Broden und ſich ſelber ſättigt an der Freude des Gebens.“

„Hätte ich den Gottlieb nicht gehabt, lieber Herr,“ hob Margarete nach einer kurzen Pauſe wieder an, „ſo wäre ich wohl manchmal zuſammengebrochen unter der Laſt meines mühſeligen Lebens, oder ich hätte mich abgeſtumpft zum Thier und meine eigentliche menſchliche Seele wäre verloren gegangen im unmenſchlichen Wuſt von Sorge, Arbeit und Verdruß. Die Kinder kamen Jahr für Jahr, der Körper wurde ſchwächer und die Laſten größer, mein Mann behandelte mich leidlich genug nach dem, was vorangegangen war, aber vergeſſen und vergeben konnte er es mir nicht, und ich ſah, daß es ihn heimlich wurmte, ihn in's Wirthshaus trieb und ihn höhniſch und gehäſſig machte. — So kamen mir denn die einzigen Sonnenſtrahlen in meinem Leben aus Gottliebs lieben blauen Augen, die nun für immer geſchloſſen ſind.“

Wiederum ſchwieg ſie und ich ſah, wie die erſten Thränen ſich langſam von ihren Wimpern löſten. Dann plötzlich ſchien ſie ſich gewaltſam zuſammen zu raffen und ſagte mit leiſer, aber ruhiger Stimme: „Der Vater im Himmel hat es gnädig mit mir gemacht. Er hat mir das Kind nicht eher genommen, als bis meine Seele im Kampfe und in der Noth des Lebens reif und ſtark genug geworden iſt, um ſeinen Verluſt zu ertragen und ihm die Erlöſung zu gönnen. Bei allem Leid, das mich fernerhin treffen mag, werde ich an des Kindes geduldiges Leiden und Sterben gedenken, und über die tägliche Sorge hinaus, daß ſie nicht über meinem Kopfe zuſammen ſchlage, wird ſeine verklärte Hand mich erhalten.“

Digitized by Google

Eine heilige Begeiſterung ſtrahlte in den Augen der Frau und ſchien ſie wirklich in ihren groben Kleidern aus ihrer Niedrigkeit heraus zu erhöhen und zu verklären. Wir ſchwiegen lange Zeit. Endlich ſtand ſie auf und ging an die Pforte, um nach ihrem Manne auszuſchauen, der ſich immer noch nicht blicken ließ.

„Ich fürchte, er trinkt ſich feſt im Schnapsladen und das Kreuz für den Gottlieb iſt nur die Verheißung eines guten, aber ſchnell vergeſſenen Augenblicks geweſen," ſagte ſie zurückkehrend mit einem kaum hörbaren Seufzer und nahm ihren Platz auf dem Grabe wieder ein. — „Wie ſeyd Ihr an den Mann gekommen, Margarete!" konnte ich mich nicht enthalten auszurufen. — „Das kann ich Euch nicht ſo kurz und gut mit zwei Worten ſagen, lieber Herr. Es iſt eine leidvolle Geſchichte, wie ſie im Leben der Armen tagtäglich vorkommt und einen Herrn, wie Ihr ſeyd, nicht intereſſiren kann."

„O doch, Margarete, ich bitte Euch, erzählt mir. Ihr wißt nicht, welchen Theil ich an Euch und Eurem armen Gottlieb nehme! — Seht, wenn Ihr ein rechtes Zutrauen zu mir zeigt, und Euer Mann ſollte ſein Verſprechen mit dem Kreuze nicht halten, will ich ſelber eines ſetzen laſſen auf das Grab Eures Lieblings und daneben den ſchönſten hochſtämmigen Roſenſtock, den Ihr jemals geſehen habt."

„Ihr ſeyd gut, lieber Herr, und habt ein Herz für uns arme Leute, das ſehe ich wohl. So will ich Euch denn gern erzählen; aber ich ſag's Euch zuvor, etwas Apartes dürft Ihr nicht erwarten, denn faſt mein ganzes Leben iſt Sorge und Mühe und der Feierſtunden ſind wenige geweſen. Setzt Euch mir gegenüber dort auf den Hügel. Meine Großmutter liegt darunter, die alte, treue Seele, die mich aufgezogen hat wie ein leibliches Kind, trotz ihrer Armuth."

„Sie war mit meiner Mutter weit hergekommen aus Schwaben, um hier eine Erbſchaft einzuthun, die ihr aber von habgierigen Verwandten vor Gericht richtig abdiſputirt wurde, und weil auch die kleine Habe, die ſie mitgebracht, zum großen Theil in die Proceßkoſten aufging, konnte ſie an die Rückreiſe nicht denken und mußte ſich entſchließen im Städtchen zu bleiben und mit der Tochter um den Tagelohn zu arbeiten. — Es mag ſie wohl ſauer angekommen ſeyn, denn ſie waren es von Haus aus beſſer gewohnt und die Großmutter, ehe ſie Wittwe geworden, hatte ein hübſches, behäbiges Hausweſen gehabt. Weil ſie aber durch und durch eine tüchtige Frau war, faßte ſie auch ihre neue Lage beim rechten Zipfel an, ſchämte ſich keiner Arbeit und brachte es durch Ordnung und angeſtrengten Fleiß wieder zu einem erträglichen Wohlſtand."

„Meine Mutter ſoll ſich ſchon ſchwerer drein gefunden haben. Ich habe ſie früh verloren und nur noch eine ſchwache Erinnerung von ihr, aber wie die Großmutter erzählte, iſt ſie eine hübſche, ſchlanke Perſon geweſen mit feinen Händen und einem ſtillen, etwas hoffärtigen Weſen. Sie hat ſich hier zu Land immer nur wie in der Fremde gefühlt, zumal ſie und die Großmutter einzeln ſtanden mit ihrem katholiſchen Glauben. Nach ihrem Willen ſollte ich auch in demſelben erzogen werden, und eine Zeitlang bin ich die Woche zweimal drei Stunden weit über Land zu einem katholiſchen Pfarrer in die Chriſtenlehre gegangen. Wie aber die Mutter geſtorben war, meinte die Großmutter, die in allem eine aufgeklärte Frau war, es ſey ein Chriſtenglaube ſo gut wie der andere und mit der Landläuferei komme für ein großes Mädchen, wie ich ſchon wäre, nimmer etwas Gutes heraus. Ich ward vom katholiſchen Landpfarrer hinweg und zum evangeliſchen Stadtpfarrer in die Lehre gethan, und im Grunde war's mir auch lieber ſo, denn ich hatte den Sinn mehr von der Großmutter als von der Mutter geerbt, und bei den bunten Heiligenbildchen, welche dieſe ſo hoch verehrt hatte, konnte ich niemals etwas beſonderes denken oder empfinden. Dagegen war's mir ein rechter Gewinn, daß ich nun ohne Scheu meine Bibel leſen konnte, und manches Wort daraus iſt mir wie ein kräftiger Samen in's Herz gefallen und hat mir in meinem ſpäteren Leben als Stab und Stütze gedient und mir die Dinge der Welt in einem andern Lichte gezeigt, als unſereiner ſie gewöhnlich anzuſehen pflegt."

„Da ich älter wurde, fiel es mir zuweilen ein, wie es doch ſonderbar ſey, daß ich von meinem Vater niemals etwas geſehen oder auch nur ein Sterbenswort gehört hätte. Aber wie oft ich die Alte auch darnach fragte — denn die Neugier prickelte mich ordentlich in meinem Innern — erhielt ich doch ſtatt der gewünſchten Auskunft nur eine ernſte Ermahnung, mein Herz zu hüten vor allen böſen und gefährlichen Gedanken. Ich ſah, daß meine vorwitzigen Fragen der Großmutter ernſtlich wehe thaten, und weil ich die gute Frau von Herzen lieb hatte, bezwang ich mich endlich und ſchlug mir die Sache aus dem Sinn. — Mit vierzehn Jahren ward ich confirmirt und kam bald darauf als Magd zu anſehnlichen Bürgersleuten. Bisher hatte ich nur der Großmutter ihre kleine Wirthſchaft verſorgt, wenn ſie aus war auf Arbeit, und war von der Alten unter ſtrengſter Aufſicht gehalten worden. Wie ich mich nun unter fremden Leuten befand und mir ſelbſt was verdiente, kam gleich ein ſtolzerer Sinn über mich und ich trug den Kopf ordentlich höher. Nicht daß ich es allzu gut gehabt hätte in meinem Dienſt. Arbeit gab

Digitized by Google

es von früh bis ſpät und nur geringen Lohn, von dem ich der Großmutter noch die halbe Miethe bezahlte, damit ſie ſich in ihren alten Tagen nicht zu ſehr plagen durfte. Auch war meine Frau eine von den unruhigen, zänkiſchen Haushälterinnen, die den Dienſtboten immer auf den Hacken ſind, und zu tadeln fand ſie, man mochte es anfangen wie man wollte. Aber bei alledem war es ein gutes, ordentliches Haus, wo jeder ſatt zu eſſen bekam, und ich war eine flinke, fröhliche Dirne mit gutem Appetit und ohne irgend welche Sorge in der weiten Gotteswelt. Meinen Sonntagsſtaat hatte ich auch im Kaſten und alle vierzehn Tage einen freien Nachmittag, wo ich nach Belieben mit andern Mädchen vor's Thor hinaus oder in's Wirthshaus zum Tanze gehen konnte. Das letzte ſah die Großmutter gar nicht gern und ſie führte mir immer allerlei kluge Sprüche und Vermahnungen an, um mich davon abzubringen. Aber ich ließ ſie reden und dachte, das wäre die Art alter Leute, die ihre Jugendluſt hinter ſich hätten; ſie ſähe es wohl am liebſten, wenn ich all meine freie Zeit bei ihr zubrächte und mir ihre alten, längſt bekannten Geſchichten erzählen ließe, denn ſie war redſelig geworden mit den Jahren. Ich ging auch ganz gerne zu ihr, wenn ich eben nichts anderes vorhatte; es war hübſch und behaglich in ihrem Stübchen, wo ein brauner Kachelofen und ein blühendes Geranium nicht fehlten, und der Kaffee mit Syrup, wie ich ihn von Kind auf gewohnt war, ſchmeckte vortrefflich aus ihrer dickbauchigen Bunzlauer Kanne."

„Ihr könnt Euch indeß wohl denken, lieber Herr, daß ein hübſches, rothbackiges Ding, wie ich dazumal war, nicht lange ohne einen Schatz blieb. Der ſich zu mir geſellte, war ein ſtrammer, ſtattlicher Burſch, mit dem ich wohl hätte Staat machen können, leider nur an Stand und Vermögen weit über mir, der einzige Sohn eines wohlhabenden Ackerbürgers. Bei der Heuernte fing unſere Liebſchaft an. Auch meine Herrſchaft hatte Felder und Wieſen, die mit denen von Wilhelms Vater zuſammengrenzten. Ich mußte mit hinaus, beim Heuen zu helfen, und der Wilhelm war ebenfalls draußen, um die Arbeiter auf ſeines Vaters Grundſtück zu beaufſichtigen und anzufaſſen, wo es galt."

„Es war ein geſegnetes Jahr. Regen und Sonnenſchein waren immer zur rechten Zeit gekommen und das Korn in den Feldern ſtand dicht und mannshoch, wie es ſelten der Fall iſt in unſerem dürren märkiſchen Lande. Einem Beſitzer konnte das Herz im Leibe wohl lachen, und dem ſchrieb ich's auch zu, daß der Wilhelm ſo abſonderlich aufgeräumt war und ſeine Freude hatte am muntern Geſang, mit dem ich mir Zeit und Arbeit zu verkürzen pflegte. Er ſprach mich oftmals an und nannte mich ſeine heitere kleine Feldlerche, ſeine zierliche Bachſtelze, und was ihm ſonſt noch für Schmeichelnamen einfielen. Einmal ſogar, in ſeiner Herzensluſt, faßte er mich um den Leib und ſchwenkte ſich auf dem heißen, ſchattenloſen Felde ſo wacker mit mir herum, daß die übrigen Arbeiter, die ſich ermattet zur Mittagsruhe gelagert hatten, unſere friſche, fröhliche Lebenskraft nicht genugſam bewundern konnten. Die Sonne brannte faſt verſengend, aber juſt ſo wie man's gern hat in den Erntetagen. Die Morgen und Abende waren um ſo köſtlicher und das Heu duftete ſo friſch, daß man gleich ein Verlangen bekam, ſich hinein zu legen."

„Der Wilhelm und ich, wir fanden uns ſtets früher und ſpäter am Platze als irgend ein anderer, und manch ſüßes, trauliches Wörtchen fiel zwiſchen uns beiden. Beim Erntefeſt tanzte der Wilhelm mit mir allein und ſchenkte mir obenein ein Paar ſilberne Nadeln, die mich eitles, einfältiges Ding beinah närriſch vor Freude machten. Am Werktag durfte ich ſie nicht tragen, das litt die Frau nicht, aber alle Abend, wenn ich allein in meiner Kammer war, holte ich ſie hervor und putzte daran und beſpiegelte mich darin mit einer wahren Affenzärtlichkeit. Kam endlich der Sonntag, ſo hätte ich es um keinen Preis der Welt mir nehmen laſſen, meine langen, breit und künſtlich geflochtenen Zöpfe damit aufzuſtecken. Meine Frau hätte gar zu gerne gewußt, von wem ich die hübſchen Dinger, die Nadeln, eigentlich bekommen hätte; aber ich ſagte es ihr nicht, wie ſehr ſie mich auch plagte, und vertraute es allein der Großmutter an, weil ich vor der niemals ein Geheimniß gehabt hatte. Aber die Alte machte dießmal ein ſo gar finſteres, grämliches Geſicht und hatte gegen meine Liebſchaft ſo viel zu eifern und zu tadeln, daß ich verdrießlich von ihr und eine lange Weile nicht wieder zu ihr ging, während der ſie wohl den Kaffee in ihrer Bunzlauer Kanne manches liebes mal für mich gewärmt hat in vergeblicher Hoffnung."

„Dem Wilhelm konnte ich es indeß, auch als die Ernte längſt vorbei war, nicht abſchlagen, wenn er mich ſpät Abends zu einem Spaziergang in's Feld oder zu einem Stelldichein hinter das alte Stadtthor beſtellte. Ich will uns beide nicht beſſer und ſchlechter machen, als wir waren. Er hat mir vom Heirathen niemals recht ernſtlich geſprochen, und ich habe niemals recht ernſtlich geglaubt, daß er mich arme Magd zur Frau nehmen werde, da er ja die Wahl hatte unter den beſten Bürgertöchtern. Wir dachten überhaupt nicht an die Zukunft; aber die Zukunft kam und für mich war ſie ſchwer zu tragen."

„Im kommenden Frühjahr mußte ich meinen Dienſt

Digitized by Google

verlaſſen, weil ich es nicht mehr verbergen konnte, daß ich etwas Lebendiges unter meinem Herzen trug. Die Großmutter nahm mich auf, aber — lieber Gott! — mit welch gramvoller, jammerhafter Miene! Ich konnte ſie nicht anſehen, ohne daß mir das Herz vor Mitleid und Reue zu brechen drohte, und Nachts in ihrem Bette, ſo oft ich erwachte, hörte ich ſie ſtöhnen und klagen, daß ſie zum zweiten mal ſolch Herzeleid erleben müſſe. Sie war bis dahin noch immer leidlich auf den Beinen geweſen und auswärts zur Wäſche gegangen und auf ſonſtige Arbeit. Jetzt auf einmal ſchien alle Kraft ſie zu verlaſſen. Sie keuchte und huſtete bei jedem Gange, und wenn ſie ſich einmal bückte, konnte ſie kaum wieder in die Höhe; dabei aber wollte ſie durchaus, wenigſtens im Hauſe, noch alles beſchicken und beſchaffen und mich nichts anrühren laſſen, weil die Stunde meiner Befreiung immer näher rückte und ich mich kränker und matter fühlte, als ſonſt Frauen unſeres Standes in dieſen Umſtänden."

„Weil wir nun beide, die Großmutter und ich, nichts mehr verdienen konnten, geriethen wir immer tiefer in's Elend, mußten unſere paar Sachen verkaufen und aus dem freundlichen Stübchen hinauf ziehen in eine feuchte, kahle Dachkammer, wo die Decke ſchief herabging bis an die Erde. Hier ward am erſten Mai, wie zum Spott an einem Sonntagmorgen, bei aufſteigender Sonne mein armes Kind geboren. Ich hatte kaum ein Stück Kindszeug und mußte meinen wollenen Rock zerreißen, um das nackte Würmchen hinein zu hüllen, und ich ſage Euch, Herr, es war der elendeſte Anfang von einem Menſchenleben, den Ihr Euch denken könnt. Die Wehmutter zuckte mitleidig die Achſeln über das erbärmliche Ding, welches kaum einem Menſchen ähnlich ſah, und deſſen Geſchrei nur ein leiſes, heiſeres Weinen war. Wie es aber die Augen aufſchlug, zeigten ſie einen ſo wunderbaren, überirdiſchen Glanz, ein ſo reines, köſtliches Blau, daß man hineinſchaute wie in den Himmel. Ich konnte einen Ausruf des Entzückens nicht unterdrücken, aber die Großmutter griff kopfſchüttelnd an ihren Roſenkranz, murmelte ein Gebet und ſagte endlich: „Das Kind hat den himmliſchen Blick und du wirſt es nicht lange behalten, Margarete. Wir wollen es Gottlieb taufen, weil ihm die Liebe Gottes nöthiger, und ich denke auch näher ſeyn wird, als die der Menſchen."

„Tage und Wochen vergingen und das Kind blieb am Leben. Wenn es mit ſeinem alten Geſicht und ſeinem kleinen, verſchrumpften Körper auch traurig anzuſehen war, ſo tröſteten wir uns doch immer wieder an ſeinen Augen und ſeinem freundlich ſanftmüthigen Weſen und hatten es um ſo lieber, je mehr wir dachten, daß es von andern könnte verſpottet und mißachtet werden. Die Großmutter ſchien Schande und Kummer vergeſſen zu haben, um das Würmchen zu pflegen, und ihre alten Arme wurden nicht müde, es in der Stube herum und hinaus in die Sonne zu tragen, auf den kleinen Bleichplatz hinter dem Hauſe, denn vor den Leuten mochte ſie es nicht zeigen. Mir aber, wenn ich das Kleine an der Bruſt hatte, war ſo wonnig zu Muthe, wie es der Hagar geweſen ſeyn muß, da ſie den verſchmachtenden Ismael labte in der Wüſte aus einem friſchen Quell. War doch mein Gottlieb auch ſo ein armes, verſchmachtendes Kind, dem das Leben im voraus zu einer Wüſte gemacht worden war!"

„Als ich mich ſo weit erholt hatte, daß ich aufſtehen und die Stube verlaſſen konnte, ſtellte mir die Großmutter vor, daß es nun an der Zeit ſey, mir einen Ammendienſt zu ſuchen, von dem ich mich und das Kind ernähren könnte. Sie wolle den Gottlieb bei ſich in Pflege behalten und ich dürfe ihr dafür nur das Entbehrliche von meinem Lohne zukommen laſſen. Mein Herz ſträubte ſich gewaltig, das Kind zu verlaſſen, aber ich ſah wohl ein, daß mir nichts anderes übrig blieb, wenn wir nicht alle drei verhungern wollten. So zog ich als Amme zu einer wohlhabenden Bäckerfrau, die eben mit dem ſechsten Kinde niedergekommen war, und die in ihrer großen Wirthſchaft und Bäckerei, mit der eine Weinſtube verbunden war, zu viel zu thun hatte, um ſelbſt zu nähren."

„Die vielen kleinen Kinder machten mir eine fürchterliche Klage, und die ſchwere Hausarbeit fiel mir obenein zur Laſt. Weil aber der Lohn nicht unanſehnlich war, und ich ſo am beſten für den Gottlieb ſorgen konnte, hielt ich geduldig aus. Mit der Großmutter hatte ich ausgemacht, eine Ziege für den Jungen anzuſchaffen, weil wir immer gehört hatten, daß Ziegenmilch für Kinder beſonders heilſam und nahrhaft ſey, und ſo ſauer es uns geworden war, das Kaufgeld zuſammen zu bringen — ich hatte meine ſilbernen Nadeln und mein letztes gutes Zeug verſetzen müſſen — ſo fanden wir doch große Beruhigung im Beſitz des Thiers. Keinmal ging ich mit den Kindern in's Feld, wo ich nicht eine Schürze voll Kräutern und friſchem Klee mit heimbrachte und der Ziege Abends in ihren Stall trug. Ich dachte, wenn ſie recht gut genährt würde, ſolle es dem Kinde an der Milch wieder zu gute kommen; aber das blieb elend wie zuvor. Die Großmutter that ihr beſtes in der Pflege, und wenn ich mir hätte einbilden wollen, daß ich ſelber hätte mehr thun können, als ſie, ſo wäre es der helle Undank geweſen gegen die gute Alte, die ſich keine Mühe

verdrießen ließ und ſpät und früh mit dem Kinde herumhumpelte."

„Daß wir zwei uns ſo um den Gottlieb plagten und der Wilhelm gar nicht zu wiſſen ſchien, daß das Kind auf der Welt ſey, ja mich ſelber ganz vergeſſen hatte, fing doch endlich an mir zu wurmen. Die Großmutter hatte ſchon mehrere mal vergeblich bei ihm angepocht, er ſolle etwas geben, wenn nicht um meinet, ſo doch um des Kindes willen. Aber er war taub und verſtockt geblieben und hatte ſeine Taſchen zugeknöpft gehalten, und da faßte ich mir denn endlich ein Herz und ſprach mit ſeinem Vater, der eines Abends gerade als einziger Gaſt in unſerer Weinſtube ſaß. Die Großmutter hatte mich dazu ermuntert, denn aus mir allein würde ich es doch wohl nicht gewagt haben, dem ſtattlichen Manne mit meinem ganzen Bekenntniß entgegen zu treten. Er war zu Anfang ſehr erbost und machte uns alle ſchlecht, die Großmutter und mich als liederliche, betrügeriſche Weibsleute, und ſeinen Sohn als einen Gimpel, der ſich von uns habe fangen laſſen; er warf mir vor, daß meine Mutter ſo gut wie ich unehelich geboren habe, und nannte uns hergelaufenes katholiſches Pack, das man mit Fug und Recht aus der Stadt weiſen ſollte. Mir brannten die Wangen vor Scham, und ich hätte dem gottloſen Manne, der ſelbſt meine brave, ehrliche Großmutter zu ſchmähen und zu mißachten wagte, gern geſagt, wie viel er ſelbſt mir in jenem Augenblick werth ſchien. Aber ich nahm mich zuſammen und antwortete auf all ſeine Schimpfreden, wie mich die Alte geheißen hatte, mit der Erklärung, ich werde meine Anſprüche vor Gericht verfolgen, wenn er ſie nicht gutwillig anerkenne. Das verfing. Er wollte um keinen Preis einen Skandal, weil er eben jetzt eine gute Partie für den Wilhelm in Vorſchlag hatte, und ſo ließ er denn die Großmutter zu ſich kommen und ſetzte endlich eine runde Summe von hundert Thalern aus, mit der ich ein für allemal abgefunden ſeyn ſollte."

„Hundert Thaler, lieber Herr, ſind für ein Mädchen aus meinem Stande kein kleines Vermögen. Obgleich wir es geheim zu halten ſuchten, wie Wilhelms Vater gewünſcht, kam es doch unter die Leute und zog mir verſchiedene Freier an, die gewillt waren, das Kind mit dem Gelde in Kauf zu nehmen. Ich kann nicht läugnen, daß es ein mächtig lockender Gedanke für mich war, mein eigenes Weſen und den Gottlieb wieder bei mir zu haben. Aber unter den Männern, die um mich warben, war keiner, der mir ein rechtes Zutrauen einflößte, und auch die Großmutter redete mir ab, indem ſie ſagte, das Kind werde früher oder ſpäter der Zankapfel in der Ehe werden; ein Mädchen, das ſich einmal vergangen, thue gut nie an's Heirathen zu denken, denn das Unglück laſſe ſich wohl beſſer zu zweien, die Schande aber am beſten allein ertragen."

„Der Chriſtof war noch der beſte unter meinen Freiern. Er hatte einen harten, rauhen, aber ehrlichen Sinn, und wenn er das Geld zu brauchen glaubte, weil er ſich in den Kopf geſetzt hatte, von einem Verwandten einen kleinen Kramladen zu übernehmen, ſo merkte ich ihm doch an, daß der Makel, der am Gelde klebte, ihm ein ſchwer hinunter zu würgender Biſſen war. Aber dieſe Empfindlichkeit gefiel mir beſſer als die Gleichgültigkeit der andern, die mit ein paar plumpen Späßen ohne weiteres drüber weg kamen. Wenn der Chriſtof ſpäter in ſeiner Ehe ein Gleiches gelernt hat, und eben ſo ſtumpf und gleichſam ehrlos geworden iſt in ſeinem Herzen, ſo war das nur die Folge davon, daß er ſeine beſſere Stimme einmal übertäubt und ein verunehrtes Weib genommen hatte um des Mammons willen. Da dieß einmal geſchehen war, blieb ihm ja doch nichts übrig, als Zeitlebens einen Stachel zu fühlen in ſeinem braven, ehrlichen Sinn, oder dieſen Sinn zu ertödten in Branntwein und frecher Genoſſenſchaft."

„O wie Recht hat die Großmutter gehabt mit der Rede, daß die Schande ſich beſſer allein, als zu zweien erträgt! Wie manche Nacht hab' ich gewüthet in Vorwürfen gegen mich ſelbſt, wenn ich ſah, wie meine Schuld den bisher ſchuldloſen Mann unbarmherzig herab zog! Doch ich habe vergeſſen, Euch zu ſagen, wie ich dazu gekommen bin, den Chriſtof zu nehmen, da ich doch unentſchloſſen war in meinem eigenen Sinn und die Alte noch dazu mir's auszureden ſuchte."

„Eines Sonntag Morgens, während die Herrſchaft in der Kirche war, war er zu mir gekommen und hatte mir recht dringend zugeredet und für den Gottlieb das Beſte verſprochen. Ich ſagte, ich wolle mir's überlegen, und weil ich Nachmittags eine Stunde frei hatte, ging ich zur Großmutter, um noch einmal mit ihr zu berathen. Es fällt mir auf, da ich in die Kammer trete, daß ſie auf ihrem Stuhle ſitzt und ſich nicht rührt und nicht regt, da ſie mich ſonſt immer herzlich zu begrüßen pflegte. Der Kopf iſt ihr ſo ſonderbar auf die Bruſt herab geſunken — die Finger halten krampfhaft das alte Gebetbuch — verwundert trete ich näher, rüttle ſie am Arm. O Gott, ſie war todt!"

„Ein jäher Riß ging durch mein Herz und, wie ich meinte, durch mein ganzes Leben. Die alte, müde, zuſammengeſunkene Geſtalt, war ſie mir nicht von Anfang an die einzige treue und befreundete geweſen auf

Digitized by Google

der weiten Welt! Wen würde mein und meines Kindes Schicksal jetzt noch kümmern? Der Kleine lag ruhig schlummernd in seinem Bettchen; ich beugte mich über ihn und gelobte unter heißen Thränen, ihn niemals in fremde Hände zu geben, so lange sich die meinigen noch regten."

„Selbigen Abend kündigte ich meinen Dienst und gab dem Christof mein Jawort. Drei Wochen später waren wir Mann und Frau. Wie es weiter mit uns gegangen ist, hab' ich Euch schon erzählt und zum Theil konntet Ihr es Euch heute mit eigenen Augen absehen. Was ließ sich auch erwarten von einer Ehe, die gleichsam nur aus lieber Noth geschlossen ward, die wir beide nur als ein Mittel betrachteten zu andern Zwecken! Der Christof dachte an das Geld für den Kramladen und ich an die Heimath für mein Kind. Wenn wir dennoch nachher leidlich mit einander auskamen und in Armuth und Kummer zu einander hielten, so geschah es auch wieder nur aus lieber Noth und die rechte Freudigkeit fehlte. — Merkt Euch das, lieber Herr, wenn Ihr selbst einmal daran denkt, eine Frau zu nehmen, denn es wird sich wohl so ziemlich gleich bleiben in allen Ständen: Wer an den Altar tritt und schaut daneben hinaus, dem wird es zu keinem Segen."

Mit diesen Worten erhob sich meine einfache Erzählerin und schickte sich geduldig zum Heimweg an; denn sie meinte, der Christof scheine doch nicht zu kommen und die Kinder würden zu Hause auf sie warten. Ich wiederholte mein Versprechen, für die Ausschmückung des Grabes zu sorgen, und wir trennten uns mit herzlichem Händedruck.

Eine Wallfahrt nach Troja.

(Schluß.)

Es ist bezeichnend für die homerische Dichtung, daß sie uns von der Stadt Ilion selbst und der Akropolis so wenig berichtet. Sie liegt „hoch und luftig," ist „festgegründet, voll breiter Straßen und Plätze." Das sind mehr oder weniger allgemein gültige Epitheta für viele Städte, nicht bestimmte Kennzeichen dieser einen. Die Ebene war der Boden und das Element der Sage, die Grabmäler die Punkte, an welche sie sich heftete. Vielleicht kannte der Dichter selbst schon die Stätte Trojas nicht anders, als der Wanderer von heute. Die Stadt war ihm bedeutungsvoll nur in dem Maße, als sie der Ebene, das heißt dem Schauplatz des Kampfes näher rückte. So gruppirt sich, was an ihr hervorgehoben wird, um den Fuß des Berges, bis zu dem die Schlacht heran dringt. Von der Stadt und Burg zu sagen, konnte erst den Dichtern aufbehalten bleiben, welche vom Falle Trojas sangen. Daher erkennen wir in der zweiten Höhe nur um der Consequenz willen den Boden der eigentlichen Stadt. Nichts als die Uebereinstimmung mit dem früheren leitet uns darauf hin; die geräumige Fläche ist für eine Stadtlage wohl geeignet; aber weder geben ihre natürliche Gestalt, noch etwa Reste künstlichen Anbaus einen weiteren Anhalt.

Ganz anders ist es mit der Akropolis, dem dritten und letzten der drei genannten Absätze, der Spitze des ganzen Zuges. Auch hierhin führt, aber schmaler und steiler als früher und etwas nach Osten gewendet, die Brücke eines Höhenrückens. Dann befindet man sich auf einem schmalen Plateau von etwa sechshundert Schritten Länge, der oft genannten, einer Mauerkrone am besten vergleichbaren Fläche von Pergamus. Vierhundert Fuß tief hinab stürzen, immer schroff und steil, zuweilen fast senkrecht, die Bergwände zum Kessel des Simois, der beinahe im Halbkreis um ihren Fuß sich herum windend, bis dahin, wo die Bergschlucht der rechten Seite sich öffnet, dann nach Süden weiter in das Gebirg dringt. Wie ein breites, weißes Band umschlingt sein Sandbette, welches auch hier nur in der Mitte einen schmalen Silberstreifen Wassers enthält, den Bergkegel und schneidet ihn von drei Seiten ab, wie ein natürlicher Wallgraben, seine natürlichen Mauern, die Felswände, gürtend zu einer uneinnehmbaren Veste. Und die Kunst hat hier nachgeholfen; die Fläche ist ringsum abgeschrofft, wie bei den Burgen der achäischen Helden, welche diese zu bestürmen herkamen, bei Argos, Mycene, Tiryns, der attischen Akropolis. Verwitterte Reste von Mauerwerk sind kaum

Digitized by Google

unterſcheidbar mit dem Felſen gleichſam verwachſen; andere weiſen auf Quermauern hin, welche den einzigen Zugang nach der Stadt hin ſperrten. Aber die gewaltigſten Zeugen einer großen Vergangenheit ſind die drei Tumuli, welche den Gipfel krönen. Je zwanzig bis dreißig Schritte von einander entfernt erheben ſie ſich in gleicher Richtung hinter einander. Der erſte iſt von Erde entblößt und nur ein ungeheurer Steinhaufen, der dritte, halb verweht, nur noch an der Grundlage kenntlich; deſto ſchöner erhalten iſt aber der zweite, unſtreitig der ſchönſte Grabhügel der ganzen Gegend, hoch und mit Bäumen bepflanzt. Wir fanden ihn an ſeiner Oſtſeite ganz friſch geöffnet; ein Gang von etwa acht Schritten führt in ſein Inneres hinein; man war bis zur Mitte vorgedrungen, aber nichts hatte ſich gefunden. Auch von einem künſtlichen Bau zeigte ſich hier keine Spur. Kunſtlos ſind die Steine, oft von gewaltiger Größe, beſonders in den untern Schichten, auf einander gethürmt; ſo ſcheinen ſie nur Ehrenmale geweſen und zu wirklichen Grabſtätten erſt durch die Dichtung erhoben worden zu ſeyn.

Es gibt nur *eine* troiſche Ebene, aber auf ihr auch nur *ein* Troja. Erſt wer dieſe Höhe erſtiegen hat, kann ſich rühmen, in Troja geweſen zu ſeyn; erſt von hier aus erſchließt ſich dem Auge die ganze Ebene und die ganze Fülle großartigſter Poeſie, welche ſie in ſich birgt. Es iſt ſchwer zu ſagen, was impoſanter und überraſchender ſey, die Nahſicht oder die Fernſicht, ob der Blick nach hinten auf das Gebirge, welches ſich um dieſen Kegel herum lagert, vielzackig und in den mannigfaltigſten Abſtufungen, und dann in der Mitte plötzlich ſich öffnet, um den Gargarus gewaltig und groß hereintreten zu laſſen, den ſtolzen Thron des Zeus, von dem er

umſchaute der Troer Stadt und die Schiffe Achaias,

oder zur Seite hinab in die Schluchten und das Thal des Simois, oder vor ſich auf die Rieſenbühne der Ebene, deren Hinterwand die Akropolis ziert, deren Seitenwände die jetzt deutlicher als je heraustretenden, oft beſprochenen Höhenrücken bilden, auf der ringsum „wie erſiegte Schlachtkronen“ die Gräber der Helden ſich erheben und von der, wie ſo oft ja vom helleniſchen Theater, der Blick noch weiter ſchweift über die Meeresfläche hin, bis zum erhabenen Sitz des Poſeidon, der heiligen Samothrake, und dem am Horizont verſchwimmenden Lemnos. Wieder fließen Sage und Geſchichte in wunderbarer Weiſe zuſammen. Dieſe Höhen bewohnte ein ſtreitbares Volk; noch ſieht man ſeiner Hände Werk; aber die Ebene fordert die Geiſter der Sage heraus und ſie verweben Geſchehenes und Gedichtetes zu großartiger Einheit. Es iſt thöricht, hier ferner beweiſen zu wollen. Man erfülle ſich mit dem Geiſte Homers und lebe ſich hinein in die Anſchauung der Ilias, ſo wird man jenen überall wieder erkennen, wird uns dieſe aus Allem entgegenſpiegeln. Es iſt der Zauber der Dichtung derſelbe, wie der Zauber dieſer Natur; beide ſind innigſt verwandt, und in dieſer Verwandtſchaft, welche ſich fühlen und ſchauen, nicht beſchreiben läßt, liegt der mächtigſte Beweis. Hier erſt offenbart ſich dem Sinn das volle Verſtändniß der homeriſchen Poeſie; ſie bleibt todt ohne ſolche Anſchauung auch der lebendigſten Phantaſie. Tauſende von Beziehungen des Gedichts zur umgebenden Natur, die uns früher verborgen blieben, drängen ſich uns hier erſt auf, Licht zu empfangen und Licht zu geben, und jede neue Umſchau findet deren mehr. Wer den Gargarus hineinleuchten ſieht in dieſe Umgebung, gerade von dieſem Punkte aus, für den gibt es keine Zweifel mehr. Den Anblick mußte auch der Dichter haben, welcher ihn zum Thron des Göttervaters ſchuf. Aber wozu das Gemälde zerpflücken, um in Einzelheiten die Aehnlichkeit mit ſeinem Original nachzuweiſen, wo das Ganze zum Ganzen am lauteſten und vernehmlichſten ſpricht! Dem Boden der Ebene entſproſſen, kann die Ilias auch nur mit und auf dieſem Boden recht eigentlich begriffen werden.

Dieſer überzeugenden Kraft des geſammten Eindrucks gegenüber ſind die Bedenken ſehr gleichgültig, welche die klügelnde Kritik, *ohne* zu ſehen, noch dagegen erhebt. Man hat es ſehr auffallend gefunden, daß die Dichtung eine ſo großartige Natur ſo wenig hervorgehoben haben ſollte. Aber man vergißt, was vorhin ſchon bemerkt worden, wie dem Inhalt der Dichtung, den Kämpfen um Troja, die eigentliche Schilderung der Stadt fern lag. War doch kaum ein Anlaß vorhanden, ihre Lage ausführlich zu beſchreiben. In den allgemeinen Bezeichnungen aber, in welchen von ihr geſprochen wird, liegt nichts, was mit der jetzigen Annahme im Widerſpruch ſtände, vielmehr manches, was ſie ausdrücklich beſtätigt. Wie in weiterer Ferne der Gargarus, ſo iſt Pergamus in der Nähe der die Ebene beherrſchende Punkt. Deßhalb ſchaut von hier aus Apollo dem Kampf zu, „hoch von Pergamos Zinne“ (IV. 508, V. 460, VII. 20), und ſieht von hier aus zuerſt die Caſſandra den mit dem Leichnam des Hector zurückkehrenden Priamus (XXIV, 700). Reichere Andeutungen mochten ſich in den Fortſetzungen der Ilias finden, welche die Zerſtörung der Stadt behandelten. Wir hören ſie aus der Sage vom Pferde heraus, deren ganze Anſchauung auf das Trefflichſte mit unſerer Oertlichkeit harmonirt und doch von ſteilen Burgfelſen

Digitized by Google

erzählt, von denen jenes hinabgestürzt werden sollte, und die Homer nicht erwähnt. Selbst spätere Dichter können zur Bestätigung herangezogen werden. Wenn Aeschylus im Anfang des Agamemnon den Lauf der Feuersignale beschreibt:

Es schickte strahlend Feuer stets im Flammenlauf
Hieher die Fackel: Ida erst zu Hermes Höh'n
Auf Lemnos Eiland; aber dann die dritt' empfing
Des Athos zeusgeweihte Scheitel,

so sind damit die drei Bergspitzen hingezeichnet, welche noch jetzt unwillkürlich dem gefesselten Blick sich zusammenstellen, und dessen erste nicht die flache Kuppe von Ilium novum, sondern die stolze Krone von Pergamus ist.

Aber es ist unmöglich, die Stadt zu umlaufen, wie Hector es dreimal gethan haben sollte, ehe er bei der vierten Umkreisung am Brunnen fiel! (XXII. 165, 208). Vieles ist versucht worden, um dieses Faktum mit der Wirklichkeit in Einklang zu setzen. Die einen denken sich Pergamus vom eigentlichen Troja getrennt, so daß der Lauf nur um letzteres stattfand, eine Hypothese, welche die Oertlichkeit noch am meisten für sich hat; andere machen aus dem Kreislauf um die Stadt einen elliptischen vor derselben und bekennen sich lieber zu einer noch gröberen Unwahrscheinlichkeit, in welcher der Wettlauf der größten Helden einem Knabenspiel ähnlich wird, als zu einer poetischen Hyperbel. Denn eine solche ist jener Zug der Dichtung doch offenbar, und des erhabenen Charakters derselben wahrlich nicht unwürdig. Er fällt nur in eine Kategorie mit dem Gebrüll des Achilles, womit allein er die Troer zurückscheucht, oder den sieben Morgen Landes, welche Ares im Falle bedeckt, und allen den Fällen, wo die Erhabenheit der Dichtung in das Gebiet des Wunderbaren hinübergreift. Und das Gedicht selbst deutet hier dieses Ineinandergreifen von Natürlichem und Außerordentlichem an. Sie macht den Priamus und die Troer zu Zuschauern vom skäischen Thore herab und entzieht ihnen zugleich doch auch, und zwar zum größten Theil, das Schauspiel.

Man hat den ersten und am weitesten sichtbaren der drei Grabhügel auf der Spitze von Pergamus das Grab des Hector genannt. Keine bestimmte Andeutung Homers berechtigt dazu; nur daß es auf dieser Höhe lag, kann aus der Ilias selbst geschlossen werden. Der Leichnam wird in die Stadt und Wohnung des Hector gebracht (XXIV. 719), d. h. den Palast des Priamus (VI. 245). Dort wird die Klage angestimmt; dann entsendet der Greis die Troer, Holz vom Walde zur Stadt zu holen (778). Auf den zugesicherten Waffenstillstand trauend, versammelt man sich außerhalb der Veste (783), und führt „neun Tage zur Stadt unermeßliche Waldung," bis man am zehnten ihn hinaustrug (786), ihm das Grabmal zu schütten. Man trug ihn aber hinaus auf den Gipfel von Pergamus, aus der untern Stadt in die obere Burg. Hier war sein Grab vor den Mißhandlungen der Feinde geschützt und lag doch an freier, durch die Natur genugsam befestigter Stelle. Daher — weil man sich am entgegengesetzten Ende der Stadt befand — wurde es auch nöthig, „überall ringsum," d. h. um die Stadt Späher auszustellen, „daß nicht zuvor anstürmten die hellumschienten Achäer." Daß man aber dem Hector dann den hervorragendsten der drei Hügel zuerkannte, ist natürlich. Wenn auch jetzt ein nackter Steinhaufe, war er nicht anders gebildet als alle übrigen und also auch der, dessen Inneres wir noch heute sehen, so frisch und unberührt, als hätte man eben erst „gehäuft die dichten, gewaltigen Steine und geschüttet das Mal" (V. 796, 97). Jene andern fallen dann auch hier wieder dem Ueberschuß der Sage zu.

Jetzt können wir auch den oft genannten Callicolonehügel bestimmen, welcher im Gegensatz zum Wall des Hercules am Meere, dem Standpunkt der den Achäern freundlichen Götter, als höchster Punkt in der Nähe von Pergamus zu denken war und ihren Gegnern als Standort diente. Unmittelbar zur Rechten der Akropolis, allein durch das Simoisthal von ihrem Kegel getrennt, treten, nur um ein Geringes niedriger als seine Fläche selbst, zwei schöngeformte Berge aus der Hinterwand des Ida heraus, wie „Füße des Gebirges," von den schönsten Linien und vor allen umgebenden Höhen sich auszeichnender Gestalt. Hierher setzen wir mit Leake die Callicolone. Nicht nur, daß wir hier alle früher erwähnten Anforderungen an diesen Punkt in besonders zutreffender Weise erfüllt sehen, so eignen sich ihre imposanten, in die Augen fallenden Formen auch vorzüglich zu einem Göttersitz. Ja wir glauben sie ganz besonders in den Worten des Dichters wiederzuerkennen. Poseidon mit seinen Göttern, heißt es, setzte sich auf den gethürmten Wall des Hercules, gegenüber aber um den Phöbus und Ares die andern ἐπ' ὀφρύσι καλλικολώνης (XI. 150), d. h. auf die Augenbrauen der Callicolone, ein Ausdruck, mit welchem allerdings auch sonst nicht selten Hügel bezeichnet werden, gerade diese aber in so treffender Weise fast gemalt werden, daß er hier nicht ohne besondere Beziehung auf dieselben gebraucht zu seyn scheint. Denn in der That, wie zwei Augenbrauen wölbt sich dieses Bergepaar von der Ebene zur Idawand hinauf.

So bleibt uns nur der letzte Theil der Ebene zu

Digitized by Google

durchmeſſen, am Skamanderbette entlang zum Grabe des Ilos und Aſyetes hin. Zum ſkäiſchen Thore hinaus, den Fahrweg hinab, ging es noch einmal an den Quellen vorbei. Man läßt ſie zur Rechten; der Fluß begleitet den Fuß des weſtlichen Höhenzuges in allen ſeinen Windungen; dicht neben ihm, oft auch auf dem Bergrücken entlang oder über ihn hinweg geht der Weg dem Meere zu; es iſt, da auch er durch die Oertlichkeit vorgeſchrieben iſt, derſelbe, den einſt Priamus einſchlug auf jener nächtlichen Fahrt zum Achilles, die Leiche des Sohnes zu löſen. Die Ufer des Fluſſes ſind flach; er hält faſt überall Waſſer, iſt aber nirgends ſo tief, daß die ihn kreuzenden Wege einer Brücke bedürften. Oft verſchwindet er im Sumpflande, das in ſolcher Ausdehnung ſich nicht weiter auf der Ebene findet und an das Abenteuer des Odyſſeus erinnert, von dem er dem Eumäos ſo launig erzählt, als er vor der Stadt im Hinterhalt lag, „im dichtverwachſenen Reiſig zwiſchen Rohr und Geſümpf“ (Od. XIV, 472). In der Ferne erkennt man an den die ganze Länge der Ebene durchziehenden Baumreihen den Lauf des Simois. Dieß war die eigentliche Wahlſtatt, der Mittelpunkt aller Kämpfe, die hin und her wogten:

Innerhalb des Simois her und des ſtrömenden Xanthos.
(VI, 4.)

Oft mochten ſie über das Bett des Simois hinübergreifen nach jenem Querzug hin, ſo daß in weiterem Sinne das ganze rechte Thal als Kampfplatz gelten muß. Aber es war ein vereinzelter Fall, der beſondere Erwägung verdiente, wenn er ſich über dieſe Scheidewand hinaus in das linke Thal des Thymbrius verlor, dem linken unſerer Zweitheilung. Homer iſt in den Angaben, aus denen über Ausdehnung und Lage des Schlachtfeldes Näheres geſchloſſen werden könnte, nicht ganz conſequent. Der Vielhomer verräth ſich in einzelnen Widerſprüchen ſpäterer Geſänge mit den früheren; aber er verräth ſich als ſolcher auch durch zu große Conſequenz, wenn man in den häufig wiederkehrenden Wendungen: „auf der linken Seite der Schlacht, oder auf der Linken am Skamander, zur Linken der Schiffe,“ eine Manier des Dichters, eine ſtehend gewordene Formel erkennen muß, welche keine andere Bedeutung hat, als etwa „auf der andern, entgegengeſetzten Seite.“ Dennoch fehlt es auch an beſtimmteren Andeutungen nicht, welche deutlich das Menderehthal als Kampfplatz erkennen laſſen, und zugleich auch weitere Belege dafür ſind, daß der Fluß, deſſen Lauf wir verfolgen, das ſogenannte Bunarbaſchi-Waſſer, der Skamander iſt. Eine ſolche liegt in dem Zuſatz, welchen die ſo eben erwähnte allgemeine Bezeichnung „an der linken Seite des Treffens“ in einer einzigen Stelle erhält. Hector hörte es nicht, leſen wir (XI, 496),

denn er kämpft' an der linken Seite des Treffens
Längs dem Geſtade des Stromes Skamandros, dort wo am meiſten
Taumelten Häupter der Männer und grauvoll brüllte der Schlachtruf.

Dieſer Fluß auf der linken Seite der ganzen Schlacht — denn ſo heißt es wörtlich — kann aber nur das Bunarbaſchi-Waſſer ſeyn, nicht der die Mitte der Ebene durchſchneidende Mendereh. Von ihnen beiden gilt dann jenes „zwiſchen dem Simois und dem ſtrömenden Xanthos,“ und wenn dort der Mittelpunkt der Schlacht angegeben wird und unſere Stelle vom dichteſten Gewühl ſpricht, ſo ſagen ſie beide ſich beſtätigend nur daſſelbe. So konnte denn auch der Xanthos als Grenze der Wahlſtatt gelten gegenüber den Schiffen, wenn die Wachtfeuer der Troer lodernd geſchildert werden „auf der Brücke des Kampfes,“

zwiſchen des Xanthos Geſtad' und den Schiffen Achaias.

Denn mit den Schiffen iſt offenbar der Anfang des Lagers am Rhoeteum gemeint; ein Fluß nun, der mit dem Endpunkt deſſelben am Sigeum gleichbedeutend gebraucht werden kann, muß dieſem Vorgebirge möglichſt nahe liegen. Folglich iſt das Bunarbaſchi-Waſſer der Xanthos oder Skamander. Endlich iſt die bekannte Epiſode des 21ſten Buches von der Vereinigung des Skamander und Simois zum gemeinſchaftlichen Kampfe gegen Achilles kaum anders verſtändlich als von jenem verbundenen Flußpaar eines und deſſelben Thales. So ſehr der phantaſtiſche Charakter dieſer Dichtung, welche einer andern Periode angehört als die Hauptmaſſe des Epos, es verbietet, ſie ſelbſt für die Einzelheiten als Quelle in der Topographie der Flüſſe zu benützen, ſo ſetzt doch das Ganze nicht nur die Möglichkeit ſolcher Vereinigung voraus, ſondern auch daß ſie nicht ſelten, vielmehr ein bekanntes Schauſpiel war. Sie iſt aber ſchwer denkbar zwiſchen dem Mendereh und dem Thymbrius; denn wo der letztere hinter der Scheidewand des Querzuges aus dem andern Thal heraus tritt, nahm in homeriſcher Zeit auch bald das Geſtade des Hafens ſeinen Anfang. Hingegen laufen der Simois und das Bunarbaſchi-Waſſer noch heute oft in einander. Selbſt im Sommer bekunden fortlaufende Sumpfſtrecken und der zerriſſene Boden zwiſchen ihrem Bette ihr häufiges Zuſammenwirken.

Eben dieſer Veränderungen wegen, welche die Flüſſe ohne Zweifel in jedem Winter erleiden, würde

Digitized by Google

es aber auch ein vergebliches Unternehmen ſeyn, wollte man eine der zahlreichen Furten, welche den Skamander durchſchneiden, mit Beſtimmtheit als diejenige bezeichnen, deren in der Ilias ſo häufig gedacht wird, als einer der Hauptſtationen auf dem Wege von den Schiffen zur Stadt (XIV, 433, XXI, 1, XXIV, 690 u. a. m.). Aber daß ſie von Homer erwähnt wird, ſpricht eben ſo ſehr für die Genauigkeit der örtlichen Beobachtung des Dichters wie für die Richtigkeit der bisherigen Annahmen. Denn da der Skamander, wie bemerkt worden, an den weſtlichen Höhenzug dicht herantretend, ihm in allen ſeinen Biegungen nachgeht, der Weg aber auf ſeiner linken Seite entlang führt, ſo mußte man nothwendig den Fluß überſchreiten, um in die eigentliche Ebene zu gelangen. Heute findet ſich dieſer Uebergangsort etwa eine Stunde hinter Bunarbaſchi kurz vor dem Dorfe Erkeſſikiö. Dort wird die Kette des weſtlichen Bergrückens unterbrochen und ſetzt ſich erſt in einiger Entfernung näher an der Küſte als neue Bergwand fort, deren Ausläufer den erwähnten Wall des Herkules bildet. Der eigentliche Fluß behält nun ſeine Richtung bei und mündet erſt unmittelbar vor der Höhe von Jeniſchehr, welche ſeitwärts hinaustretend ihn nach der Ebene hindrängt, in den Mendereh. Aber ein ſchon früher genannter Canal, deſſen Exiſtenz aus dem Homer nicht nachgewieſen werden kann, deſſen hohes Alter jedoch durch ſeine alten Erklärer und durch den Plinius bezeugt wird, leitet ſein Waſſer um den Bergrücken von Erkeſſikiö herum durch jenen Durchbruch hindurch der Beſchikdabai zu. Wenn nun weiter aus dem Homer hervorzugehen ſcheint, daß jene Furt ungefähr in der Mitte der ganzen Menderehebene lag (XXI, 1 und XXIV, 690 verglichen mit V. 349), und wenn, von Bunarbaſchi aus geſehen, gerade dieſer Punkt mit dem Endpunkt des mittleren Zuges und dem Rhoeteum die Linie bilden würde, welche die Thalebenen von der untern Meeresebene trennt, ſo wird es faſt mehr als wahrſcheinlich, daß auch die Furt des Homer ſich an keiner andern Stelle befand, als in der Nähe dieſes Ortes.

Und die Sache erhält noch mehr Wahrſcheinlichkeit durch die Beſtimmung des Ilosgrabes.

Als nun jene (Priamos und Idaeos) vorbei an Ilos Male gelenket,
Hielten ſie beid' ein wenig, die Roſſ' und die Mäuler zu tränken
Unten am Strom.

(XXIV, 349.)

Da geſellt ſich ihnen Hermes zu, ſie ſicher in's Lager zu geleiten; denn ſie treten nun heraus aus der geſchützteren Umſchließung des Flußthales, dem Bereich gleichſam der Troer, in das offene Feld der Meerebene, der eigentlichen Wahlſtatt der Achäer. Und als ſie zurückkehrend

nunmehr an die Furt des ſchön hinwallenden Xanthos kamen, des wirbelnden Stroms, den Zeus der Unſterbliche zeugte,
Jetzo ſchied Hermeias hinweg zum hohen Olympos.

(V. 692.)

Denn ſein Auftrag war erfüllt und die Schützlinge des Zeus nun wieder geborgen. So dienen beide Punkte demſelben Verhältniß; ſie entſprechen ſich offenbar und liegen zuſammen. Und was von der Furt mit Wahrſcheinlichkeit angenommen werden konnte, daß ſie in der Mitte der Ebene liege, wird uns vom Grabhügel des Ilos beſtimmt und ausdrücklich geſagt. Die Troer, erzählt der eilfte Geſang (V. 165), ſtürmen an dem Grabmal des Ilos vorbei, des alten Dardaniden, durch die Mitte der Ebene hin zur Stadt. Damit ſtimmt die Beziehung überein, in welche er zum ὁρωμὸς πεδίοιο geſetzt wird. An den Abhängen deſſelben lagerten die Troer, wie wir früher geſehen hatten (X, 160); Hector aber, ſo verräth Dolon dem ſpähenden Heldenpaar, berief alle Fürſten,

Rath mit ihm zu halten am Male des göttlichen Ilos, Abgewandt vom Geräuſch.

(X, 415.)

Nun iſt der ὁρωμὸς der eigentliche Mittelpunkt der Ebene, und ſeitwärts parallel mit ihm endet auch der Kamm von Erkeſſikiö. — Ferner, als nach jener Flucht der Troer im eilften Buche mit der Verwundung des Agamemnon und dem Wiedererſcheinen des Hector ſich die Woge des Kampfes zurück wandte (185 ff., 265 ff.) und „Kronion die Schlacht im Gleichgewicht ſchweben ließ“ (V. 336), da entſendet von eben dem Orte Paris ſein Geſchoß auf den Diomedes,

Hinter die Säule geſchmiegt, auf dem männerbereiteten Grabmal
Ilos des Dardaniden, des vormals waltenden Greiſes.

(V. 370.)

Die Schlacht hatte aus der freieren Ebene ſich hinein ergoſſen in das Thal und aus dem Thal ſich zurück ergoſſen in die Ebene; an der Scheide beider lag das Ilosgrab. — Und man hat nicht lange nach ihm zu ſuchen. Ganz wie an dem Abhang des Rhoeteum, des Sigeum und den Ausläufern des mittleren Querzuges erhebt ſich auch hier am Fuße des Bergrückens von Erkeſſikiö innerhalb des Winkels, welchen der Canal

mit dem Skamander bildet, ein „männerbereitetes" (ἀνδρόκμητος), d. h. künſtliches Grabmal, überall hin weit ſichtbar, von mächtigem Umfang, aber auch in ähnlicher Weiſe wie das Grab der Batieia etwas abgeplattet; denn auch Ilos gehört ja, als Gründer von Ilion, dem urälteſten Sagenkreiſe an, mag er nun als ein Sohn jener Heroin gelten, oder als ein entfernterer Nachkomme.

Damit wäre die eigentliche Ebene durchmeſſen. Der letzte Punkt, der noch in das Bereich der homeriſchen Topographie gehört, das Grab des Aeſyetes, heute Ubſchek-tepe nach dem nahen Dorfe Ubſchek-liö genannt, liegt ſchon außerhalb deſſelben ſeitwärts an der Straße nach Alexandria Troas, der dritten und jüngſten unter den berühmten Erbinnen troiſcher Größe. Als die Schaaren der Achäer, wie der Schiffscatalog ſie aufgezählt hatte, zur erſten Begegnung auszogen, bringt Iris davon den Troern die Botſchaft,

Gleich an tönender Stimme des Priamos Sohne Polites,
Der zur Hut der Troer den hurtigen Ferſen vertrauend,
Oben ſaß auf dem Grabe des grauenden Aeſyetes
Spähend, ſobald vom Geſtad' herſtürzte das Volk der Achäer.
(II. 791 ff.)

Das iſt die einzige Erwähnung dieſes Denkmals, und wohl auch des Helden; denn jener „Zeusgeliebte" Aeſyetes, welcher als Vater des Alcathoos, des Eidams des Anchiſes, ſonſt noch genannt wird (XIII, 427) iſt zu junger Generation, als daß ihm dieſer gewaltigſte und altergraueſte aller Grabhügel zugeſchrieben werden könnte. Er liegt auf dem höchſten Kamm des weſtlichen Armes, in einer Höhe von 284 Fuß und iſt ſelbſt von einer ſo rieſenmäßigen Ausdehnung, daß wenn nicht untrügliche Zeichen ihn als einen künſtlichen Grabhügel erkennen ließen, man ihn kaum dafür anſehen könnte. Aber auch der Dichter ſelbſt ſcheint mit den Worten: „auf ſeinem höchſten Gipfel" (ἐπ' ἀκροτάτῳ), auf die ungewöhnliche Höhe hingedeutet zu haben, welche ihn zur Warte ſo vorzüglich geeignet machte. Und ſo iſt er auch ſeit Strabo faſt einſtimmig in ſeine uralten Rechte eingeſetzt worden.

Halten auch wir von ihm Umſchau oder vielmehr noch einmal Rückſchau auf die zurückgelegte Wanderung, ſo ſehen wir, wie die troiſche Ebene allein ſchon durch die Großartigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Formen die Dichtung begünſtigen mußte, wie eine ungewöhnliche Fülle uralter Denkmale als Zeugniſſe einer überaus reichen Vergangenheit die Sagenbildung gleichſam herausforderte, und wie ſich endlich aus dieſer Fülle der beſtimmte Kern lokaler Beziehungen, um welchen der Körper der Ilias ſich herumlegte, in ſolcher Weiſe herausheben ließ, daß alles, was davon überhaupt ſich bis auf die Gegenwart erhalten konnte, entweder mit Sicherheit oder doch großer Wahrſcheinlichkeit nachgewieſen werden kann. Und zwar waren die einzelnen Punkte nicht kümmerlich und mit Mühe zuſammenzuleſen, ſondern ſie vereinigen ſich in natürlicher Gruppirung zu einem großen Rahmen, welchen das Bild der Dichtung und Anſchauung, die uns lebendig aus ihr entgegentritt, in überzeugender Weiſe ausfüllt. Es bleibt das Einzelne kein Vereinzeltes, ſondern alles ſtimmt zuſammen, ſich ergänzend und beſtätigend, auch wo ſichere Worte fehlen, zu Einem lauten Zeugniß für die Wahrheit der Dichtung. Aber es iſt ſo ein Ganzes nur in dem Entwurf unſerer Topographie, welche nach Bunarbaſchi Troja und hierhin den Mittelpunkt der Schaubühne verlegt. Jede Veränderung in dieſem Plane ſprengt die Kette, ſchafft eine Menge unvereinbarer Schwierigkeiten und vermag die Einzelheiten, welche ſonſt zutreffen mögen, zu keinem ganzen Bilde zuſammenzufügen.

Und was iſt der Stein des Anſtoßes, um deſſen willen eine allerdings ſehr große Minderzahl troiſcher Reiſender jene Topographie verwerfen zu müſſen meint? Einzig und allein der Name Mendereh und die Unanſehnlichkeit des Bunarbaſchiwaſſers. Mendereh iſt der Skamander, behauptet man, das beſagt ſchon ſein Name; er iſt der Hauptfluß des Homer; unmöglich konnte der Simois, war dieſer der Mendereh, neben dem winzigen Bache von Bunarbaſchi, dem angeblichen Skamander ſo unbeachtet bleiben, oder gar als der untergeordnetere erſcheinen. Iſt aber der Mendereh der Skamander, ſo liegt der Simois im andern Thale, dem von Thymbra, und iſt der Thymbrius ſo zu nennen. Dann aber konnte auch Troja nicht auf den Bergen von Bunarbaſchi liegen, ſondern dort, wo das geſammte Alterthum es geſucht hat, auf den Vorbergen des mittleren Querzuges an der Stelle von Ilium novum.

Aber der Name allein kann nicht entſcheiden, von dem es ſchon wunderbar iſt, daß er ſich durch die Barbarei ſo langer Zeiten hindurch gerettet hat. Wenn die weſtliche Richtung der Anſchwemmung und der ſein Waſſer ableitende Canal den Fluß ſo unſcheinbar werden ließen und werden laſſen mußten, ſo war es nur natürlich, daß die Erinnerung den berühmteren Namen Skamander auf ſeinen größeren Nachbar übertrug. So hat der Cayſtrus bei Epheſus den Namen des kleinen Mäander (Mender) erhalten, von dem gleichnamigen großen, der doch durch eine mächtige Gebirgswand von ihm getrennt und mehr als eine Tagereiſe von ihm entfernt iſt. Gewiß war ſtets der Skamander, ſchon

Digitized

ſeines kürzeren Laufes wegen, der unbedeutendere in dem Brüderpaar; aber eben der Quellen wegen und weil der Lage der Stadt entſprechend die Schlacht ſich gerade nach ſeinem Ufer weſtwärts hinwandte, trat er für die Geſchichte derſelben, den Inhalt der Ilias, am meiſten in den Vordergrund. Ueber die Quellen jenes Skamander aber ſetzt man ſich hinweg; es waren Seitenquellen zu ihm, deren Verſchwinden nicht befremdet, nicht die Quellen ſeines Urſprungs. Es iſt unnöthig, in der Widerlegung weiter zu gehen. Wenn die Nothwendigkeit, jene erſte Topographie umzuwerfen, keine andere iſt, ſo iſt ſie überhaupt nicht vorhanden und die wenigen Belege, welche jene Anſicht ſtützen könnten, verſchwinden gegen die Menge von Schwierigkeiten, welche ſich ihr entgegenſtellen, und den Eindruck überzeugender Gewalt, welche in dem Ganzen des erſten Syſtems liegt.

Allerdings bleibt es befremdend, daß der alten Welt ſelbſt das Bewußtſeyn über die Identität jener Stätten ſo entſchwunden war. Aber das Alterthum verhielt ſich hier eben ſo kritiklos, wie der homeriſchen Frage gegenüber. Von Pindar bis auf Alexander galten Ilias und Odyſſee nur als Werk Eines Verfaſſers, und jede der Dichtungen als Werk nur Eines Dichters, und erſt unſere Kritik hat uns darüber eines Beſſeren belehren können. Das ganze Mittelalter hat Alexandria Troas für das homeriſche Ilion gehalten, bis es in jüngſter Zeit erſt von neuem entdeckt wurde; alſo nicht einmal von dem neuen, in ſeinen Ruinen doch noch beſtehenden hat ſich die Tradition fortpflanzen können; und wenn für das Alterthum die homeriſche Dichtung die Erinnerung auch ſtets lebendig erhielt, ſo lagen topographiſche Studien dem unbefangen genießenden Volke eben ſo lange fern, wie die gelehrte Thätigkeit der alexandriniſchen Periode. Wie bald ſich aber auch unter den Alten die Skepſis regte, das zeigt das Urtheil des Hellanicus, der ſich, um den Troern gefällig zu ſeyn, wie Strabo ſich ausdrückt, für Ilium novum erklärt hatte.

Findet aber die Anſchauung und Kenntniß der troiſchen Ebene die Angaben der homeriſchen Topographie ſo vollſtändig beſtätigt, ſo liegt darin kein unbedeutender Gewinn und ein nicht verächtlicher Beitrag für die Entſcheidung der viel beſprochenen Fragen nach der Entſtehung und Geſchichte der Ilias und für die homeriſche Kritik überhaupt. Und zwar legt ſie ein neues Zeugniß dafür ab, daß, wohin auch ſonſt die neueſte Forſchung immer mehr neigt, der Begriff des Vielhomer und die Vorſtellung eines Zuſammengeſungenſeyns von vielen Dichtern eine weſentliche Beſchränkung erleiden müſſe. Mit ſolcher Conſequenz ſind trotz vereinzelter Widerſprüche, auf welche einzugehen hier nicht der Ort iſt, die lokalen Beziehungen feſtgehalten, und ſo durchaus leuchtet aus dem Gedicht die Anſchauung der Ebene hervor, welche wir noch heute vor uns ſehen, daß es einer unbefangenen Beobachtung ſchlechterdings unmöglich erſcheint, daß der Plan und Entwurf des Gedichtes nicht in Einem Kopfe entſprungen, der Hauptkern nicht von Einer Hand Geſtalt empfangen haben ſollte. Nur Ein Genius, mochte ſein Name geweſen ſeyn, welcher er wollte, vermochte die Ilias zu ſchaffen. Er goß den vorher flüſſigen, von einer ganzen Nation getragenen Sagenſtoff in eine beſtimmte Form und bannte durch ſein Dichterwort auch die loſen, beweglichen Elemente in einen feſten, geſchloſſenen Kreis, der den ſpäteren nach- und ausbildenden Kräften, ſey es von ganzen Geſchlechtern, ſey es von Dichterſchulen, ſey es von einzelnen Rhapſoden, Norm und Bahn wurde, innerhalb deren ſie ſich bewegten. In welcher Weiſe nun aber im Beſonderen dieſes Band einer feſtgehaltenen Grundanſchauung auch ein Band für die einzelnen Theile der Dichtung wurde, wo es ſich feſter geſchürzt zeigt und wo in loſerer Verbindung, und den Antheil der verſchiedenen Faktoren an dieſem wunderbaren Produkt auch für dieſe Beziehungen feſtzuſtellen, das iſt Sache der Kritik und fällt in das Bereich der mannigfachen Aufgaben, welche die homeriſche Frage einer Löſung entgegen führen können.

Wenn unſere Route den Leſer in zwei Tagereiſen mit den Ergebniſſen der Unterſuchung bekannt werden ließ, ſo iſt die Unterſuchung ſelbſt und die Feſtſtellung dieſer Reſultate eine langwierige. Zwei Tage genügen ſelbſt nach einem ſyſtematiſchen Plane nur zu einem flüchtigen Beſuche aller wichtigen Punkte. Eine volle Woche noch ſtreiften wir auf dieſen ewig denkwürdigen Gefilden umher, bis ihr großes Bild auch in ſeinen Einzelheiten ſich uns ganz und voll eingeprägt hatte.

Digitized by Google

Literatur.

Aus dem Weichſeldelta. Reiſeſkizzen von Louis Paſſarge. Mit einer Karte. Berlin, 1857.

Zeiten, welche den Vorwurf des Mangels an produktiver Selbſtſtändigkeit und an ſchöpferiſcher Originalität verdienen, pflegen das Bewußtſeyn dieſes Mangels durch die geſteigerte Aufmerkſamkeit und durch die energiſche Sorgfalt einzugeſtehen, welche auf die Erhaltung und Wiederherſtellung alter Denkmäler der Kunſt verwendet wird, durch das lebendige Intereſſe und den regen Eifer, mit dem man den eigenthümlichen und eigenartigen Erſcheinungen in der Kunſt, in der Literatur, in dem öffentlichen Volksleben nachſpürt. Weil unſere Gegenwart, vorzugsweiſe durch die Benutzung der Dampfkraft und ſeit derſelben, ſich täglich mehr zu einer allgemeinen Uniformität abſchleift, weil die charakteriſtiſche Selbſtſtändigkeit und die ſchöpferiſche Originalität durch die moderne Cultur beſchränkt und zurückgedrängt werden, daher jene Richtung unſerer Tage auf die Erhaltung alter Denkmäler, auf die Pflege des Volksthümlichen und Eigenartigen, gleichviel in welchem Kreiſe und auf welchem Gebiete das letztere ſich vorfindet. So erklärt ſich die Fluth von Literatur- und Kunſtgeſchichten, mit denen jede Meſſe uns überſchüttet, ſo die Neigung, Volksſagen und Lieder und Mährchen aus aller Welt Enden zu ſammeln, ſo der Beifall, den die Dorfgeſchichten gefunden, ſo jene Reiſeliteratur, welche ſich ausſchließlich und ſpeciell ein beſtimmtes Land oder Volk auserwählt und dieſen Gegenſtand in Büchern auf Büchern nach allen Seiten und Richtungen hin betrachtet, zergliedert, auspreßt. Der gewählte Gegenſtand wird gleichſam zur Domäne des Pächters, zum Monopol des Inhabers. Ueber Thüringen hat Bechſtein geſchrieben, über den Harz Heinrich Pröhle, über die Serben Siegfried Kapper.

In dieſes literariſche Gebiet gehört das Buch, welches dieſe Zeilen veranlaßt. Das Weichſeldelta iſt ein ſehr eigenthümlicher Fleck Erde, reich an Beſonderheiten und Eigenthümlichkeiten, eine Landſchaft, ausgezeichnet durch Lage, Charakter und Natur. Die Domäne iſt überdieß nicht allzuoft in Pacht genommen worden; einzelne Vorwerke des Gütercomplexes mögen mehr oder minder gründlich bewirthſchaftet ſeyn, das Hochmeiſterſchloß Marienburg und Danzig, des Nordens Venedig, das Kloſter Oliva und das Seebad Zoppot haben manche Feder in Bewegung geſetzt, indeß von der ganzen Herrſchaft gilt das Gleiche nicht. Unter ſolchen Umſtänden kann die Arbeit Paſſarges nur willkommen ſeyn, um ſo mehr, da es eine tüchtige iſt und ihr Erſcheinen in einen Moment fällt, wo das großartigſte Meiſterwerk der Eiſenbahnarchitektur, die Ueberbrückung der Weichſel und Nogat, die öffentliche Aufmerkſamkeit im erhöhten Grade auf dieſe Gegenden hinlenkt.

Ja wohl, das großartigſte Meiſterwerk, der höchſte Triumph der menſchlichen Erfindungskraft ſind die Brücken bei Dirſchau und Marienburg. Kennt ihr die Weichſel? Wißt ihr etwas mehr, als daß ſie auf den Karpathen entſpringt, Krakau, Warſchau und Danzig vorüber fließt und in der Oſtſee mündet? Kennt ihr die Tücke dieſes Stromes? Vielleicht fuhrt ihr einmal über ſeine Eisdecke, die ſo ſtill und feſt daliegt; es iſt das bleiche Geſicht, die eiſige Ruhe des Beleidigten, der ſogleich ein Wuthausbruch folgen wird. Oder ihr ſaht den verſandeten ſeichten Strom im Sommer; es iſt die Magerkeit des gefangenen, kärglich genährten Raubthiers. Die Weichſel iſt ſie ſelbſt nur in ihrer Wuth, in ihrer Zerſtörung; kein Lied beſingt ihre Lieblichkeit, kein Dichter preiſt ſie, wie den grünen Rhein, die blaue Donau, den liederreichen Don; ſie hat ihren wahren Ausdruck nur bei der Kataſtrophe während des Eisganges; ſie iſt furchtbar, als hätte ſie ihre Quelle im ewigen Eiſe des tiefſten Kreiſes der Danteſchen Hölle. Eine Ueberbrückung dieſes Stroms mußte unendlichen Schwierigkeiten unterliegen. Der Holzbau war bei der Beſchaffenheit deſſelben ohne weiteres zu verwerfen. Eben ſo unpraktiſch erſchien eine Ueberbrückung mittelſt gemauerter Gewölbebogen, wie ſie noch in neueſter Zeit über den Rhein bei Schaffhauſen durchgeführt worden. Abgeſehen von dem ſehr beträchtlichen Koſtenaufwande, kam es bei der Weichſel nicht bloß darauf an, um jeden Preis eine Brücke zu ſchaffen, ſondern eine ſolche zu errichten, welche den Bedingungen gerade dieſes Stromlaufs entſprach, das heißt dem Waſſer und noch mehr dem Eisgange die möglichſt geringen Hinderniſſe entgegen ſtellte. Nehmen wir an, daß man als mittlere Spannung etwa die des impoſanten Rialtobrückenbogens, welche 70 Fuß beträgt, genommen hätte, ſo würden bei einer Geſammtlänge von 2668 Fuß etwa 38 Bogenſpannungen zu conſtruiren geweſen ſeyn, wovon etwa ſiebzehn Pfeiler im eigentlichen Strombette hätten ſtehen müſſen. Es liegt auf der Hand, daß dieß einer thatſächlichen Abdämmung zwar nicht des Waſſer-, aber des Eisſtroms gleich gekommen wäre. Denn wenn man bedenkt, daß jeder Pfeiler noch mit einem Schutzwalle von Feldſteinen zu umgeben war, ſo blieb für die Waſſermaſſe kaum ein Durchgang. Bei Eisſtopfungen iſt es aber umgekehrt wie bei Lawinen; ein Atom kann hier die Schneemaſſe in Bewegung ſetzen, dort das Eis zum Stehen bringen. Kam es nun darauf an, möglichſt wenig Hinderniſſe in den Strom zu werfen, d. h. nur eine geringe Zahl von Pfeilern zu errichten, ſo empfahl ſich eine Draht- oder Kettenbrücke von ſelbſt. Unglücklicherweiſe eignen ſich indeß Drahtbrücken durchaus

Digitized by Google

nicht zum Eisenbahnbau. Es ist nicht bloß der Mangel an Stetigkeit, ihr Schwanken, es ist ganz besonders die Unmöglichkeit, sie für die Dauer sicher zu construiren, was ihre Benutzung für große Lasten so gefahrvoll macht. Für den vorliegenden Zweck blieben schließlich nur zwei Arten von Brückenconstruktionen übrig, von denen die eine freilich aus der andern entstanden ist, da beide demselben physischen Gesetze folgen. Stephenson machte darauf aufmerksam, daß die Anwendung von massivem Material nicht bloß ein Luxus sey, sondern auch einen Fehler enthalte. Nimmt man einen Balken, legt ihn mit seinen Endpunkten auf zwei Pfeiler und beschwert ihn in der Mitte, oder befestigt man einen Balken an seinen Endpunkten und zieht ihn in der Mitte mittelst einer Kraft in die Höhe, so wird derselbe im Stande seyn, bis zu einem gewissen Punkt dem Gewicht, der Kraft Widerstand zu leisten. Sobald dieser Punkt überschritten wird, muß er brechen. Hiebei zeigt sich nun die eigenthümliche Erscheinung, daß wenn die Kraft von oben nach unten wirkt, die obern Theile des Balkens sich zusammen, die untern auseinander geben; die eigentliche Mitte, also ein großer Theil des Balkens, verhält sich fast indifferent, sie bietet der Kraft nur geringen Widerstand dar, d. h. sie trägt nicht, sie ist unnütz. Allein nicht genug, daß diese inneren Theile des Balkens überflüssig, sie sind auch schädlich, denn sie haben selber ein Gewicht; sie vermehren also die Kraft, welche auf den Balken wirkt. Auf den Grund dieses einfachen Gesetzes construirte Stephenson seine berühmte Britanniabrücke über die Menaistraße, und nach diesem Muster ist die Ueberbrückung der Weichsel und Nogat unternommen worden.

Vergegenwärtigen wir uns, daß zur einfachsten Gestalt einer Brücke zwei Balken gehören, welche parallel neben einander liegen und eine Bretterlage tragen. Die Entfernung der Endpunkte, auf welchen die Balken ruhen, von einander und die Stärke der letzteren bestimmen deren Tragkraft. Ebenso hängt dieselbe von der specifischen Dichtigkeit und Zähigkeit des Materials ab. Liegen die Stützpunkte weit auseinander, so wird es einer um so größeren Stärke dieser Balken bedürfen, als dieselben zugleich bestimmt sind, große Lasten zu tragen. Bedenken wir, daß vorzugsweise die obern und untern Theile eines Balkens tragen, ferner daß ein schmaler und hoher Balken eine größere Last zu tragen vermag, als ein breiter und niedriger, so ergibt sich die Construktion eines idealen Balkens in folgender Art. Man entfernt zwischen den allein brauchbaren obern und untern Theilen die indifferente, ja schädliche Mittellage, wodurch man eigentlich zwei Balken erhält, und verbindet dieselben durch senkrechte Träger und gekreuzte Stäbe mit einander. Dadurch entsteht, seiner äußern Form nach, ein aufrecht stehendes Gitter, an welchem dem Laien die Träger und gekreuzten Stäbe als die Hauptsache erscheinen, während doch vorzugsweise diejenigen beiden Balken die Tragfähigkeit dieses Gitters bestimmen, in welche oben und unten die Stäbe eingefalzt sind. Dieser Gitter werden mehrere — mindestens zwei — auf den Stützpunkten, den Strompfeilern, vertikal neben einander gestellt und ihrerseits mit einander durch Stäbe verbunden. Was aber bei gewöhnlichen Holzbrücken die Bretterlage, das ist hier eine auf Eisenstäben, die von Gitter zu Gitter gehen, ruhende horizontale Balkenlage. Demnach ist ein solches Gitter nichts als ein idealer Balken.

Bei der Weichsel muß man unterscheiden das eigentliche Strombett von etwa 1200 Fuß Breite, in welchem sich der Strom, mit Ausnahme ungewöhnlicher Anschwellungen, im Sommer zu bewegen pflegt, und das weitere Strombett, zu welchem auch das sogenannte Vorland gehört, dessen Grenzen durch die Höhen von Dirschau und den Deich des rechten Ufers bestimmt werden. Die Breite dieses Strombetts beträgt, vom Beginne des einen Endpfeilers bis zum Ende des andern gemessen, 2668 Fuß. In diesem Raume nehmen die beiden Land- oder Uferpfeiler je 98½ Fuß ein; zwischen ihnen befinden sich fünf Strompfeiler, von denen zwei im eigentlichen Strombette zu stehen kommen. Dadurch entstehen sechs Brückenöffnungen, deren jede die überraschende Weite von 386 Fuß hat. Die Höhe der Pfeiler über dem niedrigsten Wasserstande ist 35 Fuß; der höchste Wasserstand bleibt noch 12 Fuß unter der Brücke. Das Gitter selbst hat eine Höhe von beinahe 38 Fuß. Nächst dem letzteren ist nichts interessanter als der Bau der Pfeiler. Kam es bei jenen darauf an, ein physisches Gesetz mittelst einer mathematischen Rechnung zu verwirklichen, so mußte man bei den Pfeilern der ganzen Unbändigkeit, Launenhaftigkeit und Zerstörungslust des gewaltigen Stroms zu begegnen wissen. Die Landpfeiler sind mit vielfachen Gewölben, Kasematten, Schießscharten und ähnlichen Einrichtungen versehen, indem die Brücke nicht bloß dem Verkehr dienen, sondern auch gleich einen befestigten Brückenkopf abgeben soll. Die Mittelpfeiler haben fast die Gestalt eines Schiffes, d. h. sie bilden ein abgeschrägtes und zugespitztes Oblong, wie die Pfalz im Rhein. Sie stehen ihrer Länge nach, die 81 Fuß beträgt, dem Stromlaufe entsprechend, und sind 31 Fuß breit. Die Gitter ruhen unverschieblich nur auf der Mitte des ersten, dritten und fünften Mittelpfeilers, während auf den übrigen Pfeilern durch untergelegte, auf gußeisernen Platten bewegliche Rollen der Veränderlichkeit der Längenausdehnung durch den Temperaturwechsel Rechnung getragen ist. Man rechnet auf eine mögliche Ausdehnung von 3¼ Zoll für den Raum zwischen zwei Pfeilern, also von 21 Zoll für die ganze Brücke. Das meiste Interesse gewähren endlich die Strompfeiler. An der Stelle, wo der Pfeiler zu stehen kommen sollte, schlug man in der Größe und Grundform desselben eine Pfahlwand, die durch Ausbaggerung und Einrammen in eine möglichst große Tiefe versenkt wurde, während man den seit Jahrtausenden aufgeschwemmten Triebsand so weit als möglich herauszuschaffen suchte. In diese mit Wasser angefüllte Grube wurde demnächst ein Pfahlrost geschlagen

Digitized by Google

und darauf eine aus hydrauliſchem Kalk und grobem Kies oder Stein- und Ziegelſtücken beſtehende Miſchung, Beton genannt, geſchüttet, die im Waſſer vollſtändig zu einer Steinmaſſe erhärtet. Man bediente ſich dabei kleinerer Körbe, die erſt in der Tiefe ausgeſchüttet wurden, um größere Gleichmäßigkeit in der Miſchung zu erzielen und zu verhüten, daß die ſchwereren Beſtandtheile raſcher zu Boden ſanken. Auf dieſem, mehrere Fuß hohen, zu Stein verhärteten Fundamente ſchüttete man längs der Pfahlwand einen Fangdamm bis über den Waſſerſpiegel, worauf das Waſſer aus der Baugrube mit Leichtigkeit ausgepumpt und das Mauerwerk der Pfeiler ausgeführt werden konnte, zu welchem man Steinquadern und Formſteine verwandte und erſtere mittelſt eiſernen Klammern und Dübel, letztere aber durch Mörtel verband. An den Stellen, wo ſich das Eis zu brechen hat, wählte man die ſpröde Baſaltlava der Eifel: zur Mitte nahm man Sandſtein und zur Spitze ſtromabwärts Granit. In einer Entfernung von zehn Fuß umgibt den ganzen Pfeilerraum eine ſtarke Pfahlwand. Rings um dieſelbe iſt ein mächtiges Lager von unbehauenen Feldſteinen geſchüttet, welche nicht bloß den Pfeiler im Allgemeinen gegen den Waſſer- und Eisandrang ſchützen, ſondern insbeſondere Unterwaſchungen, wodurch der Pfeiler eine Senkung erfahren könnte, verhüten ſollen. Da dieſer Steinwall auf das genaueſte gemeſſen worden, iſt man leicht zu erkennen im Stande, ob ſich eine Veränderung zugetragen hat, und kann durch Nachſchütten von Steinen abhelfen. Um einen dieſer Strompfeiler allein ſind 1600 Schachtruthen, d. h. 230,400 Kubikfuß Steine geſchüttet.

Wir haben den Verſuch gemacht, von dem großartigen Werk, in welchem die Neuzeit ein ebenbürtiges Seitenſtück zu der Marienburg, dem grandioſen Werk des Mittelalters, geſchaffen, dem Leſer eine Anſchauung zu geben. Die folgenden Abſchnitte des Buches behandeln Danzig, die Werder, die Marienburg; in dem Schlußabſchnitt ſind die Anmerkungen und Belege niedergelegt. Für dieſe Skizzen ſind ſehr gewiſſenhafte quellenmäßige Forſchungen gemacht worden, Studien von einem Ernſt und Umfang, wie ſie ſonſt nicht leicht für ein Buch der Art angeſtellt werden. Aeltere wie neuere Quellen und Hülfsmittel ſind auf das Sorgſamſte zuſammengetragen und benutzt; die Sammlung iſt eine vollſtändige, die Benutzung eine verſtändige. Der angewandte Fleiß und das bewieſene Geſchick kommen gleichmäßig jedem einzelnen Abſchnitte zu Gute; jedes einzelne Kapitel iſt belehrend und unterhaltend.

Mit lebhaftem Vergnügen folgen wir dem Erzähler in das Herz des Weichſeldeltas, in das Straßengewühl und Treiben der Seeſtadt Danzig. Seine Zeichnungen der architektoniſchen Phyſiognomie der alten Hanſakönigin feſſeln uns im hohen Grade. In dieſen wundervollen Häuſerreihen, wo fern von aller Regelmäßigkeit ſich der Geiſt der Einheit, Ordnung und Harmonie ausſpricht, fühlt ſich der Fremde wie von einem Zauber befangen. Der Verfaſſer analyſirt den Eindruck. Die Gefahr von außen, der Gegenſatz von Stadt und Land zogen im Mittelalter, wo dieſe Architektur ihre erſten Impulſe empfing, die Grenzen um die Stadt ſo enge als möglich. Der Grund und Boden war aufs äußerſte beſchränkt; man baute in den freien Luftraum. Daher ſind die Danziger Häuſer alle ſo hoch, ſo thurm- und ſo laternenartig luftig. Es entſtand die Frage, wie man in dieſe hohen, tiefen, dunkeln Gebäude Licht bringen möchte. Dieß konnte nur durch ſehr hohe und dicht neben einander geſtellte Fenſter bewirkt werden, wodurch die Facaden das Glasartige, Durchbrochene, Glänzende erhielten. Die zweite Eigenthümlichkeit der Häuſer, ihre abgeſonderte Stellung, der Mangel der Trottoirs und der Bürgerſteige, die Exiſtenz der ſogenannten Beiſchläge unmittelbar vor den Häuſern erklärt gleichfalls der Geiſt des Mittelalters. Die Handelsherrn der Hanſarepublik, in welcher ariſtokratiſche und demokratiſche Elemente ſich wie in den deutſchen Reichsſtädten oft gewaltſam und blutig bekämpften, hatten es angemeſſen gefunden, dem Grundſatz zu huldigen: my house is my castle. An die Schilderung der Privatarchitektur reiht ſich eine Beſchreibung der öffentlichen Bauwerke; das Danziger Rathhaus, in welchem die dortige Architektur ihren höchſten Triumph feiert und das gleichſam als die individualiſirte Spitze des Freiſtaats anzuſehen iſt, in dem der Gemeingeiſt waltete und die Geſammtheit herrſchte, ferner der Artushof, die Börſe der Kaufmannſchaft, im Innern dem Conventsremter in der Marienburg nachgebildet, aber mit Figuren, Gemälden, Schildereien, Reliefs förmlich überladen, ſo daß das Ganze als Ausdruck äſthetiſcher Verirrung und vollſter Geſchmackloſigkeit erſcheint und den wüſten Eindruck eines hiſtoriſchen Raritätenkabinets ohne Kunſtwerth hervorruft, endlich der mit dem hohen Thore verbundene Stockthurm und das Zeughaus werden ausführlich und mit Aufnahme der für die Bauwerke wichtigen hiſtoriſchen Momente beſchrieben. Der Beſuch der Marienkirche, von welcher der Danziger Lokalpatriotismus ſich in der Behauptung gefällt, daß ſie an Größe die fünfte in der Chriſtenheit ſey, führt zu der Betrachtung des jüngſten Gerichts. Paſſarges Kritik dieſes berühmten Bildes in der Dorotheenkapelle, ſo wie die Beſprechung des nicht minder berühmten Crucifixes in der Eilftauſendjungfrauenkapelle, nach Chamiſſo ein Gnadenbild, wie nie noch eines war, beweiſen, daß der Verfaſſer eine contemplative Natur beſitzt, welche für lebhafte, warme Eindrücke empfänglich iſt, deren leichter und leidenſchaftlicher Erregbarkeit indeß ein tieferes Kunſtverſtändniß abgeht. Die wenn auch geiſtvolle Wiedergabe von Gefühlen und Empfindungen, von Reflexionen und Betrachtungen iſt keine Kritik.

Die Bedeutung des Großhandels wird von niemand beſtritten, ſeine Poeſie von wenigen erkannt. Das meerdurchſegelnde Schiff iſt ſeit den Fahrten der Argonauten bis auf Franklin von romantiſchem Nimbus umgeben; aber den Zwecken, welchen dieſe Fahrten dienten, dem

Digitized by Google

Verkehr, dem Handel, haftet in den Augen der meiſten etwas vom Kleinlichen, von der Wage und Elle an. Und vollends Bauwerke, welche aller Poeſie entkleidet, nur dem materiellen Intereſſe, nur der Waare dienen, in ihrer tieferen Bedeutung zu faſſen, wird den meiſten ſchwer, wenn nicht unmöglich. Wer dieß nicht vermag, der wird auch in der großartigen Speicherinſel Danzigs nichts ſehen, als ein großartiges Waarenviertel, das gewiſſe Werthe repräſentirt, eine Zahlenreihe, bei der nur der eigene Antheil das Intereſſe beſtimmt, ein Feld für den Statiſtiker. Und doch iſt der Handel der Culturvermittler; nicht bloß der Reichthum folgt ſeinen Bahnen, ſondern auch die Bildung; nicht bloß der Nebel der Ferne ſchwindet, wo er ſeine Lichter anzündet, ſondern auch der Dunſt des Aberglaubens. Den phyſiſchen und intellektuellen Horizont erweitert er in's Unendliche und bringt Geſittung, Bildung und Freiheit. Nur die Beſchränktheit ſieht in dieſem gewaltigen Culturfaktor das Krämerhafte; dem Weiterblickenden wird die Krämerwage ſelbſt zum Symbol dieſer die Erde umſchließenden Macht.

Der Abſchnitt des Buches über „die Werder" dürfte einem weiteren Leſerkreiſe der willkommenſte ſeyn. Höchſt lebendig iſt die Schilderung des Deichweſens, des Inſtituts der Deichgeſchworenen, der Wachbuden und der Wachbüdener, die ihre Thätigkeit beginnen, ſobald der Eisgang in Ausſicht ſteht. Der Verfaſſer beſchreibt die Vorkehrungen und Zurüſtungen, welche allwärts nach dem Aufgange der Eisdecke getroffen werden, um eine Ueberfluthung oder Zerſtörung der Dämme zu verhüten, und ſchildert mit lebhaften Farben das Unheil, das ein Dammbruch anrichtet. Es iſt kaum möglich, von dem Elende einen Begriff zu geben, welches da entſteht, wo der Strom durch den zerriſſenen Damm unmittelbar mitten in ein nahes Dorf ſtürzt. So war es bei den Dörfern Groß- und Kleinmontau und Kloſſowo im März 1855. Die hereinbrechenden Fluthen und Eisſchollen riſſen in Kurzem die Häuſer fort und ſchwemmten ſie der nördlichen Niederung zu. Die Menſchen retteten ſich zum Theil auf die Dächer und Schollen, mit denen ſie fortgetrieben wurden, oder auf die Bäume und den durchbrochenen Damm, wo ſie nun erſt rettungslos verloren ſchienen, da ſie ſich in der Mitte zwiſchen zwei Brüchen befanden und der Reſt des Dammes unter ihren Füßen wich. Das Vieh ertrank faſt ohne Ausnahme. Viele Menſchen verloren entweder ſofort in den Fluthen ihr Leben oder erſtarrten vor Froſt auf den ſchwimmenden Schollen, mit denen ſie dem Haff zugetrieben wurden. Jene Dörfer waren bis auf wenige Häuſer von der Erde vertilgt, und was mehr ſagen will, ihr fruchtbarer, ſonſt das zwanzigſte Korn tragender Boden iſt eine Wüſte. Viele Fuß hoch bedeckt heute der Triebſand jene geſegneten Fluren; eine große Zahl von Hufen mit einem Werthe von Hunderttauſenden ſind der Cultur für immer entriſſen; denn das iſt das furchtbare bei dieſen Verſandungen, daß der Verluſt meiſt ein unwiederbringlicher iſt. Wo ein Orkan gewüthet, erkennen wir nach wenigen Jahren kaum noch die Spuren der Zerſtörung; auf einer Brandſtätte erheben ſich bald ſtolzere Gebäude, als die waren, welche das Element vernichtet; ſelbſt auf der Lavakruſte gedeiht der Weinſtock, und üppiger als auf dem Felsboden, welchen der Gluthſtrom bedeckt; nur der Sand, ſelber unzugänglich für den Ackerbau, der Feind alles Culturlebens, liegt über ſeiner Beute gleich einem Raubthier und gibt ſie nicht heraus.

Was den heutigen Holländer, das zeichnet auch den Bewohner des Weichſeldeltas aus. Eines Stammes mit jenem, aus den Marſchen Frieslands, oder gar aus Flamland herkommend, kannten dieſe Menſchen nicht nur die Natur des Bodens, den ſie cultiviren ſollten, ſeine Ertragsfähigkeit, ſeine Dankbarkeit, ſie brachten auch die dort gezogenen Thierracen, die geeignetſten Ackerwerkzeuge mit ſich, welche heute noch hier vorherrſchen. Vor allem aber beſaßen ſie die den bataviſch-niederſächſiſchen Bauern auszeichnende Sicherheit und Stetigkeit, welche von ſo vielen für bloßes Phlegma gehalten wird, jene Energie, Unerſchrockenheit und Tapferkeit, jene Zähigkeit, welche die holländiſchen Dünen zum Stehen gebracht, Sümpfe entwäſſert und Meere trocken gelegt hat. „Flämiſch" nennt man einen etwas ungeſchlachten Burſchen noch heute in der Provinz Preußen, womit man aber zugleich die Anerkennung des Gewichtigen und Energiſchen verbindet. Außer dieſer Zähigkeit findet der Verfaſſer die conſervative patriotiſche Geſinnung, die Pietät und Treue gegen den Landesherrn als vorherrſchenden Charakterzug der Niederunger Hofbeſitzer. Vom Aufwand und Luxus, der in dieſen Kreiſen getrieben wird, erzählt der Verfaſſer artige Geſchichten. Zu einer Hochzeit wurden die beſtellten Kuchen aus Danzig mit einem vierſpännigen Wagen abgeholt und an Wein 600 Flaſchen getrunken. Ein Hofbeſitzer hatte drei Töchter. Die älteſte wurde, um die höhere Aus- und Einbildung zu erlangen, auf ein halbes Jahr nach Danzig geſchickt, und brachte als Sündenbock für ihre Studien einen neuen Flügel in das elterliche Haus. Nun verlangten aber die beiden jüngeren Schweſtern nach einem gleichen Spielzeug, und da die Mutter beſtimmte, mußte der Vater richtig noch zwei Inſtrumente zu 400 Thalern das Stück kaufen. Leider hatte man aber die Lokalitäten nicht genug berückſichtigt; die beiden Flügel mußten auf den Speicher wandern und ſtehen ſo lange da, bis die Töchter ſich verheirathen werden. Man ſieht, es rollt in den Adern der Nachkommen noch immer etwas von dem Blute jener Bauern von Nikkelswalde und Lichtenau, welche einſt der Stolz, aber auch die Pein der Hochmeiſter waren.

Ueber Sitten und Gebräuche ferner hat der Verfaſſer viele hübſche Notizen geſammelt. Von Intereſſe iſt namentlich das Ceremoniell bei Verlobungen. Wenn das „Schinkenſchneiden" zu einer „ernſtlichen" Neigung geführt hat, von dem Hauſe des Bräutigams auch eine leiſe Andeutung zu dem Hauſe der Braut gekommen und hier nicht zurückgewieſen iſt, ſo ſattelt an einem Dienſtag oder

Digitized by Google

Donnerſtag der Knecht einen Hengſt. Der Herr in ſeinem beſten Rocke beſteigt denſelben und reitet zum Hauſe der Braut. Dort empfängt ihn niemand; er ſelber bindet das Pferd an, tritt hinein und wird weder, wenn er ſich entfernen will, zum längeren Verweilen genöthigt, noch erhält er, was ſonſt ſofort geſchehen würde, Speiſe und Trank. Nach kurzem Zwiegeſpräche empfiehlt er ſich; niemand begleitet ihn über die Schwelle. Acht Tage ſpäter reitet er wieder an einem Dienſtag oder Donnerſtag — es muß nämlich ein ſogenannter „Fleiſchtag“ ſeyn — nach Liebchens Haus. Nun wird er empfangen, ſein Pferd in den Stall geführt und dort gefüttert; er ſelber bleibt bis zum Abend und wird trefflich bewirthet. Hiemit iſt er in den Schooß der Familie aufgenommen. Wenige Tage darauf findet die Verlobung ſtatt, zu welcher der Bräutigam jetzt mit dem ſchönſten Wagen, den prächtigſten Pferden, neuem Geſchirr und in den beſten Kleidern kommt. Nun machen die Verlobten in eben dieſem Wagen ihre Viſiten. Bald folgt auch die Hochzeit. Noch einmal thront der Eheherr in voller Majeſtät und Schönheit, dann werden Kleider, Geſchirr, Kutſcherlivrée in den Schrank gehängt und der Herr lenkt fortan die Roſſe ſelber. Mit mathematiſcher Genauigkeit wickeln ſich dieſe Ereigniſſe ab. Den Sonntag nach der Verlobung findet das erſte Aufgebot, drei Wochen ſpäter, wieder an einem Dienſtag oder Donnerſtag, die Hochzeit ſtatt, den Sonntag darauf aber die „Nachhochzeit.“ Fleiſchtag, Hengſt, Livrée — alles iſt vorgeſchrieben. Zur Hochzeit ergeht eine kurrendenartige Einladung, welche der „Umbitter“ in einem Futteral von buntem Papier trägt, während bei Begräbniſſen dieſes Futteral von ſchwarzer Farbe iſt. Unerhört wäre es, an dieſen Gebräuchen zu rütteln. Der Unglückliche würde behandelt werden wie ein Ruchloſer, der beim Eisgange den Damm durchſtechen wollte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus Thüringen, Juni.

Witterung. — Eiſenbahnen. — Induſtrie. — Erfurt. — Eiſenach und die Wartburg.

Die Welt iſt am dreizehnten nicht untergegangen und wir haben nichts von dem gefährlichen Schweifſterne gemerkt, mit dem uns als einem unvermeidlichen gedroht worden war. Im Grunde hat er uns auch keine allzugroße Angſt gemacht; wir ſind eben ein Volk, das das Handgreifliche liebt, und ſo hätten wir auch die bisher in unſere ſächſiſche Geographie gar nicht gehörigen Schaukelmomente in den Nachmittagsſtunden des ſiebten Juni, die wir leider nicht wegläugnen können, gern auf Rechnung eines in der Nähe in die Luft gegangenen Pulverthurmes gebracht, wenn ſich die Trümmer deſſelben nur irgendwo auftreiben laſſen wollten. Aber die Thürme ſtehen feſt, die Erde gottlob auch, und für die anhaltende, ſeit dem Jahr zweiundvierzig, traurigen Andenkens, unerhörte Hitze und Trockenheit, die wir, ächt ſibiriſch, faſt ohne Frühlingsübergang nach einer bis Mitte Mai hinein in der Luft vorhaltenen Winterkälte aushalten müſſen, machen wir, wie es uns ziemt, vielmehr den bekannten mehrtägigen Höhenrauch zu Anfang vorigen Monats verantwortlich als einen uns wildfremden, brennenden Stern. Woher dieſer brenzelnde Dunſt eigentlich ſtammt, welcher von Zeit zu Zeit von Norden her über den Harz unſere Thüringer Fluren überzieht, mögen die Gelehrten ausmachen; uns kümmert es wenig. Er kommt und er iſt da, er hat auch heuer wie ſeit unvordenklichen Zeiten heiße, dürre Wochen angekündigt; das iſt uns genug. Er macht, daß der Boden lechzend unter unſern Füßen berſtet, daß die verbrannten Wieſen uns Heu bieten, noch ehe es gemäht iſt, daß das Obſt, welk lange vor der Reife, von den Bäumen fällt, und wenn auch Kartoffeln und das ſich ſchon gelbende Korn noch in leidlichem Gedeihen ſtehen, die Sommerfrucht nach Nahrung ſchmachtet.

Keine erquickendere Zuflucht jetzt als unſere Thüringer Wälder, die friſch und ſaftig noch wenig vom Durſte der übrigen Natur zu verſpüren ſcheinen. Die Steigerhöhe, welche die Erfurter Ebene ſüdweſtlich begrenzt, iſt die erſte dieſer grünen Oaſen, die wir auf der Thüringsbahn erreichen, wie denn Erfurt überhaupt als der Scheidepunkt des Thüringer Ober- und Niederlandes zu bezeichnen iſt.

Südlich von der Stadt, von Oſt nach Weſt, von der Saale zur Werra, zieht ſich faſt fünfzehn Meilen lang das romantiſche, holzreiche, aber kornarme Gebirge, in deſſen gleich Pilzen aus der Erde ſchießenden Waſſerheilanſtalten, Kiefernadeln- und gelinden Mineralbädern der jährlich ſich mehrende Zug der Fremden aus der norddeutſchen Ebene erquickenden Schatten und reine Himmelsluft ſucht. Nördlich

Digitized by Google

von Erfurt bis zu den Ausläufern des Harzes ſtreckt ſich in gleicher Ausdehnung das wenig bewaldete, fruchtbare, freiwillig von keinem Gaſte heimgeſuchte Thüringer Flachland, die eigentliche Kornkammer unſerer ſächſiſchen Provinz. Noch iſt ſie von keinem Feuerwagen durchzogen, ſie befördert ihre reichen Produkte nach althergebrachter Weiſe zum Markt, wird um ihrer altväteriſchen Lebensart willen von den vorgeſchrittenen Anwohnern der großen Bahnlinie beſpöttelt und um ihrer wohlfeileren Lebensmittel willen beneidet. Auch ſie drängt indeſſen ſehnſüchtig in die neue vorwärtseilende Zeit hinein; aber die Bahn von Halle durch die goldene Aue über Sangerhauſen, Nordhauſen und von da aus ſüdlich zum Anſchluß an die Thüringsbahn bei Erfurt iſt als ein unrentables, oder die ältere Parallelſtraße ruinirendes Projekt immer wieder bei Seite gelegt worden, und eben ſo iſt es noch unentſchieden, welchen Ausgangspunkt die beabſichtigte Bahn von Erfurt nach Göttingen über Langenſalza und Mühlhauſen, auf der alten Reichsſtraße, nehmen ſoll. Vorausſichtlich wird Preußen ſeinen Anſpruch behaupten und Erfurt aus ſtrategiſchen und ſonſtigen ſouveränen Gründen zum Knotenpunkt der Thüringer Bahnen machen, Gotha aber ſich das Recht nicht nehmen laſſen, eine Zweigbahn nach Langenſalza und auf ihr das ſüdweſtliche Publikum in nächſter Richtung nach dem Norden zu führen. Am Ende wird noch ſämmtlicher Grund und Boden Eiſenbahn und wir mauern unſere Felder in die Luft wie die ſchwebenden Gärten der Semiramis.

Vor der Hand jedoch iſt in unſerer Nähe ſelbſt die kleine gewerbliche Zweigbahn nicht über die Vorarbeiten hinaus gekommen, welche unſere Gerafeſtung mit dem einige Meilen nördlich von ihr in der Unſtrutaue gelegenen Städtchen Sömmerda verbinden ſoll, das durch das Ingenium und die Betriebſamkeit des bekannten Erfinders der Zündnadelgewehre, Dreyſen, zu einer Art Waffenſchule für die preußiſche Armee geworden iſt. Die Regierung commandirt aus allen Theilen der Monarchie eine Anzahl von Offizieren hieher, damit ſie den Betrieb und die Prüfung der leichten Percuſſionsgewehre leiten, mit welchen ſie ſeit wenigen Jahren ſchon die Hälfte ihres ſtehenden Fußvolks ausgerüſtet hat, während die andere Hälfte einer allmähligen gleichartigen Bewaffnung entgegen ſieht, um alsdann ihre bisherigen Gewehre, die in den ſtaatlichen Fabriken, beſonders in der tief im Thüringer Wald gelegenen preußiſchen Parzelle Suhl, aus glatten in Miniébüchſen umgewandelt werden, an die Landwehr abzugeben. Wie das Geheimniß dieſer Erfindung aus einem einfachen Handwerker einen der einflußreichſten und nebenbei reichſten Induſtriellen unſeres Staates gemacht, wie dieſe einfache Handhabung und weit tragende Wirkung die Organiſation und Bildung der ganzen Armee verändert hat, möge hier nur angedeutet ſeyn.

Nächſt dieſen Waffenmanufakturen und der allen Gebirgsſtrichen eigenen Holz- und Kohleninduſtrie iſt es faſt ausſchließlich die Wollfabrikation, welche die gewerbliche Thätigkeit dieſer Gegenden ausmacht; im übrigen iſt das ganze Thüringer Niederland von der Mündung der Unſtrut bei Naumburg bis zu ihrer Quelle jenſeits Mühlhauſen ein üppiges Getreideland. Reiche Felder, Obſtgärten und in den Flußthälern die fetteſten Wieſengründe wechſeln ab. Aber jenſeits dieſer Quellen, die preußiſche Provinz gegen Heſſen und Hannover abſchließend, ſtoßen wir auf das bodenkalte, darbende Plateau des Eichsfeldes mit ſeinen hungernden, im Sommer bis jenſeits des Meeres Arbeit ſuchenden Bewohnern, den Irländern Preußens. Ob eines Tags mit vermehrten Mitteln und Kräften dieſer dürftige Landſtrich zu einer höheren Cultur erblühen könne, ob wirklich, wie viele behaupten, in den einzelnen proteſtantiſchen Anſiedelungen deſſelben dieſe Cultur ſchon begonnen hat und nur die genügſamere, leichtlebigere, armuthgewohnte katholiſche Mehrheit der Bevölkerung mit ihren häufigen Feſttagen, ihren Proceſſionen und zeit- und ſparpfennigraubenden Wallfahrten die einer raſtloſen Bemühung bedürftige Erde nicht bewältigen kann, möge für uns dahingeſtellt bleiben. Feſt ſteht ja doch, daß bei der Richtung unſerer vielſchaffenden Zeit, was irgend Menſchen gegen die Natur auszurichten im Stande ſind, nicht unterbleiben wird.

Wenden wir uns heute zurück zu dem Ausgangspunkte unſerer Umſchau, zu der Stadt der Puffbohnen und der Brunnenkreſſe, der Stadt des Kaiſercongreſſes und der Auguſtinerverſammlung. Dieſe flüchtigen Herrlichkeiten ſind verrauſcht ohne Spur; der Mann, auf welchen vor ſieben Jahren alle Blicke ſich Auskunft fordernd richteten, Joſeph von Radowitz, ruht unter dem frommſinnigen Denkmal, welches ſein königlicher Freund über ſeiner Gruft errichtet hat. Dieſes ſelbſtbeſtellte Grab liegt auf dem faſt die ganze innere Stadt wie ein blühender Gürtel umſchließenden Friedhofe dem Getriebe des weitläufigen Bahnhofes unleidlich nahe. Die inmitten der Mauern, oder in ihrer unmittelbaren Nähe liegenden Begräbnißplätze ſind ein Odioſum faſt aller ſächſiſchen Städte, das man aus geſundheitlichen wie aus gemüthlichen Rückſichten endlich zu entfernen ſuchen ſollte. Freilich iſt es „gemein, zu ſterben;“ aber dieſe Erinnerungsſtätten des Ueberwundenen ſollten nicht allzu ſehr in das Werkeltagstreiben und faſt als Durchgangspunkte für den Verkehr hinein ragen, um ihren geweihten, verſöhnenden Zauber, gleichſam ihren Adel, nicht zu verlieren und zu beſchaulicher Einkehr, zu unbeobachteter, liebevoller Pflege einzuladen. — Erfurt iſt eine geſunkene Größe, die ſich nun allmählig wieder zu heben beginnt. Nur ſeine durch eine eigenthümlich geleitete Bewäſſerung, den ſogenannten Treuenbrunnen, bewirkte Garten-, beſonders Gemüſezucht und ſein damit verbundener weit verbreiteter Samenhandel verſchaffen ihm noch einen Namen in deutſchen Landen und darüber hinaus. Im Mittelalter hatte es mehr als ſechzigtauſend Einwohner, die im Anfang dieſes Jahrhunderts auf weniger als ein Viertel zuſammen geſchmolzen, jetzt ſich etwa wieder auf die Hälfte erhoben haben. Der durch dieſe

Digitized by Google

Entvölkerung nutzlos gewordene, durch mehrfache Feuersbrünste und Bombardements von Häusern entblößte Umfang hat Raum für die innerhalb einer Festung seltenen großen Gärten gegeben. Als solche, als Festung, ist es bekanntlich unbedeutend, wenn gleich unter preußischer Hoheit durch die Citadelle auf dem Petersberge und die Cyriacsburg ansehnlich verstärkt. Seinen einst so blühenden Binnenhandel hat es an Leipzig abtreten müssen, seine Universität verloren, seine zahlreichen Klöster, selbst das, aus welchem der größte Augustiner hervorgegangen, sind aufgehoben, mit Ausnahme eines einzigen, der Erziehung gewidmeten, der Ursulinerinnen. Haben wir in der Sonntagsfrühe den Klang der mächtigen „Maria Gloriosa" gehört, einen Blick auf den imposanten Dom geworfen, dessen Doppelkirchen — eine unter, eine über der Erde — diese Riesenglocke krönt, können wir unbekümmert unsern Stab weiter setzen; die prickelnde Touristensorge, eine Sehenswürdigkeit verpaßt zu haben, darf uns nicht verfolgen. Auch der Volksstamm offenbart uns wenig interessante Eigenthümlichkeiten; er ist eine Uebergangsmischung vom „gebildeten" Sachsen zur ehrlichen Thüringer Haut, deren letzterer Treumüthigkeit durch die sich verbreitende Industrie und die gewinnsüchtige Ausbeutung des reisenden Sommerschwarms bis jetzt noch unangetastet geblieben ist. Auffallend bleibt, daß im Bezirk unserer Gerichtsbarkeit mehr Gewaltthaten vorkommen, mehr Todesurtheile vollzogen werden, als in einem andern Sprengel der Provinz. Vor einigen Tagen erst sind zwei Hinrichtungen an Mördern vollzogen worden.

Seit es von dem, wie die Entvölkerung bezeugt, ihm nicht gedeihlichen Krummstabsregiment unter preußischen Scepter gekommen, ist Erfurt vorwaltend eine Beamten- und Militärstadt geworden, in welcher sich Pensionäre aller Grade besonders behaglich fühlen. Die Radowitze sind weiße Sperlinge unter den braven alten Haudegen, und so ist denn unser friedliches Halbdunkel durch die einstigen nachbarlichen Leuchten von Ilm-Athen so wenig gestört worden, als uns die neuangefachten an der Leine sehr bemerkenswerth scheinen. Hier war es ja, wo einer jener obenerwähnten, der Ruhe pflegenden Helden die verdrießliche Bemerkung machte: „Bin ich doch gestern durch Weimar gekommen und habe das Begräbniß eines alten Scribax mit angesehen; weiß Gott, wenn ein preußischer Stabsoffizier stirbt, wird nicht halb so viel Wesens davon gemacht. Der Mensch hieß Goethe, wie man mir sagte."

Haben wir nun auf der Thüringsbahn zwei Meilen hinter Erfurt die Herrnhuter Colonie Neudietendorf passirt, deren weibliche Erziehungsanstalten sich eines jährlich steigenden Zuwachses erfreuen, so entfaltet sich zu unserer Linken immer deutlicher das liebliche Gebirge und wir treten immer näher an das Gebiet der Romantik und der Sage, das, nächst dem Rhein, in den deutschen Gauen keine lebendigere Stätte aufzuweisen hat als diesen westlichen Ausgangspunkt des Thüringer Walds. Zunächst die Ruinen der drei Gleichenberge. Die historische Kritik will uns zwar den Glauben an die Freude der treuen Gräfin bei der endlichen Heimkehr des ängstlich über den Empfang mit seiner anderweitigen orientalischen Ehehälfte einsprechenden Gemahls verkümmern und uns beweisen, daß gar kein Graf von Gleichen Ludwig den Heiligen auf seinem Kreuzzuge begleitet habe; wir wollen es uns aber nicht nehmen lassen, daß er inmitten seiner beiden Gespons en bei den ehemaligen Benediktinern in Erfurt in Frieden ruht und den Beweis geliefert hat, daß in alten Zeiten ein deutscher Ritter unter den Türken so viel prostituren konnte, um mit zwei Ehehälften hauszuhalten, während heutzutage mancher kaum mit einer einzigen fertig werden kann.

Wir lassen für heute die freisinnige Capitale an der Leine mit ihrer glücklich durchgesetzten Unionspolitik, ihren Würsten und anderweitigen Berühmtheiten unberührt zu unserer Rechten liegen, verschmähen es auch, eine kleine Strecke weiter der Bahn zu folgen, die uns von Frötstadt in wenigen Minuten mit Pferdekraft nach Waltershausen und in das Herz des grünen Gebirges führt; wir dampfen unbeirrt westwärts zu dem Zielpunkte unserer heutigen Fahrt. Vorbei dem Hörselberg, in dessen Inneres, müde der „Bitternisse," der fahrende Sänger in die Arme seiner schönen „Teufelinne" zurück kehrte, und hinein in das burggekrönte Hörselthal! Welche mitteldeutsche Stadt ist so anmuthig zu Füßen grüner Berge gelegen als Eisenach! Sorgfältig gehaltene Parkwege führen durch Wald und Thal von allen Seiten hinauf zu dem Kegel, auf welchem die Wartburg sich erhebt, und von da wieder hinab tiefer hinein in das anmuthig gruppirte Gebirge. Der Neubau der alten Feste nach ursprünglichem Plane schreitet rüstig vorwärts, wird aber voraussichtlich noch eine Reihe von Jahren in Anspruch nehmen. Dem Mangel, daß das Schloß seiner Lage und Anlage nach, ungleich den Rheinburgen, sich vom Thale aus nur unbedeutend darstellt, wird vielleicht, wenn einst die krönenden Thürme vollendet sind, abgeholfen; immerhin freilich fehlt der Fluß, in dem sie sich spiegeln könnten. Der Ausbau des Untergeschosses, die Räume der heiligen Landgräfin, mit Einschluß der kleinen, im Rundbogenstyl gewölbten Kapelle sind vollendet; die letztere ist etwas gedrückt, und vielleicht zu reich und farbig für die fürstliche Samariterin, deren Andenken sie ehren soll. Eine Schilderung der Schwind'schen Fresken ersparen wir uns, da namhafte Blätter vor Kurzem so ausführlich darüber berichtet haben. Die Werke der Barmherzigkeit der jugendlichen Heiligen, die Wunder, die zu ihrer Ehre geschehen, die Thaten und Uebelthaten ihrer fürstlichen Sippen, das romantische Sängerturnier, alle wichtigen Momente der Sage sind durch Künstlerhand wieder lebendig geworden; noch aber ist der historische Stoff, der diese Höhe so reich macht, fast unberührt. Wird der arme Bergmannssohn, der da unten im Städtchen die Currende sang und seine erste Bildung erhalten hat, nicht auch noch eine bildliche Verherrlichung finden? Treu erhalten ist seine Zelle in dem

Digitized by Google

kleinen Hause am Eingang neben dem Burgthor, in welcher er zehn Monate einer rettenden Gefangenschaft verbrachte, und in welcher der berühmte Tintenklex an der Wand die Kämpfe und die Unerschrockenheit des Ritters Görg gegen innere wie äußere Feinde kennzeichnet. Hier schrieb er jene merkwürdige Apostrophe, wie sie ungeschminkter niemals ein Fürst zu hören bekommen: „Nach Leipzig wollte ich hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge Georgen regnete und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Es ist ein anderer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übel." Werden wir nicht auch eine Luthergalerie zu sehen bekommen? Und der Tag des 18. Oktober 1817 sollte der nicht auch einer Illustration würdig seyn? — würdig, wenn auch heute noch nicht fähig, denn über solchen Erinnerungen muß nicht nur Gras, müssen Bäume aus den Felsen wachsen. Und jene edle, blasse Frau mit den geächteten Söhnen eines fremden Thrones, die da unten auf dem lindenbeschatteten Platze im Thal eine Freistatt gefunden, und die barmherzigen Werke ihrer heiligen Ahnin unter der armen Bevölkerung erneuert, wird nicht auch ihr Bild einst diese Hallen zieren?

Aber halten wir uns an das, was geworden ist und vor der Hand zu werden verspricht. Werfen wir noch einen Blick auf die täglich sich bereichernde Sammlung von alterthümlichen Waffen und Rüstungen im untern Geschoß. Ja die alten Herrn Landgrafen, die diese Feste erbaut und vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert fast unausgesetzt inne gehabt haben, die Ritter Kunz von Kauffungen, Feige von Bomsen und selbst der heilige Vater Julius II., wie der Cicerone versichert, mögen es schwerer in ihren Harnischen und Eisenschienen, mit ihrem unhandlichen Wurfgeschoß gehabt haben, als unsere heutigen Heldenmassen mit dem leichten Feuerrohr, von dem wir oben gesprochen, und das aus dem friedlichen Thüringer Lande seinen Weg durch die civilisirte Welt zu nehmen verspricht oder droht.

Nun nur noch einen Blick vom hohen Söller des großen noch unvollendeten Sängersaales. Die Aussicht in das südliche Gebirge ist nicht sehr umfassend, nur der Rücken des Inselbergs überragt die nächstliegenden dicht bewaldeten Höhen. Aber wie anmuthig sind diese Höhen geschnitten, wie, ich sagte am liebsten geschmackvoll fügen sich Berg und Thal in einander, und wie weit trägt der Blick über die nordöstliche, mannigfaltig bebaute Ebene bis zu dem Schlosse von Gotha! Ja es ist ein glücklicher Einfall von dem unruhigen alten Ludwig dem Springer gewesen, als er, während eines Jagdabenteuers auf diese Höhe verlockt, ausrief: „Wart, Berg, du sollst mir eine Burg werden," und diesen Einfall zu einer That machte, die noch nach vielen Jahrhunderten Herz und Auge erfreut. — Tief unten im Thal Gekrach und Pulverdampf! Das sind die Ritter unserer Zeit, die einen Pfad durch diese Berge sprengen und wühlen. Bald genug werden wir mit Feuerkraft durch das liebliche Werrathal brausen über Meiningen und Coburg, und flugschnell weiter nach Franken und Schwaben. Schon manches Menschenleben ist gefallen als Opfer an die Natur, deren Hindernisse diese Ritter bekämpfen; eben noch dringt die Kunde von dem verderblichen Sturz einer Erdwand bei Meiningen zu uns, ein kleines Nachspiel der tragischen Hauensteinkatastrophe. Aber wer rechnet die Opfer, wenn der Sieg errungen ist? Langsamer zwar, aber doppelt belohnt ziehen wir heute noch die waldbesäumte Straße nach dem Süden, deren Schilderung einem späteren Berichte vorbehalten bleiben möge.

Newyork, Juni.

Amerikanische Justiz. — Sitzung der Antisklavereigesellschaften. — Der Redner Douglaß.

Das Schauerdrama der Ermordung des Doctor Burdell, welches so lange Zeit die Bewohner von Newyork in fieberhafter Spannung und Aufregung erhielt (s. Nr. 15), ist endlich in den Anfang seines letzten Akts getreten mit der Freisprechung der einen Angeklagten, der Mrs. Cunningham und der einstweiligen Freilassung John Eckels, des andern, gegen Caution. Der Spruch der Geschworenen kam zwar nicht unerwartet und mag juristisch richtig seyn, da sich nun einmal niemand finden ließ, der die Angeklagten das Verbrechen wirklich begehen sah; allein dem Gerechtigkeitsgefühl des Volks ist damit keineswegs Genüge geschehen und die öffentliche Meinung hat sich mit ihrer Freisprechung entschiedener als je für ihre Schuld ausgesprochen. Man ärgert sich, daß das Gericht nicht nach seiner moralischen Ueberzeugung das „Schuldig" aussprechen konnte, und klagt laut und leise den Distriktsanwalt und andere dabei betheiligte Juristen der Bestechlichkeit an. Ganz richtig ist es dabei auch wohl schwerlich zugegangen, und der Umstand, daß gerade einige der Zeugen, welche während der Voruntersuchung die wichtigsten Aussagen

Digitized by Google

gemacht hatten, im Lauf des Processes gar nicht wieder verhört wurden, ist gewiß verdächtig genug. So wird auf diesen schauerlichen, im Mittelpunkt einer großen Stadt, fast unter den Augen so vieler Menschen verübten Mord wohl niemals vollkommenes Licht fallen. Hätte derselbe sich etwa in Californien oder irgend einem andern noch wenig geordneten Staat zugetragen, so wären die muthmaßlichen Thäter schwerlich dem Lynchgesetz entgangen; in Newyork hingegen kam Mrs. Cunningham sehr leichten Kaufs mit einem unbedeutenden Angriff einer Pöbelrotte auf ihr Haus davon (dasselbe, in welchem der Mord verübt wurde und in das sie gleich nach ihrer Freilassung zurückkehrte), welcher ohne Schwierigkeit von der Polizei abgeschlagen wurde.

Neben jenem innerhalb vierzehn Tagen beendigten Criminalproceß zieht sich der civilrechtliche hin, welcher von den Verwandten des Doctor Burdell gegen Mrs. Cunningham wegen ihrer angeblichen Heirath mit demselben geführt wird. Da es sich um ein großes Vermögen handelt, wird von beiden Seiten Himmel und Erde in Bewegung gesetzt und der Ausgang läßt sich noch nicht voraussagen, wiewohl es nur zu wahrscheinlich ist, daß Bestechung auch hier den Ausschlag geben wird, indem der wichtigste Zeuge, Reverend Uriah Marvine, der Geistliche, welcher die Trauung vollzog und der, als er der Leiche des Doctor Burdell gegenüber stand, in ihm durchaus nicht den Mann erkennen konnte, den er damals verheirathet hatte, jetzt nach mehreren Monaten mit größter Bestimmtheit seine Ueberzeugung ausspricht, wirklich Doctor Burdell mit Mrs. Cunningham getraut zu haben, ohne angeben zu können, woher ihm denn hinterdrein auf einmal diese Gewißheit gekommen. Ich weiß nicht, welches Gewicht eine solche mit dem frühern Zeugniß im Widerspruch stehende Aussage hat; sicher dürfte es aber schwer halten den negativen Beweis zu führen, da, wie es scheint, keine Zeugen da sind, welche Doctor Burdell an dem fraglichen Tage anderswo als in Newyork gesehen haben.

Die Anniversaries, die jährlichen Versammlungen aller möglichen wohlthätigen und nichtthätigen, gemeinnützigen und unnützen Gesellschaften fanden, wie immer, in der ersten und zweiten Woche des Mai mit ihrem gewöhnlichen Gefolge von Regen, Sturm und Gewitter statt. Die einzigen wahrhaft interessanten darunter, welche eine allgemeine Anziehungskraft übten, waren wie immer, die Sitzungen der Antisklavereigesellschaften, in welchen wieder die ausgezeichnetsten Redner glänzten. Der Löwe der dießjährigen Saison war vor allen Frederick Douglaß, jener ausgezeichnete Mulatte, dessen ich in meinen Berichten schon mehrfach erwähnt habe. Diesen geistreichen, begabten Mann, den ich bisher nur aus seinen schriftstellerischen Leistungen und im persönlichen Umgang kannte, hörte ich jetzt zuerst als öffentlichen Redner und lernte ihn dadurch erst in seiner vollen Bedeutung schätzen. Unter den vielen bedeutenden Rednern, welche dieses Land besitzt, ist er einer der größten, ein Zeugniß, welches ihm selbst Sumner — gewiß eine unangreifbare Autorität — gegeben hat. Feuer und Leidenschaft sind mit vollkommener Beherrschung des Gegenstandes und einem bewundernswürdig richtigen Maßhalten verbunden; der Gedankenreichthum wird durch vollendete Handhabung der Sprache zur vollen Geltung gebracht. Stets ist Douglaß kurz, treffend, logisch und mannigfaltig; oft erhebt er sich zu einem wahrhaft tragischen Pathos, spricht unwiderstehlich zum Herzen des Zuhörers, und dann weiß er ihn wieder durch die Schlaglichter des Humors und Witzes zu fesseln, durch heitern Scherz zu unterhalten, und dabei liegt über seinem ganzen Wesen der Hauch einer so frischen Ursprünglichkeit, einer anspruchslosen Natürlichkeit ausgegossen, welche ihm die ganze Neigung des Zuhörers gewinnt. Alle diese Vorzüge werden durch glänzenden Vortrag und ein reiches, wohlklingendes und modulationsfähiges Organ gehoben, welches den größten Raum ohne die mindeste Anstrengung füllt. Wenn Douglaß auf der Plattform erscheint, könnte man glauben, daß er an einer nervösen Befangenheit leide; er spricht zuerst leise und zögernd; aber nach wenigen Augenblicken überwältigt er diese momentane Schwäche und entfaltet die ganze hinreißende Macht seiner Beredtsamkeit. Bei der ersten Rede, die er während seiner dießjährigen Anwesenheit in Newyork hielt, forderte ihn ein anderer Mulatte, Charles Lenox Remond, zu einer Diskussion über die Frage heraus: ob die Constitution die Sklaverei sanctionire oder nicht, jenen streitigen Punkt, der unter den Abolitionisten schon so viele Aufregung hervorgerufen hat.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 30.

Inhalt.

Lili und Goethe. Seite 697.
Das römische Theater im Zeitalter des Plautus und Terenz. Seite 706.
Marie Antoinette in Schwaben. Seite 711.
Korrespondenz-Nachrichten.
London. Seite 715. — Newyork. (Schluß.) Seite 718.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

BROCKHAUS' REISE-ATLAS.

Entworfen und gezeichnet von **Henry Lange.**

Ausgabe in Lieferungen.

Diese Ausgabe erscheint in ungefähr 20 Lieferungen, die in kurzen Zwischenräumen ausgegeben werden.

Preis jeder Lieferung von drei Blatt in Umschlag 16 Sgr.

Die erste Lieferung, auf deren Umschlag sich ein ausführlicher Prospect befindet, ist in allen Buchhandlungen vorräthig.

Die **Ausgabe des Reise-Atlas in einzelnen Blättern** (in Umschlag steif broschirt nebst Text) wird fortgesetzt und sind die bisher erschienenen Blätter in allen Buchhandlungen vorräthig. **Preis jedes Blattes 5 Sgr.**

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Herr Heinrich.

Eine deutsche Sage

von

Otto Roquette.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Miniatur-Ausgabe gebunden mit Goldschnitt.

Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Der Dichter von Waldmeisters Brautfahrt versetzt uns dießmal in das deutsche Mittelalter, in die Zeit des Kampfs zwischen Kaiser Conrad I. und Heinrich, Herzog von Sachsen, der nachher als Heinrich der Finkler die Kaiserkrone mit so großem Ruhme trug. Der Stoff ist sehr gut gewählt und wieder mit der glücklichen Gewandtheit behandelt, welche dem „Waldmeister" und dem „Tag von St. Jakob" die günstigste Aufnahme verschafft haben. Durch die historischen Vorgänge, eines der wichtigsten Stücke unserer Geschichte, spielt bedeutungsvoll ein märchenhaftes Element im Verkehr Heinrichs mit der schönen Prinzessin Ilse, und in der sinnreichen Verschlingung geschichtlicher und phantastischer Bilder spinnt sich das kleine Epos aufs Anmuthigste ab.

Stuttgart und Augsburg, Juli 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Halurgische Geologie

von

Dr. Friedrich von Alberti,

K. württ. Bergrathe, Salinenverwalter in Wilhelmshall, Ritter des Ordens der württ. Krone rc.

Mit 65 Holzschnitten.

Zwei Bände.

gr. 8. broch. Preis fl. 9. — oder Rthlr. 5. 10 Ngr.

Der Verfasser hat sich bemüht, die Lagerungsverhältnisse von Gyps, Steinsalz und Dolomit ins Klare zu setzen, ihr Auftreten mit den Erscheinungen, die sie begleiten, in Einklang zu bringen, und den Zusammenhang dieser Erscheinungen richtig zu erfassen. Diese Forschungen bezwecken den salinischen Bildungen eine andere Stellung als bisher in den Gebirgsreihen anzuweisen, eine Lücke in den geologischen Systemen auszufüllen, neues Licht über den Bau der Erdrinde zu verbreiten. Sie nehmen für sich in Anspruch, daß sie auf Naturanschauung und reiches Quellenstudium gegründet und mit dem praktischen Takte ausgeführt sind, ohne den eine solche Arbeit unfruchtbar bleibt.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Wallenstein.

Ein dramatisches Gedicht

von

Schiller.

Für Schule und Haus

herausgegeben von

Karl Gustav Helbig.

8. geheftet. fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Wie wir in der altklassischen Philologie nach mancherlei Irrfahrten in den neueren guten Schulausgaben den rechten Weg gefunden haben, so versucht hier der Herr Herausgeber, für die deutschen Classiker auf einem ähnlichen Weg hinzuweisen. Die Einleitung soll den Leser im Allgemeinen orientiren, und unter dem nach der ersten Ausgabe des Drama's sorgfältig berichtigten Texte sollen kurze Bemerkungen die verschiedenen auch falschen Lesarten verzeichnen, die sprachlichen Schwierigkeiten erläutern, die historischen Beziehungen, soweit sie nicht in der Einleitung erledigt sind, erklären und mit Beziehung auf die Einleitung, wo es nöthig ist, einzelne ästhetische Nachweisungen geben. Obgleich diese Ausgabe zunächst für gereiftere Gymnasiasten bestimmt ist, so wird dieselbe doch auch außer dem Kreise der Schule, allen denen, die darauf achten, nicht unwillkommen seyn.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Jung Friedel

der Spielmann.

Ein lyrisch-epischen Gedicht aus dem deutschen Volksleben des sechzehnten Jahrhunderts

von

August Becker.

Miniatur-Ausgabe.

Geheftet Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Elegant gebunden mit Goldschnitt

Preis fl. 2. 36 kr. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Im Jung Friedel tritt uns ein junger Dichter entgegen, welcher seinen Stoff und seine Ideen in seltener Weise beherrscht und beide in der richtigen und eigenthümlichen Form vorzutragen weiß. Nicht leicht wird man in einem größeren Gedicht auf jeder Seite so poetisch sich angesprochen finden, als von den Liedern und Balladen des Spielmanns Jung Friedel, denen nirgends der eigenthümliche Zauber fehlt, der in allen dem Volksgeiste und Volksglauben mit Innigkeit und gänzlicher Hingebung abgelauschten Klängen und Darstellungen weben muß. Naturleben, Nixen- und Elfenglück, Landsknechtskeckheit, Bauernnoth und Bürgerstolz sind mit gleich poetischer Begabung und Wahrheit geschildert, und überall fühlen wir uns heimisch, führt er uns nun vor den Kaiserthron oder in die friedlich stillen Klosterhallen, ins wilde Treiben des Lagers oder zum gefeyten See, wo Frau Hulda, die Feenkönigin, wohnt. Es ist nicht die Poesie, die eben nur ein unbestimmtes, jugendliches Drängen ohne Grund und Boden zeigt, sondern wie gesagt der Gedanke und die Wahl des Stoffs, die Consequenz der Durchführung, sowie die richtige Auffassung der Zeitverhältnisse, das Charakteristische an den Personen und Thaten, welche ein durch gründliche historische Studien gebildetes poetisches Talent erkennen lassen. Es liegt eine Innigkeit, eine Unmittelbarkeit und eine volksthümliche Wahrheit in diesen reinen, gläubigen, keuschen und frischen Klängen, welche Eigenschaften die eingestreuten Lieder und Balladen ganz besonders auszeichnen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 30. 26. Juli 1857.

— Leichtsinnig Dichterherz,
Du wechselst die Geliebten wie die Lieder? —
„Es lieben mich die Frauen allerwärts,
Und da, wo ich geliebt bin, lieb' ich wieder."
Bodenstedt

Lili und Goethe.

Goethe, 1768 krank und verstimmt von Leipzig nach Frankfurt zurückgekehrt und von dem abgemessenen, pedantischen Vater, der statt des leidenden Sohnes einen kerngesunden Juristen erwartet hatte, mit übler Laune empfangen, schreibt von hier seiner dortigen Freundin, Fräulein Oeser, über die Frankfurterinnen:

Mit unsern Frauen hier zu Lande
Ist's leider ein gewagtes Spiel;
Zur Freundschaft fehlt es an Verstande,
Zur Liebe fehlt es an Gefühl.

Vermuthlich trägt seine Krankheit, seine Reizbarkeit die Schuld an einem so unholden Urtheile über die damaligen Mitbürgerinnen. Auch durfte die Nemesis nicht ausbleiben; 1775 wieder in Frankfurt nach überstandener Liebespein in Wetzlar glücklich angelangt und in die Zahl der dortigen Advokaten aufgenommen, sollte er durch die Liebe zu einer der liebenswürdigsten Frankfurterinnen, die dennoch zu keinem gewünschten Resultate führte, für jene mißliebige Aeußerung mehr als bestraft werden.

Goethes Trennung von der holden Friederike in Sesenheim habe ich schon einmal vor vielen Jahren psychologisch zu erklären gesucht, da in dem für die Seelenkunde so reichhaltigen Buche „aus meinem Leben" keine weiteren Gründe dafür angegeben sind. Alle Schuld des Bruches scheint Goethe mit lobenswerther Offenheit auf sich zu nehmen. Anders ist es mit seiner Liebe zu, mit seiner Trennung von Lili beschaffen, die, noch in seinem Alter mit so unverkennbarer Wärme geschildert, eine der interessantesten Episoden in seinem Frankfurter Leben bildet. Hier läßt der Dichter allerdings Gründe durchschimmern, doch sind sie so unbestimmt gehalten, daß man am Ende nicht weiß, wem eigentlich die meiste Schuld an der Entfremdung beizumessen. Nun kann dieß freilich der heutigen materiellen Welt höchst gleichgültig seyn; uns aber, die wir noch zur alten zählen, vor dem Genius als Offenbarung des Göttlichen noch Ehrerbietung hegen, das Studium des menschlichen Herzens zu unserem eigensten gemacht und seit einer langen Reihe von Jahren versucht haben, in den Geist und Lebensgang Goethes einzudringen, ist dieß mit Erlaubniß der heutigen freien Materialisten nicht so indifferent. Und siehe, wir haben auf einmal

Digitized by Google

einen Gleichgesinnten gefunden; zwar auch einen alten, und dazu noch einen älteren als wir. Es dürfte aber schwer seyn, unter der heutigen Jugend ein lebendigeres Gefühl, ein wärmeres Herz zu finden, als bei ihm, dem Siebziger.

Carl Jügel, unser Landsmann, hat zum Besten der Frankfurter Schillerstiftung ein Buch erscheinen lassen, das den Titel führt: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontardschen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers," bestimmt, nicht in den Buchhandel zu kommen, sondern nur durch ein angemessenes Geschenk an die Schillerstiftung zu erkaufen.

Nicht allein für den Frankfurter im Allgemeinen, nicht allein für den alten, sich der ehemaligen freien Reichs-, Handels- und Krönungsstadt mit Stolz erinnernden Frankfurter insbesondere ist dieses Buch von lebendigem Interesse. Auch der Psycholog wird in diesen Papieren eine reiche Ausbeute zur Kenntniß des menschlichen Herzens finden. Hat uns der herzliche, warme, gemüthliche Ton, in welchem der Verfasser den Erinnerungen Goethes die seinen an die Vaterstadt anreiht, sehr wohl gethan, so ist folgende Stelle ganz aus unserer Seele geschrieben: „Gern kehre ich immer wieder zu Goethes „Wahrheit und Dichtung" zurück, wenn ich mich mit Durchblättern derselben aus dem Gewirre der Unklarheit und Schwindel der Gegenwart flüchten und mich an jenen Lebensschilderungen wieder erfrischen will." Was uns aber hier zunächst interessirt, ist die genauere Darstellung des Verhältnisses Goethes zu jener liebenswürdigen Lili, deren fernerer Lebenslauf seit ihrer Trennung von dem jugendlichen Dichter gewiß um so mehr interessiren wird, je weniger im Allgemeinen davon bekannt ist. Die authentischsten Nachrichten stehen dem Verfasser aus jenem Familienarchive zu Gebot, da Lili die Tante seiner Schwiegermutter, Maria Magdalena Schönemann, einer geborenen d'Orville, gewesen ist.

Wenn man in Frankfurt über den großen Kornmarkt geht, so gewahrt man zur Rechten der deutsch-reformirten Kirche ein Haus, genannt „zum Liebeneck," gegenwärtig im Besitze des Bankiers Bonn, damals von der Schönemann'schen Familie bewohnt. Der geniale, nicht den gewöhnlichen Frankfurter Typus an sich tragende Goethe erregte, wie er selbst gesteht, gleichsam als eine Copie von Voltaires Huronen oder von Clevelands Westindier, als Naturkind mit so vielen Talenten ausgestattet, überall Neugierde und Wunsch den „absonderlichen" Menschen kennen zu lernen, und so ersuchte ihn eines Abends ein Freund, mit ihm ein kleines Concert zu besuchen, das in einem angesehenen reformirten Hause, nämlich dem oben beschriebenen, gegeben wurde. Hier im Zimmer gleicher Erde, rechts vom Eingange, dessen gegenwärtig fast beständig geschlossene Laden kaum noch dessen Bewohnung vermuthen lassen, sah Goethe seine Lili zum erstenmal. Die Gesellschaft war zahlreich; in der Mitte stand ein Flügel, an dem die Tochter des Hauses sich niedersetzte und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Sie hatte, damals wirklich erst siebzehnjährig, etwas Kindliches in ihrem Betragen. Die Bewegungen, wozu sie das Spiel nöthigte, waren ungezwungen und leicht. Später entwickelte sich ein Gespräch, und Goethe gesteht, von ihrem Blick, ihrem Wesen, ihrer Unterhaltung eine Anziehung der sanftesten Art empfunden zu haben. Eingeladen seine Besuche zu wiederholen, that er dieß in schicklichen Pausen mit sichtlichem Wohlgefallen. Die angenehmsten Stunden verflossen ihm theils in Gegenwart ihrer gebildeten Mutter, theils allein mit ihr. Nach seinen Schriften traute man mit Recht ihm Kenntniß des menschlichen Herzens zu. So wurden die Gespräche auf jede Weise sittlich interessant.

Von dem Innern konnte man sich aber nicht lange unterhalten, ohne sich gegenseitig aufzuschließen. In ruhigen Stunden erzählte Lili dem mit jedem Tage in ihrer Neigung steigenden Freunde die Geschichte ihrer Jugend. Einzige Tochter eines angesehenen Handlungshauses war sie im Genuß aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen. Auch kleiner Schwächen wurde offenherzig gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, eine gewisse Gabe der Anziehung bei sich bemerkt zu haben, womit zugleich eine gewisse Neigung fahren zu lassen verbunden sey. So gelangte sie zu dem zwar offenbaren, aber doch immer bedenklichen Geständniß, daß sie an Goethe diese Gabe ebenfalls geübt, indem sie aber auch von diesem angezogen worden, dafür bestraft worden sey. Ein wechselseitiges Bedürfniß, eine Gewohnheit sich zu sehen, trat nun ein. Aber Goethe war dabei genöthigt mit ihr in steifen Cirkeln und langweiligen Gesellschaften auszuhalten, woraus ihm gar manche Qual erwuchs:

„Bin ich's noch, den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?" —

Ist nun auch mit Gewißheit anzunehmen, Jügels Schwiegervater, Schönemann, sey von dem Verhältnisse seiner Schwester zu Goethe hinreichend unterrichtet gewesen, so findet sich doch in seinem Familienarchive nichts Ausführliches darüber niedergelegt. Goethe wird

Digitized by Google

allerdings als die erſte Inclination der Schweſter bezeichnet, ohne daß jedoch dieſe Liebe in den brüderlichen Aufzeichnungen in jenem ſchwärmeriſchem Nimbus erſcheint, wie ſie Goethe mit ſolcher Wärme noch in ſeinem Alter der Nachwelt überliefern konnte. Dort eben Kaufmann, hier Dichter. So gedenkt auch Goethe bei einer verabredeten Luſtpartie eines retardirenden Bruders, mit dem er nachfahren ſollte, der aber ſeine Geſchäfte mit der größten Gelaſſenheit, vielleicht mit heimlicher Schadenfreude erſt langſam vollendete und dadurch die ganze wohlbedachte Verabredung verdarb, wie es denn überhaupt in einem ſolchen, mit vielen Familiengliedern, Freunden und Bekannten geſegneten Hauſe nicht an all den conventionellen Torturen gefehlt haben mochte, die ſo manche ſchöne Stunde verderben, worauf Goethe in ſeinem Leben nicht undeutlich hinzeigt.

„Der berühmte Goethe," wie es in der betreffenden Notiz des Bruders heißt, wird allerdings als ein Mann „von großem Genie, einnehmender Perſönlichkeit und eigenthümlicher Originalität" geſchildert, jedoch war damals ſein Ruf erſt im Entſtehen, ſeine bürgerliche Stellung noch nicht von der Art, um eine Frau, die von Jugend auf an äußeren Glanz und geſelliges Leben gewöhnt war, mit allen jenen Annehmlichkeiten zu umgeben, die ihr das mütterliche Haus darbot. Deßhalb beſchränkt ſich die gleichzeitige Aufzeichnung des Archivs über den Ausgang dieſer Inclination ganz einfach auf die Andeutung, daß die Mutter, „als eine durchaus praktiſche, von allem ſich Rechenſchaft gebende Frau, bald die Ueberzeugung gewonnen habe, Goethe ſey, ungeachtet ſeines hohen Geiſtes und ſeiner glanzvollen Gaben, keine paſſende Partie für ihre Lili."

So mochte es auch in einer ſo großen Verwandtſchaft nicht an Zwiſchenträgereien, angeregten Bedenklichkeiten, wohlmeinenden Inſinuationen gefehlt haben, wie ſie ſich bei ſolchen Verhältniſſen, die ſich in die Länge ziehen, immerdar von den ſogenannten „guten Freunden" ergeben. Auch bedurfte es von Goethes Seite keines beſondern Scharfblicks, um einzuſehen, daß ein Ausbleiben der Geliebten in einem befreundeten Hauſe zu Offenbach am 23. Juni 1775, wohin ſie am Nachmittage zur Feier ihres Geburtsfeſtes kommen ſollte, nicht zufällig, ſondern durch Hin- und Herreden über das beſtehende Verhältniß herbeigeführt worden war. Je mehr Goethe nun ſelbſt ſeine Lage überdachte, konnte es nicht fehlen, daß auch ihm Bedenklichkeiten aller Art aufſtiegen. Der ihn ängſtigende wahre Grund aber war ſein früher gefaßter Vorſatz, „keine ſchleppenden Verhältniſſe wieder anzuknüpfen." Seſenheim und Wetzlar mochten ihm noch lebendig vor Augen ſchweben. Nun fand er ſich wider Willen, ohne Sicherheit eines günſtigen Erfolgs in ein ähnliches Verhältniß verwickelt. Wohl mochte auch die Atmoſphäre einer beſchränkten Häuslichkeit und der Kinderſtube einem ſo aufſtrebenden Geiſte höchſt beengend und drückend erſchienen ſeyn. Um ſich von dieſen düſtern Gedanken zu retten, verlieſte er ſich mehr und mehr in die gleichgültigen, ſeinem Geiſte widerſtrebenden, aber zu ſeinem Stande gehörenden Geſchäfte, aus denen er auch wieder Vortheile und Zufriedenheit an der Hand der Geliebten zu gewinnen hoffte.

So dauerte dieſes ſchleppende, drückende, ſchwüle Verhältniß — trotz der unverkennbaren Zuneigung der beiden jungen Leute — einige Zeit, als ein Deus ex machina erſchien, der die Sache zur Entſcheidung bringen wollte, aber gerade dadurch eine entgegengeſetzte Kriſe herbeiführte. Eine Hausfreundin, Demoiſelle Delph, mit ihrer ältern Schweſter einer kleinen Handlung in Heidelberg vorſtehend und dem Frankfurter Wechſelhauſe zu manchem Danke verpflichtet, kannte und liebte Lili von Jugend auf. Sämmtliche Zuſtände und Bezüge der Perſonen wohl durchſchauend, auch bei Goethes Mutter gerade durch ihr entſchiedenes, ſelbſt barſches Auftreten wohlgelitten, der Liebenden Wünſche und Hoffnungen erkennend, ſah ſie darin eine Aufforderung, kräftig einzuſchreiten. Sie unterhandelte mit den Eltern und mochte wohl alle ſich ihr entgegenſtellenden Bedenklichkeiten überwunden haben; genug, ſie tritt eines Abends zu den Liebenden, bringt die Einwilligung und ruft mit gewohntem pathetiſch gebieteriſchem Ton: „Gebt euch die Hände!" — Goethe ſagt, als er Lili die Hand gereicht, habe ſie die ihrige zwar nicht zaudernd, aber doch langſam hinein gelegt. Vielleicht lag in dieſer, den Ernſt des Augenblicks bezeichnenden Bewegung die unausgeſprochene Frage: „Darf ich einem Geiſte wie dem deinen trauen, ein Mädchen glücklich zu machen?" — Der „tiefe Athemzug," mit dem ſie ſofort dem Geliebten in die Arme ſank, zeigte, daß ihre Sorge beſchwichtigt ſey und die Liebe geſiegt habe.

Für alle liebende und mitempfindende Herzen, für alle, die an häusliches Glück gewöhnt, daſſelbe als das höchſte aller Erdengüter betrachten, für alle, die ſich durch die Mühen des Lebens wacker durchgekämpft und den Werth einer treuen Lebensgefährtin ſchätzen gelernt haben, beginnt hier ein peinliches Nachſpiel. Goethe bezeichnet dieſen ihm nicht minder feierlich erſchienenen Moment als „einen ſeltſamen Beſchluß des über ihm Waltenden, der es ihn in ſeinem wunderbaren Lebensgange doch auch habe erfahren laſſen wollen, wie es einem Bräutigam zu Muthe ſey." — Die Geliebte war ihm nun eine doppelte Perſon. Er fühlte wie ſonſt,

Digitized by Google

ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehöre ihm; aber den Werth ihres Charakters, ihre ſich ſelbſt vertrauende Sicherheit, ihre Zuverläſſigkeit in allem, das blieb ihr eigen. Ja, ſelbſt noch in weit vorgerückterem Alter erſchien ihm dieſe ſeine Liebe als „ein Capital, von dem er ſich die reichlichſten Zinſen für ſeine Lebenszeit verſprochen.“

Es iſt zu hoffen, daß ein ſo kaufmänniſcher Gedanke dem Dichter des Werther erſt im höheren Alter gekommen. Für einen Bräutigam mit der Hoffnung, ein ſo liebenswürdiges Weſen ganz ſein nennen zu können, hätte er für unſer Gefühl etwas zu ſehr Berechnendes gehabt. Noch erkältender wirken folgende Betrachtungen: „Es iſt ſchon längſt mit Grund und Bedeutung ausgeſprochen: auf dem Gipfel der Zuſtände hält man ſich nicht lange.“ — „Die Zuverſicht der Leidenſchaft iſt groß, aber wir ſehen ſie doch gar oft an dem ihr entgegengeſetzten Wirklichen ſcheitern.“ — „Junge Gatten, die, mit nicht genugſamen Gütern verſehen, ſich in dieſe Zuſtände einlaſſen, mögen ſich ja keine Honigmonde verſprechen. Unmittelbar droht ihnen eine Welt mit unerträglichen Forderungen, welche, nicht befriedigt, ein junges Ehepaar abſurd erſcheinen laſſen.“

Dieſe vorſorglichen und bedenklichen Ausſprüche leiten die verhängnißvolle Wendung ein. Die elterliche Zuſtimmung erſcheint auf einmal als eine von Demoiſelle Delph „eroberte.“ Das Ideale ſeines Verlöbniſſes weicht allmählig den oben mitgetheilten proſaiſchen Bedenklichkeiten. Weitere Erörterungen der Situation, wo es ſich findet, die ihm zu Gebot ſtehenden Mittel würden nur bis zu einem gewiſſen Punkte ausreichen, beginnen lähmend zu folgen. War es ein richtiges weibliches Vorgefühl, das Lili mahnte, ihre Hand nur „langſam“ in die ſeine zu legen, das ihr zuflüſtern mochte, der geniale Dichter paſſe beſſer zum Geliebten, als zum Ehemann?

So ſehen wir das ſo liebe Verhältniß zweier ſich werthen Herzen mehr und mehr an Poeſie verarmen. Das einfache elterliche Haus Goethes erſcheint auf einmal für „ein Frauenzimmer ſolcher Art“ nicht berechnet. Die Wünſche der Geliebten in Beziehung auf Goethes Toilette laſſen ſofort Prätenſionen argwöhnen, die bisher unter geprieſener Liebenswürdigkeit verborgen geweſen. Trotz der von beiden Seiten gewonnenen Einwilligung, wollte ſich kein Verhältniß der Eltern unter ſich bilden, kein Zuſammenhang der Familien einleiten. Andere Sitten, andere Religionsgebräuche dienten dazu, den Abſtand beider Familien noch bemerklicher zu machen. Die freie Dichterſeele fühlte auf einmal die beengende Abhängigkeit von einer ganz gewöhnlichen Welt.

Da erſcheinen zu gelegener Zeit die beiden Grafen Stolberg, mit Goethe durch das frühe Auftauchen ſeines Talents im Göttinger Muſenalmanach befreundet, auf einer Schweizerreiſe begriffen, als „geniale“ Gäſte im Goetheſchen Hauſe. In dieſer drückenden Epoche ſeines Lebens war ihm die Aufforderung der beiden Brüder, ſie nach der Schweiz zu begleiten, nicht anders als höchſt willkommen. „Es kam darauf an, einen Verſuch zu machen, ob er Lili entbehren könne.“ Begünſtigt durch das Zureden des Vaters, der eine Reiſe in jener Richtung, ſelbſt nach Italien ſehr gern ſah und vielleicht dabei den heimlichen Gedanken nährte, es möchte die Entfernung ein paſſendes Mittel ſeyn, ihn von einer unpaſſenden Schwiegertochter zu befreien, entſchloß ſich Goethe ſchnell und eben ſo ſchnell ward gepackt. „Mit einiger Andeutung, aber ohne Abſchied, trennte er ſich von Lili. Sie war ihm ſo in's Herz gewachſen, daß er ſich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte.“

Im Gegentheil halten wir uns überzeugt, daß ihm auf dieſer Reiſe Lilis Bild, von aller Staffage einer läſtigen Umgebung befreit, er ſelbſt allen kleinlichen Sorgen eines „gezwungenen“ Brautſtandes enthoben, nicht mehr im Rahmen der von ſeinem Vater geſchilderten „Staatsdame,“ ſondern wieder mit dem alten Reize ihrer holden Natürlichkeit erſchien. Nun traf es ſich gar, daß Leopold Stolberg, ebenfalls genöthigt, ein leidenſchaftliches Liebesverhältniß mit einer ſchönen Engländerin abzubrechen, aus gleicher Urſache eine ſo weite Reiſe unternommen hatte. Bemerkte man ihm tröſtend und theilnehmend, daß man ſolchen Empfindungen auch nicht fremd ſey, ſo brach bei ihm das grenzenloſe Gefühl der Jugend heraus: ſeiner Leidenſchaft, ſeiner Liebe, ſeinen Schmerzen, wie der Schönheit ſeiner Geliebten dürfe ſich in der Welt nichts gleich ſtellen. Widerſprach Goethe, ſo ſchien ſich die Sache nur zu verſchlimmern. Gewiß iſt es aber, der jugendliche Wettſtreit diente dazu, Lilis Bild mit neuem Liebreiz zu ſchmücken.

In Karlsruhe trennte er ſich für's erſte von ſeinen Gefährten, um auf einem Seitenwege nach Emmendingen zu gehen, wo ſein Schwager Schloſſer Oberamtmann war. Dieſen Schritt, ſeine Schweſter Cornelia, von deren eigenthümlichem Weſen er eine ſo getreue Schilderung gibt, zu beſuchen, achtete er in der jetzigen Stimmung ſeines Herzens für eine wahre Prüfung. Sie lebte nicht glücklich, ohne daß man es ihr, ihrem Gatten oder den Umſtänden hätte zur Laſt legen können. Daß ſie der Verbindung mit Lili nicht geneigt war, wußte er ſchon früher. Hier aber bei ſeinem kurzen Aufenthalt legte ſie ihm die Trennung

Digitized by Google

von Lili auf's ernſtlichſte an's Herz. Sie ſelbſt hatte in einem langwierigen Brautſtande viel gelitten. Schloſſer verlobte ſich nicht eher mit ihr, bis er ſeiner Anſtellung in Baden gewiß war. Statt aber, wie er gehofft, in Karlsruhe angeſtellt zu werden, bekam er die Stelle als Oberamtmann in Emmendingen und Cornelia kam in keine Reſidenz, ſondern in einen kleinen Ort, der der Frankfurterin eine Einöde war. Die Parallele mit Lili, der ebenfalls ein langwieriger Brautſtand und die Vertauſchung eines glänzenden Lebens mit der Einfachheit des Goetheſchen Hauſes harrte, lag nahe. Verſprechen konnte ihr der Bruder nichts. Er ging mit dem räthſelhaften Gefühl im Herzen, woran vor ihrem völligen Erſterben die Leidenſchaft ſich fortnährt. Es trat bei ihm derſelbe Zuſtand des Gemüths ein, welcher den letzten Tagen ſeines Aufenthalts in Straßburg und der Trennung von der lieblichen Friederike voran ging. Die Gegenwart des geliebten Mädchens ängſtigte ihn; aber angenehmer wußte er nichts, als abweſend an ſie zu denken: „Denn auch ſelbſt wenn wir ſchon ganz auf eine ſchmeichelhafte Leidenſchaft Verzicht gethan, können wir ſie noch nicht loslaſſen; wir ergötzen uns an der lieblichen Gewohnheit, und ſollte es auch auf eine veränderte Weiſe geſchehen."

Noch lebhafter tritt die Liebe für Lili auf der ferneren Schweizerreiſe hervor. Nach der Trennung von den Stolberg beredet ihn ein Frankfurter Landsmann, Paſſavant, zu einer Reiſe in die kleineren Cantone. Die Ausſicht nach Italien öffnete ſich vor ihm. Die Reiſe dahin war ein Lieblingsgedanke ſeines Vaters. Paſſavant rieth dringend dazu; vergebens, Lili zog ihn mächtig zurück. Oben auf dem Gotthard zog er ein goldenes Herzchen, das ihm von ihr in einer ſchönen Stunde geſchenkt worden und an demſelben Bändchen, mit dem ſie es ihm umgeknüpft, noch an ſeinem Halſe hing, küſſend mit den Worten hervor:

Angedenken du verklungner Freude,
Das ich immer noch am Herzen trage,
Hältſt du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerſt du der Liebe kurze Tage?

Von dieſem Ausfluge wieder in die Vaterſtadt zurückgekehrt, konnte und wollte er es nicht vermeiden, Lili zu ſehen. Während ſeiner Entfernung hatten es die „guten Freunde" nicht fehlen laſſen, dieſe Abweſenheit zu benutzen, Lili gegen ihn einzunehmen. Dennoch gab es Augenblicke, wo das alte Verhältniß ſich wieder herzuſtellen ſchien. Ja, Lili hatte ſogar einmal geäußert, aus Neigung zu Goethe könnte ſie alle ihre damaligen Verhältniſſe aufgeben und wäre bereit mit ihm nach Amerika zu gehen. In Lilis Liebe lag die Kraft, alles zu überwinden; nicht ſo bei Goethe. Liebe als die ſubjektivſte, egoiſtiſchſte aller Leidenſchaften, die in ihrem höchſten Grade aller Hinderniſſe ſpottet, alles entfernt, was ſich ihrer Befriedigung entgegenſetzt, ja durch Schwierigkeiten aller Art noch vermehrt wird, lag als ſolche nicht in Goethes objektivem Charakter. Dem geliebten Gegenſtand, wie jedem andern dichteriſchen Objekte als Dichter hingegeben und ihn gleichſam in ſein Selbſt verſchmelzend, ſtand er endlich über der Leidenſchaft. Sie beſeuert ihn nicht zu kühnen Thaten; er wird ihrer in Liedern Herr:

„Die Fluth der Leidenſchaft, ſie ſtürmt vergebens
An's unbezwung'ne feſte Land,
Sie wirft poetiſche Perlen an den Strand,
Und das iſt ſchon Gewinn des Lebens."

Vor einer Auswanderung nach einem fernen Welttheile ſchaudert Goethe zurück. Er meint, ſein in der Nähe von Lili gelegenes väterliches Haus ſey doch einer völlig unbekannten Fremde vorzuziehen. In der Entfernung von Lili glaubte er wohl an die Trennung, aber nicht an die Scheidung. Nun kam er zurück, und wie das Wiederſehen der frei und freudig Liebenden ein Himmel iſt, ſo iſt das Wiederſehen von zweien ſich liebenden, nur durch Vernunftgründe getrennten Perſonen ein Vorhof der Hölle. Als er wieder ſelbſt vor ſie hintrat, fiel es ihm centnerſchwer auf's Herz, daß ſie für ihn verloren ſey.

Er entſchloß ſich abermals zur Flucht. In einen Mantel gehüllt ſchleicht er noch am ſpäten Abend an Lilis Fenſter. Die grünen Rouleaux waren niedergelaſſen, die Lichter ſtanden am gewöhnlichen Platz. Bald hört er ſie am Klavier das Lied ſingen: „Ach wie ziehſt du mich unwiderſtehlich!" das er vor einem Jahre an ſie gedichtet. Er drückt ſein Ohr ſo nahe, als es das Gitter erlaubt, an das Fenſter. Das Lied iſt beendet. Sie war aufgeſtanden; ihr Schatten bewegt ſich hin und her; die Umriſſe ihres lieblichen Weſens durch das dichte Gewebe zu erhaſchen ſucht er vergebens. Er flieht, — um nimmer wiederzukehren.

Bei derſelben Demoiſelle Delph, die ihn in Frankfurt mit Lili verlobt, ereilt ihn zu Heidelberg eine von Frankfurt nachgeſandte Staffete von dem zurückgelaſſenen Begleiter des herzoglich weimariſchen Paars, mit der Aufforderung abgeſendet, ihn der ſchon früher erhaltenen Einladung des Herzogs und der Herzogin gemäß ungeſäumt nach Weimar zu begleiten.

Was in Goethes Herzen bei der Trennung von Lili vorgegangen, haben wir nach ſeinem Leben kurz anzudeuten geſucht. Höchſt erwünſcht wäre es uns geweſen, aus Jügels Familienpapieren auch einiges über

Digitized by Google

Lilis Gemüthszuſtand nach der Trennung zu erfahren. Leider iſt von dem allen nicht das geringſte zu finden. Die Motive dieſer Zurückhaltung kann Jügel nur in Goethes eigenem Ausſpruche über Lili finden, der ſie immer als die „Mäßige, Liebe, Verſtändige, Schöne, Tüchtige, ſich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenſchaftsloſe“ ſchildert.

Goethes Leben in Weimar iſt hinreichend bekannt, ſein ſpäteres Verhältniß zu einer durch Stand, Geiſt und Liebenswürdigkeit ausgezeichneten Frau ebenfalls. Hier lag Ergebenheit, Hingebung, Aufopferung ganz auf ſeiner Seite und dauerte eine Reihe von Jahren, bis er endlich durch die Reiſe nach Italien ſich von einer Verbindung befreite, die, ohne den gewünſchten Erſatz zu bieten, allmählig drückender wurde. Es waltete eine Nemeſis über ihm. Nie konnte er mit einer ihm ebenbürtigen weiblichen Seele ſich einer Häuslichkeit erfreuen, nach der er ſich in vorgerückteren Jahren ſo herzlich ſehnte. Erſt ſpäter geſellte er ſich die Mutter ſeines Sohnes ehelich zu; aber auch ihr Hinſcheiden ließ ihn wieder allein. Am Fenſter gelehnt, den Blick gen Himmel gerichtet, konnte er nur ihr nachrufen:

„Sonne, du ſuchſt vergebens
Durch die Wolken zu ſcheinen;
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen!“

Kehren wir zu Lilis fernerem Lebenslaufe nach den oben angeführten Familienpapieren zurück, ſo wird dieſer zur Genüge beweiſen, daß ſie in jeder Hinſicht eines Goethe würdig geweſen wäre. In glücklichen wie in unglücklichen Verhältniſſen als Gattin und Mutter die herrlichſten Tugenden übend, wäre ſie dem greiſen Dichter eben ſo eine geiſtige Stütze, als ſorgſame liebende Hausfrau geweſen. Daß die Auflöſung des Verhältniſſes mit Goethe für eine Lili ſchmerzlich geweſen, läßt ſich um ſo eher annehmen, als die erſte Liebe immer die lebhafteſten Eindrücke zurück läßt. Gewiß aber iſt es, daß ein ſiebzehnjähriges Mädchenherz nicht allzulang leer bleibt, beſonders wenn es von einer Mutter überwacht und geleitet wird, deren ſehnlichſter Wunſch dahin geht, der geliebten Tochter eine glückliche Zukunft zu bereiten.

Ein junger Mann, Namens Bernard aus Straßburg, einer angeſehenen Familie angehörend, hatte ſich in Frankfurt durch ſein ſchönes männliches Aeußere, durch ſeine Bildung und eine dem engliſchen Charakter ſich zuneigende originelle Denkweiſe in allen Familien Zutritt zu verſchaffen gewußt. Seine auf vielen Reiſen erworbene Weltkenntniß, ſeine kaufmänniſche Gewandtheit hatten bei Frau Schönemann die ſtille Hoffnung geweckt, in ihm den Mann zu finden, der als ihr Schwiegerſohn an die Spitze ihres Bankhauſes treten und demſelben im Verein mit ihrem älteſten Sohne einen neuen Aufſchwung verleihen könnte. Mehr noch als das war es wohl die Ausſicht, durch eine ſolche Verbindung die geliebte Tochter in ihrer Nähe zu behalten, die bei ihr die Wagſchale zu Gunſten des jungen Mannes neigte. Bernard, der indeſſen auch Lilis Neigung ſich zu erwerben gewußt, ſchied mit der Hoffnung von Frankfurt, ihre Hand zu erhalten, ſobald er ſich über die Exiſtenz, die er ihr für die Zukunft zu bereiten im Stande ſey, näher erklären würde.

Bis dahin hatte er ziemlich unbeſorgt von den Einkünften eines bedeutenden Hüttenwerks in der Nähe von Straßburg gelebt, deſſen Leitung er einer Verwaltung vertraut. Dahin begab er ſich nun, um den augenblicklichen Stand der Geſchäfte näher einzuſehen. Hier aber müſſen ſich durch nicht gehörige Beaufſichtigung und vernachläſſigtes rechtzeitiges Einſchreiten Verluſte ergeben haben, die ihm bald die Unmöglichkeit entdeckten, eine Verbindung einzugehen, die nur das Unglück der Geliebten herbeigeführt haben würde.

Dieſe unerwartete traurige Entdeckung wirkte ſo vernichtend auf das Gemüth des jungen Mannes, daß er, von der tiefſten Schwermuth ergriffen, nicht mehr zu den Seinigen nach Straßburg zurückkehrte, ſondern ſpurlos verſchwand. Alle Nachforſchungen blieben fruchtlos. Endlich fand man in einem bisher unbeachteten Fache ſeines Schreibpultes einen Brief, worin er ſeine Lage offenbart, zugleich aber den Entſchluß verkündet, durch eine freiwillige Verbannung ſeine Unüberlegtheit abzubüßen. Die Verluſte durch bedeutende Opfer zu erſetzen, hatte der bekümmerte Vater zwar alles Mögliche gethan; aber aller angewendeten Mühe ungeachtet gelang es ihm nicht, die Spuren ſeines Sohnes aufzufinden, der raſch Europa verlaſſen hatte. Erſt lange Zeit nachher erfuhr man auf indirektem Wege, er habe in düſterer Zurückgezogenheit in Jamaika ſeinen Tod gefunden.

Das war zu viel für Lilis tief empfindendes Gemüth. Sie erlag dieſer herben Prüfung und erkrankte ſo ernſtlich, daß ſie lange Zeit bedurfte, ſich zu erholen. In wehmüthiger Reſignation und ſtiller Zurückgezogenheit gingen ihr beinahe zwei Jahre der ſchönſten Jugendzeit — vom achtzehnten bis zum zwanzigſten — dahin, die jedes andere mit ſo viel Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgeſtattete Mädchen zu ſo vielen Anſprüchen berechtigt haben würde. Sie dagegen ſchien, zweimal ſo bitter getäuſcht, jede Regung des Herzens ſorgfältig zu überwachen. Dennoch ſollte ſich das

Digitized by Google

Sprüchwort an ihr bewähren: glückliche Ehen werden im Himmel geſchloſſen. So wurde auch Lili endlich der Mann zugeführt, der ganz dazu gemacht war, ihr Herz zu verſtehen und es mit unauflöslichen Banden an ſich zu feſſeln.

Bernhard Friedrich von Türkheim, Sohn eines der angeſehenſten Bankiers in Straßburg, hatte früher einige Jahre zu Frankfurt im Bankhauſe von Schönemann und Heyder als Volontär geſtanden, und damals nicht allein Lilis Bekanntſchaft gemacht, ſondern auch eine ſtille, aber um ſo tiefer wurzelnde Neigung für ſie mit in die Heimath genommen. Alle Bewerbungen um ſie waren ihm bekannt. Er wußte es, da er ihnen keine Anſprüche entgegenſtellen konnte, männlich zu ertragen. Ein in Frankfurt zurückgebliebener Freund unterrichtete ihn von allem, was die Geliebte indeſſen betroffen. Als die letzte ſtürmiſche Kataſtrophe vorüber war, erwartete er ruhig ſowohl die Geneſung der Geliebten, als auch den Zeitpunkt ab, wo es ihm ſeine Selbſtſtändigkeit geſtatten würde, ihr mit ſeiner Hand eine anſtändige Exiſtenz bieten zu können. Erſt dann kam er nach Frankfurt, ſeine Bekanntſchaft mit Lili zu erneuern und ſeine Bemühungen um ſie deutlicher hervortreten zu laſſen.

Ein Mann von ſo trefflichem Herzen und gediegenem Charakter, der ſchon ſo lange eine treue Liebe für ſie gehegt, konnte nur den wohlthuendſten Eindruck auf ein Gemüth machen, das ſich in den glänzenden Eigenſchaften eines großen Geiſtes und in den vielverſprechenden Formen eines Weltmannes ſo ſchmerzlich getäuſcht hatte. Ein längerer Umgang mit dem jungen Manne ließ ſie an dem feſten und männlichen Charakter allmählig wieder erſtarken. Endlich waren alle zagenden Zweifel überwunden und am 9. Auguſt 1778 leitete die Verlobung eine der glücklichſten Ehen ein, die jemals zwei einander ſo werthe Herzen vereinigt hatte.

Die Berichte des Archivs verbreiten ſich in den heiterſten Erinnerungen über eine Menge froher Familienereigniſſe, bis ſie mit dem Jahr 1789 einen ernſteren Charakter annehmen, wozu die beginnende franzöſiſche Revolution hinreichende Veranlaſſung bot.

Die Erſtürmung der Baſtille hatte in allen Provinzen eine ſchwer zu beſchreibende Aufregung verbreitet, die endlich auch das beſonnene Straßburg ergriff. Hier begannen die tumultuariſchen Scenen mit der Beſtürmung des Rathhauſes. Aehnliche Vorgänge folgten und leiteten nach und nach auch hier die Schreckensperiode ein, die der ſchmerzlichen Erinnerungen ſo viele hinterlaſſen hat. Bald ſah man ſich genöthigt, ſeine politiſchen Geſinnungen mit Mißtrauen einander zu verbergen und ſeinen Umgang auf die allernächſten Familienglieder zu beſchränken. Man verſchloß ſich frühzeitig in ſeine Wohnung, verhing ſorgfältig alle Fenſter, damit kein Licht der nächtlichen Spionage Anlaß gab, in die Häuſer zu dringen und irgend einen Vorwand zu gefahrbringenden Denunciationen darin aufzuſuchen.

Lili behielt in dieſen ſtürmiſchen Zeiten den Kopf oben, das Herz auf dem rechten Fleck. Aufgefordert, den Ort des Schreckens zu verlaſſen und nach Heidelberg zu kommen, wo ſich damals ihr Bruder Schönemann mit ſeiner jungen Frau, einer geborenen Gontard, befand, der einige Jahre früher als Theilnehmer in das Türkheimiſche Handlungshaus eingetreten war, ſchrieb ſie demſelben am 29. Juli 1792: »Je vous prie de remercier la Delph (wir kennen ſie ſchon von oben als ſchützende und helfende Perſon) de la bonté avec laquelle elle s'est occupée de moi; je ne puis et ne dois pas céder aux instances qu'on me fait; il est des circonstances dans la vie où le devoir doit l'emporter sur toutes les autres considérations, et où il faut réprimer toute pusillanimité pour animer et fortifier son courage.«

Indeſſen war es in Straßburg wieder etwas ruhiger geworden. Herr von Türkheim ſah ſich in den Municipalrath berufen. Der Ueberwachung der öffentlichen Wohlthätigkeits- und Sicherheitsanſtalten widmete er ſich mit ſolchem Eifer, daß ihn bald darauf die Stadt zum Maire ernannte. Der Augenblick war kritiſch. Man ſtand in Paris eben im Begriff dem Könige den Proceß zu machen. Dennoch nahm Türkheim die auf ihn gefallene Wahl muthig an und ſchrieb der alten Freundin Delph: „Seyen Sie ohne Sorge um mich. Ich ſehe mit Freuden meinem Berufe vor und fühle mich vollkommen beruhigt unter dem Schutze des alten Gottes, den ich mir noch nicht habe wegphiloſophiren laſſen, ſo viele Verſuche gegenwärtig auch dazu gemacht werden.“ Man ſieht, beide Gatten hegten denſelben Muth.

Aber ſchon hatte die franzöſiſche Revolution eine Höhe erreicht, wo menſchliche Gewalt nichts mehr dagegen vermochte. Die Einnahme von Verdun durch die Alliirten hatte am 2. September 1792 jene gräßlichen Blutſcenen in Paris zur Folge, die ewig in der Geſchichte gebrandmarkt bleiben werden. Von Lilis tiefer Entrüſtung und ſchmerzlicher Erſchütterung zeugt ein Brief vom 6. September, den ſie ihrem Bruder ſchrieb. Der Schluß dieſes Briefs beweiſt, mit welcher treuen Liebe und Achtung ſie ihrem Gatten ergeben war, in deſſen unermüdeter Thatkraft ſie die Bürgſchaft erblickte, daß ſein wahrer und aufrichtiger Patriotismus überall anerkannt werden müſſe.

Digitized by Google

Indeſſen ſollte ſich auch der wackere Türkheim überzeugen, daß der redliche Wille eines Einzelnen vergebens gegen den Sturm der Zeit ankämpfe. Ludwig XVI. ward hingerichtet, die Jakobiner und der Terrorismus herrſchten. Drei Abgeordnete des Convents kamen mit der unvermeidlichen Guillotine nach Straßburg, die Municipalität von allen Beamten zu reinigen, die nicht zu ihrer extremen Partei zählten. Türkheim ward ſeiner gemäßigten Geſinnung wegen gleiches Loos zu Theil. Er zog ſich mit ſeiner Familie auf ein ihm gehöriges Gut, Poſtorff in Lothringen, zurück, wo er die Ereigniſſe um ſo ruhiger abzuwarten gedachte, da ſich das damals gerade ſehr belebte Geſchäft ſeines Hauſes in den zuverläſſigen Händen ſeines Aſſocié Schönemann befand. Die Sehnſucht, ſeine kranke Mutter zu ſehen, führte ihn dennoch wieder nach Straßburg zurück. Aber hier wurde er mit vielen der angeſehenſten Bürger verhaftet und mußte im Gefängniß von der Mitte Septembers bis 5. Oktober 1793 getrennt von ſeiner Familie und in der quälendſten Ungewißheit über ſein weiteres Schickſal ausharren.

So war auch für Lili eine ſchwere Prüfungszeit gekommen, die ihren ganzen Muth und unerſchütterliche Standhaftigkeit in Anſpruch nahm. Zu den beängſtigenden Sorgen um den in Lebensgefahr ſchwebenden Gatten, ſo wie um ihre bejahrte, auf den Tod kranke Schwiegermutter geſellten ſich auch die um ihre noch kleinen Kinder. Hätten ihr nicht die Grundzüge ihres Charakters, die ſchon Goethe als beſonnen, die Ereigniſſe ſtets mit klarem Bewußtſeyn ordnend und ausgleichend bezeichnet, erhebend und unterſtützend zur Seite geſtanden, es wäre ihr kaum möglich geweſen, dem Ausgange des von allen Seiten auf ſie Einſtürmenden mit ſolcher Beharrlichkeit und Faſſung entgegen zu ſehen.

Endlich gelang es der Bemühung der Straßburger Bürger, Türkheims Gefangenſchaft in einen Hausarreſt umzuwandeln, um ſeiner Mutter bei ihrem nahenden Ende den letzten Troſt ſeiner Gegenwart zu gewähren. Nach ihrem Tode geſtattete man ihm, ſich mit ſeiner Familie bis auf zwanzig Stunden von Straßburg zurückzuziehen, was er denn auch freudig benutzte, um ſein friedliches Poſtorff wieder aufzuſuchen.

Hier lebte er geraume Zeit unangefochten von den Stürmen der Revolution. Bald hatte ſich die Familie die Liebe und das Zutrauen aller Einwohner im Orte erworben. Da erſchien plötzlich ein von Straßburg an die dortige Mairie gerichtetes Requiſitionsſchreiben, dem zufolge er ungeſäumt unter Eskorte nach Straßburg abgeführt werden ſollte. Die Art, wie ihm die dortige Municipalität den Verhaftbefehl in die Hände ſpielte, gab ihm einen Beweis von der Achtung und dem Wohlwollen, das er ſich zu erwerben gewußt. Auf der Stelle verabredete er mit der in die höchſte Beſtürzung verſetzten Gattin den Plan zur Flucht der ganzen Familie. Als Bauer verkleidet eilte er bei einbrechender Nacht der franzöſiſchen Grenze zu, die er am nächſten Tage bei Saarbrücken zu erreichen hoffte. Nach Gefahren aller Art erreichte er endlich die preußiſchen Vorpoſten. Ein vertrauter, an Lili abgefertigter Bote unterrichtete ſie, ihr Gatte ſey in Sicherheit. Zugleich wurde ihr der Weg bezeichnet, auf dem ſie ihm alsbald mit der ganzen Familie folgen könne. Das war mit fünf kleinen Kindern keine geringe Aufgabe. Es bedurfte das vollſte und reinſte Bewußtſeyn der Pflichten einer Gattin und Mutter und der ganzen Hingebung eines treuen, davon erfüllten Herzens, um den wahrhaft heroiſchen Entſchluß zu faſſen, der die meiſte Ausſicht auf Gelingen darbot.

Die drei älteſten Knaben wurden nebſt ihrem Hofmeiſter in Bauerkleider geſteckt und voran geſchickt. Lili (hätte doch Goethes Vater die von ihm ſtets „Staatsdame" titulirte in dieſem Aufzuge geſehen!) folgte als Bäuerin verkleidet, ihr jüngſtes Kind, in ein Leintuch gebunden, auf dem Rücken. Eine treue Wärterin in derſelben Tracht ging mit dem kleinen Töchterchen ihr zur Seite. So erreichten die Flüchtigen nach einem langen, für ſo zarte Füße ungewohnten Marſch das Saarufer. Der Hofmeiſter nahm mit den Knaben, von denen jeder ein Handtuch unter dem Arm trug, als kämen ſie aus dem Orte, um zum Bade zu gehen, den Weg über die Brücke. Auch kamen ſie unangefochten hinüber, während Lili dem Strome weiter abwärts folgte, um den ihr im voraus bezeichneten Uebergang zu gewinnen, wo auf der andern Seite der Hofmeiſter mit den Knaben ihrer warten ſollte.

Auf dem Wege dahin mußte ſie eine Gruppe franzöſiſcher, ſich im Fluſſe badender Soldaten paſſiren, welche die junge ſchöne Bäuerin im Vorübergehen neckten und ſie mit Waſſer beſprützten. Lili blieb ſtandhaft und verrieth ſich nicht. An der bezeichneten Stelle wurde der Uebergang bewerkſtelligt. Mit welchen Gefühlen mag das treue Weib das jenſeitige, ihr Rettung und Sicherheit gewährende Ufer betreten haben! Jetzt galt es, mit neuen Anſtrengungen den nächſten, von den Preußen beſetzten Ort zu erreichen. Nach einiger Ruhe ſetzte die Caravane zu größerer Sicherheit die Reiſe in derſelben Kleidung und zu Fuße fort. Ueberall, wo ſie hinkamen, war ihr Gatte ſchon geweſen. Endlich fand ſich in Heidelberg die glückliche Familie mit dem Vater vereint. Die Ueberſiedelung nach Frankfurt wurde bald in's Werk geſetzt. Hier beeiferte ſich Alles, den hart Bedrängten den liebevollſten Empfang zu bereiten. Im Garten der Frau Daniel Andreas Gontard an den

Digitized by Google

Windmühlen war alles vorbereitet, die den Schrecken der Revolution Entgangenen freundlichſt aufzunehmen und ſie die gefahrvollen Tage vergeſſen zu laſſen.

Türkheim benutzte die Muße ſeines Frankfurter Aufenthalts, ſeine Angelegenheiten zu ordnen und aus dem Schiffbruch ſo viel als möglich zu retten. Dann wurde der Entſchluß gefaßt, ſich vor der Hand nach einem kleineren Orte zurückzuziehen, der zur Erziehung der Kinder die nöthigen Hülfsmittel darböte. Hiezu wurde Erlangen gewählt, wohin ſich die ganze Familie Ende Auguſt 1794 begab.

Von hier beginnt ein höchſt intereſſanter, bald in deutſcher, bald in franzöſiſcher Sprache geführter Briefwechſel mit ihrem Bruder Schönemann, wovon das Frankfurter Familienarchiv die Originalien bewahrt. Kaum von allen bisherigen Drangſalen erholt, widmet ſie ſich mit Eifer der Einrichtung ihres Hausweſens wie der Erziehung ihrer Kinder. Türkheim beſucht Collegien über Chemie und Mineralogie. Lili findet die Haushaltung nicht gehörig mit Betten verſehen, muß in Nürnberg Einkäufe machen und näht wacker darauf los. Geſellſchaften ſucht ſie keine, ihr Umgang iſt ein höchſt beſchränkter; „es liegt eben nicht in ihrem Charakter, ſich vorzudrängen und ſchnell Verbindungen anzuknüpfen.“ Selbſt die Markgräfin (von Anſpach), der ſie ſich vorzuſtellen nicht geſonnen war, „weil Aufwand von Zeit und Putz nicht ihre Sache ſeyn könne,“ die ſich aber erinnert, in Türkheims väterlichem Hauſe viele Aufmerkſamkeiten empfangen zu haben und ſie deßhalb zu ſich einladen läßt, bereitet ihr dadurch manche Verlegenheiten; „denn derſelben Aufwartungen zu machen, ſtimme nicht mit ihrem Lebensplan überein.“ Glücklicherweiſe verreiſt die Markgräfin und Lili kann ſtill und häuslich für ſich fortleben.

Gebieteriſche Nothwendigkeit theils politiſcher, theils verwandtſchaftlicher Art rief im Jahr 1795 Türkheim, der nicht auf den Liſten der Emigration ſtand, nach dem beruhigten Straßburg zurück. Hier trat für Lili ein heftiger Kampf ein. Sie wollte ſich nicht von dem geliebten Gatten trennen, mit dem ſie bisher alle Gefahren und Mühen des Lebens treulich getheilt hatte. Die Sorge für ihre Kinder, welche die Trennung von der Mutter nicht ertragen konnten, feſſelte ſie an den bisherigen Ort ihres Aufenthalts. Sie ſah ihr Herz getheilt, beſtürmt und mußte nachgeben. „Nur der Gedanke und die Zuverſicht auf eine höhere Leitung kann mich beruhigen. Der, welcher mich bisher ſo wunderbar beſchützt, wird den Meinen und mir auch ferner beiſtehen.“ — Indeſſen ſollte die Trennung nicht lange dauern. Es erſchien ein Dekret, daß alle diejenigen, welche unter Robespierre ausgewandert waren, bis zum 25. September 1795 wieder zurück ſeyn müßten. So erfolgte endlich die Wiedervereinigung der ganzen Familie in Straßburg.

So weit gehen die brieflichen Mittheilungen aus dem Familienarchive, die ſich zur Oeffentlichkeit eignen und zu Lilis Charakterbild, dem Goethe in ſeinem Leben ein ſo anziehendes Intereſſe verliehen, einen nicht unweſentlichen Beitrag liefern. Ob ihr daſſelbe in „Wahrheit und Dichtung“ jemals zu Geſicht gekommen (ſie ſtarb 1817), iſt dem Herausgeber unbekannt. In wie weit ihr aber Goethes Schilderung in Wahrheit geglichen, dazu gibt die kurze Schilderung ihrer Perſon, die ihr Bruder in ſeinem Archiv niedergelegt, den beſten Commentar: „Meine Schweſter Lili war von der Natur mit einer ſchönen intereſſanten Geſtalt begünſtigt. Der Ausdruck eines lebhaften Geiſtes und talentvoller Befähigung, der aus ihren ſprechenden Augen leuchtete, miſchte ſich mit den weichen Zügen einer edel geformten Geſichtsbildung und ſchuf eine Harmonie darin, die ſchon beim erſten Anblick auf ein gutes, allen wohlwollendes Herz ſchließen ließ. Dabei hatte ihre Mutter nichts verſäumt, ihr eine ſorgfältige, ſelbſt glänzende Erziehung zu geben, und darum zog dieſe ſo äußerſt liebliche Erſcheinung auch alles an ſich, was in ihre Nähe kam.“

Der Verfaſſer jenes obenerwähnten pſychologiſchen Bruchſtücks: „Goethes Trennung von Friederiken,“ hat ſich oft die Frage vorgelegt, was wohl aus Goethe geworden wäre, hätte er ſich an Friederikens Seite in der häuslich bürgerlichen Sphäre fortbewegt. Wo und wer es auch immer geweſen, ſelbſt an der Hand eines Landmädchens und in beſchränkter Häuslichkeit, nie hätte ſich der königliche Dichter je herabgelaſſen, die Scheidemünze einer beſonders in unſern Tagen ſo wohlfeilen Popularität gegen das gediegene Gold einer edlen und ſelbſtſtändigen Geſinnung einzutauſchen. Ob aber ſo großartige, erhabene Geſtalten aus dem beſchränkten Kreiſe häuslichen Stilllebens hervorgegangen wären, wagt er zu bezweifeln. Werther wenigſtens wäre dann nicht entſtanden, nicht Fauſt und Stella, nicht Taſſo und Wilhelm Meiſter, nicht Eugenie und Ottilie. Denn wer ſieht's allen dieſen unſterblichen Gebilden nicht an, daß die Wunde nachblutet und ſich zu ſchließen ſcheut, daß des Dichters Herz noch krankt und zu geneſen fürchtet?

Anders geſtaltet ſich die Frage mit Lili. Wäre es Goethe auf ſeinem wunderbaren Lebenswege, wie er ihn ſelbſt bezeichnet, einmal beſtimmt geweſen, wenigſtens einen Theil deſſelben im Eheſtande zurückzulegen, ſo dürfte es vielleicht mit Recht zu beklagen ſeyn, daß dieſes nicht an der Seite einer ſo edeln Natur geſchehen,

Digitized by Google

wie die war, die ſich uns aus allem hier Mitgetheilten als ſolche offenbart. Friederike an Goethes Seite in Weimar kann ich mir nicht denken. Das liebe Landmädchen von Seſenheim kommt ihm ſchon in der Straßburger Stadtumgebung gar ſeltſam vor. Lili würde an einem ſo feingebildeten, alle ausgezeichneten Individualitäten anerkennenden Hofe nicht zurückgeſtanden ſeyn. Die mannigfach wechſelnden Beziehungen zu den Frauen, deren Umgang vielfältig ſo deutliche Spuren in Goethes Werken hinterlaſſen, würden vielleicht darunter gelitten haben, aber es entſteht auch die Frage, ob nicht Lili im Stande geweſen wäre, einen ſo univerſellen Geiſt dauernd zu feſſeln und einen erkennbaren Einfluß auf deſſen Schöpfungen auszuüben? Dieſe Frage, die der „Siebenziger“ in ſeiner Schrift aufwirft, glaube ich mit Nein beantworten zu müſſen und habe dafür ſchon oben die Gründe angegeben. Goethes objektive Natur ſchmiegt ſich jedem neuen Gegenſtande an, ſchmilzt mit ihm zuſammen, ſtellt ihn dann mit jener Wahrheit dar, in der der Dichter verſchwindet, um ſich ſofort einem andern zuzuwenden, daſſelbe Spiel von neuem zu beginnen. So gibt er ſich den weiblichen Herzen, wie natürlichen Phänomenen, mit ganzer Seele hin und ſtellt ſie dann mit jener unnachahmlichen Wahrheit dar, die wir an ihm bewundern. Mit der Schöpfung des Dichters iſt aber die ihm gewordene Aufgabe gelöst. Sein Ausſpruch: „Die Liebe iſt wie das Athemholen. Man zieht die Luft ein, — gibt ſie aber wieder von ſich,“ charakteriſirt ihn völlig. Zur Liebe war Goethe, nicht zur Ehe geboren. Noch im höchſten Alter blieb ſein Herz jung und dem Eindrucke der Liebe offen:

„Wenn Liebe je den Liebenden begeiſtet,
Ward es an ihm auf's Lieblichſte geleiſtet!“

A. Clemens.

Das römiſche Theater im Zeitalter des Plautus und Terenz.

Von den beiden Luſtſpieldichtern, deren Stücke ſich allein aus dem Untergange der ganzen römiſchen Dramenliteratur gerettet haben, iſt Plautus, der ohne Vergleich bedeutendere und originellere, noch immer nicht ſo allgemein gekannt als er verdient. Leſſings Bemühungen, ihn für unſere dramatiſche Produktion fruchtbar zu machen, ſind ohne Erfolg geblieben. Weit näher ſteht uns allerdings Terenz durch die Oekonomie ſeiner Comödien, durch die Natur ſeiner beinahe modernen Sujets, durch die Eleganz des Converſationstons im Dialog, und durch verſchiedene gute Bearbeitungen und Ueberſetzungen iſt er auch dem größeren Publikum zugänglich geworden. Mit unweſentlichen Veränderungen würden einige Terenziſche Luſtſpiele heutzutage auf die Bühne gebracht werden können. Aber wenige Leſer, die ſich an der feinen Charakterzeichnung, an der reinen und korrekten Ausdrucksweiſe, an dem Witz des alten Dichters erfreuen, ſind ſich bewußt, wie ganz verſchieden die Aufführung ſeiner Stücke in jener Zeit von einer heutigen war. Es iſt wohl der Mühe werth, ſich die charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten einer theatraliſchen Vorſtellung in den Tagen der Scipionen zu vergegenwärtigen.

Bekanntlich bildeten im alten Rom die Schauſpiele der Bühne ſo wie alle übrigen einen Theil des Cultus, da man der Meinung war, daß der Anblick einer heitern, feſtlich geſchmückten Menge den Göttern beſonders gefällig ſey, mochte ſie nun dem Wettkampf rennender Wagen oder dem blutigen Gefecht von Gladiatoren zuſchauen, oder die grotesken Tänze und Geſänge auf der bretternen Bühne belachen. Die Circusſpiele waren anfangs die einzigen geweſen, mit denen man in Rom die Feſte der Götter gefeiert hatte, erſt in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chriſtus kamen dramatiſche Vorſtellungen auf. Bald hatten ſie ſich eines eben ſo lebhaften Beifalls zu erfreuen als die Circusluſtbarkeiten, und die meiſten großen, jährlich wiederkehrenden Götterfeſte wurden mit Theaterſpielen gefeiert, die einen, auch mehrere Tage hinter einander währten. Als zur Staatsreligion gehörig, wurden dieſe Feſte von Staatsbeamten veranſtaltet. Zwar waren Fonds dafür ausgeworfen; indeſſen dieſe Anweiſungen waren in einer ſehr frühen und einfachen Zeit geſchehen, in welcher die emporwachſende Republik für Feſtlichkeiten viel ausgeben weder konnte noch wollte. Die Anſprüche des Volks ſteigerten ſich jedoch mehr und mehr, und wollten die Beamten ſich ſeine Gunſt erhalten, ſo mußten ſie entweder aus eigenen Mitteln zu den bewilligten Summen

Zuſchüſſe machen, oder das Fehlende durch Erpreſſungen in den Provinzen und Dependenzen Roms aufbringen. Manche, die redlich genug waren, das letztere Mittel zu verſchmähen, erſchöpften bei der verſchwenderiſchen Ausſtattung ihrer Schauſpiele ihr Vermögen; die meiſten dagegen plünderten ohne Scheu die Länder der Bundesgenoſſen und Unterthanen und gaben den durch Zwangsmaßregeln aufgebrachten Summen den Namen von freiwilligen Beiträgen. Weil aber das Schauſpiel ein Theil des öffentlichen Cultus war, der (wenigſtens nach der offiziellen Fiction) aus Staatsmitteln beſtritten wurde, hatten auch alle Staatsangehörige Antheil daran. Jeder Freie hatte unentgeltlichen Zutritt, die Sklaven waren ausgeſchloſſen, ein zahlendes Publikum gab es nicht.

Nichts kann einfacher ſeyn, als die älteſte Bühneneinrichtung in Rom. Am Fuße eines Bergabhangs, wie die Siebenhügelſtadt deren ſo viele bietet, ſchlug man ein Brettergerüſt auf, das nach dem Schauſpiel wieder abgebrochen wurde: eine Bühne mit einer Wand dahinter, die nothdürftige und rohe Andeutungen der unentbehrlichſten Decorationen enthielt. Gegenüber wurde auf dem Abhang des Hügels ein Raum für die Zuſchauer durch Schranken umzogen. Und in dieſem Raum drängte ſich nun die ganze Bürgerſchaft mit Weib und Kind ſtehend durcheinander; die zuerſt kommenden ſtellten ſich unten der Bühne zunächſt, die ſpäter zuſtrömenden höher am Abhang hinauf, um jenen über die Köpfe zu ſehen, und ſo ungeordnet und verworren bewunderte die bunte Maſſe die kunſtreichen Sprünge, die etruriſche Ballettänzer zum Takt der Flöte ausführten, oder jubelte bei den derben Zoten der campaniſchen Pulcinelle. Neben dem hochgeborenen Senator, deſſen Votum auf die auswärtige Politik von Einfluß war, ſtand hier der aus Griechenland oder Gallien eingeführte Sklave, der ſich freigekauft hatte, neben dem Kapitaliſten aus dem Ritterſtande, der einen Theil der Staatszölle gepachtet, der Ackerbürger aus der Campagna, der von dem Ertrage ſeines kleinen Landes ſich und die ſeinigen mit Mehlbrei nährte. Es war ſchon nach dem Ende des zweiten puniſchen Kriegs, als ein beſonderer Platz für den Senat der Bühne zunächſt durch eine Schranke abgeſchlagen wurde, alſo in einer Zeit, wo Rom unter den Mittelmeerſtaaten bereits die erſte Macht und die Regierung ausſchließlich in den Händen des Senats war. Nichtsdeſtoweniger wurde dieſe Einführung eines Standesprivilegiums von den Bürgern der Republik nur mit Murren ertragen. Nach und nach kam die Sitte auf, ſich Seſſel durch die Sklaven nachtragen zu laſſen. Aber als man um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chriſtus den Verſuch machte, auf dem Forum ein ſtehendes Theater mit Sitzen für alle Zuſchauer zu errichten, ſetzten die Staatsmänner aus der alten Schule, die mit den Aeußerlichkeiten der „guten alten Zeit" auch ihren Geiſt bewahren zu können glaubten, durch, daß es wieder abgebrochen wurde. Zugleich erfolgte ein Staatsbeſchluß, der in der Stadt und dem Weichbilde verbot, Bänke zu den Spielen mitzubringen und denſelben ſitzend zuzuſchauen, da eine ſolche Bequemlichkeit mit der Sittenſtrenge der römiſchen Republik nicht vereinbar ſey.

Indeſſen die Dämme, die der theils bornirte, theils heuchleriſche Ultraconſervatiſmus den Strömungen der Zeit entgegen ſetzte, waren bald durchbrochen. Die Eroberungen in Griechenland, im Orient und in Afrika häuften nicht nur ungeheure Reichthümer in Rom, ſondern verſchafften auch griechiſcher Cultur ſo wie griechiſcher Ueppigkeit Eingang bei „der Quiriten hartem Volk." Bald hatte Rom ſeine vollſtändigen Theater nach griechiſchem Modell: der Zuſchauerraum ein Halbkreis, deſſen Durchmeſſer die Bühne blieb; ihr zunächſt ein halbkreisförmiges Parterre mit den Sitzen der Senatoren, und hinter dieſem amphitheatraliſch aufſteigend die übrigen Bänke. Aber auch dieſe Theater waren von Holz und wurden nach dem Feſte abgebrochen; vor dem großen Pompejus hat Rom kein ſteinernes Theater beſeſſen. Hier ſaßen die Zuſchauer unter freiem Himmel, ungeſchützt vor Sonnenbrand und Regenſchauern. Von den letzteren war freilich weniger zu befürchten, da die meiſten regelmäßigen Theaterfeſte in die Zeit von April bis November fielen. Deſto mehr müſſen ſie von der Hitze gelitten haben. Das mit Schauſpielen gefeierte Feſt zu Ehren des Apollo fiel z. B. in die erſte Hälfte des Juli. Aber in der Zeit des Plautus und Terenz dachte man noch nicht daran, das Theaterpublikum gegen die Gluth der römiſchen Mitſommerſonne durch ausgeſpannte Zeltdächer und Sprengungen mit Waſſer zu ſchützen.

Die Dichter, die mit ihren Stücken damals das Publikum unterhalten und feſſeln ſollten, hatten einen ſchweren Stand. Die Maſſe, deren Lärmen und Toben noch Horaz mit dem Rauſchen des Waldes oder dem Brauſen des Meeres verglich, war ſchwer zu beſchwichtigen, noch ſchwerer zur Aufmerkſamkeit zu bewegen. Die große Mehrzahl beſtand aus Männern, die harte Schläge auszutheilen und den Pflug oder das Handwerkszeug zu führen verſtanden, aber von der dramatiſchen Kunſt und ihren Geſetzen nicht die entfernteſte Vorſtellung und herzlich wenig Achtung vor dem Freigelaſſenen hatten, deſſen Stück man zu ihrer Unterhaltung aufführte. Noch ſchwerer waren ihre ſchöneren

Digitized by Google

Hälften zu ruhigem Sitzen und Hören zu bringen. Die lauten Ausbrüche ihrer Luft ſtörten die Vorſtellung nicht wenig. Der größte Theil der Zuſchauer zog einen guten Bärenkampf oder eine Bärenhetze den beſten Erfindungen der dramatiſchen Muſe vor, und nicht ſelten erhoben ſich während des Stücks Stimmen, die dieſe populären Luſtbarkeiten verlangten, gegen deren Reiz ſich auch die anziehendſte Comödie ſelten behaupten konnte. Als die „Schwiegermutter“ von Terenz zum erſtenmal aufgeführt werden ſollte, durchlief die Zuſchauerbänke das Gerücht, Seiltänzer und Fauſtkämpfer werden ſich ſehen laſſen; es entſtand ein Tumult, die Weiber ſchrien, alles lärmte durcheinander, die Schauſpieler konnten ſich kein Gehör verſchaffen. Bei der zweiten Aufführung ging der erſte Akt glücklich und mit Beifall von Statten; dann aber drang zum Unglück die Nachricht in's Theater, es würden Gladiatorenſpiele gegeben werden. Sogleich fing man an ſich hinauszudrängen, um die beſten Plätze zu erhaſchen. Getümmel und Schlägereien wurde allgemein, und der arme Dichter ſah ſein Stück zum zweitenmal durchfallen. Es behauptete ſich erſt bei der dritten Vorſtellung, die im Jahr 160 bei der Feier der Beſtattung des Aemilius Paullus, des Eroberers von Macedonien, ſtattfand. Eine Anekdote, die Polybius von einem ſieben Jahre früher gegebenen Schauſpiel aufbewahrt hat, zeigt ebenfalls, wie ganz roh das Publikum war und wie weit es hinter einem gleichzeitigen griechiſchen zurückſtand. Zum erſtenmal traten bei dieſem Schauſpiel griechiſche Flötenſpieler auf, deren Concerte in Griechenland zu den begehrteſten Kunſtgenüſſen gehörten; aber ihr Spiel war Caviar für das römiſche Volk. Da der Feſtgeber ſein Geld nicht ganz umſonſt ausgegeben haben wollte, befahl er ihnen, ſich unter einander zu prügeln, und dieſe Exhibition wurde mit lautem, nicht enden wollenden Beifall aufgenommen.

Wenn die Dichtkunſt im damaligen Rom wenig geachtet war, ſo war die Schauſpielkunſt ſogar gründlich verachtet. Wer ſich zu dem Mummenſchanz der Bühne hergab, galt für eben ſo unehrlich als der überführte Dieb, Betrüger oder Verläumder. Es waren daher beinahe ausſchließlich Sklaven, die von ihren Herrn zu dieſem Beruf beſtimmt waren, oder Freigelaſſene, die in Gewinn und Beifall eine Entſchädigung für den Mangel an bürgerlicher Ehre ſuchten. Sie zogen in Truppen vereint im Lande umher und wurden von den Feſtgebern in Rom, ſo wie in andern Städten, unter gewiſſen Bedingungen für die Dauer des Feſtes engagirt. Durch dieſes Engagement erhielten die betreffenden Beamten eine völlig unumſchränkte Gewalt über die Truppe, ſo daß ſie ſie für Inſubordination und andere Vergehen, die jetzt allenfalls mit einem Gageabzug beſtraft werden, mit Schlägen züchtigen konnten. Zu den Verbrechen, durch welche ſich die damaligen Schauſpieler am häufigſten Züchtigungen zuzogen, gehörte die Anwerbung einer Claque, die nicht nur ihnen Beifall ſpenden, ſondern auch ihre Rivalen ausziſchen mußte. Dieſer Unfug, der ſpäter in Rom eine ſo koloſſale Ausdehnung gewann, war ſchon in der Plautiniſchen Zeit ſehr bemerkbar, und gehörte zu den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten der damaligen theatraliſchen Vorſtellungen. Mit Recht iſt der Name »les Romains« auf die heutige Pariſer Claque übergegangen. Die Veranlaſſung zu dieſem Treiben war jedoch eine andere als gegenwärtig. Die jetzigen Schauſpieler wollen nur Beifall für ſich und höchſtens Mißgunſt gegen ihre Collegen erregen; die antiken wollten ſich nebenbei einen reelleren Vortheil ſichern. Diejenigen nämlich, die am meiſten applaudirt worden waren, erhielten Preiſe noch außer ihrer Gage, die zwar theils in werthloſen Palmen, theils aber auch in goldenen Kränzen und andern Pretioſen beſtanden. Eigene Beamte waren ſchon in der Zeit, die wir hier im Auge haben, im Zuſchauerraum vertheilt, um factioſe Demonſtrationen zu unterdrücken, und dem Schauſpieler, der überwieſen ward, ſie angeſtiftet zu haben, wurde (nach der derben Ausdrucksweiſe des römiſchen Dichters) „das Leder zerhauen.“

Der erſte Schauſpieler der Truppe pflegte zugleich Regiſſeur und Impreſario zu ſeyn, und dieſer war es, der den Contrakt für ſich und ſeine Leute mit den Beamten abſchloß, die Theaterſpiele zu geben hatten. Er war es auch gewöhnlich, der die Vermittlung zwiſchen ihnen und den dramatiſchen Dichtern übernahm. Da Männer, die literariſche Bildung beſaßen, in jener Zeit unter den römiſchen Großen noch zu den Ausnahmen gehörten, vereinigten die Schauſpieldirektoren mit ihren übrigen Obliegenheiten auch die wichtigſte eines heutigen Intendanten oder Dramaturgen, über die Annehmbarkeit der von den Dichtern angebotenen Stücke zu entſcheiden. Nach ihrer Entſcheidung richtete ſich der Aedil oder Prätor nicht bloß in der Wahl der aufzuführenden Dramen, ſondern auch in der Honorirung der Dichter. Man ſieht, wie wichtig ihre Protektion für dieſe letzteren ſeyn mußte. In der That konnte ſich der Hauptſchauſpieler und Direktor der terenziſchen Truppe, Ambivius Turpio, rühmen, daß durch ſeine Bemühungen durchgefallene Stücke wieder zu Ehren und auf das Repertoire gebracht worden waren. Er habe, ſagt er, die Ungewißheit des Bühnenerfolgs wohl gekannt und um ſo mehr ſich vorgeſetzt, in ſeiner

Digitized by Google

Unterſtützung der dramatiſchen Dichter nicht zu ermüden. Wenn ſie durch Fiasco entmuthigt dem undankbaren Beruf entſagen wollten, brachte der uneigennützige Mann ihre Stücke ohne Rückſicht auf eigenen Gewinn immer auf's neue zur Aufführung, und mehr als einmal gelang es ihm, ſie gegen die Gleichgültigkeit oder Antipathie des Publikums zu behaupten. Auf dieſe Weiſe übte er und andere ſeines Gleichen (wenn es deren gab) einen bedeutenden Einfluß auf die aufblühende dramatiſche Literatur dieſer Periode, und dieſer Phönix unter den Schauſpieldirektoren verdient wohl in den Annalen der Theatergeſchichte mit ganz beſonderer Auszeichnung genannt zu werden.

Kam das Feſt heran, an welchem Schauſpiele ſtattfinden ſollten, ſo erhob ſich das Theater ſchnell unter den Händen der Zimmerleute, da man auch jetzt noch zu den Sitzen der Zuſchauer Bergabhänge benutzte, die leicht mit halbkreisförmigen Reihen von Bänken zu bedecken waren und alle Unterbauten unnöthig machten. An allen belebten Orten wurden nun Programme der zu erwartenden Genüſſe mit Farbe an die Mauern gemalt. Die Aufführungen begannen mit dem früheſten Morgen und dauerten oft den ganzen Tag über, da häufig mehrere Stücke hinter einander gegeben wurden. Beamte waren im ganzen Zuſchauerraum vertheilt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und Unberechtigte, wie Sklaven, Ammen mit kleinen Kindern und Frauen von ſchlechtem Rufe zu entfernen. Hatte die Menge ſich niedergelaſſen, ſo unterhielt ſie ſich damit, beim Erſcheinen hervorragender Perſönlichkeiten Demonſtrationen zu machen. Wer ſich ihrer Gunſt erfreute, wurde mit Klatſchen und Zurufen begrüßt, man erhob ſich von den Sitzen; mißliebige Staatsmänner empfing man mit Ziſchen, Pfeifen und Geheul. Um die zum Anfang der Vorſtellung nöthige Ruhe wieder herzuſtellen, war ein Herold nothwendig, nach deſſen wiederholten Rufen allmählig Stille eintrat. Ob die damaligen Theater bereits den Luxus eines Vorhangs kannten, iſt ſehr zweifelhaft. Vermuthlich hatten die Zuſchauer ſchon vor dem Stück den Genuß, die leere Bühne und die feſtſtehende hintere Dekoration derſelben betrachten zu können. In dieſer befanden ſich drei Thüren, von denen die mittlere den Eingang in den königlichen Palaſt bedeutete, wenn eine Tragödie, und den des Wohnhauſes der Hauptperſon, wenn eine Comödie gegeben wurde; von den beiden Seitenthüren wurde angenommen, daß die eine in die Stadt, die andere in die Fremde führte. Durch leichte Modifikationen ließen ſich dieſe Thüren auch in die Eingänge von Höhlen und die ganze Hauptdekoration in einen Wald verwandeln. Veränderungen dieſes Hintergrundes während des Stücks waren um ſo weniger nöthig, als die dem Griechiſchen nachgeahmten Dramen die Einheit der Zeit zu haben pflegten.

Zuerſt trat ein Prolog auf, der um die Gunſt des Publikums bat und es mit dem Namen des Stücks bekannt machte, auch kund that, was ſonſt zu wiſſen wünſchenswerth war, als z. B. daß es aus dem Griechiſchen überſetzt ſey, was damals gewöhnlich geſchah; ſodann pflegten einige Andeutungen über den Inhalt gemacht zu werden, um das Verſtändniß zu erleichtern, auch vertheidigte ſich hier der Dichter gegen etwaige Vorwürfe der Kritik und ließ es nicht an Hieben auf die Recenſenten und neidiſche Kunſtgenoſſen fehlen. Dann begann die Vorſtellung. Medea klagte über Jaſons Untreue, Oreſt floh vor den Furien, oder der geizige Alte in der Comödie polterte gegen ſeine Sklaven und dieſe machten mit dem jungen Herrn Complotte gegen ihn. Bekanntlich wurden im Luſtſpiel wie im Trauerſpiel alle Rollen von Männern geſpielt, nur in der Poſſe (dem ſogenannten Mimus) traten Frauen auf; aber es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, die Schauſpieler wären ſchon damals immer in Masken aufgetreten. Vielmehr wurde die Verſchiedenheit des Alters und Geſchlechts (abgeſehen von Coſtüm und Schminke) durch Perrücken angedeutet, deren weiße, blonde oder ſchwarze Farbe eine conventionelle Bedeutung hatte. Erſt in der Zeit des Terenz kam mit der zunehmenden Verfeinerung der Bühneneinrichtung die Maskirung auf, doch wurde ſie noch keineswegs allgemein. Das Coſtüm hatte, wie beim griechiſchen Theater, viel Conventionelles. An eine möglichſt treue Nachahmung der Wirklichkeit, an Illuſion wurde nicht einmal in der Komödie, geſchweige denn in der Tragödie gedacht. Vielmehr war bei der Ausſtattung der letzteren alles darauf berechnet, durch feierliche, fremdartige Erſcheinungen die Zuſchauer aus der Wirklichkeit in das phantaſtiſche Reich der Heroenwelt zu verſetzen. Der hohe ſtelzenartige Kothurn und die wallende Lockenperrücke ſollten beide dazu dienen, die Statur der Schauſpieler über das gewöhnliche Maß menſchlichen Wuchſes hinauszurücken; bunte prachtvolle Schleppgewänder mit breiten Gürteln bezeichneten die königliche Würde der handelnden Perſonen, und die feierliche Langſamkeit ihrer Bewegungen ſtimmte zu dem ſchwerfälligen Pathos und der oft geſchraubten und ſchwülſtigen Form des Ausdrucks, in welche die Dichter ihre noch unbehülfliche Mutterſprache zwängten. Es war alles, Inhalt, Form und äußere Ausſtattung von der griechiſchen Bühne entlehnt, aber ihr Geiſt widerſtrebte vielfach der Uebertragung. Wie das Coſtüm in ſolchen Stücken geweſen ſeyn mag, die der römiſchen Geſchichte entnommen waren, wie Brutus und Decius, iſt

unbekannt. Auch das Coſtüm der Comödie war dem griechiſchen Vorbilde nachgeahmt, wie die Stücke ſelbſt; auch hier war manches conventionell, und die Zuſchauer wußten in der Regel auf den erſten Blick, welche von den ſtehenden Perſonen des Luſtſpiels ſie vor ſich ſahen: den alten Polterer oder den Paraſiten, den renommirenden Bramarbas oder den Kuppler, den verſchmitzten Sklaven oder den jungen Verſchwender.

Keine dramatiſche Vorſtellung war ohne Muſikbegleitung. Die Tragödie konnte ſie um ſo weniger entbehren, als ſie den von ihrem griechiſchen Vorbilde entlehnten Chor enthielt, deſſen Geſänge ſtets von Inſtrumenten begleitet wurden. Aber auch muſikaliſche Soli fehlten ihr eben ſo wenig als dem Luſtſpiel. Die erforderliche Muſik wurde zu jedem Stück von einem Muſiker geſetzt. Sie war in der hier geſchilderten Periode ſehr einfach, und wurde bloß von zwei Flöten ausgeführt, die ſich wie Diskant und Alt zu einander verhielten, und mit denen die Componiſten verſchiedene Wirkungen hervorzubringen verſtanden, je nachdem ſie der einen oder der andern die Hauptſtimme gaben. Dieſe Muſik trat aber nur ſtellenweiſe ein, und zwar außer dem Chor der Tragödie nur bei Solovorträgen, denn der Dialog wurde immer geſprochen. Sollte aber eine der Hauptperſonen ihre Empfindungen in einem Monologe ausdrücken, deſſen lyriſches Pathos dem ruhigen Gange der Deklamation widerſtrebte, ſo ging der Vortrag in Geſang über und die Muſik trat ein. Aber dieſe Soli wurden auf eine Weiſe exekutirt, die nach unſern Begriffen von theatraliſcher Darſtellung im höchſten Grade ſeltſam erſcheinen muß. Das Muſikſtück wurde nämlich gar nicht von dem Schauſpieler vorgetragen, zu deſſen Rolle es gehörte; ſondern er wurde hier von einem Sänger abgelöst, der, ohne übrigens an der Handlung irgend Theil zu nehmen, ruhig daſtehend wie im Concert die Solopartie abſang, während der Schauſpieler, aus deſſen Munde der Text hätte kommen ſollen, ſeinen Inhalt ſtumm durch eine balletartige Pantomime ausdrückte. Bei dieſer Theilung von Wort und Geberde unter zwei Executirende erinnern wir uns unwillkürlich des Ständchens, das von Don Juan geſungen und von Leporello mit Geſticulation begleitet wird; aber was dort eine auf komiſchen Effekt berechnete Parodie iſt, war auf der römiſchen Bühne die regelmäßige, völlig ernſt gemeinte und ernſt aufgenommene Art der Darſtellung.

Man könnte glauben, daß der Grund dieſer für unſer Gefühl ganz widerſinnigen Trennung des zuſammengehörigen darin zu ſuchen ſey, daß die Schauſpieler nicht ſingen konnten. Vielmehr aber iſt dieſe Sonderbarkeit dadurch zu erklären, daß der Geberdenſprache ein viel größerer Antheil an der theatraliſchen Darſtellung eingeräumt wurde als bei uns. Wie ausgebildet die Fähigkeit ſich pantomimiſch auszudrücken noch im heutigen Italien iſt, weiß man; doch ſcheint ſie es im Alterthum noch in höherem Grade geweſen zu ſeyn. Angemeſſene, ausdrucksvolle und rhythmiſche Geſticulation galt mindeſtens für eben ſo wichtig im Schauſpiel als guter Vortrag; und ſchon im Dialog war es für den Schauſpieler nicht leicht, beides ſo zu vereinigen, daß er die hohen Anforderungen der gebildeten Zuſchauer befriedigte. Bei den geſungenen Monologen aber war dieß vollſtändig unmöglich; denn wie die Recitation zum Geſang, ſo mußte die Geberde ſich hier zum pantomimiſchen Tanz ſteigern. War aber eine Vertheilung der beiden Darſtellungsmittel nothwendig, ſo iſt klar, daß der Schauſpieler das bedeutendere für ſich wählte und dem Sänger, der ihn unterſtützte, das geringere überließ. Es muß alſo der Ausdruck durch Geberden für kunſtvoller und dankbarer gegolten haben, als der Geſang. Auch hier zeigt ſich übrigens, wie wenig die römiſche Bühne die Tendenz der Illuſion hatte. Schwerlich hätte etwas die Illuſion gründlicher ſtören können, als die Darſtellung einer Rolle durch zwei verſchiedene Perſonen.

Sowohl Trauerſpiele als Luſtſpiele beſtanden in der Regel aus fünf Akten; die Aktſchlüſſe wurden (in Ermangelung eines Vorhangs) durch Pauſen angedeutet, die in der Comödie auch zuweilen mit Flötenſpiel ausgefüllt wurden, während in der Tragödie Chorgeſänge den Schluß der Akte bezeichnet zu haben ſcheinen. Dieß iſt wenigſtens in den Tragödien der Fall, die unter dem Namen Senecas erhalten ſind; und wenn dieß auch poetiſche Stylübungen ſind, die nicht zur Aufführung beſtimmt waren, ſo wird ſich doch der Verfaſſer vermuthlich nach dem Herkommen der Bühne gerichtet haben.

So einfach und ſchmucklos, ja dürftig, war die Einrichtung des römiſchen Theaters gerade in der Zeit, wo die dramatiſche Produktion am reichſten und glänzendſten war. Hundert Jahre ſpäter, wo ſie ſo gut als völlig aufgehört hatte, war die Bühne mit einer faſt mährchenhaften Pracht ausgeſtattet. Auch hier bewahrheitet ſich wieder die Erfahrung, daß der Fortſchritt der dramatiſchen Literatur mit dem Fortſchritt der Scenirung im umgekehrten Verhältniß ſteht.

Marie Antoinette in Schwaben.

Die Lebensgeſchichte dieſer ſchönen, unglücklichen Fürſtin berichtet uns von zwei königlichen Fahrten derſelben, die im grellſten, ſchneidendſten Contraſte mit einander ſtehen. Die erſte iſt ihr Triumphzug von Wien nach Paris als Braut des franzöſiſchen Kronprinzen, Herzogs von Berry, nachmals Ludwig XVI., die zweite ihre Fahrt auf dem Armeſünderkarren zum Schaffot. Beide Fahrten liegen dreiundzwanzig Jahre auseinander. Dort die kaiſerliche Prinzeſſin von fünfzehn Jahren im Glanz der blühendſten Jugend, hier die entkrönte, verblühte, achtunddreißigjährige „Wittwe Capet;“ dort ein Hochzeits-, hier ein Leichenzug.

Am Tage, wo die ſchöne Erzherzogin, die Tochter Franz I. und Maria Thereſias, ihre Vaterſtadt verließ, um durch Süddeutſchland über Straßburg nach Paris zu reiſen, ſchienen die guten Wiener wie die Erzherzogin ſelbſt von einer dunkeln Ahnung ergriffen. Die ganze Stadt ſchwamm in Thränen. Ein Augenzeuge, Weber, weiß davon Näheres zu erzählen. Am Morgen verließ die Dauphine, durch Procuration mit dem Dauphin von Frankreich bereits vermählt, Wien. Die ganze Stadt drängte ſich hinaus, anfangs in ſtiller Betrübniß. Sie erſchien; man ſah ſie zurückgelehnt im Wagen, ihr Geſicht mit Thränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Schnupftuch, bald mit ihren Händen bedeckend, zu wiederholten malen ihren Kopf hinausſtreckend, um noch einmal den Palaſt ihrer Väter zu ſehen, wohin ſie nie zurückkehren ſollte. Sie nickte dem guten Volke, das ſich heran drängte, um ihr Lebewohl zu ſagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Dann brach man auf allen Seiten nicht bloß in Thränen, ſondern in Geſchrei aus. Männer und Weiber überließen ſich dem Ausdruck ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne des Jammers. Das war im April 1770.

Auf dieſer Brautreiſe geſchah es, daß Marie Antoinette durch Schwaben kam. Am 1. Mai 1770 hielt ſie ihr Nachtlager im Kloſter Obermarchthal mit einem Gefolge von fünfhundert Perſonen. Das Kloſter bot auf, was Küche und Keller vermochte, um die vornehmen Gäſte nach Standesgebühr zu bewirthen. Selbſt ein Feſtſpiel fehlte nicht, welches der deutſchen Kaiſertochter zu Ehren in dem Reichsſtift aufgeführt wurde. Der Verfaſſer deſſelben iſt niemand anders als der kleine ſchwäbiſche Rabelais, Sebaſtian Sailer, Pfarrer in Dietersklrch, im jetzigen württembergiſchen Oberamt Riedlingen, und zugleich Capitular im Prämonſtratenſerkloſter zu Obermarchthal. Dieſes Feſtſpiel, theils hochdeutſch, theils franzöſiſch, größtentheils aber im oberſchwäbiſchen Bauerndialekt geſchrieben, hatte den Titel: „Beſte Geſinnungen ſchwäbiſcher Herzen, da Ihre königliche Hoheit die durchlauchtigſte Fürſtin und Frau Maria Antonia, Erzherzogin zu Oeſterreich, vermählte Dauphine von Frankreich ꝛc. in dem Reichsſtift Marchthal in Schwaben den 1. Mai 1770 die Nachtruhe zu nehmen gnädigſt beliebten, — in einer einfältigen Cantate abgeſungen.“

Sebaſtian Sailer kannte die junge, am 2. November 1755 geborene Fürſtin ſchon von Wien her, wohin er von ſeinen ſchwäbiſchen Landsleuten als berühmter Kanzelredner, der nach der Sitte jener Zeit bereits auf den bedeutendſten Kanzeln Schwabens, in Franken, in Mähren, in der Schweiz und im Allgäu ſich Lorbeeren geſammelt hatte, zu einer Gaſtpredigt berufen worden war. Sailer hatte am 12. Auguſt 1767 in der kaiſerlichen Hofkirche gepredigt, über den heiligen Ulrich, „als das Urbild eines weiſen Schwaben.“ Die Schwaben in Wien verehrten ihm als Zeichen ihrer Anerkennung eine koſtbare Doſe mit ſeinem Namenszug und der Widmung: Ciceroni suevico, dem ſchwäbiſchen Cicero.* Der Kaiſerin Maria Thereſia wurde er vorgeſtellt; ſie empfing ihn in der Mitte ihrer Kinder, worunter auch die zwölfjährige Marie Antoinette, ungemein freundlich, die, wie er ſelbſt in ſeiner derbkomiſchen Weiſe erzählt, als er ſich vor ihr auf ein Knie niedergelaſſen hatte, „als eine ſtarke Frau ihn unter den Armen faßte und den ſchwäbiſchen Bengel ganz leicht in die Höhe hob.“

Das Feſtſpiel nun, das vor der Königin Marie

* Auf der Rückreiſe von Wien war es, wo der joviale geiſtliche Herr für die Ehre der Schwaben eine gute Lanze einlegte. In einem fränkiſchen Prämonſtratenſer Kloſter wünſchten Prälat und Kapitelsherrn ihn auch predigen zu hören. Er willfahrte ihnen. Der Prälat, der ihn zum Reiſewagen begleitete, verabſchiedete ſich von ihm mit den Worten: „Nun ſind wir alle überzeugt, daß die Schwaben nicht ſo dumm ſind, wie man bei uns in Franken dafür hielt.“ Sebaſtian Sailer erwiederte: „Und ich bin gänzlich überzeugt, daß die Franken nicht ſo grob ſind, wie man bei uns in Schwaben dafür hielt.“ Damit ſtieg er in den Wagen und fuhr davon.

Digitized by Google

Antoinette im ſchwäbiſchen Kloſter Obermarchthal aufgeführt wurde, leitet der Verfaſſer mit den Worten ein: „Die allerhöchſte Gnade, welche dem Reichsſtift Marchthal wegen der erfreulichſten Uebernachtung Ihro königlichen Hoheit der vermählten Frau Dauphine von Frankreich den erſten Mai laufenden Jahrs zuging, würde zwar unſere ſchwäbiſche Muſe auf ganz beſondere Ausdrücke, wie ſie die unterthänigſte Ehrfurcht heiſchte, gebracht haben. Da aber das ſehr kleine und nur in flüchtiger Eile errichtete Theater, wie auch meiſtens der gar zu enge Zeitraum alle Wege ſchloſſen, mußte alles auf gut ſchwäbiſche Art kurz, doch beſtmeinend geſchehen. Wir dachten zuverſichtlich:

Wenn jeder thut, was er wohl kann,
So nimmt es doch die Hoheit an.
Denn wer ſo groß und ſo erhaben,
Begnügt ſich auch mit kleinen Gaben,
Beſonders wenn ſie ſind von Schwaben,
Die Mund und Herz beiſammen haben."

Dieß der Vorbericht der „einfältigen Cantate." Die ſpielenden Perſonen ſind: „Marchtalls Genius. Die Liebe. — Theißle, Jockele, Veitle, Michel, vier Unterthanen vom Bauernſtande." — Nachdem Marchtalls Genius und die Liebe je eine Arie unter Geigenbegleitung vom Verfaſſer und Dirigenten, abgeſungen, treten die Bauern auf und fragen im plumpſten ſchwäbiſchen Dialekt, was das Trommeln und Schießen zu bedeuten habe und das Zuſammenlaufen der Leute. Theißle wendet ſich an den Genius:

(Wir überſetzen unſern nichtſchwäbiſchen Leſern zu Gefallen die Worte in's Hochdeutſche)

Ich will nun halt den Engel fragen,
Ich will's wagen.
Geh, ſag' mir, aufgeputzter Bube, du,
Warum geht's heut ſo feſtlich in Marchthal zu?
Wer iſt heut in's Kloſter mit ſo viel Kutſchen eingefahren?

Der Genius erwiedert etwas oberamtmannsmäßig:

Ich muß euch, werthe Unterthanen,
An eure Pflicht recht gutgeſinnt ermahnen.
Beruft noch andere von der Gemein' herbei,
Auf daß ja Marchthals Luſt nur recht vollkommen ſey.

Jockele weiß bereits vom Herrn Pfarrer, daß ſie heut „eine große Frau aus Wien" zu ſehen bekommen. Vor etlichen Wochen ſchon habe der Schultheiß den Bauern befohlen die ſchlechten Wege auszubeſſern.

Theißle.

Ja freilich, das iſt wahr, es hat dran nicht gefehlt,
'S Wegmachen hat uns alle rechtſchaffen geputzt und geſtrählt,
'S iſt uns recht bös und hart dabei ergangen,
Oft meint' ich, der Odem bleibe mir hangen.

Hierauf ſingt er eine Arie über die Qual des Frohnens:

Wegmachen iſt eine böſe Sach,
Kein' Arbeit iſt ſo hart,
Man hat kein Haus, man hat kein Dach,
Das Futter wird geſpart.
Die Herrn befehlen, es muß ſeyn,
Und das ohn' Aufenthalt;
Der Bauer muß dran, ſchlag' 's Wetter drein,
Sie haben die Gewalt.

Die Gräben aufthun, wenn es kalt,
Mit Duft und Eis im Bart,
Sand, Steine führen, das iſt halt
'Ne böſe, ſchlimme Art.
Der Herr lacht brav, guckt 'raus zum Schloß,
Es iſt ihm nicht viel drum,
Wenn unſre Ochſen, Mann und Roß
All werden lahm und krumm.

Und Einer führt 's Commandowort,
Ihm wird ein ſchöner Lohn,
Der ſchreit den ganzen Tag: macht fort!
Ihm folgen muß man ſchon.
Der Erzfaullenzer macht Geſchrei:
Ihr Lumpen, will's nicht gehn?
Der Weg muß glatt ſeyn, wie ein Ei! —
Es iſt kaum auszuſtehn.

Jockele verweiſt dem Theißle ſein gegen eine hohe Obrigkeit unehrerbietiges Räſonniren; wenn er, Theißle, wüßte, was er, Jockele, wäre er gewiß kein „ſo grobes Vieh." Veitle erklärt, Mühe und Schweiß reuen ihn „koi Dufanierle," nicht ein Bischen, und in einer Arie, die er ſingt, gibt er die nöthigen Aufſchlüſſe:

Theißle, denk und glaub's nur feſter,
Denk, des Kaiſers eigne Schweſter
Reiſet jetzt durchs Schwabenland.
Wegen dieſer hohen Sachen
Mußten wir die Wege machen,
Groß ja wäre ſonſt die Schand!
Sie iſt zart, hübſch, ſauber, wacker,
O ſie kommt nicht her vom Acker,
Sie iſt vom Haus Oeſterreich.
Sie hat alle Tugendproben,
O man kann ſie nicht gnug loben,
Ihr iſt keine Jungfrau gleich.
Wenn beim Schaffen an den Wegen
Roß und Wagen ſind erlegen,
Solches nehm' ich nicht genau;
Sey's ums Roß und um mein Schaffen,
Dahin einzig will ich gaffen:

Alles werth iſt dieſe Frau;
Sie ſoll gut und ſicher fahren,
Sie iſt über Kaufmannswaaren,
Gott im Himmel ſchütze ſie!

Gewiß eine ſeltſame Art geiſtlich-bäuriſcher Huldigung. Weniger bäuriſch, faſt diplomatiſch iſt die fernere Unterhaltung der ſchwäbiſchen Landleute über die politiſchen Vortheile, welche für Deutſchland aus dieſer Allianz zwiſchen Frankreich und Oeſterreich erwachſen werden:

Nicht mehr werden die Franzoſen
Uns wegnehmen Rock und Hoſen.
Nein, ſie laſſen uns im Frieden,
Leben wirſt du nun zufrieden,
Kind und Vieh und Weib und Magd.

Die Bauern, gerührt, daß unſer Herrgott auch noch an die Schwaben denke, und in Andetracht, daß ein gutes Weib, wie der König von Frankreich hier eines bekomme, aller Ehren werth ſey, wollen nun, wie ſie es von den Herren geſehen haben, auch „ihre Herzen der hohen Frau auf einer ſchönen Schüſſel darbringen.“ Dem Schwaben ſey ſonſt zwar ſein Herz in ſeinem ſtarken Leib nicht ſo gar feil, er habe es meiſt beim Ofen, um es immer warm zu erhalten. Allein ſie ſtecken ihre Herzen als Fahnen auf, und wünſchen der ſchönen Frau ſo viel Glück, als in Schwaben Bauern ackern, und ſo viel davon Schelmen ſind, ſo viel im Allgäu Gäule auferzogen werden, ſo viel Lügen die ſchwäbiſchen Bauern ſchon im Mund geführt haben, ſo viele Jahre ſoll die Frau glücklich verleben:

So viel in Ungarn Bärt' und Huſaren,
So viel in Augsburg Kaufmannswaaren,
So viel in Wien man ißt an Schnecken,
So viel im Schwarzwald Prügel und Stecken,
So viel in Württemberg Fäſſer und Wein,
So vielmal geſegnet die Frau ſoll ſeyn.

Marchthals Genius rümpft kritiſch die Naſe:

Iſt eure Einfalt nun einmal zu End' gegangen?
Ihr zeiget freilich ſchon
In einem ſchwäbiſchen, doch wohlgeſinnten Ton,
Daß eure harte Bruſt
In ſchlechter Mundart und ſehr grober Sprach'
Doch auch zu zarten Schiefern brach.

Die „Liebe“ verſteigt ſich ſogar ſo weit, ein franzöſiſches Couplet zu ſingen:

Madame la Dauphine, très grande Princesse!
Votre Royale Altesse
Agréera cette petitesse.
Parbleu!
Nous sommes aujourd'hui tous en feu,
Nous sommes tous en joye et allégresse!

Jockele: Das heißt gewiß, nehmet vorlieb mit unſern ſchwäbiſchen „Gſpäß.“

Dann folgt ein großer Chor en menuet, der ſo ſchließt:

Es ſah dich, ſchönſte Blum',
Zu Deutſchlands höchſtem Ruhm,
Wien, Schönbrunn, Laxenburg. Viel mehr ſo
Werden dich ſehen
In Früchten ſtehen
Marly, Chantilly, Verſailles, Fontainebleau.

In einer Anmerkung erzählt uns der Verfaſſer noch, der damalige Prälat Ignaz Stein ſey bald darauf von der Kaiſerin durch den Fürſten Stahrenberg mit einem koſtbaren Pectoral und Ring von rothen Steinen und Diamanten und mit folgendem Schreiben beehrt worden:

„Ehrwürdiger, Lieber, Andächtiger!
Obſchon unſere geliebteſte Frau Tochter und nunmehrige Dauphine königliche Hoheit und Liebden von dero Andacht derſelben zu Marchtall ſo ausnehmend erwieſenen Dienſtfertigkeit und Gefliſſenheit uns im voraus die angenehmſte Kenntniß gegeben, ſo hat uns doch dero Andacht verbindliches Schreiben vom vierten dieſes Monats auch nicht anders als tröſtlich ſeyn können, weil wir daraus erſehen, daß erſtgedachter Prinzeſſin daſelbſtiger Aufenthalt, ſo wir gewunſchen, eben zu dero Zufriedenheit gediehen ſey. Wenn nun dieſelbe durch ſo edle Bezeigungen dero gegen uns hegende beſte Gedenkensart und Ergebenheit öffentlich an Tag gelegt, ſo erkennen wir auch ſolche mit der aufrichtigſten Danknehmigkeit und wünſchen hingegen von Herzen öftere Gelegenheit anzutreffen, dero Andacht ſowohl als dero untergebenes Stift unſerer wahren Zuneigung überzeugen zu können.

Inzwiſchen bleiben wir dero Andacht mit kaiſerlichen Gnaden und allem Guten wohl beigethan.

Laxenburg, den 17. Mai 1770.

Maria Thereſia.“

Es mag uns erlaubt ſeyn, hier gleich noch einer andern culturgeſchichtlichen Curioſität zu gedenken, die ſich auf jene Reiſe der Königin Marie Antoinette bezieht. Goethe ſah ſie in Straßburg auf ihrer Durchreiſe. Er erzählt es uns in Dichtung und Wahrheit. „Der ſchönen und vornehmen, ſo heitern als impoſanten Miene dieſer jungen Dame,“ ſagt er, „erinnere ich mich

Digitized by Google

noch recht wohl. Sie ſchien, in ihrem Glaswagen uns Allen vollkommen ſichtbar, mit ihren Begleiterinnen in vertraulicher Unterhaltung über die Menge, die ihrem Zuge entgegen ſtrömte, zu ſcherzen.“ Aber entrüſtet war der junge Goethe darüber, daß man auf den Tapeten und Hautelisſen, womit das zu ihrem und ihres Gemahls Empfang errichtete Luſthaus auf der Rheininſel geſchmückt war, Bilder von ſchlimmſter Vorbedeutung ausſtellte. „Aeußerſt,“ ſagt er, „empörte mich der Gegenſtand. Dieſe Bilder enthielten die Geſchichte von Jaſon, Medea und Creuſa, und alſo ein Beiſpiel der unglücklichſten Heirath! Zur Linken des Throns ſah man die mit dem grauſamſten Tode ringende Braut, umgeben von jammervollen Theilnehmenden, zur Rechten entſetzte ſich der Vater über die ermordeten Kinder zu ſeinen Füßen, während die Furie auf dem Drachenwagen in die Luft zog. Und damit ja dem Grauſamen und Abſcheulichen nicht auch ein Abgeſchmacktes fehle, ſo ringelte ſich hinter dem rothen Sammet des goldgeſtickten Thronrückens, rechter Hand, der weiße Schwanz jenes Zauberſtiers hervor, inzwiſchen die feuerſpeiende Beſtie ſelbſt und der ſie bekämpfende Jaſon von jener koſtbaren Draperie gänzlich bedeckt waren.“

Ein ſolcher Mißgriff brachte den jungen Dichter ganz außer Faſſung und er forderte lebhaft und heftig ſeine Freunde und Begleiter zu Zeugen auf eines ſolchen Verbrechens gegen Geſchmack und Gefühl. „Was,“ rief er aus, ohne ſich um die Umſtehenden zu bekümmern, „einer jungen Königin das Beiſpiel der gräßlichſten Hochzeit, die vielleicht jemals vollzogen worden, bei dem erſten Schritt in ihr Land ſo unbeſonnen vor Augen bringen! Gibt es denn unter den franzöſiſchen Architekten, Decorateuren, Tapezieren gar keinen Menſchen, der begreift, daß Bilder Etwas vorſtellen, daß Bilder auf Sinn und Gefühl wirken, daß ſie Eindrücke machen, daß ſie Ahnungen erregen? Iſt es doch nicht anders, als hätte man dieſer ſchönen und, wie man hört, lebensluſtigen Dame das abſcheulichſte Geſpenſt bis an die Grenze entgegen geſchickt.“ Seine Gefährten ſuchten ihn zu beruhigen und aus dem Haus zu ſchaffen, damit es nicht Verdruß geben möchte. Alsdann verſicherten ſie ihn, es ſey nicht jedermanns Sache, Bedeutung in den Bildern zu ſuchen, ihnen wenigſtens ſey nichts dabei eingefallen, und auf dergleichen Grillen würde die ganze Population Straßburgs und der Gegend ſo wenig als die Königin ſelbſt mit ihrem Hofe jemals gerathen.

Wir erinnern an dieſe Erzählung Goethes unter anderm auch, um zu zeigen, daß, wenn die ſchwäbiſche Huldigung, die der Königin dargebracht wurde, nicht gerade ein Muſter von Takt und Geſchmack zu nennen iſt, ſie beſcheiden genug war, ſich ſelbſt eine „einfältige Cantate“ zu nennen, daß ſie aber im Vergleich mit dieſen franzöſiſchen Takt- und Geſchmackloſigkeiten von ſchlimmſter Vorbedeutung ſich, wenn es nöthig wäre, leicht tröſten könnte und nicht zu erröthen brauchte.

Aus Goethes Wahrheit und Dichtung erfahren wir noch, daß eben dieſe franzöſiſche Reiſe des Jahrs 1770 einem andern deutſchen Dichter Anlaß zu einer Dichtung gegeben hat. Freilich iſt es kein Huldigungsgedicht, ſondern eine kleine Satire, und zwar, ſeltſamer Weiſe, in franzöſiſchen Alexandrinern, und der Verfaſſer iſt niemand Geringeres als Goethe ſelbſt, der Student in Straßburg. „Man hatte,“ erzählt Goethe, „die ganz vernünftige Anordnung gemacht, daß ſich keine mißgeſtalteten Perſonen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf dem Weg der Königin zeigen ſollten. Man ſcherzte hierüber, und ich machte ein kleines franzöſiſches Gedicht, worin ich die Ankunft Chriſti, welcher beſonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln ſchien, und die Ankunft der Königin, welche dieſe Unglücklichen verſcheuchte, in Vergleichung brachte. Meine Freunde ließen es paſſiren, ein Franzoſe hingegen, der mit uns lebte, kritiſirte ſehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, wie es ſchien, nur allzugründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein franzöſiſches Gedicht gemacht zu haben.“ — Man ſieht aus Goethes Tagebuch aus dieſer Zeit, warum. „Wer,“ ſagt er dort, „in einer fremden Sprache ſchreibt oder dichtet, iſt wie einer, der in einem fremden Hauſe wohnt.“

Das Gedicht ſelbſt hat ſich unter Goethes Papieren aufgefunden. Es iſt unzweifelhaft ächt. Hier iſt es:

Lorsque le fils de Dieu descendit sur la terre,
Pour bénir les mortels comblés de la misère,
On vit de tous côtés se presser sur ses pas
Des boiteux, des perclus gisant sur leurs grabats.
Mais lorsque des Français l'auguste reine avance,
Qu'elle pose le pied sur la terre de France,
La police attentive a soin de décréter
Qu'à son royal régard ne doit se présenter
Ni bossu, ni goutteux, ni pauvre apoplectique,
Ni perclus, ni bancal, ni même rachitique.
Comme ça de chez soi Strasbourg fait les honneurs!
O siècle! O temps! O meurs!

Dieſes franzöſiſche Gedicht des größten deutſchen Dichters wird wohl auch unter die ſchlimmen Vorbedeutungen gerechnet werden müſſen, welche der Brautfahrt der Königin Marie Antoinette ein ſo eigenthümliches Gepräge gegeben haben.

Ludwig Seeger.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die neue Vergiftungsgeschichte.

Es ist, als ob England sich gegen die Anklage gerechtfertigt hätte, alle großen und seltsamen Verbrechungen zu monopolisiren, denn ein namentlich Vorzug zu gelten, und so nicht allein materiell aufgeblickter, sondern sie auch moralisch zu beherrschen. Die Furcht hat sich einmal davon gebracht, die schauer zentrische Mittel, daß sich in den Künsten einst Mitschuld sein, scheint sich zuweilen eben doch gerade aufgehoben. Neuen Menschen ist es vorgekommen, heißt Gift, daß mit den Kräften eingetragen werden sind, scheint als ob Engländer Gift zu gebrauchen, und so haben Deutsche Fremde man sich für Verbindung von Kräften und Gift innerhalb gehalten haben. Kräfte und Mittel Gewalt gewiß sehr wahrscheinlich zu verbinden, und sie den schönen Namen nicht von. Aber und der Namen ist Deutsch und so haben sich viele Deutsche, daß sagen in den englischen Blättern, und sie heute und sagt es nicht nur, so gibt und ein ungenauestes als bekannten. Es ist das bei Giftmorden an einem bestimmten Menschen vorgekommen, und bei Mensch ist an den Kräften und an dem Gift gefunden.

Das Blätchen gehört einer der ersten Familien Oberstgrund an, und der junge Baron, der sie für englisch halten soll, ist ein Ausländer, der sich mit der Hoffnung, daß Heirat, sie in wenigen Jahren in jener Gegend heimgekehrt. Der Tod mag ein augenblicklich Aufsehen und Interesse sich, wie immer, angeklärt mit den Verhältnissen beschlungen, und die seine unerhaltene sich vorrechtlich mit den mysteriösen Umständen, welche die Vergiftung begleiten und umhüllen, an den so geheimen Lebensverlauf, die mit den Meinen des jungen Mädchens eben Bezug gehabt haben werden. Man verhandelte mit Liebhabereien und Eifersüchteln und den Neigungen des jungen Mädchens selbst, und das Gut und Meine, die in der Verfügung stehen. Das ist leicht, jung, angenehm, aber mehr ist nicht dat. Es ist, und die Möglichkeit ist vorhanden und sehr nahe, daß dessung nennen, d. h. für mag schuldig oder unschuldig seien. Es mag die verwandtschaftliche Beziehungen oder Neigungen sein, in Folge für eine ungewisse Gerechtigkeit über das leidig, eine ungewöhnliche Kraft, der Verdammungen seien Gerichte zu unterstützen, und doch ist nun so mehr zu bemerken, daß, wenn so viele Giftmischungen sein sollen, die englischen Juristen einer der vorgeschlagenen Damitten in anderer Gestalt hinzutragt sein und wahrscheinlich haben.

Der junge Graaff war, wie sie behaupten, gesunden, daß seinen Morgen mit Arznei zu machen, daß heißt, dem Kinder, daß sie in ihre Kaffee brauche, eine gewisse Quantität Arznei beigemischen. Arznei macht sie dann nicht, die Kinder und auch gibt sie Kaffee, ein schlecht trachten Kaffee. Es glaubte daß junge Mädchen und sie auch sie es, wenn sie einen Kaffeeseite trinken, an die eigenen andere, gelernt haben. Man muß wissen, daß sie nicht lange Zeit, als die Vergiftungen an den Kaffeeseite waren, alle Zeitungen und Zeitschriften lang für das Giftmischen über Gifte und deren Wirkungen brachten, und daß Giftmischungen einen sehr großen Vorzugsliteraturen und Kinder ordentlich Kaffeeseite gelernt haben. Man muß wissen, daß sie nicht lange Zeit, als die Vergiftungen an den Kaffeeseite waren, alle Zeitungen und Zeitschriften lang für das Giftmischen über Gifte und deren Wirkungen brachten, und daß Giftmischungen einen sehr großen Vorzugsliteraturen und Kinder ordentlich Kaffeeseite gelernt haben. Man muß wissen, daß sie nicht lange Zeit, als die Vergiftungen an den Kaffeeseite waren, alle Zeitungen und Zeitschriften lang für das Giftmischen über Gifte und deren Wirkungen brachten, und daß Giftmischungen einen sehr großen Vorzugsliteraturen und Kinder ordentlich Kaffeeseite gelernt haben.

Digitized by Google

wunderthätigen Wirkungen des Arseniks zu unterhalten. So ſehen wir, daß die Lehrerin, die im gegenwärtigen Falle als Zeuge citirt war, keineswegs in Abrede ſtellt, daß ſie vor zwei Jahren, als Mademoiſelle Smith, die Angeklagte, Zögling der Anſtalt war, ſich oft über dieſe neu entdeckten ſonderbaren Eigenſchaften des Arſeniks, wie dieſelben in Chambers Journal beſchrieben worden, mit ihren Schülerinnen unterhalten habe; nur behauptet ſie, es ſey immer nur vom innerlichen Genuß des Arſeniks die Rede geweſen; ſie erinnert ſich keineswegs, von der äußern Anwendung deſſelben geſprochen zu haben. Wie dem ſey, Arſenik als Toilettemittel zu gebrauchen, ſich mit Arſenikwaſſer zu waſchen, wie andere Mädchen ſich mit Roſenwaſſer waſchen, iſt eine weitere Anwendung des Gifts, zu welcher die junge Schülerin gerade durch die Lektüre Chambers und durch die Unterhaltungen mit ihrer Lehrerin geleitet worden zu ſeyn ſcheint. Die junge Penſionärin war ſchön und reizend, aber das genügte ihr nicht. Sie wollte mit ihren Reizen den jungen Franzoſen „faſciniren,“ bezaubern, und das iſt ihr nur zu gut gelungen. Der arme Angelier! Er wußte nicht, daß hinter der Gluth dieſer Augen, von denen er ſo unwiderſtehlich angezogen wurde, Gift verborgen war, und daß ſelbſt die Roſenlippen ihren Urſprung dem Arſenik dankten. Er ſchlürfte in vollen Zügen das Gift von den ſchönen, vollen rothen Lippen, und ſo oft er von Liebe und Gift geſättigt von ſeinem Mädchen Abſchied nahm und nach Hauſe zurück kehrte, fing das Gift der Liebkoſungen an ſeine ſchrecklichen Wirkungen zu äußern und der arme junge Mann fühlte alle Symptome der wirklichen Arſenikvergiftung. In den Küſſen, in den Liebkoſungen, die er von dem jungen Mädchen empfing, war alſo wirkliches Gift, war Arſenik. Aber in der letzten Zeit hatte ſich ein anderer Liebhaber eingeſtellt, der dieſelben Liebkoſungen empfing, ohne dieſelben Wirkungen zu fühlen. Dieſen wollte ſie mit Bewilligung ihrer Eltern ſtatt des jungen Angelier heirathen, und dieß brachte die ganze Geſchichte an's Tageslicht.

Vor zwei Jahren, als das junge Mädchen kaum aus der Penſion zurückgekehrt war, machte ſie die Bekanntſchaft eines Franzoſen, Namens Angelier, Commis in einem Handlungshauſe. Sie wußte Mittel und Wege zu finden, den jungen Franzoſen heimlich in ihr Zimmer einzulaſſen', und von dem Augenblick an erhielt er alle Rechte des künftigen Ehemanns. Es war verabredet, daß die Heirath heimlich vollzogen werden und die Eltern erſt dann damit bekannt gemacht werden ſollten, wenn die Sache nicht mehr rückgängig zu machen ſey. Die Ausführung dieſes Planes verzögerte ſich und die Bekanntſchaft ſpann ſich auf dem alten vertraulichen Fuße beinahe zwei Jahre lang fort. Das Mädchen war nicht nur in ſocialer Stellung, durch Geburt und Reichthum, ſondern auch in jeder andern Hinſicht, geiſtig ſowohl wie körperlich, dem jungen Franzoſen weit überlegen. Letzterer war der wahre Commis-voyageur, ſchwankend, unentſchloſſen, bald ungemein niedergeſchlagen, bald aufgeregt und bis zur Ausgelaſſenheit luſtig und hoffnungsvoll. Obgleich von angenehmer Geſichtsbildung war er geiſtig und körperlich ſchwächlicher Natur. Er hatte dem Mädchen weiter nichts zu bieten, als ſeine Liebe, feurig, aber ſinnlich, vielleicht ladenſchwengelhaft idealiſirt, aber immer niedriger, ſinnlicher Natur. Das ſcheint denn auch in der erſten Zeit dem Mädchen vollkommen genügt zu haben. Nichts iſt merkwürdiger, als die Correſpondenz, die ſich über einen Zeitraum von beinahe zwei Jahren erſtreckt und trotz der häufigen, faſt täglichen Rendezvous aus nicht weniger als dreihundert Briefen beſteht. Dieſer Briefwechſel enthält das ganze Geheimniß der myſteriöſen Liebes- und Vergiftungsgeſchichte. Der ganze Charakter der Engländerin ſpricht ſich in demſelben auf frappante Weiſe aus. Die ſinnlichſten Genüſſe ſind mit der höchſten Zartheit, die höchſte Zärtlichkeit iſt auf die ſinnlichſte Weiſe ausgedrückt. Dieſe Correſpondenz hat zu ſehr lebhaften Debatten Anlaß gegeben, da die öffentliche Moral in der Perſon des Generalprocurators alles mögliche aufbot, dieſelbe der Oeffentlichkeit zu entziehen. Aber die nackte Wahrheit erhielt zu Gunſten der Gerechtigkeit die Oberhand über ſolche Moralitätsſcrupel und die Correſpondenz mußte, aller Reſpektabilität zum Trotze, der Oeffentlichkeit preisgegeben werden. Indeſſen haben die Journale Sorge dafür getragen, daß die zu unverhüllten Stellen geſtrichen oder durch Punkte erſetzt wurden, und wie dieſelbe dem Publikum jetzt vorliegt, gleicht ſie vielmehr einer gereinigten Ausgabe des Horaz in usum scholarum, als einem wirklichen Aktenſtücke.

Nachdem die Correſpondenz bereits achtzehn Monate gedauert, tritt plötzlich ein Wendepunkt ein. Das Mädchen will brechen; ſie bekennt, ſie könne nicht mehr hinter dem Rücken ihrer Eltern lieben, ihre Liebe ſelbſt habe ſich abgekühlt, und ſie erwartet vom jungen Franzoſen, daß er als engliſcher Gentleman handeln, über die Vergangenheit einen Schleier werfen und ihr ihre Briefe zurückſenden werde. Der Franzoſe antwortet als Franzoſe, er werde die Briefe ihrem Vater einhändigen, wenn ſie nicht ſofort darein willige, die Seinige zu werden, und zu gleicher Zeit ſpricht er von Gerüchten, die ihm zu Ohren gekommen, und die darauf hindeuteten, daß ſie eine Heirath mit einem der erſten Kaufleute der Stadt im Sinne habe. Das Mädchen proteſtirt, bittet um Verzeihung, und die Correſpondenz beginnt wieder, feuriger, leidenſchaftlicher als zuvor. Sie liebt niemanden heftiger, inniger als den jungen Franzoſen, ſie beſchwört ihn, zu ihr zu kommen, um ihr heißes Verlangen zu ſtillen, und weiß daſſelbe Feuer der Sehnſucht im Buſen des jungen Mannes anzufachen, ſo daß er, Kränkung und Unwohlſeyn vergeſſend, zwölf engliſche Meilen zu Fuße rennt, um zu ihr zu eilen. Dieß geſchieht nicht einmal, ſondern wiederholt ſich bis zum Vorabend ſeines Todes, wo er nicht weniger als zwanzig Meilen zurückgelegt hatte, um den dringenden Aufforderungen ſeiner Geliebten Folge zu leiſten.

Digitized by Google

Und gerade mit dem Tage, wo die Engländerin zuerſt die Bekanntſchaft abzubrechen ſuchte, fangen die Liebkoſungen an einen ſo gefährlichen, an Vergiftung mahnenden Charakter anzunehmen. Sie hatte allem aufgeboten, den Eindruck jenes Briefes zu verwiſchen; mit ihren Betheurungen wurden auch ihre Liebkoſungen heftiger, leidenſchaftlicher; aber zu gleicher Zeit wurde der junge Mann immer kränker, als wenn er mit dieſen Liebkoſungen eine immer größere Quantität Gift einſaugte. Das Auffallendſte iſt, daß die Zeit, wo das Mädchen den Brief ſchrieb, um ihre Correſpondenz zurück zu verlangen, zuſammenfällt mit der Zeit, wo ſie zum erſtenmal Arſenik kaufte. Ueber dieſes Datum konnte nicht der geringſte Zweifel obwalten. Die Pharmaceuten ſind gehalten, den Verkauf von Giften mit dem Namen des Käufers in ein Buch einzutragen. Miß Smith hatte keineswegs ihren Namen verheimlicht; ſie verheimlichte nur den Zweck, zu dem ſie den Arſenik brauchte; ſie gab vor, ſie wolle die Ratten in ihrem Garten damit tödten. Aber wer kann ihr dieſe unſchuldige Lüge verargen? Konnte ſie dem Apotheker offen geſtehen, daß ſie Gift brauche, um ihre eigenen Reize zu erhöhen, und ihren Geliebten feſter an ſich zu feſſeln? Sie kehrte noch öfter zum Apotheker zurück, um immer wieder Arſenik zu kaufen, und ſie machte ſo wenig ein Geheimniß daraus, daß ſie das letzte mal ſich von einer Freundin begleiten ließ, der ſie auch ſagte, ſie brauche Arſenik, um die Ratten zu vertilgen. Wie nun das Gift dem jungen Angelier beigebracht worden, ob er es mit den Küſſen, oder mit Thee und Chokolade eingeſogen, das laſſen wir dahin geſtellt. Was nun aber die ganze Sache noch geheimnißvoller macht, iſt der Umſtand, daß der junge Mann dem Genuſſe von Arſenik keineswegs fremd, daß er mit den vorgeblichen günſtigen Wirkungen des Arſeniks vertraut war, und hie und da auch zu Laudanum ſeine Zuflucht genommen hatte, um ſich in ſeinen ſchlafloſen Nächten Ruhe zu verſchaffen. Die Vertheidigung ſtützt ſich auf den Punkt, um zu zeigen, daß Angelier mit dem Gedanken umging, ſich ſelbſt den Tod zu geben, und daß der Arſenik, den er bekommen, ihm keineswegs von der Hand des Mädchens gereicht worden ſey. Allerdings wurde nach ſeinem Tode in ſeiner Weſtentaſche einer jener leidenſchaftlichen Liebesbriefe gefunden, in dem ein Rendezvous für den folgenden Abend ausgemacht wurde, und allerdings kehrte er an dieſem Abend mit allen Symptomen der Vergiftung nach Hauſe zurück und erlag noch in derſelben Nacht. Aber hat das Rendezvous wirklich ſtattgefunden? War er an dieſem Abend wirklich mit dem Mädchen zuſammen? Das konnte auf poſitive Weiſe nicht ermittelt werden, und dieſem Umſtande iſt es zuzuſchreiben, daß das Geſchwornengericht ſich in ſeinem Urtheil zur Formel »not proved« entſchloß, d. h. erklärte, daß die Schuld nicht erwieſen werden könne. Es iſt dieß in der ſchottiſchen Jurisdiction eine gewöhnliche Formel, die, wenn gleich keineswegs gleichbedeutend mit „nicht ſchuldig," in ihrer Wirkung auf daſſelbe hinausläuft, und derzufolge das Mädchen in Freiheit geſetzt werden mußte. Obgleich nun niemand an ihrer Schuld zweifelt, obgleich die moraliſche Ueberzeugung obwaltet, daß ſie den jungen Franzoſen vergiftet habe, ſo war doch ihre Haltung während der Debatten ſo merkwürdig, daß ſelbſt diejenigen, die nicht den geringſten Zweifel an ihrer Schuld hegten, die Freude an ihrer Freiſprechung mit lautem Beifallklatſchen äußerten. Was den Engländern ſo ſehr imponirte, war, wie geſagt, die ungewöhnliche Faſſung, die ſie fortwährend behauptete. Das merkwürdigſte für uns iſt die Correſpondenz, und wir waren glücklich genug, Einſicht in die Stellen zu erlangen, welche „die ſchamhafte Times" der öffentlichen Moral zu Liebe zu ſtreichen für nothwendig fand. Die Correſpondenz zerfällt in drei Abſchnitte. Die Periode vor ihrem Falle iſt ſehr kurz; ſie umfaßt nur drei Monate, und der Briefe ſelbſt ſind nur wenige, und dieſe wenigen Briefe ſind einfacher, wir möchten beinahe ſagen einfältiger Natur. Wir finden übrigens in den Briefen aus dieſer Zeit nichts von der mädchenhaften Schüchternheit, gepaart mit den romantiſch-idealiſtiſchen Vorſtellungen, die unter ähnlichen Umſtänden Correſpondenzen der Art ſo reizend machen. Die zweite Periode reicht von ihrem Falle bis zum Moment, wo der Bruch eintritt und das Mädchen die Briefe zurückverlangt; die dritte vom Bruche bis zum Vorabend des Todes des jungen Franzoſen. In den Briefen dieſer beiden Perioden iſt von nichts die Rede, als von den ſinnlichen Genüſſen der Liebe, und was dieſe Briefe ſo merkwürdig macht, iſt die originelle Weiſe, wie dieſe ſinnlichen Genüſſe, wenn nicht züchtig dargeſtellt, doch mit züchtigen Ausdrücken verdeckt, verſchleiert werden. Was aber die beiden Perioden von einander unterſcheidet, das iſt der Umſtand, daß in der erſten, d. h. in der Zeit vor dem Bruch, das heiße Verlangen, die brennende Sehnſucht ſubjektiv dargeſtellt iſt, d. h. wie ſie das Mädchen ſelbſt empfindet, ohne Rückſicht auf Angelier. Es iſt das Verlangen mit dem Schmerze deſſelben, das Verlangen, das zum Schmerze wird wegen der Abweſenheit des Geliebten; es iſt die nie zu befriedigende Liebe, die aus der Erinnerung der am Vorabend befriedigten Liebe neues Verlangen, neue Sehnſucht, neue Schmerzen ſchöpft und den Geliebten beſchwört, „auf den Flügeln der Liebe" herbeizueilen und den Schmerz, die Liebe, das Verlangen zu ſtillen. Dieſelben Empfindungen, daſſelbe Verlangen wird in den Briefen der dritten Periode wieder ausgedrückt, aber nicht mehr ſubjektiv, nicht mehr natürlich, nicht mehr ſelbſtempfunden. Was das Mädchen mit dieſen letzten Briefen vor allen Dingen bezwecken wollte, war, den Liebhaber wieder anzulocken, ihn glauben machen, daß ſie immer noch von den alten Gefühlen beherrſcht werde. Sie wollte das heiße Verlangen im andern erregen, aber mit ihrem eigenen Verlangen, mit ihrer eigenen Liebe war es aus. Und von dieſem Moment an erkrankte der junge Mann von den Liebkoſungen mit allen Symptomen der Vergiftung. Das Mädchen ſelbſt macht keineswegs ein Geheimniß

Digitized by Google

daraus, daß der Ton in diesen Briefen ein erheuchelter, erkünstelter war; sie sey aber genöthigt gewesen, diesen Ton anzunehmen, um Angelier von einem übereilten Schritt abzuhalten und ihre Briefe zurückzubekommen, die er ihrem Vater auszuliefern gedroht hatte. Also während sie ernstlich an die Heirath mit einem andern denkt, will sie den alten Liebhaber so lange festhalten, bis sie ihn ohne Gefahr verabschieden kann. Die Anklage nun stützt sich auf diesen Punkt, um zu zeigen, daß diese Abdankung des Geliebten nur dadurch zu bewerkstelligen war, daß man ihn vom Leben selbst scheiden ließ, und daß das Mädchen es wirklich versuchte, den jungen Mann auf diese Weise mit Gift zu verabschieden, nicht einmal, sondern zu drei verschiedenen malen. Auf der andern Seite muß zur Vertheidigung des Mädchens gesagt werden, daß der junge Mann sie nicht allein verführt, sondern sie in die schmählichsten Geheimnisse der Liebe eingeweiht, daß seine Unterhaltungen mit ihr in nichts anderem bestanden, und daß es wirklich zu verwundern ist, wie sie diese unaussprechlichen Geheimnisse so geschickt, so züchtig in der respektabelsten aller Sprachen, in der englischen, auszudrücken vermochte. Der junge Franzose war zu nichts weniger angethan als einen englischen Ehemann abzugeben. Ein anderer Fall hatte dieß bereits bewiesen. Hier hatte er ebenfalls das Mädchen geliebt und verführt, um sie nachher zu heirathen. Aber das Mädchen war zu sehr geliebt, zu sehr verführt worden und gab, obgleich verführt, dem Verführer einen Korb, ohne daß sie nöthig hatte ihm Arsenik zu geben, nicht weil sie moralischer oder geistesstärker war, als Miß Smith, im Gegentheil, weil sie weit unter dieser stand und ganz unfähig war compromittirende Briefe zu schreiben, wie Miß Smith. Es war das Talent, es war die Geistesüberlegenheit, welche diese in's Unglück stürzte. Sie selbst sieht das ein und sagt in einem Briefe, sie habe zu Papier gebracht, was nie dem Papier hätte anvertraut werden sollen; und ohne Papier wäre Miß Smith, trotz aller Verführung, die respektable Gattin eines der ersten englischen Kaufleute geworden.

Newyork, Juni.

(Schluß.)

Der Redner Douglaß. — Kunst. — Geisterseherei.

Ich muß bei dieser Gelegenheit bemerken, daß die Abolitionisten, obgleich in ihrem Zweck, Abschaffung der Sklaverei, vollkommen einig, sich über die Mittel, wie diese zu erreichen, in zwei Parteien durchaus nicht freundschaftlich gegenüber stehen. Die eine, welche in Garrison und der American anti-slavery society, deren Gründer er ist, ihre Repräsentanten findet, behauptet, die Constitution enthalte die Sanction der Sklaverei, sie sey »a covenant with death and an agreement with hell«, und sehen das Heil nur im Umsturz derselben und in der Auflösung der Union, der Lossreißung des Nordens vom Süden. Dieser Partei, welche trotz des Talents so mancher ausgezeichneter Männer, die in ihren Reihen kämpfen — Wendell Phillips, Quincy und andere — bei der orthodoxen Anhänglichkeit der Masse für die Constitution und die Union niemals einen populären Boden gewinnen konnte, steht die der nationalen Abolitionisten gegenüber, welche die Constitution dem Sinn wie dem Wortlaut nach gegen den Vorwurf der Sklavereitendenz vertheidigen und das Streben nach Auflösung der Union für eine Feigheit erklären, da die Lage der Sklaven im Süden dadurch nur verschlimmert werden könne. Douglaß, der früher ein eifriger Anhänger der Garrisonschen Theorie war, schloß sich später der andern Ansicht an und zog sich dadurch die heftigen Anfeindungen mancher seiner früheren Genossen zu, unter ihnen Remond's, welcher keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, um diese ganze Richtung, und Douglaß insbesondere, sammt der Constitution auf's Bitterste mit mehr Leidenschaft als Logik anzugreifen. Zwei Abende hindurch dauerte die Debatte, die vor einem überaus zahlreichen, größtentheils aus Weißen bestehenden Auditorium gehalten wurde. Douglaß entfaltete dabei die ganze Macht seiner Logik, seines Witzes und Humors, und schlug seinen Gegner gänzlich, welcher, wahrscheinlich im Gefühl seiner Schwäche, öfters bis zur Ungezogenheit derb wurde und den Wunsch rege machte, daß Douglaß ein fähigerer Opponent gegenüber stehen möchte. — Es erweckt schmerzliche Betrachtungen, wenn man erwägt, welch glänzende Stellung ein solcher Mann einnehmen müßte, wenn seine Hautfarbe um einige Nüancen heller wäre, während er jetzt, obgleich der Besten einer, der wahren Aristokratie des Geistes angehörig, trotz seines Geistes und Talents, seiner Thatkraft, seltener persönlicher Liebenswürdigkeit und des fleckenlosesten Charakters, trotz der Berühmtheit, deren er im ganzen Lande genießt, von der sogenannten Gesellschaft als ein „Nigger" ausgeschlossen ist.

In der letzten Zeit hatte ich Gelegenheit die Werke verschiedener amerikanischer Künstler zu sehen, welche von

neuem glücklich dazu beitragen, das Vorurtheil zu widerlegen, demzufolge die Kunst niemals auf amerikaniſchem Boden gedeihen könnte, und meine ſchon früher ausgeſprochene Meinung beſtätigen, daß Malerei und Sculptur nur der Zeit und Pflege bedürfen, um hier in der Zukunft reiche Früchte zu tragen. Eines dieſer Bilder, von dem ausgezeichneten Landſchaftsmaler Church, ſtellt den canadiſchen Fall des Niagara, den Horſeſhoefall in der Beleuchtung der ſinkenden Sonne dar. Kenner tadeln daran, daß die Umriſſe nur eine gerade Linie ohne Vorder- und Hintergrund bilden, daß man beim Mangel irgend eines andern Gegenſtandes, der als Maßſtab des Vergleichs dienen könnte, durchaus keine richtige Vorſtellung von der Größe des Falles erhalte, um ſo mehr, da die Tiefe durch den vorſpringenden Uferrand im Vordergrund verdeckt wird. Man kann die Richtigkeit dieſer Ausſtellungen im Grund nicht beſtreiten, aber trotzdem finde ich, daß gerade jene Abgeſchnittenheit von jedem andern Gegenſtand, in der der Beſchauer dieſem großartigſten aller Naturwunder, ich möchte ſagen Bruſt gegen Bruſt, allein gegenüber geſtellt wird, einen unendlich mächtigen und ergreifenden Eindruck macht. Dazu iſt die Ausführung hinreißend ſchön, man findet ganz die claſſiſch heitere Majeſtät der Wirklichkeit darin wieder und glaubt den wohlklingenden Donner des Sturzes zu hören. Auch auf dem bisher faſt ganz unangebauten Feld der Hiſtorien- und Genremalerei fängt es an ſich zu regen. White, ein junger Künſtler, der ſeine Studien in Europa gemacht, hat ſo eben ein hiſtoriſches Genrebild, »the first thanksgivingday of the pilgrims« vollendet, ein gelungenes Werk, in dem ſich ein bedeutendes Talent kund gibt. Der Künſtler hat ſehr glücklich verſtanden, innerhalb der vier Wände des Bretterhauſes dem Beſchauer die frühere wie die gegenwärtige Lage und Beſchäftigung der dargeſtellten Perſonen auf einen Blick anſchaulich zu machen. Die an der Wand hängenden Flinten neben erlegtem Wildpret, die unter dem Dach an Leinen zum Trocknen aufgehängte Wäſche vergegenwärtigen einem auf einmal ihr mühevolles tägliches Leben in der neuen Heimath; eine kranke Frau, die im Hintergrund im Bett liegt, läßt die Leiden ahnen, welche ihnen das rauhe ungewohnte Klima verurſacht, während die im Vordergrund ſtehenden, mit reichem Silberzeug und andern Koſtbarkeiten gefüllten Kiſten von früherem Luxus und Wohlleben erzählen. — In Whites Atelier ſah ich außerdem einen reizenden Carton: fliehende Hugenotten in einem Boot, auf der Ueberfahrt nach England, welche bei Sonnenuntergang Hymnen ſingen. Die Geſtalten ſind äußerſt ſchön, Gruppirung und Zeichnung vortrefflich und machen den Wunſch rege, das Ganze bald in Farben ausgeführt zu ſehen. Dieſe Werke würden noch anſprechender ſeyn, wenn etwas mehr Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in den dargeſtellten Figuren wäre; ſie beten alle, wodurch eine gewiſſe Monotonie entſteht. Die amerikaniſche Orthodoxie gereicht der Kunſt eben nicht zum Vortheil. Daſſelbe gilt von einem andern, übrigens ebenfalls ausgezeichneten Bild: die Einſchiffung der Pilgrims in Delft, im Jahr 1620, von Weir, auf dem die Hauptgeſtalten (ſämmtlich Porträts) ebenfalls alle im Gebet begriffen ſind. Einen ſeltſamen Contraſt mit dieſer puritaniſchen Frömmigkeit bildet Winterhalters nur wenige Häuſer davon ausgeſtellte „Florinde mit ihren Nymphen.“ Hier iſt ſo viel Schönheit, Lebensreiz und Luſt, Sonnenſchein und Anmuth vereinigt, daß man ganz geblendet und berauſcht davor ſteht und auf einen Augenblick vergißt, daß es auf der Welt noch etwas anderes als Wonne des Daſeyns gibt.

Ein Unfug, der während der letzten zwei Jahre in den Hintergrund getreten ſchien, macht ſich von neuem mit aller Macht bemerklich. Als die Geiſterklopferei, nachdem das erſte ungeheure Aufſehen ſich gelegt hatte, aufhörte der Gegenſtand des Tagesgeſprächs zu ſeyn, war man geneigt den Schluß zu ziehen, daß ſie ihre Zeit gehabt habe und langſam verſchwinden werde, wie ſo manche andere Arten des Wahnſinns, welche in vergangenen Zeiten zuweilen gleich einer Epidemie die Bewohner irgend eines Landſtrichs plötzlich erfaßt haben; allein die neueſten Erfahrungen beweiſen, daß dieſer Zeitpunkt noch nicht eingetreten iſt und jener Unfug, allen Aufklärungsbeſtrebungen zum Trotz, vielmehr in gewiſſen Kreiſen ſich feſtgeſetzt hat. Die Verbreiter des Geiſterglaubens waren ſchlau und ſpekulativ genug, ihre Theorie an die beſtehende Religion anzuknüpfen und ſich dadurch einen Halt in einem Theil der großen orthodoxen Maſſe zu ſichern, und Newyork hat gegenwärtig das Vergnügen, zwei ſolche „chriſtlich-ſpiritualiſtiſche“ Sekten zu beſitzen, deren jede ihr eigenes Blatt hat und welche ſich — da die eine etwas weniger orthodox iſt als die andere — feindlich gegenüber ſtehen. Seltſam genug iſt dieſes Unweſen gerade im Staat Maſſachuſetts, der ſonſt durch geiſtiges Leben, Intelligenz, Aufklärung und als Sitz des Wiſſens der ganzen Union vorleuchtet, am verbreitetſten, und die Zahl der Gläubigen ſoll dort allen Glauben überſteigen. Ein Student der Theologie auf der Univerſität Cambridge, Namens Willis, der ſelbſt ein Medium zu ſeyn vorgab und ſogenannte spiritual circles hielt, trieb es unter andern ſo arg, daß er von der Univerſität entlaſſen wurde. Er fuhr jetzt nur um ſo eifriger fort mit Geiſtern zu verkehren und Cirkel zu halten, in denen außer dem ſtereotypen Tiſchrücken noch allerlei andere unerklärliche Dinge geſchahen, Trommeln von unſichtbaren Händen gerührt, Glocken geläutet und die Anweſenden im Finſtern ſelbſt von Geiſtern berührt wurden. Bei der Wunderſucht der Maſſe fand er bald viele Anhänger, welche die unerhörteſten Dinge gehört und geſehen haben wollten. Eines Abends war auch ein ſehr ungläubiger Profeſſor der Univerſität gegenwärtig, welcher den Geiſtern allerlei verfängliche Fragen über gelehrte Gegenſtände vorlegte, die ſie einigermaßen in Verlegenheit zu ſetzen ſchienen, wie man aus ihren verworrenen Antworten abnehmen konnte, und der Profeſſor ſchien keineswegs befriedigt. Nun wur-

Digitized by Google

den die Lichter ausgelöscht; die Trommel ließ sich hören, die Glocke läutete und die unsichtbare Hand berührte die Anwesenden der Reihe nach. Als sie aber an den Professor kam, erwiederte er die räthselhafte Freundschaftsbezeigung mit einem so kräftigen Händedruck, daß der Geist, welcher ungewöhnlich kurze dicke Finger an einer unverhältnißmäßig langen Hand sitzen hatte, sich vergeblich aus diesen irdischen Banden zu befreien suchte und recht menschlich lebendig zu zappeln anfing. Der Professor ließ indessen nicht nach, und als die Lichter wieder angezündet wurden, fand sich, daß die Geisterhand nichts anderes als — der entblößte Fuß des Mediums war. Seitdem soll Willis nicht mehr so viel von Geistern molestirt werden, trotzdem wird aber der Unfug von andern Geisterſehern fortgesetzt und macht sich auch in Newyork wieder nach Kräften breit, so daß ein gewissenhafter Correspondent ihn nicht gut mit Stillschweigen übergehen kann.

Außerdem habe ich noch mein besonderes Theil Manifestationen gehabt, indem ich die Bekanntschaft der Miß Laura Edmonds, der Tochter jenes Richters Edmonds gemacht habe, welcher damals, als die Geister zuerst von sich reden machten, nebst seiner Tochter durch Kundgebungen und Prophezeiungen, die freilich erst bekannt wurden, nachdem die geweissagten Ereignisse bereits in Erfüllung gegangen waren, großes Aufsehen erregte. Vergeblich hatte ich erklärt, nichts mehr mit diesem Gaukelspiel zu thun haben zu wollen, nachdem ich es schon vor drei Jahren in den spiritual circles der Mrs. Ann Leah Brown hinlänglich durchschaut hatte. Man ließ mir keine Ruhe und erzählte mir namentlich solche Wunderdinge von der unerklärlichen Gabe der Miß Edmonds, aus Briefen ihr ganz fremder Menschen, die sie, ohne einen Blick darauf zu werfen, in die Hand nimmt, den Charakter, ja sogar das Aeußere des Schreibers bis in die geringsten Einzelnheiten zu errathen, daß ich endlich einwilligte, den Versuch zu machen, um mir dadurch das Recht zu erwerben, den Betrug aus eigener Anschauung für einen solchen erklären zu dürfen. Die Empfehlung eines Gläubigen verschaffte mir die freundlichste Aufnahme und alle möglichen Mittheilungen aus der Geisterwelt, denn die Gespenster gehen in dem eleganten Salon der Miß Edmonds, in einem der elegantesten Boardinghäuser der fünften Avenue, dem fashionablen Stadttheil par excellence, so ungenirt aus und ein, als je in einer Todtengruft um Mitternacht in irgend einem deutschen Schauerroman, bei dessen Lektüre den Leser eine Gänsehaut überzieht und sein Haar sich empor sträubt. Indessen stellte sich in mir schon nach den ersten Augenblicken die Ueberzeugung fest, daß mir diesmal keine Betrügerin, sondern eine Betrogene gegenüber stand, ein Opfer verkehrter Erziehung, welches kein anderes Gefühl als das des innigsten Mitleids erregen kann. Die Erscheinung der Miß Edmonds, die die einer wandelnden Leiche ist, sagt einem sogleich, daß ein durchaus zerrüttetes Nervensystem und eine auf Abwege gerathene Phantasie die einzigen Quellen aller jener Erscheinungen sind, welche die Wundersüchtigen so sehr in Erstaunen setzen. Jeder, dessen Nervensystem eine gewisse Reizbarkeit besitzt, weiß aus eigener Erfahrung, wie wenig dazu gehört, um mit offenen Augen, bei vollem Bewußtseyn und in übrigens gesundem Zustande Visionen zu haben, welche durch ein leichtes Unwohlseyn, etwa einen nervösen Kopfschmerz, merklich vermehrt werden. Eben so einfach läßt sich das erwähnte Divinationsvermögen erklären. Jeder wird, wenn er viel über irgend eine Persönlichkeit hört oder liest, sich unwillkürlich ein Bild derselben entwerfen, richtig oder unrichtig, wie der Zufall es gibt. So glaubt denn Miß Edmonds, indem sie einen Brief in die Hand nimmt, das Bild einer Person, eines Charakters in sich entstehen zu sehen, und gibt dann ihre Schilderung diesem Phantasiegebilde gemäß. Der erste Brief, den ich ihr zum Versuch gab, war von einem liebenswürdigen, gutmüthigen, aber im höchsten Grade unklaren Menschen, einem völlig confusen Kopf; allein Miß Edmonds erklärte, nachdem sie ihn einige Augenblicke in der Hand gehalten, daß sie den Einfluß eines starken, mächtigen Geistes empfinde, eines Menschen, in dem alle Ideen klar und geordnet neben einander liegen, der logisch denkt, und »who reasons well.« Ein anderer Brief war von der Hand eines jener Begünstigten, von denen man sagen möchte, daß die Natur sie in ihrer Feiertagslaune geschaffen; geistreich, vielseitig begabt, voll geistiger und körperlicher Elasticität und Ausdauer, lebenskräftig und genußsüchtig, wie man nur wenige findet; allein nach Miß Edmonds war es ein nervöser, kränklicher Hypochonder, der kein Geräusch in seiner Nähe dulden kann und stets schwarz sieht. Ich versuchte es noch mit einem dritten Schreiben, dem einer bekannten literarischen Persönlichkeit, welche man, ohne zu hart zu seyn, die Personificirung des Egoismus und der Eitelkeit nennen könnte, eines Mannes, dessen ganzes Leben nur der Selbstliebe und Selbstbewunderung gewidmet ist, ohne Rücksicht, ohne Anerkennung für andere, der den geringsten Zweifel an seiner Größe als Verbrechen betrachtet. Trotzdem weiß ich nicht, ob er nicht selbst gelacht haben müßte, wenn er gehört hätte, wie Miß Edmonds aus ihm eine schonende, rücksichtsvolle Natur machte, einen Menschen, in dem besonders das Gefühl der Verehrung vorherrsche, und der große Scheu trage, andere zu verletzen. — Da Miß Edmonds aus der Geisterseherei kein Geschäft macht, fühlte ich mich nicht berechtigt, ihr, wie ich sonst bei solchen Gelegenheiten gethan hatte, zu erklären, daß ihre Gabe sich so wenig bewährt habe, und verabschiedete mich mit jenen Allgemeinheiten, welche einem sowohl grobe Wahrheiten als Lügen ersparen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 31.

Inhalt.

Der Feldberg. Seite 721.
Ueber Turnen und Heilgymnastik mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. Seite 729.
Zur Schillerliteratur. Seite 734.
Korrespondenz-Nachrichten.
London. Seite 738.
Schwerin. Seite 740.
Braunschweig. Seite 743.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[43] **Brockhaus' Reise-Bibliothek:**

Herrn Malhuber's Reiseabenteuer.

Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.** Preis 10 Sgr.

Eine neue humoriſtiſche Erzählung des beliebten Schriftſtellers, die alle Freunde ächten Humors ergötzen wird und eine beſonders anziehende und unterhaltende Reiſelectüre bildet, zumal darin „Reiſeabenteuer" geſchildert werden.

In allen Buchhandlungen zu haben.

In Unterzeichnetem erſchien ſo eben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Muſikaliſche

Charakterköpfe.

Ein kunſtgeſchichtliches Skizzenbuch

von

W. H. Riehl.

Zweite umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. 30. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Die Aufgabe dieſes Buches zielt dahin, den innigen Zuſammenhang der Muſikgeſchichte mit der allgemeinen Culturgeſchichte in den Charakterſkizzen einer Reihe von minder bekannten Meiſtern der Tonkunſt nachzuweiſen und zugleich in anmuthiger und anſchaulicher Form wichtige Principienfragen der muſikaliſchen Aeſthetik zu erörtern. Der Herr Verfaſſer hat die Theilnahme, welche ſein Buch gefunden, dadurch zu erwiedern geſucht, daß er dieſe zweite Auflage ihrem Inhalte nach erweitert und vertieft, in der Form einheitlicher und abgerundeter geſtaltet hat.

Stuttgart und Augsburg, Juli 1857.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Lehrbuch

der

Forſtwiſſenſchaft.

Zum Gebrauch für

Anfänger und Nichttechniker.

Von

Carl Fiſchbach,

Königl. Württemb. Revierförſter in Wildbad.

gr. 8. geheftet. fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Dieſe Schrift ſoll nach der Abſicht des Verfaſſers den Anfängern in der Forſtwiſſenſchaft einen Ueberblick und Begriff von den ſämmtlichen Zweigen derſelben geben. Aber auch der Privatwaldbeſitzer, der Nationalökonom und der Staatsmann, welche ſich mit den forſtlichen Lehren näher bekannt machen wollen, werden darin auf alle wichtigeren Fragen den gewünſchten Aufſchluß finden, ohne zu ſehr durch techniſches Detail beläſtigt zu werden.

Da die Wichtigkeit und Bedeutung der Wälder täglich mehr gewürdigt und allgemeiner begriffen wird, ſo dürfte das vorliegende, dem hohen Beſchützer der Bodenkultur, Seiner Majeſtät dem König von Württemberg, gewidmete Buch beſonders denjenigen zu empfehlen ſeyn, welche ſich für die Forſten und deren Erhaltung intereſſiren.

Der königl. Preußiſche Oberforſtrath Dr. W. Pfeil, Direktor der höheren Forſtlehranſtalt zu Neuſtadt-Eberswalde, giebt im 38ten Band 2ten Heft ſeiner kritiſchen Blätter für Forſt- und Jagdwiſſenſchaft über dieſes Buch das Urtheil ab, „daß es eine der beſſeren Encyklopädien ſey, die wir beſitzen, und daß ſie ſelbſt in mancher Hinſicht der Hundeshagen'ſchen vorzuziehen ſey."

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Deutſches Elementarwerk.

Leſe- und Lehrbuch

für

Gymnaſien und h. Bürger- (Real-) ſchulen,

Cadettenhäuſer, Inſtitute und Privatunterrichte.

Von

Dr. Mager.

Erſter Theil, in drei Bänden.

Auch unter dem Titel: **Deutſches Leſebuch.**

Erſter Band. Neunte Auflage. (XX und 349 S. gr. 8.)
Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. (XVIII und 410 S. gr. 8.)
Preis fl. 1. 6 kr. oder 20 Ngr.

Dritter Band. Vierte Auflage. (XXIV und 832 S. gr. 8.)
Preis fl. 2. 40 kr. oder Rthlr. 1. 18 Ngr.

Zweiter Theil: **Deutſches Sprachbuch.** (Soll in neuer Bearbeitung möglichſt bald erſcheinen.)

Dieſem **deutſchen Elementarwerk** läuft parallel:

Franzöſiſches Elementarwerk.

Lehr- und Leſebuch

für

Gymnaſien und h. Bürger- (Real-) ſchulen.

Erſter Theil. Franzöſiſches Sprachbuch.

Elementar-methodiſche Unterweiſung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der franzöſiſchen Sprache. Siebente Auflage. (XVI und 342 S. gr. 8.)
Preis fl. 1. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Franzöſiſches Leſebuch.

Erſter Band. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. (XIX und 246 S. gr. 8.)
Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Zweiter Band. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. (XXXII und 414 S. gr. 8.)
Preis fl. 1. 12 kr. oder 24 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Hermann und Dorothea

von

Goethe

mit Einleitung und fortlaufender Erklärung

von

Dr. Timm,

Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnaſium zu Parchim.

8. geheftet. fl. 1. 12 kr. oder 22 Ngr.

Dieſes in Einfalt ſo tiefſinnige und in ſeiner Einfachheit ſo kunſtvolle Gedicht, ein Wunder planvoll bildender Phantaſie und ein lebendiger Mikrokosmus deutſches Weſens und Strebens, wird, ſo lange es Freunde der Kunſt und ein deutſches Volk geben wird, nicht aufhören, Liebe zu finden, Nachahmung zu wecken und dem in die Geſchichte, beſonders in die vaterländiſche, vor- und rückſchauenden Geiſte ein fruchtbarer Stoff zu eingehenden und weitgreifenden Betrachtungen zu ſeyn. Und ſo hoffen wir, daß dieſer Verſuch die Einſicht in den reichen vielſeitigen Gehalt und die künſtleriſche Meiſterſchaft dieſes Gedichtes zu erleichtern, mit Intereſſe aufgenommen werden wird.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 31. 2. Auguſt 1857.

— Whither wander you? —
Over hill, over dale,
Thorough bush, thorough brier,
Over park, over pale!

Shakespeare.

Admirande tibi levium spectacula rerum
Dicam. —

Virgil.

Der Feldberg.

Die öffentlichen Blätter haben berichtet, daß nunmehr auch für den König des Schwarzwalds die Zeit ſeiner Krönung gekommen ſey. Man will ihm auf den kahlen Urweltsſcheitel eine Mauerkrone ſetzen in Geſtalt eines weithinaus ſchauenden Thurmes, und ihn und ſeine hohen Gäſte mit einem Gefolge würdiger Truchſeſſe und Erzſchenken in Geſtalt moderner Köche, Wirthe und Erzſchelmen von Kellnern umgeben. Am Ende bauen ſie noch eine Eiſenbahn hinüber. Rette ſich denn ſchnell, wer kann, einen Punkt deutſcher Erde zu noch urſprünglichem Genuſſe ſeiner ſtillen Pracht und faſt unumſchränkten Majeſtät. Wir wollen für gute Führung und heitere Unterhaltung ſorgen allen, die uns auf dem kurzen Ausflug folgen mögen; der Gang ſoll ſie nicht reuen.

Zu Dreien, wie es gut und recht iſt, zogen wir an einem friſchen Septembermorgen des Regen- und Salatjahres 1856 über Berg und Thal durch die einſamen Höfe und dunkeln Tannen des württembergiſchen Schwarzwalds. Ein paar knochige Gäule, nachdem bald der Riemen gebrochen, mit einem naiven Stricke an die hochehrwürdige alte Pfarrkutſche gebunden, halfen den langweiligen Weg und ein Fläſchchen ächten herzerquickenden ſchwarzwälder Heidelbeergeiſtes die grimmige Kälte überwinden. Dieſen im Herzen und die im Morgenglanze ſchimmernden Thürme „der Freudenſtadt“ vor Augen, bogen wir links von der Hauptſtraße ab und gelangten über das alte ſteile Dornſtetten, durch das ſtille Thal der Glatt hinab und dann jäh hinan nach dem Flecken Loßburg an der Quelle der Kinzig. Dort labte die dickſte Frau Wirthin des Schwarzwalds mit einem guten Trunke aus dem beſten Brünnlein, das in ihrem reichen Keller fließt, und nun ging's luſtig am rinnenden Gewäſſer hinab durch Buſch und Wald, über Felſentrümmer, Holländer Stämme und ſchwanke Stege in's tiefe, oben ſchwarz umkrönte, unten prächtig grüne, von Höfen, Heuſtadeln, Waſſergemurmel und Sägmühlengeraſſel belebte Thal.

An Ober- und Unter-Ellenbogen vorbei eilen wir mit der flüchtigen Kinzig in die Wette, einen rieſenſtarken Holzflößer und ſeine ungeheuern Waſſerſtiefeln bald überholend, dem Flecken Alpirsbach entgegen, aus dem die alte Kloſterkirche ernſt und ſchweigſam hervorragt. Ein viereckiger, hoher und maſſiver Thurm

Digitized by Google

mit romaniſchen Kuppelfenſtern und einem ſpitzen Satteldache ſteht auf der Nordſeite der großen, ſtattlichen Abteikirche, in welcher einſt die Benediktiner zwiſchen ihre Studien und Pflanzungen hinein die Horen ſangen. Ambroſius Blaurer von Conſtanz, der edelgeborene und edelmüthige Reformator von Eßlingen, Memmingen, Isny, Lindau, Augsburg, namentlich aber ſeiner Vaterſtadt und des Landes Württemberg „ob der Steig," hat, nachdem er in Tübingen mit Melanchthon und der claſſiſchen Literatur innige Bekanntſchaft gemacht hatte und ſchon Prior geworden war, in Alpirsbach zuerſt die Schriften Luthers und durch ſie die Bibel und die Davidsharfe gefunden, auf welcher er — 1521 aus dem Kloſter geſtoßen — ſeine kraftvollen geiſtlichen Lieder ſpielte. Das Kloſter ſelbſt iſt eine hohenzollernſche Stiftung, und Freiherr von Stillfried hat in ſeinen zollernſchen Alterthümern auch dieſes bedeutende Denkmal frühmittelalterlicher Baukunſt zur Ehre des preußiſchen Fürſtenhauſes auf die würdigſte Weiſe gefeiert. Mächtige Säulenſtämme von rothem Sandſtein, aus Einem Stücke gehauen, mit Quaſtenbaſis und Würfelkapitälen, die im einfach ſtrengen Style des zwölften Jahrhunderts verziert ſind, tragen die Arkaden des hohen, flach gedeckten Mittelſchiffs dieſer Säulenbaſilika. Zu ihrer innern Erhaltung iſt erſt neuerdings das Allernöthigſte geſchehen. Die ohne Zweifel unter Herzog Chriſtoph von Württemberg angebaute Vorhalle mit den hoch- und weitgeſprengten Rundbogenpforten verdeckt leider die großartige, im einfachen romaniſchen Style angelegte Weſtfronte des erhabenen Gotteshauſes, welches trotz dem jugendlichen Lärmen in der nahen Volks- und Realſchule, wie der ganze umgebende Flecken in dieſem einſamen Thale noch ganz vom alten Kloſterfrieden umweht iſt.

Auf einem muntern Einſpänner fliegen wir weiter über Röthenbach und Schenkenzell auf guter Fahrſtraße das ſchöne, rührig ſeine Holländer einbindende und durch die Waſſerſtuben der Kinzig ſteuernde Thal, an einer kecken Burgruine vorbei gen Schiltach hinab. In dieſem alten, engen Gebirgsſtädtchen rauſcht die von Schramberg herab kommende Schiltach in die Kinzig, um mit dieſer ſtracks weſtlich hinaus durch Wolfach, Hauſach, Haslach nach Offenburg zu eilen und die Eiſenbahn ganz ergebenſt einzuladen, in ihren Fußſtapfen nun aufwärts dieſelben Sprünge zu machen, die ſie's gekoſtet, bis ſie den ebenen Thalgrund erbohrte. Außerhalb des Städtchens ſteht eine hübſche, obſchon etwas kahl und unlebendig im Rundbogenſtyl neu erbaute Kirche aus prächtigem rothen Sandſtein. Dort zeigt links von der Straße ab ein verführeriſcher Wegweiſer den Bergpfad hinauf zu ſehr profitabler Abſchneidung des großen Winkels, in dem die Straße über Wolfach und Hauſach hinab und eben ſo weit wieder gen Hornberg hinauf führt. Wohl iſt es ſchon Abend, aber in zwei Stunden, ſagt der Wegweiſer, iſt hier hinüber Hornberg erreicht, ſtatt der vier und mehr Stunden auf der Straße. Der Abend warnt, aber die Nähe lockt und das Laſter ſiegt — wie faſt immer in der Engelsgeſtalt der Tugend. Denn es taugt nicht für bereits müde Füße, vollends ohne Führer, am ſpäten Abend einen ſolchen Bergweg zu machen, den der Fuchs mit Dreingabe ſeines Schwanzes gemeſſen hat. Aber die Sonne blinkt, eine gute Herberge in Hornberg winkt, und muthig geht es den ſteilen Stein- und Waldpfad hinan.

Prächtige Rück- und Ausblicke bald in's noch ſonnige Schiltachthal, bald in's tief unten ſchon bläulich dämmernde Kinzigthal hinab, eine kräftige Waldvegetation und die Abendkühle ermuntern Sinne und Knie. Mit einbrechender Dämmerung treten wir hoch oben aus dem langen dunkeln Waldgang hinaus auf die freie, trotz einem kleinen Waldwirthshauſe unwirthliche und unheimliche Höhe. Durch Buſchwerk, Riedgras, Moos und Moorflächen geht es dann ohne ſichern Pfad weiter, bis glücklich ein ſchmaler jäher Fahrſteig erreicht iſt, der nothwendig der ganzen Richtung nach hinab nach Hornberg führen muß. Heitern Geſprächs ſtolpern wir in die Tiefe und mit uns ſinkt der völlige Abend herab, daß wir endlich drunten mit Mühe den einſamen Hof erkennen, zu welchem Pferdegetrappel und Menſchenſtimmen uns leiten. „Wie weit iſt's noch nach Hornberg?" — „Hornberg? Da hinab geht's nicht nach Hornberg; das iſt das Kirnbachthal, das nach dem zwei Stunden entfernten Wolfach führt." O Schrecken! ſo ſind wir dieſem Wolf gerade in den Rachen gelaufen, dem wir durch unſere Bergpartie im ſauren Schweiße entgehen wollten, und wohl oder übel, wir müſſen, wie wir herab geſtiegen, mehr als eine halbe Stunde wieder auf der andern Seite ſteil hinan klettern und den verlorenen Weg nach Hornberg ſuchen. Ein kleines Mädchen im ſchwarzwälder Strohhut, kurzem ſchwarzem Mieder und Rock, die bloßen Arme unter der Schürze wärmend, iſt unſer nächtlicher Führer und Schutzengel, in deſſen Spuren wir ſtill und kleinlaut himmelan ſteigen. Droben heißt ſie uns querein der Hütte dort zuſteuern, zu welcher, nicht ſo hell zwar wie der Stern über der Hütte zu Bethlehem, doch ein recht anſtändig heller Sternenhimmel unſer Kleeblatt geleitet. Ein Stück ſchwarzen Bauernbrodes und ein eben heimwärts gehender Holzhauer bringen uns über Schollen und Stoppeln mühſam weiter bis zu der eigentlichen Steige nach Hornberg. Da hinab aber iſt's ſchauerlich jäh wie ein

Digitized by Google

Dach und Finſterniß und Schatten des Todes umfängt uns auf dieſem von rollenden Steinen, rauſchenden Waſſern, Dornhecken, Gräben und Löchern Schritt für Schritt zur Pein gemachten Saumwege. So wird die Tugend belohnt. Doch, iſt auch die Felſenſtraße unter den Füßen Nacht und Grauen, ſo leuchtet über unſern Häuptern in ſeltenem Glanze die Milchſtraße ſammt dem Heer der Sterne am herbſtlich kalten und klaren Himmel. Zugleich überraſcht ein ergreifendes Schauſpiel unſere erſchrockenen Augen dort droben rechts an der hohen Gebirgshalde. Es iſt als ob ein dort oben hängendes Dorf Haus um Haus in Brand geriethe. Ein Glutmeer wälzt ſich am Berg hin, flammt auf und erlöſcht, um dort wieder in heller Lohe zu ſtehen. Lange fragen wir uns, was dieſer brennende Berg bedeuten möge, bis wir darauf kommen, es ſey das im ganzen Schwarzwalde gewöhnliche „Brennen“ der abgeholzten Gehänge, die durch die Aſche aus dem Geſtrüpp und Wurzelwerk auf ein oder ein paar Jahre zum Getreide- und Kartoffelbau gedüngt werden, bis neuer Wurzelausſchlag den Boden wieder überwuchert und dem Walde ſein Grundrecht zurück erobert. Dürres Reis wird zu dem Zwecke aufwärts in Reihen zuſammen gelegt, und lodert dann, von unten angezündet, luſtig praſſelnd den Berg hinan.

Endlich hatten wir nun unſere Luſt gebüßt und die feſte Straße erreicht, die uns behaglicher vollends in das Städtchen führte. Daß wir tief im Thale ſind, merken wir an den hoch über unſern Häuptern glänzend erleuchteten Fenſterreihen — ohne Zweifel der alten Burg, wo Ritter und Frauen wohl nächtlicherweile bei luſtigem Hochzeitreigen ſich tummeln, während wir todtmüde uns zur Herberge ſchleppen. Am andern Morgen iſt unſer Auge wohl erfreut durch das in ſchönſtem alterthümlichem Style erbaute und wieder hergeſtellte ſtattliche Rathhaus, aber ſchlecht erbaut durch die Wahrnehmung einer großen, verrauchten modernen Bierbrauerei an der Stelle der alten Burg auf dem gewaltigen Granitfelſen, deſſen Ritterromantik nun längſt im Tabaksqualm der Raucher und im Dunſte der Bierkannen erſtickt iſt. Der Hornberg war aber Jahrhunderte lang der Sitz eines bedeutenden Dynaſtengeſchlechts, dem urſprünglich auch Tryberg gehörte. Später kam es in Beſitz der Herzoge von Württemberg, und es iſt noch nicht klar entſchieden, ob dieſes oder ein anderer kleinerer Burgſtall Hornberg im Schwarzwalde der Zufluchtsort war, in welchen der württembergiſche Reformator Brenz auf einige Zeit von ſeinem Herzog Chriſtoph in Sicherheit gebracht wurde, und wo dieſer als Vogt im Reiterwamſe, Huldrich Engſter ſich nennend, dem Pfarrer von Gutach einmal den Rath gegeben, er möchte doch kürzer predigen, und dafür von Seiner Ehrwürden die Antwort erhalten hat. „Euch Herren Amtleuten wird in der Kirche gleich die Zeit lang, aber im Wirthshauſe nie.“ — War dieſer Hornberg des Württembergiſchen Luthers „Wartburg“ oder nicht, jedenfalls war das noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bewohnte Schloß die Clauſur, in welcher eine württembergiſche Prinzeſſin zwölf Jahre lang in der Verbannung zubringen mußte.

Noch war der Nebel nicht ganz gelichtet, als wir tapfern Schrittes dem 1200 Seelen zählenden Städtchen entſchwebten. Faſt unmerklich anſteigend führt eine treffliche Gneuß- und Granitſtraße dicht an der ſchäumenden Gutach hin und einmal mitten durch's Urgebirge brechend hinauf nach Tryberg. Das Thal iſt eng und bietet an ernſten Felswänden, dunkeln Tannenſäumen, einſamen Bergkapellen und luſtigen Sägewerken reichen Augentroſt, für den Hammer des Geognoſten aber und für die Büchſe des Botanikers manchen ſchönen Fund. Die Bauart der hin und wieder am Abhang klebenden Häuſer iſt ganz ſchwarzwälderiſch: durchweg aus Holz, inwendig vertäfelt und mit Oelfarbe angeſtrichen, außen mit Schindeln oder Stroh bedeckt. Die Wohnſtube, welche geräumig ſeyn und viele Fenſter haben muß, wird durch den gewaltigen irdenen Ofen verengt, der gewöhnlich ein Viertheil des Zimmers einnimmt und täglich nur einmal geheizt zu werden braucht. Um den Ofen zieht ſich eine Bank und auf denſelben führen etliche Stufen, auf die ſich die Burſche Abends nach Feierabend hinſtrecken, während die Mädchen mit den Spinnrädern um den Ofen rücken und der Großvater den Lichtſpan beſorgt. Ueber dem Ofen führt eine Oeffnung in's zweite Stockwerk, wo Kinder und Geſinde ſchlafen. Die Häuſer ſind meiſt ſo an die Berghänge gebaut, daß das zweite Stockwerk als Scheune und Wagenraum dient. Um die Vorderſeite des zweiten Stocks zieht ſich eine „Laube,“ eine hölzerne Galerie, herum.

Nach Tryberg aufſteigend ſind wir an einem Hauptſitze der Schwarzwälder Uhrenfabrikation angelangt. Das hübſche, ganz regelmäßig gebaute Bergſtädtchen iſt aus der Aſche des alten Orts erſtanden, der am 1. Juli 1826 durch eine furchtbare Feuersbrunſt zur Ruine geworden. Die Glut des Feuers war ſo groß, daß ſelbſt die Fiſche in der hindurchſtürzenden Gutach zu Grunde gingen. Das neue Städtchen zeugt durchgängig für die Wohlhabenheit, die ſeine Bewohner durch Uhrenfabrikation und Handel ſich erworben haben. Wir kehren „im Bären“ ein und laſſen vom freundlichen Wirthe, der ſelber ein eben ſo unternehmender als erfinderiſcher Uhrenfabrikant iſt, bei etlichen Flaſchen

Digitized by Google

guten Markgräflers uns ſagen und zeigen, was es mit dieſem intereſſanten Betriebe auf ſich hat.

Tryberg ſelbſt hat nur etwa vierzig Fabrikanten, aber es gehören eilf Orte mit mehr denn 13,000 Einwohnern zum Tryberger Amte, und da werden, zumal von den Fabrikorten Furtwangen, Gütenbach, Neukirch, Schönwald, eine Unzahl von Händen und Füßen durch die Fabrikation und den Handel beſchäftigt. Selbſt die kleinen, kaum die Schule beſuchenden Kinder müſſen ihr Brod damit verdienen. Aus dem ihnen gelieferten Meſſingdraht kneipen und biegen die größeren die Kettenglieder, die dann die jüngſten zu den Uhrenketten zuſammenhängen, von denen ihnen ſieben Ellen mit — einem Kreuzer bezahlt werden. Dieſe Lohnverringerung und Arbeitstheilung iſt eine nothwendige Folge der Concurrenz, die in dieſem Jahrhundert mit ehernen Füßen über das Volk hinſchreitet.

Um 1700 begann in dieſem Bezirke zuerſt die Verfertigung hölzerner „Unruhuhren." Die Erfindung beſſerer Inſtrument ließ die rohen und plumpen Anfänge bald bedeutender Verbeſſerung entgegen führen, und ſchon 1730 ließ Anton Ketterer auf ſeinen Uhren die Stunden durch einen beweglichen Kukuk anrufen. Bewegliche Figuren aller Art folgten dem Kukuk, ja Sonne, Mond und Sterne mußten ſich bequemen, auf und mit dieſen Uhren des Tryberger Amtes um die Welt zu wandern. Die metallenen ſtatt der gläſernen Glöckchen und die gedruckten Schilde ſtatt der mit Tinte, Leim und Oel mühſam bemalten Ziffernblätter, welche ſeit 1740 aufkamen, gaben der Fabrikation einen weiteren Schwung. Seit 1760 erſtanden eigene Glockengießereien, von denen eine einzige ſofort jährlich 40,000 Glöckchen lieferte. Bald benützte man auch metallene Rädchen. Mit den aus England geholten beſſeren Werkzeugen verfertigte Matthias Hummel ſogar eine Taſchenuhr aus Buchsbaumholz. Dieſer kunſtreiche Mann beſetzte die 1768 aus Glasglöckchen verfertigte erſte Spieluhr mit tanzenden Figuren. Im Jahr 1770 entſtand das erſte muſikaliſche Spielwerk mit Pfeifen, und dadurch eine Quelle reichlichen Einkommens. Seit 1775 wurden die Uhrenſchilde geſchmackvoller und leichter mit Lack bemalt. Im Jahr 1780 wurden Uhren gebaut, die nur alle acht Tage aufgezogen werden mußten, und zehn Jahre ſpäter erfand man die kleinen Hänguhren, die gewöhnlich „Zweimal Jockele" genannt wurden.

Während bisher Ein Meiſter die ganze Uhr verfertigt hatte, theilten ſich von jetzt an die Arbeiter in die Hauptheile oder Gattungen der Uhren, wie Groß-, Klein-, Spieluhren, wodurch es den damaligen fünfhundert Meiſtern möglich wurde, jährlich gegen 150,000 Uhren im Werthe von 450,000 fl. zu liefern. Eine gewöhnliche Hausuhr koſtete drei Gulden, von da ſtieg es bis zu einer Spieluhr mit Glockenſpiel und Harfe für dreihundert Gulden. Die Franzoſenkriege hemmten den Uhrenhandel, beförderten aber die Vervollkommnung der Fabrikation namentlich der Spieluhren, welche nun Haydns und Mozarts Compoſitionen nach den auf die Walzen geſtochenen Noten ſpielen mußten. Im Jahr 1808 gab es im Amte Tryberg 375 Uhrenmacher, 36 Vorarbeiter, 76 Nebenarbeiter und 303 Uhrenhändler, die den Fabrikanten von Anfang an in der Hand hatten und den Preis herabdrücken oder erhöhen konnten. Zuerſt handelten die Glas- und Strohhuthändler auch mit Uhren, dann zogen die Uhrenmacher ſelbſt in's Ausland und trugen ihre Waaren bis Sachſen. Im Jahr 1720 bildete ſich eine Uhrenhändlergeſellſchaft, die zugleich den Handel mit Kanarienvögeln betrieb. Seit 1750 dehnte ſich der Handel nach Frankreich und 1770 bis nach England, Schottland, Rußland, Ungarn, Siebenbürgen, Italien, Portugal, Schweden, Egypten und Nordamerika aus. Fünf Gebrüder Faller gewannen damit rein 40,000 Gulden. Einer derſelben erhielt 1779 vom Sultan einen Freibrief zum Uhrenhandel in der ganzen Türkei und dehnte denſelben bis in's Innere Aſiens aus.

Im Jahr 1838 waren im Tryberger Amte bereits 668 Meiſter in eilf Orten, darunter 61 Speditoren; im Amte Neuſtadt, dem zweiten Hauptuhrenbezirke, 545 Meiſter, darunter 162 Händler in 29 Gemeinden, — zuſammen 1213 Meiſter mit etwa 4900 Geſellen und Lehrlingen. In London waren allein 230 Uhrenhändler aus dem Schwarzwald. Der Handel erſtreckte ſich bis Oſtindien. So ſteigerte ſich die Ausfuhr auf jährlich 540,000 Uhren im Werthe von mehr als anderthalb Millionen Gulden. Auf einen Meiſter kommen gewöhnlich zwei Geſellen und zwei Lehrlinge, und er kann im Jahr 700 Stück Uhren liefern, im Werthe von etwa 1900 fl., wobei 600 fl. reiner Ertrag ſind. Seine Inſtrumente u. ſ. w. fordern ein Kapital von 2—500 fl., dazu die Steuern, das theure Brod im unfruchtbaren Gebirge, ſo daß die Uhrenmacher nur ein mäßiges Einkommen haben und den Löwentheil, freilich auch das Riſiko den Händlern überlaſſen müſſen, denen ſie die Arbeiten überliefern und welche neuerdings mit immer größerer Concurrenz zu kämpfen haben. Gegen letztere ſuchen nun die neuerrichteten Gewerbeſchulen alle Fortſchritte der neueren Wiſſenſchaft mit aller Kraft in's Feld zu führen. Aber wenn nun ein Arbeiter wöchentlich ſeine vier bis fünf Uhren machen will, gibt es tägliche ſaure Arbeit von früh fünf Uhr bis Abends neun Uhr. Für den Sklavendienſt in der Werkſtatt die Woche über muß dann der Sonntag entſchädigen,

Digitized by

an dem alles nach dem Wirthshause ſtrömt, wo die Geſchäfte abgemacht werden und man oft in mehreren Sprachen, engliſch, franzöſiſch, italieniſch, verhandeln hören kann.

In Folge der Arbeitstheilung iſt dieſer ſchwarzwälder Ameiſenfleiß äußerlich nicht mit einem Blicke zu überſehen. Auch in der größten Fabrik werden nicht alle Uhrentheile zumal gemacht. Es haben ſich nach und nach neue Zweige vom gemeinſamen Stamme abgelöst, die nun mit mehr als neunfacher Kraft einander in die Hand arbeiten. Die Verfertigung der Werkzeuge iſt der wichtigſte, weil alles bedingende Geſchäftszweig geworden, und unſer freundlicher Wirth zeigte uns auch mit großem Wohlgefallen die neuerdings verbeſſerten Räderſchneidwerkzeuge, Zahnwalzmaſchinen, Spindelnbohrer, Einſtellzirkel u. ſ. w. Aber mit einer ganz beſonders geheimnißvollen und triumphirenden Miene führte er uns in die Gelaſſe, wo er zu reichem Gewinn die den Preußen abgelauſchte Kunſt, aus dünnſtem Kupferblech plaſtiſch verzierte Schildbretter mit der Maſchine zu ſchlagen und durch einen chemiſchen Proceß goldfarbig herzuſtellen, durch ganz vertraute Gehülfen und im verſchloſſenen Laboratorium durch ſeinen einzigen Sohn üben läßt. Durch dieſe Fabrikation, ſo wie durch die aus Porcellan gebrannten, hübſch gemalten und vergoldeten Uhrenſchilde iſt neuerdings der bisherige Zweig der Schildbrettmacher und Dreher weſentlich in den Hintergrund gedrängt. Dieſe hölzernen Schildbretter wurden früher mit Handmaſchinen aus Tannenholz gedreht. Jährlich lieferten eilf Schilddreher aus etwa 290 Tannenſtämmen gegen 520,000 Schilde im Werth von etwa 35,000 Gulden. Ein Meiſter konnte täglich mit einem Gehülfen und Lehrling 75, jährlich 28,000 Uhrenſchilde aus 43 Tannen für 3900 fl. mit einem Reinertrag von 1450 fl. fertigen. Aber zwei Drehmaſchinen mit Waſſerkraft in Furtwangen fertigten täglich 250 Stück. — Die Schilde wurden nun durch die Schildmaler mit weißer Grundfarbe überzogen, mit Ziffern bezeichnet und mit Blumen u. ſ. w. verziert. Im Amte Tryberg und Neuſtadt lieferten 139 Schildmaler jährlich 520,400 Stücke im Werth von 317,000 Gulden. Ein Meiſter, der mit zwei Geſellen und Jungen im Jahre 1800 Stück lieferte, hatte einen Reinertrag von etwa 1300 Gulden, wovon er mit ſeinem Hauſe immerhin leben, aber nicht reich werden konnte.

Die zwanzig Uhrenglocken- und Rädergießer beider Bezirke Tryberg und Neuſtadt verarbeiten mit je drei Mann in einer Gießhütte jährlich je hundert Centner Metall zu einem Werth von 10,000 Gulden, wovon etwa 5100 Gulden nach Abzug des Materials übrig bleiben. — Die Uhrenräderdreher, deren es in Tryberg über dreißig gibt, drehen dann die gegoſſenen Räder und Glocken rund und glatt. — Die Tonfedern aus Stahl ſind erſt ein neuerer Fabrikationszweig des Schwarzwalds. Ein Tonfedermacher in Tryberg lieferte mit vier Arbeitern jährlich gegen 14,000 Stück zu fünfzehn bis achtzehn Kreuzern.

Die Ketten zu den Gewichten, die an die Stelle der Schnüre traten, werden neuerdings mit Maſchinen aus Draht geſchnitten und gebogen, worauf die Kinder ſie ineinander haken. Ein Kettenmacher kann täglich etwa acht bis zehn Paar ſolcher Ketten machen, aber das Paar gilt nicht mehr als vierzehn Kreuzer. So haben wir denn ſogleich zum Reiſegeſchenk für unſere Kinder, ihres Jubels ſicher, einige ſolcher Päckchen, in denen immer ein Paar ſteckt, uns mitgenommen. Freilich, wenn unſere Kinder auch ihr Brod damit verdienen ſollten, daß ſie für Einhängung von ſieben Ellen einen ganzen Kreuzer erhalten! Die Gewichte ſahen wir ebenfalls von einem Jungen ganz einfach aus dünnſtem Meſſingblech über eine Form biegen, unten ſchließen und mit Sand ausfüllen.

Nun kommen die Uhrengeſtellmacher, welche (über 76 in Tryberg und Neuſtadt) jährlich gegen 600 Buchenſtämme im Werthe von 11,000 fl. verarbeiten. Ein Meiſter kann mit zwei Geſellen und Lehrlingen bis an 12,000 Stücke arbeiten, mit einem reinen Ertrag von 1200 fl. — Noch beſchäftigen ſich einige Meiſter ausſchließlich mit Uhrenzeigermachen, um ſo den eigentlichen Holzuhrenmachern, deren es in Tryberg bei 430, in Neuſtadt bei 270 gibt, alles in die Hand zu geben, woraus die fertige Uhr zuſammengeſetzt wird, die entweder bloße Gehuhr oder Schlaguhr, und als ſolche wieder Stunden- oder Halbſtunden- oder Viertelſtunden- und Weckuhr, klein oder groß, zwölf-, vierundzwanzigſtündig und Achttaguhr ſeyn kann. Die Spieluhren bilden wieder einen ganz beſondern Zweig, und die großen muſikaliſchen Spielwerke, welche den Ton der verſchiedenen Blasinſtrumente, Flöte, Fagott, Oboe, Horn, Trompete mit allen Abſtufungen nachahmen, erfordern bedeutende mechaniſche und muſikaliſche Talente. Martin Bleſſing in Furtwangen lieferte ein Spielwerk für 12,000 Gulden nach Odeſſa und ein anderes, das, wie eine Orgel gehandhabt, große Symphonien und Ouvertüren ſpielte, um 15,000 Gulden nach England. Die neueren Weltausſtellungen in London und Paris haben die neuen mechaniſchen und muſikaliſchen Fortſchritte der Uhrenfabrikation durch eine Reihe bedeutender und abſonderlicher Werke bekundet. Wie viel Schweiß und Elend und Fluch an einem ſolchen Werke klebt, bis es aus dieſen armen Händen

Digitized by Google

und Hütten in die reiche Welt wandern kann, das darf man freilich nicht wiſſen, wenn man ſeine Freude an dem Triumph des Menſchengeiſtes über die Natur haben will. Aber „mit Kummer ſollſt du dich nähren dein Lebenlang," das bleibt einmal der harte Spruch über die Millionen, die arbeiten müſſen, um zu leben, und leben müſſen, um zu arbeiten, bis ihre Uhr abgelaufen iſt und ihre letzte Stunde ſchlägt.

Indeſſen hat auch uns die Stunde des Weitermarſches geſchlagen. Es wird nun mächtig bergauf und bergab gehen, und dazu ſehen wir uns nach einem Führer und Gepäcktrager um. Bald findet ſich auch ein armer Schlucker, aber ein rechtes Gegenſtück zu unſerem ſchwäbiſchen Landsmann, jenem biderben Weingärtner bei Stuttgart, der, zum Ueberlandtragen eines Briefes beſtellt, mit ſeiner getreuen Weinbergbütte auf dem Rücken ſich einſtellte, weil er ſo „beſſer tragen" könne. Unſer Tryberger hatte kaum, worauf ſein eigenes Haupt legen, geſchweige eine Anſtalt, um fremde Laſt darauf legen und bequem auf dem Rücken tragen zu können. Doch auch hiefür ſorgte der wackere Bärenwirth. Er brachte eines der Tragreffe, womit die „Knechte" der Uhrenhändler die Uhren durch die Lande tragen und ſich im erſten Jahre 60 bis 100 Gulden, im zweiten 200 Gulden, im dritten 300 Gulden neben freier Koſt, und dann, wenn ſie ſich gut hielten, die Aufnahme als Mitglied in die Handelsgeſellſchaft verdienen. So mit unſern Reiſetaſchen und Kleidern bepackt, trabte der gute Mann für zwei Gulden und freie Zehrung eine kleine Tagreiſe vor uns her, um andern Tags wieder heimzukehren. Er führte uns an ausgezeichnet ſchönen Granitblöcken vorbei, welche in Stücke zugehauen für Kunſtbauten nach Stuttgart wandern ſollten, den Waldpfad hinan zu dem prachtvollen Waſſerfall, dem ſchönſten des Schwarzwaldes, der ſich ziemlich nahe neben den Gießbach am Brienzer See ſtellen darf. Man ſieht ihn ſchäumen und man hört ihn brauſen ſchon weit unten, ehe man die breite ſteile Hauptſtraße, die ſchnurgerade durch Tryberg führt, betritt. Die Menſchenhand hat durch Wege und Stege den vollen Genuß dieſes großartigen Schauſpiels erleichtert. In ſechs Stürzen donnert und ſchäumt die Gutach von der Höhe über und zwiſchen altersgrauen Granitblöcken herab; mit der ganzen Majeſtät einer großen Naturkraft verdrängt der Sturz ſchnell all den Jubel und den Jammer über eine mit Menſchen- und Pferdekräften arbeitende Gewerbſamkeit, bei der die Kunſt dennoch vom Anfang bis zum Ende betteln zu gehen und höchſtens von der Hand in den Mund zu leben hat. Und wenn auch Einer reichlicher zu leben hat — Jahr um Jahr ſeine 47,000 Uhrenſchilde drechſeln, und nur Uhrenſchilde, oder 14,000 Stück Uhrenfedern hämmern, und nur Uhrenfedern, oder 12,000 Uhrengeſtelle, und nur Uhrengeſtelle machen, oder von früh fünf Uhr bis Abends neun Uhr Tag für Tag Uhrenräder drehen, und nur Uhrenräder drehen ſein Leben lang, ganz in einem ſolchen Zweig eines Geſchäftszweiges einſeitig aufgehen, was iſt doch ſolch ein Menſchenleben und Geiſtesleben! Wenn dazu vollends am Sonntag nicht das Gotteshaus, ſondern nur das Wirthshaus Erholung und Erfriſchung gewähren ſoll, wo bleibt denn Seele und Geiſt, wohin flieht die Zeit und was bringt die Ewigkeit?

Der ſchöne Fußpfad an und über die Waſſerſtürze führt zu der mühſam ſich hinaufwindenden Landſtraße unter ſo köſtlichen Ausblicken hinab auf's nette, reinliche, wie aus der Nürnberger Schachtel gehobene, im hellen Mittag ſich ſonnende Städtchen, daß bei unſern zwei Freunden die Freude über ſolche nie geſehene Schönheit in helle Entzückung ausbrach. So ging es wohlgemuth vollends zur freien, kahlen, luftigen Höhe hinan, wo der eigentliche arme, rauhe „Wald" beginnt, ohne daß freilich von Schwarzwaldtannen viel zu ſehen wäre. Wenn je hier oben auf dem breiten Granitrücken viel gewachſen iſt, ſo iſt das meiſte längſt abgeholzt und nur niederes düſteres Nadelholz gibt in größeren und kleineren Partien zerſtreut noch Farbe und Namen her. Wo die Straße die offene Höhe erreicht, liegt das Gefilde voll von weit umher geſäeten Granitblöcken, die in Urzeiten von den höheren Maſſen abgelöst und vielleicht durch mächtige Fluten dahergewälzt, bunt unter und übereinandergeworfen ſind. Wie ſie nun verwettert und vermoost umher liegen, geben ſie dem Felde das ernſte Anſehen eines weitgedehnten Gottesackers voll von Urweltsdenkmalen reinſten Styls.

Hinter Schönwald ſetzen wir mit einem Schritt über die junge Brege, welche die Drehmaſchinen des uhrengewerbreichen Städtchens Furtwangen da drunten im Thale treibt und mit der Brigach unter Donaueſchingen vereint dem größten Strome Deutſchlands das Daſeyn gibt. Jenſeits des „Hundsloches" gewährt eine Anhöhe den erſten ſchönen Ausblick links gegen Oſten zur ſchwäbiſchen Alb, rechts gegen Weſten weit über den Rhein auf die Dome der Vogeſen hinüber.

Bei dem hügeligen, uhren- und ehren- und geldreichen Gütenbach beginnt das Gebiet des, den Granit überragenden Gneußes. Ein ſehr hübſcher Kirchhof mit geſchmackvoll nach Münchener Muſtern aus dem feinſten rothen Sandſtein von Furtwanger und Villinger Meiſtern gefertigten Grabmälern erfreut das Auge und das Herz in dem Gedanken an die, wenigſtens durch die Todten zu den Lebendigen ſprechende

Digitized by Google

und alſo in's Volk bis auf dieſe abgelegenen Waldhöhen dringende edlere neue Kunſtthätigkeit. Im freundlichen und reinlichen Gaſthauſe, wo wir noch einen erklecklichen Imbiß zu Beſtreitung des letzten und ſchwerſten Theiles des heutigen Tagewerks nehmen, treffen wir auch zuerſt eine eigenthümliche Einrichtung der Schwarzwälder Schenkzimmer. Mitten an der großen getäfelten Stubendecke hängt wie eine Thüre in Kloben, aber wagerecht, eine völlige Bretterwand, welche in Winterszeit oder wenn nur wenige Gäſte da ſind, heruntergelaſſen wird und einen Theil der Stube zu einem Nebenkabinette geſtaltet, im Sommer aber und bei zahlreichen Gäſten über deren Häupten ſchwebend den ganzen großen Raum zum Wirthszimmer benutzen läßt.

Von Gütenbach wird ſo eben eine bequeme Fahrſtraße durch's Urgebirge hinab in's Thal der Wildgutach geſprengt. Der bisherige Saumweg führt am rauſchend hinabſtürzenden Waſſer drei Viertelſtunden jäh hinab in's tief eingeriſſene Thal zu dem kleinen Oertchen mit ſeinen ſchuppenförmig geſchindelten und hübſch bemalten Häuſern. Das ſchönſte Sonnenlicht und die blaueſten Schatten ſpielen mit einander um die ſteil abfallenden, himmelanſtrebenden Felſen, ungeheure Gneußblöcke lagern im Bette und am Ufer der wilden Gutach, prächtige Wald- und Baumpartien und im freieren Thalgehänge vereinzelte Wohnungen zwiſchen kleinen Fruchtſtücken beſchäftigen das Auge, ſo daß der Fuß mit ſeinem Queruliren über den ſehr ſchwierigen Abweg in's enge Tiefthal kein Gehör finden kann. Dafür ſteigt man jenſeits auf wohlgebahntem Wege in großen Krümmungen mit bequemem Nieder- und Rückblick zu den weidereichen Halden höher und immer höher, zu einem herrlichen, im Schwarzwald doppelt erſtaunlichen Buchenwald.

Es war kühler, dunkler Abend geworden, bis wir nach heißem langem Steigen endlich bei den ſtattlichen zwei Kloſterthürmen von St. Märgen landeten. Wir verloren uns faſt in dem ungeheuern Schenkzimmer des Kronenwirthshauſes, das für die hieher wallfahrende Schwarzwälder Chriſtenheit auch was ſonſt des Menſchen Herz erfreut, aus Küche und Keller zu ſpenden weiß. Daß wir am Freitag kamen, hatten unſere hungrigen Mägen jedenfalls nicht zu ſchwer zu büßen; der erzbiſchöfliche Faſttag wurde ihnen zu einem Feſttag durch eine prächtige Schüſſel voll köſtlicher Forellen, denen ein wohledler Markgräfler auch zum behaglichen Schwimmen verhalf.

Von dem mächtigen, bunt geſchnitzten, gemalten, weiland ſelbſt vergoldeten Himmelbette aus, das einſt, trotz ſeiner Zweiſchläfrigkeit, recht wohl einem würdigen Abte oder hochwürdigen Chorherrn von St. Märgen gehört haben konnte, ließ ſich andern Tages ein prächtiger Morgenhimmel mit gut Glück auf den dort drüben bereits im Sonnengolde thronenden Feldberg erſehen. Wir packen auf und ziehen beſten Muthes im friſchen Morgenwehen durch den Tann auf dem Hochrücken hinüber zu der Kapelle auf dem Turner, welche, nur auf bedeutendem Umwege erreichbar, den Gang mit einer köſtlichen Ausſicht belohnt. Rückwärts, nördlich über das Seitenthal, das wir umgangen, ſchweift das Auge hinüber zu dem Zwillingspaar von St. Märgens Thürmen und zu dem eine ſtarke Stunde weſtlicher gelegenen großen Mannskloſter St. Peter. In ſeinen feſten Mauern und ſeiner guten Bergluft fand ſich ein ganz ſchöner Raum zur Buße für jene Prieſter, welche vor ein paar Jahren dem verſtorbenen Großherzog von Baden eine chriſtliche, aber uncanoniſche Gedächtnißfeier gehalten hatten. Auch ſeither werden dort die geiſtlichen Exercitien gehalten, durch die ſich die ſtreitende Kirche in Baden zur triumphirenden auszubilden hat. Gewiß, das iſt ein prächtiger Ort zur Auslüftung und zur Einſchärfung des memento mori für die Seelenhirten, denn hier ſehen ſie ſich zugleich dem Himmel nahe und nur durch eine Kluft von der nahen „Hölle“ entfernt.

Wir ſelbſt eilen dieſer zu nach mehr als einem ſehnſüchtigen Blick in das „Himmelreich,“ das ſich vom „Turner“ gerade weſtlich das ſchöne Thal hinabwärts vor den Thoren Freiburgs aufſchließt. Dieſes ſelber ſtrahlt mit ſeinen Häuſern und Thürmen, zumal mit ſeinem erhabenen Münſter duftig ſchön im Morgenlichte zu uns herauf, obſchon es fünf bis ſechs Stunden entfernt iſt. Weiterhin laſſen ſich auf dem vielgewundenen Wege nach dem Dorfe Breitenau, bei welchem die Dreiſam entſpringt, links gen Südoſten die Appenzeller Alpen mit dem Säntis, rechts wieder St. Märgen und St. Peter und abermals das reizende Freiburg, im weſtlichen Hintergrunde die Vogeſen erblicken und im Vorgrunde ein lebendig wogendes, in allerlei Tinten getauchtes Meer von Schwarzwaldbergen überſchauen. Endlich ſteigt man hinunter zur „Steig,“ dicht an den oberſten Rand der Hölle, in welche nun eine vortreffliche, nicht bloß „mit guten Vorſätzen gepflaſterte“ Straße hinabführt. In dem, von der neuen Straße etwas unſanft auf die Seite und in's Trockene geſetzten Wirthshauſe „zur Steig“ findet ſich ein erträglicher Trunk und Imbiß zur nothwendigen Stärkung auf den in zwei Stunden erreichbaren Feldberg. Die Frau Wirthin aber hat den Kopf verbunden und prophezeit einen ſchlimmen Abend auf den guten Morgen, denn ſchlimm komme es regelmäßig, „wenn ihr Kopf ſo dumm“ ſey.

Digitized by Google

Die Mittagssonne scheint auch matt durch den weißlich sich überziehenden Himmel, und so eilen wir, von einem stämmigen Cyclopen aus der nahen Schmiede geführt, in die oberste schmale Thalrinne hinab, aus welcher der Waldbach der Hölle zuführt, über den Schlund hinüber und hinauf am Abhang, guten Muthes und Weges zum Wald, der lieblichen Schatten und köstliche Aussichten hinunter in die blau dunkelnde Unterwelt gewährt.

Nach einstündigem Steigen winken die Schneeköpfe der Schweiz einen erquickenden Gruß herüber. Dann geht es durch Wald und Moor wellenförmig hin, bis endlich der Fuß des eigentlichen Feldbergs erreicht ist. Der kostet aber noch Schweiß; zum Glück ladet, ehe eine zweite Stunde vergangen, eine Sennhütte bei hellem Sonnenschein an den warmen Ofen zu einem Trunk Weins und einem Bissen Brod nebst fettem Feldbergkäse ein. So sind die Knie gestärkt, den letzten Sturm zu laufen, durch Heidelbeergestrüppe und über Gneußtrümmer hinauf zur obersten Kuppe, die wir nach vier Uhr Abends erreichen. Ein scharfer Wind streicht über diese Höhe, die nur 18 Fuß weniger denn 5000 Fuß über dem Meere liegt.

Ohne Zweifel war hier einst alles mit Wald überzogen, aber längst ist der Feldberg ein kahler Scheitel. Nur vereinzelte Tannenbäume stehen gespensterartig hie und da mit nacktem, sonnengebleichtem Rumpfe und vom Winde verzausten Aesten, auf der Wetterseite auch von diesen entblößt. Wie greise abgemagerte Jammergestalten strecken sie im Winde ächzend und mit fliegenden Haaren die Arme nach Hülfe und Schutz aus, den nur ein dichter Waldbestand diesen seufzenden Creaturen gewähren könnte. Ihren Kummer theilen die dürftigen Exemplare von hieracium pilosella, erica vulgaris, euphrasia officinalis, potentilla reptans u. s. w., welche den alten Kahlkopf spärlich bedecken. Mächtige Gneußblöcke liegen hin und hergeworfen da, vielfach mit purpurrothem byssus iolithus überzogen, einer feinen Flechte, deren Veilchengeruch dem Steine den Namen iolithus — Veilchenstein geben ließ. Die äußerlich kümmerlich erscheinende Vegetation des Feldbergs ist übrigens wie alles Alpenkraut innerlich um so würzhafter und gewährt zahlreichen Heerden jungen Viehs den ganzen Sommer über kräftige Nahrung. Die um den Fuß des Berges her liegenden Gemeinden haben diese Weiden von dem Fürsten von Fürstenberg, dem sie gehören, gepachtet, und um den weit ausgedehnten Scheitel des Feldbergs herum stehen die vier oder fünf einsamen Sennhütten, in denen das grasende Vieh und der reisende Mensch nächtliche Unterkunft und nothdürftigste Bedienung findet.

Wir sind von der „Zartener Viehhütte" eine starke Viertelstunde aufgestiegen und gehen oben schon eine gute Weile, ohne den eigentlichen Höhepunkt erreicht zu haben. Der Feldberg läuft auch nicht zu einer steilen Spitze aus, sondern bietet einen breiten, flachgewölbten Rücken, der einen Flächenraum von mehr als einer Stunde einnimmt. So wäre es allerdings sehr wohlgethan, wenn zu freier Ueberschau sich auf der Höhe ein Thurm erhöbe, um den Hinab- und Hinausblick in alle Welt noch leichter und erhebender zu machen. Denn erhebend in vollstem Maße, großartig prächtig ist es jetzt schon, auf der wellenförmig sich hinstreckenden Hochfläche, fast wie zu ebener Erde hinüber und hinaus zu schauen über Thal und Berg zu solchen gewaltigen Fernen. Ja, es war, als wir ohngefähr die größte Scheitelhöhe erreicht hatten, im eigentlichen Sinn ein Erschrecken über die Herrlichkeit, die sich zumal gegen Süden uns aufthat.

Obwohl der Himmel sich theilweise überzogen hatte und der nach Westen umgesprungene Wind aus dem fernen Jura und Vogesengebirge Wolkendunkel heran trieb, war doch noch der Norden, Osten und Süden ziemlich frei und die dunsterfüllte Luft zauberte nun die ganze mächtige Alpenkette der Schweiz uns wie zu unsern Füßen heran. Diese Riesenwelt, Zacken an Zacken, Zinne an Zinne, von den nebelgrauen Allgäuer und Vorarlberger Alpen bis zum Säntis und vom Säntis über die Glarner, Schwyzer, Berner Majestäten bis hinab zum fernen Montblanc bildete ein unbeschreiblich großartiges, beim ersten Blick das Gemüth tief erschütterndes Panorama, wie der Rigi mit all seiner Herrlichkeit es nicht gewährt. Fünftausend Fuß hoch, über die Vorberge der Schweiz gestellt, sieht man den wie eine Mauer dastehenden Alpen recht eigentlich vom Scheitel bis auf den Fuß, ja bis auf die Zehen. Stahlblank stehen sie da in voller Schlachtordnung diese gewaltigen Recken; alle Kaiser der Welt zusammen können keine solche Revue passiren lassen, als hier auf dem äußerlich so unscheinbaren Feldberg der einfache Wanderer Angesichts dieser stolzen Heersäule von eisgrauer Garde, die sich nicht „ergibt" und auch nicht „stirbt."

Nun aber die Fronte gewechselt, und der schönste Abendschein streift über die dunkeln Höhen und Tiefen des Schwarzwaldes, der sich in endloser Wellenbewegung gegen Norden dahin lagert. Gegen Nordosten präsentirt sich weißglänzend die gewaltige Mauer, die der schwäbische Jura vom hohen Randen bei Schaffhausen bis über den Hohen-Neuffen in Württemberg hinaus mit seinem gelblichen Kalke aufgebaut hat; ja es fehlt wenig, so sehen wir durch das Fernrohr eine preußische Pickelhaube das Gewehr vor uns präsentiren;

Digitized by Google

denn ſchon dem unbewaffneten Auge ſpringt im vollen Abendſonnenglanze die Veſte Hohenzollern mit ihren neuen Mauern und Thürmen keck und königlich gebieteriſch entgegen. Daran weidet ſich denn das Auge, bis das letzte Streiflicht an den Schründen und Felsſtürzen der ſchwäbiſchen Alb dahin und dafür von Südweſten der leibhaftigſte Regen über unſere Häupter daher gezogen iſt. So ziehen denn auch wir eilig vom Leder den friedlichen Regenſchirm und unter ſeinem Schutze von dannen, bedächtigen Kopfes und Schrittes fragend: „Was thun?“ Wir haben ſo viel und ſo Herrliches geſehen, daß wir zufrieden ſeyn konnten, und waren doch hinreichend Glieder der immer unzufriedenen Klaſſe von Geſchöpfen, die man Menſchen und Deutſche heißt, um nicht gar zu gerne Alles genoſſen, Alles gründlichſt erſchöpft zu haben.

(Schluß folgt.)

Ueber Turnen und Heilgymnaſtik mit beſonderer Beziehung auf das weibliche Geſchlecht.

Die Natur in ihren ſchönen Formen ſpricht figürlich zu uns, und die Auslegungsgabe ihrer Chiffernſchrift iſt uns im moraliſchen Gefühl verliehen.

Kant

„Eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe!“ Wüßten wir uns alle im Beſitz dieſes hohen, ſchönſten Guts, wie glücklich wären wir, welch lieblicher Spielplatz für große und kleine Kinder wäre dieſe Welt, wie helleniſch wäre ſie! „Eine geſunde Seele in einem geſunden Leibe!“ Dieß iſt im Grunde das letzte Ziel aller Erziehungskunſt, aller Heilkunſt. Man hört, zumal in dieſen Tagen, wo die linden Lüfte wehen und in die Bäder, in die Berge, zu Kaltwaſſer- und Luftkuren hinauslocken, ſo viel von Naturheilanſtalten, von Heilgymnaſtik und andern heilſamen Erfindungen der Neuzeit reden. Die Aufmerkſamkeit, welche die Heilgymnaſtik ſowohl als das Turnen überhaupt, insbeſondere das Turnen der Mädchen, in neuerer Zeit in erhöhtem Maße für ſich in Anſpruch nimmt, mag den Verſuch nicht ungerechtfertigt erſcheinen laſſen, an der Hand der Mittheilungen eines Fachmanns, die uns zur Verfügung geſtellt worden, und der Anſchauung, die wir uns ſelbſt verſchafft halben, die Sache einer kurzen Beſprechung auch an dieſer Stelle zu unterziehen.

Moriz Cloß ſagt in ſeiner „Weiblichen Heilgymnaſtik,“ * im Kapitel: „die Geſundheit des weiblichen Geſchlechts unter den Einflüſſen von Erziehung und Sitte,“ unter anderm: „Das der Modeherrſchaft unterworfene Weib lernt nur zu ſehr und zu bald die Stimme der Natur in Bezug auf das phyſiſche Bedürfniß der täglichen Körperbewegung überhören, und ſeine vollkräftige Geſundheit iſt daher faſt ein Ideal, welches ſich doch bei den reichen und bildſamen Naturanlagen der Frauen ſo leicht verwirklichen ließe. Die Pädagogik und die Diätetik kommen in der gemeinſchaftlichen Aufgabe für Verwirklichung dieſes Ideals zuſammen, indem ſie nicht bloß dazu beitragen ſollen, das Menſchengeſchlecht von verjährten Vorurtheilen zu befreien, ſondern auch die Mittel anwenden zu lehren, die zur Verbeſſerung und Erhaltung der Einzelnen, wie der Geſammtheit dienen. Wenn gegenwärtig faſt aller Orten Inſtitute für Heilgymnaſtik und Orthopädie eröffnet werden und vollauf beſchäftigt ſind, um die Verkrüppelungen und Verkrümmungen des weiblichen Körpers mühſam und künſtlich durch gymnaſtiſche Uebungen zur natürlichen Wohlgeſtalt zurückzubilden, ſo ſind das ſichere Zeichen von den Mängeln unſerer weiblichen Erziehung, und es liegt dann der Gedanke ſehr nahe, eben durch die Gymnaſtik eine naturgemäße Entwicklung des erſchlafften weiblichen Körpers zu unterſtützen und dadurch ein in allen Organen und Kräften durchgebildetes weibliches Leben als die reinſte Quelle der weiblichen Geſundheit herzuſtellen.“

Was verſteht man nun eigentlich unter Heilgymnaſtik? — Heilgymnaſtik (auch mediciniſche Gymnaſtik, Kinnſitherapie genannt) iſt Heilung von Krankheiten durch Körperbewegungen, durch Muskelthätigkeit überhaupt. Es iſt hiſtoriſch nachgewieſen, daß die Methode, durch verſchiedene Körpermanipulationen Krankheiten zu heilen, ſchon im hohen Alterthum da und dort geübt wurde. So wiſſen wir von Plinius, daß die Betten der Kranken in die freie Luft gehängt und

* Weibliche Heilgymnaſtik ꝛc. von Moriz Cloß, Direktor der ſächſiſchen Turnlehrerbildungsanſtalt. Leipzig.

Digitized by Google

durch eine wiegende Bewegung ihre Schmerzen gelindert wurden, und Strabo erzählt von den Indianern, daß dieſelben ſo ſehr für die Reibungen des Körpers mit leichten elfenbeinernen Striegeln eingenommen ſeyen, daß ſelbſt die Könige, während ihnen die Klagen des Volkes vorgetragen wurden, ſich mit dieſen Werkzeugen behandeln. Das Bürſten, Striegeln und Kneten der Muskeln nach dem Bade iſt heute noch bei allen Orientalen Sitte.

Dieſe Methode, Krankheiten durch Erregen der Muskelthätigkeit, durch Manipulationen am Körper des Leidenden zu behandeln, war längere Zeit im Mittelalter in Vergeſſenheit gerathen. Erſt im ſechzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert wurde ſie wieder von einigen Aerzten in Anregung gebracht. Wir nennen nur den berühmten Sydenham. Doch war es erſt im letzten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts, wo es dem Schweden Ling gelang, der Gymnaſtik eine neue, man könnte ſagen wiſſenſchaftliche Geſtalt zu geben.

Ling iſt im Jahr 1776 geboren; er ſtudirte Theologie, machte ſpäter als Freiwilliger mehrere Feldzüge mit, bereiste dann Frankreich, England, Deutſchland, in welch letzterem Lande er namentlich für ſein Syſtem der Gymnaſtik vielfache Materialien ſammelte. Im Jahr 1805 wurde er Fechtmeiſter und hielt zugleich Vorleſungen über Geſchichte und Dichtkunſt. Später wurde er Direktor des ſchwediſchen Centralinſtituts für Gymnaſtik und ſtarb im Jahr 1839.

Ling ſtellte einen Cyklus von Bewegungen auf, durch welche die vollſte Harmonie zwiſchen allen Theilen des Körpers hergeſtellt werden ſollte; er bildete ſich eine Lehre von den Körperbewegungen in Uebereinſtimmung mit den Geſetzen, die den menſchlichen Organismus beherrſchen. Ihm war es nicht ſo ſehr darum zu thun, Kraft- und Schauſtücke, welche beim deutſchen Turnen, wie es ſeit Vater Jahn getrieben wurde, nur zu ſehr ſich in den Vordergrund gedrängt hatten, zu Tage zu fördern; ſein Streben ging vorzugsweiſe dahin, zu erforſchen, welche phyſiologiſche Bedeutung die zu erlernende Turnfertigkeit für das organiſche Leben des Körpers habe. Ling betrachtete die organiſch harmoniſche Ausbildung des menſchlichen Leibes als einen weſentlichen Beſtandtheil der Jugenderziehung und der Volksbildung.

Das Syſtem, das Ling aufſtellte, umfaßt dreierlei verſchiedene Arten von Bewegungen, die aktiven, die paſſiven und die halbaktiven oder duplicirten, wovon die beiden erſteren durch ihn theils eine Erweiterung, theils weſentliche Verbeſſerungen erhielten; die letzteren aber, die duplicirten Bewegungen, ſind es, welche vorzugsweiſe durch ihn in Aufnahme kamen. Sie ſind es gerade, welche dem ſchwediſchen Syſtem das eigenthümliche Gepräge verleihen, und wenn man im gewöhnlichen Leben von Heilgymnaſtik ſpricht, ſo hat man ganz beſonders dieſe neue Art von gymnaſtiſchen Bewegungen im Auge.

Bei dieſen Turnübungen treten zwei oder mehrere Uebende in Wechſelthätigkeit zu einander, und die Ausführung derſelben wird durch gegenſeitige Kraftanſtrengung erſchwert. Der Uebende oder Kranke vollführt eine gewiſſe Bewegung und hat dabei einen je nach Umſtänden größeren oder geringeren Widerſtand, der von einem andern, dem Gehülfen oder Gymnaſten, ſeiner Muskelthätigkeit entgegengeſetzt wird, zu überwinden. Oder der Uebende macht den Widerſtand, der dann von dem Gehülfen zu überwinden iſt, wobei es, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht etwa auf ein wechſelſeitiges Prüfen und Meſſen der Kräfte, ſondern auf eine allmählig zunehmende Steigerung der Gliederkraft ankommt. Bei dieſen Bewegungen nimmt man an, daß ſie eine Ausdehnung der Muskeln und ſehnigen Häute zur nächſten Folge haben, wodurch ein größerer Zufluß von Pulsaderblut und eine größere Abſonderung von Plasma oder Bildungsſtoff herbeigeführt werde. Es iſt keine Frage, daß dieſe Bewegungen, die in einem beſtimmten präciſen Rhythmus, dem jedesmal eine Pauſe folgt, und die mit Anfangs ſchwächerer, dann ſich ſteigernder und zuletzt wieder abnehmender Kraftanſtrengung ausgeführt werden, der Eigenthümlichkeit des Krankheitsfalles, dem Alter, der Conſtitution des Kranken leicht anzupaſſen ſind, und ſich dadurch noch ganz beſonders auszeichnen, daß eben die dabei im Auge behaltene Richtung der Muskelthätigkeit eine mehr determinirte, eine auf beſtimmte Muskeln oder vielmehr Muskelgruppen gerichtete iſt, durch welche die individuelle Willensthätigkeit des Patienten in ausgezeichneter Weiſe in Anſpruch genommen wird.

Außer dieſen duplicirten Bewegungen ſind noch die aktiven und die paſſiven zu beſprechen. Bei den paſſiven verhält ſich der Patient ganz unthätig, während der Gymnaſt, der Arzt oder Gehülfe einzelne Glieder mit Klopfungen, Beugungen, Rollungen, Erſchütterungen, Hackungen u. ſ. w. bearbeitet. Ein großer Theil derſelben war ſchon ſeit langer Zeit ſattſam bekannt und bildete einen Theil der Volksmedicin, einige derſelben wurden aber erſt von Ling für Kurzwecke benutzt. Durch ſie wird theils eine rein mechaniſche, die Lage und Form der Theile verbeſſernde Wirkung erzielt, theils dienen ſie zur Löſung ſtockender Säfte und zur Rückbildung von Ausſchwitzungen, oder wirken verſchiedentlich anregend auf die Nervenbahnen.

Was die aktiven Bewegungen, die willkürlich mit

Digitized by Google

oder ohne Apparate und Geräthſchaften ausgeführten Bewegungen, anbelangt, ſo finden dieſe im Syſtem von Ling keine ausgedehnte Anwendung. Manche derſelben laſſen ſich allerdings für mediciniſche Zwecke mit großem Nutzen verwerthen; einen ziemlichen Theil derſelben aber trifft ganz entſchieden der Vorwurf der Langweiligkeit, und trotz ihrer angeſtrebten, auf Anatomie und Phyſiologie gegründeten Wiſſenſchaftlichkeit wird die ſchwediſche Gymnaſtik als Erziehungs- und Bildungsmittel nie mit unſerem deutſchen Turnen in die Schranken treten können. Indeſſen gingen einzelne deutſche Vertreter der ſchwediſchen Gymnaſtik ſo weit in ihrer Begeiſterung für dieſelbe, daß ſie die Unterdrückung unſeres deutſchen Turnens als eine ſittliche Nothwendigkeit angeſehen wiſſen wollten.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die deutſche Turnkunſt eine Zeit lang im beſten Zuge war, durch Ueberſchreitung ihrer Grenzen und des natürlichen Maßes einer angemeſſenen Körperübung in eine Schule für Akrobaten und Athleten auszuarten, und es war deßhalb ein gewiß nicht gering zu ſchätzendes Verdienſt der ſchwediſchen Schule, die Aufmerkſamkeit auf eine genaue Berückſichtigung des menſchlichen Organismus ſelbſt und ſeines Verhaltens zu der ihm auferlegten Thätigkeit, auf die phyſiologiſchen Wirkungen der Turnübungen hinzuweiſen.

Aber wenn auch dieſe wiſſenſchaftliche Seite beim deutſchen Turnen bisher überſehen wurde, ſo iſt doch wohl zu bedenken, daß es Aufgabe der praktiſchen Turnkunſt iſt, die körperlichen Anlagen zur Fertigkeit in den natürlichen Verrichtungen auszubilden, welche das Leben fordert. Jede Uebertreibung in der Folgerichtigkeit der Bewegung und jedes kurzſichtige Haften an einzelnen praktiſchen Zwecken wird die Luſt am Turnen tödten und den Erfolg lähmen. Das Turnen iſt eben aus dem natürlichen Drange nach freier Bewegung entſtanden, welche in der Natur des Organismus und in den natürlichen Verrichtungen Maß und Richtung, aber keine abſolute Schranke findet. Es iſt deßhalb eine Einſeitigkeit und ein wiſſenſchaftlicher Rigorismus, wenn dieſe fröhliche Kunſt zu einer abſtrakten Muskellogik erhoben wird. Die vorwiegend wiſſenſchaftliche Auffaſſung des Turnens nach dem Ling'ſchen Syſtem wird demſelben ohne Zweifel ſeine Bedeutung als mediciniſche Heilanſtalt ſichern, nicht aber in gleichem Maße fruchtbringend für die Erziehung und die Schulen werden, denen wir eine friſche und fröhliche, allerdings aber auch wohlgeordnete und nutzenbringende Turnkunſt wünſchen müſſen. Es iſt wahrlich dringende Pflicht, den Eifer für die Turnkunſt immer wieder wach zu rufen in einer Zeit der Erſchlaffung und Entnervung, einer wahren Körper- und Geiſtesabgeſchlagenheit.

Otto Heinrich Jäger weiſt in ſeinem Buche: „über die Gymnaſtik der Hellenen in ihrem Einfluß auf's geſammte Alterthum und ihrer Bedeutung für die deutſche Gegenwart," mit klaren Zügen nach, daß ſie es hauptſächlich war, welche das „gottgeliebte glückliche Volk der Schönheit und Kunſt" zu ſeiner eminenten Höhe emporſchwang. Die tiefe, weit greifende Bedeutung der helleniſchen Gymnaſtik liegt in der vollen freien Anerkennung des menſchlichen Körpers als eines ſchlechthin berechtigten Organismus und in der Uebernahme ſeiner inſtinktartigen Entwicklung in die leitende, veredelnde Hand des kunſtſinnigen, freien, bewußten Geiſtes, hervorgequollen und liebend getragen von der innigſten Verſöhnung der menſchlichen Freiheit mit den weiſen Abſichten und Geſetzen der Natur und beſeelt von reinem, ſittlichem Selbſtvertrauen. Lucian läßt Solon zum Scythen Anacharſis die Worte ſprechen: „Es iſt uns Hellenen nicht genug, jeden ſo zu laſſen, wie ihn die Natur geſchaffen; ſondern wir bedürfen für jeden der gymnaſtiſchen Bildung, damit das von Natur ſchon glücklich Geſchaffene noch um vieles beſſer, die ſchlechte Anlage aber veredelt werde."

Die Gymnaſtik erfaßt, weil ſie nach dem reinen Geſetze des menſchlichen Organismus erfolgt, den Körper harmoniſch in ſtrenger natur- und begriffsmäßiger Gliederung und hebt ihn ganz und ſtetig empor zu ſeiner ſinnlichen Vollendung und ſittlichen Charakterprägung. Der Hellene erreichte durch ſie einen gewiſſen, für alle andern Zeiten unendlich hohen Grad vollkommen edel ſchöner und ſittlich freier Bildung und ſteht ſo vor uns als ein Ideal; an jeder Linie erkennen wir die Herrſchaft des freien, kunſtſinnigen, ächt menſchlichen Geiſtes. Mit Einem Wort, die freie, naturgemäße, umfaſſende Kunſtſchöpfung des ſinnlichen Menſchen durch den bewußtvollen, mit den weiſen Abſichten der Natur verſöhnten Geiſt iſt die Seele der helleniſchen Gymnaſtik. Solon ſagt weiter bei Lucian: „Gegenüber den im Schatten verkommenen weißen Barbarenkörpern mit träger Wohlbeleibtheit oder blaſſer Magerkeit, zitternd und weichlich zerfließend und ſchlotternd, ſind die helleniſchen röthlich und von der Sonne in's Braune gefärbt; mannhaft von Anſehen, zeigen ſie die Fülle des Belebten, Warmen, Männlichen. Wie diejenigen, welche den Weizen worfeln, ſo thun unſere Gymnaſten mit den Leibern; Spreu und Hülſen blaſen ſie weg, die reine Frucht ſcheiden ſie aus und bringen ſie zu Haufen und bewahren ſie ſorglich."

Die Gymnaſtik der Griechen beſtand hauptſächlich in dem „Pentathlon" (dem „Fünfwettkampf)," das

Digitized by Google

folgende Uebungen: den Lauf, Scheibenwurf, Sprung, das Speerwerfen und den Ringkampf begriff. Diese fünf Turnübungen umfaßten bei den großen Nationalfesten der Hellenen in Olympia, Nemea ꝛc., in Folge alter Gesetze, die ganze Gymnastik, und mit diesen wenigen Uebungen bildete sich die ganze Schönheit der Hellenen heraus, so daß Aristoteles sagen konnte: diejenigen, welche jenen fünf Uebungen ausschließlich obgelegen und in ihnen Festpreise errungen haben, seyen die schönsten Menschen gewesen. Aber es waren nicht nur die Jünglinge und Männer, welche Gymnastik trieben, auch die Jungfrauen waren in Sparta durch Sitte und Gesetz zu körperlichen Uebungen verpflichtet.

Niemand kann es einfallen, der Einführung der altgriechischen Gymnastik in jetziger Zeit, bei unsern gegebenen Verhältnissen, das Wort zu reden. Denn abgesehen von den sonstigen, der Sache entgegen stehenden Schwierigkeiten, haben wir an der guten deutschen Turnkunst ein hinlängliches Ersatzmittel, das ganz dazu geeignet ist, mit unserer Bildung und Sitte und unsern Anforderungen an das Leben in Einklang gesetzt zu werden.

Nachdem die Gymnastik bei den alten Deutschen in ziemlich roher Gestaltung aufgetreten, im Mittelalter die Turniere eine eigenthümliche poetische Richtung angenommen hatten, verkümmerte in Folge einer einseitigen, dem praktischen Leben abgewandten und vielverbreiteten Richtung der Geister und des heiligen Nimbus, den die Ascetik, die Entsagung, Kasteiung, Abtödtung des Fleisches um sich verbreitete, den Sinn für leibliche Uebungen, da man die Fülle körperlicher Gesundheit vielfach für ein Hinderniß der Sittlichkeit ansah. — Nachdem sie durch die Reformation, besonders durch Luther entschieden befürwortet, wiederum in Aufnahme gekommen war, fand sie späterhin in Rousseau einen eifrigen Verfechter und erhielt gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in dem sogenannten Philanthropin in Dessau unter Basedow eine praktische Durchführung für pädagogische Zwecke. An die Namen Gutsmuths und Pestalozzi knüpfen sich dankbare Erinnerungen wegen ihrer eifrigen Bemühungen um die Gymnastik; aber ein Mann ist es hauptsächlich, der ein allgemeines nationales Interesse für sie zu erwecken wußte, Friedrich Ludwig Jahn, der leibliche Repräsentant, hie und da freilich auch die Carrikatur urdeutscher Sitte und Natur nach Gestalt, Sprache, Kleidung. Seine Absicht war, die Knaben und Jünglinge zu kräftigen deutschen Männern zu bilden, damit sie deutsche Sitte und Eigenthümlichkeit liebgewännen und bereit wären, das Vaterland zu vertheidigen und die Nationalität aufrecht zu erhalten. Unter ihm blühte (in Berlin) das Turnwesen in neuer Frische; aber das kecke Treiben der Turnjugend erregte Verdacht bei der Regierung, Jahn wurde bei Gelegenheit des Sandschen Attentats gefänglich eingezogen und die Turnplätze geschlossen, und erst in den vierziger Jahren sehen wir fast überall wieder Turnanstalten entstehen.

Jahn benutzte die Turnkunst mehr zu nationalen Zwecken, während ihm die wirkliche Durcharbeitung des Körpers im Ganzen ferner lag. Ein rationeller Turnunterricht verlangt eine zweckmäßige Anwendung der Mittel mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten des menschlichen Leibes; ein System der Gymnastik muß nothwendig auf den Menschenorganismus gegründet seyn, welcher den Maßstab zur Anordnung wohldurchdachter gymnastischer Einwirkungen und Uebungen abgeben muß. Denn nicht in der Virtuosität der Kraft und Gewandtheit ist die Hauptsache zu suchen, nicht in jenen brodlosen Künsten, wodurch einzelne hervorragende Turner bei den Zuschauern die Wirkung des Erstaunens hervor brachten. Die Turnkunst mußte dadurch in den unliebsamen Ruf einer Gauklerkunst kommen, während doch in der That nur das Schöne und Nützliche angestrebt werden sollte.

Eine wesentliche Umänderung des ganzen Turnwesens, wie es nach den hauptsächlichsten Grundzügen noch jetzt besteht, wurde in neuerer Zeit durch Adolf Spieß, jetzigen Vorstand des Turnwesens in Darmstadt, erzielt. Er fand, daß man fälschlicherweise hauptsächlich auf solche Uebungen Bedacht genommen hatte, welche an künstlichen Vorrichtungen in ungewöhnlichen Lagen des Leibes auszuführen sind, auf die sogenannten Gerätheübungen, während doch die vornehmlich zu berücksichtigen waren, welche sich mit der turnerischen Entwicklung des Leibes an sich während der gewöhnlichen Zustände desselben beschäftigen, nämlich die sogenannten Freiübungen, die oft gerade die schönsten und bedeutendsten sind, wodurch einer allseitig bildenden Turnkunst erst die rechten Mittel an die Hand gegeben werden. Er verband mit diesen Freiübungen die sogenannten Ordnungsübungen, die ihre große pädagogische Bedeutung darin haben, daß der Einzelne zum Bewußtseyn der Gesammtheit, der gemeinsamen Uebung und Handlung gebracht wird, und in dem Bestreben, die Gemeinkraft zu unterstützen und dem Ganzen sich einzuordnen, wesentlich in der Ausbildung seiner Leibes- und Geisteskräfte gefördert wird. Durch diese einfachen Uebungen erzielte Spieß eine harmonische Bildung des Leibes. Dadurch daß sie den Einzelnen geistig und leiblich erfassen, machen sie den Turnenden fähig, die Totalität der menschlichen Kräfte an sich selbst darzustellen. Eben durch dieß ist das Turnen geeignet, in einen

Digitized by Google

Bund mit andern Künſten zu treten, wie die altgriechiſche Gymnaſtik im engſten Zuſammenhang mit der Muſik, Orcheſtik und Dichtkunſt ſtand. Namentlich iſt es die Muſik (beſonders im Sinn der Alten, die darunter „ſchöne Künſte und Wiſſenſchaft“ überhaupt verſtanden), welche eine natürliche Verbündete der Turnkunſt abgibt. „Die beſte Gymnaſtik,“ ſagt Plato, „iſt die Schweſter der reinen und einfachen Muſik. Indem jene dem Leibe Geſundheit, dieſe der Seele Selbſtbeherrſchung gibt, ſo machen ſie beide eine vollſtändige Bildung aus. Die bloß Gymnaſtik (körperliche) treiben, werden zu rauh, die bloß Muſik (geiſtige Uebungen, darunter auch Muſik) treiben, zu weich.“

Die Muſik, den Geſang nun führte Spieß in ausgedehnter Weiſe bei ſeinen Turnübungen ein und verſchaffte dadurch denſelben ein ganz beſonderes Intereſſe. Ein nicht genug hervorzuhebendes Verdienſt von Spieß iſt es, daß er auch der weiblichen Gymnaſtik wieder zu ihrem Rechte, das ſie ſeit der Zeit der ſpartaniſchen Jungfrauen ganz verloren zu haben ſchien, verholfen und dadurch der jetzigen und der künftigen Generation eine weſentliche Wohlthat erwieſen hat. Es iſt Thatſache, daß in den meiſten deutſchen Ländern, namentlich auch in Württemberg, dem Turnen von Seiten der Regierung bedeutender Vorſchub geleiſtet wurde, daß die Schüler in den Städten meiſtens verbunden ſind, regelmäßig bei den Turnübungen zu erſcheinen, und dieſe einen Beſtandtheil des Claſſenunterrichts ausmachen. Dagegen iſt das weibliche Geſchlecht in dieſer Beziehung noch auffallend vernachläſſigt, während doch die weibliche Gymnaſtik bei der zarten Organiſation und bei dem ewigen Sitzen der Mädchen, ſo wie bei den geſteigerten geiſtigen Anforderungen, die man an ſie macht, ein noch viel entſchiedener hervortretendes Bedürfniß iſt. In den Schulen wird nur zu oft der erſte Keim zu ſo manchen Verunſtaltungen des weiblichen Körpers gelegt. Die unzureichende körperliche Uebung und Erholung muß natürlich auch eine lähmende Rückwirkung auf Geiſt und Gemüth äußern, und der Tanzunterricht wird als vermeintlich ſchicklicheres Surrogat an die Stelle der Gymnaſtik geſetzt, während ein guter Turnunterricht die geſündeſte Propädeutik, die beſte Vorſchule für das Tanzen abgibt.

In England hat man dem Turnen unter dem Namen „Callisthenie“ unter dem weiblichen Geſchlecht der höheren und gebildeten Stände Eingang zu verſchaffen gewußt. Hoffen wir, daß die rationelle Gymnaſtik auch bei unſerer weiblichen Jugend ſich mehr und mehr Bahn breche, unter denjenigen, welchen die Möglichkeit dazu gegeben iſt, allgemein Brauch und Sitte, und dadurch eine gleichmäßigere geiſtige und leibliche Erziehung angeſtrebt werde. Preiſen und fördern wir die Schönheit und Geſundheit der Seele, aber ſorgen wir dafür, daß es nicht einſeitig geſchehe. Die Anſtrengungen, welche die Gymnaſtik von dem Mädchen wie von dem Knaben fordert, von der Jungfrau wie von dem Jüngling, ſie belohnen ſich reichlich durch die wohlthuende Erholung von der geiſtigen Anſtrengung, welche Schule und Unterricht der Jugend zumuthen muß, durch die heilſame Aufhebung der durch jede einſeitige Thätigkeit bewirkten Störungen und ſchwächenden Verzerrungen. Sie öffnen im jugendlichen Menſchen überhaupt den reinen, unerſchöpflichen Born der natürlichen friſchen geſunden Kraft und Grazie, ſie beſeitigen alle Hemmungen im Organismus, ſie geben der Hand und dem Fuß jene Sicherheit und Elaſticität, dem Geiſte jenes Selbſtvertrauen, jene Beweglichkeit, jene poetiſche und moraliſche Stimmung und Haltung, der gegenüber man auf den erſten Anblick in den freudigen Ruf ausbricht: das iſt ein geſunder, ein ſchöner Menſch, das iſt ein Charakter!

Unſer Landsmann Hölderlin ſagt:

Alles erfrie der Menſch, ſagen die Himmliſchen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern',
Und verſtehe die Freiheit
Aufzubrechen, wohin er will.

Ludwig Seeger.

Digitized by Google

Zur Schillerliteratur.

Nach bisher ungedruckten Originalmanuscripten.*

I.

Die Räuber.

Aus den Briefen Schillers an Dalberg ist bekannt, daß zwischen beiden über die Zeit der Handlung und also auch über das Costüm der Räuber gleichsam parlamentirt wurde, bis Schiller natürlich dem entscheidenden Worte Dalbergs nachgab. Der von dem geistreichen Intendanten gegründete und später so berühmt werdende Ausschuß stand dabei (wenn auch aus andern, praktischeren Gründen) auf Schillers Seite. In seinen Protokollbüchern finden wir folgendes Gesuch an die Intendance vom 17. November 1781:

„Ferner halten wir uns für verpflichtet, Ew. Excellenz zu benachrichtigen, daß in Betracht der Räuber die allgemeine Stimme wider das altdeutsche Costüm sich erklärt hat. Da die Wirkung, welche dieses Stück im Ganzen machen wird, schwer zu bestimmen ist, sollten wir im Fall einer nicht ganz erwünschten Wirkung uns wohl nicht dem Vorwurf aussetzen, das veränderte Costüm habe die Wirkung gemindert? Die Aufführung der Agnes Bernauerin macht allerdings im Geschmack des Mannheimer Publikums Epoche, so wie es überall Aufsehen macht, daß die Mannheimer Bühne im Stande ist, diese zwei Stücke mit einem außerordentlichen Grade von Güte zu geben. Aber sollten wir nicht eben dieses Rufes wegen die Räuber in ihrem Costüm lassen? Wir wollen nicht erwähnen, wie schwer es ist, die Charakteristik der Räuber in denen altdeutschen Kleidern auszudrücken; allen jenen Kleidern, wenn sie auch mit noch so viel Geschmack angeordnet sind, würde man es ansehen, daß sie neu gemacht worden. Wir erwarten hierüber die Befehle Ew. Excellenz. Wilh. Aug. Iffland. Heinr. Beck. — Dav. Beil. — Kirchhöfer. — Meyer."

Dalberg antwortete darauf brevi manu noch am selben Tage: „Mag die allgemeine Stimme sagen was sie immer will; Urtheil des Publikums über Stücke kann nur alsdann Eindruck machen, wenn die Stücke vorgestellt sind. Hier ist es schiefes Urtheil einiger mit Schauspielwirkung wenig vertrauter Köpfe. Die Räuber können, nach allen Begriffen von Theatereffekt, nicht anders als mit idealischem Anstrich und älterem Costüm gegeben werden. Denn wo ist nur der geringste Grad von Wahrscheinlichkeit, daß in unsern jetzigen politischen Umständen und Staatenverfassung sich eine solche Begebenheit zutragen könne! Dieß Stück in unserer Tracht wird Fabel und unwahr. Für die romantisch passende wird gesorgt werden."

In der Ausschußsitzung vom 22. September 1783 trug Dalberg seine Kritik über die letzte Aufführung der Räuber vor. Es zeigt sich daraus, daß Schiller noch neue Aenderungen, namentlich Zusätze gemacht hatte; diese finden sich in keiner der mir bekannten Ausgaben des Stücks, auch nicht im Regie- und Soufflirbuch des betreffenden Theatermanuscripts, und sie dürften wohl nur in die Rollen geschrieben seyn, namentlich in die Rolle des Franz, zu der sich Iffland wahrscheinlich noch einige „Kraftstellen" von Schiller erbeten haben wird. Dalberg sprach: „Die neue Besetzung einiger Rollen in diesem Stücke* war dem Publikum auffallend und mußte den Zuschauer nothwendig in der Täuschung stören, an die seine Seele bei diesem Stücke bereits schon gewöhnt ist. Dazu kamen noch einige merkliche Abänderungen des Stückes, welche der letzten Vorstellung geschadet haben. Franz Moors Reden beim Brand waren zu lang, das Anzünden der Coulissen zu früh und das Eindringen der Räuber zu spät; Franz Moors Rolle hat überhaupt nichts bei der neuen Abänderung gewonnen. Die neue Stelle, wo Franz wirklich Geister um sich zu sehen glaubt und darnach hascht, wollte mir gar nicht behagen. Sie ist nicht genug vorbereitet und thut die versprochene Wirkung nicht. Herr Iffland wollte sich heute übertreffen, that auch als Künstler mehr als jemals; ob aber im Ganzen die Wahrheit nicht dabei gelitten und ob ein Gemälde nicht durch zu starkes Farbenauftragen an Schönheit und Simplicität verliere, wird er durch sein eigen Gefühl sich selbst beantworten können. Herr Boeck war heut,

* Aus der in kurzem erscheinenden „Geschichte des Mannheimer Theaters unter Dalberg, Schiller, Iffland und der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft." Von A. Schloenbach.

* Den Kosinski spielte, statt Beck, der gute Tenorsänger und schlechte Schauspieler Epp; Beck dagegen spielte die Rolle Meyers, den Hermann, und Brand die Rolle Epps, den Bedienten.

Digitized by Google

und vorzüglich in der Scene am Thurm mit dem Vater, Karl Moor! Wie ſehr er durch Herabſtimmung des Tons bei dieſer rührenden Scene gewonnen hat, fühlte das ganze Publikum. Es war Wahrheit, Auseinanderſetzung, lebhafte Darſtellung und fürtrefflicher Uebergang von Schmerz zu Wehmuth, von Leiden zu Entſchloſſenheit und Wuth in ſeinem Ausdruck und Geberde. Sein Spiel verdiente heute gerechten Beifall. Herr Beck wird gewinnen, wenn er die Rolle des Hermann künftig mit mehr ungeſitteter Wildheit ſpielt; man ſah ihm zuviel den Ton der feinen Welt und unſerer modernen Lebensart an, ſo gut auch übrigens Herr Beck die Rolle im Ganzen geſagt hat." *

In Schillers Briefen an Dalberg heißt es am 29. Sept. 1783 in einer Nachſchrift: „Ich beſinne mich, daß Ew. Excellenz die berüchtigten Plümickiſchen Räuber noch nicht geleſen haben, und ſchicke ſie hier gelegentlich mit." — Ueber dieſe grauſame Bearbeitung des Schillerſchen Werkes trug Iffland in der Ausſchußſitzung vom 15. Oktober 1783 — Schiller wohnte ihr zum erſtenmal als Mitglied bei — folgendes Referat vor: „Die Räuber, von Friedrich Schiller, umgearbeitet von Plümicke. — Hätte Herr Plümicke dieſes Stück der Bretter- und Caſſen-Convenienz ſeines Principals zum Beſten geändert, dann dieſe menſchenfreundliche That geheim gehalten, ſo verdiente er, daß man ihm verziehe; da er aber ſich nicht ſcheuet, mit ſeinem Frevel an's Licht zu kommen, ſo verdient er Züchtigung. Doch was ſoll die Satire auf einen Mann wirken, der nicht ſchon in dieſer Unternehmung ſich parodirt findet! (!) Oder wie kann die Polizei ſich an einen Mann halten, der aus Brodbedürfniß ſeinen Namen an den Pranger ſtellt!"

II.

Fiesko.

Iffands Referat über das von Schiller eingereichte Manuſcript des Fiesko, in der Ausſchußſitzung vom 29. November 1782. (Man kann daraus erſehen, 1) wie unrecht Streicher und Schiller ſelbſt — dann alle nach deren Angaben berichtenden und beurtheilenden Biographen Schillers — über Iffands vermeinte Gehäſſigkeit gegen Fiesko berichtet haben; 2) wie Iffland und Dalberg wohl berechtigt waren, das eingereichte Manuſcript vor der Hand noch abzulehnen: 3) daß in demſelben Scenen geſtanden haben, die in keiner der Ausgaben des Fiesko enthalten ſind.) „Der Verfaſſer der Räuber hat in ſeinem Fiesko mehr als jemals Shakeſpeares Fehler nachgeahmt. Das Stück hat indeſſen auch Schönheiten, die des Verfaſſers würdig ſind. Allein das Sujet ſelbſt iſt nicht theatraliſch und die Charaktere auf zu feine Schrauben geſetzt. Das darinnen angebrachte Spektakel folgt nicht aus der Sache, iſt für das Theater ſehr beunruhigend, für das Auge nicht unterhaltend genug und zieht gleichwohl des Zuſchauers Aufmerkſamkeit von der Hauptſache ab. Ohne mich in das Detail einzulaſſen, will ich ſagen, der Dichter läßt ſeine Perſonen ſelbſt zu viel von ihrem Charakter reden. Es gefällt mir nicht, daß Gräfin Julia Imperiali gemein iſt, wo ſie ſtolz ſeyn will. Sie prahlt mit ihren Kleidern und Schmuck gegen die Gräfin von Lavagna, deren Reichthum im Stück ſelbſt dem Reichthum der Doria an die Seite geſetzt wird, und geht zuletzt von dieſer Scene weg, nachdem ſie jene vorher „ein armes Thier" genannt hat. Auch däucht mir, daß Fiesko, dem die Herzen, das Vermögen und die Waffen aller Republikaner zu Gebote ſtehen, daß dieſer den langſamen Weg des ſchleichenden Betruges in dem Alter, wo Muth und Stolz ſo fürchterlich gegen Unterdrückung gähren, nicht gewählt haben würde. Bis in den dritten Akt iſt der eifrige Republikaner voll Subtilitäten gegen veſte Männer, bald darauf entſchließt er ſich, Tyrann zu werden. Die Scenen mit dem Mohren ſind durchaus zu lang. In einer dieſer Scenen geht Fiesko ſo mit dem Gelde um, wie ein armer Mann, der unvermuthet das beſte Loos gewinnt. Die Plünderung des Leichnams von einem ſanften Frauenzimmer iſt widrig. Der Senatoren ſind ſo viele, daß es faſt jedem Theater unmöglich fallen muß, ſie ohne Lächerlichkeit zu beſetzen. Die Sprache iſt aus allen Jahrhunderten zuſammen genommen."

„Aber aller dieſer Fehler unerachtet, wie viele Stücke haben wir, welche ſolche Scenen enthalten, als die ſind, wo Verina ſeine Tochter entehrt findet, wo das Volk zu Fiesko eindringt und dann Fiesko's Monolog darauf folgt, wo Doria mit ſeinem Neffen ſpricht, wo der Mohr den Fiesko erſtechen will, — der ganze Mohr überhaupt! — Iſt es alſo nicht eine ehrenvolle Verbindlichkeit, durch jede mögliche Unterſtützung den billigen Erwartungen eines ſolchen Mannes zu entſprechen, der ungeachtet ſeiner einzigen Verdienſte die angegebenen Fehler zu verändern ſich willig erboten hat, der, wie bei Abänderung der Räuber, vielleicht neue Schönheiten hinzuthut, und durch die Unannehmlichkeit ſolcher Abänderungen das fleißiger ſtudirt, was auf der Bühne Wirkung thut?"

* Beck ſpielte ſpäter dieſe Rolle ſo meiſterhaft, daß er mehreremal beim erſten Auftreten darin empfangen wurde.

„Die nicht glücklichen häuslichen Umstände des Verfassers verdienen von jeder Bühne für sein Werk wenigstens den Preis, welchen man mittelmäßigen Originalien oder gewöhnlichen Umarbeitungen alltäglicher Stücke, aus Mangel an brauchbareren, zuzuerkennen sich oft genöthigt sieht."

Nach der ersten Aufführung des „Fiesko" * trug Dalberg in der sechzehnten Ausschußsitzung am 14. Januar 1784 in Gegenwart Schillers folgende Kritik über diese Aufführung vor:

„Ich habe die verschiedenen Urtheile über dieses Stück gesammelt und daraus folgende Bemerkungen gezogen:

1. Die Schönheiten in diesem Stück sind zu häufig, der Dialog hat einen zu hohen Schwung, als daß das Publikum bei der ersten Vorstellung dieses Schauspiel hätte vollkommen verstehen und sich daran ergötzen können. — 2. Es spielt zu lang; Scenen und Dialoge hätten gedrungener seyn können, seyn sollen. — 3. Die Maschinerie des Theaters ist zu sehr gehäuft. — 4. Die Deklamationsscene der Julia Imperiali am Ende des vierten Akts und die darauf folgende Liebesscene der Leonore sind zu gedehnt, weckten Langeweile, so fürchterlich auch erstere und so gut die zweite gesagt und gespielt ward. — 5. In der Scene mit dem Maler hat man mehr gedrungene Kürze gewünscht. — 6. Der Anordnung des Stücks und dem Spiel der Schauspieler hat man allgemeinen Beifall gegeben. — 7. Vorzüglich wirkte Herrn Beils natürliches und wahres Spiel und Haltung des Mohren bis zum Ende. — 8. Die Abwechslung und Auseinandersetzung, mit welcher Herr Boeck die Hauptscenen des Fiesko gespielt, die Feinheiten, die er in der Bürgerscene so vorzüglich angebracht hat, gefielen äußerst. — 9. Daß Herr Iffland einen außerordentlichen Werth auf die Rolle des Verina gesetzt hat, daß er die äußersten Seelen- und Leibeskräfte darauf verwendet, daß er ihr einen hohen Schwung in der Darstellung gegeben hat, sah man allgemein und sein Kunstbeitrag wurde gefühlt und bewundert. Ob aber ein zu großes Studium, eine zu genaue Berechnung gewisser Töne, ein zu starkes Anstrengen und viel zu überspannte Kraft den Charakter des Verina nicht manchmal außer den Grenzen der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gebracht hat, ist eine andere Frage, welche Herrn Ifflands eigenes Gefühl am besten beantworten wird. Der bürgerliche Ton, mit dem Herr Iffland in der „väterlichen Rache" so sehr gewirkt hat, hätte vielleicht, verhältnißmäßig auf den Verina angewandt, mehr auf das Herz des Zuschauers gewirkt. — 10. Der kurze Mantel des Verina that eine üble Wirkung. Die Scheide des Schwerts dieses einfachen Republikaners hätte auch nicht mit Steinen besetzt werden sollen. — 11. Wünscht man die Räuber zu sehen, welche immer noch den Rang und Preis über den Fiesko beim Publikum haben."

* Mit Ouvertüre und Zwischenmusik von Ferd. Franzel.

III.

Schiller als Mitglied des Ausschusses.

Der durch Dalberg gestiftete und in der Geschichte des deutschen Theaters höchst bedeutungsvolle „Ausschuß" des Mannheimer Nationaltheaters hielt Mittwoch den 15. Oktober 1783 seine dreizehnte Sitzung, und es heißt im Eingange des Protokolls derselben: „Auch wohnte Herr Schiller als Theaterdichter zum erstenmal dieser Sitzung bei." — In dieser Sitzung wurde das oben erwähnte Referat über die Räuber des Herrn Plümicke von Island vorgetragen und dem Herrn Spieß seine (später dennoch aufgeführte) Maria Stuart zurückgesendet, und nach mündlicher Tradition soll Schiller von da an die Idee zu seinem gleichnamigen Trauerspiel gefaßt haben.

In der nächsten (vierzehnten) Sitzung des Ausschusses war Schiller nicht zugegen, dann aber in der fünfzehnten vom 17. November 1783, und es wurde ihm darin ein Stück, „Kronau und Albertine," nach dem Französischen, zur Beurtheilung zugetheilt. In der sechzehnten Sitzung vom 14. Januar 1784 trug Dalberg die oben mitgetheilte Kritik über Fiesko vor und Schiller sprach sich über jenes ihm zugetheilte Stück folgendermaßen aus:

„Sehr interessante Situationen, einfache, natürliche Verwickelung. Die Ausführung nachläßig und matt und die Leidenschaften in ächt französischem Geschmack mit vielem Anstand und wenig Wärme gezeichnet. Einige rührende Auftritte, wie die Verführung eines alten, ehrlichen Bedienten zu einem Diebstahl, und die Erkennung zwischen Vater und Sohn, in einer Situation, worin der Letztere Ehre und Leben auf dem Spiele hat, machen die vielen langweiligen und weinerlichen Scenen wieder gut. Uebrigens würde das Stück auf der Bühne nicht ohne Wirkung seyn, denn solche Situationen wie diese rühren, auch wenn sie höchst mittelmäßig ausgeführt sind, schon durch sich selbst, ohne die Hülfe eines lebhaften Pinsels."

In der siebzehnten und achtzehnten Sitzung vom 2. April und 14. Mai (1784) bekam Schiller zur Beurtheilung zugetheilt: „Der englische Spion," — „Tugend ist nicht immer Tugend," und „Antonius und Kleopatra" (von H. v. Ayrenhof). Schiller aber blieb

Digitized by Google

deren Beurtheilung ſchuldig; er wohnte nur noch einer raſch extemporirten Sitzung vor der plötzlich eintretenden Abreiſe Dalbergs bei (am 28. Mai), und in der zwanzigſten Sitzung vom 17. November zeigte der Regiſſeur Rennſchüb an: „daß der, ehemals bei hieſigem Theater als Dichter geſtandene Herr Schiller eine Zwei-Monatſchrift, unter der Benennung „Rheiniſche Thalia," dem Publikum angekündigt habe."

IV.

Repertoire Schillerſcher Stücke
auf der Mannheimer Bühne bis 1856.

Eine vergleichende Ueberſicht dieſes Repertoire dürfte nicht ohne Intereſſe ſeyn und Gelegenheit zur Ziehung mancher Conſequenzen bieten. Ich gebe ſie in hiſtoriſcher Folge:

Die Räuber zum erſtenmal 13. Januar 1782; im Ganzen 67 mal.* — Fiesko zum erſtenmal 11. Januar 1784; im Ganzen 12 mal. — Kabale und Liebe zum erſtenmal 15. April 1784; im Ganzen 55 mal. — Don Carlos zum erſtenmal 6. April 1788; im Ganzen 29 mal. — Jungfrau von Orleans zum erſtenmal 24. November 1802; im Ganzen 39 mal. — Maria Stuart zum erſtenmal 22. April 1804; im Ganzen 38 mal. — Wilhelm Tell zum erſtenmal 15. Juli 1804; im Ganzen 34 mal.** — Braut von Meſſina zum erſtenmal 22. December 1805; im Ganzen 33 mal. — Wallenſteins Lager zum erſtenmal 18. Januar 1807; im Ganzen 25 mal.*** — Die Piccolomini zum erſtenmal 20. December 1807; im Ganzen 2 mal. — Wallenſteins Tod zum erſtenmal 1. Januar 1808; im Ganzen 25 mal. — Macbeth nach Shakeſpeare zum erſtenmal 7. April 1806; im Ganzen 18 mal. — Phädra nach Racine zum erſtenmal 31. Auguſt 1809; im Ganzen 8 mal.

Dazu gehört nun auch noch mittelbar Schillers Bearbeitung des Leſſingſchen Nathan. Während Schillers letzter Erkrankung, am 5. Mai 1805, wurde Nathan zum erſtenmal in Mannheim aufgeführt, und der Theaterzettel zeigte an: „Für die Bühne bearbeitet von Friedrich von Schiller." Um dieß zu erklären, muß ich etwas ausholen. Als der Kurfürſt Karl Theodor im Jahr 1776 den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan an Leſſing abſendete, um denſelben als Dramaturgen und erſten Secretär und Redner der kurpfälziſchen deutſchen Geſellſchaft nach Mannheim zu berufen, ſo geſchah das eigentlich nur durch den Einfluß der Freimaurer, zu denen ſich damals viele der bedeutendſten Männer daſelbſt eifrig bekannten. Dalberg, Gemmingen, Schwan, Hofgerichtsrath Mayer und mehrere andere hochſtehende Männer und Begründer der deutſchen Geſellſchaft waren thätige Maurer und mußten natürlich lebhaft wünſchen, eine ſo gewaltige Kraft wie Leſſing als Mittelpunkt ihrer Beſtrebungen unter ſich zu haben. Während aber Schwan abgereist war, hatte ſich die gegneriſche Partei ſo entſchieden gegen Leſſings Berufung erklärt, daß derſelbe vergeblich nach Mannheim kam; es fielen herbe und heftige Scenen vor, ehe er wieder abreiste. So kam es nun auch, daß ſein Nathan, die poetiſche Gipfelblüthe des Freimaurerthums, erſt 26 Jahre nach dem Erſcheinen dieſes Stücks auf der Bühne gegeben wurde, die ſonſt jede neue Erſcheinung von Belang faſt immer zuerſt brachte, auch die übrigen Stücke Leſſings bald und oft darſtellte. So kam es, daß man erſt Schillers Namen dem Stücke beifügen mußte, um es als ungefährlich erſcheinen zu laſſen.

Schillers Bearbeitung des Nathan lag mir im Soufflir- und im Regiebuch vor. Beide Exemplare ſind aus dem erſten Jahre des Erſcheinens des Dramas, 1779, und darnach (ſo wie nach dem Waſſerzeichen des Papiers, womit die Exemplare durchſchoſſen ſind) glaube ich annehmen zu können, daß Schiller dieſe Bearbeitung noch in Mannheim gemacht hat, denn ſchon zu Ende des vorigen und zu Anfang dieſes Jahrhunderts waren die erſten Ausgaben des Nathan ſelten geworden. Auch iſt ein größerer Zuſatz Schillers zum Derwiſch unter freimaureriſchem Einfluß gemacht, und Schiller war demſelben weit eher hier als in Weimar zugänglich. Ich habe dieſe Stelle abgeſchrieben und ſie wird ſeiner Zeit mit einem andern Manuſcript einer Schillerſchen Bearbeitung des Nathan verglichen werden, das ſich im Umfang von drei Schriftbogen von Schillers eigener Hand im Beſitz ſeiner Erben befinden ſoll.

Die Theatermanuſcripte der erſten Aufführung der Räuber und Fieskos habe ich mit allen mir bekannten Ausgaben beider Stücke genau verglichen und

---

* Eßlair am 22. Mai 1807, nach Boeck der erſte Karl Moor; am 16. September 1810 bei Anweſenheit von Schillers Wittwe, mit einem ihr zu Ehren gedichteten Prolog von Mad. Eßlair; am 22. Mai 1823 in einem Walde bei Speier aufgeführt von den Unteroffizieren des erſten Chevaurlegers-Regiments, zum Beſten der Armen.

** Am 9. Mai 1805, am Abend von Schillers Todestag, mit einem Erfolge aufgeführt, wie man ihn bei vorhergegangenen Vorſtellungen nie erlebt hatte.

*** Am 24. Juli 1842 aufgeführt durch die Mannheimer Geſellſchaft: „Die Räuberhöhle, mit treu hiſtoriſchem Coſtüm und großem Aufwand."

viele ſehr intereſſante und merkwürdige Varianten gefunden, welche nicht unwichtiges Material zu der beabſichtigten Säcularausgabe der Schillerſchen Werke liefern. Im Augenblick bin ich mit einem andern merkwürdigen Beitrag dazu beſchäftigt, mit dem Manuſcript zu der erſten Aufführung des Don Carlos. — Bei meinem Suchen in alten Bibliothekvorräthen fand ich ein Exemplar vom „Tagebuch der Mannheimer Schaubühne," in den achtziger Jahren herausgegeben von einem kurpfälziſchen Hauptmann Trienweiter. Darin befindet ſich eine Kritik des Don Carlos nach der erſten Aufführung deſſelben. Dieſe Kritik führt ſämmtliche Scenen des Stücks mit den Angaben des hauptſächlichſten Inhalts auf, und ich fand dabei weſentliche Abweichungen von den mir bekannten Ausgaben. Ich ſuchte nun ſofort im Theaterarchiv nach dem älteſten Manuſcripte des Don Carlos und fand es auch, aber für ſpätere Aufführungen verklebt, eingebogen, durchſtrichen und durchſchoſſen. Indeſſen gelang es meiner Vorſicht, das eigentliche Original ganz vollſtändig bloßzulegen, und gewann ſo ein ſehr merkwürdiges Manuſcript, deſſen vorſichtige Abſchrift und Vergleichung mich gegenwärtig beſchäftigt.

A. Schloenbach.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Magdelene Smith. — Ausſtellung in Mancheſter.

Wo man geht und ſteht, hört man von nichts anderem, als von der jungen Smith und dem jungen Angelier, von ihrer Liebe, „ihrem verbrecheriſchen Umgang" und dem noch mehr verbrecheriſchen Ausgang. Kein einziges Journal, von der Londoner Times bis zum kleinſten Provinzialblatt, das nicht heute ſeinen »leader« über Liebe, Arſenik, Verbrechen und Strafen bringt, die ganze Geſchichte von ſeinem beſondern Standpunkt aus reſumirt und dann ſein Urtheil abgibt über das eben gefällte Urtheil und ſich zur Jury aufwirft über die Jury. So ſehen wir ganz England in einen großen Aſſiſenhof umgewandelt, wo die größte aller causes célèbres abermals verhandelt wird.

Was uns vor allen Dingen hier beſchäftigen muß, das iſt der Unterſchied zwiſchen einem engliſchen und einem ſchottiſchen Gerichtshofe. Die Angeklagte war eine Schottländerin, das Verbrechen war in Schottland begangen worden und ein ſchottiſches Tribunal ſaß darüber zu Gericht. Ein engliſches Geſchwornengericht hat ſich einzig und allein über die Schuld oder Unſchuld des Angeklagten auszuſprechen. Sein Urtheil lautet: ſchuldig oder unſchuldig. Es hat dieſes ſein Urtheil einzig und allein mit ſeinem Gewiſſen zu verantworten, und es ſteht ihm keineswegs zu, einen Mittelweg zwiſchen ſchuldig und unſchuldig einzuſchlagen, etwas auszuſprechen, das weder ganz wie ſchuldig, noch ganz wie unſchuldig klingt und auf beiderlei Weiſe gedeutet werden kann, wie das ſchottiſche »not proven.« Das Gewiſſen in England iſt gleichbedeutend mit dem „Gewiſſen," mit dem, was gewiß iſt; die Stimme des Gewiſſens, heißt es, kann daher nie ungewiß ſeyn. Dagegen wird aber auch von einem engliſchen Geſchwornengerichte gefordert, daß alle Geſchworenen in ihrem Urtheile übereinſtimmen, daß das Urtheil keineswegs Beſchluß oder Entſcheidung der Majorität ſey, da, wie geſagt, im engliſchen Sinn ein Abweichen oder Auseinandergehen im Urtheil über Schuld oder Unſchuld nicht denkbar iſt. Um zu einer ſolchen Einſtimmigkeit zu gelangen, werden die Geſchworenen, ſobald ſie ihre Berathung beginnen, unter die Aufſicht der Polizei geſtellt; ſie werden förmlich in Arreſt geſetzt und ſo lange ohne Speiſe und Trank gelaſſen, bis ſie zur Einſtimmigkeit in ihrem Urtheile gelangen. — Das Berathungszimmer, in dem die Geſchworenen verſammelt ſind, iſt mit Conſtablern umſtellt, die darüber zu wachen haben, daß nicht das geringſte Stück Brod oder der kleinſte Tropfen Bier zu ihnen gelange. Dauert die Meinungsverſchiedenheit über Einbruch der Nacht hinaus, ſo ſind die nöthigen Vorkehrungen getroffen, daß die uneinigen Geſchworenen friedlich zuſammen ſchlafen können, um am andern Morgen ihre Berathungen vielleicht mit beſſerem Glück wieder zu beginnen. Ein einziger in ſeinem Urtheil abweichender Geſchworener iſt alſo im Stande, die andern eilf übereinſtimmenden in die größten Ungelegenheiten zu verſetzen, und nicht ſelten geſchieht es, daß jener Eine diſſentirende Geſchworene ſo ſtarr, ſo meinungsfeſt iſt, daß die andern eilf vor Erſchöpfung ihre Beſinnung und damit ihre Urtheilskraft und ſo am Ende ihr bereits gewonnenes Urtheil verlieren. In dieſem Falle bleibt dann nichts übrig,

Digitized by Google

als in Folge der allgemeinen Erſchöpfung die Sitzung aufzuheben und die Sache vor einem andern Tribunale mit andern Geſchworenen verhandeln zu laſſen.

Man ſieht alſo, daß nach engliſchen Geſetzen die Geſchworenen oft ſchlimmer daran ſind, als der Angeklagte. Sie ſind eben ſo gut verhaftet, nur daß letzterer nicht zu fürchten braucht, vor Hunger oder Durſt umzukommen oder doch umzufallen. Die Geſchworenen dagegen ſind dieſer Gefahr nur zu ſehr ausgeſetzt, und nur zu oft iſt es vorgekommen, daß einer oder zwei Geſchworene, die zu gewiſſenhaft waren, um ſich dem Gewiſſen der übrigen zehn oder eilf zu fügen, es dahin brachten, daß man den Doktor rufen mußte, um die ohnmächtig gewordenen Geſchworenen wieder zur Beſinnung zu bringen. Aber das Geſetz iſt in dieſen Fällen unerbittlich. „Ihr ſeyd," heißt es, „dazu berufen, uns ein einſtimmiges Urtheil zu geben, und wenn ihr nicht dazu gelangen könnt, ſo müßt ihr geſetzlich dafür büßen. Im Spruch über Schuld oder Unſchuld wollen wir keine Minorität dulden; ein Geſchwornengericht iſt keine legislative Kammer, hat keine Geſetze zu machen, wobei es auf's bloße Abſtimmen ankommt. Ein Geſchwornengericht hat nichts mit Abſtimmen zu thun; ein Geſchwornengericht kann nur Eine Stimme haben, und das iſt die Stimme des Gewiſſens, d. h. die Stimme deſſen, was gewiß iſt."

Eine andere Bewandtniß hat es mit den ſchottiſchen Gerichtshöfen. Erſtens entſcheidet hier die einfache Majorität, und dann hat der vorſichtige Schottländer Mittel und Wege gefunden, einem direkten Urtheilsſpruche auszuweichen und dennoch ſeinen Gewiſſensſcrupeln in ſchwierigen, zweifelhaften Fällen Rechnung zu tragen. Die Schotten behaupten nämlich, der bloße Spruch von „ſchuldig oder unſchuldig" reiche nicht immer aus, ſehr häufig könne der Angeklagte als moraliſch ſchuldig daſtehen, ohne daß dieſe ſeine Schuld ihm materiell bewieſen werden könne. In dieſen Fällen ſey es weit beſſer ſich eines Urtheils zu enthalten, als eine bloß moraliſche Ueberzeugung auszuſprechen. In Fällen der Art kommt nun das »not proven« (eine alte ſchottiſche Formel für not proved) recht ſehr zu Statten. So geſchah es denn auch, daß auf die Frage, ob die junge Smith der Vergiftung ſchuldig oder unſchuldig ſey, das Geſchwornengericht mit not proven antwortete. Nun iſt hier allerdings ein Umſtand, der uns beſonders auffallen muß. In allen Vergiftungsfällen, die in der letzten Zeit ſo ſchnell auf einander gefolgt ſind, haben wir beſtändig geſehen, daß die Verbrecher die größten Vorſichtsmaßregeln anwendeten, um ſich vor der Entdeckung ſicher zu ſtellen, und daß trotz aller Künſte das Verbrechen dennoch zu Tage kam und die Schuld ihnen nachgewieſen wurde. Was ſehen wir dagegen hier? Ein Mädchen, das nicht die geringſte Vorſichtsmaßregel braucht, die ganz offen Arſenik kauft, zu drei verſchiedenen malen, und jedesmal das Gekaufte auf Rechnung ihres Vaters ſchreiben läßt, ſo daß im Buche des Apothekers ihr Namen mit dem Worte Arſenik und der jedesmaligen Summe von ſechs Pence dreimal zu leſen iſt. Und ſie treibt mit dieſem Arſenik ein ſo offenes Spiel, daß Angelier ſelbſt offen ſeinen Verdacht ausſpricht, nicht allein ihr, ſondern auch einer Freundin gegenüber, und das nicht einmal, ſondern zu drei oder vier verſchiedenen malen. Und dieſes Mädchen, das ſo frei mit Arſenik umgeht und alle Vorſichtsmaßregeln vernachläſſigt, wie man ſie bei andern Verbrechern findet, kann des Verbrechens nicht überführt, muß aus Mangel an materiellen Beweiſen frei geſprochen werden, obgleich alles, was die Engländer »circumstantial evidence« nennen, ſie als eine wahre Locuſta hinſtellt.

Ein Umſtand, der in dieſer Verhandlung, uns Ausländern wenigſtens, nicht minder merkwürdig erſcheinen muß, iſt, daß die junge Smith und Angelier bereits wirklich verheirathet waren, ohne daß ſie ſelbſt eine Ahnung davon hatten. Nach dem ſchottiſchen Rechte konnte Angelier das junge Mädchen zu jeder Zeit als ſeine rechtmäßige Gattin in ſein Haus verlangen, ohne daß er vorher mit ihr dem elterlichen Hauſe zu entlaufen und ſich heimlich trauen zu laſſen brauchte. Die erſten ſchottiſchen Juriſten, der Decan der Facultät und der öffentliche Ankläger haben ſich über dieſen Punkt klar ausgeſprochen. Bekanntlich iſt in Schottland nichts einfacher und leichter als eine Heirath. Es bedarf hiezu weder eines Prieſters, noch eines Civilbeamten. Jede dritte Perſon kann zwei Perſonen in den heiligen Eheſtand verſetzen. Um die Heirath rechtmäßig und rechtskräftig zu machen, iſt nichts erforderlich, als daß die zwei Perſonen vor der dritten erklären, daß ſie ſich als Mann und Frau betrachten. Dieß erklärt auch, warum alle jungen Mädchen, die mit ihren Liebhabern dem elterlichen Hauſe entfliehen, ihre Schritte nach Schottland wenden, um in dieſem glücklichen Lande ohne weitere Umſtände ehelich verbunden zu werden. Gleich an der Grenze Schottlands, im bekannten „Gretna Green" haust jener Schmied, der daneben die weit einträgliche Profeſſion betreibt, alle Paare, die ſich ihm vorſtellen, in die eiſernen, unauflöslichen Bande der Ehe zu ſchmieden. Er hat zu dieſem Zwecke nichts zu thun, als dem glücklichen Paare eine Erklärung abzufordern. Nun hat, wie man weiß, die junge Schottin zu wiederholten malen in ihren Briefen an den jungen Angelier geſchrieben: „Sind wir nicht Mann und Weib?" Dieſe ſchriftliche Erklärung, die in Schottland ſtattgefunden, die freiwillig mit eigener Hand gegeben und von nächtlichen Rendezvous und „unerlaubtem Umgang" begleitet war, macht jede andere Erklärung überflüſſig und den unerlaubten Umgang erlaubt, recht- und geſetzmäßig. In Ermangelung einer dritten Perſon, in deren Gegenwart die Erklärung erfolgt, iſt eine ſchriftliche Erklärung hinlänglich; das Papier, auf welchem dieſe Erklärung abgegeben iſt, wird nach ſchottiſchem Rechte als die dritte Perſon angeſehen. Angelier war alſo der rechtmäßige Gatte der jungen Schottin, und der Unglückliche wußte es nicht! Ob die Schottin ſo weit mit den Geſetzen ihres Landes bekannt war, um von dieſem Umſtande Kenntniß zu haben,

wagen wir nicht zu entſcheiden. Gewiß iſt, daß ſie nur allzuſehr die Wichtigkeit der Briefe kannte, die Angelier von ihr in Händen hatte, und daß ſie, ihrer eigenen Ausſage nach, den unerlaubten Umgang mit Angelier fortſetzte, um die Briefe ihm abzulocken und einen erlaubten Umgang mit einem andern Mann, dem reichſten Mann in Glasgow, anknüpfen zu können.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber in der Mancheſter-Ausſtellung verweilte ich am liebſten bei denjenigen engliſchen Malern, deren Leben nichts weniger als engliſch, nichts weniger als Mancheſteriſch war, die allen Mancheſtergrundſätzen zum Trotze lebten, handelten und malten, die nichts von Oekonomie verſtanden und für welche der bekannte Grundſatz der Mancheſterſchule: auf dem billigſten Markte zu kaufen, um auf dem theuerſten verkaufen zu können, keinen Sinn hatte. Die armen Maler! Sie lebten in den Tag hinein wie ächte Künſtler und waren keineswegs ſo geſcheidt, bei ihren Produktionen zu rechnen, wie die Cottonlords bei ihrem „Gedruckten.“ Kein Wunder daher, daß die letzteren ihre Meiſter wurden und die größten Kunſtprodukte, die werthvollſte Leinwand mit ein paar Stücken Calicot oder deſſen Geldwerth an ſich zu bringen wußten. Morland, Haydon, Wilſon, ſogar Turner, das ſind die Maler und Künſtler, die ich hier vorzugsweiſe im Auge habe und deren Werke in der Ausſtellung in großer Fülle vorhanden ſind. Ihr Leben iſt zugleich der Schlüſſel zu ihren Werken; ohne ihr Leben hätten ſie vielleicht nie die Werke ſo, wie wir ſie vor uns ſehen, ſchaffen können. Und doch ſind es die Engländer, die ihnen heute Moral predigen und ihnen zurufen: „Euer Elend habt ihr euch ſelbſt zuzuſchreiben; ihr hättet euer Leben anders einrichten und uns, die Cottonlords in der Cottonopolis, zum Muſter nehmen ſollen, uns, die wir unſer Leben nach dem Gange unſerer Maſchinen geregelt haben, mit denen wir den Cotton verarbeiten und „Gedrucktes“ zu Tage fördern, zu unſerem Beſten und zum Beſten der Welt.“ Wären Maler und Künſtler Männer, die einen ſolchen Rath befolgen könnten, ſo möchten ſie allerdings Mittel und Wege finden, mehr Geld zu verdienen; aber wer weiß, wie es dann um ihre Kunſt ſtände?

Unter den Künſtlern, die ihr Leben am wenigſten nach dem Beiſpiele der engliſchen Baumwollenkönige geordnet hatten, ſteht Morland obenan. Obgleich er ſich beſtändig in der Lage ſah, daß er, wenn nicht gerade für Brod, doch für Fleiſch, Bier und Wein zu malen hatte, und mehr als einmal ein Gemälde gegen eine Mahlzeit austauſchen mußte, gerade wie Eſau ſeine Erſtgeburt gegen eine Schüſſel Linſen verhandelte, ſo ſieht man es doch ſelbſt ſeinen am raſcheſten und unter dem drückendſten Mangel hingeworfenen Zeichnungen an, daß die Kunſt in ihm ſtärker war als der Hunger, ſtärker als die jedesmalige Mahlzeit, für welche er ſein jedesmaliges Gemälde wegzugeben hatte, ſtärker als Brod und Bier und Fleiſch, und daß der Hand die Herrſchaft verblieb über den Magen und den rohen ſinnlichen Genuß. „Der Miſthof,“ der „Schafſtall,“ der „Schweineſtall,“ das „alte Pferd im Stalle,“ die „Schmuggler auf der Inſel Wight,“ die „Reiſenden, die ihre Pferde auf der Landſtraße tränken,“ und die Zigeuner, die um ihren ſiedenden Keſſel oder unter einer hohlen Eiche verſammelt ſind — das Alles ſind vielmehr Entwürfe als fertige Gemälde, die der Künſtler mit dem Wirthe, oder dem Gläubiger, oder dem Bilderhändler, der ihm Geld vorgeſchoſſen, hinter ſich zu Tage zu fördern hatte. Und doch ſpricht aus allen dieſen Produktionen ein Gefühl für Wahrheit und Natur, wie wir ihm ſelten in Gemälden, die unter weit glücklicheren Umſtänden ausgeführt worden, begegnen. Ja, eine gewiſſe Anmuth und Grazie iſt, ſo ſonderbar es klingen mag, unverkennbar in den ſchmutzigen Zigeunern ſowohl als in den Schweinen, Pferden und Schafen, die er malt. Einer ſeiner Freunde fand ihn eines Tages in einer elenden Wohnung in einem der elendeſten Stadttheile, wo er ſich umgeben ſah von einem todten Kinde (ſeinem eigenen), das ſeit einigen Tagen im Sarge lag, von zwei Eſeln und einem Füllen, die in einer andern Ecke des Zimmers ſich an dem Stroh weideten, das ſie aus der Wiege rauften, die dem Kinde gehört hatte, und von zwei jungen Schweinen, die den wenigen Vorrath aufzehrten, den ſie im Speiſeſchranke fanden. Und in der Mitte des Zimmers ſaß Morland und malte ganz ruhig, mit einer Flaſche Wein auf der einen und einer lebenden Maus, mit deren Porträt er eben beſchäftigt war, auf der andern Seite.

(Schluß folgt.)

Schwerin, im Sommer 1857.

Pfingſtfeier. — Ausſtellungen.

Wir hatten ein ungewöhnlich ſchönes und bedeutendes Pfingſtfeſt. Wahrlich, iſt je eine Jahreszeit der Feier würdig, ſo iſt es die Pfingſtzeit. Unſer See, von den lieblichſten, bewaldeten Hügeln umgeben, bietet gar manche ſchöne Partien; aber alle überragt die durch ihn gebildete, nordwärts von Schwerin gelegene Inſel, der Werder. Dort entwickelt ſich um Pfingſten das fröhliche Leben der Reſidenz; Tanz, Preisklettern, Sacklaufen

Digitized by Google

und ähnliche Amuſements unterhalten die Jugend, und jung ſind wir heute Alle in frühlingsheiterer Stimmung. Zelte mit Erfriſchungen, Buden mit Gewinnſpielen umgeben einen freien Platz inmitten des Waldes; die Haute-volée ſitzt auf Stühlen ringsum, denn auch ſie verſchmäht das Feſt nicht, geht doch die fürſtliche Familie mit dem Beiſpiele des Beſuchs voran. Schöne Kiesgänge führen durch den Wald in einſamere Gegenden und geben glücklichen Herzen Gelegenheit, unbelauſcht ſich in ihre Maienſeligkeit zu verſenken. — Es iſt ein Volksfeſt der beſten Art, zwei Tage dauernd, wie ſich der Hamburger während derſelben im nahen romantiſchen Sachſenwalde beluſtigt. Zwar ein Ueberbleibſel der Pfingſtfeſtlichkeiten unſerer Vorfahren, hat es ſich doch frei gemacht von der ausgelaſſenen wilden Luſtbarkeit, die noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts damit verbunden war. Freudenfeuer, Tanzen um dieſelben, Fackelſchwingen u. dgl. findet nicht mehr ſtatt; es iſt erneuert im Geiſte unſerer Zeit, doch darf man darunter kein Feſt im Frack und in Glacéhandſchuhen verſtehen; dieſe ſind nur äußerliche Zuthaten, das Feſt ſelbſt erfordert nur Frohſinn und heitere Herzen. Man lächle nicht! Unſere Landsleute können ſich wirklich noch von Herzen freuen; der heitere Sinn unſerer Väter, ihre — wie man es zu nennen beliebt — hausbackene Fröhlichkeit haben das Volk noch nicht verlaſſen. Mecklenburg iſt bisher gottlob noch nicht ergriffen vom ſtrudelnden Wirbel der Zeit, von dieſem raſtloſen Jagen nach Erwerb, von dieſer verſilberten und vergoldeten Beweglichkeit. Die ziemlich allgemeine Behaglichkeit und Wohlhabenheit ſeiner Bewohner — mit Ausnahme der Literaten — hat ſie noch nicht neidiſch auf jenes Glück blicken laſſen, das, ſchnell errungen, die Augen blendet, damit man um ſo leichter in den Abgrund ſtürze. Aber wie lange noch wird es ſo bleiben? Der Geiſt des Dampfes wird auch uns ergreifen und uns mit jedem Glockenſchlage das »time is money« als Stichwort der Gegenwart zurufen. Doch bis jetzt eſſen wir noch ruhig wie die Väter und leeren unſere Seidel mit der ſeligſten Behaglichkeit des Philiſters. Es gibt wirklich bei uns noch Individuen jener faſt überall ausgeſtorbenen Spielart der menſchlichen Gattung, welche ſich dadurch auszeichnen, daß ſie, gegen alle Eventualitäten gerüſtet, jeglichen Tag mit Regenſchirm und Hausſchlüſſel „zu Biere wandern,“ ja, nicht ſowohl hingehen, um zu trinken, als um in Ruhe zu trinken und — was mehr ſagen will — dabei ſitzen zu bleiben. Von jenen aus Frankreich eingewanderten Taſchenentleerungs-Inſtituten, für die es gar keinen paſſenderen Namen gibt, als eben Crédit mobilier, iſt unſer viel geſcholtenes Mecklenburg verſchont geblieben. Und das danken wir eben jenem „Sitzenbleiben,“ welches der Funktion des natürlichen Menſchen, welches man vernünftiges Ueberlegen, vulgo Verdauen nennt, ungleich förderlicher iſt als das raſtloſe Umherlaufen und Herumjagen. Und das iſt der Vortheil des Sitzenbleibens, daß wir nicht nur jenen franzöſiſchen Credit nicht haben, ſondern unſern alten guten Credit behielten, und der Wirth uns als Stammgäſten auch wohl noch einmal die Kreide bewilligt. Das aber freut uns, denn wir haben die Zufriedenheit mit uns und das Vertrauen auf unſere Freunde gerettet. Mögen wir auf dem allgemeinen Kampfplatze der geiſtigen Kräfte Deutſchlands etwas ſpäter aufgetreten ſeyn als andere, was ſchadet das? Wir kommen doch, und kommen, will's Gott, mit vollen Taſchen.

Was in dieſer Hinſicht unſere Landsleute geleiſtet haben, auch dieß hat das Pfingſtfeſt uns vor Augen geſtellt, indem es auch auf den Gebieten der Kunſt und des Gewerbfleißes luſtiges Leben entwickelte. Ich habe ſchon in meinem vorigen Bericht mitgetheilt, daß Ausſtellungen der Werke Mecklenburgiſcher Künſtler und Gewerbtreibenden bevorſtehen. Beide ſind ſeit einiger Zeit eröffnet und bezeugen, daß die gehegten Erwartungen wohl begründet waren. Auf die geringe Zahl der Künſtler unſeres kleinen Landes beſchränkt, zählte dennoch der Catalog 162 Gemälde, 20 Abgüſſe von Bildhauerwerken und Medaillen, 94 architektoniſche Zeichnungen und eine Menge von Kupferſtichen, Lithographien und Photographien. Unter dieſen Sachen, beſonders bei den Gemälden, gibt ſich zwar eine große Verſchiedenheit im künſtleriſchen Werthe zu erkennen; es iſt indeſſen keines darunter, welches gering genannt werden darf. In rein künſtleriſcher Beziehung möchte ich die Thierſtücke des jüngeren Suhrlandt für das Beſte erklären, was die Ausſtellung bietet, obwohl mir die Thierſtücke als Gemälde überall nicht gefallen wollen. Daneben nenne ich beſonders die Landſchaften von B. Schmidt, Motive aus der Umgegend von Schwerin, ſodann die von Jacobſon, Canow und Jenzen. Von den Porträts zeichnen ſich diejenigen von Pommerencke, Eggers und Lenthe aus. Eine eingehendere Beſprechung würde zu weit führen: ich beſchränke mich auf dieſe Angaben. Die Beſchränkung der Ausſtellung auf die Produktionen einheimiſcher Künſtler iſt, obwohl es ſo an Gegenſtänden zur Vergleichung fehlt, dadurch gerechtfertigt, daß es ſich für's Erſte nur darum handelt, die Künſtler ſelbſt und ihre Leiſtungen kennen zu lernen. Dieß ſcheint erreicht, ſchon jetzt treten manche ſonſt unbekannte Namen mit gar nicht ſchlechten Leiſtungen hervor. Ich möchte nur noch wünſchen, daß ſolche Ausſtellungen ſich öfter wiederholten und das Publikum die Künſtler durch fleißigen Kauf ermunterte. Letzteres iſt um ſo nothwendiger zum Gedeihen der Kunſt, als jene durchweg gezwungen ſind, ſich außerhalb der Heimath auszubilden, und daß trotz allen Redens die Armuth eine Unterdrückerin des Geiſtes iſt, lehrt die tägliche Erfahrung. Durch die allgemeine Gemäldeausſtellung, welche jährlich vier Wochen lang in Roſtock ſtattfindet, wird übrigens vorgebeugt, daß weder Künſtler noch Publikum einer einſeitigen Richtung anheim fallen.

Gleich lobenswerth iſt die Gewerbeausſtellung. Ich habe Gelegenheit gehabt, derartige Ausſtellungen in weitberühmten Städten zu ſehen, und daſelbſt die glänzenden Hervorbringungen eines hochgeläuterten Geſchmacks

Digitized by Google

bewundert. Dahin verſteigen ſich nun zwar unſere Gewerbtreibenden nicht ganz; was aber die Sauberkeit, Accurateſſe und Gediegenheit der Arbeit betrifft, ſo können ſie ſich darin mit ganz Deutſchland meſſen, und übertreffen an Solidität, alſo auch an verhältnißmäßiger Billigkeit manches berühmte Inſtitut des Auslandes. Die Arbeiten, mehr für häuslichen Comfort als für Luxus, entſprechen der Neigung und den Bedürfniſſen unſerer gebildeten Stände, wie der im Ganzen recht günſtige Abſatz beweist. Ich ſage nicht, daß die Arbeiten jetzen, wie ſie alltäglich aus den Werkſtätten hervorgehen, ſie ſind weſentlich luxuriöſer und geſchmackvoller; aber ſie ſind keine Kunſtwerke, denen das Handwerk nur als Folie dient. Gerechter Weiſe darf ich keine einzelne Arbeit rühmend hervorheben; nur kann ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß auf der Ausſtellung auch Proben in Mecklenburg gewonnener und verarbeiteter Seide ſich befinden, welche in nichts den auswärtigen Produkten nachſtehen.

Auch die mecklenburgiſchen Naturforſcher hatten das Pfingſtfeſt gewählt, um ihre jährliche Zuſammenkunft, dießmal in Schwerin, zu feiern. Die beiden Tage fröhlichen Beiſammenſeyns wurden in ungetrübter Stimmung genoſſen, welche ihren Höhenpunkt erreichte, als es bekannt wurde, daß der Großherzog mit freundlicher Bereitwilligkeit die Beſichtigung des neuen Schloſſes geſtattet habe. Der kenntnißreiche Archivrath Liſch, Vorſitzender des Vereins, erbot ſich zur Leitung. Im großherzoglichen Antiquarium hatten wir eben getagt; noch erfüllt von den Eindrücken dieſer wiſſenſchaftlich und mit großer Ueberſichtlichkeit geordneten, ſehr koſtbaren Sammlung, betraten wir nun den eine Menge ſchöner und koſtbarer Waffen aller Zeiten enthaltenden Rüſtſaal des Schloſſes. Darauf nahmen wir die Ahnenbilder unſeres Fürſtenhauſes in Augenſchein, und ſo durchwanderten wir leiblich und geiſtig in ſchnellem Laufe, durch Bildwerke unterwieſen, die Hallen der Vorzeit, bis wir endlich in den im neueſten Geſchmack vollendeten Wohnzimmern unſeres Fürſten anlangten. Faſt zu reich waren die Eindrücke in ſchneller Aufeinanderfolge, zumal für mich, der ich kürzlich einige Inventarien des Nachlaſſes von Fürſten aus dem fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert ſtudirt hatte. Dieſe ſtanden mir vor der Seele, als wir uns in dem köſtlich heimlichen Zimmer an der Oſtſeite des Schloſſes befanden, wo der Springbrunnen über Blumen ſpielte, wo gelbſeidene Gardinen in goldener Einfaſſung auf Thüren von Roſenholz lagen und das halbverdeckte Fenſter eine herrliche Ausſicht weit über den See, über Gärten und Wald gewährte. Die lebensgroßen, ſehr ſchönen Glasgemälde jener Vorfahren unſeres Großherzogs ſchauten ſo friſch und wie beſeelt zu uns herüber; was würden ſie wohl ſagen, wenn ſie plötzlich eintreten dürften in das Haus ihres Enkels? wenn ſie ſtatt der armſeligen Brettertiſche und Stühle, mit denen ſie ſich begnügten, ſtatt des harten Lagers, das die Ermüdeten aufnahm, ſtatt der Treppen von Sandſtein und Ziegeln heute Paliſander, Jacaranda und Mahagony, Teppiche und Divans mit ſchwellenden Kiſſen, Marmorſtufen mit Broncegeländern erblickten? Würde es ihnen da nicht gehen, wie dem Prinzen im Mährchen aus 1001 Nacht, welcher, nach dem köſtlichſten Schatze ſuchend, ein goldenes Käſtchen findet, welches er raſch öffnet, jedoch nur um darin ein noch ſchöneres zu erblicken, und ſo fort in langer Folge, bis das letzte endlich den beglückenden Edelſtein enthielt? Daran gemahnt mich dieſes fürſtliche Haus: ein Zimmer immer ſchöner als das andere — und möge auch der Edelſtein nie fehlen, der Häuſer erhält und Herzen bindet!

Einige Tage vor Pfingſten fand der feierliche Einzug in das neue Schloß am Geburtstage der Großherzogin ſtatt. Das preußiſche Königspaar, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Herzog von Altenburg, der Fürſt Reuß und andere hohe Herrſchaften beehrten dabei Schwerin mit ihrer Gegenwart. Der Natur der Sache nach war es ein Familienfeſt; daß jedoch auch das Land an ihm gebührenden Theil nahm, verſteht ſich. Geſchmückte Häuſer, Fahnen, Guirlanden, Gedichte und Reden, Fackelzüge, Feuerwerke und Illuminationen bezeugten die öffentliche Stimmung. So war denn die Pfingſtwoche eine ſehr belebte für uns und im vollſten Sinne umfloſſen von Lenzesfröhlichkeit. Eine zu dieſem Zwecke von E. Hobein gedichtete und von Fr. v. Flotow componirte Oper: „Johann Albrecht I.“ ſchloß die Einzugsfeierlichkeiten. Dieſe Oper verfolgt das beſtimmte Ziel, der großherzoglichen Familie ein Bild aus dem Leben ihrer Vorfahren, und zwar aus der Zeit, in welcher das Fürſtenhaus im höchſten Glanze ſtand, aus dem Leben des thatkräftigen Johann Albrecht I. († 1576) vorzuführen. Sie iſt deßhalb wohl kaum beſtimmt, ihren Weg über die deutſchen Bühnen zu nehmen, obwohl ſie durch v. Flotows werthvolle Compoſition dazu wohl berechtigt wäre. Der Fabel fehlt es hie und da an der gehörigen Motivirung. Allerdings iſt das Stück für ein Publikum geſchrieben, welches die hiſtoriſchen Perſonen kennt; dennoch muß ihr Auftreten begründet ſeyn und nicht ſo aus dem Stegreif erfolgen. Die Oper enthält indeſſen manche ſehr gelungene Stellen und die Verſe ſind meiſtens fließend. Die Dekorationen und die ganze Ausſtattung waren prachtvoll. Th. Formes vom Berliner Operntheater ſang die Hauptrolle. Trotz ſeiner Mängel begrüßen wir das Werk freudig als das eines Landsmanns.

Digitized by Google

Braunschweig, Juli.

Sonst und Jetzt. — Charakter der Bevölkerung. — Kunst. — Ein wichtiger literarischer Fund. — Neue Gebäude. — Theater.

Um das Leben und Treiben der Gegenwart in der guten alten Stadt Braunschweig zu charakterisiren, muß ich etwas weit in die Vergangenheit zurück greifen, um dann auf die Elemente zu kommen, welche der heutigen Gesellschaft zur Grundlage dienen. Braunschweig war vor langen Zeiten eine der reichsten jener mächtigen Hansestädte des deutschen Nordens. Damals ging der Stolz seiner Bürger so weit, daß die regierenden Fürsten von Braunschweig und Wolfenbüttel, aus dem Geschlecht der Welfen, deren Namen so gewaltig in der deutschen Geschichte klingt, den allein gebietenden Rath der Stadt erst um Erlaubniß fragen mußten, wenn sie diese bei ihren Reisen einmal passiren wollten. Mächtig spricht diese Vergangenheit noch heute aus vielen Gebäuden der innern Stadt; der ächte, mittelalterlich germanische Geist blickt aus gedrängten überhängenden Giebeln mit reichem Holzschnitzwerk und aus den vielen wunderlichen Wahrzeichen auf den Beschauer herab. Der sogenannte alte Stadtmarkt, den man neuerdings mit einem sehenswerthen gothischen Brunnen geziert hat, erinnert mit dem wunderbar schönen gothischen Rathhause, dem originell barocken Gewandhause, dessen Restauration gegenwärtig eifrig betrieben wird, der schönen Martinikirche und mehreren andern stattlichen alten Gebäuden lebhaft an die Kraft und Sitte des Mittelalters und zaubert dem Beschauer die lang vergangenen Tage alter Herrlichkeit vor das innere Auge. Unter den alten Gebäuden der innern Stadt verdient außerdem die Burgkirche besondere Aufmerksamkeit. Auf dem Platze, der sie umgibt, befindet sich das eherne Standbild eines Löwen auf hohem steinernem Fußgestell, das Denkmal Heinrichs des Löwen, zugleich das allgemeine Wahrzeichen des Geschlechts der Welfen. An die Stellung des Löwen mit erhobenem Kopf und aufgesperrtem Rachen knüpft man die Deutung, daß er seinem Feind entgegen brülle. Das Innere der Burgkirche war lange Zeit mit einer einfachen weißen Tünche bestrichen, bis in neuester Zeit ein Zufall die Entdeckung herbeiführte, daß die Wände des innern Chors unter diesem Anstrich, der seine Entstehung vermuthlich der Bilderstürmerzeit verdankt, mit kostbaren Fresken bedeckt waren. Man hat nun die Wiederherstellung dieser Malereien einem erfahrenen Künstler übergeben, und es ist bereits ein großer Theil der Jahrhunderte lang unter der weißen Farbe begrabenen, höchst interessanten Kunstwerke wieder zu Tage gefördert. Die ganze Art der Eintheilung, die Farbengebung und namentlich die rohe Behandlung der Perspektive beweisen das hohe Alter dieser Malereien, bei denen sich die rührende Sorgfalt der altdeutschen Schule in gewissenhafter Ausführung der Details wieder findet. Ein Seitenstück des Chors erwies sich als frei von Malereien und wird nun von Professor Brandes, der sich auch um die Wiederherstellung jener alten Reste verdient gemacht hat, mit eigenen Fresken bekleidet, die sich möglichst getreu an Idee und Styl der aufgefundenen Bilder anlehnen. In dieser Kirche befindet sich auch die herzogliche Gruft, wo jedoch nur die Särge der in den letzten Jahrhunderten gestorbenen Fürsten sich befinden; ihre Vorgänger sind in der Gruft zu Wolfenbüttel beigesetzt. Besonderes Interesse erregt der Sarg der unglücklichen Gemahlin Georgs IV. von England, einer geborenen Prinzessin von Braunschweig.

Braunschweig war seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Wiege und Aufenthaltsort mancher bedeutender Männer. Als unter dem geistvollen Herzog Carl der Abt Jerusalem das Collegium Carolinum, an welchem auch gegenwärtig mehrere tüchtige Gelehrte von Ruf wirken, stiftete, berief er eine Anzahl berühmter Männer, die in der damaligen Literatur hervorragende Namen hatten. Erbprinz Ferdinand ernannte bald darauf Lessing zum Bibliothekar in Wolfenbüttel. Auch Leisewitz brachte den größten Theil seines Lebens hier zu, und der berühmte, erst kürzlich verstorbene Astronom Carl Friedrich Gauß wurde am 30. April 1777 in Braunschweig geboren. Das Geburtshaus desselben wird gegenwärtig auf Kosten des Staatsministeriums restaurirt und mit einer Inschrift versehen. Alle diese Persönlichkeiten sind jedoch der Stadt eigentlich ziemlich fremd geblieben, wofür wohl schon der Umstand Zeugniß gibt, daß des großen Lessings Grab vor mehreren Jahren so gänzlich vernachlässigt war, daß es kaum aufgefunden werden konnte und nur durch die Vermittlung einer feinfühlenden Dame einigermaßen wieder in Stand gesetzt wurde. Die imposanten Denkmäler großer Männer dienen leider nur zu oft nicht als Ausdruck der Pietät, mit der die dankbare Nachwelt das erkannte Verdienst lohnt, sondern zur Verschönerung der Gegenwart; wie könnten sonst die Begräbnißstätten großer Männer oft so gänzlich vergessen werden, da ihnen doch der erste Anspruch auf Schutz und Pflege gebührt!

Heute ist Braunschweig Residenz eines Fürsten, der einen großen Theil des Jahres nicht daselbst zubringt, und dessen Hofhaltung so einfach ist, daß kein schimmernder Strahl aus derselben in die gesellschaftlichen Zustände der Einwohner dringt. Einen Theil des Jahres bringt der unverheirathete Herzog im Norden Italiens zu, andere Zeiträume widmet er dem Vergnügen der Jagd auf seinen verschiedenen Schlössern, und wenn er in Braunschweig sich aufhält, gibt nichts von seiner Anwesenheit Kunde, als der regelmäßige Besuch der Theatervorstellungen, denen er in seiner kleinen Loge im Proscenium allabendlich beiwohnt. Aber auch hier ist er dem Publikum völlig

Digitized by Google

unſichtbar und nur das theilweiſe Zurückziehen des verhüllenden Vorhangs dient als Zeichen ſeiner Anweſenheit.

Es herrſcht im Allgemeinen wenig Kaſtengeiſt hier; die Braunſchweiger ſind durchgängig ein luſtiges Phäakenvolk und die Luſt am Genuß führt ſie überall fröhlich zuſammen. Dagegen findet man einen bedeutenden Hang zur Klatſcherei und die Privatverhältniſſe der Einzelnen werden, wie anderwärts die öffentlichen Perſönlichkeiten, der unbarmherzigſten, eingehendſten Beurtheilung unterworfen. Außerdem iſt man mit kleinſtädtiſcher Engherzigkeit gegen alles Außergewöhnliche eingenommen, und nur was ſich dem allgemeinen Maßſtabe fügt, wird geduldet und gehegt. Politiſch iſt das Publikum faſt theilnahmlos und nur für die innern Verwaltungszuſtände findet ſich ein oft kleinliches Intereſſe. Deßhalb erregten in dem vor kurzer Zeit hier dargeſtellten vaterländiſchen Drama „Hennig Braband“ Scenen, wo die Mitglieder des Rathes ſich gegenſeitig ihre Betrügereien in der Verſammlung auf offenem Rathhauſe vorhalten, den ſtürmiſchſten Jubel. In religiöſer Beziehung ſpricht ſich ebenfalls große Gleichgültigkeit oder mindeſtens kein beſtimmtes Intereſſe aus. Weiter als über die innern ſtädtiſchen Verhältniſſe hinaus geht ſelten der Blick der Bewohner, und daher kommt es denn, daß bei Streitfragen Fremden gegenüber Alle für Einen ſtehen.

Die Kunſt hat außer dem Theater, welches größtentheils den Stoff zu den gewöhnlichen Tagesgeſprächen hergeben muß, und einem wenig bedeutenden Muſeum, in welchem ſich eine kleine Anzahl guter Gemälde mit Raritäten, Antiquitäten und Koſtbarkeiten in den Raum theilt, wenig Halt und Vertretung. Auch in Bezug auf den muſikaliſchen Ruf der Stadt muß leider eingeſtanden werden, daß ſich die Verhältniſſe nicht auf der früheren Höhe erhalten haben. Das berühmte Quartett der Gebrüder Müller iſt durch den unerbittlichen Störer aller Aſſociationen, den Tod, getrennt worden, und der Nachfolger deſſelben, das jüngere Quartett Müller, befindet ſich nicht hier, ſondern in Meiningen. Die bedeutendſten muſikaliſchen Talente, der Pianovirtuoſe Henri Littolf und der Liedercomponiſt Methfeſſel, nehmen beide keinen Theil mehr am hieſigen Kunſttreiben; erſterer in Folge perſönlicher Zwiſtigkeiten, die ihn zu dem Entſchluſſe brachten, ſein Talent nur noch auswärtig zur Geltung zu bringen, letzterer aus Geſundheitsrückſicht, die ihn bei vorgeſchrittenem Alter an der vollen geiſtigen Thätigkeit hindert. Der jetzige Hofkapellmeiſter, Franz Abt, von früheren Zeiten her durch ſein Schwalbenlied bekannt, veranſtaltet jährlich einige Concerte, in denen er jedoch nur als Dirigent auftritt. — Auf die bedeutende Bibliothek in Wolfenbüttel, deren Verwaltung gegenwärtig Dr. Bethmann übertragen iſt, wird neuerdings viel Sorgfalt in der Sichtung und Anordnung zur bequemeren Ueberſicht verwendet. Im hieſigen Archiv iſt vor kurzer Zeit ein bisher unbekannter Schatz von großer Wichtigkeit entdeckt worden. Es fand ſich in einem unbeachteten Packet ein Briefwechſel zwiſchen Leſſing und dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der über die Wolfenbüttler Fragmente handelt. Ob die Erlaubniß ertheilt werden wird, dieſen Fund für die Oeffentlichkeit nutzbar zu machen, iſt den bisherigen Verhandlungen nach ſehr zweifelhaft.

Was die neuere Zeit an der äußeren Phyſiognomie der Stadt geändert hat, iſt unbedeutend. Vereinſamt ſteht die ſchöne Leſſingſtatue, das vollendete Werk Rietſchels, auf einem ſorgfältig gehegten Platze zwiſchen proſaiſch einförmigen modernen Häuſern. Alljährlich während der Sommermeſſe drängt ſich auf dieſem Platze, deſſen urſprünglichen Namen „Tummelplatz“ man im Munde des Volkes noch immer nicht durch die neue Bezeichnung „Leſſingplatz“ verdrängen konnte, das bunte Gewühl der ſchauluſtigen Bevölkerung um Carouſſels, Thier- und Reiterbuden. Zu den wenigen neuen Gebäuden gehört der ſchöne Eiſenbahnhof, deſſen geräumige gewölbte Halle ſchwerlich ihres gleichen in Deutſchland hat. Auch das herzogliche Schloß iſt nicht ohne architektoniſche Schönheit, und das neue Bankgebäude, deſſen Ausführung dem Berliner Architekten Simons anvertraut iſt, verſpricht, wenn es einmal vollendet ſeyn wird, einen großen und impoſanten Anblick zu gewähren. Alles dieß aber ſind nur vereinzelte öffentliche Gebäude, und ſelbſt wenn dereinſt das projektirte neue Theater dazu kommt, wird immer die Harmonie fehlen zwiſchen dieſen Pflanzſtätten moderner Kultur und den veralteten Wohnungen der Bürger, die oft nicht eher an eine Erneuerung denken, als bis ihnen die Dächer buchſtäblich über den Köpfen zuſammenſtürzen, wie es im letzten Jahre mehrmals vorkam. Selbſt das alte Theatergebäude, deſſen Räumlichkeiten faſt jeden Abend völlig gefüllt ſind, drohte vor einiger Zeit den Einſturz, und die ſeitdem angebrachten drei großen Stützbalken an der Rückſeite des ehrwürdigen Gebäudes gewähren einen wirklich komiſchen Anblick. — Die Theatervorſtellungen, welche das Hauptvergnügen aller Stände bilden, bieten ſeit dem vorigen Jahre unter einer neuen Direktion in Bezug auf das Schauſpiel viel Anerkennenswerthes, während die Oper an mancherlei Schäden leidet. Vor allen Dingen ſpricht das gute Enſemble bei den Darſtellungen größerer dramatiſcher Werke ſehr zu Gunſten der gegenwärtigen Leitung, wobei der Umſtand, daß gerade für die Hauptrollen in Jaffé und in Fräulein Thate zwei ausgezeichnete Künſtler an der Spitze ſtehen, ſehr günſtig auf das Ganze einwirkt, deſſen Kräfte im Durchſchnitt erträglich ſind.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 32.

Inhalt.

Crispatura contra Crinoline. Aus der Skizzenmappe eines Malers. Seite 745.
Der Feldberg. (Fortsetzung.) Seite 751.
Johann Heinrich Voß in Weimar. Seite 755.
Korrespondenz-Nachrichten.
Hamburg. Seite 762.
London. (Schluß.) Seite 764.
Newyork. Seite 766.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Stein, System der Staatswiſſenſchaft.
Zweiter Band.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geſellſchaftslehre.

Erſte Abtheilung.

Der Begriff der Geſellſchaft

und

die Lehre von den Geſellſchaftsklaſſen.

Von

L. Stein.

gr. 8. geheftet. fl. 4. — oder Rthlr. 2. 12 Ngr.

Das vorliegende Werk des Herrn Verfaſſers, das wir hiemit dem Publikum übergeben, iſt der erſte in umfaſſender Weiſe entworfene Verſuch, eine wiſſenſchaftlich begründete Lehre von der menſchlichen Geſellſchaft als organiſchen Theil der Staatswiſſenſchaften, und zwar als ein ſelbſtſtändiges, auf eigenen Principien baſirtes Gebiet aufzuſtellen. Es iſt keine Behandlung der Tagesfragen, wohl aber eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung der Principien, nach denen allein die Tagesfragen ihre höchſte Löſung erhalten. Es wird künftig nicht mehr verſtattet ſeyn, der Geſellſchaftswiſſenſchaft, der man ihre Bedeutung nie abgeſprochen hat, ihre Selbſtſtändigkeit und ihren organiſchen Inhalt abzuſprechen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Goethe und Werther.

Briefe Goethe's,

meiſtens aus ſeiner Jugendzeit,

mit erläuternden Documenten.

Herausgegeben von

A. Keſtner,

K. Hannov. Legationsrath, Miniſter-Reſident bei dem Päpſtl. Stuhle in Rom.

Zweite Auflage.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 2. 20 kr. oder Rthlr. 1. 10 Ngr.

Die Verehrer Goethe's haben ſeit Jahren mit großem Verlangen auf die Veröffentlichung der intereſſanten Briefe und Aktenſtücke gewartet, welche das Verhältniß der Poeſie und der Wirklichkeit in „Werther's Leiden" zuverläſſig conſtatiren ſollten, und von denen man wußte, daß ſie im Beſitz von Lotten's viertem Sohne, dem nunmehr verſtorbenen Legationsrath Keſtner zu Rom ſich befinden. Sie ſind in dem vorliegenden Buche geſammelt, und wir freuen uns aufrichtig, daß die zarten und rückſichtsvollen Bedenken, welche die Familie Keſtner gegen deren Bekanntmachung erheben zu müſſen glaubte, glücklich gehoben worden ſind. — Die Einleitung bezweckt das Verhältniß der Wirklichkeit zu der Darſtellung Goethe's kurz zu bezeichnen. Die mitgetheilten Briefe aber geben die Belege zu dem Satze, daß das Factiſche im Roman, zumal inſoferne es die Kataſtrophe betrifft, ſchon deßwegen Goethe's Perſon fremd war, weil er Lotten ſchon in ihrem Brautſtand verlaſſen, ſie nie als junge Frau, ſondern erſt als er ſiebenzig und ſie ſechzig Jahre alt war, wieder geſehen hat. Seiner Flucht von Wetzlar verdanken wir dieſe Briefe, eine Flucht, die auf dem Entſchluß der edelſten Gewiſſenhaftigkeit ruhte.

Gewiß werden ſich die Verehrer Goethe's freuen, daß eine ſo reiche und reinfließende Quelle über dieſen Theil ſeines Jugendlebens ihnen nunmehr eröffnet iſt.

Für eine beſondere Zierde des Büchleins wird es angeſehen werden, daß das Bildniß Lotten's von der unterzeichneten Verlagshandlung einem vortrefflichen Künſtler zur Ausführung in Stahl übergeben worden iſt, ſo daß man es ſich durch den Buchhandel verſchaffen und dem Buche als Titelkupfer vorſetzen kann, das noch überdieß eine ausgezeichnete Silhouette Goethe's und mehrere Facſimile's von Autographen zieren.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Edda

die ältere und jüngere,

nebſt

den mythiſchen Erzählungen der Skalda

überſetzt und mit Erläuterungen begleitet

von

Karl Simrock.

Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage.

gr. 8. broch. Preis fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Eine Ueberſetzung beider Edden beſaßen wir bisher noch nicht. Von der ältern waren uns nur einzelne Lieder zugänglich gemacht, weniger unvollſtändig lag die jüngere vor. Selbſt in Schweden und Dänemark gibt es kein Buch, das die ältere und jüngere Edda umfaßte, wie ſie in dem gegenwärtigen zu gegenſeitiger Erläuterung zuſammengeſtellt ſind. Durch Vereinigung beider bildet es gleichſam die nordiſche Bibel, und ſomit auch die unſrige, da der Glaube der Nordmänner im Weſentlichen mit dem deutſchen übereinſtimmte. Auf die nordiſchen Heldenlieder iſt unſer Anſpruch noch größer, da ſie durch die Namen der Helden und den Schauplatz am Rhein ihren deutſchen Urſprung verrathen. Jene uralten Gedichte von den Thaten und Kriegen unſerer Vorfahren, welche Karl der Große aufzeichnen ließ und deren Verluſt ſo ſchmerzlich beklagt wird, die Edda, dieſe Urgroßmutter deutſcher Sage und Dichtung, hat ſie erhalten und die vorliegende Zurückübertragung unſerem Volke wieder angeeignet.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Odiſch-magnetiſche Briefe.

Erſte Reihe.

Von

Freiherrn von Reichenbach,

Phil. Dr.

Zweite Ausgabe.

8. geheftet. Preis fl. 1. 30 kr. oder 27 Ngr.

Wir haben von dieſer Schrift, nachdem ſie längere Zeit vergriffen war, eine neue Ausgabe veranſtaltet. Ihr Inhalt, der in ſo mancher Beziehung überraſchend anſpricht, hat von dem Hrn. Verfaſſer mehrfältige Zuſätze und Erweiterungen erhalten. Ein großer Theil der Geſellſchaft findet ſich darin in ſeinen zarten Verhältniſſen und gerade da berührt, wo das Körperliche und das Geiſtige in unmerklichen Uebergängen ineinander fließen, und wo ihre klare Erkenntniß durch ihre Feinheit ſo ſehr erſchwert iſt. Wenn dabei viele Menſchen über alltägliche Wahrnehmungen an ſich und andern irre werden, ſo erhalten ſie in dieſen Briefen den Leitfaden zum Verſtändniß ihrer eigenen Empfindungen wie der Wirkungen derſelben im Gemüthe ihrer Mitmenſchen; über unzählige Räthſel im körperlichen und geiſtigen Leben gewinnen ſie Aufſchluß und über manche zweifelhafte Begegniſſe in der äußern Welt Belehrung und Beruhigung.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 32. 9. Auguſt 1857.

— Peace, peace!
Thou talk'st of nothing. —
True, I talk of dreams,
Which are the children of an idle brain.
Begot of nothing but vain fantasy.
Shakespeare.

Thus we rejoice that „*les jours gras des femmes maigres*" are at last at an end.
Punch.

Crispatura contra Crinoline.

Aus der Skizzenmappe eines Malers.

Hinter der goldenen Roſe, an der Promenade in Ems gelegen, ſchlugen die Nachtigallen entzückend ſchön. Ich war der Bademuſik entflohen und erquickte mich an den friſchen Vogelſtimmen. Aber in einem Badeort gibt es kein Einzeldaſeyn. Nach kaum fünf Minuten ungeſtörten Genuſſes hing mir der vielredende Doctor Kettenſchuß am Arm und verwickelte mich in Fragen und Antworten über einen Vorfall, der nur das müßigſte Publikum der ganzen Welt, das eines modernen Badeorts, auf länger als eine Stunde zu beſchäftigen vermochte.

Es handelte ſich um eine etwas abenteuerlich geſtellte Rubrik der im Kurhauſe alltäglich veröffentlichten Ankündigungen „verlorener Gegenſtände." Ein Offiziersdegen war verloren worden und ebenſo ein Chinois, d. h. ein Sonnenſchirm von jener Gattung ſeidenüberzogener Stahlgeſtelle, die, nach Verſicherung der beliebteſten Bazarverkäuferin, ſeit Eintreffen der Großfürſtin als ein überwundener Standpunkt anzuſehen war. Nun wird niemand etwas Bedenkliches dabei finden, wenn ein Offizier im Converſationshauſe ſeinen Degen abſchnallt, ſeine Dame aber ihren Sonnenſchirm aus der Hand legt, beide nachher einen Augenblick an die Spielbank treten und durch einen großen Treffer oder auch durch das Gegentheil auf ganz andere Gedanken kommen, als auf den, Degen und Sonnenſchirm mit nach Hauſe zu nehmen. In einem Badeorte aber darf dergleichen nicht ſo natürlich hergegangen ſeyn. Man hat viel Zeit und wenig Stoff zur Unterhaltung; was Wunder, wenn man jede einfache Auflöſung eines ſolchen Räthſels für einen Verſtoß gegen das vornehmſte Badebedürfniß anſieht, gegen das Bedürfniß würziger Unterhaltungsgegenſtände. Dieſe gefällige Rückſicht hatte vielleicht auch veranlaßt, daß vom Redakteur der Anzeigen über Vermißtes Degen und Sonnenſchirm zuſammengeworfen und dadurch mit dem Finger ſchalkhaft auf ein mögliches Geheimniß im hochromantiſchen Geſchmack hingedeutet worden war.

Ich hatte mir beim Leſen dieſer Anzeige wenig gedacht, Dr. Kettenſchuß aber deſto mehr, und ſeine Stubennachbarin, die Baroneſſe Klinginsohr, wollte bereits durch Erkundigungen Morgens nach dem dritten Glaſe Fürſtenbrunnen herausgebracht haben, daß die Sonne längſt untergegangen war, als Degen und

Digitized by Google

Sonnenſchirm — nun wo? ich weiß es nicht und mag auch nichts nacherzählen — von dem heimtreibenden Gänſehirten gefunden wurden. Dr. Kettenſchuß hatte Vermuthungen über die zwei Entwaffneten. Ich ſollte ihm helfen, völlige Gewißheit zu erlangen.

„Laſſen Sie mir meine Nachtigallen!“ ſagte ich nach langem vergeblichen Abwehren. „Ich habe keine Anlage, Räthſel dieſer Art zu errathen.“ — „So folgen Sie mir wenigſtens zur Somnambülen, drüben in den Vierthürmen.“ — „Zu einer Somnambülen?“ fragte ich, Intereſſe gewinnend. „Was iſt's mit ihr?“ — „Ihr Pfleger iſt mein Freund. Sie muß befragt werden.“ — „Vortrefflich!“ ſagte ich. „Verſäumen wir keinen Augenblick.“ Und wir eilten dem großen Badehauſe zu.

„Iſt Fräulein Blanca zu Hauſe?“ fragte Dr. Kettenſchuß, den erſten Stock erklimmend. — „Sie ſchläft.“ — „Und ihr Begleiter, Maſter Smithſon?“ — „Unten im Speiſeſaal.“ — „Bitten Sie ihn, ſich ſogleich herauf zu bemühen.“ Der Kellner verſchwand. Maſter Smithſon, ein blondrother Yankee mit langem ziegelfarbenem Barte erſchien, die Serviette noch unterm Arm. Mit großer Gutmüthigkeit entſagte er dem Reſt ſeines Diners, um dem, wie es ſchien, ihm nach Badeart befreundeten, d. h. oberflächlichſt bekannten Dr. Kettenſchuß zu Dienſte zu ſeyn.

Wir ſtiegen in das zweite Stockwerk. „Sie wird keine Auskunft geben wollen,“ ſagte Maſter Smithſon, die Thüre öffnend. „Nur künftige Dinge ſind ihr ſichtbar.“ — „Verſuchen wir's wenigſtens!“ — „Immerhin.“

Smithſon zog den grünen Vorhang eines Alkoven zurück und trat an das Lager der Ruhenden. Sie war lichtblond von Haar und von ſanftem, nicht leidendem Geſichtsausdruck. Nur ihre Füße bedeckte ein rothſeidenes Kiſſen, der übrige Körper, in ein weites, dunkelblaues Gewand gehüllt, lag auf der ſcharlachfarbenen Decke des Ruhebetts, läßig ausgeſtreckt, die Arme an beiden Seiten der Länge nach an den Körper gedrückt, die Hände feſt geſchloſſen.

„Sie haben mir verſichert,“ flüſterte mein Begleiter dem Amerikaner zu, „daß Miß Blanca durch Fragen in keiner Weiſe je angegriffen zu werden pflegt, daß ſie im Gegentheil friſcher und geſtärkter erwacht, ſo oft ihre Traumphantaſie auf einen beſtimmten Punkt gerichtet wird.“ — „Seyen Sie unbeſorgt,“ erwiederte Smithſon; „laſſen Sie nur jede Antwort ruhig ausgeredet werden. Einreden darf ich nicht dulden.“ — „Ich werde mir keine erlauben,“ verſetzte Dr. Kettenſchuß und theilte dem Magnetiſeur ſofort den Zweck ſeiner Nachforſchungen mit.

Maſter Smithſon beugte ſich über die Ruhende und ſtellte ihr in engliſcher Sprache die gewünſchte Frage. „Treten Sie bis an's Fenſter zurück,“ ſagte er dann, zu uns gewendet. „Miß Blanca wird in fünf Minuten Ihnen mittheilen, was ſie geſehen hat.“

Dr. Kettenſchuß zog ſein Augenglas und muſterte, vom Fenſter aus, die nach der Tabled'hôte des engliſchen Hofs ſich bewegenden Kurgäſte. „Sehen Sie,“ ſagte er, auf eine hohe, ſchöne Dame zeigend, die einen Knicker von grüner Seide bald als Fächer, bald als Sonnenſchirm benutzte, „ich glaube ſicher zu ſeyn, daß dieſer Knicker erſt ſeit heute Morgen angeſchafft worden iſt. Geſtern noch trug dieſe impoſante Erſcheinung einen Chinois. Nehmen wir einſtweilen Notiz davon.“ Er zog ſein Taſchenbuch hervor und trug die gemachte Beobachtung zu bereits verzeichneten ein.

„Jene andere dort,“ fuhr er fort, „in Ultra-Crinoline,“ — Maſter Smithſon horchte hoch auf — „hat mit dem jungen Huſarenrittmeiſter aus der Burg Naſſau vorgeſtern ſechsmal im Converſationshauſe Redowa getanzt, das einzige Paar, das überhaupt tanzte, weil die Hitze über dreißig Grad ſtand. Was meinen Sie?“ — „Daß beiden heiß geworden ſeyn muß.“ — „Aber wegen des Degens? Meinen Sie nicht, daß Wahrſcheinlichkeit vorliegt, der Rittmeiſter..“ — „Sie verwechſeln die Cavalleriewaffe mit der des Fußvolks.“ — „Recht, recht!“

Bei dieſen Worten unterbrach uns ein Zeichen Smithſons. Wir traten etwas näher und hörten die Somnambule leiſe ſingen. Worte waren nicht zu verſtehen. Bald aber änderte ſich ihr Vortrag. Wir erkannten deutlich zwei Stimmen, die eine unglaublich männlich, die andere zart weiblich, wenn ſchon nicht jugendlich. Maſter Smithſon war in eine Fenſtervertiefung zurückgetreten; den Kopf in die Hand geſtützt, ſtand er von uns abgewandt da, die Seherin nicht aus dem Auge verlierend. Da ſich beim deutlicher werden des Vortrags eine förmliche Unterhaltung erkennen ließ, wie ſie etwa zwiſchen einer ſchon ältlichen Dame und einem Herrn, den ſie Maſter Judge nannte, ſtattfinden mochte, ſo wird es zweckmäßig ſeyn, das Gehörte, wie ich's nachgeſchrieben, als Zwiegeſpräch hier wiederzugeben.

Aeltliche Dame. Sie begreifen, wie fatal die Sache für mich iſt. Können Sie mir nicht helfen, ſo wird meine Petite Niece nie im Stande ſeyn eine unſerem Range entſprechende Partie zu machen.

Maſter Judge. Sie nehmen die Sache zu düſter, gnädige Frau. Crinoline iſt zwar für eine junge Dame ein abgeſchmackter Name und mag manche Illuſionen zerſtören, welche etwa Namen wie Diana, Veſta,

Digitized by Google

Clariſſa oder ſonſtige ſchönklingende Bezeichnungen in jungen Männerherzen erwecken; aber —

Aeltliche Dame. Aber? Es gibt hier kein Aber, Maſter Judge! Von Illuſionen ſehe ich ganz ab. In unſern Kreiſen gibt es keine derartigen Sottiſen. Man ſchließt Familienbündniſſe und fügt dem Stammbaume ein neues Reis zu, dem man den Namen des oder der neu hinzu Gekommenen beiſetzt. Alljährlich zu dem Ordensfeſt der privilegirten Adel-Reinerhaltungs- und Schuldentilgungsgeſellſchaft von 1890 — —

Maſter Judge. Entſchuldigen Sie, die Statuten dieſes Creditinſtituts datiren erſt vom vorigen Jahre, von 1891.

Bei dieſer chronologiſchen Meinungsverſchiedenheit wurde Dr. Kettenſchuß unruhig. „Schauerlich entlegen!“ flüſterte er mir zu. „Wir verſäumen hier Zeit, die beſſer anzuwenden wäre.“ — „Geduld!“ gab ich zur Antwort, völlig unfähig mich im Gehörten zurecht zu finden.

„Bei dieſem Ordensfeſte,“ hob die ältliche Dame wieder an, „wird mit Strenge auf richtig verzeichnete Namen geſehen; denn was hat in dieſen bürgerlichen Zeiten zuletzt noch Werth, wenn nicht ein altangeſtammter Name? Seit der teutoniſchen Revolution von 1870 iſt uns ja faſt nur noch der Name geblieben. Die Ufer des Rheins bieten bald nicht mehr Raum genug für dieſe ſtolzen Roturiers Pereire, Harckort, Merck, deren romantiſche Villen hinausragen über die Burgen Stolzenfels, Rheinſtein, Ehrenbreitenſtein. — Sie haben doch gehört, daß ſeit Abſchaffung der ſtehenden Heere die ſchöne Veſte zu einer Verſorgungsanſtalt für ſogenannte verdiente Invaliden der vereinigten europäiſchen Creditsmobiliers eingerichtet worden iſt? — En parenthèse, man redet in unſern Kreiſen ſtark von einer Contremine gegen dieſe neuen Herren der Welt. Sitten- und Kleidereinfalt iſt die Deviſe des neuen Plans. Wir werden die Coſtüme des erſten Jahrhunderts nach Erſchaffung der Welt wieder anlegen, wenn nicht etwa die auch noch einfache römiſche Toga oder die Chlamys. So ſprengen wir ihr ganzes Luxusgebäude in die Luft, und alle ihre Fabriken, die auf übertriebene, unſerm Beiſpiel nachgeahmte Bedürfniſſe ſpeculiren, werden plötzlich ohne Arbeit ſeyn.“

Dr. Kettenſchuß griff ſich an den Kopf und ich mußte unwillkürlich meinen Bart zupfen. Es war alles richtig: wir wachten und ſaßen in Ems in den Bierthürmen anno dom. 1857.

„Sehen Sie mich genau an,“ erklang von neuem die weibliche Stimme. „Sie ahnen nicht, was ſich unter dieſer Criſpatura birgt. Sie meinen, alles an mir ſey Gekräuſel im Geſchmack der preiswürdigen Mode, welche dem Crinolineungeſchmack ſo glänzend den Hals brach — im Sommer 1857 wird's geweſen ſeyn. O dieſer verhängnißvolle Sommer! Nein, nicht alles iſt Tüllgekräuſel, ſogenannte gefrorene und im Aufthauen begriffene Muſik, wie ſie der ehemalige Kladderadatſch, das jetzige Staatsblatt des Coburg'ſchen Familienreichs, damals nannte. Es birgt ſich anderes unter dieſer Criſpatura, ein leichtes Naturgewand, Palmenblätter aus Pückler Muskaus Volkserholungsparadies, überzogen mit Liebig'ſchem Waſſerglas. Die Zeit iſt nahe, wo dieſe Hülle fallen wird, und auch mich werden Sie dann, Maſter Judge, wie eine Pſyche ſich entpuppen ſehen. Aber helfen Sie mir, was iſt mit meiner unglücklichen Nichte anzufangen?“

Eine Pauſe folgte, während welcher Maſter Judge auf eine Gelegenheit ſinnen mochte, ſich die Tante der unglücklichen Crinoline vom Halſe zu ſchaffen. „Die Eltern ſind an allem Schuld,“ hob endlich die männliche Stimme an; „warum ließen ſie ihr Kind Crinoline taufen? Ich begreife nicht die Abgeſchmacktheit dieſes Einfalls von Leuten ihres Rangs!“

„So hab' ich Ihnen den Hergang nicht berichtet?“ lautete die klagende Antwortfrage. „Denken Sie dieſes Zuſammentreffen von Unfällen. Die Eltern des Kindes waren in Bukareſt, als das arme Weſen zur Welt kam; ein jämmerliches Garniſonsneſt im jetzigen Herzogthum Abdelkaders des Jüngern, ehemals, wie Sie wiſſen, die Donaufürſtenthümer genannt. Cornelia hieß die Mutter des Kindes, meine ſehr verehrte Nichte. So ſollte auch das Kind heißen. Ein bornirter arabiſcher Prieſter tauft das Kind, ein noch bornirterer Küſter des Prieſters ſchreibt Crenoline ſtatt Cornelia, und der bornirteſte von allen, Abdelkader Sohn ſelbſt, will trotz aller diplomatiſchen Verwendungen nicht zugeben, daß ein Tüttelchen im Kirchenbuche geändert werde weil er behauptet das beſchriebene Blatt ſey heilig. Da ſitzen wir nun mit dieſem unſeligſten aller Kinder, jetzt 33 Jahre zählend und nur um ſeines anſtößigen Namens willen noch nicht verehelicht. Crinoline! Ich bitte Sie, beſter, liebſter Maſter Judge! Schon die bloße Erinnerung an die Zeit unſerer größten Narrheit, uns zur Strafe hernach durch die Roturiers erſt recht in's Fratzenhafte getrieben, die bloße Erinnerung an dieſe Tollhauszeit, wo wir wie Metzgerblaſen umherwatſchelten — buchſtäblich aufgeblaſen; wir bliefen oft ſtundenlang an unſern Reiſecrinolines — die bloße Erinnerung an dieſe Zeit, von der ein alter, vergeſſener Dichter, auf die Damen anſpielend, ſang: „Die Glocke kommt gewackelt“ — o die bloße Erinnerung macht mich krank!“

Miß Blanca bemerkte bei dieſer Kataſtrophe, ihre

Digitized by Google

Stimme wieder zu einer Art liſpelndem Geſang erhebend, die ältliche Dame ſey bei den letzten Worten ohnmächtig in die Arme des Maſter Judge gefallen, der nach manchen vergeblichen Wiedererweckungsverſuchen ſie durch die Andeutung, ihr Palmblättergewand aus Fürſt Pücklers Volkserholungs-Paradies werde bei längerem Verweilen in dieſer gequetſchten Lage Schaden nehmen, plötzlich wieder zur Beſinnung gebracht habe. Die Nichtanwendung des Eau de Cologne erklärte ſie dadurch, daß, nachdem der europäiſche Crédit mobilier die Fabrikation ſämmtlicher Riechwaſſer an ſich geriſſen, alle dazu vorhandenen Recepte aufgekauft und in ſeiner Palaſt-Bibliothek zu Parnaſſaccio (vormals München) niedergelegt, der Komet von 1867 die letztere entzündet und ſomit eine Toilettenlücke verurſacht habe, welche der durch Zahlen und Ziffern ermüdete, zu neuen Erfindungen nicht mehr ausreichende Menſchengeiſt auszufüllen vergebens bemüht ſey.

So hirnverbrannt das alles klang, ſo war ich doch froh, von andern Dingen als von dem Degen- und Sonnenſchirmabenteuer zu hören, und machte Maſter Smithſon durch ein Zeichen verſtändlich, daß ich einige Fragen anzuknüpfen wünſche. Er ſchüttelte näher tretend den Kopf, hielt mir aber das Ohr hin, und da ich ihm zugeflüſtert hatte, wie es denn Anno 1891 auf der europäiſchen Landkarte ausſehen werde, überbrachte er leiſe redend meine Frage der Somnambüle. Ich hatte ſpeciell an Deutſchland gedacht, und der eigenthümliche Allſinn der Hellſehenden ſchien zu verurſachen, daß ſie ohne Umſchweife auf den Kern der Frage Antwort gab.

Seit der teutoniſchen Revolution von 1870, ſagte ſie, und ſeit Abſchaffung aller Truppen, habe ſich Europa zu einer großen Handelsmaatſchappei vereinigt, deren Zweck die engere Verbrüderung der nicht mehr durch Grenzpfähle und Dynaſtien getrennten Völker ſey. Zugleich werde der ungeheure Ueberſchuß an Arbeitskraft und Capital, den die neue Einrichtung herbeigeführt habe, durch jene Handelsgeſellſchaft geregelt. Als natürlichen Mittelpunkt dieſes Staatenbundes habe man Teutonia (Deutſchland ſey ein abgenutzter Name, voll düſterer Erinnerungen) zum Bundeshaupt ernannt, und jeder Bundestheil trage nach ſeiner bisherigen Specialität zu den Bedürfniſſen der Geſammtheit bei. Beiſpielsweiſe liefere Italien, nunmehr Heſperida, Käſe, Sänger, Südfrüchte und Bettler, Dänemark, Sundina getauft, habe eine Zeitlang noch Eiderdunen, Pedelle, Miniſtercandidaten und Gendarmen geliefert, ſey indeſſen ſeit völliger Abſchaffung der letzteren zu einer Verbrechercolonie erhoben worden, wohin fleißig deportirt werde; Preußen und Oeſterreich . . .

Hier unterbrach ſie der neben ihr ſtehen gebliebene Maſter Smithſon mit der leiſen Bemerkung, es werde beſſer ſeyn, nicht weiter politiſchen Betrachtungen nachzuhängen. Miß Blanca warf die Lippe unwillig auf, aber ein ſtrenger Blick des Magnetiſeurs nöthigte ſie zu dem abgebrochenen Thema zurück.

Maſter Judge nahm das Wort, ſobald Maſter Smithſon wieder in der Fenſtervertiefung ſtand. — Es ſey, ſagte er, Alles recht gut und ſchön, was die gnädige Frau ihm vortrage, aber nichts ſey nichts, und einen dreiunddreißig Jahre lang getragenen Namen willkürlich durch einen andern erſetzen, das ſey eine bedenkliche Sache.

Die Dame im Palmengewande antwortete nicht ſogleich. „Ich muß Sie," begann ſie endlich, „einen Blick in die Familienangelegenheiten des Hauſes Schwedenwetter-Fürchterlich thun laſſen, ſo weh es dem Gemüthe auch thut, auf morſche, ja faule Stellen des uralten Stammbaums hinzudeuten. O, Maſter Judge, was haben wir in dem verhängnißvollen Sommer 1857 ausſtehen müſſen! Mein ſehr ehrenwerther Bruder war mit mir und ſeiner Tochter in Mineralina Nr. 27 (vor Errichtung der teutoniſchen Quellenvereinigungs-Compagnie von 1871 hieß jener Kurort Ems). Hätten wir doch dieſes unglückliche Bad Nr. 27 nie kennen gelernt! Im jetzigen Vorſchwitzmonat, damals Juni genannt, war's, als unſerem Hauſe das Troſtloſeſte begegnete. Denken Sie ſich, Maſter Judge, meine Niece kommt mit einem Lieutenant in's Gerede! Eine Schwedenwetter-Fürchterlich gerader Linie, und ein Lieutenant, der Sohn eines erſt drei Jahre vorher wegen Gratishoflieferungen geadelten Fabrikanten! Mein guter Bruder ſieht, hört, erräth Anſpielungen aller Art, wo immer er mit Cornelia ſich zeigt. Während einer Pauſe im Ballſaal hatte meine Niece ſich nämlich ſo weit vergeſſen, am Arm des Lieutenants fünf Minuten im Freien Luft zu ſchöpfen. Ich ſaß gerade am Spieltiſch und mein Bruder pointirte für mich. Dieſes Hinausgehen benutzte ein ſchlechter Menſch — wir haben nie erfahren wer, und ich folge hier der Auslegung meiner Nichte — um ſich des zurückgelaſſenen Degens und Sonnenſchirms zu bemächtigen. Während Cornelia in ſträflicher Argloſigkeit am Arm des jungen Kriegers des Vorſchwitzmonats ſchöne Lüfte trinkt, trägt jener ſchlechte Menſch den Chinois ſammt dem Degen in eine Roſenlaube, entſendet dann einen Kellner, ſich beider Inſtrumente als gefundener Sachen zu bemächtigen, und bringt durch Erdichtungen aller Art zu Wege, daß am folgenden Morgen vor den Augen ſämmtlicher Kurgäſte die friedliche Waffe einer Schwedenwetter-Fürchterlich (denn S. F. ſtand darauf) neben dem Mordgewehr des

Digitized

obſcuren Lieutenants v. Sanftblick ausgeſtellt wird. Unglücklicherweiſe hatte der junge Menſch bei der Rückkehr in den Ballſaal wegen des Degens Lärm geſchlagen, und ſo wußte ganz Mineralina Nr. 27 um ſeine Eigenthümerſchaft. Was blieb meinem gebeugten Bruder übrig, als aus der Noth eine Tugend zu machen, das vermuthete Bündniß der jungen Herzen als einen thatſächlichen Pfropfungsplan gelten zu laſſen und Cornelia und v. Sanftblick zu vereinigen? Der neue Schoß dieſes gepfropften Edelreiſes war — Crinoline!"

Von neuem ſchluchzte Miß Blanca und gab dadurch die Aufregung zu erkennen, in welcher ſich die ältliche Dame bei Erwähnung des verhaßten Namens befand. „Nennen Sie meine Niece, wie Sie wollen," ſchloß ſie, „beſter, liebſter Maſter Judge, nennen Sie das unglückliche Kind nöthigenfalls, wenn's doch ein Kleidername ſeyn muß, Criſpatura, ja Criſpatura, an deren Sieg ſich ſo ſchöne Erinnerungen knüpfen — nur nicht Crinoline! Alle Welt wird ſchon unwohl, wenn nur das Wort ausgeſprochen wird!"

Da von Maſter Judge keine Antwort erfolgte, benutzte Dr. Kettenſchuß die Pauſe, um leiſe zu entſchlüpfen. Die Buchſtaben S. F. trafen zu. Er ſchien ohne Verzug die Badeliſte muſtern zu wollen, und eilte, das Geheimniß der Baroneſſe Klinginsohr zu verrathen, ehe von anderer Seite der Schleier gelüftet werden konnte. Maſter Smithſon bemerkte ſein Verſchwinden. Da mich der Rücken des frei ſtehenden Schreibtiſches ihm verbarg, mochte er auch mich auf der Flucht vermuthen. Er ſtolperte eilig hinaus und die Treppe hinab. Während ich noch ungeſehen notirte, richtete ſich Miß Blanca auf und brach in ein lautes Gelächter aus. Sie glaubte augenſcheinlich allein zu ſeyn, das verrieth ſchon die Art, wie ſie ſich auf ihrer ſcharlachfarbenen Seidendecke, mit aufgezogenen Knien, die Hände um dieſe zuſammen gelegt, kauernd in die bequemſte Sitzart gebracht hatte. »Splendid, delicious!« rief ſie und brach von neuem in lautes Lachen aus.

Ohne von meinem Notizbuche aufzublicken, gab ich zurück »Very, indeed!« — »Oho, who's here?« klang es plötzlich herüber und Miß Blanca machte Anſtrengungen, ſich in der maleriſch anſtändigſten Weiſe wiederum auf ihr rothes Paradebett zurück zu lehnen, wobei ſie das dunkelblaue Gewand bis über die Naſenſpitze herauf zog.

Die Stimme kam mir jetzt erſt bekannt vor und ich dachte an eine Aehnlichkeit, an die ich ſchon beim Erblicken Maſter Smithſons und dann, nach dem Eintreten in das myſtiſche Kabinet, beim Anblick der lichtblonden Amerikanerin erinnert worden war. Aber wer war's? Ich konnte damals nicht darauf kommen. Jetzt bei ihrem Lachen fiel mir ein, ſo habe nur Ein Menſch je gelacht, und zwar »the American Gal,« die ich im vorigen Jahr im New-Strandtheater mehrere male geſehen und gehört hatte, eine Schauſpielerin, die ohne Souffleur ſpielte und aus dem Stegreif jede neue Vorſtellung mit einer wahren Ueberſchwänglichkeit von luſtigen Einfällen auszuſtatten verſtand. Große Beleſenheit, vor allem in Zeitungen, machte dieſe Einfälle im Munde einer jugendlichen Schauſpielerin doppelt eigenthümlich.

Als ich ihren Namen nannte und die eben geſpielte Farce als die beſte pries, die ich je von ihr geſehen, klatſchte ſie in die Hände und gab ſich einem neuen Ausbruch ihrer guten Laune hin, wobei ich ſekundirte, bis ſie in Huſten verfiel. „Einen Augenblick Geduld!" rief ſie dann und zugleich rollte ſie die vorhin zurückgezogene Gardine des Alkovens wieder vor. Nach wenigen Sekunden trat ſie in maaßvoll geſchürzter, ſchön drapirter Gewandung, mit einer golddurchwirkten Schärpe leicht umgürtet, hinter dem grünen Vorhang hervor, machte eine Handbewegung, die mich zum Verweilen aufforderte, und ſetzte ſich mit der ſchalkhafteſten Miene in einen Winkel der mir gegenüber ſtehenden Cauſeuſe.

Sie ſagte kein Wort, und ich, um eine etwa beabſichtigte Fortſetzung des Gaukelſpiels nicht abzuſchneiden, hielt gleichfalls an mich, indem ich mit möglichſt feierlichem Geſichte, die Feder in der Hand, auf dem Drehſtuhle des Schreibpults ihr zugewandt da ſaß.

„Sie treiben das Ding noch weiter als ich," fing ſie endlich an. „Wollen Sie noch mehr Neues von 1891?" — „Lieber von 1857!" gab ich zur Antwort. „Was hat Sie dem Theater entfremdet und dieſer Geheimbühne zugeführt?" — „Ein Huſten und der Doctor Kembleſon. Wenn ich nicht Theater ſpielen kann, ſterb' ich vor Langeweile. Nun aber bin ich eben hier in Ems, um leben zu bleiben, dem Tod und allen ſeinen Helfershelfern zum Trotz. Da habe ich mir ausgedacht, wie ich ohne Couliſſen und Garderobe hier Theater ſpielen und mich über alle Welt luſtig machen könnte. Heute war die dritte Probe. Was meinen Sie, geht's ſchon ſo leidlich?"

„Täuſchend genug," antwortete ich und legte die Feder bei Seite. — „Maſter Smithſon," ſagte ſie, „iſt nur ein zu ſchlechter Ventriloquiſt. Er wird die Poſſe verrathen haben? Iſt's nicht ſo?" — „Ich hatte keine Ahnung, daß der Maſter Judge von dem Herrn in der Fenſterniſche geſpielt wurde; ich merkte überhaupt den Streich erſt, als Sie in's Lachen geriethen."

„Abſcheulich, daß ich Sie nicht ſah! Ich hätte

geſcheiter ſeyn ſollen. Nun Sie in das Geheimniß eingeweiht ſind, müſſen Sie ſchon mit helfen. Treiben Sie mir zu, wen immer Sie können, und vor allen hohe Herrſchaften mit Reifröcken. Ich habe ſchon in London gegen dieſe Rockſcheuſale Krieg geführt und will mir hier das Vergnügen machen, das Gefecht Mann gegen Mann fortzuſetzen. Wenn ich die Großfürſtin in die Falle locken könnte, da ſollte ſie Dinge von mir hören! Es iſt eine ſchöne ſtattliche Frau; wozu braucht ſie den Firlefanz um ſich hängen zu haben? Nimmt aber ſo eine Tonangeberin für die Criſpatura Partei, dann iſt die Crinoline in die Acht erklärt. Da hängt ſolch ein Tüllgekräuſel"; — ſie wies auf ein Kleid, das über einen Stuhl geworfen war — „ich hab's auf den zwei größten Bällen bei Allmaks getragen und ebenſo hat die Gräfin Walewska in Paris ſich damit vor Kaiſer und Kaiſerin gezeigt. Aber bis jetzt haben wir nicht durchdringen können. Die Weiber ſind zu zäh' im Nachahmen. Geben Sie Acht, der Chapeau Clarence dringt viel eher durch, nur weil er zur männlichen Toilette gehört."

Mir ſtieg ein Verdacht auf, als ſey „the American Gal" im Intereſſe des Erfinders der Criſpatura nach Ems gekommen und beute das Publikum nach zwei Seiten zugleich aus. Ich war indeſſen auf falſcher Fährte. Der leidende Zuſtand der Schauſpielerin hielt ſie an ihr Zimmer gebannt; von einem Schautragen der aſpirirenden Mode war ſchon deßhalb nicht die Rede. Ihr lebhaftes Temperament, ihre gute Laune und die Gewohnheit, das Publikum mit ihren Gedankenblitzen zu unterhalten, das alles bedurfte eines Tummelplatzes; da ihr, wie ſie mir ſagte, von Dr. Kembleſon befohlen war, die Nachmittagsſtunden zu ruhen, aber nicht einzuſchlafen, ſo ergab ſich für ſie von ſelbſt der eingeſchlagene Mittelweg. Sie hatte Ausſicht, das ganze Emſer Badepublikum vier Wochen lang an ſich vorüber ſpazieren zu ſehen, und Leuten Unarten und Drolerien zu ſagen, denen ſonſt nur mit gebeugtem Rücken und tief abgezogenem Hute begegnet wird. Sie konnte ſich nebenbei vielleicht den Triumph verſprechen, die Criſpatura in Aufnahme zu bringen, und hatte unter allen Umſtänden fortwährende Uebung im Improviſiren.

Mir leuchtete der Humor des ganzen Einfalls zu ſehr ein, als daß ich ihr und gar dem unterhaltungshungrigen Badepublikum das Maskenſpiel nicht von Herzen gegönnt hätte. Als ein Widderkopf gegen das Bollwerk des jämmerlichſten Geſchmackverfalls, von dem künftige Zeiten im Hinblick auf die gegenwärtige Weibertracht reden werden, war ihr Krieg gegen die Crinoline ohnehin im Intereſſe der ſchönen Künſte, und es freute mich, als ſie hinzufügte, wie es ſich von ſelbſt verſtehe, daß ſie ſich ihre Vergnügungen nicht durch die Gefoppten bezahlen laſſe. „Sie haben hundert tauſend mal recht," ſagte ich aufſtehend und mich zum Gehen wendend. „Wie viele Federn müſſen ſich ſtumpf ſchreiben, wie viele Lungen müde reden, um wieder gut zu machen, was ſolch ein kaiſerliches Prinzchen verſchuldet hat, und dazu noch verſchuldet, ehe er geboren ward! Schon die urſprüngliche Bedeutung dieſes verheimlichenden Kleidungsſtücks ſollte doch wenigſtens junge Mädchen abhalten, ſich mit dieſen pferdehaarenen Fragezeichen zu verunſtalten. Ich wüßte einen Namen dafür, mit dem Pariſer Maueranſchläge und Pariſer Journale oft genug auf Anſtalten aufmerkſam machen, die vor hundert Jahren noch nicht erfunden waren. Aber man darf nicht jedes Ding beim rechten Namen nennen."

»What's that?« brach plötzlich Maſter Smithſon in unſere Unterhaltung ein, erſtaunt, Miß Blanca nicht allein und einen der Geprellten ihr, der Nichtſomnambulen, gegenüber zu finden.

Die Schauſpielerin weihte ihren Gatten in die unvermeidlich gewordene Mitwiſſerſchaft ein. Er konnte anfangs ſeiner Verlegenheit nicht Herr werden, ließ ſich indeſſen doch beruhigen und fand ſeine gute Laune völlig wieder, als er des Dr. Kettenſchuß gedachte, und wie dieſer die Erlebniſſe der Familie Schwedenwetter-Fürchterlich nunmehr in ganz Ems herumtragen werde. — „Und wie löst ſich in Wirklichkeit das Räthſel?" ſetzte er hinzu, als ich den Thürdrücker ſchon in der Hand hatte. „Hören Sie, der Degen und der Sonnenſchirm ſind wirklich zuſammen verloren worden. Sie ſind unſchuldige Opfer des Spielunglücks ihrer Beſitzer, die beide, obſchon nicht mit einander bekannt, zu gleicher Zeit zahlungsunfähig und darlehnsbedürftig geworden. Wie der Name des Lieutenants iſt, das brachte ich nicht zuſammen; er war gar zu kraus auszuſprechen; aber die Buchſtaben S. F. bedeuten Suſanna Fröhlich, Kammerjungfer auf Wartegeld, und der auf dem Heimwege aus dem Kurſaal nach ſeinen Penaten Degen und Sonnenſchirm verlor, nun, das war — der Pfandleiher."

R. Waldmüller.

Digitized by Google

Der Feldberg.

(Fortſetzung.)

Wie wir ſo ſtill das Ende des Tages bedenkend, hinter einander wie die Schnecken im naſſen Graſe über die Hirnſchale des Feldbergs hinab ſchleichen, faſſen wir in der Verzweiflung den großen Entſchluß, ein recht gutes, ſanftes und bequemes Nachtlager tief drunten im Thale zu erſtreben. Falls dann aus regneriſchem Abend und kühlem Morgen ein blauer Sonntag erſtehen ſollte, wollten wir dem gemeinſamen Beſten das Opfer bringen und lieber nochmals die paar Stunden hinaufklettern; ein gutes Trinkgeld dafür konnten wir von dem Edelmuth unſeres alten Kahlkopfs zuverſichtlich erwarten. Der immer ſtattlicher und kälter werdende Regen beſtärkte uns wenigſtens in der Sehnſucht nach einem warmen guten Bette, als wir, von der Stirne auf die breite grüne Naſe unſeres Alten herabgeſtiegen, eine Sennhütte gewahrten und uns, wie Vater Abraham den drei Männern bei Mamre, ganz zutraulich eine Geſtalt mit der Pfeife im Geſicht, die Mütze auf dem Kopfe und dem alten Fracke auf dem Rücken, entgegen kam. Es iſt der „Heerder“ der Lenzkircher „Viehhütte,“ der uns vor dem Steilweg in's Thal bei ſinkendem Abend gehöriges Grauen, dagegen geziemenden Muth und Appetit macht, ſeine eigenen Gäſte zu ſeyn. Es waren bei ihm ein Dutzend Herren von Todtnau, Lenzkirch und St. Blaſien angeſagt, die morgen eine große That hier oben für die kommenden Geſchlechter, heute Nacht aber ſich gütlich thun und wenigſtens drei gute Betten für die gnädigen Oberherren von dort, für die mitfolgenden Adjunkten, Subjekte und Bürgermeiſter aber neun gute Bund Stroh, und für Alle ein gutes Fäßchen Bier vorfinden wollten. Der Regen hat ſie wohl zurückgehalten, der Mann hat ſich umſonſt gerüſtet; wir ſind die drei rettenden Engel für ſeine Betten und Fäßchen, und er iſt der tauſendmal geſegnete Erzvater für unſere armen müden Gebeine und unſere in Hoffnung reichen Herzen. Alſo links um und mit ihm hinein unter das gaſtliche Dach zum warmen Quadratofen und an die kleine Tabled'hote, auf der wir einſtweilen nach der Karte ſehen können, was für Wege und Berge wir heute hinter und morgen vor uns haben, bis die edle Sarah unſeres guten Gottfried Heerder nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen vorſetzt, was ihr in Eile zu Handen: gute Rahmſuppe und gedeihlichen Pfannkuchen zu wirklich gutem Bier und Wein, wie wir drei Engel es nur wünſchen mögen. Das war gar nicht ſo übel, im warmen Viehhüttenſtübchen den ſtark tropfenden Regen draußen hören und einen guten Tropfen Markgräfler dem innern Menſchen angedeihen laſſen zu können.

Bald kamen auch zwei tapfere Geſellen aus dem Bürſtenbindervolke von Todtnau drunten, die an einem Waldwege gearbeitet hatten. Am behaglichen Ofen und an einem Gläschen Schnaps zum mitgebrachten Schwarzbrod und Rettig hatten ſie unter lebhaftem Geſpräche, wie es ſolchen durch Berg und Thal, Land und Leute mit dem Bürſtenhandel auf dem Rücken und auf der Zunge durchgetriebenen Schelmen geziemt, ihr Abendmahl, ehe ſie in vollſter Regennacht noch den ſtundenlangen Steig in's heimathliche Thal zurücklegen. Als wir nun auch der baldigen Nachtruhe nachdenken, da kommt Hundegebell, Männertritt, Thürgeklopf — ein nächtlicher Ueberfall! „Der Herr Oberamtmann von Sankt Bläſi iſt da!“ und hinter dem höflichen Herrn ein ganzer Troß munterer Geſichter, bärtig und bartlos. Im Nu ſind Stube und Tiſch gefüllt. So ſind ſie doch noch gekommen und mit ihnen welch ein vom Regen geſchärfter Durſt und Hunger! Die Cigarre dampft, das Fäßchen ſchäumt, der Humpen klirrt, der Rundgeſang ertönt, und wo eine Pauſe eintreten — nach dem Sprüchwort ein Engel durch's Zimmer ſchweben will, da ſorgt ein Hauptſpaßmacher für möglichſtes Lachen in der ehrenwerthen Tafelrunde.

Wir ergeben uns in unſer Geſchick mit Engelsmilde und laſſen unſern Vater Abraham zuſehen und nachdenken, wie er uns und die Alle in ſeinen Schooß betten wolle. Der pendulirt auch, je munterer das Völkchen hoch oben auf dem Feldberg faſt wie drunten in Auerbachs Keller ſich ſeiner Freiheit freut, deſto bedenklicher in dem drei Schuh großen freien Raume zwiſchen Ofenbank und Tiſch am Fenſter auf und ab, zieht einmal über's anderemal das Schnupftuch und ſteckt es ſogleich wieder ein, faltet die Stirne und wiſcht von der Stirne den Angſtſchweiß; denn wie will er ſeine drei Engel verſprochenermaßen in die drei Betten bringen, welche nunmehr als vorausbeſtellt den Herren und Gewaltigen von St. Blaſien gehören? Doch die Herren ſind menſchlich genügſam, ſie nehmen mit dem Strohlager vorlieb und gönnen uns wenigſtens das zweiſchläfrige Bett, während nur für den Herrn Oberamtmann das einſchläfrige vorbehalten bleibt. So

Digitized by Google

ſchweben wir drei ab und gelangen durch die ſchmale Hausflur und finſtere Küche, glücklich nur an der niedern Kammerthüre den Kopf zerſtoßend, in den wohlbereiteten Schlafſaal. Dieſer mag ſeine zehn Fuß im Gevierte meſſen und zwei Drittel davon füllt die große Lade aus, in welcher zwei Perſonen ein friſch überzogenes Feldbergsbette finden; die dritte Perſon muß ſich in den übrigen Raum mit einem Tiſchchen und einem Stuhle alſo theilen, daß er wohl zureicht für ſeinen unſterblichen Geiſt, aber keineswegs für ſeinen müden Leib. Die menſchenfreundliche Wirthin hat übrigens einen kurzen Sack mit Heu gefüllt und einige Säckchen für das theure Haupt, das ſich, dem Geſündeſten und Kräftigſten, aber auch dem Längſten von uns gehörig, darauf hinſtrecken ſoll. Da liegt er denn auf dem ſchmalen, kurzen Paradebette, erfindſam von der Wirthin mit allen Röcken und Mänteln des Hauſes zugedeckt, eingeklemmt zwiſchen Wand und Bettſtatt, vor Kälte ſchlotternd in der kalten Nacht, in beſtändiger Angſt, daß einer der Gefährten vom Bette herunterfallen oder ſteigen möchte, und dann nothwendig auf ſeine Bruſt ſtürzen oder auf ſeinen Bauch treten müßte. Drüben in der Stube, durch zwei Bretterwände getrennt, erſchallt wie vom hohen Olymp herab unendlicher Jubelgeſang bei braunem Gerſtenſaft und Pfälzer Glimmſtengeln, und draußen plätſchert der ſtrömende Regen. Auch die zwei Wohlgebetteten finden keinen Schlaf; der hintere lugt von Viertelſtunde zu Viertelſtunde durchs kleine Schiebfenſterlein der Holzwand, ob noch kein Tag, ob wenigſtens kein Stern der Hoffnung erſcheine. Erſt nach Mitternacht wird's ſtill auf dem Strohlager drüben und an der Dachtraufe draußen. Die Wolken jagen, der Wind bläst nach Kräften; endlich erſcheint ein erſter heller Streif am Himmel, und nun Viktoria! Sey's noch um ein qualvolles Stündchen, ſo kräht der Hahn zum erſtenmal. Alsbald wird's auch drüben rege, Mann um Mann tritt an den noch dunkeln Morgen und zum friſchen Waſſerbrunnen hinaus, der für die Hitze der Nacht entſchädigen und in direkteſter Weiſe zur Toilette helfend das verwachte Antlitz erfriſchen muß. Wir ſäumen nicht; flugs ſind wir über Bord — glücklich nicht auf Bruſt noch Magen des am Boden Gelagerten geſprungen und ſammt dieſem nach kurzer, halb ohne Licht, ganz ohne Spiegel vollendeten Toilette, bald über der Schwelle unſerer Folterkammer.

Nachdem noch vorſorglich eine Kanne Kaffee „ohne Cichorien" beſtellt war, ziehen wir im Chore hinaufwärts über das Gras, von dem der Morgenwind ſchon die Regennäſſe abgeſchüttelt hat. Noch iſt es ringsum düſter, dichter Nebel liegt in den Thälern; aber dort im fernen Oſten dämmert's und ein rother Streif, von Gold durchfunkelt, lacht vom öſtlichen zum ſüdlichen Horizont her uns Muth und Hoffnung entgegen. Noch eine Viertelſtunde, und ernſt, ſtrahlenlos, ein ſtiller Feuerball, ſpringt die Sonne reiſefertig über dem Saume des Himmels empor und eröffnet dem nun gewiß nicht mehr ſchlaftrunkenen Auge das prachtvollſte Schauſpiel. Sekunde um Sekunde feuriger und lebendiger werdend, ſchießt ſie ihre Strahlen in ruhiger Hoheit, näher und näher; erröthend jauchzen die wachgeküßten Bergesgipfel ihrem leben- und lichtſpendenden König entgegen, der nach dem Dichterwort des 19. Pſalms „heraus geht wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer und freuet ſich wie ein Held, zu laufen den Weg," bis er auch unſern Feldberggipfel erreicht und dieſen wie mit einem Licht- und Feuermeer überfluthet. Aus der lichten Nähe ſchweift nun der Blick wieder oſtwärts über die Kämme des Schwarzwaldes zu den im Morgenglanze glühenden Vulkanen des Höhgäus und weiter zu den licht- und duftumwobenen Höhenzügen jenſeits des dunſtbedeckten Schwabenmeers. Von dort zieht nun Gipfel um Gipfel, Rieſe um Rieſe das Auge immer weiter gen Süden zu den goldblitzenden Eisthürmen und Zacken der unermeßlichen Alpenmauer, aus welcher die Jungfrau vor allen andern in ihrem unausſprechlich ſchönen Morgenſchmucke, weißen Gewandes und roſiger Wange hervorſtrahlt, während links der Säntis die helle hohe Schulter reckt und rechts in fernſter Ferne der Montblanc ſich aus dem Dämmer hebt. Das ganze ſchweizeriſche Vorland ſtreckt ſich noch ruhig unter ſeiner nächtlichen Decke, nur nach und nach treten die Hügelreihen neben und über einander deutlicher heraus. Ganz beſonders anziehend ſind aber die Höhenzüge, die ſich vom Schwabenlande hinüber bis in den fernſten Jura ſtrecken. Wie ungeheure Reihen von Grabhügeln liegen ſie parallel hinter einander, als hätte ein Urweltstodtengräber ein untergegangenes Rieſengeſchlecht pünktlich nach medicinalpolizeilichen Nummernſteinen auf dieſen unermeßlichen Friedhof hin beſtattet. Oder auch wie ein vielfacher, von irgend einem urweltlichen General Todtleben angelegter Gürtel von Schanzen lagert ſich der vom Rhein zum Genfer See hinabziehende Jura als eine natürliche Feſtung der Schweizerfreiheit gegen den weſtlichen Freund und Nachbar hin.

Geradeaus gegen Weſten und Nordweſten begränzen die Vogeſen den Geſichtskreis, das Rheinthal ſelbſt iſt faſt ganz durch die Vorberge des Schwarzwaldes verdeckt, durch den Belchen zumal und ſeinen ſüdlichen Anhang. Was man ſonſt von Orten erblickt, iſt unbedeutend, da ſie meiſt in den Thälern liegen; aber

Digitized by Google

gerade das Zurücktreten menſchlichen Wohnens und Treibens ſteigert die Großartigkeit der rein in ihrer eigenen Sprache von dieſer erhabenen Feldkanzel das Lob des Schöpfers verkündenden Natur.

Wir wandern ſchauend und wundernd eine gute Strecke über dieſe herrliche Schädelſtätte hin, die ſich weſtwärts über den Stubenwaſen, Klauſenwald und die Schneckenwiede faſt zwei Stunden weit ganz leiſe hinabdehnt. Wir müſſen, ſoweit es angeht, auch einen Blick in das Thal der dem Feldberg entſpringenden Wieſe thun. Der Berg fällt hier ſüdweſtlich faſt ſteil hinab zu der Todtnauer Viehhütte, doch führt eine Straße hinunter zu den armen Holzarbeitern von Fahl und Brandenburg; weiter hinabwärts iſt ein ſchöner Waſſerfall bei Todtnauberg, einem der höchſten Dörfer des Schwarzwalds. Das arme, aber gewerbſame Todtnau, ferner das öde, düſtere Schlechtenau bekunden ſchon mit ihren Namen, durch welche Wüſte die Wieſe zu rinnen hat, ehe ſie am freundlichen Geburtshauſe Hebels im grünen Grunde ſich ſonnen kann. Doch da hinab führt unſer Weg uns nicht; wir gehen in entgegengeſetzter Richtung zunächſt nach dem ſüdöſtlich gelegenen Seebuck, wo der Feldberg in ſenkrechter Felſenwand in den Thalkeſſel hinab ſtürzt, aus welchem der Feldſee hell und friſch zu uns aufblickt. Dicht am See ſteht der Hof des waldreichen Seebauern, für uns kaum erkennbar in dieſer Tiefe; die Umgebung deſſelben iſt berühmt durch ihren Reichthum an ſeltenen Alpenpflanzen. Der Abfluß des Feldſees eilt als Seebach in den ferngläuzenden Titiſee und empfängt erſt nach dieſer zweiten Taufe den Namen „Gutach.“

Nunmehr iſt es Zeit zum Frühſtück, das wohlbereitet in der kleinen Küche der „Viehhütte“ von unſeres alten guten Gottfried Herders getreuer Sarah uns dampfend entgegengebracht wird. Nach guter Zehrung und billiger Zeche wandten wir unſer Antlitz gegen Morgen, der Menſenſchwander Viehhütte zu und von da raſch und lang, hin und wieder auch bang den jähen Wald hinab auf einem in Arbeit begriffenen Wege, den der werthe Leſer heuer fertig finden und ſich beſſer loben wird, als wir bei unſerem hals- und beinbrecheriſchen Steigen und Klettern über die aufgethürmten Granitblöcke ſeines Unterbaus hin am Rande der rauſchenden Alb. In's wieſengrüne, waldumſäumte Thal von Vorder- und Hintermenſenſchwand gekommen, begegnen wir ſonntäglichen Geſichtern und Geſtalten, welche freundlichen Morgengruß und Morgentrunk entbieten. Ein munterer Einſpänner führt uns aus dem netten, reinlichen Dörfchen, das ſich erweiternde Albthal hinab auf guter Straße und an manchem maleriſchen Punkte vorbei. Wie wir ſo durch's Thal hinfliegend um eine Waldecke biegen, tritt plötzlich wie ein Bild aus fremder Zone die hellgraue, bleigedeckte Kuppel der Kloſterkirche von St. Blaſien mit ihrer goldglänzenden Spitze aus dem dunkeln Tann heraus. Der Gegenſatz der heitern, ſatt und feſt in ſich geſchloſſenen ſchön gewölbten Halbkugel des Domes gegen den ernſt und zackig aufſtarrenden ſchwarzen Nadelwald hat etwas überaus überraſchendes und feſſelndes, und ich darf wohl ſagen, es iſt die einzige römiſche Kuppel, die mir dieſſeits der Alpen in unſerer nordiſchen Luft herzlich wohl gethan hat.

Wir treten näher über die ſteinerne Albbrücke hinüber zu dem äußerſt ſtattlich und ſauber auf dem breiten ebenen Grunde ſtehenden, wahrhaft fürſtlichen Kloſtergebäude, deſſen Krone in jeder Beziehung dieſe ſchöne Kirche iſt. Eine breite ſteinerne Treppenreihe führt in die von gewaltigen Säulen getragene, rechts und links von einer, nicht ausgebauten viereckigen Thurmanlage (für die Glocken) eingeſchloſſene, von einem großen vergoldeten Kreuze überragte Vorhalle. Aus derſelben blickt man durch ein zierliches, mit Eiſen vergittertes Hauptportal in das Heiligthum, das für gewöhnlich durch zwei Seitenthüren betreten wird. Das Schiff der Kirche iſt eine Rotunde, von zwanzig mächtigen, etwa fünfzig Fuß hohen, auf ſechs Fuß hohen Stylobaten ſtehenden korinthiſchen Säulen getragen, mit freiem Umgang hinten und mit einer offenen Galerie rings über der Säulenſtellung. Reichliches Licht fällt durch die hellen Seitenfenſter, ſo wie durch die Oeffnungen der kühn und leicht den Rundbau überwölbenden Kuppel, von welcher Deckengemälde im neueren italieniſchen Style herabſchauen. Dem Eingang gegenüber rechts und links vom Chorbogen hängen zwei luftige Kanzeln, der erhöhte und mit Schranken verſehene Chor ſelbſt bildet ein Oblongum, von einem hübſch und leicht mit Stuck verzierten Tonnengewölbe überdeckt, auf beiden Langſeiten ſteht eine Reihe von ſechs zierlichen Säulen. Das iſt alles ſo einfach ſchmuck und harmoniſch, ich möchte ſagen, bräutlich ſchön, Anmuth und Würde ſind auf's anſprechendſte vereinigt, und wir beglückwünſchen den Baumeiſter und Bauherrn, welcher mit dieſer gelungenen Nachahmung der Kirche Maria della Rotunda zu Rom dem Schwarzwald eine wahre Perle in den Schooß legen wollte und konnte. So ſteht ſie wenigſtens als würdiges Denkmal für die dahingeſchwundene Größe des einſt ſo bedeutenden Benediktinerſtiftes da, welches ein ganzes Jahrtauſend lang der Stolz des Schwarzwalds war.

Seinen erſten beſcheidenen Anfang verdankt es einigen Einſiedlern, welche ſchon im fünften Jahrhundert

Digitized by Google

ſich an dem Flüßchen anſiedelten und den rauhen Boden urbar zu machen anfingen. Sie hießen die Brüder an der Alb, ihre hölzernen Wohnungen die cella alba, die Albzelle. Im achten Jahrhundert nahmen ſie aus den Händen Ehrenfrieds, des Biſchofs von Conſtanz, die Regel und das Gewand des heiligen Benedikts von Nurſia an. Arbeitſamkeit, heiliger Wandel und verſchiedene Schenkungen ließen das Kloſter ſchnell aufblühen. Beſonders half dazu das altberühmte Kloſter auf der Bodenſeeinſel Reichenau, welches gelehrte, betriebſame Mönche und ein unſchätzbares Betriebskapital dazu herlieh, nämlich die Reliquien des heiligen Blaſius. Dieſer alte Biſchof von Sebaſte in Armenien hatte ſich von der Welt zurückgezogen und eine Waldhöhle zu ſeiner Reſidenz erwählt. Dafür kamen aber auch täglich die wilden Thiere zu ihm, um den Segen von ihm zu empfangen. Der römiſche Statthalter, des Kaiſers Diocletian treugehorſamſter Diener, hatte wilde Beſtien einfangen laſſen zur bevorſtehenden Execution eingezogener Chriſten, und bei dieſer Hetzjagd wurde Blaſius in ſeinem Walde entdeckt, vor Gericht geſchleppt und gemartert. Sieben fromme Frauen ſammelten ſein Blut auf, auch ſie wurden eingezogen und wie der Heilige gefoltert, namentlich mit eiſernen Hecheln zerfleiſcht; aber ſtatt des Blutes floß Milch aus den Wunden, und was weiter das Gebet des Heiligen vermochte, welcher ſelbſt in einen See geworfen lebendig wieder hervorging und endlich mit dem Schwerte enthauptet wurde. Daher erſcheint Blaſius gewöhnlich mit Schwert und Hechel abgebildet; ſeine Hechelung ſelber gab manchem mittelalterlichen Künſtler einen ganz erwünſcht blutigen Gegenſtand für ein gräßliches Kirchenbild (z. B. am St. Blaſienaltar zu Bopfingen von M. Wohlgemuth, A. Dürers Lehrer). Was aber den heiligen Blaſius beſonders wichtig und zu einem der vierzehn Nothhelfer, zumal für heiſere Horenſänger und Faſtenprediger machte, war ſein Hauptwunder, da er durch ſein Gebet einen Knaben vom Tode errettete, dem eine Gräte im Halſe ſtecken geblieben. Daher wird am St. Blaſiustage, dem 3. Februar, um welche Zeit es beſonders viel Halsweh gibt, einen Tag nach der Kerzenweihe der Lichtmeſſe eine zweite Kerzen- und Halsweihe vorgenommen, indem der Prieſter nach beendigter Meſſe zwei übereinander gekreuzte brennende Kerzen den Gläubigen unter den Hals hält und dazu betet, daß ſie durch die Fürbitte des heiligen Blaſius von allem Halsübel bewahrt bleiben mögen.

Dieſer hülfreiche Mann war gewiß doppelt am Platze in dieſem einſt ſo wilden und kalten Thale, durch welches noch immer die rauhen Winde ſehr zugluftig vom Feldberg herab blaſen. Und ob auch die übrigen Reliquien alle bald wieder an das Bank- und Gotteshaus auf Reichenau zurückgegeben werden mußten, ſo verintereſſirte ſich der eine Arm des Heiligen, der in St. Blaſien bleiben durfte, doch reichlich genug, denn er zog Land und Leute, Güter und Gemüther, gute Herzen und böſe Hälſe in Fülle an dieſen Gnadenort. Die beſte Zubuße war der edle Regimbert von Seldenburen aus dem Zürichgau, der Freund und Vertraute des Kaiſers Otto I., in deſſen Kriegsdienſt er einen Arm verlor, worauf er beſchloß, lieber „als Krüppel“ in's Himmelreich einzugehen, denn am Kaiſerhofe und im Kriegsgewühl vollends Leib und Seele zu verderben. Gedacht gethan, er floh fromm den unfrommen Hof, baute ſich erſt eine Klauſe in dem, wie vermuthet wird, nach ihm benannten Regimberts- oder Remetſchwiel, zog dann in die ſtillen Räume des h. Blaſius, vermachte ihm alle ſeine Beſitzungen und empfing dafür aus den Händen des Priors Beringer von Hohenſchwand das Ordenskleid im Jahr 945. Sofort wurde das Priorat zur Abtei erhoben, und nachdem Abt Beringer das alte Gotteshaus den Brüdern überlaſſen, welche beim Ackerbau bleiben wollten und ſollten, dafür 948 ein neues Kloſter gebaut, welches Gott und der Wiſſenſchaft dienen ſollte. Regimbert erhielt für das neue Stift vom Kaiſer Otto Beſtätigung und Begabung in großmüthigſter Weiſe. Ein gewaltiger Bezirk vom Feldberge an über die Thäler der Schwarzach, der Steinach und des Kinbach wurde vom übrigen Schwarzwalde als „blaſianiſcher Zwing und Bann“ ausgeſchieden (963). Die folgenden Kaiſer erweiterten noch die Grenzen und Freiheiten, Päbſte ſchickten Schirmbullen, zahlloſe Schenkungen brachten das Kloſter zu einem überaus hohen Grad von Herrſchaft und Reichthum. Dazu führte Abt Giſelbert die ſtrengere Kloſterordnung von Clugny ein, wodurch das Kloſter ſich ſo hob, daß es mit Kloſter Allerheiligen in Schaffhauſen, namentlich aber mit Hirſau den größten Ruf und Einfluß in ganz Schwaben erhielt.

Nicht die eigentliche Theologie, deſto mehr die Geſchichte war das große und ergiebige Feld, das die gelehrten Benediktinerbiſchöfe und Mönche von St. Blaſien ruhmvoll anbauten. Unter Abt Uto lehrte der Chronikſchreiber Berthold an der Kloſterſchule. Die Chroniſten Kuno und Frowinus wurden im zwölften Jahrhundert aus dieſem Kloſter zu Aebten von Kloſter Muri und Engelberg in der Schweiz berufen. Der Abt Otto, unter dem das Stift auch äußerlich ſehr zunahm († 1225), machte ſich als Fortſetzer der Chronik des Biſchofs Otto von Freiſingen einen bleibenden Namen. Der Abt Franciscus I. war in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein großer Beförderer der hebräiſchen Literatur und der vaterländiſchen Geſchichtskunde. In

Digitized by Google

demſelben Jahrhundert und zu Anfang des achtzehnten lieferte St. Blaſien eine ganze Reihe verdienſtvoller akademiſcher Lehrer an verſchiedene Univerſitäten. Der berühmte öſterreichiſche Hiſtoriograph Marquard Herrgott war ebenfalls Mönch in St. Blaſien. Mainrad Troger (zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts) wurde, ehe er Abt ward, noch als Mönch von St. Blaſien nach Salzburg als Profeſſor berufen. Am Ende deſſelben Jahrhunderts zeichneten ſich als Geſchichtsforſcher und Quellenſammler Uſſermann und Neugart, als Geſchichtſchreiber Kreuter und Eichhorn aus. Ganz beſondern Ruhm erwarb ſich der Abt Martin II. aus dem alten Hauſe der Gerbert von Hornau zu Horb, der 1793 unmittelbar vor dem Sturme ſtarb, welcher dieſe tauſendjährige Eiche zerſplittern ſollte. Sein Nachfolger, der letzte Abt, Berthold III. (Rottler), war vor ſeiner Erwählung Profeſſor der Diplomatik, Numismatik, Heraldik und Alterthumskunde an der Univerſität Freiburg. So waren die „Blaſianer“ auf dem Gebiete der Weltgeſchichte ſo thätig und ſo ruhmreich faſt als ihre benediktiniſchen Brüder, die gelehrten und fleißigen Mauriner in der Kirchengeſchichte.

Und dieſer Sitz geiſtlicher Betriebſamkeit, dieſer Bienenkorb voll fleißiger Hände und gelehrter Köpfe, aus welchem der Honig der Wiſſenſchaft auf das kräftige Butterbrod des reichen Kloſters träufelte — was iſt heute aus ihm geworden? Eine Fabrik des Freiherrn von Eichthal und ein Sitz des Herrn Oberamtmanns von St. Blaſien! Gut, daß die Reichenauer nicht den ganzen Leib des Heiligen dagelaſſen haben, ſo kann er ſich doch nicht im Grabe umdrehen, wie er ſonſt wohl müßte über dieſen Umſturz der Dinge und Zeiten und Sitten.

(Schluß folgt.)

Johann Heinrich Voß in Weimar.

Der Unterzeichnete wurde durch andere Arbeiten von der Fortſetzung dieſer Mittheilungen aus ſeines verſtorbenen Vaters handſchriftlichem Nachlaſſe unterbrochen. Er gibt hier eine Memorabilie über Voß's Beſuch in Weimar, welche Böttiger im Jahr 1794 in Weimar niedergeſchrieben.

Hofr. Böttiger in Erlangen.

Ueber Voß überhaupt. Eine lange, mehr hagere als genährte Figur, länglicht zugeſpitztes Geſicht, große römiſche Naſe, Feſtigkeit und prononcirte Beſtimmtheit in jedem Geſichtsmuskel, ein herzliches freundliches Lächeln, ohne allen Hohn und ohne Selbſtgenügſamkeit. Anfänglich viel Zurückgezogenheit und überall Spuren von Mißtrauen; wenig Beredtſamkeit, aber viel Wohlredenheit und große Präciſion.

Als Voß in Göttingen in jenem berühmten Cirkel der Stolberge, Hölty, Müller u. ſ. w. ſich befand, herrſchte Heyne gewaltig und ſpottete zuweilen wohl etwas bitter über die Schöngeiſterei der Herren, die alle Pfingſten in einem Hain bei Göttingen ein Gedicht von Wieland in frommem Auto-da-fé verbrannten. Hinc prima exordia pugnae! Nun ſtellt ſich Voß Heynen noch immer aus jener Periode vor die Augen, ſchiebt alle Schuld der zahlreichen Heyneſchen Schüler auf den Lehrer und glaubt, verſeſſen und unberathen im äußerſten Winkel Deutſchlands, alles ſey gegen ihn verſchworen, um ſeinem Verdienſte nirgends Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Dieß iſt eine Art von fixer Idee bei ihm geworden, und in den unſchuldigſten Veranlaſſungen und Unterlaſſungsſünden der Recenſenten findet er neuen Stoff zu dieſem Verdacht. Hätte er einen wahren Freund zur Seite gehabt, ſo würde die Fehde gewiß nicht ſo weit gediehen ſeyn. Denn das erklärte Voß laut und mit einer fürchterlichen Feſtigkeit, er müſſe Heynen todt machen. Der erſte tödtliche Pfeil ſoll die Sammlung mythologiſcher Briefe ſeyn; der zweite (?) ſey noch im Köcher.

Herder hatte es ſelbſt in Wielands Namen mit unternommen, Voßen über Heyne andere Geſinnungen beizubringen. Er hatte eine zweiſtündige Unterredung in dieſer Abſicht mit ihm. Am Ende kam ſo viel heraus: Voß wolle Herdern die mythologiſchen Briefe ſchicken, über die ihm Herder ſein unparteiiſches Urtheil zu ſchreiben verſprochen. Voß ſagte: das Geſchehene

könne nicht ungeschehen gemacht werden. Der erste Hauptangriff sey nun in den mythologischen Briefen einmal gemacht, aber damit solle es auch sein Bewenden haben, er versprach es Herdern mit der Hand, von nun an nichts mehr gegen seinen Todfeind zu schreiben, und die Sache allein ihren Gang gehen zu lassen. Der Glimpf, mit dem ihn Heyne im neuen englischen Abdruck der Georgica behandelt, hat ihn, wie vorauszusehen, nur noch mehr erbittert. Das Lob eines Feindes ist Gift! sagte er. Am Ende der Unterredung drückte er mit inniger Rührung Herdern die Hand und rief: „Hätte ich immer einen solchen Freund gehabt!“ — Herder wird selbst auch an Heyne schreiben.

„Er will der beste Mann seyn, nicht scheinen,“ (*Ἀνὴρ ἀριστος εἶναι οὐ δοκεῖν θέλει*), ist übrigens die praktische Lebensweisheit des ungeschminkten, von aller Affektation ganz entfernten Mannes. Er hatte es keinen Hehl, daß er darum nie Latein geschrieben, weil er sich nicht ganz nach seinem Willen darin ausdrücken könne. Herder citirte dabei Lessings Spruch, der darüber, daß er nie Latein geschrieben, zu sagen pflegte, „wie er wolle, könne er nicht schreiben, und wie er könne, wolle er nicht.“ Da oft von Kunstsachen die Rede war, so gab er sich nie auch nur von fern die Miene eines Kenners und schämte sich seiner Unkunde darin nicht. Als er mit Wieland Goethes treffliche Kunstsammlungen besah, und Wieland nach dem Preis einer Hackertschen Handzeichnung fragte, die er gern besitzen möchte, so bemerkte Voß ganz unschuldig: für eine solche Summe würde er sich viel schöne Bücher kaufen können. — Je mehr er nun überhaupt seine gewiß superieuren Geisteskräfte auf gewisse einzelne Punkte concentrirt hat, desto stolzer und fester ist er auch in dem, was er ganz umfaßt, und desto eifersüchtiger auf seine vieljährige Autodidaxie in der Dichtererklärung und Uebersetzung. Das ist sehr natürlich.

Je öfter man ihn spricht, desto mehr fühlt man sich zu ihm gezogen, desto herzlicher und mittheilender wird er. Hat Kästner ihm einst die Empfehlung gegeben: „Ueberbringer dieses ist ein dummer Junge, der Griechisch versteht und Verse machen kann,“ so würde Kästner diesen plumpen Einfall selbst für einen Gassenbubenstreich erklären, wenn er nur drei Tage ungekannt mit Voß umgehen könnte.

Voß trat mit dem festen Vorsatz in Wielands Haus ein, durchaus niemand außer Wieland in Weimar zu sehen, weil er, sagte er, nicht gekommen sey, um anzubeten. Wieland hätte gern gleich den ersten Mittag Goethen zu sich gebeten, aber Voß setzte sich mit aller Macht dagegen und zog sogar Wielands Frau in's Spiel, um durch diese Goethes gefürchtete Erscheinung abzuwenden. Sein Widerwille gegen Goethe kam daher, weil er sich ihn als einen aufgeblasenen Geheimerath dachte, und es ihm durchaus nicht verzeihen konnte, daß er sich durch den Adelsbrief „unehrlich“ gemacht habe. Lange blieb Wielands Beredtsamkeit fruchtlos. Vergeblich stellte er seinem Gaste vor, daß Goethen vom Herzoge der Adel gewissermaßen aufgedrungen worden sey, damit sein Liebling auf einer vorhabenden Reise an gewissen Höfen präsentabler sey. Erst bei Herder am folgenden Abend lernte Goethe Voßen kennen. Aber Voß gestand auch in den letzten Stunden seines Hierseyns, daß er beschämt über seine Vorurtheile und gestärkt durch den Umgang mit solchen Männern, die er sich ganz anders vorgestellt habe, von hinnen scheide.

Voß leugnet überall, daß er ein Schüler Heynes sey, und macht gerade daraus, daß ihn Heyne und seine ganze Schule so gehässig und so oft einen undankbaren Schüler nennen, einen Hauptpunkt seiner Beschwerden. Er habe, versichert er, ein einziges Collegium bei Heynen einmal angefangen, aber es auch nicht bis zur Hälfte ausdauern können. Es sey also die giftigste Verunglimpfung, wenn man ihm Undank gegen einen Mann vorwerfe, dem er nie etwas als Herabwürdigung und Bedrückung zu danken gehabt habe.

Auch Wielanden versprach er, mit den mythologischen Briefen auf immer seinen Kampf zu schließen, weil ja dann sein Gegner schon gestreckt seyn müsse. Von diesen mythologischen Briefen will Wieland gar keine öffentliche Notiz nehmen, um nicht Heynen parteiisch zu scheinen. Darum hat er auch Heerens Replik im sechsten Stück des Mercur aufgenommen. Aber über Voßens Homer haben wir einen wichtigen Aufsatz von Wieland zu erwarten, worin er die Gesichtspunkte angeben will, aus welchen nach Voß's eigener Vorstellungsart dieses Kunstwerk betrachtet werden müsse. — Voß blieb bei allen Einwürfen, die ihm Wieland über Härten und Sprachverdrehungen machte, unerschüttert, und bewies überall, daß er nach reifen Ueberlegungen und planmäßig selbst diese scheinbaren Unregelmäßigkeiten gewählt habe. Ja er ging so weit zu versichern: „er sey lebendig überzeugt, daß, wenn ihn auch das gegenwärtige Zeitalter verkenne, ihn doch die künftige Generation gewiß schätzen, und was man jetzt verwerfe, schön finden würde.“ —

Schade, daß er sich bei Lebzeiten Klopstocks, „der durchaus keinen Widerspruch vertragen könne,“ seine Theorie über den deutschen Herameter, die er mit großer Klarheit im Kopfe hat, herauszugeben nie entschließen

Digitized by Google

wird. Schon lange arbeitet er an einer hexametrirten Aeneïde mit eben solchem Commentar, wie zu den Georgicis. Da soll auf Heyne nicht die geringste Rücksicht genommen und so der zweite Pfeil nie gebraucht werden.

Es fehlt Voß durchaus an Welt- und Menschenkenntniß. In Eutin hat er noch zwei Freunde, mit welchen er allein seine Eier brütet. Ein paarmal des Jahrs wird er vom Bischof zur Tafel geladen, welches er immer als eine Art Erniedrigung ansieht und bei der da herrschenden Steifheit anzusehen auch wohl Ursache haben muß. — Aus diesem engen Schneckenhäuschen streckt er nun fast nie die Fühlhörner heraus, als nur so oft er Heynesche Stürme brausen hört.

Beiläufig Wielands Urtheil über Klopstocks Messiade. — Sie wird immer als Nationalgedicht auf den Bücherbrettern stehen, aber, gewisse Stellen in Chrestomathien ausgenommen, nie gelesen werden. Das Unglück ist, daß er seine Helden zu göttlich machte. Gerade das Gegentheil würde für alle Jahrhunderte ein Meisterstück hervorgebracht haben. Jesus, des edelsten Schwärmers hoher Kosmopolitismus und reiner Menschenadel würde ein vortreffliches Gedicht erlaubt haben. So machte Diderot seinen Socrate mourant äußerst menschlich. Darum gefällt Glovers Leonidas trotz seiner Fehler. Der Mensch bewundert Sublimität nur in seines Gleichen. Ein Gott kann nie der Gegenstand einer Epopöe seyn. Die ersten Gesänge der Messiade sind noch rein menschlich. Darum ziehen sie so unwiderstehlich an. Eine erquickende Engelerscheinung thut uns darum wohl, weil wir sehen, der Held bedurfte Erquickung.

Ueber Friedrich Stolbergs Gedichte. Seine Erziehung bei Klopstock hat ihm auf immer den Kopf verschraubt. Seine Ode vor der Ilias ist die unförmlichste Dithyrambe und enthält geradezu nicht einen einzigen Zug Homers. Er ist in allen seinen Produkten immer über oder unter der Linie des Schönen.

Als Wieland seinen Peregrinus Proteus schrieb, dachte er sich dabei immer Lavater, einen selbstbetrogenen Betrüger, der eben dadurch andere um so leichter ansteckt, weil seine Schwärmerei nicht erkünstelt ist. Peregrinus bei der Faustina, Lavater bei der Fürstin von Dessau — welche Parallele!

Den 4. Juni 1794 bei Wieland. Voß sprach überhaupt weit weniger als Wieland und Herder. Die Gabe der leichten, anekdotenreichen, durch gefälligen Witz fesselnden Unterhaltung ist gar nicht seine Eigenschaft. Er spielt fast nie aus, sondern gibt nur zu. — Mit Wielands jüngstem fünfjährigem Mädchen war er seit gestern ganz vertraut. Scheu bei dem Anblick der übrigen Fremden schmiegte sie sich in seinen Schooß. Er bemerkte hierauf selbst, daß es ihm leicht sey, mit kleinen Knaben und Mädchen Freundschaft zu stiften, und daß er in Eutin und bei allen seinen Freunden für einen großen Kinderfreund gelte. Dieß stimmt zu seiner übrigens ungekünstelten Simplicität. Daher sind ihm auch geräuschvolle Gesellschaften und Gastgebote äußerst zuwider. Voß hatte Wieland im voraus schon durch Briefe höchlich gebeten, daß er ihn ja hier in Weimar weder zu den Fürstlichkeiten noch in andere Cirkel führen möge. Und daß dieß keine Grimasse gewesen, hat der Erfolg bewiesen. Aus Furcht vor diesen unwillkommenen Schmausereien, sagte mir Voß, käme er oft in sechs Jahren nicht nach Hamburg. Dafür besuche er lieber seine ländlichen Freunde, wo er bei einem Napfe fetter Milch unter einem Apfelbaume alle Ambrosia unserer Apiciusse gern vergesse. — Wielands Tisch war im Geschmack des Hippias servirt. Voß ließ mehrere Schüsseln, und selbst sein Lieblingsgericht, wie er versicherte, Barben, unangerührt vorüber gehen.

Herder fragte, was er vom Reineke Fuchs halte? Es sey, sagte Voß, sein Lieblingsbuch und er lese es alle Jahre wenigstens einmal durch. Er wünsche eine Ausgabe davon, wie Tyrwhit vom Chaucer gemacht habe. Wieland äußerte dabei, er habe wohl Lust, wenn die große Ausgabe seiner Werke vollendet sey, noch eine Suite unserer ältesten Dichter zu besorgen. Voß konnte nicht begreifen, wie sich der ehrliche Reineke in Hexametern erträglich ausnehmen könne. Herder suchte ihn wegen Goethes Unternehmen auf den rechten Gesichtspunkt zu stellen. Kurz darauf sagte Voß ohne alle einleitende Veranlassung zu Wieland: „Ich werde Ihren Oberon in Hexameter bringen.“ Wieland merkte anfänglich die schneidende Beziehung nicht, sondern erbat sich, lieber sein Musarion in lateinischen Hexametern oder Hendecasyllaben, welches letztere Herder aus der Unbequemlichkeit dieser Versart billig widerlegte.

„Es hat mir sehr wohl gethan,“ sagte Wieland unter andern zu Voß, „daß auch Sie in Ihren neuesten Werken das mir in Tod verhaßte Ph in F verwandeln und keine Philomele sondern Filomele statuiren.“ Discussion über die rechte Aussprache des φ im Griechischen. Das digamma Aeolicum war etwas ganz anderes.

„Der Graf Christian von Stolberg in Tromsbüttel hat die Schuppenhaut des orthodoxen Glaubens beinahe ganz abgestreift. Aber Fritz Stolberg ist tiefer als jemals in den Irrgängen der religiösen Schwärmerei.

Digitized by Google

Die leidige Hypochondrie quält ihn und so betrachtet er den Glauben nur als Palliativ. Er hat zuweilen fromme Extasen, die an Tollheit grenzen. Lavater hat ihn ganz auf seiner Seele. Von seinen Reisen hat Stolberg zwei Hackerte mitgebracht, von denen jeder tausend Rthlr. kostet."

Nach Tisch las Wieland einige Fragmente aus seinen Uebersetzungen der Acharner und Ritter des Aristophanes vor, worin er die Anapästen des griechischen Dichters nachzubilden versucht hat. Voß bemerkte sehr richtig, daß es hiebei besonders auf die in der Mitte abschneidende Cäsur ankomme, und Wieland gestand ganz aufrichtig, daß es ihm gar nicht eingefallen sey, darauf besondere Rücksicht zu nehmen. Aus allem, wie sich Voß bei und nach der Vorlesung benahm, erhellt deutlich, daß er mit dem Aristophanes und seinem Uebersetzer nichts zu schaffen haben wolle. Nun bat Herder, er möge uns doch selbst einige Stellen aus seiner Uebersetzung des Homer vorlesen. Voß nahm ohne zu wählen, sondern wie er aufschlug, die Stelle vom Wettrennen des Antilochus und Menelaus in der 23sten Rhapsodie der Ilias, und setzte uns durch die höchst richtige Modulation, Schärfung und Dehnung der Töne in die größte Bewunderung. Ich wurde durch diese Probe vollkommen davon überzeugt, daß die Tadler seiner Uebersetzung fast alle entwaffnet werden würden, wenn sie den Uebersetzer selbst hören könnten. Er wiederholte hierauf, seine Uebersetzung sey nur für's Ohr, durchaus nicht für's Auge. Seine erste Bearbeitung der Odyssee sey mehr für's Auge gewesen; darum habe sie so große Umänderungen leiden müsse. Die Hauptkunst im homerischen Herameter sey die Rundung, mit der fast jeder Vers ein kleines für sich bestehendes Ganze ausmache. Diese wiederzugeben, sey sein angelegentlichstes Geschäft gewesen. Da wo Homers Herameter in die folgenden übergingen, sey in den letzten Worten des enjambirten Verses die höchste Stärke. Diese zu erreichen, sey bei unserer Construktionsfolge fast unmöglich, und doch habe er auch diese Schwierigkeit zu bekämpfen gesucht. Er habe die ganze Ilias auch für's Auge gefertigt liegen. Diese würde gewiß, wie seine erste Odyssee, den zahlreichern Beifall davon tragen, allein daran liege ihm nichts. Er arbeite bei seinen Uebersetzungen stets laut, lese stets die einzelnen Stücke seiner Frau und andern Freunden vor und belebe durch Stimme und Ton jede Sylbe. Homer habe ja seine Gesänge auch nicht geschrieben.

Mit Klopstock habe er über die innern Bestandtheile des Herameters eine lange Correspondenz geführt. Mehr als ein Drittel der Verse im Messias sey unrichtig. Er werde aber bei Klopstocks Leben seine Ueberzeugungen aus billiger Achtung gegen den verehrungswürdigen Mann nie laut werden lassen.

Mit Wolfs Behandlung der Theogonie des Hesiodus und nun auch des Homer sey er durchaus unzufrieden. Was die späteren Alexandriner versus spurios genannt hätten, wäre nur ihrem verdorbenen, überfeinerten Geschmacke so vorgekommen. Die allermeisten ließen sich trefflich rechtfertigen. — Einen fortlaufenden Commentar über den Homer werde er nie geben, wohl aber einzelne Abhandlungen über gewisse Hauptstandpunkte, aus welchen wir Homer als Dichter und Versificator zu betrachten hätten, seinen mythologischen Briefen nachfolgen lassen.

Den 5. Juni Abends bei Herder. — Voß hat sich viel mit Untersuchung über die Entstehung der Wahrsagerei, der Auspicien u. s. w. abgegeben. Es kam die Rede auf den Apollo Sauroktonos (der Eidechsentödter). Dieß, meinte Voß, sey nur eine spätere Kunstdeutung. Der wahre Gedanke bei dieser sehr alten Vorstellung sey, der Prophet lausche, an den Tronk eines Baumes gelehnt, den Eingebungen der zu seinem Ohre heraufkriechenden Eidechse. Ueberhaupt habe das Alterthum allen Erdthieren und Amphibien Wissenschaft des Verborgenen und allen hochfliegenden Vögeln Kunde der olympischen Rathschläge zugetraut; daher Apollo Smintheus, weil den Mäusen eine große Divinationsgabe für Erderschütterungen und andere in der Witterung gegründete Ereignisse beiwohnen sollte; daher der Glaube an Schlangenweisheit und scharfen Blick (δρακων) in die Zukunft u. s. w.

Ich unterredete mich mit ihm besonders über seine Amtsgeschäfte und äußerliche Lage. Er habe, als er nach Eckermann zum Eutiner Rektorat gekommen sey, die elende Amtswohnung gar nicht bezogen, dann einige Zeit das Rathhaus bewohnt, und endlich ein vortrefflich eingerichtetes Wohnhaus erhalten, an dem hinten ein großer Garten, an welchen der Eutiner See stößt, und der die lieblichsten Aussichten und schattigsten Spaziergänge gewährt. Hier ist er selbst Gärtner und Pflanzer und seine Frau muß ihm über das Wachsen und Gedeihen einiger Blumen und Bäume selbst während seiner Reise in Briefen Bericht abstatten. Er habe nach Halle kommen sollen, ehe Wolf berufen wurde, und jetzt auch nach Kiel, ehe der Antrag an Wolf geschehen sey, hasse aber alle Universitätskabale und werde Eutin gewiß nie verlassen. Es stehe ihm frei, so viel oder wenig Lehrstunden zu geben, als er wolle. Gewöhnlich aber gebe er doch nur drei täglich, alles nur in Classikern und philologischen Wissenschaften. Seine ganze Classe bestehe gewöhnlich aus acht bis zehn

Digitized by Google

Schülern. Mit diesen gehe er auf dem traulichsten Tone um, setze sich während der Lehrstunde bald zu diesem, bald zu jenem auf die Bank und bilde sie ganz nach seinen Grundsätzen. Unter den griechischen Prosaikern, die er am liebsten und häufigsten erkläre, sey Herodot, der an reiner Wahrheitsliebe alle nachfolgende Geschichtschreiber übertreffe. In ihm sey noch die reichste Fundgrube unbemerkter Angaben zur Menschen- und Naturgeschichte. Dieß führte uns auf die alte Geographie, in welcher Voß durch vieljährige Forschungen zu sehr interessanten Resultaten gelangt ist, die er nach und nach auch dem Publikum vorlegen wird. Herodots Geographie sey ganz polemisch und gegen die damaligen Weltkarten gerichtet.

Bald standen wir alle um ihn im Kreise. Seine homerische Weltkarte aus der Odyssee ward auf den Tisch gelegt und er demonstrirte uns darauf alle Irrsale des Ulysses außerordentlich klar und scharfsinnig. Homers Zeitgenossen dachten sich die Erdfläche ganz cirkelrund und theilten sie sich in zwei Hälften, in die nördliche Nacht- und in die südliche Tagseite. Die dicke atmosphärische Luft ruht convex auf diesem Teller, gerade so wie das Uhrglas auf dem Zifferblatte einer Taschenuhr. Der umringende seichte Oceanfluß umgibt die Scheibe, und fließt im Osten beim Kaukasus durch den Phasis in das schwarze Meer, und im Westen, da wo wir später die Säulen des Hercules hinsetzen, in das Mittelmeer ein. Dort taucht auch Helios, wenn er den Tag über seinen Lauf durch den Dunstkreis vollendet hat, unter, und wird sogleich in einem großen magischen Becher um die nördliche Hälfte des Oceans wieder zu seinem Palast am Aufgang und Einfluß des Oceans gebracht, wo er Nachtruhe hält, früh seine Flügelpferde im Sonnensee (Limne) abschwemmt, und nun seine neue Arbeit rastlos beginnt. Da er während seines Laufes nie so hoch kommt, daß seine Strahlen über die nördliche Bergkette hinübergleiten könnten, so ist da lauter Nacht und der Wohnsitz der Cimmerier. Beim leukadischen Felsen strömt ein Arm des Oceans in die Unterwelt und wird da zum Styx, der die Unterwelt eben so umkreiset, wie der Oceanus die Oberwelt. Um die Irrfahrten des Ulysses ganz zu verstehen, kommt nun alles darauf an, daß man annimmt, Homer habe die Insel Aeolia für eine schwimmende Insel gehalten, die Ulyß das erstemal vor Trinakria fand, und als er vom Aeolos die Samen der Winde (wie jetzt noch die Grönländer einen ähnlichen Aberglauben haben) in einem Schlauche empfangen, diese aber durch die Unvorsichtigkeit seiner Gefährten wieder eingebüßt hatte, bei seiner Rückkehr durch eben den Windstoß, der sein Schiff zurückwarf, auch selbst weit hinter Trinakria zurückgetrieben fand. Daher heißt sie πλωτη (Odyssee 10, 1 ff.). Schwimmende Inseln waren im hohen Alterthum sehr gewöhnlich. Man denke an Delos und die Erdscholle der Argonauten, aus der Thera wurde. Ein zweiter Hauptpunkt ist die der westlichen Einströmung ganz nahe Lage von Trinakria und die sonderbare Verrückung des Dreiecks dieser Insel, indem sich Homer die Ostseite von Pelorum bis Pachynum als die Südseite und die Südseite von Pachynum bis Lilybäum als die Westseite dachte. Daraus läßt sich erst die Wohnung der Cyklopen erklären, so wie aus der ganz nach Westen verrückten Lage der Insel selbst der Umstand, daß sie dem Sonnengott, der dort einen Abendpalast hatte, heilig war. Nach einer Stelle des Strabo scheint auch dieser von solcher irrigen Vorstellung nicht frei gewesen zu seyn. (Dawider nahm ich mir aber die Freiheit, einige nicht unerhebliche Einwürfe zu machen.)

Die Vorstellung einer tellerförmigen Erdfläche geht bis auf die Zeiten der Pythagoräer. Philolaus scheint zuerst eine Kugel gedacht zu haben. Früher änderte man seine Vorstellungen nur immer darin, daß man sich die Erdfläche nicht mehr cirkel- und tellerförmig, sondern als ein Oblongum dachte, indem sich der Kreis der Länderkunde gegen Osten und Westen immer mehr ausdehnte. Hesiodus fordert schon eine ganz neue Erdtafel. Er kannte schon die adriatische See und die wahre Lage Italiens durch die Phocäer. Zum Behufe dieser hesiodischen Welttafel ließ sich Voß durch einen seiner Freunde alle Fragmente des Hesiodus sammeln und erhielt deren an zweihundert, wovon kaum die Hälfte in den gewöhnlichen Ausgaben steht. Noch glaubt er nicht alle Bruchstücke dieses Dichters beisammen zu haben, und doch darf er nicht eher Hand an's Werk legen, als bis diese Fragmentensammlung ganz vollständig ist. Aeschylus und sein Zeitalter fordern eine dritte Welttafel. Sein Prometheus gibt schon einen Periplus des schwarzen Meers und erweiterte Bekanntschaft mit Westeuropa. Nun tritt die Periode von Hekatäus bis Herodot ein. Herodots sonderbare Vorstellung von den zwei korrespondirenden Flüssen, dem Ister und dem Nil. Bis zu Alexanders Zeiten hatte man keine deutliche Vorstellung von den indischen Gewässern; man glaubte, das hinterste Indien hänge mit Libyen und Aethiopien zusammen und das rothe Meer sey von allen Seiten von Land eingeschlossen. Aus dieser noch immer sehr engen Vorstellung von der Erdfläche muß man Alexanders Welteroberungsplan erklären. Nach dem, was die Griechen von Oberasien wußten, mußte es Alexandern sehr leicht dünken, nicht allein bis an der Welt Ende zu kommen, sondern auch hinten herum nach Afrika zu gelangen. Daher das Erstaunen und Murren der

Digitized by Google

Macedonier, da ſie das alles ganz anders fanden, und daher auch die Entdeckungsreiſe Nearchs auf Alexanders Geheiß. Ja man kann behaupten, daß ſelbſt Columbus Entdeckungsreiſen auf dieſe irrige Vorſtellung gegründet waren, daß Oſtaſien und Weſteuropa nicht ſo gar weit von einander entfernt ſeyn könnten.

Ueber Pytheas aus Marſeille. Er iſt weit weniger Großſprecher und Lügner geweſen, als man gewöhnlich glaubt. Aber die Karthager haben mit merkantiliſcher Liſt die ungereimteſten Wundergeſchichten erſonnen. Sie ſprachen von gräßlichen Seeungeheuern, die ſie im nördlichen Ocean zu bekämpfen hätten, verbargen die eigentliche Beſchaffenheit der Caſſiteriden, und entſchädigten einen Kauffahrer auf öffentliche Koſten, der, um ſeine Fahrt den ſpionirenden Römern zu verhehlen, abſichtlich geſtrandet war. Sie erdichteten fabelhafte Periplos um Afrika, um den Griechen das Maul damit zu ſchmieren. — Im Eridanus hat ſich die älteſte Sage vom Rhein erhalten. An deſſen Ausflüſſen fanden die Phönizier den Bernſtein, nicht in der Oſtſee. Später dachte man ſich einen dreifachen Eridanus aus Einer Quelle in der Geſtalt eines lateiniſchen Y: der Rhein, die Rhone und der Po.

Nun wurde Licht gebracht und Voß hielt wieder eine Vorleſung aus ſeiner Odyſſee vom fünften Geſang V. 380 an bis zu Ende, und den ganzen ſechsten. Gleich anfänglich las er die Stelle (V. 400 ff.), die in ſeiner Ueberſetzung durch Anhäufung rauh klingender Worte ſehr hart zu ſeyn ſcheint, mit unnachahmlichem Wohllaut vor. Er ſöhnte uns durch ſeinen lebendigen Vortrag auf's neue mit allen ſeinen Härten aus. Bei Tiſche äußerte Herder die Muthmaßung, daß Homer vielleicht nur ein nomen collectivum und die Ilias und Odyſſee ein künſtlich zuſammengeſetzter Blüthenkranz vieler verloren gegangener Dichter ſey. Voß ſchien darüber im Ernſte betreten und vertheidigte die unité und indivisibilité ſeines Homer mit eben ſo großem Eifer, als der eifrigſte Jakobiner die Einheit der Republik. Ich bemerkte, daß hier ſehr viel auf die Frage ankäme, ob Homer die Buchſtabenſchrift gekannt und dieſe zum Niederſchreiben ſeiner Gedichte gebraucht habe. Voß behauptete beides. Ich erklärte die *σηματα λυγρα* in der Geſchichte des Bellerophon für kleine Gemälde, Voß für Schrift mit *φοινικηιοις*, Cadmiſchen Buchſtaben. Ich gab endlich zu, daß Homer wohl den Gebrauch der Buchſtaben in kleinen Aufſchriften, in ehernen Tafeln u. ſ. w. gekannt haben könne, daß aber wenigſtens in ſeinen Gedichten keine deutliche Spur davon vorkomme, und daß ſeine Geſänge gewiß lange durch Rhapſodenüberlieferung und die ſogenannten Homeriſtä fortgepflanzt worden wären. Gegen die Hypotheſe, daß Homers Ilias erſt zu Sparta und Athen von Lycurg und Piſiſtratus nach und nach zuſammengeſetzt worden wären, erinnerte Goethe mit Recht, daß dann die Athener gewiß keine ſo armſelige Rolle mit ihren paar Schiffen in der Ilias ſpielen würden. Herder bedauerte den Verluſt des Margites. Wieland ſchimpfte auf den Chryſoſtomus, daß er, da er den Ariſtophanes gerettet habe, nicht auch den Menander vor der Pfaffenwuth mit ſicherte. Die ganze Anekdote wurde kritiſch bezweifelt, und ich bemerkte, daß ſich das ganze Geſchichtchen auf eine Erzählung des Manuzzi in der Vorrede vor ſeiner Ausgabe des Ariſtophanes gründe, der es wahrſcheinlich als eine Ueberlieferung der griechiſchen Refugiés aus Conſtantinopel aufgeſchrieben habe. Voß bedauerte die Dithyramben des Pindar, und Wieland erzählte hierauf, daß er einſt in ſeiner Jugend einen ſehr lebhaften, ihm noch immer unvergeßlichen Traum gehabt habe, in dem es ihm geſchienen hätte, als wäre er mit dem Leſen dieſer wiedergefundenen Dithyramben beſchäftigt, und daß er beim Erwachen über die Vereitlung dieſes Traumgeſichts ganz untröſtbar geweſen ſey.

Man ſprach weiter über die Charaktere im Homer. Herder rechtfertigte den Achill faſt mit eben den Gründen, die er auch im dritten Theile ſeiner Briefe über Humanität gebraucht hat. Agamemnon ſey eigentlich der häßlichſte Charakter und das bekannte: *ὡς κοιρανος ἐστω*, der älteſte Schutzbrief des Deſpotismus, werde dadurch eben nicht ſehr gehoben. Therſites ſpreche die wahre Stimme des Volks und ſey das Vorbild aller Demagogen und Sansculottes.

Vom Unterſchiede der Odyſſee und der Ilias. — Herder führte den Einwurf an, daß in der Ilias bloß die Iris als Botin vorkomme, in der Odyſſee bloß Mercur. Dieß wurde von Voß ſehr gut dadurch beantwortet, daß die Iris nur kurze Botſchaften zu überbringen habe, Mercur in ferne Gegenden. Voß kam auf die Schwierigkeiten zu reden, die dem Leſer der Odyſſee aufſtoßen, wenn er ſich ein ganz deutliches Bild vom Palaſt des Ulyſſes machen will. Er entwarf einen Grundriß mit einer Bleifeder auf's Papier. Ich habe mir ihn copirt. Ohne dieſe deutliche Vorſtellung könne man den Mord der Freyer im 22ſten Geſange gar nicht verſtehen. Beſonders undeutlich und durch die Spitzfindigkeiten der Grammatiker verwirrt ſey der Ausdruck *ὀρσοθυρη*. Um ihn ganz zu verſtehen, müſſe man ſich denken, daß das *μεγαρον* oder der große Converſations- und Speiſeſaal tiefer eingegraben geweſen, als die übrige Hausflur. So bedeute nun *ορσοθυρη* eine Thüre, an deren Schwelle man erſt durch etliche Stufen hinan komme. Die *λαυρη* ſey um den Saal und die

übrigen Gemächer herum gegangen, habe aber noch zum ἕρκος gehört. Man müsse dabei auch nicht vergessen, daß die Treppen auf die oberen θαλαμους (Dachzimmer oder Böden) von außen ganz im Freien hinauf gegangen wären, und daß also ein Freier, der durch die ὑρσοθυρη hinaus schlüpfte, auf eine solche Treppe springen und von da oben hinab auf die Straße hinaus schreien konnte. Den Umstand, daß die Treppe von außen hinauf gehe, erläutere auch das Waffenholen des Telemachos, als Ulysses seine Pfeile verschossen hatte. Die Penelope habe sich gewöhnlich auch im hintern Erdgeschoß aufgehalten, so daß sie durch eine Oeffnung immer sehen konnte, was im Saale vorging; nur wenn sie schlafen oder beten wollte, war sie in den obern Gemächern. Der Boden des großen Saales sey weder gedielt noch mit Estrich belegt gewesen. Die Lage des Orts, wo die Handmühlen gestanden, lasse sich aus der Stelle bestimmen, wo Ulysses des Nachts nebenan schlafe und die Müllerinnen sprechen höre. Die in einen Vogel metamorphosirte Athene setze sich in das Loch, wodurch der Rauch hinaus zog, καπνοδοκη. Die Pfeile, mit denen Ulysses die Freier erschoß, waren vergiftet, welches in diesem Fall nicht unerlaubt war, wie sonst (Odyss. 1, 263). Voß behauptete (gegen Goguet II, 171 deutsche Uebersetzung), daß Odyssee XIX, 34 wirklich schon von einer Oellampe die Rede sey. Ich nehme λυχνος dort doch lieber für eine Art von Kohlbecken.

Vom Homer kam das Gespräch auf alte biblische Geschichten, und da bekam Samuel „der Zweiächsler zwischen einem Esel- und Schafhirten" sein gutes Theil. Herder bemerkte sehr scharfsinnig, daß Saul nie eine eigentliche Constitution zum König erhalten habe, die erst Salomo durch den Tempelbau wirklich empfing.

Noch erzählte Voß, daß er jüngst eine große Freude gehabt habe, da des Grafen Fritz Stolberg Hofmeister, dem er bei der Reise nach Italien aufgegeben habe, alle Pflüge, die er in Italien anträfe, genau zu betrachten und abzuzeichnen, in der Gegend von Tarent gerade in der Gestalt den Pflug wieder fand, wie ihn Voß nach vielen Modellen und vergeblichen Versuchen selbst herausklügelte. Er wird diesen Fund in der neuen Ausgabe seiner Georgica öffentlich bekannt machen.

Den 6. Juni waren wir Mittags bei Goethe zusammen. Beinahe während der ganzen Mahlzeit sprach Goethe mit einer von mir an ihm noch nie beobachteten Heftigkeit gegen Lavater, den er für den studirtesten Heuchler und Bösewicht erklärte, aber seiner unendlichen Kunst, allen alles zu werden, völlige Gerechtigkeit widerfahren ließ. Anekdote von Hottinger und der Fürstin von — — —. Lavater schenkte Hottinger, seinem abgesagtesten Gegner, ein Halstuch, das auf der Fürstin Busen geruht hatte und von ihren Thränen benetzt war, um den jungen Hottinger durch Sinnlichkeit zu fesseln. Goethe antwortet Lavatern nie, ohngeachtet dieser durch Grobheit Antwort erzwingen will, und ließ sich vor ihm in Mainz verleugnen. Warum er überall seinen Namen einkritzle? In Frankfurt zerbrach Goethe bei seiner Mutter viele Scheiben und Spiegel, wo überall Lavater sein Gedächtniß gestiftet hatte.

Wieland, der, seit Lavater mit Reinhold bei ihm war, immer dessen Partei nahm und ihn auch jetzt noch im Anfang vertheidigte, wurde durch das alles, was Goethe sagte, so aufgebracht, daß er sich selbst ausschalt, weil er seither den Fremden, gegen die er Lavatern lobpries, so viel Aergerniß gegeben habe. Voß, der auch viel Unwillen gegen Lavater zeigte, erzählte, Lavater habe in Kopenhagen und überall im Holsteinischen mit großer Selbstgefälligkeit erzählt, als er mit Reinhold und Wieland zu Tische gesessen, da hätten die Dichtkunst, Philosophie und Schwärmerei Tischgenossenschaft gemacht.

Aus einem Briefe Curt Sprengels, Halle, 16. Juli 1794. „Wolf hat mit Voß einen Freundschaftsbund gemacht, den nichts wankend machen soll. Aber Homer möchte darunter leiden, denn Voß soll sich zu Wolfs Meinung über die Authenticität unseres Homer bekehrt haben. Auch hat Benkley schon vor achtzig Jahren etwas ähnlich angedeutet."

Herders Urtheil über die mythologischen Briefe. Es ist ein Meisterstück des mikrologischen Fleißes; des gereizten Achilles Zorn wüthet bis an die letzte Zeile. Aber es fehlt diesem Achill ein Patroklus, der ihm zurufe: μη νεμεσα νυκτ μοιραν! Die Sache selbst hätte auf drei Bogen zusammengedrängt werden können.

Voß machte Wolfen wegen des Satzes, daß Homer nicht habe schreiben können, den Einwurf, daß er ja wohl auf die Rinde der Bäume habe Verse eingraben können. Wolf fragte, ob dazu wohl der ganze Harz mit seinen Bäumen zureichen möchte? Incredulus — amo, sagt Voß bei Wolfs Hypothesen. Voß hat wirklich zum Behuf seines Homers den ganzen Eustathius durchstudirt. Er hat Wolfen zu Tacitus Germania und aus der vita Agricolae an achtzig Muthmaßungen mitgetheilt. — Wie Plato übersetzt werden müsse, hat Voß durch Uebersetzung der Apologie im deutschen Museum gezeigt.

Aus einem Briefe von Spalding, 28. Februar 1795. „Was denken Sie zu Voß's mythologischen Briefen? Ich setze voraus, daß der größte Theil deutscher Philologen und wahrscheinlich auch Sie selbst

Digitized by Google

mehr davon indignirt als zur Prüfung des Streites aufgelegt sind. Ich bin vielleicht parteiisch für Voß, weil ich ihn persönlich kenne und um seiner Biederkeit willen liebe. Von der andern Seite bin ich Heynen Dank schuldig und habe auch mit wahrer Zuneigung an ihm gehangen. Aber ich kann mich fast nicht länger vor dem Glauben wehren, der mir in die Hand gegeben wird, daß er diese Sache mehr mit Triumphgesang als mit Kenntniß getrieben habe. Dem ohngeachtet muß ein Residuum von wahrem Verdienst übrig bleiben. Es ist keine solche Entthronung wie Klotzens durch Lessing, oder die besten Köpfe Deutschlands hätten geirrt. Ich kenne Heyne im Grunde wenig durch seine Schriften. Seine Collegia haben mich als Jüngling entzückt. Wer doch einmal mit voller Kenntniß der Sache und voller Unparteilichkeit öffentlich über den gelehrten Proceß urtheilte! Heyne sollte es selbst thun, das wäre edel."

Korrespondenz-Nachrichten.

Hamburg, Juli.

Der Kaiser von Rußland. — Witterung. — Fremdenbesuch. — Franz Bacherl.

Bei aller Lust, möglichst viele und einträgliche Geschäfte zu machen, die unserer Bevölkerung von Natur oder durch Gewohnheit eingeimpft ist, beherrscht dieselbe doch ein eigenthümlicher Unabhängigkeitssinn. Republikaner möchte ich unsere freien Hansestädter nicht geradezu nennen, weil unser Freistaat als solcher häufig mehr die Mängel als die Vorzüge einer wirklichen Republik zeigt; freibürgerliches Wesen aber und ein gewisser daraus entspringender Stolz machen sich überall, wo die Gelegenheit sich dazu bietet, bemerkbar. Das sah man deutlich bei der Ende Juni erfolgten Durchreise des russischen Kaiserpaares. Zwar reisten die hohen Herrschaften im strengsten Incognito, wie man zu sagen pflegt, jedermann aber wußte, daß sich hinter dem Namen des Grafen und der Gräfin Borodinsky niemand anders, als der Selbstherrscher aller Reußen und dessen Gemahlin versteckten. Wochen voraus schon war hier im größten Hotel am prächtigen Alsterbassin Logis für die zu erwartenden Reisenden bestellt. Man kannte genau die Anzahl des großen Gefolges des Kaiserpaares, man wußte, wie viele Wagen der Reisenden am Altona-Kieler Bahnhof warten sollten, wer dieselben stellen, welche Persönlichkeit als Vorreiter dienen würde, und dergleichen mehr. Dennoch war die Neugierde des Publikums, obwohl vorhanden, nicht so groß, wie sie sich in andern volkreichen Städten, die unter dem Scepter eines Monarchen stehen, bei solchen Vorkommnissen kund gibt. Außer der nächsten Umgebung des kaiserlichen Absteigequartiers, das mit fürstlicher Pracht dekorirt und zum Theil ganz neu möblirt worden war, behielt die ganze übrige Stadt ihre gewohnte Physiognomie. Gott Merkur eilte hier, wie immer, mit geflügelten Sohlen Straße auf Straße ab. Da gab es kein beflaggtes Haus, kein von Unruhe bewegtes Gesicht. Nur dann und wann fragten wohl vorübergehende Bekannte aus dem Volke in ihrer platten Mundart einander, ob sie „wat vom Kaiserswindel" gehört hätten. Nur ein Theil der eleganten Welt stieg zu Wagen und besetzte einzelne Partien des Weges, welchen die hohen Reisenden einschlagen mußten, um den Zug in aller Bequemlichkeit beschauen zu können. Auf dieser Wegstrecke war es denn auch recht belebt, und der Einzug des Kaiserpaares in unsere Stadt gestaltete sich durch die vielen Equipagen, die sich den Wagen des Gefolges unmittelbar anschlossen und es begleiteten, recht stattlich. Laute Begrüßungen fanden bei diesem Einzuge nirgends statt, eben so wenig ein feierlicher Empfang Seitens der Spitzen unserer Regierung. Es war durch zahlreiche Polizeimannschaften Sorge getragen, daß jede Störung fern gehalten werde, und so blieb denn alles in seinem gewohnten Geleise. Vor dem Hotel de l'Europe, wo die hohen Herrschaften nebst Gefolge wohnten, sammelten sich von Stunde zu Stunde mehr Menschen, und als Abends nach sechs Uhr das Kaiserpaar eine Ausfahrt in die nächste Umgebung der Stadt machte, wurde es von lebhaften Acclamationen begrüßt. Abends wuchs die Menschenmenge in's Unübersehbare, und man greift wohl schwerlich zu hoch, wenn man die ganze um das Bassin auf- und niederwogende, dicht gedrängte Volksmenge auf etwa 40,000 Köpfe veranschlagt. Seitens der Behörde hatte man ein schwimmendes Orchester in einer Art Tempelform auf der Alster errichtet, das einen überraschend schönen Anblick mit den tausenden von Lampen gewährt haben würde, wäre es für die Größe der Wasserfläche und die hohen Gebäude an den Ufern nicht viel zu klein gewesen. Fußgänger werden in dem drängenden

Digitized by Google

Gewühl kaum ab und zu die Spitzen des flimmernden Baus gesehen haben. Der stille, helle, warme Sommerabend, die aufflammenden bengalischen Lichter und das Silberlicht des Mondes bildeten ein Ensemble, das, namentlich von der Lombardsbrücke aus gesehen, einen sehr guten Eindruck machte. Da unser Publikum daran gewöhnt ist, sich selbst zu zügeln, und man von oben herab nicht allzu ängstlich ist, und deßhalb nicht an unnützer Ueberwachung ein Gefallen findet, verlief alles vollkommen ruhig. Trotz des unglaublichen Gedränges fand nicht der geringste Unfall statt.

Die Direktion des Stadttheaters hatte in Erwartung, die kaiserlichen Herrschaften in der Vorstellung zu sehen, einige Logen des ersten Ranges zu deren Empfang geschmackvoll herrichten lassen. Roger aus Paris, ein häufig bei uns einkehrender Gast, sang zum erstenmal, und da ein großer Theil der reichen Welt des Glaubens lebte, das Kaiserpaar könne Hamburg unmöglich verlassen, ohne einer Opernaufführung beigewohnt zu haben, so war das Haus zum brechen voll. Allein man harrte von Viertelstunde zu Viertelstunde vergebens. Die hohen Gäste zogen es vor, die freie Luft zu genießen und sich dann in die Stille ihrer Appartements zurück zu ziehen. Am nächsten Morgen früh neun Uhr bestiegen die kaiserlichen Reisenden das Dampfschiff „Helgoland." Auch hier rief ihnen das Publikum einige Hurrahs zu. Der Kaiser, Tags vorher in ganz bürgerlichem Reisecostüm, trat bei der Abfahrt kenntlicher auf, da er einen Husarendolman nebst weithin leuchtender rother Feldmütze trug. Als die Herrschaften das Dampfboot betraten, ward die kaiserliche Flagge am Mittelmast aufgehißt. Außerdem führte das Schiff die Hamburger und — wenn ich nicht irre — die schleswig-holsteinischen Farben. Letztere sah man neben den russischen auch Tags vorher an vielen Häusern und auf dem Flaggenschiffe, das sich auf dem blauen Spiegel der Alster schaukelte. Außer dem russischen Geschäftsträger bei den Hansestädten, Herrn von Koudriaffsky, gaben dem Kaiserpaare noch einige Hamburger Notabilitäten das Geleit bis Harburg.

Eines so anhaltend schönen und heißen Frühsommers, wie in diesem Jahr, weiß man sich hier kaum zu erinnern. Die große Trockenheit, zu der sich noch fortwährend stark wehende Ost- und Nordostwinde gesellten, haben in vielen Gegenden, besonders auf den Geestländereien sowohl dem Graswuchse als auch der Entwicklung der Saaten Schaden gethan. Die Heuernte ist sehr dürftig ausgefallen, und der Roggen wird hin und wieder nur einen sehr mäßigen Ertrag liefern. Diese Witterung erklärte das Steigen der bereits ansehnlich gesunkenen Getreidepreise in den letzten Wochen, obwohl es dasselbe nicht rechtfertigen dürfte. Denn wenn auch gerade in unserer Gegend die Ernteaussichten nicht so günstig sind, wie man es wünscht, so kann dieß doch auf das Ganze keinen Einfluß haben. Wir sehen das schon jetzt ganz deutlich. Seit Regen gefallen ist, weichen die Preise wieder schnell und ziemlich beträchtlich, und jedenfalls haben wir, es müßten denn noch ganz ungewöhnliche Naturereignisse eintreten, ein gesegnetes Jahr zu erwarten. Eigenthümlich übrigens gestalten sich fast überall die dießjährigen Witterungsverhältnisse. Wir haben uns selten über starke Gewitter zu beklagen und fast noch seltener sucht unsere nordischen Marken Hagelschlag heim. Dieß ist heuer anders. Wir haben neulich nah und fern verheerende Gewitter mit furchtbarem Hagelschlag gehabt. Blitze zündeten da und dort und hätten beinahe in Lübeck den uralten Dom zerstört. In Kiel richtete sündfluthartiger Regen große Verwüstungen an, und in einem hannoverschen Orte oberhalb und gegenüber von Lauenburg zertrümmerte ein Wirbelwind mehrere Bauernhäuser. Auch Menschen kamen bei diesen Unwettern mehrfach um's Leben oder zu Schaden. Daß dennoch bei den vielen heftigen Regengüssen die Luft stets mild und warm bleibt, dürfte die beste Gewähr für ein segensreiches Jahr seyn. Auch nach dem wildesten Wettersturm klärt sich bald wieder der Himmel auf, die Sonne scheint warm und die dampfende Erde schmückt sich mit neuem Grün. Wir haben also nur noch gutes Erntewetter zu wünschen, um uns der Gaben, die Ceres bietet, jetzt wie in Zukunft zu erfreuen.

Der Zufluß Fremder und namentlich Vergnügungsreisender ist diesen Sommer ungewöhnlich stark. Es gibt Tage, wo über tausend Personen ankommen, die einige Tage theils hier verweilen, theils die landschaftlichen Reize der nächsten Umgegend genießen. Dampfextrazüge aus Süd und Nord führen hunderte, ja tausende aus dem Binnenlande uns zu, und schon im voraus bestellte Dampfschiffe befördern solche Gesellschaften dann wieder elbabwärts entweder nach Cuxhaven oder nach Helgoland. Vor einigen Tagen erst schätzte man die Anzahl hier eingetroffener Extrazügler auf weit über zweitausend Personen. Allein von Hannover kamen an sechzehnhundert, von Berlin etwa halb so viele. Unsere Straßen erhielten durch sie eine ganz andere Physiognomie, da zahlreiche Haufen immer zusammenhielten und unter der geschäftig hin und her hastenden Menge Einheimischer leicht zu erkennen waren. Gleichzeitig betrat die Mauern unserer Stadt auch eine in den letzten Monaten nur zu oft genannte Persönlichkeit, die sich eines seltsamen Rufes erfreut. Dieser Fremde war Franz Bacherl, der gewesene Schulmeister von Oberpfaffenhofen, seit Monaten Deutschland durchpilgernder „teitscher Barde" und Vorleser seiner „eigenen Poesien," wie die Anschlagzettel an den Straßenecken verkündigen. Nach den Vorgängen in Berlin, die von den Zeitungen vielfach besprochen, vom „Kladderadatsch" sehr spaßhaft illustrirt wurden, glaubte man nicht, daß der wunderliche Mann, der es darauf angelegt zu haben scheint, sich selbst vor aller Welt zum Gespötte zu machen, auch hier eine Probe seines Vorlesertalents ablegen würde. Stehen dem wandernden Barden aus Altbayern gute Freunde als Rathgeber zur Seite, so müssen diese Hamburg gar nicht gekannt haben, als sie ihm den Vorschlag

Digitized by Google

machten, es mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Man weiß in der That nicht, was man von dieſem wunderlichen Manne halten ſoll. Iſt der Ruf, der ſich ohne wirkliches Verdienſt und ohne ſein Zuthun wie eine Glorie um ſeinen Scheitel legte, ihm zu Kopfe geſtiegen und hat ihm die Gedanken verwirrt, oder hält er ſich alles Ernſtes für einen großen Poeten, der mit ſeinen Dichtungen die Welt zu erleuchten glaubt? Nach allen Antecedentien in Wien, Berlin und anderwärts ſollte man doch meinen, er müſſe endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß ſeine Fahrten durch Deutſchland ihm nie Lorbeeren eintragen werden. Freilich Braten und Sauce und auch wohl noch etwas mehr iſt damit zu erringen; denn die Welt läßt ſich nicht nur täuſchen, ſie will auch amuſirt ſeyn, und wenn Franz Bacherl als Vorleſer ſeiner Poeſien auftritt, denkt die Menge, „einen Jux will ſie ſich machen.“ Am Abend des 21. Juli trat Franz Bacherl hier im großen Saale des Conventgartens auf vor einem ſehr großen Publikum, das ungeduldig des Erwarteten harrte und deſſen Haltung ſchon vor ſeinem Erſcheinen vermuthen ließ, daß die Vorleſung einen ſehr lärmenden Verlauf nehmen würde. Wir können den Lärm, der beim Auftreten Bacherls ſich erhob, in keiner Weiſe billigen, begreiflich aber finden wir ihn nach allem, was von dem Barden verlautet hatte. Lachen und Lärmen iſt anſteckend und wird immer lauter, je mehr viele ſich abmühen, durch Rufen Ordnung und Ruhe in das Chaos zu bringen. Es verging geraume Zeit, ehe Bacherl den Mund zu ſeinem erſten Vortrage öffnen konnte. Aber ſchon nach wenigen Verſen brach die ſehr große Verſammlung in noch viel anhaltenderes Lachen aus. Die Ausſprache des guten Mannes brachte eine unbeſchreiblich komiſche Wirkung hervor, der durch nichts mehr zu ſteuern war. Und ſo gab es denn einen Scandal, wie man ihn ſelten erlebt, einen Scandal, der viele entrüſtete und Bacherl endlich nöthigte, den Saal zu verlaſſen, was ihm leider nicht ſogleich möglich war. Sollte nach dieſem allerneueſten Erlebniſſe der — man muß es ſagen — bedauernswerthe Mann nicht zu der Einſicht kommen, daß er etwas Unwürdiges thut? daß er nahe daran iſt, ſich dauernd Schaden zuzufügen? Man kann ihn unglücklicherweiſe nicht frei ſprechen von Schuld, denn er hat es ja ſelbſt niedergeſchrieben, daß er des Geldes wegen dieſe Vorträge hält. Er ſchadet aber nicht ſich allein, ſein Auftreten trägt auch dazu bei, die ganze liebe Literatur in vieler Augen herabzuwürdigen. Das iſt's, was man weit mehr bedauern muß, als das Auftreten des Verirrten. Ob er die Abſicht hat, jetzt auch noch andere Städte zu beſuchen, werden die Zeitungen früh genug melden. Wir ſind der Meinung, er thäte gut, ſich auf ſein Gütchen zurückzuziehen und, wenn er nicht anders kann, dort in ländlicher Ruhe teutoniſche Tragödien zu ſeinem Vergnügen zu ſchreiben.

Im Stadttheater, das ungeachtet des ſchönen Sommerwetters doch immer ziemlich gefüllte Räume zeigt, haben Döring und Frau Fries-Blumauer eine Reihe glänzender Vorſtellungen gegeben und fahren noch damit fort. Es iſt nur zu bedauern, daß nicht bei allen dieſen Vorſtellungen immer ein gutes Enſemble erzielt werden kann, wodurch der Genuß häufig ſehr beeinträchtigt wird. Wie man hört, wird unſere Bühne nächſtens an andere Theater einige ihrer beſten Mitglieder verlieren, die wenigſtens bis jetzt noch nicht durch gleich tüchtige Kräfte erſetzt worden ſeyn ſollen.

London, Juli.

(Schluß.)

Ausſtellung in Mancheſter. — Eine Stadt zu vermiethen.

Was die Engländer Morland am wenigſten verzeihen können, iſt, daß er es nicht verſtand, das, was die Engländer den „Marktpreis“ nennen, für ſeine Werke herauszuſchlagen. Unter Marktpreis verſteht man den Werth, den ein Artikel anſprechen kann, wenn er zur rechten Zeit auf dem rechten Markte an den rechten Mann gebracht wird. Was den Preis für Morlands Werke beſtimmte, war nicht der Markt, ſondern der jedesmalige Drang, die jedesmalige Noth oder Nothwendigkeit. Entweder war ſeine Arbeit bereits im voraus verzehrt; er hatte gerade ſo viel dafür erhalten, daß er im Stande war ſie zu vollenden; oder er mußte die Arbeit vollenden, um den Hunger, den er während der Arbeit litt, nachher befriedigen zu können. Er verſtand es ſo wenig, ſeine Werke zur rechten Zeit auf dem rechten Markte an den rechten Mann zu bringen, daß er eines Morgens nach langem Wandern hungrig und ohne Geld in einen Gaſthof trat und für ein Frühſtück es übernahm einen ſchwarzen Ochſen als Aushängeſchild zu malen. Der ſchwarze Ochs wurde ſpäter zu werthvoll befunden, um als Wirthsſchild zu

Digitized by Google

figuriren, und Ochs und Aushängeſchild ſind heute Werke von großem Belang, die im Cabinet eines Fabrikanten aufbewahrt werden.

So lange Kopf und Hand zuſammen hielten, hielt der Künſtler aus und malte und zeichnete, um ſich aus der jedesmaligen Noth zu helfen und immer wieder in neue Noth zu ſtürzen. Aber die Noth wurde zuletzt ſtärker als Kopf und Hand, brach Hand und Kopf, und brachte den Künſtler in den Schuldthurm, wo er in einem Alter von vierzig Jahren ſtarb. Wer eines ſeiner Werke ſein nennt, kann ſich rühmen einen nicht geringen Schatz zu beſitzen, denn der Marktpreis dieſer Werke iſt heutzutage ſehr hoch, wohl hundertmal höher, als was Morland dafür erhalten hatte.

Wilſon kann keineswegs der Vorwurf gemacht werden, daß er leichtſinnig und unbeſonnen gelebt habe. Im Gegentheil, er war nur zu bedächtig, in ſeinem Leben wie in ſeinem Malen, und es iſt wirklich traurig, zu denken, wenn man vor dieſen ſonnigen, lebendigen Landſchaften ſteht, von denen nicht wenige an Claude erinnern, daß die beſten derſelben buchſtäblich für Brod und Käſe gemalt worden ſind. Es iſt bekannt, daß Wilſon, um zu leben, genöthigt war ſeine fertigen Werke zu einem Spottpreiſe zu verſetzen, und daß er nicht mehr darauf geliehen erhielt, als auf alte abgetragene Kleider. Dabei muß man bedenken, daß Wilſon ein Akademiker war, und daß Barret und Smith, ebenfalls Landſchaftsmaler, tauſende von Pfunden für Werke erhielten, die heutzutage als vollkommen werthlos betrachtet werden. Aber Wilſon war ſteif und ungehobelt in ſeinen Manieren. Er verſtand es nicht auf gute Art Werke im neuen Geſchmack auf den Markt zu bringen. Der Modemaler der damaligen Zeit war Zucharelli, und Wilſon konnte ſich keineswegs dazu bequemen, den lockern Styl des italieniſchen Meiſters und ſeine handgreiflichen Kunſtgriffe in der Compoſition nachzuahmen. Die Akademiker machten ihm darüber gelinde Vorſtellungen; aber Wilſon, der ſeine Ueberlegenheit fühlte, wurde hitzig, antwortete derb und hatte bald die ganze Akademie gegen ſich. Das Leihhaus, ſeine alleinige Hülfsquelle, wurde bald ſo voll von ſeinen Werken, daß es denſelben keinen Platz mehr auf ſeinem Speicher anweiſen wollte, und ſo ſah ſich Wilſon, um zu leben, genöthigt Skizzen zu 2½ Schillingen das Stück zu machen, und mußte froh ſeyn, wenn er von einem Bilderhändler, der ihm die Beſtellungen dutzendweiſe gab, einen kleinen Vorſchuß erhielt. Die Landſchaften Niobe und view on the Arno zeigen, was Wilſon hätte leiſten können. In beiden iſt allerdings vieles, das bloß conventionell, bloß von außen aufgenommen und nachgemacht iſt; aber die meiſterhaft großartige Auffaſſung iſt unverkennbar. Im erſten Bilde ſehen wir ein tiefes Gefühl für ſtürmiſche, wilde Naturſcenen; im andern herrſcht eine Heiterkeit, Anmuth und Lieblichkeit, die uns unwiderſtehlich anzieht. Wilſon wird bekanntermaaßen als der engliſche Claude bezeichnet. Die unglückliche Sucht der Nachahmung alter Meiſter, wie wir ſie durchgängig in England im letzten Jahrhundert finden, war ſeinem eigenen freien Aufſchwunge hinderlich. Mit allem tiefen Gefühle, das er für die Natur hatte, konnte er ſich doch nicht ganz der claſſiſchen Brille entſchlagen, die ihn nur zu oft hinderte die Natur in ihrer ganzen Reinheit aufzufaſſen.

Haydon iſt der engliſche Werther, der erſt im Greiſenalter Hand an ſich gelegt, weil er ſein Ideal von Kunſt und ſeine eigene Kunſt, die dieſes Ideal verwirklichen ſollte, in England nicht zur Anerkennung bringen konnte. Sein Tod iſt gleichzeitig mit dem Auftreten des Tom Pouce in London. Während der Saal, worin die Mißgeburt ausgeſtellt war, Tauſende täglich anzog, von der Königin bis zum Bettler, blieb der Saal, in dem Haydon ausgeſtellt hatte, was er die Werke der „hohen Kunſt“ nannte, unbeſucht. Dieß kränkte ihn ſo ſehr, als die geringe Unterſtützung, die er von der Regierung für ſeine Anſtrengungen erhielt, die „hohe Kunſt“ in England einzuführen, und aus Aerger, zum Theil auch in Folge der mißlichen Umſtände, in die er ſich verſetzt ſah, machte er, wie geſagt, ſeinem Leben ein Ende.

Von Haydon hatten wir in Mancheſter ſeinen Macbeth und Salomos Urtheil vor uns, großartige Werke, deren Entſtehung und Geſchichte bis zu ihrer Vollendung wir in den Denkwürdigkeiten verfolgen können, die Haydon hinterlaſſen hat. Und wir müſſen es offen geſtehen, daß dieſe Geſchichte für uns intereſſanter iſt, als die Werke ſelbſt, oder vielmehr, daß dieſe Werke für uns erſt intereſſant werden durch die Geſchichte, die mit ihnen verknüpft iſt. Haydon war nichts weniger als ein genialer Maler; aber er war ein genialer Schriftſteller, der die Noth und die Kämpfe, unter denen er ſeine Gemälde zu ſchaffen hatte, auf's genialſte mit Witz und Humor zu ſchildern wußte. Wir ſehen aus dieſen Memoiren, wie jede Figur in ſeinem Macbeth entſtand, wir können ihre Geſchichte gleichzeitig mit Haydons eigener Geſchichte verfolgen und ſehen, wie er borgen, verſetzen und verkaufen mußte, um Lady Macbeth zu Stande zu bringen, welche Noth und Mühe er hatte, ſich Modelle zu verſchaffen, und wie mühſam er nach denſelben arbeitete. Wißt ihr, wer die Mutter in ſeinem Solomo iſt? Es iſt eine wirkliche Mutter, die Haydon mit eigenen Augen geſehen im Augenblicke, wo ihr Kind neben ihr von einem Pferde zu Tode getreten wurde. Und wie wahr, wie hinreißend beſchreibt Haydon dieſe Mutter in ihrem Schmerz! weit wahrer, weit hinreißender, als ſie hier gemalt vor uns ſteht; denn Haydon wußte ſeinen Beſchreibungen das Leben zu geben, das ſeinen Gemälden abgeht. Aber ſeine Beſchreibungen waren für ihn allein beſtimmt, während ſeine Gemälde nicht allein der Welt, ſondern auch, wie er meinte, der Nachwelt angehören ſollten, und es iſt merkwürdig, daß er in ſeinen Privatarbeiten, wo er nur ſich ſelbſt im Auge hatte, leichter, wahrer, naturgetreuer und natürlicher war, als bei den Arbeiten, die er für die Welt beſtimmte, und bei denen er ſich ſelbſt vor allem eine Zwangsjacke anlegen zu müſſen

Digitized by Google

glaubte, um es ja nicht mit der Oeffentlichkeit und der Welt zu verderben. Und gerade durch den Zwang, den er ſich ſelbſt auferlegte, hat er es mit der Welt und mit ſich ſelbſt verdorben, ſo daß er auf elende Weiſe umkam. Was nicht geſtorben, was nicht verdorben, was in ſeinem ganzen Glanze lebt, das ſind, wie geſagt, nicht Haydons Gemälde, ſondern Haydons Denkwürdigkeiten. — Doch genug für heute von der Ausſtellung.

Ich war kürzlich in Lancaſhire bei einem großen Meeting zu Blackburn, an dem die einflußreichſten Cottonlords ſich betheiligt und der zum Zweck hatte, das drohende Unheil, womit Lancaſhire im Allgemeinen und Blackburn ganz beſonders bedroht iſt, wenn nicht abzuwehren, denn das iſt, wie allgemein eingeſtanden wird, eine Sache der Unmöglichkeit, doch ſo viel als möglich zu mildern. Sie wiſſen, daß ganz Lancaſhire von den ungeheuern Schornſteinen lebt, die ſich in jeder Stadt, wie einſt die Kirchthürme, hoch in die Luft erheben. Wenn dieſe Schornſteine zu rauchen aufhören, ſo hören die Menſchen auf zu athmen. Der Schornſtein iſt die Seele, welche die Maſchinen ſowohl als die Menſchen in Bewegung ſetzt und ihnen Leben verleiht. Nun haben von den hundert Schornſteinen, die 60,000 Menſchen Leben verleihen, bereits zehn in Blackburn allein zu rauchen aufgehört, und Alderman Baines hat in einer ausgezeichneten Rede nachgewieſen, daß vor Ablauf von drei Monaten ſo ziemlich alle übrigen Schornſteine rauchlos und die Menſchen brod- und hauslos daſtehen werden. Was dieſe Calamität herbeigeführt, das iſt einmal die Empörung in Indien, dann aber auch der jetzige hohe Preis der Baumwolle. — Es iſt ein merkwürdiges Phänomen, wie die Städte, die in ſo kurzer Zeit entſtanden ſind und ſich mit Menſchen angefüllt haben, in noch kürzerer Zeit menſchenleer werden können. Was aus den Menſchen wird in einer Zeit, wo die Schornſteine rauchlos daſtehen, das weiß kein Menſch; man weiß nur, daß die Häuſer menſchenleer und die Stadt, wie der Ausdruck lautet, zu vermiethen iſt. Im Jahr 1847 war z. B. ganz Lancaſhire oder wenigſtens alle Städte Lancaſhire's, die zuſammen eine einzige große Stadt bilden, zu vermiethen. Dieſelbe Kriſis wie 1847 zieht in dieſem Augenblick mit großen Schritten heran. Baines, der ſelbſt einer der größten Baumwollenſpinner in dieſer Stadt iſt, hat ſich unverholen darüber ausgeſprochen und die Arbeiter gewarnt, auf ihrer Hut zu ſeyn. Wie ſie auf ihrer Hut ſeyn und ſich vor der bereits begonnenen Kriſis ſchützen ſollen, iſt ſchwer zu ſagen. In Blackburn iſt die ganze Bevölkerung buchſtäblich von den Schornſteinen abhängig; ſie ſinkt und ſteigt mit dem Fallen und Steigen der Schornſteine. Jeder Schornſtein oder jede Mühle, wie hier zu Land die Fabrik genannt wird, bildet den Mittelpunkt von Hunderten und Tauſenden von Händen, wie hier zu Lande die Menſchen heißen, die in der Mühle arbeiten, und das Loos dieſer Hände iſt innig verwachſen mit dem Schornſtein, der ſie in's Leben gerufen und ſie am Leben erhält. Kein Menſch weiß, wo die Tauſende von Menſchen herkommen, ſobald ein neuer Schornſtein zu rauchen anfängt, ſo ſchnell ſtellen ſich die Hände ein und vermehren ſich, aber kein Menſch weiß auch, wo die Menſchen hinkommen, ſobald der Schornſtein erlöſcht. Sie verſchwinden ſpurlos aus den Häuſern und verkriechen ſich entweder in dunkle unterirdiſche Keller, wo ſie ſich zu Dutzenden zuſammen drängen, ein elendes Daſeyn führen und elend zu Grunde gehen, oder ſie flüchten ſich in ein Haus, das Allen offen ſteht und deßhalb kein Haus mehr iſt und hier zu Lande den ſchonenden Namen Workhouſe führt.

Der Anblick einer Stadt in Lancaſhire zur Zeit, wo keine Rauchſäulen mehr aus den hohen Schornſteinen gegen Himmel aufſteigen, iſt höchſt troſtlos. So wie die hundert Fuß hohen Schornſteine zu rauchen aufhören, verſchwindet auch der Rauch der kleinen Schornſteine der zu Tauſenden um jene gelagerten Wohnungen. Die Menſchen ziehen in dichten Gruppen rathlos in den Straßen umher, oder drängen ſich in die Leihhäuſer, deren es in einer jeden Stadt in Lancaſhire unzählige gibt, und verſetzen all ihr Geräthe, zuerſt die überflüſſigen Möbeln, dann die Kleider, bis ſie buchſtäblich von allem entblößt daſtehen und ſich in die Keller flüchten müſſen. Die Leihhäuſer ſtehen in dieſem Augenblick bereits in der Blüthe, und leider ſehen wir dieſe Proſperität mit jedem Tage zunehmen. Auf Blackburn ſelbſt laſtet dieſes Uebel mit doppeltem Gewicht. Neben der Theuerung der Baumwolle, die hinreicht, um auch in den andern Städten Lancaſhires die Kriſis herbeizuführen, fällt die Empörung in Indien, die auf den Baumwollenhandel an ſich ſo lähmend wirkt, ganz beſonders hart auf Blackburn, das hauptſächlich für Indien fabricirt. Die Noth iſt unabwendbar, und wir müſſen uns darauf gefaßt machen, eine Stadt, deren Exiſtenz am Baumwollenfaden hängt, exiſtenzlos daſtehen zu ſehen, ſobald dieſer Faden reißt.

Newyork, Juli.

Zwei Polizeien. — W. Walker. — Eine Baptiſtentaufe.

Newyork befand ſich während der letzten Wochen, wenn auch nicht gerade im Zuſtand des Bürgerkriegs, ſo doch inmitten eines ſtädtiſchen Zwiſtes, welcher, von Parteigeiſt und perſönlichem Intereſſe entzündet, mit aller Bitterkeit und Feindſeligkeit ausgefochten ward, welche dieſe Leidenſchaften nur anfachen können. Der Demokratismus iſt es auf der einen Seite — Demokratismus in der hieſigen Bedeutung des Worts, verkörpert in der Partei

Digitized by Google

der Champions der Sklaverei, der Willkür, des Pöbel- und Rowdythums — welcher in der Person des Mayors der Stadt Newyork auf Tod und Leben gegen Recht, Gesetz und persönliche Sicherheit gekämpft hat. Fernando Wood, welcher trotz offenkundiger, in allen Journalen besprochener Betrügereien, welche er sich schon früher in seinem kaufmännischen Treiben zu Schulden kommen ließ, von seiner Partei getragen, zu dem wichtigen Posten gelangt ist, den er gegenwärtig bekleidet, verstand es während seiner Amtsführung, zwar nicht den Beifall der Gebildeten, aber wohl einen starken Anhang unter dem Pöbel, vorzüglich den sogenannten Rowdies sich zu gewinnen, die er dafür um so ungehinderter ihr Wesen treiben ließ. Bei der Wahl des Präsidenten, wie bei den Wahlen der städtischen Beamten brauchte er die Polizei, welche bis dahin unter seiner unmittelbaren Aufsicht stand, und deren Mitglieder von ihm ernannt wurden, unverholen zu seinen Zwecken, und setzte dadurch auch wirklich zum großen Unwillen der besseren Bevölkerung seine Wiedererwählung durch. So viel Unfug und Mißbrauch, außer den schon von Alters her bestehenden, machte die Nothwendigkeit einer neuen städtischen Verfassung immer fühlbarer, und während der letzten Sitzung der gesetzgebenden Versammlung des Staates Newyork wurde dieselbe ausgearbeitet und mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Um es für die Zukunft den städtischen Beamten unmöglich zu machen, mittelst der Polizei die Wahlen unbefugterweise zu beeinflussen, und überhaupt nur dem Lokalgeist engere Grenzen zu stecken, wurde die Ernennung des Polizeipersonals aus den Händen des Mayors in die eigens vom Staat beauftragter Commissäre verlegt, und ein neues Corps unter dem Namen der „Metropolitanpolizei" errichtet. Allein der Mayor und seine gleichgesinnten Freunde, die Aldermen, weigerten sich dem neuen Gesetz Gehorsam zu leisten, indem sie erklärten, dasselbe stehe im Widerspruch mit der Constitution, deßhalb einen Proceß anhängig machten, und nachdem die erste Instanz die neue Verordnung für constitutionell erklärt hatte, an das Appellationsgericht gingen. Viele der alten Polizeibeamten wollten sich weder dem neuen Corps anschließen, noch ihre Stellen aufgeben, und so hatte man denn das Vergnügen, mehrere Wochen lang in Newyork zwei verschiedene Polizeicorps zu sehen, welche unabhängig von einander den Dienst versahen, wobei die alte Garde keine Gelegenheit vorübergehen ließ, der neuen jede mögliche Unbill zuzufügen; ja, mehr als einmal ereignete sich's, daß jene irgend einen von dieser arretirten Dieb oder andere Uebelthäter gewaltsam wieder befreite, wobei es natürlich nicht ohne bedeutende Schlägereien ablief.

So standen die Sachen, und von beiden Seiten sah man mit Spannung dem Erkenntniß des Oberappellationsgerichts entgegen, das in Kurzem erfolgen und diesem ungeregelten Zustand ein Ende machen sollte, als ein unerwartetes Ereigniß auf einmal die Feindseligkeiten zum vollen Ausbruch brachte. — Plötzlich starb der städtische Straßencommissär, und der Gouverneur des Staates machte von seinem ihm vermöge der neuen Verfassung zustehenden Recht Gebrauch, im Fall einer plötzlich eintretenden Vacanz einen Nachfolger zu ernennen. Allein eben so wenig wollten die Aldermen, die Genossen des Mayor, sich die Gelegenheit entgehen lassen, diesen einträglichen Posten einem der ihrigen zu verleihen. Und als der vom Gouverneur ernannte Straßencommissär im Büreau des Straßendepartements im Stadthause erschien, fand er dasselbe von einer starken Abtheilung der alten Polizei besetzt, welche ihm den Eintritt in die innere Abtheilung desselben verweigerte. Er nahm im äußern Büreau Platz, allein nach kurzer Zeit, während deren sich das ganze Gebäude und der es umgebende Platz mit hunderten von Polizeiofficianten der alten Macht und Pöbelrotten gefüllt hatte, wurde er von den erstern auf Befehl des Mayors gewaltsam vertrieben. Er wandte sich sogleich an die Behörde und dieselbe erließ einen Verhaftsbefehl gegen den Mayor; allein dieser hatte sich auf solche Fälle vorgesehen und sich mit seiner sieben- bis achthundert Mann starken alten Polizei umgeben, welche den mit der Verhaftung beauftragten Beamten ohne Umstände hinaus maßregelten. Ein Coroner versuchte es jetzt mit nicht besserem Erfolg, und als er darauf mit einer etwa fünfzig Mann starken Abtheilung der Metropolitanpolizei zurückkehrte, wurde dieselbe von jener Bande überfallen, und trotz tapferer Gegenwehr dermaßen mißhandelt, daß mehrere sich längere Zeit in Folge der erhaltenen Wunden in Lebensgefahr befanden. Erst als Militär anrückte und dem Mayor angekündigt wurde, daß der Verhaftbefehl unter allen Umständen vollzogen werden würde, und er für alles aus seinem Widerstand möglicherweise entstehende Blutvergießen verantwortlich wäre, gab er endlich der Uebermacht nach, ohne indessen in der Sache selbst nachzugeben. Am folgenden Tage traf der Gouverneur ein und die Ruhe wurde nicht weiter gestört. Inzwischen gelang es den Freunden des Mayor, ihn vermittelst des habeas corpus aus seiner Haft zu befreien, und viele behaupteten schon, daß er zuletzt noch triumphiren würde, als der Ausspruch des Appellationsgerichts, der mit einer Majorität von sechs Stimmen gegen zwei erfolgte, durch die Erklärung, daß die Metropolitanpolizei vollkommen verfassungsmäßig sey, diesen sanguinischen Hoffnungen auf einmal ein Ende machte, wodurch zugleich die von dem Straßencommissär und den verwundeten Polizeibeamten gegen den Mayor anhängig gemachten Processe, eilf an der Zahl, außer einer criminellen Anklage wegen Beleidigung des Gerichts, so gut wie entschieden sind. Größerer Segen an Processen hat wohl noch keinem Sterblichen geblüht, und der Volkswitz behauptet, er habe sich eine feuerfeste Kiste gekauft, um alle gegen ihn ausgestellten Anklageakten sicher aufzubewahren. Unter solchen Umständen bleibt ihm nichts übrig als das Amt niederzulegen, welches zu behaupten er kein Mittel scheute, und seinen Gegnern das ergötzliche Schauspiel eines Mannes zu liefern, der sich buchstäblich selbst zur Thüre hinausgeworfen hat.

Während jene Gewaltthaten unter dem Schutz und der Anführung eines Freibeuters in Amt und Würden verübt wurden, näherte ſich ein anderer Freibeuter der Stadt, um den Willkomm und die Ausdrücke der Verehrung von derſelben Partei in Empfang zu nehmen, welche jenen trägt; ein Freibeuter, der ein fremdes Land zum Schauplatz ſeiner Thaten gemacht und daſſelbe zwei Jahre lang mit Feuer und Schwert auf's Schrecklichſte verwüſtet hat. Gerade ſo lange iſt es, ſeit William Walker zuerſt mit einer Abenteurerbande von ſechsundfünfzig Mann in Nicaragua landete und dort die Herrſchaft zu erlangen ſtrebte. Seine ganze Laufbahn in dieſem unglücklichen Lande iſt durch eine lange Reihe der empörendſten Verbrechen bezeichnet, und ſeine endliche Niederlage erregte eine freudige Senſation unter allen, die Völkerrecht und Menſchenwohl noch nicht für Vorurtheile erklären. Hier iſt keine Spur jenes romantiſchen Hangs nach dem Abenteuerlichen, Ungewöhnlichen im Spiel, welcher ſo oft große Unternehmungen in's Leben gerufen hat, und nur gemeine, unerſättliche Habgier und kalte Grauſamkeit bezeichnen jeden ſeiner Schritte. Es würde befremdlich erſcheinen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten ihm trotzdem durch Toleriren jeden Vorſchub leiſtete, daß ſeine Anwerbungen ſo offen und ungehindert betrieben wurden, als wenn es ſich um die rechtmäßigſte Sache von der Welt handelte, daß ſeine Banden, welche theils aus unmündigen, unzurechnungsfähigen Knaben, theils aus erklärten Taugenichtſen beſtanden, die nichts zu verlieren hatten, in Newyork bei hellem Tage vor den Augen der Welt eingeſchifft wurden, wüßte man nicht, daß Walker im Fall des Gelingens in Nicaragua wieder die Sklaverei eingeführt hätte — eine dahin zielende Verordnung hatte er ſchon erlaſſen — und daſſelbe in der Folge der Union als ein neuer Sklavenſtaat einverleibt worden wäre. Man weiß aber, weſſen die gegenwärtige Regierung fähig iſt, wenn es ſich um Verſtärkung der Sklavereimacht handelt. Es iſt daher auch ganz in der Ordnung, daß Walker im Süden als ein Heros empfangen und gefeiert wurde. In Newyork dagegen, wo einige berüchtigte Subjekte, welche den Raubzug befördert und unterſtützt hatten, ebenfalls ſolche Demonſtrationen veranſtalteten, lief die ganze Sache, trotz der Pöbelmaſſe, welche ſich nach den Unruhen des Nachmittags noch im Park um das Stadthaus herum trieb und ſich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, auch dieſes Schauſpiel zu genießen, flau und nüchtern ab, wozu ein freundlicher Regen wohlmeinend das Seinige beitrug.

Der Sommer iſt im ganzen Lande wieder ſehr ſpät eingetreten, wenn überhaupt ein grauer, nordiſch trüber Himmel mit ſieben Wochen lang anhaltenden Regengüſſen auf dieſen Namen Anſpruch machen kann, und noch jetzt kann der, welcher Luſt hat, in kurzer Zeit ohne Leiden und Entbehrungen und mit geringen Koſten eines Anblicks theilhaftig werden, wie ihn zu dieſer Jahreszeit ſonſt nur das Eismeer zu bieten hat. Der Lake Superior, deſſen nördliches Ufer bekanntlich nur bis zum 49ſten Breitengrad reicht, iſt noch gegenwärtig mit einer Eisdecke belegt, durch welche die Dampfſchiffe ſich erſt ſeit wenig Wochen Bahn gebrochen haben, und die noch jetzt weit genug reicht, um die ganze Oberfläche des Erieſees zu bedecken. Die bereits mit friſchem Grün bekleideten Wälder am Ufer müſſen einen ſeltſamen Contraſt mit dieſer Eisfläche bilden; indeſſen finde ich, daß man während der letzten drei Winter ſchon genug Nordpolartiges erlebt hat, um nach einem ſolchen Anblick ſehr lüſtern zu ſeyn. Mir wurde ſchon arktiſch genug zu Muthe, als ich im Frühling, nachdem eben die Eisſchollen aus dem Hudſon verſchwunden waren, dort eines Sonntags eine Baptiſtentaufe vornehmen ſah. Es war am weſtlichen Ufer, Newyork gegenüber, hinter Hoboken, wo das Ufer den beliebteſten, am Sonntag vorzüglich von Deutſchen aufgeſuchten Spaziergang bildet, und außer einer kleinen Schaar Andächtiger hatten ſich viele Neugierige verſammelt. Nachdem eine kleine Trittleiter herbeigeſchafft worden war, um das Hinuntergelangen auf den Strand zu erleichtern, erſchien der Geiſtliche, ein kleiner blaſſer Mann mit einem liſtigen, verſchlagenen Geſicht, in einem waſſerdichten Talar, und gleich nachher brachte ein Wagen die Bekehrte, eine ſchon ältliche Frau von ſehr gewöhnlichem Ausſehen, ohne irgend eine Spur von Intelligenz im nichtsſagenden pausbackigen Geſicht. Der Geiſtliche führte ſie hinunter, las ein Capitel aus der Bibel ab und hielt dann eine kurze, nichtsſagende Rede, nach deren Schluß er die Anweſenden aufforderte, eine Hymne anzuſtimmen. Ein paar Andächtige fingen jetzt an etwas zu plärren, während deſſen der Prieſter nach dem Takt in's Waſſer marſchirte, bis es ihm etwa bis zum Gürtel reichte; dann kehrte er zurück, geleitete die Frau hinein, tauchte ſie, nachdem er ſie wohl faſt eine Minute im Waſſer herumgeführt hatte, mit den Worten: »I baptize you in the name of the father, the son and the holy ghost« einmal unter und die Ceremonie war zu Ende. Ich weiß nicht, ob die Andächtigen, als die Frau wieder in den Wagen ſtieg, gleich mir bemerkten, daß ſie unter ihrem ſchwarzen Bademantel einen ganz zerriſſenen Rock von buntem Cattun trug; aber auch ohne dieſen unpathetiſchen Cattun machte die ganze Scene auf alle Deutſchen, welche ich dort ſprach, einen äußerſt widerwärtigen Eindruck. Man empfindet den beklemmenden Einfluß beſchränkten Sektenweſens, welches den freien Geiſt in Feſſeln zu legen ſtrebt, und bornirte Menſchen, die ſich durch nichts anderes hervor thun können, mit ſolchen öffentlichen Schauſtellungen zu gewinnen ſucht.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 33.

Inhalt.

Reiter und Ränke. Eine Skizze aus dem Badeleben. Seite 769.
Der Feldberg. (Schluß.) Seite 775.
Ein französisches Dichterleben. Seite 780.

Korrespondenz-Nachrichten.
London. Seite 786. — Königsberg. Seite 787. — Neapel. Seite 790.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[50] Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in Göttingen iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Meyer, Dr. H. A. W., kritiſch-exegetiſcher Kommentar über das neue Teſtament. VII. Abthlg. 3. verm. u. verb.-Auflage. Kritiſch-exeget. Handbuch über den Brief an die Galater. 8. geh. 1 Rthlr.

Junghans, Dr. W., die Geſchichte der Fränkiſchen Könige Childerich und Chlodovech. Kritiſch untersucht. 8. geh. 20 Sgr.

Der Magnetismus

im Verhältniß zur

Natur und Religion.

Von

Dr. Joſeph Ennemoſer.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Mit einem Anhang über das Tiſchrücken.

gr. 8. brochirt. Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Der Begriff, die Bedeutung und Erklärung der charakteriſtiſchen Erſcheinungen des Mesmerismus werden in dieſem Werke ausführlich dargeſtellt, indem zunächſt die phyſiologiſchen und die pſychiſchen Erſcheinungen des Schlafwachens und Hellſehens aufgezählt und ſodann dieſelben mit andern längſt bekannten Erſcheinungen, wie der Träume, der Ekſtaſe, der Geſichte der Orakel, des Hexenweſens und anderer krankhafter Zuſtände des Geiſterſehens, der Stigmate ꝛc. verglichen und kritiſch unterſucht werden. Den Zuſammenhang und den Grund dieſer mehr bewunderten als erkannten Erſcheinungen hat der Verfaſſer in dieſer neuen Ausgabe ſchärfer nach den bekannten Naturgeſetzen und dem Verhältniſſe zur Religion verdeutlichet und aufgeklärt. Einem Grundriſſe über die Anwendung des Mesmerismus als Heilmittel folgt als Anhang eine motivirte Abhandlung über das Tiſchrücken.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Liederbuch

von

Otto Roquette.

Miniatur-Format.

geheftet. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Waldmeiſters Brautfahrt und **der Tag von St. Jakob** gehören zu den hervorragendſten Erſcheinungen in der Gattung lyriſch-epiſcher Poeſie, in der ſich ſeit einiger Zeit in ſo mannigfaltiger Weiſe ausſpricht, was die Gemüther des lebenden Geſchlechts bewegt. Der Dichter des Waldmeiſters hat vorzüglich dadurch den Weg zu ſo vielen Herzen gefunden, daß in ihm all die Heiterkeit hervorbricht, deren unſere Zeit unter ſo vielen Zweifeln und Schmerzen doch immer noch fähig ſcheint. Das hier angekündigte **Liederbuch** erklärt und rechtfertigt die Wirkung ſeiner epiſchen Dichtungen und muß dem Dichter zugleich neue Freunde erwerben und die alten noch näher verbinden. Die vielen, die ihm dadurch Dank ſchuldig geworden, daß ſich ihr eigener Lebensmuth an der naturwüchſigen Friſche ſeiner Empfindung aufrichten konnte, werden mit Vergnügen die lebhaften Anſchauungen und Gefühle verfolgen, aus denen jene größeren Dichtungen emporgewachſen ſind. Roquette's Lieder werden nicht, wie ſo viele andere, allein geleſen, ſie werden geſungen werden und in dem Munde des Volkes leben.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Simrock Heldenbuch dritter Band.

In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das kleine Heldenbuch.

Von

Dr. Karl Simrock.

Zweite vermehrte Auflage.

Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Roſengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich.

gr. 8. geh. fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Das Heldenbuch ſoll unſere geſammte nationale Heldendichtung umfaſſen. Es gilt unſer Epos, die tauſendjährige Schöpfung des deutſchen Volks, ihm in ſeiner Ganzheit und Herrlichkeit wieder vorzuführen, die Heldengeſtalten unſerer homeriſchen Lieder heraufzubeſchwören und ſo einen verſunkenen Nationalſchatz zu heben, den wir für ein ſo köſtlicheres Beſitzthum achten ſollen, als er das altgemünzte Gold unſeres eigenen Sinnes und Gemüthes iſt.

Die beiden erſten Bände füllen die Nibelungen und die Gudrun, und ſie haben ſich wiederholter Auflagen zu erfreuen gehabt. Der vorliegende dritte Theil, das kleine Heldenbuch, konnte ſo ſchnellen Eingang nicht finden, weil der für ihn beſtimmte „Hugdietrich und Wolfdietrich" ſich ihm noch nicht einverleiben ließ. Da ihn die zweite Auflage jetzt nachbringt, ſo iſt nun erſt die Aufgabe gelöſt, welche ſich der Herausgeber für das ganze Heldenbuch geſtellt hatte. Der Wolfdietrich bildet die werthvollſte Zugabe der neuen Auflage. Hier iſt der chriſtliche Geiſt endlich mit ganzer Macht auch in die deutſche Heldenſage gedrungen: er bildet ihre Seele, während ſie ſonſt auf heidniſchen Grundlagen ruht, welche das Chriſtenthum nur mildern, nicht ganz ausſcheiden konnte. Im Wolfdietrich tritt es dem Heidenthum ſiegreich gegenüber, wie das ſich am ſtärkſten im achten und neunten Abenteuer zeigt, die überhaupt zu den Glanz- und Gipfelpunkten unſerer Heldenſage gehören.

Zum Erſtenmal erſcheint hier Wolfdietrich in ſolcher Vollſtändigkeit vorgelegt, daß zu hoffen iſt, dieſes ſchöne Gedicht werde nun endlich nach ſeinem vollen Werthe Anerkennung finden. Die große Reichhaltigkeit dieſes jetzt erſt geſchloſſenen Bandes iſt völlig geeignet, den Leſer anzuziehen und dieſem ganzen recht eigentlich deutſchen Werke die Gunſt der Zeitgenoſſen zu gewinnen.

Stuttgart und Augsburg, Juli 1857.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Fichte's und Schelling's

philoſophiſcher Briefwechſel

aus dem Nachlaſſe Beider

herausgegeben von

J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling.

8. geheftet. fl. 1. — oder 20 Ngr.

Wir zweifeln nicht, daß dieſer dem Umfange nach kleine, dem Inhalt nach aber bedeutende philoſophiſche Briefwechſel eine willkommene Erſcheinung iſt. Nicht nur das große hiſtoriſche Intereſſe, welches er darbietet, indem hier der Leſer in den innerſten Quellpunkt und Entſtehungsgrund jener Differenzen hineingeſtellt wird, welche nachher zu großen Kriſen in der Geſchichte der deutſchen Spekulation geworden ſind, ſondern auch die ſachliche Bedeutung und Tiefe der hier gepflogenen Verhandlungen machen dieſen Briefwechſel wohl unbeſtritten zu einem der inhaltsreichſten und wichtigſten, welche wir überhaupt in der philoſophiſchen Literatur beſitzen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 33. 16. August 1857.

— There is nought to cull
Of folly's fruit: for though your fools abound,
Thy're barren, and not worth the pains to pull.
Society is now one polish'd horde,
Form'd of two mighty tribes, the Bores and Bored
Byron

Reiter und Ränke.

Eine Skizze aus dem Badeleben.

1. Auf der Promenade.

Einen Badeort muß man zu früher Morgenzeit sehen, wenn man von seiner nicht eingeborenen Bevölkerung ein treues Bild gewinnen will. Dann hat die nivellirende Hand der Mode, welche kein Ursprüngliches duldet, die Gestalten noch unberührt gelassen, und es zeigt vielmehr die Morgenbeleuchtung den lust-, oder richtiger leidwandelnden Menschen noch unter den Einflüssen seines eigenen Willens. So erblickt man Costüme, bei deren Zusammenstellung die natürliche Eitelkeit entweder sich gänzlich verleugnet oder im Gegentheil einen äußerst regen Erfindungsgeist entfaltet hat, und aus der Schale ist auf die Gestalt des Kerns zu schließen.

Es war sechs Uhr in der Frühe. Auf den Promenaden des kleinen Badeortes Gleisheim gingen die Kurgäste. Zwischen den verschiedenen Gruppen bewegte sich der Brunnenarzt, Hofrath Käferberg, mit rastloser Geschäftigkeit. Er hatte die schwierige Aufgabe, allen seinen Patienten ein willkommenes Wort zu sagen, aber gleichwohl sich nicht lange fesseln zu lassen, weil jeder seine Ansprüche auf den Ersehnten geltend machte und von ihm, je nach Stimmung und Verhältnissen, bemitleidet, beglückwünscht, oder zum mindesten durch Neuigkeiten befriedigt seyn wollte. Es war schon einiges Gedächtniß und noch mehr diplomatische Feinheit erforderlich, um hier überall das Richtige zu treffen; allein beides besaß der Hofrath in hohem Grade, und sein rüstiges Alter, die dünne geschmeidige Figur bei mittlerer Größe, ein stereotyper Ausdruck der Theilnahme in den von dem röthlichen Backenbart vortheilhaft eingerahmten Gesichtszügen, überhaupt seine ganze Erscheinung, welche auffallende Aehnlichkeit mit einem Aale zeigte, unterstützte ihn dabei auf's beste. So schlüpfte er hin und her in dem Gewühl und war wiederum verschwunden, wo man ihn fangen wollte.

Eben gelang es ihm, von dem Geheimen Kalkulator Röhrlein sich loszulösen, welcher über seinen Krankheitszustand, der lediglich aus anhaltendem Sitzen entsprang, die tiefsinnigsten Beobachtungen zu Papiere gebracht hatte, als bereits eine wegelagernde Dame ihre Beute mit den Worten sicherte:

„Guten Morgen, lieber Hofrath! Was bringen

Digitized by Google

Sie denn Neues?“ — „Ah, guten Morgen, meine gnädigſte Frau von Beckmann. Neues, meinten Sie? Unſer Brunnen iſt immer damit verſehen; als z. B. geſtern Abend traf denn der Herr Graf zu Landau bei uns ein — Sie wiſſen, der im großen Kurhauſe Nr. 1 und 2, den Salon mit Nebenzimmer, hatte beſtellen laſſen.“ — „Sehr gut. Nun, und wie finden Sie ihn?“

„Ein hoher Zwanziger, denk' ich, dunkelblondes Haar, ſehr liebenswürdiges Weſen. Gewiß ein vielverſprechender Zuwachs für die Geſelligkeit. Seine Rouleaux ſind vorläufig noch herabgelaſſen.“ — „Sie wiſſen doch immer Erfreuliches mitzubringen, lieber Doctor.“ — „Viel zu nachſichtig. Aber ich wünſche immer Erfreuliches zu hören, und deßhalb frage ich denn: wie ſteht es um Ihr Befinden, meine Gnädigſte?“ — „Ach, davon iſt wenig zu rühmen. Die Nerven — Sie wiſſen ja.“ — „Freilich, freilich! Dieſe ſtrangartigen Gebilde ſind die alten Störenfriede der Menſchheit. Aber verlieren Sie nicht den Muth, verehrte Frau. Die Wirkungen unſeres Brunnens gerade gegen ſolche Leiden ſind zu erprobt. Fahren Sie nur fort in Ihrer Kur, genau den bisherigen Anordnungen gemäß.“

Und der Hofrath griff nach dem Hute, um ſeine menſchenfreundliche Unterhaltung andern Harrenden angedeihen zu laſſen; aber Frau von Beckmann verſtand es, nicht loszulaſſen, was ſie einmal gefaßt hatte. — „Brachte der Graf Equipage mit?“ fuhr ſie fort. — „Leider nein, eine verderbliche Folge der Eiſenbahnen —“ Die Dame unterbrach ihn: „Sahen Sie denn mein armes Kind, meine Laly?“

Es muß hier eingeſchaltet werden, daß Frau von Beckmann die Badegeſellſchaft ſehr bald davon in Kenntniß geſetzt hatte, die kleine Laly ſey ihr älteſtes Töchterlein und zähle erſt vierzehn Jahre, ſie ſelbſt aber habe ſich außerordentlich früh, nämlich mit ſechzehn Jahren bereits, verheirathet. Weitere kalkulatoriſche Phantaſien überließ ſie den Zuhörern, und es mochte ſchmerzlich genug ſeyn, daß hiernach die unheilvolle Brücke, durch welche die Verbindung der zweiten Dekade mit der dritten vermittelt wird, als überſchritten ſich darſtellte. Wenn man indeß erwog, daß Fräulein Laly eine ausgebildete Schönheit war, welche Peter Paul Rubens mit Freuden zum Vorbild gewählt haben würde, ſo dachte jeder Unbetheiligte im Stillen, Frau von Beckmann werde immerhin mit ihren Angaben bis an die äußerſte Grenze des Möglichen zurückgegangen ſeyn.

Des Hofraths Eile wurde indeß durch dieſe ihm längſt geläufigen Betrachtungen nicht aufgehalten; er erwiederte raſch: „Ich habe ſchon die Ehre gehabt das gnädige Fräulein zu begrüßen. Sie ſcheint ſich ja ſo ziemlich erholt zu haben.“ Er hatte während dieſer Worte bereits einen leiſen Rückzug angetreten und griff abermals nach dem Hute. Die unermüdliche Frau von Beckmann aber fragte, ohne dieß bemerken zu wollen, wiederum: „Und ſonſt keine neuen Gäſte?“ — „Nur ein Herr Hartwig; wohnt im großen Kurhauſe Nr. 24., mir aber perſönlich noch nicht bekannt.“ — Mit dieſer Erwiederung verband der Hofrath das Abnehmen des Hutes und eine leichte Verbeugung dergeſtalt, daß er bei dem letzten Worte durch eine geſchickt ausgeführte Kehrtwendung entwiſcht war.

„Ah, ſieh da, meine Herrn!“ redete er ſofort eine Gruppe an, welche nun unmittelbar vor ihm ſtand. — „Ich gratulire zum glücklichen Ausbruch, Doctor; Frau von Beckmann ſchien Sie dießmal feſt beſtrickt zu haben,“ ſagte Herr Rüſtow, ein ſtattlicher junger Gutsbeſitzer aus Pommern. — Der kleine Regierungsrath von Fechner aber, deſſen blondes Haar die einen als Naturprodukt, die andern als Erzeugniß des Kunſtfleißes anſprachen, fügte lächelnd hinzu: „Beſtrickt wohl im Labyrinth ihrer Lebensjahre, zu dem noch keiner den Ariadnefaden finden konnte?“ Dabei ſah er mit verſtohlenem Blick die übrigen der Reihe nach an, um den Eindruck ſeiner Worte zu beobachten, doch gelang es ihm zu ſeinem Bedauern nicht, in deren Geſichtszügen eine Veränderung wahrzunehmen.

„Ja,“ fuhr Rüſtow ruhig fort, „wenn ich mich zurückdatiren wollte wie Lalys Mama, da müßte ich etliche alte Schmöker unter den Arm nehmen und ſpornſtreichs in die Klaſſe wandern. Aber ein ſolches Phantaſiren iſt außer allem Spaß.“ — „Stört die Kur, ich muß es verbieten,“ ſagte der Hofrath. — Und Herr von Alfeld, ein ſchon älterer Mann, fügte hinzu: „Böſe Zungen, nicht wahr, Doctor? Ich rathe Ihnen, flüchten Sie zu meiner Frau und Tochter, welche dort eben die Allee herabkommen.“ — „Sie haben vollkommen recht, Herr Baron. Hier kann man ja ſeinem Rufe durch bloßes Zuhören ſchaden.“ Und Hofrath Käferberg war bereits bei den Damen, während ihm der kleine Fechner von weitem nachſchlich, um alsbald ſeine Stelle einnehmen zu können.

Man mochte das dem Regierungsrath nicht füglich verdenken, denn bis an die Zähne in einen blau und grün gewürfelten Plaid gehüllt, aus welchem unten eine ſtahlgraue Bekleidung, in lackirten Stiefeln endend, oben der liſtig blickende halbe Kopf unter grauem Abällinohute hervorragten, bildete er in der That eine höchſt maleriſche Erſcheinung, die es wohl verdiente dem Auge der Damen nicht entzogen zu werden.

„Der Herr Baron mahnt mich eben an meine Pflicht,“ ſagte der Hofrath, „nach Ihrem und des

Digitized by Google

Fräuleins Befinden mich zu erkundigen, meine gnädige Frau." — „Nun," versetzte Frau von Alfeld, eine zarte Figur mit feinen, noch immer anmuthigen Zügen, „auf eine Wirkung darf ich bis jetzt nicht rechnen, denn die Zeit unseres Hierseyns ist zu kurz; aber ich habe das beste Vertrauen auf den Brunnen und auf Ihre Vorschriften, Herr Hofrath." — „Das freut mich zu hören, meine Gnädige, denn Zutrauen ist die halbe Kur."

Fräulein Amelie, oder Lily, wie sie gewöhnlich genannt wurde, fügte freundlich hinzu: „Und ich muß mir meine Gesundheit wohl eigentlich zum Vorwurf machen, Herr Doctor, weil ich nun Ihres Rathes mich nicht erfreuen kann?" — „Solchen Egoismus trauen Sie mir zu, mein gnädiges Fräulein? Ich gebe Ihnen vielmehr den aufrichtigen Rath für alle Zukunft: mögen Sie den Aerzten fern bleiben!" — „Ei, das ist unparteiisch und doppelt dankenswerth." — „Und dafür kommen Sie denn auch heute Nachmittag zur Musik, nicht wahr?" — „Das müssen Sie die Mama fragen." — Diese sagte: „Ich denke, daß wir kommen werden, wenn mein Mann nichts anderes beschlossen hat."

Der Hofrath empfahl sich. Fechner eilte herbei, die Damen zu begrüßen, „Sehen Sie, daß ich recht hatte!" wandte sich Rüstow zu Alfeld. „Da umflattert der alte Schmetterling schon wieder Ihre Lilie." — Alfeld lachte: „Mir scheint es, daß diese kleinen Huldigungen seine Kur befördern, also verbietet mir schon die Menschenliebe, denselben entgegenzutreten. Und für meine Tochter bin ich unbesorgt." — „Das glaub' ich, aber der Rückschlag wird ihm später die Nachkur stören." — „Sie trauen ihm zuviel Gefühl zu, lieber Rüstow." — „Nur einen Ueberfluß an Eitelkeit, der für seine Haltung bedenklich seyn würde, wenn nicht der ebenso große Mangel an Muth das Gleichgewicht einigermaßen herstellte." — „Sie sind einmal sein Plagegeist, und er kann Sie doch nicht entbehren. Wie kommt das nur?" — „Ich glaube, er geht von der Ansicht aus, daß ich ihm Gelegenheit gebe, seinen Witz leuchten zu lassen, welcher einiger Friction bedarf." — „Die Freundschaft würde ein Ende mit Schrecken nehmen, wenn er wüßte, daß Sie ihm die Perrücke angedichtet haben." — „Aber ich versichere Sie, dieses Kleidungsstück ist kein Kind meiner Phantasie. Wir hatten lange keine Wette, Herr von Alfeld. Gilt es drei Flaschen Sekt? Fechner trägt eine Perrücke!" — „Es gilt, ich sage nein. Aber wie soll die Wette entschieden werden?" — „Unbedingt durch ihn selbst." — „Dazu glauben Sie ihn zu bringen?" — „Nichts leichter als das." — „Aber er wird ernstlich böse werden." — „Um so besser, dann erwerbe ich mir zugleich das Verdienst, ihn wieder gut zu machen."

Aus dem Kurhause trat ein schlanker junger Mann mit einnehmenden Zügen und dunklem Bart. Er ging gerade auf die beiden zu, und verbindlich grüßend redete er Alfeld mit den Worten an: „Ich habe die Ehre, den Herrn von Alfeld zu sehen?" — „Der bin ich." — „Dann erlauben Sie mir, mich Ihnen selbst vorzustellen, da ich hier unbekannt bin. Mein Name ist Hartwig. Ich war vor Kurzem auf Ihrem Gute, Herr von Alfeld, und der Verwalter hatte die Freundlichkeit, mir auf meinen Wunsch die dortige Musterwirthschaft in allen Theilen zu zeigen." — „Sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Also Sie waren in Barkhausen und interessiren sich für Landwirthschaft?"

„Ich habe mich praktisch damit beschäftigt." — „Desto besser! Darf ich die Herrn bekannt machen? Herr Hartwig — Herr Rüstow. Da sind wir gleich drei Oekonomen zusammen."

„Sie haben einen vortrefflichen Boden, Herr von Alfeld," fuhr Hartwig fort, „und der scheint in der ganzen Gegend ziemlich gleich gut zu seyn. Ich war auch in Ihrer Nachbarschaft auf Mühlburg." — „Eine schöne Besitzung, nur sehr verkommen. Sie steht zum Verkauf. Wer sie übernimmt, wird an allen Ecken zu thun haben, um Ordnung herzustellen." — „Das könnte mir Spaß machen," meinte Rüstow. „So sind auch die schlechten Wirthe noch zu etwas gut für ihre Nachfolger." — „Aber," bemerkte Alfeld, „lassen Sie uns die badepflichtmäßige Promenade fortsetzen, wenn es Ihnen recht ist, meine Herrn."

Sie wandelten der großen Allee zu, wo ihnen der Hofrath begegnete und mit einem Anfluge mißliebigen Erstaunens den neuen Badegast, welchen er selbst noch nicht kannte, in Gesellschaft zweier entschiedenen Badehonoratioren sich bewegen sah. Denn eigentlich nahm er für sich das Recht in Anspruch, der Ceremonienmeister des Brunnens zu seyn und als solcher alle Bekanntschaften zu vermitteln.

„Aber, Hofrath," rief Rüstow, „wohin? Ihr Gang verräth ein Ereigniß!" — „Nicht doch," versetzte der Doctor mit angenommener Gleichgültigkeit, „der Graf zu Landau hat mich bitten lassen, ihn auf der Promenade zu begleiten und ihn dort mit einigen der Herrn und Damen bekannt zu machen." — „Ei, da dürfen wir Sie nicht aufhalten!" sagte Alfeld. — „Glückseliger Hippokrates!" setzte Rüstow hinzu, während der Hofrath in Eile die Richtung nach dem großen Kurhause verfolgte.

2. Der erste Cirkel.

Unter einer Badegesellschaft findet man stets kleinere in sich abgeschlossene Kreise, bei deren Bildung mehr Zufall als bestimmte Absicht thätig gewesen ist.

Digitized by Google

Der Beginn einer Saiſon bedingt Langeweile, weil dann nur erſt wenige Gäſte vorhanden und dieſe wenigen gegenſeitig ſich meiſt völlig unbekannt ſind. Unter einer geringen Perſonenzahl wird auch der Entſchluß zur Annäherung ſchwerer; indeß der Geſelligkeitstrieb, welcher dem Menſchen inne wohnt, muß zum Durchbruch kommen, wenn nicht gerade etliche hermetiſch verſchloſſene Hypochonder den Stamm bilden; dieſe freilich laufen gleich Parallellinien neben einander her, ohne ſich je zu berühren. Die Entſtehung der erſten zaghaften Annäherungen iſt eine zufällige, oder unbewußte. Auf der Promenade begegnet man ſich jeden Morgen und den Tag über immer auf's neue. Ein Gruß wird da unwillkürlich gewechſelt. An den Gruß knüpft ſich das Wort. Aeußere Erſcheinung, muthmaßliche Lebensſtellung, vielleicht auch ein Name — dieß ſind die nicht ganz zuverläſſigen Stützen einer Badebekanntſchaft. Man klebt weniger an den herkömmlichen Formen, weil man weiß, daß die Zeit dazu fehlt, daß das Zuſammenſeyn nur von kurzer Dauer iſt; aus dieſem Grunde will aber auch jeder ſich gleich von der vortheilhafteſten Seite zeigen, um einen möglichſt guten Eindruck zu hinterlaſſen; und dieß gelingt ihm wieder um ſo leichter, weil im Bade, wo die Geſchäfte und Sorgen des gewöhnlichen Lebens abgeſchüttelt ſind, der Menſch von ſelbſt weit liebenswürdiger zu ſeyn pflegt als daheim: man gibt mehr und verlangt weniger. Verſchiedene Quellen einer anregenden Geſelligkeit fließen ſomit hier zuſammen.

Haben nun unter den erſten Schwalben der Saiſon erſt zwei ihre Bekanntſchaft eingeleitet, dann ſind ſie ſchon eine Macht gegenüber den Einzelwanderern; ſie ſind aber zugleich der Kryſtalliſationskern, an welchen weitere Elemente ſich anſetzen, und man erhebt bei dieſen keine Schwierigkeit, ſo lange das Bedürfniß der Ausdehnung ſich geltend macht. Bald hat ſich aus Familien und Einzelnen ein Cirkel gebildet, deſſen Mittelpunkt häufig eine liebenswürdige Frau iſt. Möglicherweiſe kann es auch eine Kokette ſeyn, dann aber pflegt der übrige Cirkel nur aus Männern zu beſtehen, welche an dem Triumphwagen ziehen oder noch vorgeſpannt werden ſollen. Zwei Koketten vertragen ſich nicht minder ſchwer, wie zwei Hähne auf demſelben — Territorium, weil ihre Zwecke ſich durchkreuzen müſſen. Bedarf jedoch der Cirkel keiner neuen Mitglieder mehr, dann wird er vorſichtiger bei Zulaſſung derſelben; er ſchließt ſich feſter ab nach außen und iſt ſehr unbekümmert, einem Mißliebigen dieß deutlich zu erkennen zu geben. Nun entſtehen Beziehungen und Stichworte mancherlei Art, andere Cirkel, andere Badegäſte werden einer möglichſt ſchonungsloſen Kritik unterworfen und mit Spitznamen ausgeſtattet. Wem in dieſer Periode der intimeren Beziehungen noch geſtattet wird, ſich anzuſchließen, der erlangt erſt durch ein mehrtägiges Studium die Befähigung, in der Mundart des Cirkels ſich richtig auszudrücken, zumal hier ein geſchriebenes Recht unbekannt und mündliche Ueberlieferung die einzige Quelle iſt, wie bei den Geſängen der alten Rhapſoden. Eine mehrſtündige Vereinigung an jedem Tage ſchließt den Kreis immer enger zuſammen und mit ſchwerem Herzen trennt man ſich nach wenigen Wochen, weil dieſe eine genauere Bekanntſchaft vermittelt haben, als unter gewöhnlichen Verhältniſſen Monate und Jahre. In kleinen Bädern kommt hinzu, daß faſt alle Gäſte einander dem Namen nach kennen, wodurch das Intereſſe noch geſteigert wird.

Die Mitglieder eines, und zwar des erſten Cirkels — wie ſie ſich ſelbſt mit Recht nannten und von den übrigen aus Spott, dem eine Doſis Neid beigemiſcht war, genannt wurden — haben wir auf der Morgenpromenade bereits kennen gelernt. Sie waren: Herr von Alfeld mit ſeiner Frau und Tochter, die verwittwete Frau von Beckmann nebſt ihrer Laly, Herr Rüſtow und der Regierungsrath von Fechner. Hofrath Käferberg gehörte, vermöge ſeiner Stellung, keinem Kreiſe ausſchließlich an, aber alle ſtanden ihm offen und man achtete ſeine Neutralität. Indeß mochte ein aufmerkſamer Beobachter nicht verkennen, daß er am liebſten und längſten bei dem erſten Cirkel verweilte.

Zum Verſammlungsplatz hatte dieſer Kreis von Anfang an den ſchönſten und gelegenſten Punkt der Promenade beſtimmt, eine dicht verwachſene halb offene Laube, an welcher der Hauptverkehr in kurzer Entfernung ſich vorüber bewegte. Von den übrigen ward dieſe Ausſchließlichkeit zwar Anmaßung geſcholten; aber es wagte doch niemand den Platz in Beſchlag zu nehmen, wenn man nicht mit Beſtimmtheit wußte, daß deſſen gewöhnliche Beſitzer heute keinenfalls erſcheinen würden.

Nachmittags ſpielte die Muſik auf der Promenade, und ihr pflegte man ſitzend oder luſtwandelnd zuzuhören. Der Kreis unſerer Bekannten war heute vollſtändig beiſammen, bis auf Herrn von Alfeld. Dieſer ging noch mit Hartwig auf und ab, in welchem er einen ſehr unterrichteten jungen Mann gefunden hatte. Fechner ſaß neben Frau von Alfeld. Er liebte es nach Grundſätzen zu verfahren und befolgte die Lehre des Volkes, daß es mit der Mutter halten ſoll, wer die Tochter haben will. Ueberdieß glaubte er bei der letzteren eine bedenkliche Concurrenz nicht fürchten zu dürfen; denn Rüſtow machte höchſtens zum Scherz dem Fräulein Laly mitunter die Cour, während

Digitized by Google

er der Frau von Beckmann die fabelhafteſten Geſchichten erzählte.

Jetzt trat Alfeld mit Hartwig hinzu, den er den Damen und Fechner vorſtellte. Frau von Alfeld forderte den jungen Mann auf, Platz zu nehmen, und Hartwig nahm den leeren Stuhl neben Amelie ein. Fechner vermochte eines mildſäuerlichen Geſichtsausdrucks nicht völlig Herr zu werden, ſo daß ſeine Züge an jenen Bauern erinnerten, welcher mit pflichtmäßigem Wohlbehagen den Eſſig koſtete, den man ihm irrthümlich ſtatt Wein verabreicht hatte. — „Sie waren in Barkhauſen, höre ich?“ fragte Frau von Alfeld. — „Ich komme eben daher und kann Ihnen die neueſten, aber glücklicherweiſe nur gute Nachrichten von dort bringen, meine gnädige Frau.“

Lily horchte auf, als ſie Hartwigs Stimme vernahm, und ſchien nachzuſinnen. Sie ſagte dann: „Haben Sie auch den Garten beſucht?“ — „Gewiß, mein gnädiges Fräulein. Die Ananastreiberei iſt ſchon wieder im beſten Fortgang; die Reparaturen an der Beetummauerung ſind völlig beendet.“ Lily erröthete leicht: dieſer Zweig der Gartenkultur ſtand unter ihrer beſondern Leitung. — „Ananas ziehen Sie dort?“ rief Laly enthuſiaſtiſch. Der Regierungsrath Fechner aber, welchem Hartwigs Unterhaltung mit Fräulein Amelie überhaupt fatal war, fand dieſelbe noch weit unangenehmer, als ſie ſich auf örtliche Einzelheiten erſtreckte, denen er nicht folgen konnte. Er wollte deßhalb verſuchen, dem Geſpräch eine Wendung zu geben, und ſagte raſch, zu Laly gewendet: „Sie lieben die Ananas, mein Fräulein?“ — Frau von Beckmann aber beſeitigte gern ihre Tochter aus der Converſation, um einen größeren Antheil derſelben ſich zuzuwenden. Sie verſetzte deßhalb lächelnd: „Wer ſpricht wohl mit jungen Mädchen, die faſt noch Kinder ſind, von Liebe, Herr Regierungsrath!“ Dieſer ſaß etwas verlegen, weil er nicht gleich eine Antwort zur Hand hatte, als Rüſtow bemerkte: „Ja, lieber Fechner, ich bin doch auch der Anſicht, mit einem ſolchen Thema müſſen Sie ſich an ältere wenden.“

Frau von Beckmann hatte es indeß übel empfunden, daß der Neuangekommene — der wohl auch nicht von Familie war, worüber man hier freilich wegſehen mußte — ihr noch keine Anrede gewidmet hatte. Sie wendete ſich deßhalb an ihn mit der Frage: „Iſt es denn Ihre Geſundheit, Herr Hartwig, was Sie hergeführt hat?“ — „Doch nicht, meine gnädige Frau, ich befinde mich gottlob recht wohl. Meinem hieſigen Aufenthalt liegen andere Zwecke zum Grunde.“ — „Und Sie werden einige Zeit hier verweilen?“ — „Das hängt von Umſtänden ab. Ich denke allerdings einige Wochen.“

Den Augenblick, als Hartwig in Anſpruch genommen wurde, hatte Fechner ſofort benutzt, um mit Fräulein Amelie eine Unterhaltung zu beginnen; allein das Glück war ihm heute nicht hold. Zu dem Kreiſe trat jetzt Hofrath Käſerberg mit einem Fremden, welchen er, nicht ohne einen gewiſſen Stolz, als den Grafen zu Landau vorſtellte. Derſelbe trug halb langes, ſehr ſorgfältig behandeltes Haar und einen blonden Henri-quatre ohne Schnurrbart; er war von etwas unterſetzter Geſtalt, mehr ſtark als ſchlank, ſein Anzug erſchien gewählt, ſein ganzes Weſen zeigte eine äußerſt zuvorkommende Freundlichkeit.

Als er mit Hartwig bekannt gemacht wurde, wechſelten beide faſt unwillkürlich einen durchdringenden Blick. Der Fremde ließ indeß ſein Auge gleich wieder abgleiten und ſah ſich unbefangen in dem Kreiſe um. Hartwig dagegen fragte nach kurzem Beſinnen: „Sollte ich nicht ſchon das Vergnügen gehabt haben, mit Ihnen zuſammenzutreffen, Herr Graf?“ — „Und an welchem Orte, wenn Sie erlauben?“ verſetzte der andere. „Ich wüßte mich in der That nicht zu beſinnen.“ — „Darnach eben frage ich meine Erinnerung vergebens, und mein ſehr treues Gedächtniß behält Perſonen leichter als Namen. Möglich allerdings, daß eine Aehnlichkeit mich täuſchte.“ — „Ich möchte das glauben,“ erwiederte der Graf mit zuvorkommender Sicherheit. „Jedenfalls würde ich bedauern müſſen, Ihres Namens mich nicht mehr zu erinnern, Herr Hartwig.“

Die beiden ſetzten ſich, der Graf neben Frau von Beckmann, welche nunmehr einen freudeſtrahlenden Blick über die Verſammlung gleiten ließ. „Aber unſer Erſcheinen hat die Unterhaltung geſtört,“ bemerkte der Hofrath. „Wollen Sie uns nicht an derſelben Theil nehmen laſſen?“ — „Ich möchte ebenfalls darum bitten,“ fügte der Graf hinzu.

Eine augenblickliche Pauſe trat ein, welche der Regierungsrath mit den Worten unterbrach: „Ich wollte ſchon vorher zu fragen mir erlauben, welche neue Lektüre Sie da vor ſich liegen haben, Fräulein Laly?“

„Es iſt Dred by Mrs. Beecher Stowe,“ verſetzte ſie; „aber ich habe es erſt eben angefangen.“ — »Ah, you speek english?« wandte ſich nun der Graf zu ihr und fuhr in gewandtem Engliſch fort, wie erfreulich es ſey, die jungen Damen gegenwärtig ſo viel mit dieſer Sprache ſich beſchäftigen zu ſehen, was wohl dem Umſtande mit beigemeſſen werden müſſe, daß man auf dem Continent jetzt ſo häufig die Herrn Engländer antreffe.

Laly wurde über und über roth, Frau von Beckmann aber ſagte: „Du ſprichſt ein recht gutes Engliſch, liebes Kind, ich weiß es. Benutze alſo nur die

Digitized by Google

Gelegenheit, welche der Herr Graf ſo freundlich iſt dir zur Uebung deiner Kenntniſſe zu geben. Was man verſteht, das darf man auch zeigen." — Laly erwiederte jetzt einige zaghafte Worte, und Graf Landau ermunterte ſie, indem er ihre gute Ausſprache lobte.

„Ich hörte vorhin den Namen Laly," fuhr er dann fort, „wenn ich nicht irre als den Ihrigen, mein Fräulein. Darf ich wohl fragen, woher derſelbe kommt? Ich finde ihn allerliebſt." — „Es iſt eine Abkürzung des Namens Eulalie," erwiederte Frau von Beckmann. — „Den ich gar nicht ſchön finde," fügte ihre Tochter hinzu. — „Ja, da bin ich einverſtanden," bemerkte der Regierungsrath, „es liegt etwas Melancholiſches in dieſem Namen, welches Ihnen durchaus nicht eigen iſt, mein Fräulein." — „Natürlich!" meinte Rüſtow, „man denkt ja dabei immer an Menſchenhaß und Reue." — „Mit Einem Worte," ſagte der Graf, „Sie haben ſehr recht gethan, die hübſche Abkürzung vorzuziehen."

„Eigenthümlich bleibt es aber," nahm Frau von Alfeld das Wort, „daß man mit vielen Vornamen immer eine beſtimmte Charakteriſtik verbindet." — „Wie ſo denn?" fragte Frau von Beckmann. — „Nun," antwortete der Regierungsrath, „z. B. Chriſtine oder Katharine ſind die wahren Köchinnennamen. Man denkt ſich ihre Trägerinnen immer in küchenartiger Umgebung." — „Herr Regierungsrath von Fechner," erwiederte die Dame, „ich muß doch ſehr bitten. Ich heiße Katharine Chriſtine von Beckmann, geborene von Meyer, und dieſe Familien haben niemals die Küchenſchürze im Wappen geführt." Dabei warf ſie einen zerſchmetternden Blick auf ihn herab.

„Die letztere Familie iſt eben ſo ausgebreitet als alt," bemerkte Rüſtow ernſthaft; „ein früherer Meyer ſoll ſchon unter Gottfried von Bouillon in der Schlacht bei Ascalon thätig geweſen ſeyn." — „Wann war denn das?" fragte Laly neugierig. — „Ach, es ſind ſchon 850 Jahre her," antwortete er; „laſſen wir die alten Geſchichten ruhen."

„Und, meine gnädigſte Frau," ließ ſich der Hofrath vernehmen, „Königin Chriſtine von Schweden und Kaiſerin Katharine von Rußland waren zwei der größten Regentinnen." — „Aber laſſen wir doch die alten Namen!" rief Frau von Beckmann. „Die Herren werden gleich ſo tiefſinnig, und im Bade muß man eine leichte Unterhaltung haben, nicht wahr, lieber Hofrath?" — „Dem kann ich nur beiſtimmen," erwiederte der Angeredete, „und vielleicht bin ich im Stande, eine Neuigkeit mitzutheilen, welche bei den Damen ſowohl als bei den Herren gleichmäßigen Anklang finden dürfte." — „Geſchwind alſo, lieber Doctor! Ihre Folter verdirbt uns auch die Kur."

„Auf Veranlaſſung Sr. Hoheit, unſeres allergnädigſten Fürſten und Herrn, wird nächſtens ein Theil der Vandoniſchen Kunſtreitergeſellſchaft eintreffen, um hier drei Vorſtellungen zu geben. Was ſagen Sie dazu?" — „Das iſt prächtig!" rief Laly. — „Ganz vortrefflich!" wiederholte ihre Mama.

„Solche Leute werden nur ſo leicht überläſtig!" äußerte der Graf mit einem ſehr unbehaglichen Geſicht. „Da ſoll man ſie in Protektion nehmen, empfehlen." — „Deßhalb dürfen Sie in dieſem Falle ruhig ſeyn," verſetzte Alfeld. „Die Geſellſchaft iſt eine der erſten und bedarf derartiger Mittel nicht für ihren Ruf."

„Eigentlich ſehe ich Kunſtreiter nicht gern," bemerkte Frau von Alfeld, „weil ſo leicht das Schöne dem Halsbrechenden untergeordnet wird, und es hat für mich keinen Reiz, eine Schwierigkeit überwunden zu ſehen, wenn die Sorge um Leben oder Geſundheit eines Menſchen damit Hand in Hand geht. Von dieſen Leuten hört man freilich, daß die Grazie bei ihnen als erſte Regel gilt." — „Und das iſt richtig, meine gnädige Frau," ſagte Hartwig. „Ich kann es aus Erfahrung beſtätigen."

„Aber ſpielen ſie denn im Freien?" fragte Frau von Beckmann. „Dann iſt man ja nie vor ſchlechtem Wetter ſicher." — „Was denken Sie, meine Damen!" fiel der Hofrath ein. „Das fürſtliche Reithaus wird zu einem glänzenden Circus eingerichtet." — „Wer kommt denn Alles mit, lieber Doctor?" erkundigte ſich Graf Landau weiter. — „Mit Sicherheit weiß ich das noch nicht anzugeben. Nur eines iſt mir bekannt: die Prima Donna wird nicht fehlen, berühmt wegen ihrer Geſchicklichkeit," wendete er ſich zu den Damen und gab dann den Herrn die halblaute Erläuterung: „Himmliſche Erſcheinung! Sie hörten ohne Zweifel von Fräulein Victoire?"

Und aus Einem Munde rieſen Landau, Fechner, Hartwig und Rüſtow: „Victoire?!" — Es muß aber bemerkt werden, daß dieſer Name von Seiten Landaus und Fechners mit einem Fragezeichen, von Seiten Hartwigs und Rüſtows mit einem Ausrufungszeichen begleitet ward. — „Sehr gut!" lachte der Hofrath. „Die Herren kennen ſie ſämmtlich. Nur ſcheinen, nach den phonetiſchen Andeutungen, Reminiscenzen verſchiedener Art mit dem Namen ſich zu verweben."

„Die Herren müſſen beichten, und zwar der Reihe nach!" erklärte Frau von Beckmann, während Lily den dargebotenen Arm ihres Vaters nahm und im Geſpräche mit ihm weiterging. — „Nun alſo, zuerſt Herr Hartwig." — „Ich kenne Fräulein Victoire nur von Anſehen. Ich ſah ſie öfter auftreten und bin durch ihre vollendeten Leiſtungen angezogen und in hohem

Digitized by Google

Grade befriedigt worden." — „Wenn mir jemand die Wahrheit verbürgte! Und Sie, Herr Graf zu Landau?" — „Ich weiß wirklich nicht mit Bestimmtheit, ob ich die junge Reiterin kenne; aber ich meine beinahe." — „Wir wollen so frei seyn diese Meinung zu theilen. Herr Regierungsrath von Fechner?" — „Ich kenne dieses Wunder noch nicht einmal von Ansehen. Aber ich wäre wohl einigermaßen neugierig, dasselbe mit eigenen Augen zu erblicken, — ihre Leistungen natürlich!" — „Begreiflich! Und endlich Herr Rüstow?" — „Ich kenne Fräulein Victoire persönlich und werde mich sehr freuen sie hier wiederzusehen." — „Also die einzige sichere Quelle! Erzählen Sie denn von ihr."

„Nun, ihre hervorstechenden Eigenschaften sind Muth, Anmuth, Uebermuth. Ihr ist jede derselben im höchsten Maße eigen. Sie können sich übrigens unbedenklich mit ihr unterhalten, gnädige Frau." — „Das werde ich denn doch mit Ihrer Erlaubniß lieber bleiben lassen. Dafür beobachte ich mir aber die Herren, wenn sie diesem Ausbund von Muth huldigen." — „Ich hoffe Ihnen das erleichtern zu können, gnädige Frau."

Ob die von den vier Herrn abgelegte Beichte sich völlig in den Grenzen der Wahrheit bewegte, das aufzuklären muß der Zeit überlassen bleiben; wir fühlen keine Verpflichtung, schon jetzt eine inquisitorische Untersuchung dieserhalb anzustellen.

Die Neuigkeit des Hofraths war wie eine Bombe in die friedlichen Kreise der Badegesellschaft gefahren und hatte gezündet. Man sprach von nichts anderem als von der Vandonischen Gesellschaft, von Victoire's Launen und Liebenswürdigkeit. Die Herren schwärmten oder bereiteten sich vor, es zu thun, die Damen wurden neidisch und eifersüchtig. „Die Milch der frommen Denkart" begann fast überall in einige Gährung überzugehen, und der Doctor konnte nicht umhin das Eintreffen der Angekündigten herbeizuwünschen, um wenigstens der fieberhaften Spannung ein Ende gemacht zu sehen; denn er überzeugte sich, daß der ruhige Fortgang zahlreicher Kuren bereits ernstlich gefährdet war.

(Fortsetzung folgt.)

Der Feldberg.

(Schluß.)

Freilich, alles hat seine Zeit und alles ist eitel hienieden; wer will's dem weisen Salomo widersprechen? und wie hätten die gelehrten Herren von St. Blasien Geschichte forschen und schreiben können, wenn es kein Werden und Vergehen auf der Welt gäbe! Das Kloster erreichte unter Abt Ulrich 1314 die eigentlich schönste Zeit seines jugendlichen Glanzes und Wohlstandes. Im Jahr 1322 verzehrte das Feuer die ganze Abtei und die Mönche mußten einstweilen in die auswärtigen Zellen wandern. Ulrich gab sich alle Mühe, das Kloster herzustellen, aber die Kasse war erschöpft, und weil er römische Aufdringlinge in die Pfarreien des Stiftes nicht aufnehmen wollte, traf ihn der Bannstrahl des Gegenpapstes Nicolaus, und tief gebeugt starb er im Jahr 1334. Abt Peter baute die Abtei wieder auf; aber in dem folgenden Kampfe der Päpste und Gegenpäpste schützte die (1361) von Oesterreich übernommene Schirmvogtei den reichen Klosterlasten nicht vor vielfacher Aderläße. Die Wissenschaften wurden vernachläßigt. Die Schweizerkriege brachten Rohheit und Unglück. Oesterreich suchte indessen das reiche Gotteshaus sich noch mehr zu verbinden, indem es dem Abte den Titel eines beständigen Raths und Erberzhofkapellans ertheilte. Gegen die Reformation verschloß St. Blasien natürlich Stift und Land. Aber am 1. Mai 1525 fielen die aufrührerischen Bauern über das Kloster her, beraubten es und vertrieben die Mönche, und als der Abt den Rädelsführer Uehlin von Niedermühle aufhängen ließ, sprengte das rachgierige Volk die Gebäude in die Luft. Der Abt Caspar Müller von Schönau, der nach der Mitte des Jahrhunderts den Krummstab in seine kräftige Hand nahm, richtete in dreißigjähriger Verwaltung den alten Besitz und Geist der Abtei wieder auf. Er selbst und unter ihm Andreas Lotsch verfaßten geschichtliche Werke, die noch vorhanden sind. Nach dem auch hier schmerzlich gefühlten dreißigjährigen Kriege führte Abt Blasius III. das Kloster neu auf und erregte durch den

Digitized by Google

Abgabendruck hiezu den berüchtigten Salpetererkrieg, von dem weiterhin ein Wort. Der Abt von St. Blasien hatte schon 1405 vom Papste den Rang eines *infulirten* Abtes, d. h. das Recht, den Hut und den Stab eines Bischofs zu führen, also fast bischöfliche Würde erhalten. Im Jahr 1611 bekam das Kloster durch Erkaufung der Grafschaft Bondorf nicht nur Sitz im schwäbischen Grafencollegium und auf der schwäbischen Prälatenbank, sondern als unmittelbarer Reichsstand auch Sitz auf dem Reichstage. Im Jahr 1746 erhob endlich Kaiser Franz I. den Abt von St. Blasien in den *Reichsfürstenstand* und damit das Kloster auf die höchste Stufe seines Ansehens. Der *Fürstabt* nahm unter den vorderösterreichischen Ständen den Rang eines Präsidenten, so wie den Vorsitz über die Prälaten im Breisgau ein.

Wie ein Licht vor dem Erlöschen noch am hellsten aufflackert, so entfaltete das Stift des heil. Blasius seinen hellsten Glanz gerade noch vor dem Thorschluß seiner und einer ganzen großen Zeit unter dem obgenannten gelehrten Geschichtschreiber, dem Abte Martin (Gerbert von Hornau), 1764. Das Kloster war im Jahr 1786 wieder abgebrannt — in diesem kälte- und holzreichen Schwarzwald scheint man die Stubirstuben- und Backöfen oft gar zu weiblich eingeheizt zu haben — und so baute Martin eben die jetzige Kirche nach der schönen runden Maria zu Rom in aller Pracht wieder auf, ließ eine herrliche Orgel von Silbermann und ein treffliches Orgelspiel dazu herstellen, erneuerte den alten Chorgesang wieder, munterte zu historischen Studien auf, schrieb selbst vortreffliche Werke, während unter ihm Ussermann, Eichhorn und Neugart an einer Urkundengeschichte der deutschen Bisthümer arbeiteten, machte große Reisen, wurde von vielen Akademien und gelehrten Gesellschaften als Mitglied gesucht und ward 1793 zu rechter Zeit *vor* dem Uebel weggerafft, dem dieses Heiligthum der Wissenschaft und der Religion schnellen Schrittes entgegen ging. Der Fürst-Abt Berthold Rottler (1801) hatte sich mit dem „ungerechten Mammon" einen Freund gemacht, der ihn in böser Stunde in seine Hütten aufnehmen konnte und dankbar aufgenommen hat. Als St. Blasien im Preßburger Frieden 1805 an Baden abgetreten und von diesem 1806 provisorisch, dann 1807 definitiv aufgehoben wurde, fand der entfernte Fürst, der dem Wiener Hof ein beträchtliches Anlehen gemacht, für sich und für einen Theil seiner Klosterbrüder 1806 zuerst ein freundliches Asyl in einer Abtei in Oberösterreich, dann 1808 im Kloster St. Paul in Kärnthen, das der Kaiser ihm einräumte. Dort sind alle noch übrigen Mönche von St. Blasien verstorben; nur Einer lebte wenigstens vor etlichen Jahren noch dort in Erinnerung an den alten Glanz und an den furchtbaren Umsturz, den das neue Jahrhundert brachte.

Nach der Auflösung wurde das Klostergebäude an den Freiherrn von Eichthal verkauft, Glocken und Orgel aber nach damals vandalischer Sitte gen Karlsruhe geschleppt. St. Blasien hatte seine Reichthümer bis auf die letzte Zeit beisammen behalten, ja sie zu vermehren und den Werth seiner Besitzungen zu erhöhen gewußt. Es hatte über seinen weltgeschichtlichen Studien Weltklugheit gelernt. Das Vermögen des Stiftes betrug bei seiner Aufhebung, ohne die Besitzungen in der Schweiz, nach einem sehr mäßig gehaltenen Anschlage noch das Sümmchen von fünf Millionen, zweihundert und fünftausend, dreihundert und zweiundsiebzig Gulden. Mit einem jährlichen Ertrage von mehr als 250,000 Gulden ließ sich schon leben.

Wohlan, weil sie denn so wacker hausgehalten, nicht bloß Bücher geschrieben, sondern auch das Kapital des heiligen Blasius so fürtrefflich umgetrieben, so mögen die abgeschiedenen Conventualen nun doch nicht als ganz böse und grimmige Geister aus ihrem Fegfeuer herein schauen in die moderne Baumwollen- und Schreibstubenindustrie, die nun hinter diesen hohen, hellen Fenstern der weiland Reichsfürstenresidenz ihre Akten klopft und Spindeln schwingt. Und wir selbst auch wollen diesem modernen Betrieb heute wenigstens nicht zu grausam gram werden, denn es ist so sonniger Sonntag, da kritzelt keine Feder am grünen Bureaukratentisch, da raffelt keine Spule im dumpfen Spinnhause, zu dem sie das Gotteshaus gemacht. Der Gottesdienst ist so eben vorbei und noch dampft der Weihrauch in der festlich heitern und stillen Rotunde; draußen aber im weiten Kloster- (oder Fabrik-) hofe tummelt sich das zur Kirche gegangene Landvolk, kauft und verkauft allerlei Sonntagswaare und belebt so diese große, freundliche Stätte des Todes. Doch sehen wir unter der ganzen Menge der mit uns weiter heimwärts ziehenden alten Gotteshausleute auch nicht *eine* vollsmäßige Tracht; sie sind allesammt ein junges Fabrikgeschlecht worden, in Baumwolle gepackt und in die französische Zwangsjacke gesteckt. Tempora mutantur et nos mutamúr in illis; das heißt, die Geschichte schreitet fort, und auch unser Kunst-, Welt- und Naturgeschichtfrohes Reisekleeblatt schreitet seines Weges weiter gen Süden auf der breiten Granitstraße, die sich neben dem Albflüßlein nicht lange mehr *eben* dahin zieht.

Gleich hinter St. Blasien nämlich treten die Berge wieder enger zusammen und der Fluß bohrt und windet sich direkt südlich, Bach um Bach in sich aufnehmend und eine Menge von Mühlen treibend, durch das

Digitized by Google

gewaltige granitene Fußgeſtell, das der Weltenbaumeiſter dem Feldberg unter die Sohlen gemauert hat, bis durch die aus Jurakalk beſtehende Terraſſe, womit der Schwarzwald ſchließlich in den Rhein hinab ſtürzt. Die nächſte Umgegend von St. Blaſien iſt geognoſtiſch berühmt und die von uns längſt erſehnten Porphyrfelſen ließen auch nicht lange auf ſich warten. Gleich etliche hundert Schritte vor dem Orte ſieht zur Rechten an der Straße, dicht neben und unter der Granitmauer, ein Stock braunrothen Porphyrs mit vorherrſchender Feldſteingrundmaſſe und kleinen Feldſpathkryſtallen an; weiterhin rechts und links der Straße kommt grauer Porphyr mit großen Kryſtallen von gewöhnlichem und glaſigem Feldſpath, ſo wie von ſchwärzlichem und lauchgrünem Pinit. Das war eine Luſt, und obwohl es Sonntag war und die Leute aus der Kirche vorbei zogen, konnten wir, des Wortes eingedenk: „dem lieben Gotte weich nicht aus, findſt du ihn an dem Wege," nicht vorüber gehen, ohne „Gott in der Natur" auch die Ehre gebend, den geognoſtiſchen Hammer tüchtig zu ſchwingen und an dem harten Porphyr Stiel und Stahl zu üben, daß Splitter und Funken ſtoben. Mit einigen prächtigen Hand- und Kabinetsſtücken weiter in der ſchon ſchweren Taſche, aber auch mit noch etwas herzſtärkendem ſchwarzwälder „Räckholder" in der Flaſche, winden wir uns nun mit der Straße links vom Thale aufwärts, und recht tüchtig aufwärts im heißen Schweiß der Mittagsglut auf das Plateau, das die Alb durchbohrt, bis ſie dem Schweizerſtädtchen Hauenſtein gegenüber, von ihren übrigen Geſchwiſtern und Vettern umringt, im Bette des Vaters Rhein ihre Nieder- und Unterkunft erreicht.

Zu beiden Seiten des Albthales ſteigen die Berge hoch an, auf ihren Rücken tragen ſie zahlreiche Dörfer und Höfe. Mancher Edelhof und manche Herrenburg war einſt da oben; aber die Kirche hatte auch hier einen guten Magen und der heilige Blaſius hatte an dem einen hier gelaſſenen Arme ſtarke und lange Finger genug, um den Zehnten ſammt den Gütern, ja ſammt den Gutsherrſchaften einzuthun, die ſich fromm darein ergaben, entweder auszuſterben, oder das Ordenskleid zu nehmen und die Beſitzthümer an die todte Hand des Heiligen zu ſchenken. Unter dem Krummſtab iſt gut wohnen; an der todten Hand iſt aber auch leicht verderben. Die fetten Kloſterſuppen haben in jeder Kloſterumgebung die Armuth genährt. So ſind auch unter der geiſtlichen Herrſchaft der Blaſianer die Dörfer umher vielfach verarmt und die Herzen in Mißtrauen und Fanatismus verhetzt worden. Leichte Arbeit hatten übrigens die Herren Aebte keineswegs, ſie hatten es mit einem kräftigen, freiheitsluſtigen Berg- und Waldvolke zu thun, das den geiſtlich-weltlichen Anmaßungen ſich mehr als einmal mannhaft widerſetzte. Das ſind die Hauenſteiner, deren Land zwiſchen dem Feldberg und Waldshut wir eben in ſüdöſtlicher Richtung durchziehen. Von dem hochgelegenen Höhenſchwand aus, das uns ein frugales Mittagsmahl und eine ſehr anſpruchsloſe Kutſche mit zwei guten Schwarzwaldroſſen zur Weiterreiſe über dieſes in leiſen Wellen zum Rhein hin ſich ſenkende Plateau verleiht, überblicken wir dieſes, bis Seckingen, Schönau, Todtmoos und an den Belchen hinreichende Land in ſeiner oſtweſtlichen Ausdehnung zwiſchen Alb und Wieſe. Das iſt ein merkwürdiger Fleck Erde und noch ein ſchön Stück Vorzeit ragt hier in die kahle, platte Gegenwart herein.

Der Flächenraum des Hauenſteiner Ländchens maß etwa ſieben Quadratmeilen mit 28,000 Einwohnern in 158 Ortſchaften. Wieſen und Tannengrün wechſelt hier oben mit öden Heiden und Steinfeldern. Fruchtfelder, Obſtgärten und ſelbſt Weinberge tragen die einzelnen Stufen und Thäler dieſer Bergterraſſe. Unten iſt treffliche Viehzucht und Feldfrucht; in den höher gelegenen Orten wachſen Beſenbinder, Kohlenbrenner, Nagelſchmiede, Küfer, Wollſpinner, Weber und ein weiland ganz beſonders antiblaſianiſches Völkchen, die Salpeterſieder. Zwar haben die Hauenſteiner „Wäldler" alleſammt das Lob, daß ihnen ſchwer beizukommen und zu trauen iſt; unſer Kutſcher heißt ſie ein bös wild Volk, welches mit Fauſt und Meſſer ſo gut als mit der Zunge umzugehen wiſſe. Jedenfalls iſt dieſes Berg- und Waldvolk kräftig und knochig gebaut, ſeine Art und Sprache iſt alemanniſch, mit rauher Betonung, aber beſtimmt, kurz und gut. Beſonnenheit, Munterkeit, Witz und heitere Laune ſieht man in ihren Geſichtern leuchten. Die Tanzluſt macht an Markttagen, Kirchweihfeſten, ſo wie am Joſephstage ihre heitern Sprünge. Aber auch die Proceß- und Raufſucht iſt dieſem Geſchlechte angethan, und ein tiefes Mißtrauen gegen die Obrigkeit iſt ein Erbthum der Väter, die auch genug Mißtreue zu erfahren hatten.

Aus der alten freien Zeit hatten ſich nämlich nur wenige Freihöfe erhalten, Adel und Geiſtlichkeit wetteiferten, die Freibauern ſich zinsbar zu machen, das Stift St. Blaſien that es wo immer möglich den weltlichen Blutſaugern zuvor. Um gegen weitere Uebergriffe ſich wehren zu können, traten etwa in der Zeit, da Albrecht von Oeſterreich und Adolf von Naſſau um den deutſchen Kaiſerthron ſtritten, die Waldgemeinden in eine „Einung" zuſammen, wornach ſich alle verpflichteten, in Krieg und Streitigkeiten feſt zuſammen zu halten und gegen jeden Angreifer ſich tapfer zu vertheidigen — „Alles jedoch ohne Abbruch der Rechte

Digitized by Google

des Hauſes Oeſterreich und der Abtei St. Blaſien," wie der Bundesbrief ſagt, den ſie 1433 beſchworen und beſiegelten. Die Einung beſtand aus vier Einungen ob der Alb und vier unter der Alb; dazu kamen drei zugewandte, unter Blaſianiſchem Zwing und Bann ſtehende Vogteien. Jeder der acht Einungen ſtand ein Einungsmeiſter vor; dieſe „Achtmannen" wählten aus ihrer Mitte den „Redmann," den Sprecher, der die Oberleitung aller Geſchäfte hatte. Ein Waldvogt hatte die landesfürſtlich öſterreichiſchen Rechte, ein Waldprobſt die Rechte der Abtei wahrzunehmen, jener als Vorſitzender beim Landgerichte zu Hauenſtein, dieſer beim Dinggerichte zu Remetſchwiel. Eine gemeine Steuer deckte die Kriegs- und Proceßkoſten. Im Kriege erſchienen gewöhnlich bloß die ledigen Leute mit Panzer, Pickelhaube und Hellebarde. An der Spitze des Heeres ſtand der Redmann und der Feldprieſter.

Dieſe wohldurchdachte Bundesverfaſſung hob den freien Geiſt und Muth des Bergvolkes gewaltig und machte das in ſich einige, ſeinem Rechte und Schwerte vertrauende Ländchen ſtark gegen ſeine mächtigen Gegner. Eine Menge Zerwürfniſſe entſtand aber fortwährend daraus, daß St. Blaſien ſo viele Zinsleute und Leibeigene in dem Gaue hatte; die reichen und gelehrten Aebte waren zu ſtolz, dieſe Waldbauern gebührend zu achten, und doch zu ſchwach, um ſie immer in „Zwing und Bann" zu halten, geſchweige, wie ſie wollten, ſie noch ſtärker einzuzwängen und noch gründlicher auszuſaugen. Doch die geiſtlichen Herren gaben ſich nicht umſonſt ſo eifrig mit diplomatiſchen Studien ab, ſie gingen eben ſo eifrig auf die diplomatiſche Praxis ein und wußten ſchlau die fürſtlichen Räthe zu vermögen, ihre Streitſache mit dem Volke in ein ſolches Licht zu ſtellen, daß Kaiſer Maximilian I. eine neue Waldordnung erließ, welche die Volksrechte vielfach beſchränkte.

Als die Reformation auch in dieſe Thäler drang und viele Anhänger fand, trat St. Blaſien mit Erbitterung gegen dieſelben auf und benutzte dieſe Gelegenheit, die Hauenſteiner noch mehr zu drücken. Schonungslos wurden die Widerſpenſtigen verfolgt. Der eigentliche Bauernkrieg, der die Abtei einäſcherte, nahm ſeinen Ausgang zunächſt in dem noch mehr gedrückten, unter dem Hauſe Lupfen ſtehenden Stühlinger Lande. Daß es zwiſchen dem Abte und dem Volke nie mehr zu einer herzlichen Eintracht kommen konnte, dafür war durch ſolche Vorgänge geſorgt. Immer traten wieder neue Zerwürfniſſe ein und nie hörte das Mißtrauen und die Erbitterung auf. Geheime Verbindungen ſetzten ſich den geheimen Schlichen, offener Aufruhr der offenen Gewalt entgegen. Es war ein zugleich religiöſer und politiſcher Kampf, welchen der Salpeterſieder Fridolin Albiez im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu hellen Flammen brachte. Alle Bürger der Herrſchaft nahmen daran Theil. Mit Mühe im Jahr 1738 beigelegt, brach der Streit wenige Jahre ſpäter deſto heftiger wieder aus. Thomas Abegg, ein furchtbarer Fanatiker, erhob ſich mit einer Menge Unzufriedener und ſetzte ſelbſt den Einungsmeiſter gefangen. Der ſchrecklichſte Bürgerkrieg wüthete; Gemeinden und Familien waren durch Parteiungen zerriſſen; Väter ſtritten gegen Söhne, ſelbſt Kinder befehdeten ſich, Liſt und Gewalt und jede Waffe galt. Die Aufrührer rückten ſogar vor Waldshut; da gebrauchte die Obrigkeit die ſchärfſten Mittel zur Unterdrückung dieſes gräßlichen Waldbrandes; die Empörer unterlagen denn auch und büßten dafür im Kerker und Elend. Ganze Schaaren wurden gewaltſam der Heimath entriſſen und nach Ungarn verſetzt. Und dennoch gelang es nicht, das Feuer gänzlich auszutreten, ein Funke glomm im Verborgenen weiter, und noch einmal, im Jahr 1815, erneuerte ſich der Salpeterer-Krieg unter Aegidius Strittmatter; die badiſchen Truppen mußten mit gewaffneter Hand die Ordnung wieder herſtellen. Nun iſt St. Blaſien längſt aufgehoben ſammt der Waldverfaſſung, aber noch jetzt ſoll die Sekte der Salpeterer nicht erloſchen ſeyn, noch viele träumen von Kaiſer und Reich und wollen keine Obrigkeit anerkennen; nach der erhaltenen blutigen Taufe und Wiedertaufe betrachten ſie ſich fortwährend als Märtyrer und hoffen zuverſichtlich und mit aller Freudigkeit auf die Zeiten, da ihre alten Freiheiten wiederkehren werden.

Zu dieſem geſchichtlichen Gemälde erhielten wir die lebendigſte Ausſtaffirung durch die höchſt überraſchenden Geſtalten, die auf einem offenen Wägelchen an uns vorüber fuhren, als wir über dieſes rauhe und kahle, obſchon nicht unfruchtbare Hauenſteiner Land „ob der Alb" gegen Waldkirch zu dahin flogen. Daß dieſe „Wäldler" die Leute ſind, die den alten Barbaroſſa im Kyffhäuſer nicht vergeſſen und auf ſeine Wiederkunft in allem Ernſte warten können, das ſieht man an der Tapferkeit, womit ſie dem alle andern Volksthümer nivellirenden und bis auf die Haut ausziehenden modernen Mode- und Zeitgeiſt noch Trotz bieten. Kein Volk deutſcher Zunge, von den Hochalpen bis zu den Niederungen Norddeutſchlands, auch der Altenburger Gau nicht, hat ſeine alte Tracht, Mann wie Weib, ſo erhalten wie dieſes Volk. Die Männer in ihrem Mutſchenhemd mit weiten Aermeln und breit ausgeſchlagenem Guſtav-Adolf-Hemdkragen, in ihrem rothen, bis über die Hüfte reichenden und auf der Seite zugeneſtelten „Leible" (Kamiſol oder lange, weite Weſte), in ihren ganz kurzen ſchwarzen weiten und faltigen

Digitized by Google

Hoſen ohne Träger, in der ebenfalls ſchwarzen, weiten und langen Jacke (ähnlich unſern neuen weiten Paletots) ohne Kragen, in den weißen Strümpfen, in den Schuhen mit rothen Laſchen, in dem hochgupfigen und zugeſpitzten, oder auch niedern, breitrandigen Filzhut überraſchen das Auge wie Geſtalten aus einer andern Zeit und Welt. Die jungen Burſche tragen gewöhnlich kein „Leible," aber eine graue, mit Pelzwerk und Goldborten verzierte Sammtkappe und ein weißes gefälteltes Halskräglein. Bei älteren Männern ſieht man auch hin und wieder noch die früheren ſtarken Bärte, welche vollends die Erſcheinung außerordentlich mannhaft, charaktervoll, maleriſch, den ganzen Ausdruck wild ſeltſam, abenteuerlich, wir meinten faſt — in Ermanglung anderer Vergleiche in unſerer civiliſirten Welt — etwas zigeunerhaft und in der Waldeinſamkeit wohl auch furchterregend machen. Die Frauen tragen gewöhnlich ſchwarze Kleider und rothe Strümpfe, die Mädchen bunte, meiſt blaue Juppen, rothe Leibchen mit ſchwarzen Sammtbändchen, geſtickte Bruſtlatze mit farbigen Bruſtneſteln, rothe oder grüne Schoben, bunte Goller, dunkle Schürzen, weiße Strümpfe, rothe Laſchenſchuhe, meſſingene oder ſilberne Gürtel um den Leib und weiße Schnotzhüte oder ſchwarze Plunderkappen mit goldgeſticktem Boden.

Wie lange ſich das alles noch erhalten wird, ſeit nun die Eiſenbahn von Seckingen nach Waldshut den ganzen ſüdlichen Fuß des Hauenſteiner Ländchens umzieht? Modeſucht und Luxus haben in den, an den Hauptlandſtraßen gelegenen, offeneren Ortſchaften in letzter Zeit ſchon vielfach alte Tracht und Sitte verdrängt, der Zeitgeiſt, der auf eiſernen Schienen, Schiffen und Drähten die Welt durchraſt, kann ja nicht ruhen, bis „eine Heerde unter ihm, dem einen — nicht guten Hirten" gleich gezeichnet, gleich geſchoren und gleich verdorben iſt. Einſtweilen aber zeigt uns wenigſtens der heutige Sonntag recht ſchwarz auf weiß, wie noch ſo ziemlich allgemein jene ſchöne, kleidſame, urſprüngliche Tracht ſich erhalten hat. Indem wir auf der trefflichen, in gewaltigen Bogen ſich durch einen prachtvollen Buchenwald von dem Hauenſteiner Tafelland zum Rheine hinabwindenden Straße im lieblichen Schattendunkel hinabgehen, begegnet uns ein aufwärts gehendes Wäldlerpaar, beſten Ausſehens und von kräftigſter Haltung, daß wir uns recht genau und bequem den ſchön geſtickten breiten weißen Schwedenkragen und ſchwarzſammtnen, weitärmeligen Rock, nebſt dem was daran und darunter iſt, betrachten und beloben können. Eine gewiſſe Stütz- und Schutzmauer für die Eigenthümlichkeit des hochgelegenen, einförmigen, abgeſchloſſenen Ländchens und Völkchens gegen den Zahn der modernen Zeit bietet immerhin noch lange dieſe gewaltige Terraſſe mit ihrer dem Blick und dem Fuße nicht ſo leicht durchdringlichen Laub- und Nadelwand, durch die wir auf der bequemen Straße über eine halbe Stunde lang hinabzuſteigen haben, bis wir erſt die Weinberge, dann die Mauern der alten Waldshut erreichen.

Die Stadt Waldshut iſt recht die Hüterin des Schwarzwaldes, der hier ſeinen ſüdlichen Anfang nimmt. Die erſte der vier alten Schwarzwaldſtädte (Waldshut, Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg), welche einſt nahe daran war, ſich dem Schweizerbunde anzuſchließen und mit dem Hauenſteiner Lande, deſſen Hauptſtadt ſie war, alle Elemente in ſich trug, die zu einem Freiſtaat nothwendig ſind, hat Waldshut trotz ſeiner Kleinheit — es zählt eilf bis zwölfhundert Seelen — eine ſeltene geſchichtliche Bedeutung ſich zu erwerben gewußt. Hier war einſt ein Hauptheerd der ſüddeutſchen und ſchweizeriſchen Wiedertauferei, auf welchem der unſelige Balthaſar Hübmaier von Friedberg bei Augsburg das Feuer ſo furchtbar ſchürte. In Freiburg im Breisgau unter Dr. Eck gebildet, in Schafffhauſen zweimal durch Schulehalten vor dem Verhungern geſchützt und in das nahe Waldshut (1522) als Prediger berufen, nachdem ſeine Beredtſamkeit ſchon in Regensburg — zunächſt den Juden — gefährlich geweſen war, riß er (1525) die Bürgerſchaft zu raſcher Annahme einer radikalen Reform hin und begann, von Thomas Münzer und andern revolutionären Geiſtern geſtachelt, einen furchtbaren Sturm gegen die Kindertaufe (die er Kindswäſche nannte) und gegen die Taufſteine, gegen die Kirchenbilder und die Meßaltäre. Die Bauern im Klettgau wurden aufgewiegelt, die Bürger von Waldshut zum Trotz gegen Oeſterreich ermuntert. Aber jene wurden bezwungen und dieſe mußten ſich den 6. Dec. 1525 auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Anſtifter des Abfalls der Bürger von Oeſterreich und des Aufruhrs der Bauern mußte, aus Zürich und Mähren verjagt, zu Wien den Scheiterhaufen (10. März 1528) beſteigen; ſein Weib, das ihn in feſtem Beharren beſtärkt hatte, wurde drei Tage nachher in der Donau ertränkt. Waldshut ſelbſt aber hatte eine lange und ſchwere Buße für ſeine wiedertäuferiſche Revolution zu bezahlen, die es nie wieder verſchmerzt hat.

Nun iſt die Eiſenbahn da, die ja alle Wunden heilt und alle alten Knochen verjüngt. Sie zieht nördlich um die Stadtmauer herum zu dem öſtlich vor der Stadt gelegenen Bahnhofe. Raum hätte ſie übrigens für mehr als ein einfaches Gleiſe in der merkwürdig breiten Hauptſtraße, die ſich geradlinig vom Weſtthor zum Oſtthor zieht und das ganze, im länglichen Viereck angelegte Städtchen, das nur noch ein ſchmales Parallelgäßchen hat, ſo klein iſt es zwiſchen ſeine Mauern

Digitized by Google

und ſeinen Rhein hineingeſtellt, zu einem einzigen ſtattlichen Marktplatze macht. Breit vortretende Dächer, dazwiſchen wettergraue Giebelfronten, die beiden noch aus der Vorzeit erhaltenen Thore, die altersſchwarzen dicken Mauern und die großen, in der breiten Straße ſtehenden Brunnen geben dem zwiſchen Wald und Fluß, zwiſchen Wein und Waſſer romantiſch daliegenden Waldshut ein ganz eigenthümliches und ehrwürdiges Ausſehen.

Aber dieſer ſchöne Rhein, der ſo hell und grün und munter ſein breites Gewäſſer dahin treibt, gerade vor Waldshut durch die ſchweizeriſche Aar bedeutend geſchwellt, wie lieblich liegt er in dem grün umſäumten Bette, wie lacht einem das Herz bei ſeinem Anblick, zumal wenn man aus dem ernſten, einförmigen, ſtarren und öden Schwarzwald herunterkommt! Und drüben blinken die Berge, winken die Reben des ſchönen Aargau. Eine Viertelſtunde aufwärts am Uferſaume nimmt uns die mit Kette und Rolle ſicher im dicken Drahtſeile laufende Fähre auf, und wir ſetzen, das Antlitz ſtracks gegen Baden und Zürich gerichtet, bei Coblenz den Fuß auf den vielbewegten Boden der freien, tapfern Schweiz.

Ein franzöſiſches Dichterleben.

Berangers Lehrjahre.

Wenn irgend ein neuerer Poet, ſo war Beranger ein Gelegenheitsdichter im edelſten, im Goethe'ſchen Sinne des Worts; er nennt mit Recht ſeine Gedichte lyriſche Memoiren. Sein Leben, ſein öffentliches wie ſein Privatleben, ſpiegelte ſich in ſeinen Liedern vollſtändig ab; ſeine Lieder ſind lauter Leben, ſind ſein Leben, ſind Lebensereigniſſe und Lebensthaten. Und wie in ſeinem Lied ſein Leben, ſo ſpiegelt ſich in ſeinem Dichterleben das Leben der Nation wieder, der er angehörte, mit Leib und Seele angehörte, wie ſein Freund Manuel, von dem er ſang:

„An ihm war Alles Volk, Arm, Kopf und Herz."

Ja, er war ein nationaler Dichter, und es bedurfte der ſeltſamen officiellen Anerkennung nicht, um dieſe Thatſache zu conſtatiren. Man wird ſich die beſte Vorſtellung von der allgemeinen Theilnahme machen können, welche alle Klaſſen und Parteien in Frankreich, politiſche Gegner wie Freunde des republikaniſchen Dichters von jeher ihm im Leben, und nun nach dem Tode geſchenkt haben und ſchenken, wenn wir den Dichter ſelbſt als Interpreten der Volksſtimmung am Grabe eines Geiſtesverwandten ſprechen hören.

Ich rief den fröhlichſten Geſellen:
„Erweckt mit eurem Jubelſang
Ihn, der der Herzen frohes Schwellen
In friſchen, reinen Tönen ſang."
Scholl einſt ihr Lied zur frohen Feier,
Jetzt tönt es traurig, ernſt und ſchwer:
Er iſt nicht mehr!
Entſchlafen über ſeiner Leier,
Er iſt nicht mehr!

Den Grazien rief ich zu: Ihr gönntet
Ihm, was ihr Wenigen nur vertraut.
O daß ihr ihn erwecken könntet,
Zu ſagen uns, was er geſchaut! —
Sie ſeufzen, daß der Tod, der Geier,
Die Lerche nahm und klagen ſehr:
Er iſt nicht mehr!
Entſchlafen über ſeiner Leier,
Er iſt nicht mehr! ...

Er iſt nicht mehr! Wer will erheben
Sich neidiſch, ihn herabzuziehn?
Unſterblich geht er aus dem Leben,
Und alle Götter ſind für ihn! ...

ſelbſt diejenigen, erlauben wir uns beizufügen, die er im Leben nicht angebetet hat.

Wenn die Franzoſen dem Dichter, dem nur wenige das Grabgeleite geben durften, ein Denkmal ſetzen wollen, könnten ſie wohl mit rührenderen Worten dazu auffordern, als mit den ſchönen Verſen, womit der Dichter ſelbſt für Manuels Grabmal ſammelte, Manuels, in deſſen Familienbegräbniß nun auch Berangers Aſche neben ſeinem Freunde ruht?

Es iſt vorbei, ſie gehen ihrer Wege,
Ein Lebewohl, und das Geleit verſchwand.
O Freundſchaft, weine nur dich aus und lege
Nun unſer Loos allein in Gottes Hand.

Digitized by Google

Schon hör' ich auf den Sarg die Schollen rollen,
Ob Frankreich wohl auch ihn vergessen kann?
Damit sein Grab dereinst nicht ganz verschollen,
O steuert bei dem armen Liedermann!

Ich stehe hier, und bitte für den großen,
Den edlen Bürger, ehret meinen Schmerz!
All sein bescheidner Werth war mir erschlossen,
An ihm war Alles Volk, Arm, Kopf und Herz.
Ein Denkmal Ihm ist wohlverdiente Gabe,
Ihm, der für euch nur litt und sprach und sann.
Hier kniet ein Freund an seinem frischen Grabe,
O steuert bei dem armen Liedermann!

Zwölf Jahre sind es, seit wir uns bekümmern,
Um alle Nöthen, die das Volk umfahn;
Als unser Vaterland in Staub und Trümmern
Darnieder lag, da war's, wo wir uns sahn.
Ich sang. Er lächelte zu den Gewinden,
Die durch mein Lied manch edles Haupt gewann.
An seinem Grabmal könnt' ich Tröstung finden;
O steuert bei dem armen Liedermann!

Der Ehrgeiz hat sein Auge nie verblendet,
Doch lauscht' er immer, fern der Stadt, ob nicht
Das Vaterland, durch Knechtschaft lang geschändet,
Den todesgleichen Schlummer endlich bricht.
Ach, hätt' ich ihn noch, den wir Alle hatten,
Nichts, selbst der Tod nicht, schreckte mich alsdann.
Ich will ja nur für Ihn ein wenig Schatten,
O steuert bei dem armen Liedermann!

Er sprach beredten Mundes, freiheitstrunken,
Und schalt die Macht, die uns zu Boden drückt,
Sein Wort war Blitz, nicht flücht'ge Irrwischfunken,
Es war ein Schwert, das Mannestugend zückt...

Gar bald vergaßt Ihr seines Wortes Thaten,
Als er im Dunkel suchte Ruh und Glück,
Doch war sein Boot auch auf den Sand gerathen,
Er hoffte fest: die Flut kommt schon zurück! —

Ein Denkmal unsrer Thränen laßt uns schaffen,
Erhört mich, Euch nur sang ich stets zu gut
Von Ruh und Eintracht unterm Lärm der Waffen,
Und unterm Joch von Freiheit, Hoffnung, Muth...

In der That, so war er selbst, der hingeschiedene Dichter, immer voll Muth und Hoffnung, voll hochfliegender Wünsche, nicht für sich, nur für sein Volk, und wenn sie scheiterten, wenn die Glorie sich als farbenschimmernde, hohle Illusion herausstellte, wenn die Seifenblase wieder einmal zerplatzte, dann war er wieder da, der Tröster der geknickten Gemüther, wie vorher der Prophet, der poetische Agitator der Nation. Sein Leben seit mehr als einem halben Jahrhundert war, wie das seines Volkes, eine Reihe von kühnen Hoffnungen, scheinbaren Siegen und wirklichen Niederlagen; aus dem frivolsten Leichtsinn heraus hat er sich fortentwickelt zum ernsten, denkenden Manne, aber in den verhängnißvollsten Momenten, in der Ebbe wie in der Flut, blieb er sich, seinem Charakter und seinem Volke treu bis zum Aufgehen in demselben.

Goethe spricht (in den Eckermann'schen Gesprächen) mit einer Hochachtung von Beranger, die uns befremden könnte bei dem Dichter, von dem das bekannte:

Politisch Lied, ein garstig Lied!

herrührt, das er aber bekanntlich einem Philister im Studentenrock, der in Auerbachs Keller mitsingt und mittrinkt, in den lallenden Mund gelegt hat. Beranger wußte und erfuhr es mündlich von manchem deutschen Mann, der ihn in seiner einfachen Wohnung in Passy oder in Paris aufsuchte, wie hoch er in der Achtung der gebildeten Deutschen und seiner deutschen Collegen stand; er bedauerte es mehr als einmal, daß er die Sprache nicht verstand, in der Goethe und Schiller geschrieben. Was uns, was auch Goethe am meisten an ihm imponirte, das waren eben die Elemente der Größe Berangers, die nur auf dem nationalen Boden erwachsen, wie Fr. Rückert in hausbackenem dürrem Tone singt:

Was ein Dichter nöthig hat,
Um wie Beranger zu singen,
Kann ein Deutscher nicht erzwingen:
Hauptstadt, Volk, Gesellschaft, Staat!

Goethe nennt Beranger eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selbst begründet, wie aus sich selbst entwickelt und durchaus mit sich selbst in Harmonie. Beranger, sagt er, habe zwar in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volks hingehorcht, allein das habe ihn nur in sich selbst befestigt, da sein eigenes Innere mit dem des Volks in Harmonie gestanden; nie habe es ihn verleitet, etwas anderes auszusprechen, als was bereits in seinem eigenen Herzen lebte. Ueberdieß lobt Goethe Berangers politische Lieder auch darum, weil in ihnen Nichts aus der Luft gegriffen, Nichts von bloß imaginärem Interesse, sondern ihre Gegenstände immer bedeutend seyen. Die Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an seine großen Waffenthaten, dann der Haß gegen die Herrschaft des Clerus (Goethe gebraucht einen viel stärkeren Ausdruck) und die mit den Jesuiten wieder einzubrechen drohende Finsterniß — das, sagt Goethe, sind denn doch Dinge,

Digitized by Google

denen man ſeine vollſtändige Zuſtimmung nicht verſagen kann.

Nächſt dem Stoffe und deſſen Bedeutung iſt es für Goethe dann auch die Form, die meiſterhafte Behandlung, die innere Abrundung, der Witz, die Ironie und Perſiflage, verbunden mit der Herzlichkeit, Naivetät, Grazie, das Volksmundgerechte bei Erhebung über das Niveau des Gewöhnlichen, was Goethe an Beranger bewundert; und in der That ließe ſich in der Kürze kaum Treffenderes, Erſchöpfenderes zur Bezeichnung des Berangerſchen Weſens ſagen, als was Goethe darüber geſagt hat. Die große Wirkung aber, die Beranger auf ſeine Landsleute und Zeitgenoſſen ausübte, leitet auch Goethe mit Recht nicht allein aus ſeinem Talent und den an ihm geprieſenen Eigenſchaften ab, ſondern auch daraus, daß Paris Frankreich ſey: „Alle bedeutenden Intereſſen ſeines großen Vaterlandes concentriren ſich in der Hauptſtadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren Widerhall. Auch iſt er in den meiſten ſeiner politiſchen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr ſind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von ſo allgemeinem, nationalem Intereſſe, daß der Dichter faſt immer als große Volksſtimme vernommen wird.“

Daß Beranger, welches auch ſeine politiſche Stellung im Leben geweſen ſeyn mag, im Grunde keiner Partei angehörte, als der großen Partei der Humanität, der alle großen Dichter angehören und angehören werden, ſo lange die Welt ſteht, hat Goethe richtig durchſchaut, der große Natur- und Menſchenkenner. Beranger ſelbſt ſprach Aehnliches ſchon im April 1815 in ſeinem „Neuen Diogenes“ aus:

Parteien, die ich immer nur geſchlagen
Mit meinem Kolben, war ich nie geſellt.
Vor meiner Tonne wird mich Keiner fragen:
Zu wem hältſt du, der ſich an gar nichts hält?

Ich ſpotte gern verjährter Vorurtheile,
Bin weder Stern noch Ordensbändern gut;
Und fremd der Unruhſtifter frevler Eile,
Trägt meine Freiheit Blumen auf dem Hut.

Die Fürſten mögen beim Congreß die Erde
Vertheilen, jeder klug in ſeinen Kram:
Meint ihr vielleicht, daß ich ſie fragen werde,
Ob auch zur Sprache meine Tonne kam?

Die Höfe flieh' ich und der Gnäd'gen Lächeln,
Mir imponirt kein Titel, Prunk und Rang;
Drum wird mir auch bei meiner Luſt zum Hecheln
Bei Königen für meine Sonne bang.

In Neu-Athen nach Menſchen ſucht' ich gerne,
Doch lockt es immer mich auf Eine Spur,
Und geh' ich Nachts mit brennender Laterne,
Als Fackel leuchtet ſie der Liebe nur.

Von Steuern frei, vom Dienſte der Kaſerne,
Glaub' ich ein guter Bürger doch zu ſeyn.
Gebricht's im Herbſt einmal an Fäſſern, gerne,
Von Herzen gern werd' ich das meine leihn!

Der Refrain lautet nach jeder Strophe:

Alter Zänker,
Vergnügt und frei,
Scheer' ich wie du mich um die Welt den Henker!
Alter Zänker,
Vergnügt und frei,
Roll' ich mein Faß und trink' und ſing' dabei.

Man kann übrigens als Poet oder Philoſoph der großen humanen cosmopolitiſchen Partei angehören, der ein Goethe, Schiller, Leſſing, Herder, Jean Paul, Uhland, der ein Shakeſpeare, ein Byron, ein Carlyle, eine George Sand, ein Emerſon und andere glänzende Repräſentanten der Menſchheit angehören, ohne darum aufzuhören ein guter Repräſentant ſeiner Nation, ein guter Deutſcher, ein guter Britte, ein guter Franzoſe oder Amerikaner zu ſeyn. Ein Poet kann Parteimann ſeyn, aber er wird nie der Sklave einer Partei, er wird nicht zu dem Gros der Partei, heiße ſie wie ſie wolle, herabſinken, er wird ſie zu ſich heraufzuziehen ſuchen, er iſt der Mann, der die, conſervative oder demokratiſche, Partei, unter der er ſeine meiſten Freunde und die ihn zu den Ihrigen zählt, von Einſeitigkeiten zu löſen, der die beſchränkt nationale Richtung in die Region der Humanität emporzuheben im Stande oder doch bemüht ſeyn wird. Wir glauben den ſtockfranzöſiſchen, leichtbeſchwingten Chanſonnier kaum mehr zu erkennen, wenn wir ihn, ſchon im Jahr 1818, mit der Ruhe und Wärme eines ächten Weltweiſen und Weltdichters die große Weltallianz, das große Problem des Jahrhunderts, den Weltfrieden, deſſen Vorbote die Goethe'ſche „Weltliteratur“ iſt, beſingen hören. „Mein Lied bin ich,“ ſagt Beranger, und: „das Glück der Menſchheit war der Traum meines Lebens.“

Der heilige Völkerbund.

Geſungen zu Liancourt bei dem Feſte, das der Herzog von Rochefoucault zur Feier der Räumung des franzöſiſchen Gebiets gab. Oktober 1818.

Den Frieden ſah ich auf die Erde ſteigen,
Lenzblumen, Gold und Aehren ſtreut' er aus.
Die Luft war ſtill; nun endlich war zum Schweigen
Gebracht der Kriegeswolken Sturmgebraus.

Digitized by Google

Er ſprach: Franzoſen, Britten, dieſe Stunde,
Ihr Ruſſen, Deutſche, bring' uns Heil in's Land.
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand.

Was macht ihr Sterblichen euch zur Beſchwerde
Mit Haß das Leben und den Schlaf zur Pein?
Vertheilt euch klüger in die kleine Erde,
Und jedem bleibt noch Raum im Sonnenſchein.
Entgegen geht ihr einem offnen Schlunde,
Ihr, die die Macht vor ihren Wagen band.
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand.

Zu euern Nachbarn tragt ihr Feuerbrände,
Der Sturmwind ſauſt — verbrannt iſt euer Dach.
Und iſt der Boden abgekühlt am Ende,
Geht unter'm wunden Arm der Pflug gemach.
Um jeden Markſtein auf dem Erdenrunde
Iſt rein von Menſchenblut kein Körnchen Sand.
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand.

Die Mächtigen erkühnen ſich, die Seelen
Im Rauch der Städte mit dem Herrſcherſtab
Wie Heerden zu bezeichnen, abzuzählen,
Die ihnen blut'ger Sieg zur Beute gab.
Aus ſchwerem Joche ſehn mit ſtummem Munde
Die Heerden unter ſchwerſtes ſich geſandt.
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand.

Der Krieg ſoll nicht umſonſt jetzt Ruhe halten,
Jetzt ſtellt euch unter des Geſetzes Hut.
Nicht für Erobrer, nicht für der Gewalten
Undank verſtrömt in Zukunft euer Blut.
Straft Lügen falſcher Sterne Unglückskunde,
Wer heut euch ſchreckt, iſt morgen bleiche Wand.
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand.

Frei athmen ſoll die Welt nun einmal wieder,
Ein Schleier decke die Vergangenheit.
Streut eure Saat beim Klange meiner Lieder,
Dem Frieden ſey der Künſte Duft geweiht.
Die Hoffnung lacht, vernarbt iſt jede Wunde,
Es reift die Frucht, es reift der Ehe Pfand.
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand. —

So ſprach der hehre Jüngling. Wiedertönen
Hört' er's in manchem fürſtlichen Gemüth.
Und wie im Lenz die Fluren ſich verſchönen,
Sind Liebesblumen jetzt im Herbſt erblüht.

Fließ', edler Franzwein, heut zur Tafelrunde
Der Fremden auf dem Zug in's Heimathland!
Vereint, ihr Völker, euch zum heil'gen Bunde
Und gebt euch all die Hand!

Solche Gedichte — und es ſind ihrer mehrere — ſind es hauptſächlich, welche uns Deutſchen den franzöſiſchen Volkspoeten ſo lieb und werth machen; aus der franzöſiſchen Melodie haucht uns der Odem deutſchen Gemüthes an. Hier iſt der Kern dieſer grundguten Natur, anderes iſt Schaale, darunter vieles, worauf die Franzoſen gerade das größte Gewicht legen, was wir aber wegwerfen.

Wollen wir Berangers Leben aus ſeinen Liedern ſtudiren, ſo hat er dieß uns leicht gemacht. Wir können an der Hand ſeines Liederbuchs ihn von der Wiege faſt bis zu ſeinem Todtenbett begleiten.

Beranger iſt am 19. Auguſt 1780 in Paris geboren. Von ſeinem Vater und ſeiner Mutter erfahren wir wenig. Er brachte ſeine erſten Kindertage bei ſeinem Großvater, einem Schneider, zu. Er erzählt uns dieß in dem Gedicht:

Der Schneider und die Fee.

Meinen Freunden an meinem Geburtstage, den 19. Auguſt 1822.

Hier in Paris, der Stadt voll Gold und Jammer,
Im Jahre ſiebzehnhundert achtzig lag
Ich bei dem armen Schneider in der Kammer,
Beim Großpapa am erſten Lebenstag.
Zu meiner ſchlechten, unbekränzten Wiege
Tritt Großpapa, der mein Geſchrei vernahm,
Dem keine Ahnung meines Ruhmes kam,
Und ſieht, wie ich in Feenarmen liege:
Denn eben ſchweigte eine gute Fee
Mit frohem Lied des Kindes erſtes Weh.

Noch im ſelben Monat wird, wie der Dichter an einem andern Ort erzählt, das Kind, deſſen Mutter, die Schneiderstochter, nirgends weiter erwähnt wird, nach Pariſer Sitte auf's Land gebracht. Die Amme holt es ſelbſt in Paris ab.

Meine Amme.

Geſchichtlich.

Aus meinem Leben, Stein auf Stein,
Erbaut Erinnrung ihr Gebäude.
Noch geb' ich die Geſchichte drein
Von meiner Amme, macht's euch Freude.
Wie ſanft dem Greiſenohre ſchmiegt
Das Lied ſich an, das uns gewiegt:
Su, ſu, mein Kind, ſu, ſu,
Schlaf ein in guter Ruh!

Digitized by Google

Im Mond Auguſt, wie lang mag's ſeyn?
Schifft meine Amme, jung an Jahren,
An Geld und Windeln arm, mich ein,
Im Marktſchiff nach Auxerre zu fahren.
Lach' oder ſchrei, vor Luſt, vor Weh,
Du armes Kind — Paris, Ade!
Su, ſu, mein Kind, ſu, ſu,
Schlaf ein in guter Ruh!

Wir ſtiegen aus im Land Burgund,
Dort bei dem liederreichen Stamme,
Und trafen gleich, das Glas am Mund,
Den alten Ehmann meiner Amme.
Johann, der luſt'ge Winzer, ſang
Ein Lied von altem, gutem Klang:
Su, ſu, mein Kind, ſu, ſu,
Schlaf ein in guter Ruh!

Der Herbſt begann, mir ſauſt' im Kopf
Der Lärm und das Geknarr der Kelter;
Hans ſchnarcht des Nachts allein im Schopf,
Betrunken täglich mehr und älter.
Sein Weibchen, dem das Herz noch wallt,
Seufzt: „Bübchen, werde nur nicht alt!“
Su, ſu, mein Kind, ſu, ſu,
Schlaf ein in guter Ruh! ꝛc.

Was der Dichter in den drei letzten Strophen dieſer Chanſon berichtet, zeigt uns, daß das Kind in dieſem Hauſe mehr abſchreckende als nachahmungswerthe Exempel zu ſehen bekam. In ſeinem neunten Jahre kam der Knabe zu einer Tante, die in einer Vorſtadt von Peronne eine Gaſtwirthſchaft betrieb; der kleine Beranger wurde Garçon, Kellner. Hier war es, wo ſein Vater vom Blitz erſchlagen wurde, demſelben Blitzſtrahl, der auch den zwölfjährigen Knaben Beranger traf. Sein Leben war mehrere Tage lang in Gefahr, und nicht viel fehlte, ſo hätte er das Geſicht verloren. Seine Tante war ſehr fromm und pflegte bei Gewittern das Haus mit geweihtem Waſſer zu beſprengen. „Was hilft dir nun dein Weihwaſſer?“ war das erſte Wort des aufgeweckten Jungen, als er nach lang andauernder Betäubung wieder zu ſich ſelber kam. Dieſer Blitz hat in dem Knaben tief gezündet, und wiederholt gedenkt er deſſelben in ſeinen ſpäteren Jahren.

Erinnerungen aus der Kindheit.

1831.

(An meine Verwandten und Freunde in Peronne, wo ich einen Theil meiner Jugendjahre, 1790 bis 1796, zubrachte.)

Du Wiege meiner Jugend, ich begrüße
Nach fünfzig Jahren dich — welch tiefe Kluft!
Erinnrung an die Kinderzeit, die ſüße,
Verjüngt uns wie der Hauch der Frühlingsluft.

Gruß Euch, Genoſſen meiner Kinderfeſte,
Ihr Vettern, Baſen, mir vor Allen lieb.
Ihr nahmt den kleinen Vogel auf im Neſte,
Als im Gewitter ihm kein Obdach blieb.

Zeigt Alles, ſelbſt den Kerker mir, den engen,
Wo um den alten Lehrer ſich — mit Luſt
Denk' ich an ſeine Nichte — Buben drängen,
Die er gelehrt, auch was er nicht gewußt.

Man ſchickte mich in die und jene Lehre,
Der Trägheit war ich niemals abgeneigt,
Doch meint' ich Wunder, wie gelehrt ich wäre,
Als man mir Franklin's Metier gezeigt.

Es war die Zeit, wo Sproſſen treibt und Zweige
Der Freundſchaftsbaum in reicher Frühlingswelt,
Wo oft ein Stab uns für des Lebens Neige
Heranwächst, der uns treulich ſchützt und hält.

Du Wiege meiner Jugend, ich begrüße
Nach fünfzig Jahren dich — welch tiefe Kluft!
Erinnrung an die Kinderzeit, die ſüße,
Verjüngt uns wie der Hauch der Frühlingsluft.

Um dieſe Mauern wogte das Gedränge
Der Feinde, hier hat ihr Geſchütz geknallt.
Hier hab' ich unterm Jubelſchrei der Menge
Zuerſt den Namen „Vaterland“ gelallt!

Das Herz beſchwingt mit Taubenflügeln dachte
Ich träumend nicht an meines Holzſchuhs Laſt.
Hier rührte mich des Himmels Blitz und machte
Mich auf den Blitz der Könige gefaßt.

In jener Hütte wappnet' ich mich klüglich
Mit Muth für jeden Sturm, ſo laut er brüllt.
Ruhm war mir Rauch, vergänglich und betrüglich,
Der beißend nur das Aug' mit Thränen füllt.

Ja, theure Zeugen meiner frühſten Stunden,
Euch lieb' ich, bis der Odem mir verfliegt;
Ich ehre meine Wieg', iſt auch verſchwunden
Die Theure, die mich einſt darin gewiegt.

Du Wiege meiner Jugend, ich begrüße
Nach fünfzig Jahren dich — welch tiefe Kluft!
Erinnrung an die Kinderzeit, die ſüße,
Verjüngt uns, wie der Hauch der Frühlingsluft!

Vom alten Schultyrannen und ſeiner hübſchen Kleinen hören wir Weiteres in dem Gedicht „der Schulmeiſter“:

Meiner Kleinen, ſchlau wie er,
Koſt und ſagt er Süßigkeiten,
Hat, verdorben mehr und mehr,
Wie wenn er Schulmeiſter wär',

Digitized

Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei,
Umgedreht den Stiel zu Zeiten,
Ei, ei, ei, ei, ei, ei, ei,
Du Brut, ich ſchlage dich entzwei ꝛc.

Der Buchdrucker, zu dem er im vierzehnten Jahr in Peronne in die Lehre kam, um „Franklins Metier“ zu lernen, hieß Laisney. „Da er mir,“ ſagt Beranger in einer Anmerkung zu dem nachfolgenden Gedicht, „die Orthographie nicht beizubringen vermochte, verſuchte er es mit der Poeſie, gab mir Anleitung zum Verſemachen und korrigirte meine erſten Verſuche.“

Vergnügten Abend!

An Laisney, Buchdrucker in Peronne.

Stoß an, mein Laisney, auf die ſchönen Stunden,
Die wir verlebt — wie ferne ſind ſie ſchon,
Wie lang iſt unſer Morgenroth geſchwunden,
Wie viele Freuden ſind mit ihm entflohn!
Und iſt er hin, der frohe Jugendreigen,
Räumt Hoffnung nur nicht das Quartier,
Mein alter Freund, will uns der Tag ſich neigen:
Vergnügten Abend! ſagen wir.

Mit fünfzig Wintern iſt dein Haupt belaſtet,
Und weit bin ich nicht hinter dir zurück.
Wir haben doch nicht immerdar gefaſtet,
Und mancher Tag war lauter Luſt und Glück.
Wir lebten, wie die Vögel in den Zweigen,
Niemals geplagt von ſchnöder Geldbegier.
Mein alter Freund, will uns der Tag ſich neigen:
Vergnügten Abend! ſagen wir.

Du warſt es, der mich einſt das Reimen lehrte,
Du ſahſt dich überflügelt ohne Neid.
Das Lied war Alles, was uns Gott beſcheerte,
Es war genug für uns in Luſt und Leid.
Was längſt vergangen, unſre Lieder zeigen
Es uns im Spiegel noch in friſcher Zier,
Mein alter Freund, will uns der Tag ſich neigen:
Vergnügten Abend! ſagen wir.

Zur Ruhe denn! Die Liebesgötter wenden
Sich weg, die uns ſo oft geſetzt in Trab.
Sie lachten, wenn ſie unterwegs uns fänden —
Nun ſchlafe wohl, die Sonne ſinkt hinab.
Die Freundſchaft hält in dunkler Nächte Schweigen
Ihr Lämpchen wach, und leuchtet dir und mir.
Mein alter Freund, will uns der Tag ſich neigen:
Vergnügten Abend! ſagen wir.

Alſo nicht erſt in Paris, wohin, nach überſtandener Lehrzeit der ſiebzehnjährige Beranger wieder überſiedelte, ſondern ſchon in Peronne regte ſich der poetiſche Drang in ihm, und vielleicht ſtammt das Gedicht: „Krönung Karls des Einfältigen,“ der im Gefängniß zu Peronne (924) geſtorben iſt, oder doch die Idee dazu, ſchon aus dieſer frühen Zeit. In die Zeit ſeines erſten Pariſer Aufenthalts fällt noch eine Kindheitserinnerung, die wir hier nicht übergehen dürfen, und die uns in die Stürme der Revolution zurückführt.

Die Freiheitsgöttin.

An eine Perſon, die der Dichter bei einem Revolutionsfeſte die Freiheit hatte vorſtellen ſehen.

Biſt du es, die ich einſt im Kinderwahne
So ſchön geſehn, die auf dem Wagen ſtand,
Begrüßt als jene Göttin, deren Fahne
Du ſchwangſt vor allem Volk in kühner Hand?
Stolz war auf deinem Angeſicht zu leſen,
Der Jubel ſchwoll, du hobſt dich ſchön und wild.
Ich ſeh' dich wieder, ja, du biſt's geweſen,
Die Freiheitsgöttin, holdes Bild.

Dicht hinterm Wagen blinken bloße Degen,
Fort über Schutt und Trümmer führt dein Gang,
Jungfrauen wandeln unterm Blüthenregen,
Und ſingen mit den wilden Kriegsgeſang.
Ich kleiner Knabe, an des Elends Quelle
Geſäugt, ich rief: Erweiſe dich mir mild,
Vertritt an mir, der Waiſe, Mutterſtelle,
O Freiheitsgöttin, holdes Bild!

Die Schreckensnamen wußt' ich nicht zu ſchätzen,
Die jene Zeit befleckt mit Mord und Brand,
Der Name „Feind“ nur machte mir Entſetzen,
Mit Freuden buchſtabirt' ich: Vaterland!
Ein Feuermuth, Ein Stolz, Ein kühnes Wagen'
Der Bettler ſchwang, ein König, Wehr und Schild.
Gib Einen mir zurück von jenen Tagen,
O Freiheitsgöttin, holdes Bild!

Die Aſche liegt an des Vulkanes Wänden
Erloſchen, der wohl zwanzig Jahr gegrollt.
Der Feind erſchien, die Wage in den Händen,
Und zweimal ſprach er: Gallier, gib dein Gold!
Ach, als wir trunken dir Altäre bauten,
Und du dich niederbogſt, ſo groß, ſo mild,
Es war ein ſchöner Traum, da wir dich ſchauten,
O Freiheitsgöttin, holdes Bild!

Ich ſeh dich wieder, und du kehrſt befangen
Dich ab, erwähn' ich deiner Lieblichkeit.
Die matten Augen, dieſe welken Wangen —
Sie iſt dahin für dich, die Maienzeit.
Sey ruhig: Wagen, Altar, Glanz und Schimmer
Und Hoffnung hin, verödet das Gefild,
Es war ein Traum, wach' auf, du biſt ſie nimmer,
Die Freiheitsgöttin, holdes Bild!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

Der Parlamentseid und die Juden.

Es iſt merkwürdig, wie ein einziger Jude das „ſchöne Spiel“ der brittiſchen Inſtitutionen in Verwirrung bringen und die engliſchen Staatsmänner ſo weit treiben kann, daß ſie zu den größten talmudiſtiſchen Spitzfindigkeiten ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die religiöſen Scrupel der Biſchöfe und Pairs zu bekämpfen und dem Baron von Rothſchild die Thüre des Parlaments zu öffnen. Nicht weniger als viermal iſt derſelbe von der City als Parlamentsglied gewählt worden, und jedesmal, wenn es ſich für ihn darum handelte, ſeinen Platz im Parlament einzunehmen, traten die hochedlen Lords und Biſchöfe im Oberhauſe auf und zwangen ihn ſofort wieder aus dem Parlament auszutreten. Bekanntlich hat jedes Parlamentsmitglied vor ſeinem Eintritt einen Eid zu leiſten, der mit den Worten endet: „Auf Treu und Glauben eines Chriſten.“ Dieſe Worte ſtehen natürlich im direkten Widerſpruch mit dem Glaubensbekenntniß des jüdiſchen Bankiers, und ſo oft nach Herſagung der übrigen Eidesformel der „Clerk,“ der den Parlamentsgliedern den Eid abnimmt, zu dieſen Worten kam, hielt Rothſchild inne und weigerte ſich dieſelben nachzuſprechen. Um dieſe Schwierigkeit zu umgehen und ihm den Eintritt in's Parlament möglich zu machen, hatte das Unterhaus zu wiederholten malen die Emancipation der Juden im Allgemeinen in Vorſchlag gebracht und als Geſetz angenommen. Aber die hochedeln Lords legten eben ſo oft ihr Veto gegen dieſen Beſchluß ein und zwangen den Auserwählten der City aus dem Parlament zu bleiben. Ein Theil der City blieb daher die ganze Zeit über ohne Repräſentanten. Kein Beſchluß des Unterhauſes iſt gültig, wenn derſelbe nicht die Conſecration des Oberhauſes erhält. Nach der Zuſammenſetzung des Oberhauſes, das bekanntlich hauptſächlich aus ariſtokratiſchen Grundbeſitzern beſteht, begreift es ſich, daß daſſelbe nie ſeine Zuſtimmung zu der Emancipation der Juden geben wird. Eine Volksagitation hervorzurufen und durch das, was man den „Druck von außen“ nennt, das Oberhaus zur Zuſtimmung zu zwingen, dazu iſt die Frage nicht populär genug. Jetzt tritt die City auf und ſagt: „Es handelt ſich keineswegs um die Emancipation der Juden; es handelt ſich darum, einen Mann, den wir durch unſere Wahl zum Volksrepräſentanten emancipirt haben, als ſolchen anerkannt zu ſehen. Das Unterhaus hat dieſe Wahl gut geheißen; wie kann das Oberhaus ſich herausnehmen, dieſelbe zu ſtreichen?“ Die City iſt eine Macht, die Lord Palmerſton mehr zu fürchten hat, als die der Biſchöfe und Pairs, die das Oberhaus bilden, zumal wenn das Unterhaus, wie im gegenwärtigen Fall, auf Seiten der City und Rothſchilds ſteht. Um daher eine Colliſion zwiſchen der City, Rothſchild und dem Unterhauſe auf der einen und dem Oberhauſe auf der andern Seite zu vermeiden, hat er einen Ausweg gefunden, der dem größten Rabbi Ehre machen würde. Die Emancipation der Juden hat man fallen laſſen, um die Emancipation des Einen auserwählten Juden möglich zu machen. Was dem Eintritt deſſelben im Wege ſtand, war, wie geſagt, die Endformel des Eides. Was vor mehreren Jahren dem Eintritt der Quäker in's Parlament entgegen ſtand, war die Anfangsformel des Eides. Die Quäker, wie bekannt, ſchwören nicht, ſie geben bloß ihr Wort, das für ſie die Kraft eines Eides hat. Wenn nun damals dieſes Wort an die Stelle des Eides treten konnte und wenn den Quäkern dieſe Subſtitution geſtattet wurde, warum ſoll nun nicht im gegenwärtigen Fall zu Gunſten der Juden ähnlich verfahren und ihnen zu Liebe die letzten Worte des Eides ausgelaſſen werden? Oder aber, wenn die Chriſten auf „Treu und Glauben eines Chriſten“ ſchwören, warum ſollen die Juden nicht auf „Treu und Glauben eines Juden“ ſchwören können? Warum ſoll es dem Unterhauſe nicht frei ſtehen, den jedesmaligen Mitgliedern diejenige Eidesformel aufzuerlegen, die als am meiſten bindend für ihr Gewiſſen betrachtet wird, ohne erſt das Oberhaus um ſeine Einwilligung zu fragen? Kaum aber hatte ſich dieſer mögliche Weg der Löſung der Frage im Publikum verbreitet, da erhoben ſich die oberſten Gerichtshöfe, ſchlugen ſich auf die Seite des Oberhauſes und erklärten, ein ſolcher Eid ſey nicht rechtskräftig und conſtituire eine Verletzung aller beſtehenden Geſetze, und ſie, die Gerichtshöfe, würden ſich genöthigt ſehen, nach Zulaſſung eines ſolchen Eides die in ſolchem Fall angedrohten Strafen in Anwendung zu bringen. Hier alſo drohte nichts geringeres, als eine Colliſion zwiſchen dem Parlament und den Tribunalen. Hätte nun wirklich das Parlament aus eigener Machtvollkommenheit und ohne Zuſtimmung des Oberhauſes die Eidesformel umgeändert und hätten dann die Tribunale ihre Drohung verwirklicht, ſo wäre dem

Digitized by Google

Parlament, um ſeine Souveränetät zu retten, nichts übrig geblieben, als die Richter zu verhaften. Man ſieht alſo, welche Verwirrung ein einziger Jude in das ſchöne Spiel der brittiſchen Inſtitutionen, die wie die Räder einer Maſchine in einander greifen, zu bringen vermochte. Glücklicherweiſe hat Lord John Ruſſell einen Ausweg gefunden, der, obgleich er „das ſchöne Spiel“ unbeſchädigt läßt, doch einzig und allein darauf berechnet iſt, auf neue Umwege zu führen. Dieſer Ausweg beſteht in nichts anderem, als im Unterhauſe einen Geſetzentwurf zum Vorſchlag zu bringen, vermöge deſſen es jedem Hauſe, dem Unterhauſe wie dem Oberhauſe, frei ſtehen ſoll, die Eidesformel für ſeine Mitglieder abzuändern. Dieſer Geſetzentwurf, der wie eine gewöhnliche Bill behandelt werden ſoll, hat, nachdem er im Unterhauſe angenommen worden, natürlich das Oberhaus zu paſſiren, wo derſelbe, wie voraus zu ſehen, verworfen werden wird. Palmerſton, der voraus ſieht, wie die Sache enden wird, iſt froh, die Juden eine Zeitlang vom Halſe zu haben. England iſt groß und mächtig geworden ohne einen Iſraeliten im Parlamente zu haben. Es wird mächtig bleiben auch ohne das M. P. hinter dem Namen Rothſchild.

Königsberg, Auguſt.

Aus dem Kleinſtadtleben in der Provinz.

Verhältniſſe riefen meinen jüngeren Bruder auf eine Dauer, welche ſich wahrſcheinlich nach Jahren berechnete, nach England. Wir befanden uns auf dem Königsberger Bahnhofe, um Abſchied von einander zu nehmen. Als der ſchrille Pfiff der Lokomotive erſcholl, änderte ſich meine urſprüngliche Abſicht; raſch war ich in das Coupé geſprungen, um den Bruder noch ein paar Stunden zu geleiten.

Die Zeit ſchleicht ſchneckenlahm, wenn unſere Ungeduld ihr Flügel wünſcht; die Zeit verfliegt mit windiger Haſt, wenn jeder Augenblick uns lieb und werth iſt. Der Zug hält; die beſtimmte Station iſt erreicht. Wenige Minuten und der Zug ſetzt ſich abermals in Bewegung. Ein wehendes Tuch vermittelt ein letztes Lebewohl zwiſchen den Scheidenden.

Es war ein heller klarer Wintertag. Die Hälfte deſſelben ſtand mir zur beliebigen Verfügung. Erſt gegen Abend traf der Zug ein, welcher mich nach Königsberg zurückführen ſollte. Drei oder viertauſend Schritte von der Station lag ein Städtchen von der Größe, wie ſie in der Provinz die durchſchnittliche iſt. Freunde oder Bekannte waren an dem Orte nicht zu beſuchen; ich war dort völlig fremd. Dennoch war es natürlich, die Promenade nach der Stadt anzutreten. Etwas Neues oder Beſonderes, das wußte ich im voraus, würde mir auf dem Gange nicht aufſtoßen; im Großen und Ganzen gleichen ſich dieſe Landſtädtchen in der Provinz nicht bloß in ihrem innern Leben, ſondern auch in ihrer äußern Erſcheinung faſt auf ein Haar. Rückſichten auf die landſchaftliche Schönheit der Lage haben bei ihrer Begründung meiſtens nicht gewaltet. Bei der Erbauung der älteren Plätze durch den Deutſchorden waren fortifikatoriſche Intereſſen maßgebend, andere Utilitätsprincipien bei dem Städtebau aus ſpäterer Zeit. Der Regel nach ſind die Häuſer entweder an die flachen Ufer der Flüſſe hingebaut, oder mitten in die Felder und Aecker ihrer Beſitzer. Je nachdem die erſte oder die zweite Bedingung zutrifft, je nach der Lage am Waſſer oder in der Ebene, ſind entweder die Ackerwirthſchaft und was mit ihr zuſammenhängt, oder der Kram und der Handel mit den Produkten des ländlichen Bezirks, in welchem der Ort gelegen, die Beſchäftigung und der Nahrungszweig der Einwohnerſchaft. Fabrikanlagen, zumal größere pflegen zu fehlen; die gewerbliche und induſtrielle Entwicklung ſteckt in ſolchen Sammelplätzen von drei bis fünftauſend Menſchen meiſtens noch in den Kinderſchuhen. Architektoniſche Studien zu machen bietet ſich meiſt keine Gelegenheit. Die Bauart iſt ſo einfach als möglich. Ein oft ungepflaſtertes Quadrat von größeren oder geringeren Dimenſionen, der Marktplatz, bildet den Mittelpunkt des Städtchens; hier liegen die ſtattlicheren Häuſer der Geldariſtokratie, die beſſeren Wohnungen der Geburts- und Standeshonoratioren. Die Gebäude mit bloß Einem Erdgeſchoß und einem Giebel oder Erker ſind auf dem Markte ſelten; die Häuſer haben hier meiſtens zwei Stockwerke; mitunter erdreiſtet ſich ſogar ein Rathsherr oder Stadtälteſter, ein drittes Stockwerk aufzuſetzen. Von einem Styl,

Digitized by Google

ja nur von Ordnung und Symmetrie iſt keine Rede; bald breiter, bald ſchmäler, hier höher, dort niedriger, im bunteſten Wechſel reihen ſich die Gebäude an einander. Man empfängt den Eindruck, als hätte ein Kind Stücke von verſchiedener Größe aus verſchiedenen Bilderbogen ausgeſchnitten und auf einen andern Bogen chaotiſch zuſammengeklebt. Vom Markte aus oder neben demſelben hin zieht ſich nach den beiden Thoren des Orts die Hauptſtraße, welche häufig zugleich die einzige iſt; wo außerdem Ausläufer vorhanden, ſind es kleine kurze Nebengäßchen, ſchmutzig und finſter, die man beſſer gar nicht betritt. Sonſt zerſtreuen ſich noch ein paar öffentliche Gebäude durch den Flecken, zwei bis drei Kirchen, das Rathhaus, das Gerichtslokal, an einigen Orten auch ein Gymnaſium, welches die nämliche Bedeutung für dieſe kleinen Städte hat, wie für die großen die Univerſität. Die Kirchen ſind bisweilen, wenn ihr Urſprung aus einer älteren Vergangenheit herdatirt, das Sehenswürdigſte im Orte, achtungswerthe Bauwerke und im Innern reich ausgeſtattet. Zumal die katholiſchen Kirchen pflegen hinſichtlich der Dekorationen ſehr gut bedacht zu ſeyn; man iſt nicht ſelten durch den künſtleriſchen Werth der Altarſtücke und Bilder überraſcht, durch das koſtbare Geräth, die herrlichen Orgeln und die großen, klangvollen Glocken, die man hier nicht vermuthet hatte. Unmittelbar vor den Thoren beginnen die Reihen ſtrohgedeckter Stallungen und Scheunen. Feuer gehört hier keineswegs zu den Seltenheiten und es iſt wiederholt vorgekommen, daß bei einem ſolchen Scheunenbrande die Hälfte der Stadt und mehr mit in den Flammen aufging. Löſchapparate werden gewöhnlich von den hochweiſen Vätern der Stadt ſparſam beſchafft; wenn ſie gebraucht werden, pflegen ſich die wenigen Spritzen überdieß in einem unbrauchbaren Zuſtande zu befinden. Ein Straßenleben exiſtirt nicht; die Ruhe und Stille, die Menſchenleere fällt dem Fremden auf. Erwähnt ſey endlich die ſtete Auswanderung, die in kleinen Städten ununterbrochen ſtattfindet. Nicht als ob das Büreau, oder, wie es heißt, das Amt des Bürgermeiſters von Leuten umlagert wäre, welche die Ausfertigung ihrer Päſſe begehren; dieſe Auswanderung vollzieht ſich ohne Päſſe, ſie geht nicht nach Häfen und über das Meer, ſie bleibt innerhalb der Feldmarken der Stadt. Bis etwa vor einem Jahrzehnt nämlich war die Separation des kleinen ländlichen Grundbeſitzes nur in vereinzelten Ausnahmefällen erfolgt; die Stadt- oder Landgemeinde beſaß eine gewiſſe Ackerfläche in Gemeinſchaft, der einzelne Bauer oder Bürger beſaß keineswegs eine beſtimmte, abgegrenzte Ackerparcelle als ſein Eigenthum. Seitdem iſt aber die Auseinanderſetzung, die agrariſche Separation allgemein geworden. Bei den Vermeſſungen und Vertheilungen hat es ſich nun gemacht, daß häufig der Ackerantheil, der dem einen oder dem andern Bürger angewieſen wurde, in ziemlich weiter Entfernung von der Stadt ſich befand, ſo daß die Bewirthſchaftung Schwierigkeiten unterlag. Unter ſolchen Umſtänden ziehen es die Beſitzer vor, ſich auszubauen, d. h., ſie errichten ein neues Gehöft auf der ihnen zugefallenen Fläche und ſuchen dieſelbe durch Ankauf benachbarter Felder zu vergrößern und zu arrondiren. Das Haus in der Stadt wird je nach den Vermögensverhältniſſen des Eigenthümers beibehalten oder verkauft oder vermiethet. Die nächſte Umgebung der kleinen Landſtädte erhält auf dieſe Weiſe eine eigenthümliche Phyſiognomie. Von allen Seiten erheben ſich abgeſonderte Höfe, welche meiſtens einen recht wohlthuenden Anblick gewähren. Denn nicht allein das Wohnhaus iſt eine ſaubere Villa, auch die Wirthſchaftsgebäude werden, man möchte ſagen mit einer gewiſſen Eleganz hergerichtet; man trifft faſt nur maſſive Stein- und Ziegelbauten, nicht die leicht und obenhin aufgeführten Holzgebäude mit dürftigen Strohdächern, wie ſie ſonſt auf dem platten Lande üblich ſind.

Der Spaziergang durch und um die bezeichnete Stadt war vollendet. Etwas, das zu der gegebenen Schilderung nicht gepaßt hätte, war mir nicht begegnet oder aufgefallen; ich begab mich in ein Reſtaurationslokal, in ein ſogenanntes Weinhaus. Der Aufenthalt in demſelben ließ Zuſtände beobachten, welche für das Kleinſtadtleben bezeichnend ſind. Beim Eintritt kam man in ein geräumiges Zimmer, welches ſich von einer ordinären Krug- und Schankſtube in nichts unterſchied. Um gewöhnliche Holztiſche herum ſaßen auf eben ſo gewöhnlichen Holzbänken ein halbes Dutzend Gäſte, welche theils Branntwein, theils ein ſchwarzes Bier tranken und mit ihren qualmenden Tabakspfeifen einen entſetzlichen Geruch verbreiteten. Von einer Unterhaltung war nicht viel die Rede; hier und dort fiel ein vereinzeltes Wort. Eine Magd bediente. Im anſtoßenden Gemach gab es etwas mehr Comfort, Stühle wenigſtens und ein Sopha. Der Wirth, die Mütze auf dem Haupte, machte die Honneurs. Die Beſucher rauchten Cigarren, tranken bayeriſches Bier, einzelne auch ein Glas Wein, ein magenrunzelndes Präparat, wie ich ſpäter zu meinem Schaden erprobte, plauderten oder ſpielten Karte. Das dritte Zimmer endlich, das Allerheiligſte, war den Offizieren der Garniſon vorbehalten. Wurde dort ein Verlangen laut, ſo erhob ſich der Wirth augenblicklich, um nachzufragen; ſobald er die verhängnißvolle Thürſchwelle des Allerheiligſten überſchritt, zog er ſeine Mütze ab. Bei der Rückkehr wurde nach beſorgtem Geſchäft die Mütze regelmäßig auf der nämlichen Thürſchwelle wieder auf das Haupt geſtülpt. Eine Zeit lang hielt ſich der fremde Gaſt im zweiten Zimmer auf, ein Gegenſtand der Neugierde, unſchuldiger Weiſe aber auch der Gegenſtand eines allgemeinen wie eines ſpeciellen Mißvergnügens. Er hatte das unſühnbare Verbrechen begangen, ſich, nichts Arges vermuthend, an einen Platz zu ſetzen, welchen er leer gefunden, der aber, wie ihm in der Folge klar wurde, nicht allein der Ehrenſitz, ſondern auch der ſpecielle Platz eines ſpeciellen Beſuchers war. Das war nach der Auffaſſung des Orts eine Kränkung ſowohl für die geſammte Geſellſchaft, als für den beſonders Betroffenen. Gegen den Letzteren verſtieß der Fremde

Digitized by Google

noch in anderer Hinſicht. Beim Eintreten neuer Beſucher hatte man ſich einfach mit einem „guten Morgen“ begrüßt, auch wohl die Hände geſchüttelt; als der privilegirte Inhaber des Ehrenſitzes erſchien, ein penſionirter Major mit gewaltigem Schnurrbart und in der Haltung eines Mannes, der ſich ſeiner Würde wohl bewußt iſt, erhob ſich die ganze Verſammlung, um ihre unterwürfige Huldigung darzubringen, die denn auch mit herablaſſender Huld angenommen wurde. Selbſt der Wirth griff vor dem Gaſte nach ſeiner Mütze. Der Fremde hatte den zweiten Verſtoß dem erſten hinzugefügt; er allein hatte ſich nicht erhoben. Eine Situation, wie die angedeutete, durchſchaut ſich leicht, zumal wenn alles ſich in eben nicht verhüllter Weiſe bemüht, zu dem Verſtändniß zu verhelfen. Demnach erhielt der Patron alsbald ſeinen Sitz und er wie die Clientenſchaar waren befriedigt. Nach dieſer Conceſſion ſtellte ſich das beſte Einvernehmen heraus. Der Fremde wurde in die Unterhaltung, die man bis dahin gefliſſentlich mit ihm gemieden, hineingezogen, in die lebhafte Beſprechung der neueſten politiſchen Tagesereigniſſe, welche ſich vor zwei Wochen und länger zugetragen haben mochten, auch ſogar in die hochwichtigen Erörterungen über die bevorſtehende Stadtkämmererwahl, über einen projektirten Ball und ähnliche Privatiſſima. Ganz nach homeriſcher Sitte folgten dann erſt die naiven Nachfragen und Erkundigungen, wer wohl der Fremde wäre und was ihn hergeführt.

Intereſſant mag dieſer Bericht nicht ausgefallen ſeyn, allein er enthält Momente, welche für das Kleinſtadtleben bezeichnend ſind. Was wir öffentliches Leben nennen, exiſtirt weder im weiteren noch im engeren Sinne des Worts in einer Provinzialſtadt; was man hier allenfalls ſo nennen könnte, concentrirt ſich und ſpiegelt ſich ab im Wirthshausleben. Die Stammkneipe iſt das Neuigkeitsbureau und die Reſſource, die Börſe und das Kaffeehaus. Auf dieſem Forum ſuchen Neugierde und Eitelkeit, ſuchten Schlendrian und Gewohnheit ihre Befriedigung, eine eingebildete Beſchäftigung der Müßiggang, Genuß und Vergnügen die Vergnügungsſucht. Die Beſchränktheit und die dünkelhafte Halbwiſſerei trägt ſich dort in hitzigen Debatten über politiſche und ſociale Tagesfragen vor, der Stadtklatſch wird mit einer Wichtigkeit und Energie breitgetreten, als wären die nichtigen Spinnewebethorheiten die bedeutſamſten Angelegenheiten. Privatgeheimniſſe müſſen enträthſelt und Privatintriguen eingefädelt werden. Die diplomatiſchen Talente finden Uebung und Beſchäftigung vollauf, die kritiſchen Geiſter nicht minder. Prüderie und ein engherziges Puritanerthum handhaben das Richtſchwert ihrer Zungen mit Virtuoſität. Was nur um eines Zolles Breite aus dem Geleiſe des Althergebrachten und Ueberlieferten abweicht, was ſich nicht fügt oder paßt in die gewohnten Geſchirre und Garnituren, was nicht handelt und meidet, ſich nicht füttert und kleidet wie der Schwarm der übrigen, über deſſen Haupt zieht ſich unvermeidlich das Gewitter der bitterſten, der herbſten Nachrede zuſammen. Auf den Umgang und Verkehr mit Frauen aber richten die Kritiker ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit. Mit welcher zähen Atrocität ferner, die einer beſſeren Sache werth wäre, an den Standes- und Vermögensunterſchieden feſtgehalten wird, zeigt die vorausgegangene Schilderung. Der kleinlichſte Kaſtengeiſt macht ſich geltend. Die Plebejer, die ärmeren Handwerker und Gewerbtreibenden gehören in das Vorderzimmer; die Patricier, die grundbeſitzende Bürgerſchaft und die Beamtenhierarchie ſondern ſich von jenen mit ängſtlicher Beſorgtheit ab. Von dieſen wiederum abgeſondert bilden die paar Offiziere der Garniſon den erſten Stand. Die Verhältniſſe der Kneipe tragen ſich natürlich, höchſtens mit geringen und unweſentlichen Modifikationen, auf das übrige Leben über. Daß unter derartigen Umſtänden, daß bei einem derartigen Tone von einem gemüthlichen und anregenden geſellſchaftlichen Leben, von einem irgend behaglichen Aufenthalt an einem ſolchen Orte nicht die Rede ſeyn kann, iſt ſelbſtverſtändlich, und zu bedauern, wen die Ungunſt des Schickſals auf längere Dauer dorthin verbannt. Unendlich oft haben mich junge Aerzte, Richter, Lehrer, welche, an das geſellſchaftliche und geiſtige Leben der Hauptſtadt gewöhnt, nach einer kleinen Provinzialſtadt verſchlagen wurden, verſichert, daß ihnen der dortige Aufenthalt, dieſes Untertauchen und Mitſchwimmenmüſſen mit dem Strom der pfahlbürgerlichen Engherzigkeit und der geiſtloſen Plattitüde ein wahrhaftes Fegefeuer ſey.

Neapel, Juli.

Neapel im Jahr 1605.

In den Händen eines uns befreundeten Künſtlers fanden wir ein altes deutſches Buch über Stadt und Umgegend, Aufzeichnungen, wie ſie heute nicht mehr häufig vorkommen und ihrem Weſen nach deßhalb nicht minder von Intereſſe ſind, als theilweiſe ihrem Inhalt nach. Hieronymus Megiſer nennt ſich der Verfaſſer des Buchs. Es trägt die Jahreszahl 1605 an der Stirn, iſt alſo etwa ein halbes Jahrhundert nach dem Tode des berühmten Peter von Toledo geſchrieben und ungefähr gleich lange Zeit vor der Maſaniellorevolution. Toledo, der bedeutendſte aller ſpaniſchen Statthalter, hat nach Reumonts Anſicht Neapel gehoben wie kein anderer vor und nach ihm. Er durfte ſich kurz vor ſeinem Tode rühmen, an jeden Schaden und Wurmfraß, der bei ſeinem Regierungsantritt das ſchöne Land zum Siechthum verurtheilt, mit Schwert und Brand die Hand gelegt zu haben. 18,000 Menſchen ließ er in achtzehn Regierungsjahren hinrichten. Dennoch darf man jene Zeit und die ihr folgende nicht als eine eben ſehr geregelte betrachten. Die ſpaniſche Regierung ſog das Land ohne Erbarmen aus, ihre Statthalter ſuchten ſich auf alle Weiſe zu bereichern. Donative mußten, als außerordentliche Beiſteuern, bei jedem Kriege, bei jeder prinzlichen Geburt oder Vermählung bezahlt werden. Von den ſämmtlichen Kriegen Spaniens, wozu ſolcher Art Neapel beiſteuerte, ging nur ein einziger es ſelbſt an. Zur Vermählung der Schweſter Carl des Fünften, Eleonore, mit dem König von Portugal wurde von Neapel ein Donativ von 116,000 Ducati erpreßt; bald darauf mußte Nadelgeld für die Kaiſerin, dann Windelgeld für einen kleinen Erzherzog aufgebracht werden. Hatte der Vicekönig ſolche Donative glücklich durchgeſetzt, ſo ſandte er Bittanhängſel um Verlängerung ſeines Amts, um Nadelgeld für ſeine Frau und Aehnliches. Im Jahr 1586 waren von den 1973 Communen Neapels nur 69 königliches Eigenthum, alle übrigen wurden als Lehensgüter durch die damit Belehnten ausgebeutet. Als Carl V. den Gemeinden geſtattete, ſich loszukaufen, geſchah dieß von den reicheren, zum Theil aber um ſo große Summen, daß die neue Verſchuldung ſie nöthigte, ſich abermals ſelbſt zu verkaufen. Amalfi zahlte um's Jahr 1599 nicht weniger als 216,160 Ducati Löſegeld, Somma 112,000 D. Sorrent wehrte ſich gegen den Fürſten Conca, dem es als Lehen zufallen ſollte, und beſtach den Hof mit 10,000 Ducati. Einige Gemeinden behielten ſich in den Freikaufsſtipulationen ausdrücklich, als Schutz gegen den raubgierigen Fiskus, das Recht vor, im Namen des Königs zu rebelliren. Dabei laſtete auf Wein ſchon eine Verbrauchſteuer von 66 Procent. Mit Getreide wurde, durch die Annona begünſtigt, fortwährend der größte Wucher getrieben und Brodmangel gehörte zu den nie ganz verſchwindenden Landplagen. Erſt im Jahr 1622 gab es einen Brodcrawall in Neapel, der nicht zu unterdrücken war, bis ſieben Rädelsführer gerädert wurden Dennoch legte man ſchon um's Jahr 1658 auf's Brod von neuem die Hälfte der Abgabe, welche zur Beſtreitung des Donativs von 350,000 Ducati, als Geſchenk bei Geburt des Infanten Proſpero Filippo, beigetrieben wurde. Es ſey noch zur Kennzeichnung der damaligen ſtaatsökonomiſchen Weisheit hinzugefügt, daß im Jahr 1647 der Vicekönig, Herzog von Arcos, die Fabrikation der Seide zum Monopol der Stadt Neapel zu machen verſuchte, auf Koſten der ganzen, dem nämlichen Staat angehörenden Umgebung. Nicht minder verbot der Marcheſe del Carpio vierzig Jahre ſpäter die Einführung neuer Erfindungen bei der Seidenfabrikation. Früher ſchon hatte man den Maulthieren den Krieg erklärt, weil ſie „die Pferdezucht beeinträchtigten;“ zwei Drittheile der Wagen waren damals mit Maulthieren beſpannt. Die eigenthümlichen Futter- und Klimaverhältniſſe Neapels haben die Unentbehrlichkeit des Maulthiers längſt heraus geſtellt. Königliche Wagen findet man noch heute mit dieſer Beſpannung, nicht minder einen Theil der Artillerie. — Uebrigens befolgte man beim Steuereintreiben das ſchon in Weisthümern des Mittelalters verherrlichte Princip des Dachabdeckens und Balkenverkaufens, ſo oft der Steuerpflichtige nicht fähig war zu zahlen, eine Art, zu ſeinem Gelde zu kommen, die, wie man behauptet, noch häufig in Sicilien vorkommt.

Unſer Hieronymus Megiſer faßt dieſe Verhältniſſe nicht ſo düſter auf, wie ſie unſerer heutigen Denkweiſe erſcheinen. Nachdem er die geſammten Donative der letzten Zeit aufgezählt hat, zieht er die Summe mit den Worten: „Daraus abzunehmen, wie getreue und nützliche Unterthanen die Neapolitaner ſeind.“ Bei dieſen Donativen hat er ſich aber den Einblick in einen Zeitraum von faſt hundert Jahren zu verſchaffen gewußt und ſtellt ſie danach wie folgt zuſammen:

1507 Zubuße dem König Ferdinando Catolico wegen vieler ausgeſtandener Kriege: 300,000 Ducaten,
1520 Carl V. zur Krönung in Aachen: 300,000 Ducaten,
1523 2 Tonnen Gold, d. i. 200,000 Ducaten,
1524 ½ „ „ für Kriegsnoth in der Lombardei,
1531 6 „ „ wider die Türken,
1534 1½ „ „

Digitized by Google

1536	1,500,000	Ducaten,
1538	360,000	„
1539	260,000	„
1540	30,000	„
1541	500,000	„
1543	200,000	„
1545	600,000	„
1546	240,000	„
1548	150,000	„ zu der Heimsteuer Ihro Majestät Tochter Maria,
1549	600,000	„
1552	800,000	„ dem Kaiser,
	22,000	„ dem Vicekönig,
1553	300,000	„
1554	30,000	„
1555	156,000	„
1557	140,000	„

anno eodem Wierumb verehrt Ihro Majestät 1 Million Goldes,
25,000 Ducaten dem Vicekönig,
9,200 „ dem Herrn M. A. Colonna,

1560 Ihro Maj. 12 Tonnen Gold,
dem Vicekönig 27,500 Ducaten,
1562 Ihro Maj. 1 Million Gold,
1564 Ihro Maj. 1 Million Gold,
dem Prinzen in Spanien 60,000 Ducaten,
1566 12 Tonnen Gold,
1568 12 „ „
1572 12 „ „
1574 12 „ „
1577 12 „ „
1579 12 „ „
1581 12 „ „
1583 12½ „ „

„Haben also fort continuirt bis auf den heutigen Tag (1605) der Gestalt, daß es gleichsam ein ordinari Einkommen ist worden. Vor 6 Monaten, als die Landständ avisirt worden, daß dem König von Hispanien ein junger Sohn gebohren, haben sie beschlossen dem jungen Prinzen 150,000 Ducaten inn die Wiegen und Windeln zu schenken."

Von jeder Feuerstelle, deren es 483,000 gab, wurden damals 15 Carolin 12 Gran jährlich erhoben (52 Silbergroschen), doch kamen mit der Zeit noch hinzu:

4 Gran (10 Gran = 3 Silbergr. 2 Pf.) monatlich per Feuerstelle Abgabe für die spanischen Soldaten,
7 Gran und 1 Cavalluz für Bewaffnung der Toledo- (i. g. Sarazenen-) Thürme,

17 Gran für Kriegsvolk in Besatzung	(74,900 D.)
3 Gran für Wegeverbesserung	(41,640 D.)
Für Feldprososen gegen Banditen	18,506 D.

Mit Hülfe weiterer Nachforschungen bringt er folgendes Budget zusammen:

Seidenzoll, Ausfuhr, von ½ auf 2 Carolin erhöht.	
Saffranzoll	150,000 D.
Eisenzoll	61,836 D.
Zollhäuser in Neapel, Gaeta, Salerno ꝛc. (sie waren an Genuesen verpachtet)	212,025 „
Weinzoll	104,000 „
„ Ausfuhr	12,100 „
Kartenspielzoll (1 Carol. per Spiel)	20,000 „
Marktzoll in Neapel (Fleisch, Eier und Vögel)	11,600 „
Manna (1 Carol. per Pfund)	700 „
Einkommen der 2 Gestüte	5670 „
Strafen, Vergleichungen	34,000 „
Pferdeausfuhrzoll	500 „
Korn, Gemüse	4000 „
Geschlachtetes Vieh an den Thoren Neapels	28,408 „
Presidii di Toscana	13,000 „
Einkommen von Viesti, S. Severino Terracina ꝛc.	24,577 „
Ausfuhrzoll auf Schwefel, Salpeter, Hanf (jetzt, d. h. 1605, Ausfuhrverbot)	
Strafen wegen Contrebande ꝛc., geschätzt auf ½ Tonnen Gold.	
Von 19 Bißthumb und 5 Erzbißthumb zieht der König	50,000 D.
Von königl. Abteien	10,000 „

Ganzes Einkommen, ohne Donative, nahe an 3 Millionen Ducaten Gold.

Vormals 775,441 Ducaten (Gegenwärtig, d. h. 1857, 26½ Millionen Ducaten mit Einschluß Siciliens.)

Herr Hieronymus Megiser erwähnt dann Neapels Umfang. Die Stadt sey immer größer geworden, „bis der König in Hispanien ernstlich hatte verboten, daß man darinne nicht weiter sollte fortbauen." — 1585 sey sie mit 500,000 Menschen bevölkert gewesen. Eine neuere Volkszählung scheint ihm nicht zu Gebot gestanden zu haben. Wir berichtigen nach andern Quellen: 1575 zählte Neapel 200,000 Seelen; 1634 300,000. Gegenwärtig schätzt man die Bevölkerung auf 400,000.

Die damalige Gesammtbevölkerung des Landes gibt er auf zwei Millionen an; „treffliche, gelehrte Leute seyen jederzeit aus dem Königreich entsprungen." Er fügt hinzu: „man habe die gewisse Nachrichtigung, daß darinnen an die 2700 gemauerter Städte sind, darunter 137 Bißthumb und 20 Erzbißthumb gezehlet werden." In der Stadt führt er 64 Klöster und 180 Kirchen an. Im Jahr 1786 gab es 200 Klöster mit 3644 Mönchen und 6416 Nonnen. Jetzt wohnen 1502 Mönche und 1013 Nonnen in 32 Mönchs- und 22 Nonnenklöstern.

Der Mann hat sich inzwischen auch um andere Dinge bekümmert. Namentlich interessirt ihn die Art, wie dem König Seitens der Lehensmänner Treue geschworen wird. Nach Erwähnung der Redeformel fährt er fort: „So er solches gesagt, hebt er die Hende auff vom Buch vnd der König erwischt beide seine Daumen vnd verwickelt sie mit seinen eigenen Daumen, helt's mit denselben vnd legt also ihr beider Hande mit einander auf's Evangeli-

Digitized by Google

Buch. So er dann drei mal um Schutz gebeten und des Königs Daumen drei mal geküßt hat, da umbfangt ihn der König und küßet ihn in's Angesicht. Das ist die Weise dem Könige von Neapel zu huldigen, und solche werden hernach homines legii genannt, weil der König sie mit seinem Daumen gleichsam bindet und verknüpfet."

Ueber die Mutter Kaiser Friedrichs II. hat er ermittelt, sie sey eine fünfzigjährige Nonne gewesen, als der grausame Heinrich VII., Friedrichs Vater, sie geheirathet habe. Und da er sich nun einmal aus den Zahlen und Formeln heraus geflüchtet hat, meint er: „So wir uns nun gnug zu Neapels umbgesehen, ist es Zeit, daß wir auch das Land herumb verlustriren." Da erzählt er denn die Entstehung des wenige Jahrzehnte vorher erst zum Vorschein gekommenen Monte nuovo, unweit Puzzuoli. „Am 27. und 28. September Anno 1538. da erschütterte sich die Erden an einander Tag und Nacht und lieff das Meer wol 200 Schritt ab von dem Gestad, wurden also unsäglich viel Fisch allda gefangen. Am 29sten Tage erhub sich ein großer Theil Landes zwischen dem Meer bei Averno und dem Berg Gauro und bekam die Gestalt eines Berges. Umb zwei Uhr in der Nacht that er sich auff mit großem Krachen und spie aus ein Hauff schrecklichs Feuers, Bimsenstein, Stein und abscheuliche Aschen, daß es alle Häuser zu Puzzuole und alles Kraut auf dem Feld bedecket, die Bäume zerbrach, auch den Weinwachs allen zu Asche macht, ja die Vögel und viel vierfüßige Thier umbbracht."

Auf St. Elmo entdeckt er noch sächsische Kanonen aus dem Schmalkaldischen Krieg; eine derselben trägt Luthers Bildniß und den Vers:

Für eine Sängerin bin ich gegossen,
Und gebrauch meine Stimm unverdrossen.
In Sachsen war ich wol beschossen
Gegen den Teufel und Bapst's Genossen.
(Goß mich Michael Andreas Pitnig.)

Dann folgen die Noten g, a, g, f, h, g, als Anfang eines lutherischen Chorals.

Vom Hospital der Incurabili erzählt er: „Alle Jahr im Monat Majo kompt eine große Mennig Volk von Frembden inn diesen Spital, denen man denselben Monat durch das gekochte Wasser von Guajaco oder Franzosenholz vergebens (unentgeltlich) mittheilt, und also damit offt vber die 3000 umpsonst curirt."

Von dem Nachrichter des enthaupteten Conradin berichtet er, derselbe sey ebenfalls hingerichtet worden, „damit sich keiner rühme, einen so hohen Potentaten enthauptet zu haben." Die Grabschrift Conradins übersetzt er wie folgt:

„Einem jungen Adler an dieser Statt
Der Löw den Kopf abgerissen hat
Mit Falkesklawen. Merk die That!"

Auch die Weiber der Liparischen Inseln geben ihm Anlaß zu Beobachtungen. Sie trinken, hört er, keinen Wein. Warum nicht? Man sagt ihm, seit sie das Weintrinken verschworen, habe der Berg Livaro seinen vulkanischen Charakter geändert. Sie setzen die Entsagung fort, um ihn nicht wieder wild werden zu lassen.

Da er Manna unter den Steuersätzen im Budget findet, forscht er nach, woher es herbeigeschafft werde. Er scheint einen Geistlichen um Auskunft gefragt zu haben, denn das Resultat seiner Forschungen ist, das Manna komme aus Bari, Amalfi und Salern, „allwo es die Leichname der Heiligen, Bischof Nicolai, Apostel Andreä und Evangelist Matthäi ausschwitzen."

Pescara ist ihm wegen des Fleckens Capistrano und dieser als die Geburtsstätte des Johannes Capistranus merkwürdig. Derselbe habe, erzählt Hieronymus, drei Stunden lange lateinische Predigten gegen die Türken in Deutschland gehalten, die ein Barfüßer dann in zweistündigem Vortrage verdeutscht habe. Er hütet sich übrigens weislich, Betrachtungen über die Geduld der Zuhörer anzustellen.

Wir wollen mit seinem Bericht über Julia Gonzagas Rettung schließen, da das Ereigniß damals frisch genug war, um ihm noch durch Augenzeugen überliefert seyn zu können. „Anno 1534." sagt er, „gehörte die Stadt Fondi dem Herrn Vespasiano Colomnae eigenthümlich zu, und wohnte sein Gemahl Julia Gonzaga daselbst. Diese war ein so trefflich schönes Weibsbild, daß ihres Gleichen an Schöne zu derselben Zeit nicht gefunden ward. Solches Geschrei kam auch für den mächtigen Meerräuber Barbarossa, König in Algier; darumb gedacht er ihm, wie er sie möcht in seine Gewalt bekommen, daß er sie dem türkischen Kaiser Solymano verehrte. Denn er mit einer solchen Beut einen großen Dank hofft zu erlangen. Streifft also auff dem Meer in derselben Gegend und setzet sein Volk nahe bei Fondi an's Land und oberfiel die Stadt plötzlich. Aber die Frav Julia ward gewarnt und kam mit noht halbnackender auf einem schnellen Pferd davon, daß sie also zumal jr Leben, Ehr und Keuschheit vor diesem grimmigen Feind errettet."

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 34.

Inhalt.

Goethe und Götz von Berlichingen. Seite 793.
Ein französisches Dichterleben. (Schluß.) Seite 798.
Reiter und Ränke. Eine Skizze aus dem Badeleben. (Fortsetzung.) Seite 803.
Korrespondenz-Nachrichten.
Wien. Seite 811.
Berlin. Seite 814.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vortrag
über die
Eheſcheidung
gehalten in der
deutſchen evangeliſchen Kirchen-Conferenz
zu Eiſenach
den 15. Juni 1857
von dem
Berichterſtatter Dr. **von Mühler,**
Königl. Preußiſchem Oberconſiſtorialrath.

gr. 8. Preis 9 kr. oder 3 Ngr.

Dieſe Schrift iſt ein, auf den einſtimmigen Wunſch der zur dießjährigen Eiſenacher Kirchen-Conferenz verſammelten Abgeordneten der deutſchen evangeliſchen Kirchenregierungen veranſtalteter Separatabdruck des Vortrags und der darauf von der Conferenz gefaßten Beſchlüſſe in einer der brennendſten Fragen der kirchlichen Gegenwart. In einem kurzen Vorworte orientirt überdem der Herr Verfaſſer ſeine Leſer über die bedeutungsvolle und ſegensreiche Aufgabe der genannten Conferenz, die von ſo vielen Seiten nur darum übel beurtheilt wird, weil ſie in ihrer Entſtehung und Wirkſamkeit zu wenig gekannt iſt.

Stuttgart, im Auguſt 1857.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Frauenbilder
aus
Goethe's Jugendzeit.
Studien zum Leben des Dichters.
Von
H. Düntzer.

gr. 8. geh. Preis fl. 3. 24 kr. oder Rthlr. 2. —

Die vorliegende Schrift hellt die ſo vielfach irrig gedeuteten Verhältniſſe des ſich entwickelnden Dichterjünglings Goethe zu den bedeutendſten auf ihn einwirkenden Frauen in anziehendſter, einen tiefen Blick in die kerngeſunde Natur ſeines perſönlichen Weſens gewährender Weiſe auf, und wirft auf die eigene Darſtellung des Dichters in „Wahrheit und Dichtung" ein ganz neues Licht. Die vielfachen höchſt wichtigen, theils auf bisher unbekannten, aus beſter Quelle fließenden Angaben, theils auf genauer, die ſehr zerſtreuten Nachrichten ſammelnden, ſichtenden und beleuchtenden Unterſuchung beruhenden Aufſchlüſſe geben der Schrift für jeden Freund des Dichters einen dauernden Werth, wie die Darſtellung ſo vieler höchſt bedeutenden Frauen, Friederike Brion, Anna Sibylla Münch, Eliſabeth Schönemann, Auguſte von Stolberg, ſo wie der Schweſter und der Mutter Goethe's, für Jeden von höchſter Anziehung ſeyn muß, den die Bilder edler Weiblichkeit erfreuen. Auch über viele von Goethe's Jugendbekannten, den unglücklichen Lenz, den durch Hoffmann novelliſtiſch verunglimpften Rath Crespel, den Componiſten Kayſer, den Maler Kraus u. A. gibt das Buch zum Theil ganz neue Aufklärungen, wie es manche der gangbaren Angaben über einzelne Punkte im Leben des großen deutſchen Dichters auf erwünſchteſte Weiſe berichtigt, einzelne noch nicht verſtandene kleinere Gedichte treffend erläutert und im Allgemeinen einen höchſt wichtigen Beitrag zur Beurtheilung Goethe's vom ſittlich-menſchlichen Standpunkt aus liefert.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Jung Friedel
der Spielmann.
Ein lyriſch-epiſches Gedicht aus dem deutſchen Volksleben des ſechzehnten Jahrhunderts
von
Auguſt Becker.
Miniatur-Ausgabe.

Geheftet Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Elegant gebunden mit Goldſchnitt
Preis fl. 2. 36 kr. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Im Jung Friedel tritt uns ein junger Dichter entgegen, welcher ſeinen Stoff und ſeine Ideen in ſeltener Weiſe beherrſcht und beide in der richtigen und eigenthümlichen Form vorzutragen weiß. Nicht leicht wird man in einem größeren Gedicht auf jeder Seite ſo poetiſch ſich angeſprochen finden, als von den Liedern und Balladen des Spielmanns Jung Friedel, denen nirgends der eigenthümliche Zauber fehlt, der in allen dem Volksgeiſte und Volksglauben mit Innigkeit und gänzlicher Hingebung abgelauſchten Klängen und Darſtellungen wehen muß. Naturleben, Nixen- und Elfenglück, Landsknechtskeckheit, Bauernneid und Bürgerſtolz ſind mit gleich poetiſcher Begabung und Wahrheit geſchildert, und überall fühlen wir uns heimiſch, führt er uns nun vor den Kaiſerthron oder in die friedlich ſtillen Kloſterhallen, ins wilde Treiben des Lagers oder zum gefeyten See, wo Frau Hulda, die Feenkönigin, wohnt. Es iſt nicht die Poeſie, die eben nur ein unbeſtimmtes, jugendliches Drängen ohne Grund und Boden zeigt, ſondern wie geſagt der Gedanke und die Wahl des Stoffs, die Conſequenz der Durchführung, ſowie die richtige Auffaſſung der Zeitverhältniſſe, das Charakteriſtiſche an den Perſonen und Thaten, welche ein durch gründliche hiſtoriſche Studien gebildetes poetiſches Talent erkennen laſſen. Es liegt eine Innigkeit, eine Unmittelbarkeit und eine volksthümliche Wahrheit in dieſen reinen, gläubigen, keuſchen und friſchen Klängen, welche Eigenſchaften die eingeſtreuten Lieder und Balladen ganz beſonders auszeichnen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Wallenſtein.
Ein dramatiſches Gedicht
von
Schiller.
Für Schule und Haus
herausgegeben von
Karl Guſtav Helbig.

8. geheftet. fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Wie wir in der altklaſſiſchen Philologie nach mancherlei Irrfahrten in den neueren guten Schulausgaben den rechten Weg gefunden haben, ſo verſucht hier der Herr Herausgeber, für die deutſchen Claſſiker auf einem ähnlichen Weg hinzuweiſen. Die Einleitung ſoll den Leſer im Allgemeinen orientiren, und unter dem nach der erſten Ausgabe des Drama's ſorgfältig berichtigten Texte ſollen kurze Bemerkungen die verſchiedenen auch falſchen Lesarten verzeichnen, die ſprachlichen Schwierigkeiten erläutern, die hiſtoriſchen Beziehungen, ſoweit ſie nicht in der Einleitung erledigt ſind, erklären und mit Beziehung auf die Einleitung, wo es nöthig iſt, einzelne äſthetiſche Nachweiſungen geben. Obgleich dieſe Ausgabe zunächſt für gereiftere Gymnaſiaſten beſtimmt iſt, ſo wird dieſelbe doch auch außer dem Kreiſe der Schule, allen denen, die darauf achten, nicht unwillkommen ſeyn.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 34. 23. August 1857.

Ich war auf Lob und Tadel so ziemlich vorbereitet, besonders da ich seit mehreren Jahren immer nachging und beobachtete, wie man die Schriftsteller behandle, denen ich eine vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Hier konnte ich selbst in meiner Unsicherheit deutlich bemerken, wie doch so vieles grundlos, einseitig und willkürlich in den Tag hinein geredet wurde. Mir begegnete nun dasselbe, und wenn ich nicht schon einigen Grund gehabt hätte, wie irre hätten mich die Widersprüche gebildeter Menschen machen müssen. — Ich sah ein Beispiel von der dumpfen Sinnesart unterrichteter und gebildeter Männer, wie mochte es erst im großen Publikum aussehen.

Goethe.
Wahrheit und Dichtung.

Goethe und Götz von Berlichingen.

Die ungerechten, von schiefer Ansicht oder unzulänglicher Kenntniß ausgehenden Angriffe auf unsern ersten Dichter sind, wahrlich nicht zur Ehre des Volks, bereits so massenhaft herangewachsen, daß man wohl erwarten durfte, ein so scharfsinniger und gewiegter Kunstrichter, wie wir Adolf Stahr kennen, werde nicht ohne allerdringendste Noth seine Stimme gegen den Vielgescholtenen erheben. Aber sein neuerlicher Angriff in dem Aufsatze „Götz von Berlichingen in Wahrheit und Dichtung“ * verletzt im heiligen Eifer, der geschichtlichen Wahrheit in Bezug auf den Bauernkrieg zu Recht und allgemeiner Anerkennung zu verhelfen, diese bei Goethe und seiner Götzdichtung in auffallendster Weise; denn er begnügt sich nicht etwa damit, die Darstellung der von Goethe benützten Lebensbeschreibung als unwahr zu bezeichnen und die Abweichungen des Dichters nachzuweisen, sondern er versteigt sich zu der Behauptung, in diesem Drama erscheine die Geschichte in einer Weise gefälscht, wie wohl selten in einem berühmten Dichtwerk historischen Stoffes, „und die geschichtliche Wahrheit des „Bauernkriegs insbesondere“ sey unverantwortlich verfehlt, um nicht zu sagen gefälscht.“

Woher, fragt man erstaunt, ein so maßloser Vorwurf? Woher anders, als aus dem herzlichen Antheil, den Stahr dem erst neuerdings tiefer gewürdigten Bauernkriege zugewandt, der ihn das aus der Goetheschen Dichtung uns entgegenwehende Freiheitsgefühl und alle Billigkeit vergessen ließ. Von einer Fälschung kann doch da nur die Rede seyn, wo man die offen vorliegende Wahrheit aus selbstischen oder Parteizwecken verleugnet, nicht wo man nach bestem Wissen verfährt, wo der Künstler der dichterischen, lebendig gestaltenden Eingebung folgt, und eine Verantwortlichkeit ladet nur der auf sich, der einen schädlichen Irrthum wissentlich verbreitet oder sich eine sonstige Ungerechtigkeit absichtlich zu Schulden kommen läßt. Goethe hatte nicht die allergeringste Veranlassung, die Erzählung des treuherzigen Ritters in irgend einem Punkte zu bezweifeln, da dieselbe bis dahin von keiner Seite angefochten war, und Treue und Biederkeit aus allen zu einem lebendigen Bilde sich gestaltenden Zügen, ja aus dem ganzen

* Im Feuilleton der Kölnischen Zeitung Nr. 164.

Digitized by Google

Ton der Darſtellung hervorleuchtete. Er durfte ſich derſelben alſo unbedenklich als zuverläſſiger Quelle bedienen; ja ſelbſt in dem Falle, wenn er eine rein geſchichtliche Darſtellung hätte liefern wollen, könnte von nichts weniger als von einer „unverantwortlichen Fälſchung“ die Rede ſeyn, oder es ſtände wahrlich ſchlecht um den Geſchichtſchreiber, wenn er für jeden, durch ſpäter zum Vorſchein kommende Quellen ſich ergebenden Irrthum vor dem Richterſtuhl der Wiſſenſchaft als Fälſcher belangt werden könnte. Wie viel günſtiger ſtellt ſich die Sache für den Dichter, der aus dem rohen Marmorblock des geſchichtlichen Stoffes mit begeiſterter Seele ſein reines Kunſtbild erſchafft!

Die Lebensbeſchreibung des alten Götz, die vom tiefſten Gefühl für Recht, Wahrheit und Treue, von kräftigſtem Selbſtvertrauen und gläubigſter Unterwerfung unter den wunderbar führenden und helfenden Willen Gottes durchdrungen iſt, mußte auf den empfänglichen Sinn des Dichters einen gewaltigen Eindruck üben; fühlt ja auch jetzt noch jeder ächte deutſche Sinn ſich von dieſem Buche, trotz ſeiner abſtoßenden Form und ſo mancher, unſern Zeiten fern liegenden Anſchauungen, mächtig hingeriſſen, da ein edles deutſches Gemüth aus dem biedern Ritter uns wohlthuend anſpricht. Die einfache Größe des Götz trat dem Dichter hier in lebensfriſcher Wirklichkeit entgegen, ſein Bild erſchien ihm als wahrſter Träger deutſcher Tapferkeit und Treue, als Muſter aller deutſchen Tugenden, zu erhaben für jene verſinkende Zeit des einſt in großartiger Würde edelſter freier Männlichkeit prangenden Mittelalters, ſo daß es ihn nicht ruhen ließ, bis er die Geſtalt des ſchmählich vergeſſenen Ritters dichteriſch aus ſich herausgeſtellt, ſein Andenken auf würdige Weiſe gerettet hatte. Sein „Götz“ war eine große That, die ein gleiches Recht hat, in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung nicht von einem willkürlich gewählten, fremden Standpunkt aus gewürdigt zu werden, wie der Bauernkrieg. Wie Schillers „Räuber,“ ſo iſt auch Goethes „Götz“ ein Oppoſitionsſtück, gleich ſo manchen Werken unſerer Tage aus dem aufſprudelnden Freiheitsgefühl der Zeit und des Dichters hervorgegangen, der im ſcharf ausgeprägten Gegenſatz zur gangbaren Bewunderung des durch Kaiſer Maximilian zu Stande gebrachten allgemeinen Landfriedens, wie er ſie beſonders in dem umfangreichen Werke von J. Ph. Datt ausgeführt fand, darin nur die Ausgeburt einer ſchwachen, entarteten Zeit ſah, eine Zeit, welcher die wahre Ritterlichkeit der Geſinnung ausgegangen, daher ſie zu Liſt und Trug ihre Zuflucht nahm. Götz erſchien ihm als der letzte Ritter, der vergeblich gegen die eindringende Gewalt der Schwäche und Argliſt anringt; ſie wird ſeiner Herr, bannt ihn in träge Thatloſigkeit. Der Dichter aber mußte, um die tragiſche Wirkung hervorzubringen, ihn in den Netzen der Argliſt und Tücke ſeinen Untergang finden, er mußte ihn in Folge ſeiner Theilnahme am Bauernkriege ſterben laſſen; dieſe Abweichung von der Geſchichte forderte die dichteriſche Gerechtigkeit, die weit über der geſchichtlichen ſteht. Götz ſelbſt könnte ſich darüber nicht beklagen, wie es freilich Clavigo mit vollem Rechte durfte, der ſich viele Jahre lang auf der deutſchen Bühne erſtach, während er in Wirklichkeit zu Madrid ein den Wiſſenſchaften gewidmetes ſtilles Leben führte und ſich allgemeinſter Achtung erfreute. Wie glücklich der Dichter, mit ſorgfältigſter Benutzung aller in der Lebensbeſchreibung gebotenen paſſenden Einzelnheiten, eine wohlgegliederte, vom friſcheſten Leben durchwehte dramatiſche Handlung, im Götz ein herrliches Spiegelbild jener Ritterzeit geſchaffen, wo Manneskraft und Mannestreue herrſchten, wie er die Zeit des Götz in jeder Hinſicht ſeinem Zwecke gemäß als eine verſinkende geſchildert, aber alle Freiheiten, die er ſich mit ſeinem Stoff erlaubt, von dem klar erfaßten Mittelpunkt ausgingen, das iſt in meiner Schrift über „Götz“ und „Egmont“ im Einzelnen eingehend nachgewieſen. Und das Gedicht griff mächtig in die Zeit ein, aus der es die lebendige Geſtaltungskraft des begeiſterten Dichters geboren hatte; der edle Ritter hatte ſeine herrlichſte Rettung, ſeine Lebensbeſchreibung die reinſte dichteriſche Verklärung gefunden.

Wenn Goethe in jugendlicher Freiheitsbegeiſterung, angefeuert durch die Lebensbeſchreibung des Götz, die Zeit vor dem allgemeinen Landfrieden als eine große, kraft-, treu- und ehrenreiche pries, wenn er in ſehnſüchtiger Bewunderung ſich dem untergehenden Mittelalter, der verſinkenden Ritterzeit zuwandte, ſo folgte er hierin dem tiefſten Zuge ſeiner Seele, die das Hinſchwinden aller großartigen geſchichtlichen Erſcheinungen mit rührendſter Theilnahme verfolgte, wie er z. B. den Untergang des griechiſchen und deutſchen Heidenthums in der „Braut von Korinth“ und in der „erſten Walpurgisnacht“ auf erſchütterndſte Weiſe uns vergegenwärtigt hat. Daß der Schmerz um das Untergehende gegen das Neuerſtehende, das ſeine Berechtigung immer in ſich ſelbſt trägt, den Dichter ungerecht macht, das liegt in der Natur der Sache und im Weſen des dichteriſch erregten Gemüthes, das ganz von einem Gefühl erfüllt ſeyn muß. In jener Bewunderung des Mittelalters aber ſtand der Dichter keineswegs allein; finden wir ja ſelbſt den großen Juſtus Möſer hierin ganz mit ihm einſtimmig, der, obgleich er die deutſche Reichsgeſchichte erſt mit dem allgemeinen Landfrieden begann, doch die Zeiten des Fauſtrechts für diejenigen

Digitized by Google

hielt, in denen unſer Volk das größte Gefühl der Ehre, die meiſte körperliche Tugend und eine eigene Nationalität gehabt, wo deutſche Ehrlichkeit, Männlichkeit und Ritterlichkeit geblüht, und auf dem ſpäter eingeſchlagenen Wege könne, glaubte er, das deutſche Volk unmöglich zu der Größe gelangen, welche ihm die Natur beſtimmt. Wollte Stahr den Goetheſchen „Götz" von geſchichtlicher Seite beurtheilen, ſo mußte er gerade von dieſem Standpunkte aus ihn betrachten, und ſollte ſich dieſe Auffaſſung des Mittelalters auch nicht als eine in jeder Beziehung gerechtfertigte herausſtellen, ſo wird man doch in keinem Falle ihre Berechtigung in Goethes Jugendzeit abläugnen, und es am wenigſten dem Dichter zum Vorwurf machen, daß er durch ſolche ſehnſüchtige Bewunderung der Ritterzeit zu einer durch ureigene dichteriſche Kraft hoch über aller Mäckelei ſtehenden Dichtung ſich begeiſtern ließ, die, wie ſie jetzt drei Menſchenalter erfreut und erhoben hat, auf alle Zeiten ein Denkmal edelſter deutſcher Geſinnung, Kraft, Biederkeit und Mannestreue bleiben wird, worin, wie in „Hermann und Dorothea" — denn kein anderes Werk haben wir dieſen beiden Dichtungen an die Seite zu ſtellen — der Deutſche ſich ganz wiederfindet.

Stahr verrückt den richtigen Standpunkt völlig, wenn er bei der Beurtheilung der geſchichtlichen Wahrheit des „Götz" von dem Bauernkrieg ausgeht, der im Leben des Helden wie in der Dichtung nur eine nebenſächliche Bedeutung hat, und in derſelben, da die Zeit als eine durchaus verſinkende aufgefaßt werden ſollte, haben mußte, hätte auch die dichteriſche Einheit ein ſtärkeres Hervortreten geſtattet. Daß die Art, wie der Bauernkrieg hier zur Darſtellung kommt, der tief innerlichen Erſchütterung, die aus dem Boden der unterhöhlten Zuſtände gewaltſam hervordrang, nicht ganz entſpreche, kann man unbedenklich zugeben, ja auch in den Wunſch einſtimmen, jenen Krieg einmal als eigentlichen Hintergrund einer dramatiſchen Dichtung von einem entſchiedenen Talent benutzt zu ſehen; aber dem Goetheſchen Stücke kann es unmöglich zum Vorwurf gemacht werden, wenn es den Bauernkrieg hauptſächlich von ſeiner gräßlichen Seite und in ſeinen für Götz verderblichen Folgen darſtellt. Ward ja erſt der neueſten Zeit, auf der Höhe, zu welcher die deutſche Geſchichtſchreibung ſich erhoben hat, in Folge eingehender, die eigenſten Quellen an's Licht ziehender Unterſuchung und tieferer, durch neuere Ereigniſſe uns nahe gelegter Würdigung ſolcher Volksbewegungen eine gerechtere Beurtheilung des Bauernkrieges möglich. Goethe ſah ihn nur von ſeiner ſchrecklichen Seite, und er hat dieſe mit ſchärfſter Hindeutung auf die grauſame Unterdrückung, aus welcher der Aufſtand hervorgegangen, tief erſchütternd dargeſtellt. Daß gerade die bedeutendſte hierauf bezügliche Scene in der zweiten, für die Veröffentlichung beſtimmten Bearbeitung ausfiel, war durch künſtleriſche Rückſichten bedingt; der Bauernkrieg ſollte gerade nur als ein durchaus nebenſächliches Triebrad der Handlung erſcheinen, und demgemäß der ihm zugemeſſene Raum möglichſt beſchränkt werden.

Wie manches auch im Goetheſchen Drama auf freier Ein- und Umdichtung beruht — erweiſt ſich ja die ganze Geſchichte mit Weislingen und Adelheid als reine Erfindung — das Bild des Götz ſelbſt iſt mit reinſter geſchichtlicher Wahrheit aus den von der Lebensbeſchreibung gebotenen Zügen herausgehoben; ja man kann ſagen, der Dichter hat ihm eine über die geſchichtliche hinausgehende Wahrheit verliehen, indem er ſeine Erſcheinung von den gemeinen Zufälligkeiten des Lebens gereinigt, ſie zur ſchönſten Einſtimmigkeit erhoben und im verklärenden Kunſtäther zu ewigem Leben geweiht hat. Dagegen hat Wilhelm Zimmermann in ſeiner „Geſchichte des großen Bauernkriegs," dem Stahr durchaus gefolgt iſt, das Bild des Götz ganz und gar entſtellt. * Götz war keineswegs ein gemeiner Wegelagerer und Raubritter, der nur von Rauf- und Beuteluſt getrieben wurde, der keinen andern Regungen als ſeinen wilden Leidenſchaften folgte. Welch ein durchaus anderer, man fühlt es in innerſter Seele, nicht erkünſtelter, ſondern aus dem Herzen fließender Geiſt weht uns aus der Lebensbeſchreibung entgegen! Götz war ein Sickingen ganz ebenbürtiger Ritter, der ſich gegen die größeren, unter ſich verbündeten Städte,

* Höchſt auffallend iſt es, daß Zimmermann eine auf Urkunden geſtützte Vertheidigungsſchrift des edlen Ritters ganz überſehen hat; wir meinen die akademiſche Rede von Zöpfl: „die Hauptmannſchaft des Götz von Berlichingen im großen Bauernkriege vom Jahre 1525. Nach bisher ungedruckten Proceßakten" (Heidelberg, 1850). Die hier auszüglich mitgetheilten Vertheidigungsſchriften des Götz gegen die Anſprüche von Kurmainz mit den zum Beleg mitgetheilten Urkunden und Zeugenausſagen ſetzen die Sache in's hellſte Licht und ſchneiden alle falſchen Verdächtigungen ab, indem ſie den Beweis liefern, daß Götz von Anfang an gegen die Bauern geweſen und ſie abzuwehren geſucht, auch während ſeiner Hauptmannſchaft ſie möglichſt zurückzuhalten geſucht, und ſelbſt in Amorbach ſich keineswegs ſo gewaltſam bewieſen. Die Entſcheidung fiel auch in den Hauptpunkten entſchieden zum Nachtheil des Klägers aus. Die dem ſchwäbiſchen Bund geſchworene zweite Urfehde war bloß durch das Verlangen abgepreßt, auf freien Fuß zu gelangen, um ſeine ihm in der Haft erſchwerte, ja unmöglich gemachte Vertheidigung ernſtlich führen zu können.

Digitized by Google

Fürſten und Herrn ſeiner Haut wehren mußte; ſeine Händel wurden immer in beſter Weiſe ausgeglichen, ohne daß auf ſeine Treue und Ritterehre irgend ein Makel fiel, vielmehr galt er allgemein als Schützer der bedrängten Unſchuld, als ein durchaus ehrenhafter Ritter, wie er ſich in ſeiner Lebensbeſchreibung vor aller Welt darſtellen durfte. Seine lange Haft in Heilbronn war die Folge des entſchiedenſten gegen ihn verübten Treubruchs, und nur ſein Unglück wollte, daß er hier in das Schickſal des wilden Herzogs Ulrich von Württemberg verwickelt ward, da er dieſem bereits aufgekündigt hatte, um auf Sickingens Rath in kaiſerliche Dienſte zu treten. Sickingen, den Stahr, durch Goethes Darſtellung geleitet, trotz der bekannten Aeußerung in „Wahrheit und Dichtung," für den Schwager des Götz ausgibt, Sickingen ſelbſt war es, der ihn zu Heilbronn befreite.

Noch verhängnißvoller ward ſeine gezwungene Theilnahme am Bauernkriege. Hier hat Zimmermann ſich nicht geſcheut, der Lebensbeſchreibung des Götz die ſtärkſte, abſichtliche Entſtellung vorzuwerfen. Aber hätte Götz ſich nicht ſchuldlos gewußt, einer ſolchen Vertheidigung hätte er wahrlich am Ende ſeines Lebens, faſt dreißig Jahre nach dem Ende des Bauernkrieges, nicht mehr bedurft. Die ganze Darſtellung trägt das entſchiedenſte Gepräge der Wahrhaftigkeit, und bedarf ſie auch in einzelnen Punkten der Ergänzung, mögen ein paar unbedeutende Irrthümer ſich eingeſchlichen haben, manches grell aufgefaßt ſeyn, in den Hauptpunkten darf man ſie als unzweifelhaft richtig annehmen, und ſo vor allem in der Darſtellung ſeiner Theilnahme am Bauernkriege. Daß Götz ſich ſchon früher zu Schönthal den Bauern als Oberbefehlshaber angetragen, ihnen in Ausſicht geſtellt, Edelleute zu ihnen zu bringen, die von den Fürſten nicht weniger bedrängt ſeyen als die Bauern, daß er verſprochen, wenn ſie nach Gundelsheim zu ſeinem Hauſe kämen, mit ihnen zuſammenzutreffen — das beruht einzig und allein auf der Urgicht des Bauerraths Dionyſius Schmid von Schwabach, der ſpäter alles, was er in Bezug auf Götz bekannt hatte, widerrief. Freilich mag man ihm dieſe Bekenntniſſe nicht in den Mund gelegt haben, daß aber die Folterqualen manche ganz falſche, rein erdichtete, oft ganz in's Einzelne gehende Ausſagen den Unglücklichen abpreßten, iſt bekannt genug, und Schmid mochte es für vortheilhaft halten, den Götz noch mehr hinein zu ziehen; weßhalb er widerrufen haben ſollte, ſieht man nicht ein, obgleich Zimmermann behauptet, es lägen Gründe genug dazu vor. Ehe dieſe Urgicht von Schmid der genaueſten Unterſuchung unterworfen und ihre völlige Glaubwürdigkeit durch allſeitige Erwägungen außer Zweifel geſetzt iſt, können wir ihr der Lebensbeſchreibung gegenüber durchaus keinen Werth beilegen. Und doch ſtützt Zimmermann gerade hierauf ſeine Hauptanklage, indem er die Sache auf willkürlichſte Weiſe ausſpinnt und dem Götz eine hinterliſtige Berechnung zuſchreibt, die dieſem durchaus fremd iſt. Seine eigene Angabe, daß er ſeines Bruders wegen nach Schönthal gegangen, iſt höchſt glaubhaft. Hätte er ſich den Bauern anbieten wollen, ſo würde er dieß entſchiedener gethan haben; zurückzuhalten war kein Grund vorhanden. Auf jener Urgicht des Dionyſius Schmid beruht auch die weitere Behauptung, Götz habe zu Gundelsheim mit im Kriegsrath geſeſſen und zum Angriff auf Mainz und Würzburg gerathen. Und doch rieth Götz gleich darauf, als er Hauptmann geworden, von dem Zuge gegen Würzburg ab. Dieſe ganze Erzählung iſt nur eine leere Fabel; Götz war weit entfernt, ſich irgend mit den Bauern weiter einzulaſſen. Zimmermann aber behauptet gar, mit der Wahl zum Feldhauptmann habe Götz, der ſich doch kurz vorher dem Pfalzgrafen angetragen hatte, am Ziele geſtanden, auf das er ſeit Wochen und vielleicht länger ſchon ein Auge gehabt; „denn wer wüßte jetzt noch die geheimen Fäden aufzudecken, die Herrn Götz mit Hippler und Hans Reyter, „ſeinem alten Freund und Nachbar," unſichtbar zuſammen banden, und ihn vielleicht ſchon beim Ausbruch des Aufſtandes in eine Beziehung brachten, die er ſpäter Urſache genug hatte künſtlich zu verdecken."

So häuft ſich Verdächtigung in maßloſer Willkür auf Verdächtigung. Auch das Zeugniß des Abtes von Amorbach über die von Götz ihm widerfahrene höhnende Behandlung (II, 56) kann nicht als gewichtig gelten; muß ja Zimmermann ſelbſt zugeben, der alte Abt ſcheine ein ſchwachſinniger Mann geweſen zu ſeyn; aber ſchon die Angſt des vor die Hauptleute der Bauern geführten und vor Götz, dem berufenen Feinde der Geiſtlichen, ſich beſonders entſetzenden Mannes erklärt es, wie dieſer manches zu ſehen und zu hören glaubte, was bloß in ſeiner Einbildung beſtand. Einen Beweis hat er ſpäter nicht zu erbringen vermocht, und die ausdrückliche, auf die Sache eingehende Betheurung des Götz, daß es ſich damit ganz anders verhalte, iſt von viel bedeutenderem Belang als eine ſolche Darſtellung des Geängſtigten, die dem Charakter des Götz ganz widerſpricht; denn eine Verhöhnung des Unglücklichen lag dem Ritter durchaus fern.

Die Darſtellung des Götz muß demnach auch hier in den Hauptpunkten um ſo mehr als maßgebend gelten, als ſie mit ſeinen gleichzeitigen Entſchuldigungsſchreiben vollkommen übereinſtimmt, die freilich Zimmer-

Digitized by Google

mann nur mit größter Vorſicht gebraucht haben will, ohne zu bedenken, daß grobe Entſtellungen der Wahrheit hier ganz ihres Zweckes verfehlen mußten. Götz hatte in Schönthal für ſeinen auf Jarthauſen ſitzenden Bruder Sicherheit ausgewirkt, er ſelbſt aber war nicht in den Bund der Bauern getreten, noch weniger hatte er ſich zum Feldhauptmann angeboten, oder gar dieſe Wüthenden in ſeine Nähe zu kommen eingeladen; vielmehr wandte er ſich an den Pfalzgrafen und ſuchte die Ritter gegen den andringenden Sturm zu vereinigen. Erſt als die Bauern ganz in ſeiner Nähe alles verheerten, ſah er ſich genöthigt, in ihre „Vereinigung, Schirm und chriſtliche Brüderſchaft“ ſich aufnehmen zu laſſen; nachdem er ſich wieder entfernt hatte, ließ man ihm die Hauptmannſchaft antragen, ohne daß er darauf eingegangen wäre, und man mußte ihn nach Gundelsheim beſcheiden, wo er ſich endlich die Stelle aufnöthigen ließ.

Daß er als Feldhauptmann der Bauern auf Ordnung und Zucht hielt und alle freventlichen Ausſchweifungen zu verhindern ſuchte, iſt eben ſo wenig zu bezweifeln, als daß er dadurch große Unzufriedenheit unter den Haufen erregte; als er aber gar die Milderung der zwölf Artikel durchgeſetzt hatte, da war es um ſein Anſehen und ſeine Macht völlig gethan. Hatten ſchon vor der Wahl des Götz, wie Zimmermann ſelbſt zugeſteht (II, 50), die Räthe und Hauptleute kein rechtes Zutrauen zu Götz, ſo galt er jetzt als ein Gefangener, der keinen freien Schritt thun, viel weniger mit friſchem, muthigem, ſelbſtbewußtem Geiſte die Haufen leiten konnte, er befand ſich in dem widerwärtigſten Zuſtande, im Grunde ſeiner Hauptmannſchaft ſchon entſetzt. Auch ſah er voraus, daß an einen Erfolg nicht zu denken, daß die Sache völlig verloren ſey. Wie war es ihm da zu verdenken, daß er ſich einer ſolchen Stellung zu entziehen ſuchte, daß er nicht mit den Haufen, die ihn ſelbſt als ihren Feind betrachteten, fallen oder gar gefangen werden wollte? Und dennoch hielt er ſein ritterliches Wort; erſt am letzten vertragsmäßigen Tage ſeiner Hauptmannſchaft entfernte er ſich heimlich; daß er dem Haufen vorgeſpiegelt, er wolle mehr Leute bringen (Zimmermann II, 484), dafür liegt wenigſtens kein ganz ſicher beweiſendes Zeugniß vor. Mag auch die Hauptmannſchaft des Götz im Bauernkriege nicht die Glanzſeite ſeines Wirkens geweſen ſeyn, da er immer entſchieden und ungehindert zu verfahren gewohnt war, ſeine Stellung war hier eine durchaus ſchwierige, und daß er manches Uebel gehindert, wird man eben ſo wenig leugnen können, als daß er nach beſtem Gewiſſen und Einſicht gehandelt, ſo daß er wohl ſagen durfte, er möchte gern wiſſen, wie er ſich anders bei einem ſolchen tyranniſchen Volk habe verhalten ſollen, und hätte er es beſſer gewußt, fügt er hinzu, ſo wollte er es auch beſſer gethan haben.

Nichts iſt weniger berechtigt als der Vorwurf eines Verraths. Götz war von Anfang der Sache nicht zugethan, nur die Furcht vor der Gewalt der Bauern und die Hoffnung, der wilden Zerſtörung Einhalt thun zu können, beſtimmte ihn zur Annahme der Hauptmannſchaft, und er hat in dieſer ſchlimmen Stellung geleiſtet, was er ſeinem Sinne gemäß vermochte, ſie aber ſo bald aufgegeben, als es ſein gegebenes Wort geſtattete. Daß er die Bauern abſichtlich in eine üble Lage gebracht, iſt eine durch nichts berechtigte Vermuthung. Er ſah, daß an keinen Erfolg zu denken ſey, und mahnte daher die Haufen, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, indem er auf eine Vermittlung hindeutete. Daß er aber ſelbſt wegen ſeines Antheils am Bauernkriege, wie frei er ſich auch wußte, ſchwer zu leiden hatte, das war die Folge des beim ſchwäbiſchen Bunde gegen den freien Rittersmann herrſchenden Haſſes.

So ſteht denn Götz rein und fleckenlos da, er iſt kein Verräther, kein ſchlauer Berechner, ſondern der edle, freie, mannhafte Ritter, deſſen Ehrenſäule wir nicht umzuſtürzen brauchen, wir haben ihn vielmehr gegen das neueſte Unrecht ſicher zu ſtellen. Stahr meint freilich, die größte Unwahrheit des poetiſchen Götz ſey neben dem vom Dichter ihm zugedachten Tode ſein letzter Ruf nach Freiheit. Aber daß Götzens ganze Seele für edle Freiheit ſchlug, ſprechen alle ſeine Thaten und der Geiſt ſeiner Lebensbeſchreibung unzweideutig aus; nur war die Freiheit, die ihn beſeelte, nicht eine aus den Trümmern ſich erhebende neue Volksfreiheit, ſondern die ritterliche Freiheit, die Bethätigung männlicher Kraft und edler Tapferkeit, im Gegenſatz zu Liſt, Trug und Schwäche, welche jetzt in den großen Bünden die allerſchlimmſte Gewaltherrſchaft übten, wo, wie Zimmermann ſagt, das Verbot der Selbſthülfe nur wider den niedern Adel, nicht aber wider die Fürſten geltend gemacht wurde, gegen deren Eingriffe der Arme vom Adel eben ſo wenig Recht bekommen konnte als der Bauer. Dieſe ritterliche, ſich der Bedrängten gern annehmende edle Freiheit tritt bei Goethe nicht bloß im letzten Rufe des ſterbenden Helden hervor, ſondern viel bedeutſamer im eigentlichen Mittelpunkt des ganzen Dramas, in der Belagerungsſcene, wo Götz bei der letzten Neige die Freiheit leben läßt, jenen glücklichen Zuſtand, wo „jeder das Seinige erhält und in ſich ſelbſt vermehrt, ſtatt daß ſie jetzo nicht zuzunehmen glauben, wenn ſie nicht andere verderben,“ wo „Verehrung des Kaiſers, Fried und Freundſchaft der Nachbarn und

Digitized by Google

Lieb der Unterthanen der koſtbarſte Familienſchatz" iſt, und die Ritter, da es im Innern keine unruhigen Köpfe mehr gibt, die Grenzen des Reichs gegen die Wölfe, die Türken, gegen die Füchſe, die Franzoſen ſichern. Goethes Götz wünſcht, daß Recht, Treue, Edelſinn und männliche Kraft zur allgemeinen Geltung kommen; wo dieſe blühen, da herrſcht wahre Freiheit. Und ſo wird Götz, das Drama der deutſchen Treue, in jeder auch noch ſo fortgeſchrittenen Zeit, die ein Dichtwerk lebendig zu erfaſſen verſteht, als höchſter Preis edler Freiheit wie ächten deutſchen Sinnes geliebt und bewundert werden, und alle Nachwelt freudig einſtimmen in den guten Spruch, womit Herder vor ſiebzig Jahren dem Dichter ſeinen „einigen, ewigen Götz" innigſt bewegt zurückſandte: „Gott ſegne dich, daß du den Götz gemacht haſt, tauſendfältig!"

H. Düntzer.

Ein franzöſiſches Dichterleben.

(Schluß.)

Berangers Lehrjahre.

Nun iſt es aber die höchſte Zeit, daß wir zum „Schneider und der Fee" zurückkehren, deren erſte Strophe wir oben mitgetheilt haben. Hier folgen die übrigen, welche die ſpäteren Jugendſchickſale des Dichters andeuten.

Da fragt der arme Greis ſie (die Fee): dieſer Knabe,
Welch Loos wird er dereinſt auf Erden ziehn?
Sie ſpricht: Sieh unter meinem Zauberſtabe,
Als Kellner, Drucker und als Schreiber ihn,
Ein Blitz, der ſeinen Vater wird zerſchmettern,
Berührt ihn, und bezeugt, was ich erzählt.
Gott läßt ihn leben, ſingend, froh beſeelt
Trotzt er, ein Vogel, allen künft'gen Wettern.
Nach ſolchen Worten ſchweigt die gute Fee
Mit frohem Lied des Kindes erſtes Weh.

Im Schooß der Nacht erwacht der Geiſt der Lieder,
Und jung und fröhlich ſingt er, wie er muß,
Erheiternd läßt er ſich beim Armen nieder,
Und wehrt vom Reichen ab den Ueberdruß.
Was mag ihn plötzlich doch ſo tief bekümmern?
Daß Ruhm und Freiheit ſinken, iſt ſein Gram:
Ein Seemann, der dem Schiffbruch kaum entkam,
Singt er im Hafen nun von ihren Trümmern.
Nach ſolchen Worten ſchweigt die gute Fee
Mit frohem Lied des Kindes erſtes Weh.

Der alte Schneider rief: Ein ſchön Geſchicke!
Bringt mir mein Kind da einen Verſeſchmied?
Nein, lieber will ich, daß er Kleider flicke,
Als ſelbſt verhalle, wie ſein Gaſſenlied. —
Sey ruhig, ſprach die Fee, um ſeinetwillen
Hell glänzt, wie manchem Beſſern nicht, ſein Stern;
Sein flüchtig Lied, man ſingt und hört es gern,
Und ſelbſt des Elends Thränen wird es ſtillen.
Nach ſolchen Worten ſchweigt die gute Fee
Mit frohem Lied des Kindes erſtes Weh.

Die holde Fee erſchien mir geſtern wieder, *
Zerpflückt' ein Röschen ſinnend Blatt um Blatt.
Ich war verſtimmt, ſie ließ zu mir ſich nieder,
Und ſprach: ich ſeh', du fühlſt dich alt und matt.
So wie der Wüſte luft'ge Spiegelungen
Das Aug' ergötzen, labt der Jugendwahn
Das Alter: ſieh die Freunde grüßend nahn,
Sey froh und jung und bleib' es mit den Jungen.
So ſchweigte mir die holde, gute Fee
Mit frohem Lied, wie einſt, des Herzens Weh.

„Die ehrgeizigſten Dichterträume," geſteht uns Beranger in der Vorrede zu den „neueſten und letzten Liedern" von 1833, „haben meine Jugend gewiegt, es gibt beinahe keine Gattung der höheren Poeſie, in der ich mich nicht insgeheim verſucht hätte." — Man hört von einer Komödie: „Die Hermaphroditen," von einem großen Epos, — er las damals den Homer und die Bibel, — von religiöſen Gedichten, die er, beſonders angeregt durch Chateaubriand, entworfen. Der Dichter war Kritiker genug, um alle dieſe Jugendarbeiten zu beſeitigen. Der Einfluß, den der legitimiſtiſche Romantiker auf den Volksdichter übte, und die Verehrung, die er ihm widmete, iſt auf's ſchönſte durch Beranger

* An ſeinem dreiundvierzigſten Geburtstage ſchrieb der Dichter dieſes Lied.

ſelbſt conſtatirt, wie denn auch Chateaubriand „der Verherrlichung der Lieder Berangers einige Seiten gewidmet, ihn unter den Schutz ſeines Genies geſtellt hat;“ — „eine Rede zu ihren Gunſten (ſagt Beranger in ſeiner Beſcheidenheit), die die Nachwelt ohne Zweifel leſen wird; allein der beredteſte Advokat kann nicht alle Proceſſe gewinnen.“

An Chateaubriand.

September 1831.

Chateaubriand, warum dem Vaterlande,
Und unſrer Lieb' und Huldigung ſo fern?
Hörſt du nicht Frankreichs Ruf am fernen Strande:
„Mein ſchöner Himmel weint, ihm fehlt ein Stern!“

Wo iſt er, ſeufzt der bangen Mutter Treue,
In Sturmesnoth, die Gott nur wenden kann?
Klopft er, verarmt zur Stunde wohl, der neue
Homer, ein Gaſt, an fremden Thüren an?

Den Flüchtling hat Amerika uns wieder,
Nach unſern Bürgerzwiſten, hergeſandt,
Und ruhmbereichert, ein Colomb der Lieder,
Stieg er mit ſeinen Schätzen hier an's Land.

Von Griechenlands und Joniens Geſtaden,
Vom Circus, vom Alhambra heimgekehrt,
Sieht uns der Pilger vor dem Geiſt der Gnaden
In Andacht knieen, den ſein Wort gelehrt.

Als er mit ſeiner Leier, die der andern
So viel geweckt, entfloh, das Herz voll Pein,
Da fragt' er, auf der Reiche Schutt, im Wandern,
Ob nicht Franzoſen durchgezogen ſeyn.

Das war die Zeit, die reichſte der Geſchichte,
Wo Cäſars Schwert, zum Schreck der Völker ſcharf,
Erglänzend in des Ruhmes hellſtem Lichte
Auf uns zurück die rothen Strahlen warf.

Dein Lied, wie macht' es einſt das Herz mir klopfen,
Wie haucht' es edle Scham dem Jüngling an!
Für dieß Entzücken bier' ich einen Tropfen
Quellwaſſer hier dem armen Wandersmann.

Die alten Könige ſind zurückgekommen.
Er hofft, den Thron zu ſtützen frommbedacht,
Von den Bourbons als Tochter angenommen,
Zu ſeh'n die Freiheit, die der Ahnen lacht.

Er ſpendete ſein Rednerwort, Almoſen
Aus Feenhand, den Königen zum Troſt.
Und Diamanten ſtreut' er aus und Roſen
Auf ihren Thron, zernagt von altem Roſt.

Doch unſre Rechte wahrt' er; das vernahmen
Die Thoren ungern: „Wie? die Luft iſt blau,
Fort mit dem Menſchen, ſeinem Ruhm und Namen!
Am Mittag trägt man Fackeln nicht zur Schau.“

Und du — biſt den Geſtürzten treu geblieben,
So faſſe doch der Blinden ſtolzen Wahn:
Als Glied in ihrer Unglückskette ſchrieben
Sie deine Treu', die Undankbaren, an.

Man kann Chateaubriand den Vorläufer der romantiſchen Schule in Frankreich nennen; er repräſentirt die erſte Phaſe derſelben, er war der Mann der aufſtrebenden Jugend, und trotz ſeiner zunehmenden Einſeitigkeit war ſein reicher, farbenſchillernder Geiſt auf das junge literariſche Frankreich und ſeine ſturm- und drangvollen Gemüther, auf einen Beranger ſo gut wie einen Lamartine, vom gewaltigſten Einfluß. Es war ein eigenthümliches Geſchick, daß der unbedingteſte Verehrer des Beſtehenden den jungen Leuten von Geiſt die Fahne zum Kampf gegen die conventionelle, ſogenannte klaſſiſche Poeſie, gegen das literariſch Beſtehende, das ſelbſt die politiſche Revolution überlebt hatte, vorantragen mußte. Beranger ſelbſt war übrigens und blieb trotz ſeiner Freiheitsliebe und lebhaften Betheiligung an dieſem Kampfe, auf die wir ſpäter noch zu ſprechen kommen, ein von den Parteien unabhängig geſtelltes Talent; ſeine Muſe war das Volk, und auf dieſem volksthümlichen Boden wußte er ſich einen größeren Hörerkreis zu ſchaffen, als alle Claſſiker und Romantiker zuſammen.

Vorläufig aber lebte er noch „verkannt und ſehr gering“ in ſeinem Dachſtübchen, arm, aber luſtig, wie die von ihm beſungenen „Bettler.“

Ich weiß auch davon — zum Schlecken
Gibt's nicht viel auf dem Parnaß;
War doch Bettelſack und Stecken
Alles, was Homer beſaß.

Will der Gram euch niederdrücken,
Denkt, wie mancher große Mann
Seufzt, wenn ihn die Schuhe drücken:
Hätt' ich noch den Holzſchuh an!

Mancher, ſank des Glückes Sonne,
Ward verjagt vom fetten Schmaus,
Diogen in ſeiner Tonne
Lacht den Weltero brer aus.

Staunt ihr an dieß Schloß, aus deſſen
Mauern Ruh und Freude floh? —
Ohne Tiſchtuch kann man eſſen,
Schlafen kann man auch auf Stroh.

Meint man nicht auf's Lager ſchütten
Geiſter Blüthen uns und Frucht?

Amor iſt's, der in den Hütten
Heim die luſtige Armuth ſucht.
Freundſchaft allzeit wohlgelitten
Kommt bei uns noch prächtig fort.
Seht ſie in der Schenke mitten
Zwiſchen zwei Soldaten dort. ꝛc.

Beranger ſelbſt ſehnte ſich in ſpäteren Jahren ſich zurück nach den einfachen Comforts und den ſtillen Freuden jenes Dachſtübchens.

Das Dachſtübchen.

So ſeh' ich dich, mein armes Stübchen, wieder,
Wo ſorgenleer die Jugend mir verſtrich.
Ich hatte zwanzig Jahre, Luſt und Lieder,
Ein tolles Liebchen, Freunde, frei wie ich.
Der Welt zum Trotz und mein' und ihrem Jammer
Und meiner Zukunft, die mir nichts verſprach,
Sechs Stock hoch ſtieg ich froh in meine Kammer.
Schön iſt's mit zwanzig Jahren unter'm Dach.

Ja, unter'm Dach, ich ſag' es unverholen:
Dort war es, wo mein hartes Lager ſtand,
Und hier mein Tiſch; da ſeh' ich noch mit Kohlen
Geſchrieben halbe Verschen an der Wand.
Ihr Wonnen all, verweht bis auf die letzte,
O kehrt zurück, ihr Freuden, werdet wach,
Für die ich meine Uhr ſo oft verſetzte!
Schön iſt's mit zwanzig Jahren unter'm Dach.

Wo mag mein Liebchen, mein Liſettchen, bleiben?
Sie kommt im neuen Hut, da ſeht einmal,
Schon hängt ſie vor die ſchmalen Fenſterſcheiben
Mit flinker Hand als Vorhang ihren Shawl;
Den ſeidnen Mantel legt ſie auf mein Bette —
Nur langſam, nichts zerknüllt! — Jetzt weiß ich, ach,
Wer ihr bezahlt die hübſche Toilette.
Schön iſt's mit zwanzig Jahren unter'm Dach.

Bei Tiſch einmal — wir hatten Gold die Fülle —
Wir ſangen; wie die Luſt im Arm uns wiegt,
Dringt bis herauf zu uns des Volks Gebrülle:
Marengo! Bonaparte! Er hat geſiegt!
Kanonen donnern! Neue, ſtolze Lieder
Erſchallen in dem ärmlichen Gemach:
Nach Frankreich kehren nie die Könige wieder! —
Schön iſt's mit zwanzig Jahren unter'm Dach.

Fort aus dem Stübchen, wo ich mich berauſche!
Wo biſt du hin, du ſchöne, goldne Zeit?
Um Einen jener Monate vertauſche
Ich Jahre gern, die Gott mir noch verleiht.
Von Ruhm zu träumen, Liebe, Luſt und Freuden
Mit leichtem Sinn, nie hoffnungsleer und brach,
In kurzem Rauſch ein Leben zu vergeuden:
Schön iſt's mit zwanzig Jahren unter'm Dach.

Woher wohl des „Goldes Fülle," die wohl ſehr relativ zu nehmen iſt, die aber doch hie und da in der Dichtermanſarde eingekehrt haben mag? — Lucian Bonaparte war ſein Gönner und durch Arnaults Verwendung erhielt er auf dem Bureau der Univerſität ein beſcheidenes Plätzchen als Expeditor, als „Schreiber," als Kanzliſt. „Ich liebe," ſagt er, „Sinecuren nicht und alle auferlegte Arbeit iſt mir unerträglich, vielleicht das Aemtchen eines Expeditors ausgenommen," das er denn wirklich auch zwölf Jahre verſehen hat, bis 1821, wo man ihm auf dem Wege der Maßregelung auch dieſes nahm.

Wie kam aber der junge feurige Mann mit den Bonapartes in Berührung? In ſeiner Widmung der letzten Lieder vom Jahr 1833 an „Lucian Bonaparte, Prinz von Canino," erzählt er, wie das zuging: „Im Jahr 1803, wo ich, aller Hülfsquellen beraubt, der getäuſchten Hoffnungen müde, ohne Zweck, ohne Aufmunterung, ohne Rath und Unterricht Verſe machte, kam mir der Gedanke (und wie viel ähnliche waren ohne Erfolg geblieben!), meine formloſen Dichtungen in einen Umſchlag zu wickeln und ſie auf der Poſt dem Bruder des erſten Conſuls, Lucian Bonaparte, zuzuſchicken, der bereits durch ſein großes Rednertalent und ſeine Liebe für Kunſt und Wiſſenſchaft einen berühmten Namen hatte. Der Brief, den ich der Sendung beilegte, trug, wie ich mich wohl erinnere, und wie von dem jungen, durch und durch republikaniſchen Kopfe zu erwarten war, das Gepräge gekränkten Stolzes, gekränkt durch die Nothwendigkeit, ſich an einen Gönner wenden zu müſſen. Arm, unbekannt und oft getäuſcht, wagte ich nicht auf den Erfolg eines Schrittes zu rechnen, der von niemand unterſtützt war. Aber drei Tage darauf — o unausſprechliche Freude! — läßt mich Lucian zu ſich rufen, erkundigt ſich nach meiner Lage, die er bald darauf erleichtert, ſpricht mit mir als Dichter und gibt mir freundlichen Rath und Aufmunterung. Unglücklicherweiſe mußte er bald darauf aus Frankreich ſich entfernen. Schon fing ich an mich vergeſſen zu glauben, als ich von Rom aus eine Vollmacht erhielt, ſeinen Gehalt beim Inſtitut zu erheben, deſſen Mitglied Lucian war, und ein Schreiben, das ich ſorgfältig aufbewahrt habe und worin er mir ſagte: „Ich ſende Ihnen hier eine Vollmacht zur Erhebung meines Gehalts beim Inſtitut. Ich bitte Sie, dieſen Gehalt anzunehmen, und zweifle nicht, daß Sie, wenn Sie fortfahren, Ihr Talent zu üben und auszubilden, einſt eine Zierde unſeres Parnaſſes ſeyn werden. Sehen Sie vor Allem auf Reinheit des Rhythmus, hören Sie nicht auf kühn zu ſeyn, aber beſtreben Sie ſich größerer Eleganz ꝛc."

Der Dichter rühmt gerührt noch in ſpäten Jahren

Digitized by Google

die Artigkeit, mit der dieſe Wohlthat erwieſen wurde: „Nie ward ein Dichter, den man aus dem Elend riß, in ſeinen eigenen Augen höher gehoben. An den weiſen Erinnerungen, welche die Wohlthat begleiten, fühlt man, daß es nicht die kalte Hand einer banalen Großmuth iſt, die Einen aus dem Abgrund zieht. Welches Herz wäre nicht tief davon ergriffen worden! Ich hätte gewünſcht, meine Dankbarkeit öffentlich auszuſprechen. Die Cenſur verbot es mir. Mein Gönner war proſcribirt, wie er es noch iſt. Während der hundert Tage (wo man ihm — ironiſch genug — die einträgliche Stelle eines Cenſors antrug), gab mir Lucian zu verſtehen, daß ich in meiner Hingebung an das Chanſon mein Talent von ſeiner anfänglichen höheren Beſtimmung abwende. Ich fühlte das, aber ich war geneigt zu glauben, in gewiſſen Perioden dürfen Künſte und Wiſſenſchaften nicht bloße Luxusartikel ſeyn, und fing an zu ahnen, wie wichtig ein ſo durchaus nationales Genre der Dichtung für die Sache der Freiheit werden könne. Ich weiß nicht, was Lucian jetzt von meinen Liedern hält, ich weiß nicht einmal, ob er ſie nur kennt. Ich habe ihm in der Zeit der Reſtauration mehrere mal geſchrieben, ohne Antwort zu erhalten. Umſonſt ſagte ich mir, daß er ohne Zweifel durch eine Antwort mich zu compromittiren fürchtete; ſein Stillſchweigen betrübte mich. Nach der Julirevolution glaubte ich das Erſcheinen meiner letzten Sammlung abwarten zu müſſen, um ihm Alles, was er für mich gethan, wieder in's Gedächtniß zu rufen.“

„In dieſem Moment, wo meine Blicke ſich rückwärts wenden, iſt es mir höchſt erquickend, ſie auf einem verehrten Mann ruhen zu laſſen, der mich einſt aus dem Unglück gerettet hat, der, indem er mich an mein Talent glauben lehrte, meinem Geiſt die Kraft gab, die das Unglück mir am Ende vollends ganz genommen hätte. Seine Gunſt, wenn anderwärts verliehen, hätte vielleicht Frankreich einen großen Dichter verſchafft; aber ein dankbareres Gemüth hätte ſie nicht finden können. Das Andenken an meinen Wohlthäter wird mich bis ins Grab begleiten. Zeuge dafür mögen die Thränen ſeyn, die mir jetzt, nach dreißig Jahren, noch in die Augen kommen, wenn ich mir den Tag vergegenwärtige, den ich hundertmal geſegnet, den Tag, wo ich ſeines Schutzes verſichert, von der Vorſehung ſelbſt die Verheißung von Glück und Ruhm erhalten zu haben glaubte.“

„Möge die Huldigung dieſer Empfindungen, eben ſo aufrichtig als wohl verdient, an Lucian Bonaparte gelangen und ihm die Verbannung verſüßen, wohin ihm meine Wünſche unaufhörlich folgen. Möge meine Stimme nicht ungehört verhallen und Frankreich endlich einmal ſich beeilen, nach denjenigen ſeiner Kinder die Arme auszubreiten, die den großen Namen tragen, auf den es ewig ſtolz ſeyn wird.“

Wir haben dieſe Widmung ganz hieher geſetzt, einmal weil ſie uns einen Blick in das edelſte, herrlichſte Gemüth thun läßt, ſodann weil ſie von vornherein jedem Mißverſtändniß begegnen wird in Bezug auf das, was man den Napoleonismus Berangers genannt hat, und wovon wir noch mehr zu reden haben werden.

Den Freunden ſeiner Jugend gegenüber zeigt Beranger überall daſſelbe gefühlvolle, dankbare Herz, ſo dem ſchon genannten Anton Arnault, Mitglied der Akademie, dem er im Jahr 1812 ein Lied widmete, und Jouy, dem Eremiten von der Chauſſée d'Antin, den er in einem Lied den „Mentor ſeiner Muſe“ nennt, und dabei bemerkt: „Jouy hat neben ſeinen größeren, mit glänzendem Erfolg aufgenommenen Werken mehrere hübſche Chanſons gedichtet, was ihn nicht gehindert hat von meinem erſten Auftreten an den meinigen den Schutz ſeines Namens zu leihen. Nichts hat ſie mehr bekannt in ganz Frankreich gemacht, als die wiederholte ehrenvolle Erwähnung derſelben im Eremiten von der Chauſſée d'Antin.“

In dem Grablied für einen uns Unbekannten, den er „ſeinen treueſten Freund“ nennt, zeigt Beranger daſſelbe ſchöne, einer Jonathan'ſchen Freundſchaft fähige Gemüth.

Grabgeſang.

Auf den Tod meines Freundes Quenescourt. *

Weh, weh, ein langes Miſerere klingt!
Das ſchwarze Tuch, Weihwaſſer, dumpfe Klagen,
Der Sarg von bleicher Kerzen Schein umringt,
Weh, weh, mein Freund aus meiner Kindheit Tagen!
Verſtummt, ihr Prieſter, mir war er geſchenkt,
Laßt mich ihn ſegnen, eh' ihr ihn verſenkt!

Laßt ohne viel Geſchrei in's beſſre Land
Ihn wandern harmlos, wie er hergekommen.

---

* Beranger ſagt von ihm: Franz Quenescourt, geboren zu Peronne, wo ich ſechs Jahre meiner Jugend zubrachte, ſtarb zu Nanterre, in der Nähe von Paris. Er war mein treueſter Freund. Dieſes Lied drückt nur unvollkommen aus, wie viel ich ihm verdanke. Ich habe ihm eine Grabſchrift geſetzt:

„Ihr, die ihr nicht geahnt, wenn ihr begegnet ſeid
Dem ſchlichten Mann, wie hier im ſeltenſten Vereine
Gemüth und hoher Geiſt ſich barg im dürft'gen Kleid,
Begrüßt ihn unter dieſem Steine.“

Digitized by Google

Singt ihr von Gottes Zorn, vom Höllenbrand,
Wo Freunde weinen, ſprecht, wem ſoll es frommen?
Verſtummt ꝛc.

Die edle Frucht, ſie ward zu früh gepflückt,
Sein jugendwarmes Herz, es mußt' erkalten.
Ein Engel, goldbeſchwingt, hat ihn entrückt,
Geborgen in des Lichtgewandes Falten.

Beſcheiden, heiter, herzensgut und weich,
Der Güter baar, womit die Reichen blenden,
So ſchien er arm dem Geizhals ſtolz und reich,
Doch reich dem Dürftigen durch ſeine Spenden.

Sein Häuschen lachte mir vom Strand herein,
Ich naht' ihm, müd der Fahrt auf den Gewäſſern.
Tritt ein, ſprach er, mag dieß dein Hafen ſeyn,
Hier laß uns dein zerrißnes Segel beſſern.

Zum König dann beim frohen Schmaus erkieſt,
Ließ neu beſaitet ich die Leier ſchallen;
Da fühlt' ich, daß die Noth ſich endlich ſchließt,
Ich hört' im Volk mein Lied ſchon widerhallen.

Und ſang ich, klang's in ihm mit Jubel nach,
Den Frühling ſah er in der erſten Blume,
Im Duft der Kränze, die er mir verſprach,
Berauſcht' er ſich, entzückt von meinem Ruhme.

Dieß bischen Ruhm, das ich erkämpft im Sturm,
O theilt' er ihn! O könnt' in ſeinem Scheine,
Als funkelte ein lichter Frühlingswurm,
Sein Name leuchtend ſtehn auf ſeinem Steine!

So endet denn die düſtern Litanei'n!
Er iſt dahin. Wann ſehen wir uns wieder?
Laßt hören, ob in dieſem Todtenſchrein
Kein Echo Antwort gibt auf meine Lieder.
Verſtummt, ihr Prieſter! Mir war er geſchenkt,
Laßt mich ihn ſegnen, eh' ihr ihn verſenkt!

So ſchön, ſo voll geheimer, unverwüſtlicher Reize war das Landleben, das der Dichter unter ſeinen Jugendfreunden und Vettern und Baſen genoß, daß es ihm, von Paris aus geſehen, wie ein verlorenes Paradies erſchien.

Das Heimweh.

Ihr ſprecht: Die Stadt mit ihren tauſend Schätzen
An Gold und Kunſt die erſte weit und breit,
Wird reichlich, was du dort läßt, dir erſetzen,
Komm fort aus deiner Hirteneinſamkeit.
Ich kam — um mich in Gram hier zu verzehren,
Verſengt von ſo viel Gluten welkt' ich hin.
O laßt, o laßt mich in mein Dörfchen kehren,
Nach meinen Bergen laßt mich ziehn.

In meinen Adern fühl' ich Flammen rinnen,
Ich weiß für euern Rath euch wenig Dank.
Auf euern Bällen — lauter Königinnen:
Ich ſterbe dort, vor herbem Heimweh krank.
Ihr ſuchtet mich der Städter Art zu lehren,
Kaum weiß ich ſelbſt mehr, was ich war und bin.
O laßt, o laßt mich in mein Dörfchen kehren,
Nach meinen Bergen laßt mich ziehn.

Den Chor der Engel glaubt' ich zu vernehmen
Im Opernſaal voll Wundern und voll Fei'n.
Leicht iſt's euch, unſre Lieder zu beſchämen,
Und unſre Abende bei Kerzenſchein.
Verſpottet immer unſre Ammenmähren,
Nennt mich ein thöricht Kind, es ſey verziehn!
O laßt, o laßt mich in mein Dörfchen kehren,
Nach meinen Bergen laßt mich ziehn.

Die Kirch' im Dorfe, unſre ſchwarzen Dächer
Verachtet' ich in aufgeblähtem Wahn.
Hier die Paläſte, dieſe Prunkgemächer,
Die Säulen dieſes Louvre ſtaunt' ich an.
In dieſen Zaubergärten weint' ich Zähren,
Wenn ſie der Sonne letzter Strahl beſchien.
O laßt, o laßt mich in mein Dörfchen kehren,
Nach meinen Bergen laßt mich ziehn.

Bekehrt den Wilden nur zu *eurem* Gotte,
Dem *ſeinen* wirft er ſterbend ſich in Arm.
Der Mutter denk' ich, denke der Gebote,
Des Lebewohls — ich macht' ihr ſchweren Harm.
Ich und mein Hund, wir ſcheuchten Wölf' und Bären,
Der Donner rollt', es krachte die Lawin'.
O laßt, o laßt mich in mein Dörfchen kehren,
Nach meinen Bergen laßt mich ziehn.

Was hör' ich? Euch erweicht mein heißes Sehnen?
Geh, ſprecht ihr, geh, ſobald die Sonne kommt.
Die Heimathluft wird trocknen deine Thränen,
Kein andres Mittel gibt es, das dir frommt.
Leb' wohl, o Stadt, bald heilen meine Schwären,
Aus meinem Kerker darf ich endlich fliehn.
O laßt, o laßt mich in mein Dörfchen kehren,
Nach meinen Bergen laßt mich ziehn!

Die Lehrjahre unſeres jungen Dichters gehen zu Ende. Im Jahr 1815 gab er ſein erſtes Liederheft heraus: es iſt das Geſicht des Meiſters, das uns aus dieſen raſch hinter einander ſich folgenden Liedern anblickt. Wir werden auch Berangers Meiſterjahre an der Hand ſeiner Lieder erzählend durchgehen. Für jetzt ſchließen wir die Lehrjahre mit dem Lied:

Digitized by Google

Mein Beruf.

Auf dieſen Ball verſtoßen,
Armſelig, unerquickt,
Ach, allzuklein, im großen
Gewühl oft faſt erſtickt,
Als ich, die Bruſt gehoben
Von Seufzern, weinend ging,
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!

Hier rollt des Reichen Wagen,
Ich geh, von ihm beſteckt,
Ein Wörtchen kann ich ſagen,
Wie Hohn des Mächt'gen ſchmeckt.
Ich ſah das Dräun und Toben,
Das ihm im Auge hing;
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!

Vor'm Schlimmſten mich zu retten,
Schien Nichts mir allzuherb.
Ich ſchleppe meine Ketten
Um ſpärlichen Erwerb.
Freiheit, ich muß ſie loben,
Doch Hunger — ſchlimmes Ding.
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!

Mich aufzurichten mühte
Sich einſt der Liebe Hand,
Doch floh ſie, wie die Blüthe
Der Jugend mir entſchwand.
Die Schönheit lichtumwoben
Verſengt den Schmetterling.
Da rief es mir von oben:
Sing, armer Junge, ſing!

Ja, Singen bleibt auf Erden
Doch mein Beruf zuletzt.
Wird mir nicht Liebe werden
Von euch, die ich ergötzt?
Ja, wenn der Gram zerſtoben
Beim Wein, im trauten Ring,
Da ruft mir's laut von oben:
Sing, armer Junge, ſing! *

L. Seeger.

---

* Vergl. meine ſeiner Zeit pſeudonym herausgekommene metriſche Ueberſetzung von Berangers Werken, die ich, mit ſeinem Nachlaß, ſorgfältig überarbeitet, neu herauszugeben gedenke: „Berangers Lieder, verdeutſcht durch L. S. Rubens. Drei Bändchen. Bern, Chr. Fiſcher, 1839 — 1841." An der Ueberſetzung der oben abgedruckten Lieder habe ich vielfach Aenderungen gemacht, von denen ich hoffe, daß ſie Verbeſſerungen ſind.

Der Verf.

Reiter und Ränke.

Eine Skizze aus dem Badeleben.

(Fortſetzung.)

3. Ein Räthſel.

Wie viele Männer ſind, früher oder ſpäter, in Schauſpielerinnen verliebt geweſen, und wie viele Damen — in Schauſpieler, die letzteren ganz natürlich heimlich! Die Männer aber wiſſen nicht Weſens genug davon zu machen, ſobald ſie ihr Herz an eine Schauſpielerin verloren haben, vom Gymnaſiaſten an, der Sonntags mit Sporen und Reitpeitſche, die Mütze keck auf ein Ohr gedrückt, an den Fenſtern ſeiner Angebeteten vorüber wandelt und ſich in dieſem Augenblick wenigſtens ein Student zu ſeyn dünkt, bis zu dem älteren Mann, der es ſchmerzlich, aber fruchtlos beklagt, daß das Myſterium der ewigen Jugend mit Dame Hebe verloren gegangen iſt, und der nun in den theilnehmenden Buſen ſeines Schneiders den Kummer ausſchüttet mit den Worten: „Gib mir meine Jugend wieder!" — Sie alle machen den Markt und die Straßen zu Kennern ihrer innern Geſchichte, ſie ſind ſtolz auf eine ſolche Liebe und rühmen ſich derſelben, wobei denn auch die Anſicht im Hintergrunde ſchlummert, daß dieſes wiederholte laute Geſtändniß auf das noch unerweichte Marmorherz einen ähnlichen Eindruck machen ſolle, wie der Tropfen, nach dem bekannten Spruche, auf den Stein.

Woher aber kommt es, daß die Vertreter und beſonders die Vertreterinnen der darſtellenden Künſte einen ſo mächtigen Zauber auf Jugend und Alter ausüben? — Würde der Eindruck ein ähnlicher ſeyn, wenn man eine Dichterin belauſchen könnte, wie ſie in den

Digitized

Stunden ſchaffender Weihe an ihr Manuſcript gefeſſelt daſitzt und die Begeiſterung in Hieroglyphen ausſtrömt? Freilich, man will bemerkt haben, daß die Damen von der Feder, welche ſich darüber klar geworden ſind, daß das Schreiben ihr wirklicher Beruf ſey, dem reiferen Mannesalter angehören. Aber denken wir uns denn — da Architektinnen, ſo viel bekannt, bisher nicht vorgekommen — eine Malerin, eine Bildhauerin ſchaffend in ihrer Werkſtatt, und ſetzen wir uns leicht hinweg über die Spuren, welche Oel und Lehm, ihr Handwerkszeug, an Kleidern und Fingern nun einmal hinterlaſſen müſſen. Bei beiden wird doch ſchwerlich die Kunſt der Magnet ſeyn, welcher der Künſtlerin die Herzen zuzieht. Wie viel bevorzugter ſind da die Jüngerinnen der Melpomene und Thalia oder der Terpſichore! In Sammt und in Seide, geſchmückt mit Perlen und Gold und köſtlichem Geſtein, in Paläſten und ſtrahlenden Prunkgemächern — ſo üben ſie ihre Kunſt, und bei'm Lichte der Lampen, welches die Hand der Hebe ſelbſt entfacht zu haben ſcheint. Freilich, die Gewande und das Geſchmeide, die Lichtſtrahlen und der Pomp ihrer Häuslichkeit, in dem Allen ſteckt viel Lug und Trug; aber die Welt will ja getäuſcht werden und die Bewunderer ſtehen dabei fern genug, um nur das Geſammtbild auf ſich wirken zu laſſen. Ihre Phantaſie ſpielt ihnen daneben den Streich, die Darſtellerin mit dem Charakter, welchen ſie ſpielt, zu identificiren.

Die Kunſtreiterin (das Wort ſollte liebenswürdiger klingen) findet zwar unter den neun Töchtern des Helicon, welche ſich um Apoll als ihren Führer ſchaaren, keine ausſchließliche Patronin; aber dafür haben ſich Thalia und Terpſichore vereinigt, ſie in ihren Schutz zu nehmen, und ihr ward die beſondere Gunſt zu Theil, daß ſie ihre Herrſchaft zeigen kann über das edelſte Geſchöpf der Thierwelt, über das muthige Roß. So beſitzt denn auch ſie in vollem Maße die Mittel, Gunſt zu gewinnen; unſer Auge iſt ja der empfänglichſte aller Sinne.

Die Vandoniſche Geſellſchaft war angekommen. Dieſe Gewißheit ging bei der Brunnenpromenade von Mund zu Mund, und das Klopfen, Hämmern und Sägen, welches ohne Aufhören aus dem Reithauſe erſcholl, gab den verſchieden beſaiteten Gemüthern der Badegäſte einen materiellen Anhalt für ihre Erwartungen.

Der Regierungsrath von Fechner hatte an dieſem Morgen ſeinen gewohnten Ballaſt von politiſchen Neuigkeiten aus den Tageblättern eingenommen und war dadurch zu jedem Geſpräch über „brennende Tagesfragen" für die Mittagstafel wohl vorbereitet. Er trat eben aus dem Kaffeehauſe und ſchlenderte langſam einher, mit dem wichtigen Gedanken beſchäftigt, wie ſich die Zeit bis zum Diner am zweckmäßigſten werde verwenden laſſen. Da ſah er den Grafen Landau in äußerſt gewählter Toilette mit eiligen Schritten die große Allee herab kommen und die Richtung nach dem Hotel „zum fürſtlichen Hofe" einſchlagen. Fechner, der zu der Wahrnehmung gelangt war, daß ſeine Anſichten über das Alfeldſche Haus und Fräulein Amelie insbeſondere auch von Hartwig getheilt würden, fand ſich durch dieſe Uebereinſtimmung der Gefühle nicht eben angenehm erregt. Zwar diente ihm die Entdeckung nur als Sporn, dem Ziele treu zu bleiben und mit großer Selbſtzufriedenheit ſeine Perſon ſtets in die vortheilhafteſte Beleuchtung vor Lilys Auge zu ſtellen; nebenbei aber hatte er ſich mehr dem Grafen angeſchloſſen, deſſen Abneigung gegen Hartwig ihm gleich ſeit dem erſten Tage klar geworden war. Gemeinſame Antipathie führte die beiden zur Sympathie: freilich kein ſehr haltbarer Kitt der Freundſchaft.

Graf Landau ſchien auf ſeinem Gange in Gedanken vertieft und bemerkte den Regierungsrath nicht. Dieſer aber war froh, den Gegenſtand gefunden zu haben, welcher ihm die Leere der Stunden beſeitigen helfen konnte, und raſch folgend rief er ihn an: — „Wohin denn ſo eilig, mein beſter Graf? Nehmen Sie mich doch mit." — „Wenn ich könnte, mit dem größten Vergnügen. Aber ich habe leider einen unbequemen Gang zu machen." — „Sind vielleicht Fremde von Auszeichnung im „fürſtlichen Hofe" angekommen? Gewiß einer der Herren, welche die Fäden der Diplomatie in der Hand halten und den Sie nun beſuchen wollen?" — „Wer angekommen und im Hotel abgeſtiegen iſt, das wiſſen Sie eben ſo gut als ich, mein lieber Herr von Fechner.. Die Kunſtreiterin, Fräulein Victoire, logirt ja dort."

„Und zu der wollen Sie?" fragte Fechner mit neidiſchem Erſtaunen, welches von einem ungewöhnlich weiten Aufthun der Augen und des Mundes begleitet war. — „Will ich? Muß ich leider!" erwiederte der Graf. „Sie entſinnen ſich wohl meiner Aeußerung, daß dieſe Leute, die Reitkünſtler, ſo leicht überläſtig werden. Herr von Alfeld meinte zwar zu wiſſen, daß ſo etwas im vorliegenden Falle nicht zu beſorgen ſey. Hier haben Sie den Beweis des Gegentheils. Fräulein Victoire hat mich dieſen Morgen bitten laſſen, ihr einen Beſuch zu machen. Was kann ſie anders beabſichtigen, als meine Protection in Anſpruch zu nehmen?" — „Sie kennen das Fräulein ohne Zweifel von früher her?" — „Ich glaube, ja. Wer kann alle dieſe Namen behalten! Und nun werden Sie mir einräumen

Digitized by Google

daß es die gewöhnlichen Rückſichten der Höflichkeit verleugnen hieße, wenn ich dem Anſuchen nicht Folge leiſtete."

„Sie Geſuchter! Und das iſt Ihnen unangenehm?" — „Ja, natürlich, denn ich werde höchſtens Laſt davon haben." — „Wiſſen Sie was? In Geſellſchaft trägt ſich alles Fatale leichter, das iſt eine bekannte Erfahrung. Nehmen Sie mich mit und ſtellen mich dem Fräulein vor. Wir brauchen ja nachher gar nicht zu erzählen, daß wir dort waren, um jedes überflüſſige Geſchwätz zu vermeiden." Er ſah ſich bei dieſen Worten mit Vorſicht auf der Promenade und nach den Fenſtern um und bemerkte mit Befriedigung nirgends ein bekanntes Geſicht.

„Nein, nein, nein! Das geht nicht," verſetzte raſch der Graf. — „Aber mein Gott! warum denn nicht? Zu dieſer Stunde ſieht uns wirklich niemand." — „Sie ſind ja auch nicht in Viſitentoilette, beſter Regierungsrath." — „O, in Bädern nimmt man das nicht ſo genau, und dann, ein Morgenbeſuch bei einer Künſtlerin!" — „Dieſe ſind darin gerade die anſpruchsvollſten; das kennen Sie nicht. Und wer weiß eben, was die Dame mir zu ſagen hat, ob ihr ein anderer dabei angenehm iſt. Es geht wirklich nicht." — „Sie wollen nicht, da muß ich mich beſcheiden!" ſagte der Regierungsrath etwas verſtimmt. „Demnach auf Wiederſehen bei Tiſche!" — „Jedenfalls." — Sie gingen nach verſchiedenen Seiten.

Zur Steuer der Wahrheit aber müſſen wir bemerken, daß Herr von Fechner bei früherer Gelegenheit einmal verſucht hatte, Fräulein Victoire ſeine Aufwartung zu machen, indeß abgewieſen worden war. Er hielt es nun für einen Ehrenpunkt, dieſen Makel zu beſeitigen, indem er ſeine werthe Perſon ihr vorführte und das Bedauern in ihr erweckte, nicht ſchon früher ſeine Bekanntſchaft gemacht zu haben. Daß ſie ſich ſeines Namens noch erinnern werde, betrachtete er als ſelbſtverſtändlich. Ob dabei auch die berauſchende Atmoſphäre der Künſtlerin einigen Einfluß übte? Dieſe Frage müſſen wir unentſchieden laſſen, weil es uns bedenklich ſcheinen will, ſo tief in die Falten des Fechnerſchen Herzens einzudringen.

Alfeld und Rüſtow kamen daher in lebhafter Unterhaltung. — „Eben recht, lieber Fechner!" rief Rüſtow. „Ich habe die größte Luſt, heute Selt zu trinken. Können wir darauf rechnen, daß Sie eine Wette um drei Flaſchen dieſes Stoffes völlig unparteiiſch entſcheiden werden?" — „Drei Flaſchen? Nun, natürlich, völlig unparteiiſch." — „Ihr Wort darauf?" — „Verſteht ſich! Wozu die Formalitäten! Was iſt der Gegenſtand?" — „Gegenſtand unſerer Wette iſt die Frage; ob der Regierungsrath von Fechner eine Perrücke trägt oder nicht? Ich behaupte: Ja!"

Fechner war empört, was Rüſtow gar nicht begreifen wollte. — „Es iſt ja ganz das nämliche," ſagte er, „als wenn wir z. B. gewettet hätten, ob Sie eine Nachtmütze tragen. Würden Sie irgend ein Bedenken gehabt haben, ſich darüber zu erklären?" — „Nun ja, nein. Aber erwägen Sie doch —" — „Nun alſo — Nachtmütze oder Perrücke — eines ſo gut Kopfbedeckung als das andere. Der Umſtand, daß man dieſe bei Tag, jene bei Nacht aufſetzt, macht doch keinen ſachlichen Unterſchied."

Fechner bemühte ſich umſonſt einen Ausweg zu finden. Er mußte die verſprochene Entſcheidung abgeben, nachdem er ſich vorher die alleräußerſte Verſchwiegenheit hatte geloben laſſen. — „Herr Rüſtow hat gewonnen," lautete ſeine ſchmerzliche Erklärung. — Alfeld ſuchte ihn nun durch aufrichtige Bewunderung des in der That vollendeten Kunſtwerks zu beruhigen. Fechner aber trennte ſich von ihnen mit ſtillem Groll im Herzen, dem er nur gegen Rüſtow, als einen zu gefährlichen Gegner, nicht Worte zu geben wagte.

Graf Landau betrat indeß das Hotel und fragte einen dienſtfertigen Kellner, welcher ihm entgegen kam: „Hat Fräulein Victoire heute ſchon Beſuch empfangen?" — „Noch nicht, Herr Graf," war die Antwort. — „Gehen Sie hinauf und fragen, ob das Fräulein zu ſprechen iſt?" — „Sehr wohl, Herr Graf."

Der Kellner eilte die Treppe hinauf und Landau muſterte die auf dem Flur in buntem Quodlibet hängenden Gaſthofsempfehlungen und Eiſenbahnkarten, während er ungeduldig ein Lied zwiſchen den Zähnen brummte. Der Kellner kam zurück und meldete mit einiger Verlegenheit: „Das Fräulein hat mir befohlen zu ſagen, ſie bedaure ſehr, den Herrn Grafen Landau nicht empfangen zu können, weil ſie nicht das Vergnügen habe, den Herrn Grafen zu kennen." Landau wechſelte die Farbe und ſagte mit möglichſter Ruhe: „Beſtellen Sie dem Fräulein, daß ich ihr eine Mittheilung von Wichtigkeit zu machen habe und deßhalb nur um wenige Augenblicke bitte."

Nach kurzer Friſt brachte der Kellner die Antwort: „In dieſem Falle läßt das Fräulein den Herrn Grafen erſuchen, in einer Stunde wiederzukommen, wo ſie zu ſprechen ſeyn werde." Landau entfernte ſich mißmuthig, ſah aber alsbald nach ſeiner Uhr, um die beſtimmte Zeit nicht zu verſäumen.

Inzwiſchen wandelte der Regierungsrath draußen auf und nieder, und nachdem der erſte Zorn über ſeine Demaskirung als Sokratestopf verraucht war, hielt er ein ſtillbetrachtendes Selbſtgeſpräch, deſſen Gegenſtand

Digitized by Google

die Großen der Erde bildeten. »Nitimur in vetitum!« Wir trachten nach dem, was uns versagt ist, bemerkt schon der alte heidnische Poet, und das ist im Laufe der Jahrhunderte nicht anders geworden, wodurch sich ein sehr conservatives Element in den Grundanschauungen der menschlichen Natur herausstellt. Zu den Großen der Erde durfte sich der gute Fechner in keiner Weise zählen, mochte man nun den Gegensatz derselben in den Geringen oder in den Kleinen suchen. Er hielt zwar seine Körperlänge sowohl als seinen Rang für keineswegs unerheblich, aber er konnte sich doch auch nicht täuschen über die beschränkte Ausdehnung der einen wie des andern, weil er gar zu viele Höhere über sich erblickte. Unter diesen Umständen endete denn der Schluß seiner Betrachtungen mit einer Variation des berühmten Wortes, welches Alexander der Macedonier sprach, als er von Diogenes ersucht worden war, ihm aus der Sonne zu gehen. Jener sagte: „Wenn ich nicht Alexander wäre, möchte ich Diogenes seyn!“ Unser wandernder Monologist variirte das Thema folgendergestalt: „Wenn ich auch der Regierungsrath von Fechner bin, so möchte ich doch wohl der Graf zu Landau seyn!“

Und was dachte Landau, als er eben aus dem Portal des „Fürstlichen Hofes“ trat und rasch um die Ecke bog, damit der Regierungsrath ihn nicht bemerke? — „Da geht nun der harmlose Fechner, sprach er bei sich, „und wünscht sich an meine Seite, noch lieber an meine Stelle, um die Bekanntschaft dieser vermaledeiten Reiterin zu machen, welche mir sehr zur Unzeit hier in das Badeleben hereingeschneit ist!“ So durchkreuzen sich oft genug die Gedanken und Träume der Menschen. Aber wer sich aus der eigenen Haut fortsehnt, würde sich in einer fremden bald noch viel unbehaglicher fühlen.

Bei der Mittagstafel herrschte eine sehr heitere Stimmung, welche durch den Champagner gehoben wurde; man vertrank die Perrücke des Regierungsraths, wie Rüstow sagte. Frau von Beckmann unterbrach den Grafen schon lange nicht mehr, wenn er mit ihrem Kinde fremde Sprachen redete. Sie gestand sich zwar, daß es ihr lieber gewesen wäre, eine so glänzende Eroberung zu ihren eigenen Füßen zu erblicken; aber sie besaß doch viel zu viel praktische Lebensweisheit, um nicht die Trauben, welche sie selbst für sauer erklären mußte, wenigstens für ihre Familie zu keltern, in der frohen Hoffnung, daß eine sehr preiswürdige Waare aus der Gährung sich abklären werde. Laly gewann durch diese Unterhaltungen mit dem Grafen fast mehr Dreistigkeit, als zu wünschen war: er lehrte sie sprechen, nachdem die Mama es aufgegeben hatte, sie schweigen zu lehren.

Heute bemerkte Frau von Beckmann freilich mit lebhaftem Mißvergnügen, daß über den einsylbigen Landau die Heiterkeit nicht kommen wollte. Er äußerte sogar, wie wenig Vergnügen er daran finde, der Abendvorstellung im Circus beizuwohnen; aber das fiel so auf und namentlich adressirte ihm Laly einen so unzweideutigen Blick der Mißbilligung, daß es ihm gerathen schien, dieses Thema schleunigst fallen zu lassen. Rüstow machte sich ein Geschäft daraus, den armen Fechner in Verlegenheit zu bringen. Wenn dieser eine seiner unschädlichen Bemerkungen vom Stapel ließ, worauf er regelmäßig bei Augen ringsum musterte, um die Wirkung der Worte zu beobachten, so äußerte Rüstow: „Wer hätte Ihrem Kopfe solche Falschheit zugetraut!“ oder: „Immer diese spitze Zunge! An Ihnen ist doch kein gutes Haar, lieber Fechner!“ Der Getroffene warf ihm dann einen Blick zu, in welchem Verzweiflung mit der Bitte um Gnade sich mischte, und Rüstow telegraphirte auf gleichem Wege sein Erstaunen mit einer Dosis Beruhigung zurück. Der Hofrath hatte ihm das völlig berechtigte Lob ertheilt: „Dieß ist der einzige leidenschaftslose Normalbadegast!“

4. Victoire.

Erwartung ist ein angenehmes Gefühl, wenn sich ihr die sichere Aussicht baldiger Erfüllung gesellt. Die Phantasie ist dann am thätigsten, den nahen Genuß zu anticipiren, und so wird uns derselbe doppelt gewährt. In diesem Falle befanden sich die Mitglieder der Gleisheimer Badegesellschaft, wenigstens so weit ihnen ein genügendes Quantum Phantasie zu Theil geworden war.

Das fürstliche Reithaus, welches ein längliches Viereck bildete, war zu einem geräumigen Amphitheater umgewandelt worden und machte den gefälligsten Eindruck. In der Mitte befand sich die Bahn, deren starke Barrière fast die beiden längeren Seitenwände berührte, indem hier nur ein enger Raum frei blieb. An den kürzeren Seiten des Vierecks erhoben sich die hinter einander aufsteigenden halbkreisförmigen Sitzreihen, hier der erste, dort der zweite Platz, auf jenem rothausgeschlagene Bänke, welche durch Zwischenlehnen in Sperrsitze abgetheilt waren. Die Wandflächen bedurften keiner Bekleidung, sie waren mit Frescobildern verziert und zeigten in gesonderten Feldern die schwebenden Gestalten pompejanischer Tänzerinnen und Sängerinnen, aber auf chamoisfarbenem Grunde, damit dem Raume nicht zu vieles Licht entzogen werde. Die Fenster, an den beiden kürzeren Seiten des freistehenden Gebäudes angebracht, wurden durch die aufsteigenden Sitzreihen

Digitized by Google

verdeckt. Zahlreiche Lampen ſchufen blendende Helle im Circus. Das Orcheſter, aus der vortrefflichen Muſikgeſellſchaft des Brunnens beſtehend, hatte in einer der vorſchießenden Spitzen des zweiten Platzes ſeine Stelle. Schräg gegenüber befand ſich das Eingangsthor der Bahn, welches mit einer Thür in der Umfangswand, die zu dem Stallgebäude führte, durch Seitenplanken in Verbindung gebracht war.

Rüſtow hatte die Beſorgung der Billets für den Kreis der Bekannten übernommen, und ſo finden wir denn dieſe unmittelbar an der Barrière und in nächſter Nähe des Eingangsthors. Hier ſtanden Alfeld und Rüſtow, welche dadurch den Vortheil hatten, die ankommenden und abgehenden Reiter und Pferde, ehe ſie die Bahn betraten und nachdem ſie dieſelbe verlaſſen, genau beobachten zu können. Auf den Sitzen folgten: Hartwig, Frau von Alfeld und ihre Tochter, neben dieſer Laly und Frau von Beckmann, an deren Seite, in Ermangelung eines erwünſchteren Unterkommens, der Regierungsrath Platz nahm. Hinter Hartwig ließ ſich Graf Landau nieder, weil er, als der zuletzt Eintretende, keinen andern Sitz leer fand.

Das Haus war gedrängt voll; vom Orcheſter her rauſchten durch den Raum die Klänge eines ächt nationalen Mazureks, deſſen anregender Gewalt ſich keiner leicht entzieht, während die Füße der Tänzer unwillkürlich mit leiſem Stampfen die ſcharfabgeſtoßenen Takte begleiten. Für den Tanz, wie der Pole ihn liebt, wäre das Tempo zu raſch geweſen, um ſo belebender aber wirkte daſſelbe hier. Erwartungsvoll wendeten ſich aller Augen dem Eingange zu.

Plötzlich ſchwieg die Muſik. In die Bahn trat Signor Vandoni, das Haupt der Geſellſchaft, in rother goldglänzender Stallmeiſteruniform, und nach einer Verbeugung gegen die Zuſchauerräume kündigte er an: »Jeu de la rose, ausgeführt von den Damen Madame Vandoni, Mesdemoiſelles Roſalie und Clemence.«

Er zog ſich zurück, das Thor offen laſſend. Auf's neue begann der Mazurek, und hereinbrauste auf ſchwarzem andaluſiſchem Hengſt Signora Vandoni, eine feurige Italienerin, in reicher polniſcher Tracht. Auf ihrer rechten Schulter war eine rothe Roſe befeſtigt. Kurz hinter ihr folgten geſtreckten Laufs ihre beiden Verfolgerinnen, ebenfalls als Polinnen gekleidet. Das Spiel verlangte, daß ſie der Roſe ſich zu bemächtigen ſuchen mußten.

Kräftig und gewandt tummelten alle drei ihre vortrefflich gerittenen Roſſe; aber der Geſchicklichkeit derer, welche den Preis des Kampfes rauben wollten, begegnete eine größere Geſchicklichkeit der Beſitzerin. Herüber und hinüber bogen ſich die Leiber der drei Streitenden in anmuthigem Handgemenge, in zierlichen Verſchlingungen, und folgſam gehorchten die Pferde dem leiſeſten Druck. Stets an den äußerſten Rand der Bahn ſich zu halten, war die Trägerin der Roſe bedacht, weil ſie ſo wenigſtens *eine* Seite frei hatte, und immer wieder war ihr das gelungen. Aber plötzlich ſah ſie ſich abgedrängt von der Barrière und in der Mitte ihrer beiden Feindinnen. Sie ließ den Hengſt ausſtreichen, jene blieben zur Seite, und kaum noch vermochte ſie durch geſchmeidige Biegungen unter den räuberiſchen Händen ihren Schatz zu wahren. Da wandte ſie auf einmal das Roß in die Bahn hinein, gerade auf die Barrière ſtürmte ſie zu, die andern neben ihr in Siegesgewißheit, weil dort kein Ausweichen mehr möglich ſchien. Allein im geſtreckteſten Laufe parirte plötzlich die Italienerin den Hengſt und ließ ihn wenden auf der Stelle, daß die blanken Eiſen der Vorderhufe hoch in der Luft glänzten; und während nun rechts und links die Gegnerinnen vorwärts ſchoſſen, flog ſie mit langer Lançade über das Eingangsthor und flüchtete ihre gerettete Roſe in den ſichern Hafen. Lachend folgten die andern zwei, denn die Beſiegten begleitete der Jubel des Beifalls nicht minder als die Siegerin.

„Das war ein reizendes Spiel," ſagte Lily. — „Ich finde auch, daß dieſe Darſtellung immer eine der hübſcheſten bleibt," erwiederte Hartwig. „Sie bedingt freilich viel Grazie in der Ausführung." — „Und es iſt doch auch ein Gedanke darin!" ſetzte Frau von Alfeld hinzu. — „Ich hätte aber mehr Kunſtreiten ſehen mögen," meinte die nicht mehr ſchüchterne Laly.

Indeß wandte ſich Alfeld zu Rüſtow. „Wie fanden Sie den andaluſiſchen Rappen?" — „Ich möchte ihn wohl haben," erwiederte jener. „Es iſt viel Race darin; der ſtarke aufrechte Hals, die dicken Mähnen, die langen Ohren — alles normal!" — „Und doch," fiel Hartwig ein, „im Ganzen wieder das Berberblut unverkennbar." — „Gewiß," verſetzte Rüſtow. „Aber da werden wir Schöneres zu ſehen bekommen, wenn erſt Victoire ihren Araber bringt."

Signor Vandoni erſchien wieder und verkündigte, daß Maſter Tompſon die Ehre haben werde, einige noch nicht geſehene athletiſche und magiſche Stücke vorzuführen. Ihm folgten vier Stallknechte, welche einen ziemlich großen unbedeckten Tiſch mit zwei brennenden Kerzen und verſchiedenem Apparat in der Mitte der Bahn aufſtellten. Gleich darauf trat Maſter Thompſon ein. Er trug einen kurzen eng anſchließenden Rock von ſchwarzem Sammt, welcher an den Schultern ausgezackt war und die beiden kräftigen Arme frei ließ. Gegen die Zuſchauer ſich verbeugend, gewahrte er auf einmal ganz in ſeiner Nähe Hartwig. Maſter Thompſon

ſtutzte einen Augenblick, dann ging er raſch auf ihn zu und rief: „Aber ſeh' ich denn recht —?" — Hartwig war eben ſo ſchnell aufgeſprungen und an die Barrière getreten; er eilte, jenem einige Worte zuzuflüſtern, während er ihm die Hand ſchüttelte. — „Gut, ſehr gut!" erwiederte dieſer, und ſie unterhielten ſich nun in engliſcher Sprache.

Unterdeſſen war ein elegantes Gig in die Bahn gerollt, beſpannt mit einem tüchtigen normanniſchen Pferde, welches Signor Vandoni, als Engländer gekleidet, lenkte und die Räder im Sande eine 8 beſchreiben ließ. Maſter Thompſon forderte ihn auf, Platz zu machen, weil gegenwärtig er hier zu thun habe; als aber der Engländer deſſen nicht achtete, erfaßte er eine Stange an der Rückſeite des Wagens und brachte denſelben durch kräftigen Ruck zum Stehen. Fruchtlos arbeitete die Peitſche, umſonſt bemühte ſich das Pferd, vom Flecke zu kommen, der Athlet hielt feſt und ſtand in den Boden gewurzelt, wiewohl ohne ſichtbare Anſtrengung. Noch einmal erſuchte er den Engländer, das Feld zu räumen, und als dieſer eigenſinnig blieb, zog er das Gig mit dem Fahrenden und das widerſtrebende Pferd unter lautem Beifall rückwärts aus der Bahn. — „Sehr gewöhnlich!" ſagte der Graf nachläſſig und ziemlich laut. — „Sie müſſen viel Gutes geſehen haben," erwiederte Rüſtow. „Mir iſt dieſes hübſche Stück bisher noch nicht vorgekommen."

Während dem war der zurückkehrende Thompſon an Hartwig heran getreten und hatte ihn leiſe gefragt: „Heißt der Herr —" er deutete mit den Augen hin — „etwa Graf Landau?" — Hartwig bejahte und der Graf fuhr indeß, zu Rüſtow gewendet, fort: „Der Tiſch dort hat natürlich ſeine verborgenen Schieber und Klappen." — „Wenn Sie uns beweiſen wollen," verſetzte Rüſtow, „daß Maſter Thompſon kein wahrhaftiger Zauberer iſt, den man als Brennmaterial verwenden ſollte, ſo bin ich im voraus mit Ihnen einverſtanden."

Thompſon hatte einige Schritte in die Bahn gemacht. Jetzt blieb er ſtehen und ſagte mit artiger Beſcheidenheit: „Darf ich wohl bitten, daß einer der verehrten Herrn meinen Tiſch vorher in Augenſchein nehmen möchte? Der Herr Graf Landau hätte vielleicht die Güte?" — „O ja," ſagte dieſer und trat in die Bahn. Thompſon fuhr fort: „Wenn Sie ſich meiner Lichter bedienen wollten, ſo ſtehen dieſelben zu Dienſten."

Landau ergriff die beiden Leuchter. Kaum aber hatte er ſie in den Händen, als er damit unter ſeltſamen Gebärden in der Luft herum fuhr und ſich vergeblich bemühte, ſie fortzuſchleudern. Der Magier, welcher ſich abgewendet hatte, um auf dem Tiſch etwas zu ordnen, ſchien erſt durch das allgemeine Gelächter aufmerkſam zu werden. Er blickte raſch um und rief: „Ach, ich bitte tauſendmal um Entſchuldigung! Dieſe widerſpänſtigen Leuchter haben mich ſchon mehrmals in Verlegenheit gebracht." Damit nahm er ihm die Leuchter ruhig aus der Hand und fuhr fort: „Aber mein Tiſch ſteht mit Vergnügen für jede Unterſuchung zu Dienſten." — Landau antwortete nicht, ſondern kehrte, von einer äußerſt heitern Stimmung der Zuſchauer begleitet, grimmig an ſeinen Platz zurück, wo ihn Rüſtow mit den Worten empfing: „Auch dieſe magiſch-mimiſche Darſtellung iſt mir neu geweſen."

Thompſon führte nun verſchiedene Stücke mit Karten aus, bei denen er die höchſte Gewandtheit entfaltete und von der fröhlichen Laune der Zuſchauer auf's Beſte unterſtützt ward. Jetzt brachte man ihm einen Topf voll gewöhnlicher Erde, in die er, nachdem ſie auf dem Tiſch ausgeſchüttet war, einen Kürbiskern ſteckte. Wenige Augenblicke vergingen, da entwickelte ſich über der Erde eine kleine Pflanze; ſie ſchoß raſch immer höher empor, trieb Blätter und Blumen und bedeckte bald die Hälfte des Tiſches. Der Magier trat hinzu und holte aus den Blättern einen mächtigen Kürbis hervor, welcher ſich auch bei näherer Beſichtigung nicht als Täuſchung auswies. Dann ließ er einen Teppich auf den Boden ausbreiten, legte den Kürbis darauf und bedeckte ihn mit einem gewaltigen Becher. Dieſen berührte ſein Zauberſtab, der Becher hob ſich: auseinander geborſten lag der Kürbis und hervor trat ein reizendes Kind, als Flora gekleidet, mit glänzendem Füllhorn im Arm, aus welchem Blumen und Sträuße den jubelnden Zuſchauern dargeboten wurden.

Während Flora dieſelben vertheilte, entfernte ſich der Magier. Hartwig bat ihn am Ausgang, den Abend bei ihm zuzubringen, und er verſprach das bereitwillig. — „Sie ſprechen ja auch engliſch, Herr Hartwig!" wandte ſich nun Frau Beckmann an dieſen. — „Aufzuwarten, meine gnädige Frau," antwortete er. — „Aber das hat man ja bisher noch gar nicht von Ihnen gehört!" — „Mir fehlte bis jetzt die Veranlaſſung dazu." — „Woher kennen Sie denn den Taſchenſpieler, wenn man das wiſſen darf?" — „Es iſt gar kein Geheimniß. Maſter Thompſon beſitzt in der Phyſik und Chemie bedeutende Kenntniſſe, und da ich mich für beide Gegenſtände ebenfalls intereſſire, war er öfter ſo freundlich, mich an ſeinen Experimenten Theil nehmen zu laſſen."

Inzwiſchen waren die Stallknechte abermals eingetreten, welche zunächſt aus der Bahn alles forträumten und den Boden wieder ſorgfältig ebneten. Sie kehrten dann zurück mit einem mächtigen ſchwarzbraunen Büffelfell, welches in der Mitte der Bahn, die rauhe

Digitized by Google

Seite nach oben, ausgebreitet ward. Es entstand eine längere Pause der Erwartung. Das Programm verkündete an dieser Stelle das Erscheinen Victoires.

Endlich wurde das Eingangsthor aufgethan und herein trat zu Fuß eine schlanke Frauengestalt. Das Orchester empfing sie mit einem Tusch, unmuthig winkte sie dorthin zu schweigen, aber die pflichttreuen Musiker folgten der erhaltenen Weisung. Victoire hatte indeß nach beiden Seiten hin anmuthig gegrüßt und war ruhig bis in die Mitte des Circus geschritten. Sie mochte vierundzwanzig Jahre zählen. Ihre Figur war nicht allzugroß, aber vom feinsten Ebenmaß, eine hohe Stirn schloß das Oval des Antlitzes, welches zu beiden Seiten eingefaßt ward von dem wie eine Welle über das Ohr herabfließenden glänzend schwarzen Haare. Die Nase erschien vielleicht um weniges größer, als ein Bildhauer sie gemacht haben würde, die Wangen waren mehr blaß als roth, um den Mund spielten die Geister kecken Uebermuths. Unendlich rasch wechselte der Ausdruck in den großen schwarzen Augen, von tiefer Melancholie überspringend zu energischem Stolz, mit welchem sie eben noch der Musik den Befehl des Schweigens zugeblitzt hatte, wie im Gefühle der Verachtung einer solchen marktschreierischen Ankündigung. Ihren Kopf bedeckte ein breitkrempiger schwarzer Hut mit wallender Feder, den ein Sammtband unter dem Kinn befestigte. Sie trug ein dunkelgrünes Amazonenzewand, welches die Linke aufgeschürzt hielt, so daß darunter schwarze Sammtstiefelchen sichtbar wurden, Stulphandschuhe an den Händen, und in der Rechten eine reich mit Gold verzierte Reitpeitsche, in deren Knopf ein Brillant funkelte. Vor der Brust prangte, als einziger Schmuck, ein Strauß von rothen und weißen Camellien.

Das Beifallklatschen des Publikums war ihr entgegengekommen. Sie hatte dafür keine Erwiederung, sondern wendete sich und rief nach dem Ausgang: „Abdallah!“ indem sie leicht mit der Reitpeitsche winkte. Und alsbald vernahm man den Hufschlag eines Pferdes, welches mit elastischem Sprunge über die Barrière flog und dann auf dem Büffelfell niederkniete, zu den Füßen der schönen Herrin, der es schmeichelnd die Hände leckte.

Es war ein Eisenschimmel von mittlerer Größe, mit feinem seidenweichen Haar, unter welchem das Geflecht der Adern und Flechsen scharf abgezeichnet hervortrat, ein Araberroß edelsten Blutes, denn sein Stammbaum wies nach, daß es dem Stamme Koheyl angehörte, und so waren ihm denn auch die langflatternde Mähne und die Spitze des kurzen Schweifs, so wie Huf und Bein bis zum Knie, nach arabischer Sitte mit Henna purpurroth gefärbt.

Victoire's Augen leuchteten. Sie blickte voll Befriedigung auf das schöne Thier, dessen Kopf freundlich streichelnd. Dann erhob sie winkend die Hand. Wie mit Federkraft schnellte Abdallah vom Boden und stand neben ihr, so daß man nun erst seinen ebenmäßigen Bau ruhig überschauen konnte. Stirn und Brust traten breit hervor, und wie sich der lange Hals zierlich von einer Seite zur andern neigte, wie die kurzen Ohren sich abwechselnd hoben und senkten, die Lippen über den weitaufstehenden röthlichen Nüstern sich kraus zogen, während das kluge muntere Auge in steter Bewegung umherrollte, da mocht' es scheinen, als nehme Abdallah Theil am Bravoruf und dem Händeklatschen, womit die Zuschauer jetzt *ihn* begrüßten, als wollte er fragen, ob der Beifall denn wirklich ihm oder nicht vielmehr abermals seiner Herrin gelten solle? Diese aber ward nicht mehr unmuthig: sie freute sich über den Jubel der Anerkennung, welcher dem schönen Roß von der Menge zu Theil wurde.

Die Amazone neigte ihren Mund zum Ohr des Thieres und flüsterte ein leises Wort. Alsbald streckte sich Abdallah weithin, so daß sein Leib fast die Erde zu berühren schien, und mit leichtem Schwunge saß die Reiterin im Sattel und hatte ihr wallendes Gewand in Ordnung gebracht. Dann erhob sie die Reitpeitsche nach der Musik hin, welche nur dieses Zeichens gewartet hatte und sofort mit den rauschenden Klängen des pomphaften Hochzeitmarsches aus dem Sommernachtstraum sie begrüßte.

Und es war wie eine traumhafte Erscheinung, als jetzt das Roß im feierlich gemessenen spanischen Tritt zuerst vorwärts und von der Barrière ab auf der rechten Hand durch die Bahn tanzte und dabei mit Leichtigkeit seine graziösen Glieder in alle die Stellungen der Seitengänge schmiegte, welche die Reiterin von ihm verlangte, während sie selbst mit vollkommenster Ruhe im Sattel saß, ohne eine Bewegung der Hand oder eine andere Hülfe wahrnehmen zu lassen. Aus der Ecke wendete sie dann durch eine Passade auf die linke Hand und ließ in eben so gemessener Weise die Seitengänge links einander folgen. Wieder erreichte Victoire den Mittelpunkt der Bahn, und Abdallahs Füße hoben und senkten sich dort, als ob sie vorwärts schritten, während das Thier, wie festgebannt, nicht um eines Strohhalms Breite von der Stelle wich.

Schweigend saßen die Zuschauer. Keiner dachte daran, ein Zeichen des Beifalls zu geben, weil jeder eine Störung des Schauspiels fürchtete, welches ihm geboten ward. Hartwig begleitete mit sichtbarer Theilnahme Reiterin und Roß; Fechner aber suchte die Aufmerksamkeit der ersteren dadurch zu gewinnen, daß er die Operation des Klatschens mittelst stummer Pantomime

Digitized by Google

lebhaft durchmachte; völlig theilnahmlos blickte Landau kaum in die Bahn.

Die Reiterin wendete jetzt den Kopf des Arabers nach der rechten Seite und sprengte im Galopp an; sie ließ die zierlichsten Volten folgen, als wären sie mit dem Cirkel vorgezeichnet, und warf das Pferd in Schlangenlinien von Hand zu Hand, während dasselbe, bald rechts bald links vorgreifend, keinen Augenblick das Gleichgewicht verlor.

Abermals hielt sie in der Mitte der Bahn, wo Abdallahs Vorderfüße galoppirend einen Kreis beschrieben, dessen Centrum die Hinterfüße bildeten. Jetzt erhob sich das Roß zur Pesade; es stand balancirend, die Vorderhufen bis unter den Leib gezogen, auf eiserner Hanke, und in dieser Stellung begrüßte Victoire stolz, aber anmuthig mit der Reitpeitsche die Zuschauer, deren Hand und Mund durch nicht endenden lärmenden Jubel antwortete. Sie warf indeß das Roß in der Pirouette herum und grüßte eben so nach der andern Seite. Mit einer Lançade schoß Abdallah vorwärts und flog im zierlichen Courbettengalopp um die Bahn.

Bei dem Gruße hatte Victoire zum erstenmal den Blick über die Reihen der Zuschauer gleiten lassen. Auf der Gesellschaft am Eingange schien ihr Auge einen Moment zu haften, und die Wangen, bisher nur von einem röthlichen Schimmer durchhaucht, färbten sich plötzlich tiefer. Aber das war eben nur ein Moment, weil ihre Aufmerksamkeit durch die Bewegungen des Pferdes sogleich wieder in Anspruch genommen ward.

Am Eingangsthor endete der Galopp, und noch einmal flüchtigen Blickes die Gruppe auf den ersten Sitzen streifend, flog die Reiterin mit einem Capriolensprunge in die Bahn. Dann ließ sie das Roß rasch nach dem Ausgange rückwärts treten. In stolzer Pesade hob sich Abdallah, die Reiterin grüßte zum Abschied. In der Pirouette wendete sie auf dem Fleck, und ein Satz über die Bahnthür hatte sie den Augen der Zuschauer entzogen. In demselben Augenblick aber — war es Absicht oder Zufall? — fiel der Strauß weißer und rother Camellien, den Victoire getragen, auf Hartwigs Schooß. Dieß ging so schnell vorüber, daß niemand außer dem Grafen Landau es bemerkte. Victoire trat an diesem Abend nicht mehr auf.

Als zweiter Theil folgte eine Pantomime, in welcher die italienischen Masken ihr lustiges Spiel trieben und Arlechin mit Colombine schließlich den Sieg der List davon trug. Sie war nicht ohne Geist erfunden, aber es hatten doch manche, nach dem Vorhergegangenen, keinen Sinn mehr dafür. Beim Heraustreten aus dem Circus richtete Graf Landau an Hartwig, mit einem Anfluge von Spott, wie dieser meinte, die Frage: „Werden Sie das Bouquet, welches Ihnen in den Schooß flog, nicht der Eigenthümerin zurück geben?“ — „Wenn Sie das interessirt, nein!“ antwortete der andere kurz und wendete ihm den Rücken.

Fechner, der an dem übel gelaunten Landau keinen Gesellschafter fand, geleitete allein die Familie Alfeld und Frau von Beckmann mit ihrer Tochter nach Hause. Die beiden jungen Damen gingen voraus. „Ach, ich habe mich himmlisch amüsirt,“ sagte Laly. „Sie doch auch, liebe Amelie?“ — „Ich habe nicht so viel erwartet,“ versetzte diese, „und da bin ich doppelt befriedigt.“ — „Und die Geschichte mit den Leuchtern — es war zu komisch, wenn mir auch der Graf dabei leid that.“ — „Er hatte freilich die Veranlassung selbst gegeben; aber ich fand es doch unrecht von dem Magier, ihn so öffentlich zum Gegenstand des Gelächters zu machen.“ — „Ja, es war eine schreckliche Dreistigkeit!“ Und sie lachte auf's neue. „Finden Sie nicht auch den Grafen höchst liebenswürdig?“ — „Er spricht vortrefflich englisch und französisch, so weit ich das beurtheilen kann. Ich ziehe aber eigentlich die Unterhaltungen vor, bei denen man selbst ein wenig nachdenken muß.“ — „Nein, das ist nicht mein Geschmack. Ich unterhalte mich viel mit dem Grafen: er weiß immer etwas Angenehmes zu sagen, und man ist auch niemals um eine Antwort in Verlegenheit.“

„Aber die Herren können von so vielen Gegenständen sprechen, die uns nicht gelehrt worden sind. Und ich finde es hübsch, wenn man aus der Unterhaltung mit ihnen gleich etwas Neues lernen kann.“ — „Ach, ich bin gerade froh, daß die Zeit des Lernens vorüber ist. Nun will ich auch mein Theil vom Leben genießen. Aber ich weiß schon, Sie denken an Herrn Hartwig, der ist doch Ihr Verehrer.“ — „Wie können Sie das sagen, liebe Laly? Herr Hartwig unterhält sich täglich mit allen Damen, auch mit Ihrer und meiner Mama. Mit mir spricht er natürlich ebenfalls, wie mit Ihnen.“ — „Ja, er spricht wohl, aber mit niemanden so angelegentlich als mit Fräulein Amelie, das läßt sich nun einmal nicht leugnen. Er ist auch wirklich ein sehr hübscher Mann. Aber, Sie müssen mir's nicht übel nehmen, ich finde ihn etwas langweilig.“ — „Da haben Sie unrecht. Bescheiden kann man ihn nennen, er drängt sich nicht vor.“

„Nun, jeder hat seinen Geschmack, und am besten ist es, daß wir uns nicht in die Quere kommen. Ich lasse Ihnen Ihren Hartwig und behalte meinen Grafen. Ach, da sind wir schon zu Haus! Das ist schade: es schwatzt sich im Dunkeln so hübsch.“

Die übrigen kamen heran, man nahm Abschied.

Digitized by Google

Fechner ſuchte ſein Zimmer auf, wo er Thee trank und ſich dann mit einer Cigarre in's offene Fenſter legte. Gerade über ihm wohnte Hartwig, und als dort Tritte ſich vernehmen ließen, fiel es ihm ein, daß Maſter Thompſon zu dem verſprochenen Abendbeſuch oben anweſend ſeyn werde. Jetzt wurde Hartwigs Fenſter geöffnet und Fechner zog ſich ſchnell ſo weit zurück, daß er von oben nicht geſehen werden konnte. Gleichzeitig lauſchte er mit großer Aufmerkſamkeit, alle Reſte ſeiner engliſchen Sprachkenntniß mit verzweiflungsvoller Haſt im Gedächtniß zuſammenraffend. Seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuſcht. Hartwig und Thompſon ſetzten ihre Unterhaltung fort, und er hörte, wie jener ſagte: „Alſo rechne ich darauf, daß Sie mich nicht verrathen.“ — „Da ſind Sie ſicher,“ lachte Thompſon, „aber ich denke eben an unſere Victoire.“ — „Der könnten Sie vielleicht einen Wink geben, natürlich als von Ihnen ausgehend.“ — „Verſteht ſich. Das ſoll geſchehen. Aber ſtill! Ich rieche eine ſchlechte Cigarre, deren Duft empor ſteigt.“ Die beiden zogen ſich zurück. — Unten ſchleuderte Fechner ſeine Cigarre zu Boden, daß die Funken umher ſtoben, indem er ausrief: „Und ich habe dieſe Stinkadores als ächtes Havannahblatt bezahlt! — Aber warten Sie nur, Herr Hartwig, der nicht verrathen ſeyn will! Auch Sie verehren Fräulein Lily und kennen dieſe Victoire? Alles kennt ſie, nur ich nicht. Geduld! Ihr ſollt mich kennen lernen!“

(Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

Senger und Brenner. — Badanſtalten. — Bier. — Das junge erzherzogliche Paar — Ein Unkenruf. — Eine Nachſchrift vom Landungsplatze in Nußdorf.

Auf dem Lande draußen verſchmachten Gras und Kräuter, in der Baunmeile die Gemüſe, in der Stadt die Menſchen. Ich verſtehe hier unter Stadt nicht unſere innere Stadt hinter den Baſteien; in ihren engen ſchattigen Gaſſen zwiſchen den hohen Häuſern von vier oder auch fünf Stockwerken über dem Erdgeſchoß, in ihren Gebäuden mit den klafterdicken Mauern iſt es verhältnißmäßig noch kühl und würde ſogar behaglich ſeyn können, wären nicht die Ausdünſtungen aus den Luftlöchern der Abzugskanäle, welche allen Unrath (ohne Ausnahme) aus den Häuſern aufnehmen und der Donau zuführen, oder zuführen ſollen. Aber in den Vorſtädten und in den Vor-Vorſtädten, welche der Wiener als „Land“ bezeichnet und bezieht, da verſchmachten Kohlhäupter und werden Menſchenköpfe welk. Der Gärtner gießt vergeblich Morgens und Abends; ſein Garten wird zum Herbarium und ſeine grünen Fiſolen (Bohnen) könnte er gleich vom Stock weg dem Dürrkräutler als irgend einen abenteuerlichen Thee verkaufen. Der Händler gibt dem Gärtner nicht mehr als zehn Kreuzer für die Butte voll, und wenn dem Verbraucher gegenüber auch die Preiſe der grünen (!) Waare nicht herabgehen, ſondern ſteigen, ſo iſt es doch nur Heu, was wir mit ein wenig Salz, Schmalz und gebräuntem Mehl zu eſſen bekommen. Der Sommer iſt in der Stadt dießmal ein wahrer Mordbrenner. Sogar die Grasflächen auf dem Glacis hat er in dürre Heiden verwandelt, was nicht bildlich, ſondern wörtlich zu nehmen iſt, denn unter den Füßen der hüpfenden, ſpringenden oder ballſchlagenden Jugend auf den Grasplätzen wirbeln dicke Staubwolken von den Ueberreſten der verſengten Halme empor. Es iſt erſtaunenswerth, daß die Jugend noch den Muth beſitzt, unter ſolchen Umſtänden den Ball zu ſchlagen, aber ſie thut es mit derſelben Todesverachtung, von der ſie ſich in etwas reiferen Jahren beſeelt fühlen wird, wenn ein anderer „Ball“ bei dreißig Grad künſtlicher Hitze ſie zum Tanze ruft.

Die Bälle, nämlich die von Kautſchuk, beherrſchen in dieſem Sommer ſo ausſchließlich und nachhaltig das Glacis, daß man nur ſelten mehr einen Drachen ſteigen ſieht, von denen ſeit einigen Jahren die Luft immer wimmelte, ſo daß es ſchien, als habe die nordweſtliche Kurzweil ſich bei uns förmlich eingebürgert, oder — um es mit dem landesüblichen Ausdruck zu bezeichnen — „zuſtändig gemacht.“ Auch jenſeits des Glacis gibt es Bälle, im Süden bei Schwender, im Norden beim Sperl und im Univerſum, (volksthümlich: Univerſium, dem Elyſium nachgebildet). Schwender ſteht draußen in Braunhirſchen (oder Fünfhaus) an der Straße nach Schönbrunn, neben dem Sommertheater, ein ſtattlicher Palaſt mit zwei ungeheuern Tanzſälen, die andern Gelaſſe, wie Café, Speiſe-

Digitized by Google

zimmer, Gartenwirthſchaft und „Schwemme“ ungerechnet. Wenn ich ſpät am Sonntagabend zur Stadt zurückfahre, oder auch — weil ich keinen Wagen mehr getroffen — ganz einfach gehe, höre ich bei Schwender Tanzmuſik, und durch die geöffneten Fenſter, aus denen ein Höllenbrodem qualmt, ſehe ich die wirbelnden Paare ſich drehen. Um dieſes Völkchen von luſtigen Zeiſigen und gefundenen Schönheiten zum Tanzen zu bringen, bedarf es keines Zauberhorns. Andere gute Leute, denen nicht eine ſolche Fülle überſprudelnder Lebensluſt zu Gebote ſteht, nehmen vor der verſengenden Hitze ihre Zuflucht zu den zwei balſamiſch beſchwichtigenden B's, nämlich zu Bädern und Bier. Es iſt erſtaunlich, welche Maſſen von Menſchen ſich in's Waſſer tauchen; es iſt bewundernswerth, welche Maſſen von braunem Naß in den Menſchen verſchwinden. Das Freibad, die Militärſchwimmſchule, das Kouffiche Bad und andere Anſtalten dieſer Art ſind überfüllt. Wer ſo glücklich war, nach langem Harren endlich einen Platz zur Bergung ſeiner Kleider und eine Schwimmhoſe zu erobern, muß ſich auf's Waſſertreten verſtehen, wenn er im feuchten Element ſich bewegen will, denn wagerecht auf dem Waſſer zu liegen, gibt das Gedränge nicht zu. Schon im vorjährigen Sommer, der nicht eben ungewöhnlich heiß war, hatte ſich die Unzulänglichkeit der beſtehenden Badeanſtalten herausgeſtellt; in dieſer afrikaniſchen Hitze wird der Mißſtand in ſeiner Weiſe eben ſo zum öffentlichen Mißgeſchick wie die Wohnungsklemme, nur daß ihm leichter abzuhelfen ſeyn wird, wie dieſer. Man braucht ja bloß in der „großen“ Donau, (nämlich im Hauptſtrome) eine neue Schwimmſchule von großartigen Verhältniſſen und eine Omnibusfahrt durch die Leopoldſtadt einzurichten. Vermuthlich würden auch noch ein paar gedeckte Schwimmſchulen in der Art des Sophien-, des Diana- und des Eſterhazybades ſich großer Kundſchaft erfreuen. Damit wäre indeſſen das ſteigende Bedürfniß des weiblichen Geſchlechts noch nicht einmal gedeckt. Es gehört nämlich ſeit vielen Jahren hier zu den Erforderniſſen der Mädchenerziehung, auch Schwimmen zu lernen, ſo gut wie Tanzen und die franzöſiſche Sprache; aber für die ſtets wachſende Zahl der Schwimmerinnen iſt zur Zeit ſchlecht geſorgt, da ihnen ein paar Waſſerbecken (z. B. im Sophienbade) nur für drei bis vier Vormittagsſtunden zur Verfügung ſtehen. Man wird für das Bedürfniß ſchon ſorgen müſſen, weil keine Ausſicht vorhanden, daß die heilſame Gewohnheit unter dem ſchönen Geſchlechte hier in Abnahme komme, da man darauf rechnen kann, daß ſie ſogar den ſpröden Norden des deutſchen Vaterlandes erobern wird, wenn auch nicht unmittelbar von Wien, ſo doch von England aus. Wir haben nämlich aus den Zeitungen erſehen, daß die Königin von Großbritannien ihren Töchtern die Schwimmkunſt beibringen läßt, und eine engliſche Mode wird nicht verfehlen, durchzuſetzen, was der geſunde Hausverſtand bisher vergebens rieth und predigte.

Neben dem Waſſer wurde oben das Bier als tröſtender Balſam erwähnt. König Gambrinus hat ſeine Herrſchaft auch im Weinlande Oeſterreich ſeit Jahren gegründet und befeſtigt ſie immer mehr, obſchon das braune Naß mit dem weißen Schaume hierlandes unverhältnißmäßig theuer iſt. Selbſt das geringſte Bier wird ſo hoch bezahlt als der volksthümliche „Heurige,“ wenn man ihn beim Rebmann an der Quelle trinkt. In nächſter Zeit wird der Heurige ſogar noch billiger werden, wenn die Hoffnung Stich hält, die wir im Schweiße unſeres Angeſichtes keuchend einherſchleppen. Dazu iſt das Bier meiſtens nicht nur dünn, ſondern auch durch berauſchende Zuthaten verfälſcht, unter denen der Samen des Bilſenkrautes, „das an den Ufern des Cocytus kreucht,“ keine geringe Rolle ſpielt. Trotz alledem bleibt Bier des Tages Loſung, und da das Volk ſich von dieſer leidenſchaftlichen Zuneigung nicht abſchrecken läßt, wird der Kunſtfleiß das Bedürfniß endlich mit Redlichkeit erfüllen müſſen. Ein altes Sprüchlein ſagt: „Des Volkes Wünſche werden erhört, wenn der Ehrgeiz ſie vernimmt:“ hier wird der Ehrgeiz ſich das Ziel ſtecken, ſeine Million zu erbeuten. Unter Million iſt — beiläufig bemerkt — eine beliebig große Summe zu verſtehen, die mehr oder weniger betragen kann; wo in der Bibel 40 ſteht, ſagt der Styl unſerer Tage 1,000,000. Unſere Nachkommen werden noch ein paar Zahlſtellen hinzufügen, um dann muthmaßlich wieder eine Null nach der andern abzuſchneiden, weil dafür geſorgt iſt, daß kein Baum in den Himmel wächst.

Wir haben wieder ein herzſtärkendes Stücklein »tu felix Austria nube« erlebt, wenn wir auch den Anfang des berühmten Hexameters (Bella gerant alii) nicht mit beſonderer Zuverſicht ausſprechen; denn ſobald ſie in der Türkei wieder aufeinander losſchlagen ſollten, müſſen wir ſchon mitraufen. Doch das gehört zur Stunde nicht hieher. Unſer jugendlicher Admiral hat ſein wackeres Schiff Novara auf's Weltmeer geſchickt, für ſich ſelbſt aber eine junge Braut aus Brüſſel heimgeholt, an deren Seite er die eben ſo ſchwierige als glänzende Stellung in Mailand behaupten wird, womit ihn ſein kaiſerlicher Bruder liebevoll und weiſe zugleich betraut hat. Die Ernennung des Erzherzogs Ferdinand Max zum Regenten im lombardiſch-venetianiſchen Königreich wird als eine Belohnung für die Lombarden betrachtet, nachdem ſie im Verlaufe weniger Jahre ſich von den Reſten einer böſen Krankheit befreit haben, die — wie ſich jetzt zeigt — den Kern des Volks nicht angefreſſen hatte, ſondern von einer künſtlich in den Städten erzeugten Gährung ſtammte. In dieſer Hinſicht hatte die Lombardei eine gewiſſe Aehnlichkeit mit dem — jetzt verwandten — Belgien; auch dort wüthet eine an Zahl nicht überlegene, aber durch ihre Rührigkeit gefährliche Partei von ſtädtiſchen Honoratioren und Proletariern gegen des Volkes beſſere Ueberzeugungen; doch wird ſie hoffentlich keine ſo harte Schule nothwendig machen, wie ſie von den Lombarden zu durchlaufen war.

Der Erzherzog iſt von ſeiner Brautfahrt glücklich heimgekehrt. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, trägt ein

Dampfer das junge Paar von Linz herab der Hauptſtadt zu, wo es heute eintreffen ſoll. Die Erzherzogin Charlotte iſt Ludwig Philipps Enkelin. Die Wittwe Ludwig Philipps hat ſegnend die Hände auf den Scheitel der Neuvermählten gelegt, die jetzt zu Mailand die erſte Frau ſeyn wird. Für den Dichter iſt ein ſolcher Auftritt nicht bloß eine von den Begebenheiten, wie ſie der Hof- und Staatskalender verzeichnet. Er lieſt von der Stirne der ſegnenden Großmutter ein Stück Weltgeſchichte, bunt wie eine Odyſſee, und dabei von der unſterblichſten Großartigkeit. Vor achtundvierzig Jahren reichte ſie, die Tochter eines vertriebenen Königshauſes der Bourbonen, einem vertriebenen Bourbon die Hand zu Palermo. Dreimal ſieben Jahre ſpäter beſtieg ſie mit ihrem Gemahl den franzöſiſchen Thron. Achtzehn Jahre darauf floh ſie nach England. Während ſie auf dem Throne ſaß, ſah ſie zweimal die Kugel ſparen, welche einſt den Prinzen von Enghien getroffen; und wer weiß, ob nicht wenigſtens das erſtemal ein Wort der Fürbitte aus ihrem Munde entſcheidend in die Wagſchale der Gnade fiel. Seit ſie in Claremont verweilt, verlor ſie ihren Gatten und ſah das Erbtheil ihrer Kinder und Enkel von demjenigen verkürzt, dem Ludwig Philipp einſt das verwirkte Leben geſchenkt. — Doch jetzt verklärt ſich ja im Abglanz ſpäter Freude die tief gefurchte Stirn, und wir wollen keine Wolken trüber Erinnerungen herauf beſchwören. Möge die Enkelin von den Wechſelfällen der Weltgeſchicke wenigſtens nicht ſo unmittelbar perſönlich betroffen werden, wie einſt die Großmutter. Gerne fügte ich hinzu: möge ſie überhaupt friedlichere Tage erleben! Doch iſt es thöricht, den Himmel um etwas zu bitten, was er bereits durch unzweideutige Zeichen zum voraus verſagt hat. Wir wiſſen nur gar zu wohl, daß wir im März 1856 nichts als einen faulen Frieden geſchloſſen haben, der durch die Löſung der Volgradfrage nicht geſünder geworden iſt und gegenwärtig wiederum in Scherben zu zerſplittern bedenkliche Miene macht. Die Geſandten der europäiſchen Mächte zanken ſich zu Stambul, wie einſt die Kreuzfahrer zu Ptolemais, und wenn der Herrgott nicht die Karten ſo miſcht, daß Mitteleuropa in der großen Piquetpartie „vierzehn“ Könige anſagt, ſo werden wir von den gehofften zwanzig Friedensjahren neun Zehntel nachlaſſen müſſen. — Vor der Hand laßt uns aber um ein wenig Regen beten; möge der Barometer bald fallen und dem Herrn Pfarrer der Wettervogel im Fuße ſo ausgiebig weh thun, daß er für zeitgemäß hält, einen Bittgang um Regenwetter anzuordnen!

Der Brief iſt zufällig nicht gleich zur Poſt befördert worden; ſo möge er denn mit einer Nachſchrift abgehen. Ich führe euch nach Nußdorf zum Landungsplatze der Dampfer. Eine harte Stunde erlebt ihr, bevor ihr dorthin gelangt. Vom Glacis vor dem Schottenthore aus geht es noch ziemlich leidlich durch die lange und breite Zeile der Währinger Vorſtadt, die nicht etwa von den kriegeriſchen Währingern ihren Namen führt, ſondern von der harmloſen Ortſchaft Währing, welche vor einigen Jahrzehnten noch ein Dorf war und jetzt zu den Stadttheilen extra muros gehört. Zwiſchen dem Glacis und der Vorſtadt haben wir nebſt den erſten Häuſern des Stadttheiles Neuwien die Bauhütten, die Gerüſte und Hauſteine der Votivkirche betrachtet, wovon bereits ein maſſenhaftes Stück Gemäuer ſich aus dem Boden erhebt. Unmittelbar vor der Linie führt uns die ſtaubige Straße zum Strande des Donauarmes hinab. Zur Linken behalten wir das Gelände, auf welchem Döbling und Heiligenſtadt ſich ausdehnen. Zur Rechten ſehen wir jenſeits des Waſſers die grüne Landſchaft, deren friſche Schatten wir aus unſerer Staubwolke heraus mit verdoppelter Sehnſucht betrachten. Man fährt nicht leicht in der Welt ſo qualvoll durch ein Paradies. Der Leopoldsberg ſchaut über Rebgelände und Wald mitleidig auf unſer ſtaubiges Elend herab. Wenn wir unſeren Blick links halten, ohne ihn zur Höhe zu erheben, können wir uns ſtreckenweiſe in einer Stadt wähnen; Haus reiht ſich an Haus. Bevor eine Ortſchaft aufhört, fängt die andere ſchon an. Wo eine Thalſchlucht ſich öffnet, ziehen die Häuſer ſich darin aufwärts. So erreichen wir den Knotenpunkt von Nußdorf und ſtauben an ein paar gewaltigen Wirthshäuſern vorüber zur Anlände. Für die Schiffe mag der Platz zweckmäßig gewählt ſeyn, für die Menſchen iſt er deſto unbequemer. Der Berg tritt in ſteilem Abfall dort ſo nahe an das Ufer hin, daß die Fahrſtraße zwiſchen der Halde und den lang geſtreckten ſchmalen Baracken der Anlände kaum Raum genug für begegnende Fuhrwerke zu bieten ſcheint, und doch Dutzende von harrenden Kutſchen und Omnibus beherbergen muß. Da alle dieſe Gefährte nicht auf einem Haufen halten können, müſſen ſie ſich zu einer langen Reihe ausdehnen, die nicht einmal ohne Unterbrechung ſich fortſetzen darf, weil ſonſt Wagen, beſonders Laſtfuhrwerke, die auf dem ſtark befahrenen Wege von und nach Kloſter Neuburg ſich dort häufig begegnen, nicht ausbeugen könnten. Wenn nun der Dampfer, ſtets von Reiſenden überfüllt, anlangt, ſo gibt es eine unbeſchreibliche Verwirrung, weil die Menſchen mit ihrem Gepäck keinen Platz haben, auf der wenig geräumigen Anlände zu verweilen, und doch nur mit der größten Mühe zu einem Gefährt gelangen. Noch ärger wird die Unbequemlichkeit, wenn ein außerordentlicher Anlaß die ohnehin immer zahlreiche Menge der Neugierigen aus der Stadt und aus den ländlichen Wohnungen der Umgebung zum Aufgebot eines Landſturms ſteigert, beſonders jetzt, wo die Weiber wandelnde Glocken ſind, deren jede für ſich allein mehr des Raumes bedarf als ein Einſpänner.

Ein ſolcher Anlaß bot ſich am vergangenen Dienſtag (4. Auguſt), wo die Neuvermählten erwartet wurden. Das Geſtade und der Berghang waren mit Menſchen überſäet. In den feſtlich aufgeputzten engen Räumen, welche man Wartſäle nennt, harrte der Erzherzog Franz Karl ſeines Sohnes und der neuen Schwiegertochter, umgeben von einer ſo zahlreichen Geſellſchaft, als der beſchränkte Raum ſie zuließ. Daß ſich die belgiſche Geſandtſchaft darunter befand, wird zu ſagen ſchier überflüſſig

Digitized by Google

ſeyn. Um ſechs Uhr kam die kaiſerliche Yacht angedampft, beſchrieb auf dem Waſſerſpiegel einen prachtvollen Bogen und legte an. Der Erzherzog Franz Karl begab ſich an Bord und führte die Erzherzogin Charlotte an's Land, wo eine junge Belgierin ihr einen Strauß überreichte. Aus der Hand einer Tochter ihres Heimathlandes nahm die Neuvermählte dieſe erſte Blumengabe vom Boden Wiens huldvoll entgegen. Der Erzherzog Max folgte mit ſeiner Mutter, welche ihren Kindern bis Linz entgegen gereiſt war. Die junge Erzherzogin iſt eine Erſcheinung von rührendem Liebreiz, der junge Erzherzog eine ritterliche Geſtalt von leutſeligem Ernſt. Theilnehmend verweilten alle Blicke auf den beiden wie auf dem Elternpaar. Wer vermag die Erzherzogin Sophie zu ſehen, ohne der Zeit zu gedenken, wo ſie — um Mirabeaus Wort anzuwenden — der einzige Mann am Hofe war?

Berlin, Auguſt.

Witterung. — Dobremont. — Waldbrände. — Eiſenbahnunfall. — Faſtnachtsſchabernack der Hundstage. — Bacherl. — Ein altes Judenhaus.

Es war in dieſem Sommer hier nicht zu leben und auszuhalten: das wird Ihnen jeder antworten, den Sie befragen, und doch werden von den viermalhunderttauſend und einigen mehr, welche hier zu leben und auszuhalten beſtimmt ſind, viermalhunderttauſend in Berlins Mauern wirklich ausgehalten und zweifelsohne gelebt haben; denn die Glücklichen, welchen es im Sommer ermöglicht iſt, zu entfliehen und ſchattige Wälder, Berge und Meeresufer zu bewohnen, ſind doch kaum der Ueberſchuß über jene Zahl. Und ſie haben es doch alle möglich gefunden, auszuhalten, und man weiß nicht, daß eine beſondere Sterblichkeit ſich gezeigt hätte. Man hörte ebenſo: es wird eine Hungersnoth eintreten, wie man ſie lange nicht erlebt, und heute kommt von allen Seiten die frohe Botſchaft, daß der Herbſt einen lange nicht erlebten Segen ſpenden wird. War es denn an den Seegeſtaden und auf den Bergen beſſer? Wenn die Wieſen oder Moorgründe in Holland, Friesland, Holſtein von der Sonne bis unter die Wurzeln verbrannt wurden, und die verſengte gelbe Steppe bis zu den windumbrauſten Bergkämmen, aus denen die Quellen ſprießen, hinaufſchlich, ſah das erquicklicher aus, fand man da mehr Troſt, als wo die Gluth auf den gepflaſterten Straßen und Märkten ſich bettet und wälzt, oder in Sand- und Kieferheiden verſengt und verſchrumpft, was doch nur halb lebte? Der Regen träufte ſprenkelweiſe wie Thautropfen auf die durſtende Creatur, und während im Magdeburgiſchen alle Kräuter ſo verdorrt waren, daß das Heu zu enormen Preiſen gekauft werden mußte, konnte man es hier in Berlin ziemlich billig erhalten, weil im Oderbruch Klee und Gräſer in nie erlebter Ueppigkeit und Fülle gewachſen waren. So theilt und gleicht vieles ſich aus.

Ueber Kometen und Weltuntergang hat man in unſerer Stadt wohl weniger nachgedacht und ſich geängſtigt als anderswo. Die kritiſche Luft iſt zu ſtark, weit über unſer Weichbild hinaus. Man hat vielfach darüber gelacht, was andere wieder verdroſſen hat. Und doch, wenn irgend bei uns Neigung zum Fürchten geweſen wäre, ſo tauchten in der afrikaniſchen Temperatur ſolche Symptome auf, daß man ſich hätte entſetzen können. Die Erdbeben kamen uns ziemlich nahe, die grauenvolle Exploſion im Hauenſtein vibrirte durch die ganze Welt, und hier nicht ſchwächer als irgendwo, und die Höllenfahrt des Feuerwerkers Dobremont, alles zur ſelben Zeit, war wohl geeignet die Nerven auch der Stärkſten zu erſchüttern. Die Einzelheiten des letztgenannten traurigen Unfalls ſind ihrer Zeit überall erzählt worden, derſelbe hätte aber noch weit zerſtörender werden können, wenn die Umſtände ſich nicht ſo günſtig geſtaltet hätten. Bei einer andern Richtung des Windes hätte ein ganzer Theil einer Straße fortgeblaſen werden mögen. Die Wirkung der Erſchütterung drang bis in die entfernteren Theile der Stadt, und der Anblick, der ſich denen bot, welche den Ort der Zerſtörung vorher gekannt, und darauf alles bis zu den Fundamenten fortgeſprengt und wie gefegt ſahen, war ein doppelt erſchütternder. Die Theilnahme, bei ſolchen Ereigniſſen in Berlin immer ſehr rege, bewährt ſich doppelt, wenn der Verunglückte eine öffentliche, eine allgemein angenehme Perſon iſt. Der die herrlichen Feuerwerke den Berlinern an der Spree, Havel und anderswo ſeit beinahe einem Vierteljahrhundert vorgeführt, mußte mehr als ein Gegenſtand des Mitleids ſeyn. In dunkleren Zeiten hätte man vielleicht einen Prometheus oder Fauſt in ihm geſtraft geſehen, aber bei ſolchen Angelegenheiten merkt man, daß die Zeit heiter bleiben will, wie gerne man ſie auch wieder dunkel machen möchte. Wir wiſſen wenigſtens nicht, daß man irgendwo Anſpielungen verſucht hätte, Dobremont als Sühne und Opfer ſeines frevelnden Fürwitzes darzuſtellen. Nur die Kritik hat ſich dagegen erklärt, daß man ſolche gefährliche Körper und Inſtrumente innerhalb einer belebten Stadt dulde. Woher der zündende Funke kam, iſt unermittelt, und wird ein Geheimniß bleiben.

Und faſt zur ſelben Zeit wird die Stadt durch mehrere und gefährliche Waldbrände erſchreckt. Wer eine Heide kennt im märkiſchen Sinn, die magern Kiefern, untermiſcht mit eben ſo dürftigen Schonungen, Bäume als Beſen, Büſche als Geſtrüppe, denen es an Wachsthum fehlt, ein

Digitized by Google

wirklicher Wald zu werden, und dazu eine dörrende Hitze und einen Funken ſich darauf denkt, der weiß, wie hier eine Feuersbrunſt mit Windesſchnelle ſich verbreiten mag. Es iſt eine Gunſt des Himmels, daß ſolches in heißen Sommern nicht öfter vorkommt. Man verdankt es den Armen wirklicher Laubwälder, welche hie und da durch die Kiefern durchgreifen; ſonſt iſt nur Rettung durch Zerſtörung, indem man ganze Morgen niederreißt und ſo tiefe Gräben im Sande aufwirft, als er es zuläßt. Meiſt, dürfen wir annehmen, iſt weniger ein Zufall als Bosheit die Urſache. Die vielen Waldbrände dicht um die Stadt und in denſelben Tagen erregten unheimliche Furcht. Da brach in der Nähe des Tegelſchen Sees eine Feuersbrunſt aus, welche die aufgebotenen Dorfgemeinden nicht bewältigen konnten, weßhalb Mannſchaften vom Militär aus der Feſtung Spandau und aus Berlin ſelbſt requirirt werden mußten. Der vereinten Kraft gelang es freilich zuletzt, die drängende Gefahr zu beſeitigen, aber der Gluth unterlagen beinahe die Retter, und im Neſt des brennenden Waldes findet man die Urſache, den Brandſtifter, einen fünfzehnjährigen Taugenichts, der von ſeinem Meiſter fortgejagt, oder um eine Kleinigkeit geſcholten in die Heide gelaufen war und einige Tage und Nächte nachgeſonnen hatte, wie er ſich rächen ſolle am Meiſter, an der Stadt, an der Welt, und endlich beſchloß, wenn das Feuer unter ihm in den Bäumen praßle, ſich ſelbſt an einem aufzuhängen. Vor der That fand er indeß für nöthig, von ſeinem Weltſchmerz und ſeiner Rache Kenntniß zu hinterlaſſen; er vertrieb es einigen Spielkameraden, die ihn im Walde beſucht hatten. Ob es ein Glück war, daß er gefangen ward, ehe er den Strick wirklich ſich anknüpfte? Was iſt die Strafe und wo die Beſſerung für ſolchen Buben?

Und welche grauenvolle Parodie dagegen jenes junge Mädchen, das ihr friſches, volles Leben muthwillig der Eiſenbahn opfert, dem modernen Juggernaut, nur um einen Liebesdienſt der Artigkeit zu verrichten! Die ſiebzehnjährige Ida kommt keuchend, aber doch zu ſpät vor dem Signal, um der Freundin und Couſine eine Schachtel voll Kuchen zur Heimreiſe mitzugeben. Aber ſie will doch verſuchen, ob es geht, es iſt ein Ehrenpunkt, eine zu große Freude, wenn es geht, und wie vielen iſt es gelungen! Die Eiſenbahnbeamten rufen, warnen ſie umſonſt; ſie ſpringt, ſtürzt nach und reicht der Freundin den Kuchen, um im ſelben Augenblick von den Rädern an den Füßen zerſchmettert zu werden. Nach Wonne, Seligkeit, Kichern, nach den vollen Pulſen eines jungen warmen Lebens, ein Schmerz, ein Schrei, der allen, die es gehört, Herz und Ohren zerreißt. Und hätte der Bahnwagen ſie wirklich aus höchſter Luſt und höchſtem Schmerz fortgeriſſen! Aber ſie wird nach dem Krankenhaus getragen, um nach einer noch ſchmerzlicheren Qual amputirt zu werden und einem freudeloſen Leben entgegen zu ſehen, während ihre Freundin auf das gellende Pfeifen der Lokomotive im Nu fortrollte, ohne Abſchied, ohne recht zu wiſſen, was ſich begeben! Alles um einen Kuchen! Nein, gibt es denn nicht Momente im Leben, wo die ſchwellende Jugendluſt alles wagt um etwas, oft um weniger als einen Kuchen, um weniger als nichts? Die andere Moral, daß man ſich Bahnzügen, die abgehen, nicht mehr nähern ſoll, iſt faßlicher, aber etwas dürftig.

Einmal war man wirklich luſtig in dieſem Sommer. Es war ein Studenten-Impromptu, ſagt man, das jetzt ſelten noch vorkommt und gelingt. Einem Knochenweibe, einer jener alten, verwitterten, zerlumpten Jammergeſtalten, welche, Körbe auf dem Rücken, Hacken in der Hand, die Knochen und ſonſtiges Geröll aus Rinnſteinen und Cloaken ſtöbern und ſammeln, hatte man einen der eleganteſten neuen Damenhüte auf den Kopf geſtülpt, unter der Bedingung, für einiges baares Geld und das Eigenthum des Hutes ſelbſt (der beiläufig in einem der erſten Galanterieladen für zehn Thaler erkauft worden ſeyn ſoll) den Spott geruhig zu ertragen, wenn ſie damit um Mittagszeit durch die Linden hin und hergehe. Die Wirkung war über alle Berechnung überraſchend. Jeder verſtand es: der Staub, die Hitze, die verdorrten Lindenblätter, die Waſſerſchläuche und was ſonſt die Spaziergänger verſcheucht, verlor ſeine Kraft. Es war wie ein Magnet, jeder wollte das Wunder ſehen, und wie ein Knäuel, aus jedem Hauſe, aus jeder Querſtraße wachſend, folgten die Haufen dem Weibe mit dem Amazonen- oder Eugenienhute, Jung und Alt, die Gaſſenjungen und Beſonnene, viele gewiß mit Schadenfreude und Kritik. Daß in den nächſten Stunden ſehr viele Beſitzerinnen dieſer auffälligen Modehüte ſie ſofort aus der Hand gaben, oder raſch zur modeſten Abänderung ſich verſtanden, will ich glauben; daß eine Radikalkur damit wirklich eingetreten ſey, iſt zweifelhaft. Die Sache ſelbſt ward aber wirklich zu einer Art Aufruhr, ſo daß die Polizei ſich gedrungen fühlte ſich in's Mittel zu legen. Das Weib mußte verſchwinden (daß man ſie arretirte, muß ich wieder bezweifeln, denn noch ſteht es doch in keinem Codex, weder des Strafrechts noch der Polizei, daß Knochenweiber Modehüte nicht tragen ſollen), um, als der Abend dunkelte, ihr redlich erworbenes Eigenthum, den Hut, für ein Billiges an eine jener hochgeputzten Spaziergängerinnen wieder zu verkaufen, von denen ſo viele das traurige Loos haben, wenn Putz und Schminke mit der Jugend verſchwunden ſind, ſelbſt in den Masken von Knochenweibern oder dergleichen wieder auf den Straßen zu wandeln.

Rechne ich auch zum Faſtnachtſchabernack der Hundstage, daß man hier Bacherl ſeine Gedichte auf Krolls Theater produciren ließ? Ein Dichter auf den Brettern, wo man die Zula-Kaffern ſpringen und heulen ließ! Iſt die Poeſie in der Zeit der Politik und des Materialismus nicht genug gedrückt, daß man ſie, wie und von wem ſie auch ſey, vor einem Sommertheater als Poſſenſpiel vortragen mußte? Kam es von ihm ſelbſt, oder hatten ihn muthwillige Freunde am Narrenſeil geführt, die ihn, nach ſo bitteren Erfahrungen anderwärts, nicht ahnen ließen, wie der Boden an der Spree für dergleichen ein gefährlicher

Digitized by Google

iſt? Ueber die Sache ſelbſt läßt ſich kaum lächeln, ſie läßt ſich nur bedauern.

Ein trefflicher Mann aus dem Stande der höchſten Richter ſtarb zum Bedauern derer, die ihn gekannt, vor einer Stunde geſund, plötzlich vom Schlagfluß getroffen, der Geheime Obertribunalrath Zettwach. In der Oeffentlichkeit kaum anders als dadurch bekannt, daß er in den vierziger Jahren, nach Bornemann, der Präſident des damals neu creirten Obercenſurcollegium geweſen, war er ein preußiſcher Juriſt vom alten Schlage, der mit großer Intelligenz, allgemeiner Kenntniß, Humanität und ſchneller Verſtandeskraft zugleich den unverbrüchlichen Charakter bewahrte, der ihn vielleicht nicht mehr werden ließ als er war. Dieſe Männer werden in ſeinem Fache immer ſeltener; um ſo ſchmerzlicher wird man berührt, wenn einer um den andern aus den Reihen ſcheidet. Von voller Jugend- und Arbeitskraft war er noch in ſeinem ſiebzigſten Jahre.

An ehrenwerthe Namen erinnerte vor kurzem eine Todesanzeige in den Zeitungen. Zwei ſehr alte Ehepaare ſind geſtorben. Ihr Haus am Schiffscanal, von alten Bäumen umſchattet, mahnt zwar an keine Philemon- und Baucishütte, denn es war zu ſeiner Zeit, vor ſiebzig oder achtzig Jahren erbaut, eines der ſtattlichſten Landhäuſer in der Nähe der Stadt, offenbar der Sitz eines reichen Mannes, und wenn es jetzt etwas verfallen und grau ausſieht, ſo iſt das nur, weil rings umher jetzt Straßen und Märkte, Paläſte, Hotels, Kirchen und zu Caſtellen aufgethürmte Bürgerhäuſer aufgerichtet ſind, die von anderem Geſchmack, anderer Räumlichkeit, anderer Pracht und anderem Comfort ſprechen. Aber eine ſo zu ſagen ariſtokratiſche Behaglichkeit bleibt ihm noch jetzt, trotz des Noſtes und der Spinnweben, die architektoniſch es umdüſtern, denn es ward zu eigener Luſt und eigenem Behagen hergeſtellt, während die glänzendſten Prachtbauten ringsum doch an die Oekonomie, die höchſten Zinſen des Capitals erinnern; das ſieht und fühlt jeder durch. Damals ſtand es einſam an einem ſchlammigten Graben, von einer Mauer von ungeheuern Pappeln dagegen geſchützt, ringsum, ſo weit das Auge reichte, Wieſen, Gräben, Baumpartien, Gebüſche oder ferne Kohlgärten zwiſchen dem Geröll, den eine große Stadt irgendwo in ihren äußerſten Marken aufzuhäufen ſucht: und heute ſteht es inmitten der glänzendſten Vorſtadt der Reſidenz, Straßen links und rechts, Eiſenbahnen und Chauſſeen rundum, und hinter den abgeſchnittenen Pappeln ſtehen granitene Quadern eines prachtvollen Kais, hinter dem eine waſſerreiche Schiffſtraße mit blühenden Alleen ſich nach beiden Seiten wendet. Eine ariſtokratiſche Behaglichkeit, ſagten wir, ſpricht einen aus dem Hauſe an; doch denke man an keine ſpät feudaliſtiſche Herrlichkeit. Es war nur der Sitz einer reichen jüdiſchen Kaufmanns- oder Bankiersfamilie, wie deren ſeit Friedrich des Großen Zeit, oder ſchon früher, mehrere in entfernten ländlichen Gegenden Berlins ſich ihre Sommer- oder Wohnſitze erbaut hatten. Man hätte immer an ihr Laubhüttenfeſt denken mögen, wenn man die tiefen, ſchattigen Alleen ſah, die Teiche und Waſſergraben, welche einſt ihre dunkeln Steinhäuſer umgaben; unſcheinbar von außen, würdig inmitten ihrer Parks. Einſt, ſagte ich, denn ſie ſind längſt verſchwunden, parcellirt, um eine Menge gewöhnlicher Häuſer und Straßen aus ihnen zu bilden, und auch das Haus, von dem ich ſprach, wird nach dem Tode ihrer letzten Beſitzer bald in andere Hände fallen und ſich verwandeln. Das iſt die Nebenſache: jene reichen jüdiſchen Familien haben aber ihrer Zeit zum Bildungscharakter der preußiſchen Hauptſtadt nicht wenig beigetragen, wenn nicht im ſelben Maaße, doch ähnlich wie die franzöſiſche Colonie. Darüber ließe ſich viel ſagen, mehr als in einer kurzen Correſpondenz aus Berlin am Ort wäre. Auch dieſe Zeit iſt vorüber; jene reichen jüdiſchen Häuſer, wo Männer und Frauen, hochgebildet, gelehrt, die erſten Kreiſe der Kunſt und Wiſſenſchaft um ſich verſammelten, neben den Gelehrten und Künſtlern auch bedeutende Staatsmänner bei ſich ſahen, wo die lebhafteſte und geiſtreichſte Unterhaltung gepflogen ward, deren zündende Geiſtesfunken in der deutſchen Literatur ſich wieder fanden, wohin iſt dieſe Epoche unſerer humanen Bildung? Der Materialismus hat alles überwältigt; die Macht der Ideen, wie electriſch ſie auch damals in der Luft ſchwirrte, ward zu einem Wetterleuchten, bei dem man ſich nur daran erinnert, daß ehemals die Gewitter wirklich gezündet haben. Dieſelbe Macht herrſcht freilich noch am Horizont der Börſe; es ſind zwar jetzt meiſt wandelnde Sterne, aber ſie halten feſt am Kern. — In jenem Hauſe glänzte einer der letzten jener geiſtreichen Familienkreiſe, ein würdiger Vater und eine lebendige, geiſtvolle Mutter, wohlthuend und wohlthätig, im Kreiſe glücklich gebildeter Kinder. Ihr Sohn iſt der Maler Bendemann, die Tochter die Gattin des Malers Hübner, beide aber aus Berlin expatriirt, wie bekannt, an der Dresdener Akademie lebend.

Beiläufig hat unſere Akademie neuerdings in ihrem Programm ſich „mißbilligend geäußert über die zunehmende Vernachläſſigung des Studiums der antiken Kunſt, die (unter den Jüngern) faſt zur Feindſchaft werden zu wollen ſcheine.“ Was ließe ſich darüber denken und ſchreiben!

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 35.

Inhalt.

Bergfahrt in Tirol. I. Seite 817.
Reiter und Ränke. Eine Skizze aus dem Badeleben. (Fortsetzung.) Seite 826.

Korrespondenz-Nachrichten.
London. Seite 833. — Berlin. Seite 835. — Florenz. Seite 839.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Das verlorene Paradies.
Das wiedergewonnene Paradies.

Von

John Milton.

Ueberſetzt von Bernhard Schuhmann.

Miniatur-Ausgabe.

geheftet. Preis fl. 2. 24 kr. oder Rthlr. 1. 12 Ngr.

In Leinwand gebunden mit Goldſchnitt
fl. 3. 12 kr. oder Rthlr. 1. 27 Ngr.

Milton's Paradies iſt neben Dante's göttlicher Comödie das großartigſte Gedicht der chriſtlichen Zeit. Als vollendetes Epos ſteht es der Iliade Homer's ebenbürtig zur Seite, während es in der Fülle einzelner Schönheiten von keinem älteren oder neueren Meiſter erreicht wird. Seit zwei Jahrhunderten hat ſich in England die Bewunderung und der Ruhm dieſer außerordentlichen Schöpfung von Generation zu Generation geſteigert; nicht minder weiſt ihr das allgemeine Urtheil der deutſchen Kritik einen Platz in der höchſten Claſſe menſchlicher Dichtungen an, und wie Shakſpeare's Dramen eine zweite Heimath in Deutſchland gefunden, verdient „das verlorene und wiedergewonnene Paradies“ in das geiſtige Eigenthum des deutſchen Volkes überzugehen.

Auch als Lectüre beim Unterricht oder Selbſtſtudium in der engliſchen Sprache ſind Milton's Poeſieen nicht genug zu empfehlen. Mit vollem Rechte rühmt Macaulay an ihnen „die „unvergleichliche Harmonie des Versmaßes, die Schönheit des „Styls, der die ſprachlichen Kräfte der engliſchen Zunge in „höchſter Vollendung entfaltet, dem jede alte und moderne Sprache „etwas von ihrer Anmuth, Kraft und Muſik mitgetheilt hat, „und den kein Nebenbuhler zu erreichen, kein Parodiſt zu ent„würdigen vermag.“ Unſere Ueberſetzung, welche ſich mit gewiſſenhafter Treue dem Originale anſchließt, wird dabei zur intereſſanten Vergleichung und zum trefflichen Hülfsmittel des Verſtändniſſes dienen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Wirtembergiſche Geſchichte

von

Chriſtoph Friedrich von Stälin,

Oberſtudienrath und Oberbibliothekar.

Dritter Theil.

Schwaben und Südfranken. Schluß des Mittelalters.
1269—1496.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Der ungetheilte Beifall, welcher von den verſchiedenſten Claſſen der Leſewelt den früheren Bänden dieſes ausgezeichneten Geſchichtsbuches zu Theil geworden, wird ſich gewiß und wohl in noch höherem Grade auch auf den vorliegenden dritten Band ausdehnen. In der darin behandelten Zeit muß Schwaben und das jetzige Wirtemberg die allgemeinſte Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Schwaben war die Wiege des habsburgiſchen König- und Kaiſerhauſes; in dieſer fehdenreichen Landſchaft brach ſich beſonders lebhaft der Kampf von Gegenkönigen um das Reich; die meiſten Grafen des wirtembergiſchen Hauſes hatten in Künſten des Friedens ſowohl als des Krieges eine äußerſt hervorragende Bedeutung; das Bündnißweſen als Hauptrichtung der Zeit führte die bunteſte Entwicklung der öffentlichen Verhältniſſe ins Leben; den Herren gegenüber bildeten ein lebhaftes Gegenbild die ſonſt nirgends in ſolcher Anzahl emporblühenden Reichsſtädte an und für ſich und in ihren Reibungen mit den Herren; endlich wurde der ſchwäbiſche Bund geſchloſſen, welcher Herren und Städte vereinte, eine Art Vorbild für die nachmalige Reichsverfaſſung. Ueber all' dieß iſt die hier gegebene Darſtellung, ohne Beeinträchtigung des Fluſſes der Rede, Satz für Satz auf gleichzeitige, häufig neu eröffnete Geſchichtsquellen gegründet. Die Reihe der Biſchöfe des ſüdweſtlichen Deutſchlands ebenſo wie die genealogiſche Geſchichte ſämmtlicher Herrenfamilien iſt von den überſichtlichſten, durchweg belegten Tabellen begleitet. Ueber die innern Verhältniſſe, über Staat, Kirche, Künſte und Wiſſenſchaften, Gewerbe, Handel und Sitten werden die lehrreichſten Zuſammenſtellungen gegeben und durch intereſſante Züge gewürzt. So dürfte dieſer Band, als ein neuer Aufbau der Geſchichte einer der merkwürdigſten Landſchaften unſeres Geſammtvaterlandes in einer ſehr denkwürdigen Zeit, durch eine nicht zu übertreffende Claſſicität ſich einen bleibenden Werth und dem Verfaſſer den alten Ruhm entſchiedener Meiſterſchaft in ſeinem Fache von Neuem ſichern.

Es gereicht uns zum Vergnügen, die Nachricht beifügen zu können, daß zu einer Fortſetzung bereits umfangreiche Vorarbeiten fertig ſind.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Gedichte

von

Hermann Lingg.

Dritte vermehrte Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Emanuel Geibel fällte bei der erſten Auflage dieſer Gedichte folgendes Urtheil:

„Wir haben es hier mit einem vollberechtigten Talent zu thun, das für eigenthümlichen, ſelbſtdurchlebten Inhalt auch die eigenthümliche ſcharf ausgeprägte Form bereits gefunden hat. Da iſt kein unreifer oder verworrener Drang unklarer Gefühle, ſondern eine geiſtvoll durchgebildete ſchmerzgeläuterte Weltanſchauung; da iſt kein ſpielender Dilettantismus, ſondern der männliche Ernſt einer Künſtlerſeele, welche die tiefſten Gedanken des Lebens oder die Ideen und Thaten der Weltgeſchichte zu geſtalten weiß; da iſt ein Dichter im vollen und ganzen Sinn des Worts!

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Handbuch
der
praktiſchen Katecheſe

von

Dr. Heinrich Puchta,

evangeliſchem Pfarrer in Augsburg.

Erſter Theil.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Bei aller Thätigkeit auf dem katechetiſchen Gebiete fehlt es doch noch immer an einem ſolchen Buche, worin wirklich katechiſirt wird. Aus früherer Zeit gibt es deren genug; ſie ſind aber nach Form und Inhalt, durch ermüdende Breite und aufgeklärte Oberflächlichkeit, unbrauchbar geworden. Sieht man ſich unter den neueren Erzeugniſſen um, ſo gibt es eine Menge ſchätzenswerther Stoffſammlungen; aber es iſt nicht darauf Rückſicht genommen, wie ſich der dargebotene Stoff in die methodiſche Form bringen laſſen werde. Ein ſolches Buch, worin das wirkliche Verfahren mit allen ſeinen techniſchen Erforderniſſen zum Vorſchein kommt, ſoll das vorliegende ſeyn; das anſchauliche Bild einer vollſtändigen, eigentlichen Katecheſe. Die Grundſätze, nach denen es verfaßt iſt, ſind in der Vorrede ausführlich entwickelt.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 35. 30. Auguſt 1857.

Die Welt iſt vollkommen überall,
Wo der Menſch nicht hinkommt mit ſeiner Qual.
Schiller

Bergfahrt in Tirol.

I.

Faſt ſchien es, als ſollten dieſen Sommer der Nord und die Nebel ihr Recht behalten; ſchon war Pfingſten gekommen und noch hingen graue Wolken tief über die Berge herab, und trat eine Spitze durch die zerriſſene Umhüllung, ſo zeigte ſie den Glanz friſch gefallenen Schnees. Das ſind traurige Tage im Gebirg, und wenn irgend wo, gilt hier der Spruch: die Welt iſt mit Brettern verſchlagen! Doch alles nimmt ein Ende, gute und ſchlechte Dinge. Die trübe Wolkenhülle begann plötzlich zu wallen und zu wogen, lichte Stellen öffneten ſich und wie bei einer Veilchenknospe ſah da und dort das Blau durch. Keine Stunde verging und es lachte glänzend der Tag; nur über den breiten Kämmen der Alpen lagen noch, als wollten ſie ſich in breiter Behaglichkeit ſonnen, vereinzelt weit gedehnte Wolkengruppen.

Nach langer Regenzeit iſt nichts der Pracht des Gebirges zu vergleichen, um ſeine Höhen zieht wie ein Diadem der blendende Schnee, in ſcharfer Linie geſchieden von Alpenmähdern und Buchengrün, zwiſchen dem das dunkle Nadelholz niederſteigt. Es iſt als hätte der Frühling ſelbſt in heiterer Freude die grünweiße Tiroler Fahne aufgeſteckt. Wer ſollte da dem Zuge widerſtehen? Ich ſuchte einen Freund, und ſchon nach einer Viertelſtunde waren wir, den Bergſtecken in der Hand, auf dem Wege in's Oberinnthal.

Rechts der breite Strom, der bisweilen eine Weide oder Erle entwurzelt dahin wälzte, links Wieſen und Felder; die Lerche ſtieg empor über den duftigen Klee und die feinen Spitzen der Roggenähren, während ihrem Schwirren vom nächſten Waldeshang das Jauchzen eines Hirten antwortete. Wir betraten von der Straße abbiegend die Au unter der Gallwieſe. Bald hatten wir die Götznerhöhe erreicht, einen buſchigen Bergſporn, der ſich gegen den Fluß vorlegt. Hier waren im April 1809 die erſten Schüſſe gefallen, als der Feind zu den Dörfern im Mittelgebirge vordringen wollte, um dort fahnenflüchtige Rekruten abzufaſſen und in die Schaaren des großen Kriegers einzureihen. Die Bauern griffen zum Stutzen und ſpielten den Fremden den Kehraus. Noch lebt im nahen Dorf Völs ein Mann, der überall mitgethan, ein ſtiller, harmloſer Greis, der gern von jenen Tagen erzählt und ſogar dieſe Ereigniſſe in Memoiren beſchrieben hat, die wohl an Schönheit des

Digitized by Google

Styls, aber ſchwerlich an Wahrhaftigkeit von den eben erſchienenen des Marſchalls Marmont übertroffen werden mögen. Unſer Geſpräch drehte ſich um jene große Zeit und die oft verhandelte Frage, die Lenau durch den Schluß eines Gedichts anregt:

„Verſchwunden iſt der alte Geiſt
Von achtzehnhundert neun!“

Viele glauben, die alte Kraft und Tugend ſey auf den neu gebauten Straßen über die Grenze geflohen und der Reſt davon werde auf der Eiſenbahn, wenn ſie nur erſt eröffnet ſey, mit Dampf nachfliegen. Dieſe ſcheinen zu vergeſſen, daß Tirol ſchon ſeit Jahrtauſenden die große Völker- und Kriegsſtraße zwiſchen Deutſchland und Italien iſt und daher die Berührung mit den Fremden ſchon längſt gewirkt hat. Dem Tranſithandel und dem Verkehr verdankten die Thäler an der Hauptſtraße, wo jetzt die Fuhrleute und Wirthe mit dem ledernen, von Thalern ſtrotzenden Leibgurt allmählig ſeltener werden, ihre Phyſiognomie; nur dadurch konnte ſich in Bozen jene Ueppigkeit entfalten, welche faſt ſprüchwörtlich geworden. — Aber die Fluth der Touriſten, die ſich über den noch unentweihten Boden der Seitenthäler ergießt und nicht bloß Forellen oder Gemsbraten vertilgt, ſondern auch Zucht und Sitte angreift! — Dieſe Sommervögel ſtreifen nur durch gewiſſe Gegenden, deren patriarchaliſche Zuſtände ſchon lange, ehe Bädecker und Murray Reiſehandbücher ſchrieben, zur Mythe geworden ſind, wie vielleicht mancher, der Zillerthal beſuchte, beſtätigen kann. Will man für den angeblichen Umſchlag des Volkscharakters einen Grund ſuchen, warum bezeichnet man nicht das Militärweſen? Schon die Einquartirung der Truppen ſchafft manche Aenderung, freilich zunächſt in Mädchenherzen, wie bereits ein Schnadahüpfl von 1809 hämiſch bemerkt, daß die Diendln bayriſch ſeyn wollten, aber die Buben nicht. Noch bedeutender iſt der Einfluß der achtjährigen Dienſtzeit auf die vom Looſe betroffenen.

Die Kaiſerjäger rekrutiren ſich in Tirol, das Regiment iſt ſprachlich gemiſcht, indem Deutſche und Welſche ihr Contingent ſtellen; die Bataillone deſſelben liegen durch die Monarchie zerſtreut; Beurlaubte und Ausgediente reden bei ihrer Rückkunft nicht bloß eine Sprache mehr, ſie haben in Quartieren und auf Märſchen auch noch anderes gelernt, vielleicht manches, was beſſer unterblieben wäre. Man kann von Nachtheilen reden, immerhin; aber man laſſe den überwiegenden Nutzen nicht außer Acht. Der Einfluß fremden Kapitals, auswärtiger Intelligenz auf die ſtrebende und unentwickelte Induſtrie dürfte nicht zu verachten ſeyn, abgeſehen davon, daß der Verkehr mit vielerlei Menſchen auch noch eine treffliche Schule des Lebens iſt. Und wäre auch dieſes nicht, ſo zwingt ohnehin die wachſende Noth einen großen Theil der Oberländer, den häuslichen Herd zeitweilig zu verlaſſen. Schon Kinder wandern nach Bayern, dort Gänſe oder Schafe zu hüten, die Männer ſuchen als Maurer, vorzüglich bei Feſtungswerken, Verdienſt und werden von den Bauunternehmern, welche Arbeitſamkeit und Mäßigkeit zu ſchätzen wiſſen, gern in Lohn genommen. Sie bringen nebſt den paar Gulden, die ſie für Weib und Kind mit ſaurer Mühe vom Mund abſparen, ausländiſche Meinungen und Bräuche mit, und die Klugheit, die man bei Oberinthalern und Vinſchgauern beobachtet haben will, iſt ſchwerlich ein Stammgut naiver Bergſöhne. Allmählig dringt die Aenderung bis zu den entlegenſten Alpenhütten, ſie wird äußerlich kund durch das Verſchwinden der Volkstrachten, denen übrigens ohnehin nicht ein ſo graues Alterthum zuzuſchreiben iſt, als manche enthuſiaſtiſche Archäologen glauben. Sie ſind in einer beſtändigen Umgeſtaltung begriffen, wie man ſich leicht an einer Reihe von Bildern aus verſchiedenen Zeiten überzeugen kann, wenn ſie auch nicht gerade dem raſchen Wechſel der Modejournale folgen.

Als ich von Zams über Joch in's Lechthal ging auf einem Steige, den ſchwerlich je ein Touriſt betritt, beſuchte ich hoch im Gebirg eine Sennhütte. Da begrüßte mich kein friſcher Bube wie im Unterland; dem Manne, der beim Feuer in einem gewaltigen Kupferkeſſel Käſe bereitete, fehlte zum Ouvrier nichts als die Blouſe. Ein buntes Baumwollenhemd, lange Pantalons, der Schnitt des Haares, ja ſogar einige franzöſiſche Phraſen verriethen gleich den vielgewanderten Odyſſeus. Es war übrigens ein drolliger und gutmüthiger Kauz, der mit großem Behagen von ſeinen Kreuz- und Querzügen erzählte. Zum Schluß meinte er, die Welt ſey zwar überall ſchön, ſo weit ſich der blaue Himmel darüber ziehe; am beſten tauge es ihm aber doch im Landl; müſſe er im Winter bisweilen knapp abbeißen, ſo ſey's im Sommer nicht ſo gar ſchlecht, und die kleine Freude, alljährlich einen friſchen Strauß Almroſen aufzuſtecken, halte er doch auch für etwas, während andern draußen im Reich der warme Dampf beim Kalklöſchen in's Geſicht brodle.

Die Idylle vom luſtigen Tirolerbuben war entweder ſtets ſehr ſelten oder müßte wenigſtens in der Weiſe, wie ſich Herr Baron von Strudelwitz aus Berlin dieſelbe vorſtellte, erſt von einem zweiten Geßner gedichtet werden, wenn nicht etwa ein paar derbe Striche des alten Theokrit beſſer zutreffen. Ich mußte oft lachen über die Vorausſetzungen nordiſcher Reiſender, die nach kaum überſchrittener Grenze überall Schalmei und

Digitized by Google

Zither erwarteten, oder meinten, aus jedem Almrosenstrauch am Achensee werde eine Gemse gucken und vielleicht den gnädigen Fräulein Salz aus der Hand lecken. Daß die Enttäuschten, welche in Tirol wie anderswo gar viele Dinge menschlich fanden, manchmal in ungerechtes Schelten ausbrachen, begreift sich, denn die schlimmen Seiten einer Bevölkerung fallen dem Auge von selbst auf, während der goldene Kern unter seiner oft rauhen Hülle leicht übersehen wird, weil ihm die heitere Seite fehlt und er sich zumeist nur dem erschließt, der hinlängliche Beharrlichkeit und Wärme des Gemüths hat, sich in das Wesen der Leute einzugewöhnen. Möge dieser Kern stets unangetastet bleiben, wenn auch die Hülle manchen Wandel erleidet!

Ich weiß nicht, ob der Leser nicht bereits ungehalten wird; anstatt freundliche Landschaftsbilder an seinem Auge vorübergleiten zu lassen, erzähle ich ihm von den Reflexionen, bei denen ich und mein Gefährte mehr als eine Stunde Blumenduft und Sonnenglanz vergaßen. Das Murmeln einer Quelle außer dem Dorf Völs, welches uns zur Seite geblieben war, lenkte uns vom bisherigen Thema ab, wie das schelmische Lachen eines lustigen Mädchens, das hell in's Gespräch verlegener Pedanten einfällt. Wir lagerten im weichen Gras, das der sanfte Wind mit klaren Wasserperlen überstreute. Die Quelle eilte fort zu den Wiesen, wo sie ein Bach empfing, um dann als rüstiger Geselle sich auf die Räder einer nahen Mühle zu stürzen und sie in rascher Geschäftigkeit zu treiben, als gälte es das tägliche Brod. An der Föhre nebenbei war ein hölzernes Crucifix befestigt; eine Inschrift forderte jeden auf, der sich am heißen Tage hier gelabt, des himmlischen Brunnens zu gedenken, von dem in reinster Fülle alles Gute entsprungen. Uns gegenüber erhob sich auf der Ecke eines langgedehnten Hügels die vielbesuchte Kapelle des heiligen Blasius. Als Hintergrund, durch die Weite des Thales von uns getrennt, stiegen die kahlen grauen Wände des Solstein empor, aber nicht einladend, wenn wir daran dachten, der nächste Morgen werde uns dort vorbei führen. Hinter uns verdeckte die steile Böschung der Hügel das Hochgebirge; ein Schritt vorwärts, und über die Föhren schauten die Trümmer von Vellenberg herab. Wie der Strauß auf dem Hute eines alten Wildschützen prangten auf dem wettergrauen Gemäuer junge Birken und Haseln, die Wedel des Farrenkrauts spielten dazwischen in der reinen Luft, während Erdbeerranken und die Gewinde der Waldrebe mit zierlichem Laub sich über den Schutt hinzogen. Wohl mag der Frühling diese Mauern mit seinem schönsten Schmuck umschlingen und die Drossel nebenan im vollsten Tone schlagen.

Oswald von Wolkenstein, der letzte deutsche Minnesänger, lag hier lange in trauriger Haft und sah dem Todesspruche der gestrengen Räthe des Herzogs mit der leeren Tasche, wie er und seine Genossen ihn so oft gehöhnt hatten, entgegen. Das mochte eine Zeit voll wilder Bewegung und trotziger Kraft seyn, als Friedrich mit den treuen Bauern gegen den Uebermuth des Adels anrang, der in stolzem Selbstvertrauen nur die eigene Faust als Quelle des Rechts anerkannte und sich dem Höheren als gleich würdig an die Seite rückend den freien Schützen zum Leibeigenen herabdrücken wollte. Ueber all das wüste Treiben leuchtete noch das Abendroth des sinkenden Ritterthums; in den Burgen, deren Hallen kunstvolle Hände mit Bildern aus der Artussage und Tristan geschmückt hatten, klang aus dem Munde Oswalds und Hugos von Montfort das späte Echo der Minnelieder; die Nibelungen, Gudrun, Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide wurden in diesen Bergen noch gefeiert, als in den deutschen Ebenen bereits die Erinnerung daran erloschen war. Gleichzeitig verbreitete die Cultur des Südens ihren berauschenden Duft und der tirolische Landjunker lernte den Prunk venetianischer Nobili kennen, welche nach dem Besitz des Landes im Gebirge, der Pforte Italiens, strebten. Konrad Vietler, der Vetter des tirolischen Rothschild auf Runglstein, übersetzte 1411 das wälsche Tugendbuch schlecht und recht in Reime, und Oswald ist wohl der erste deutsche Dichter, der in den trübseligen Tagen des Alters Dantes Hölle zum Vorbild nahm und sie unverkennbar, wenn auch in sehr roher und oberflächlicher Weise, nachahmte. Man hat diese Periode noch nicht gehörig gewürdigt, sie ist culturhistorisch nicht nur für Tirol, sondern für Deutschland von hohem Belang. Das Leben Oswalds knüpft sich wie ein Faden durch eine lange Reihe von Jahren an die wichtigsten Ereignisse, mochten sie sich in Europa oder in einem andern Welttheile zutragen. Freilich war der sang- und rauflustige Ritter von der Wichtigkeit seines Treibens nicht so überzeugt wie die Celebritäten der Gegenwart, welche brühwarme Aufzeichnungen sehr subjektiver Erlebnisse als Feuilleton liefern. Später, wo ihm das Alter mit den bösen Dingen auf den Leib rückte, saß er griesgrämig zu Hauenstein und suchte als reuiger Büßer seinen Frieden mit Gott. Die Kämpfe jener Tage haben noch keinen Walter Scott gefunden, der mit fester Zeichnung und breitem Pinsel jenen knorrigen Männern und schönen Frauen ihr Recht widerfahren ließe, und doch wäre der Stoff sehr einladend für einen tüchtigen Erzähler.

Oswald wurde 1363 zu Trostburg an der Eisack geboren, entlief zehnjährig seinen Eltern mit einem

Digitized by Google

Stück Brod und ein paar Pfennigen in der Taſche und ging als Troßbube gegen die heidniſchen Preußen. Erwachſen trug er ſein Schwert überall hin, wo ein Banner wehte. Margarethe von Dänemark, Douglas der Schotte, die Bekenner des Islam bei Nikopolis und Ceuta, die Wälſchen auf den Kaiſerfahrten ſahen es oft und tapfer blitzen, mochte nun das Glück lächeln oder der Unſtern walten, wie bei der Reiſe nach Kleinaſien, wo das Schiff zerſchellte und die Bemannung ertrank bis auf ihn, der gleich dem niederländiſchen Bacchus auf einem Faſſe Malvaſier ſchwimmend das Ufer erreichte. Doch ruhte auch die Harfe nicht und er ließ ſie luſtig ertönen auf den Umzügen mit ſeinem Freunde, dem Kaiſer Sigmund, der oft bei Sang und Klang tanzend und hüpfend in die Reichsſtädte einrückte und Feſte feierte, ungebunden und toll, wie Pariſer Maskenbälle, wo die Löwen des Quartier Latin mit Griſetten den Cancan raſen. Selbſt an den Hof des Maurenkönigs von Granada wagte ſich unſer Ritter und erntete dort reichen Dank für ſeine Kunſt. Doch nicht bloß Gold und Kleider gewann er, ſondern auch den ſüßeren Lohn aus Frauenmund und geheime Liebesgunſt. Die minnigliche Königin von Arragon ſchenkte ihm ihre Huld, ja ſie band ihm als Zeichen derſelben ein Ringlein in den langen Bart mit der bedeutſamen Bitte, es nie mehr loszuknüpfen. In Tirol ging es ihm freilich ſchlechter. Sabina Jäger, die er im Styl Petrarcas anbetete, that ihm allerlei zu Leide und ſchickte ihn endlich, nachdem ſie ſeiner Narreteien ſatt geworden, als Vorläufer Don Quixotes auf Abenteuer aus. Nach ſeiner Rückkunft wurde er eben nicht mit übergroßer Gnade empfangen, die boshafte Schöne paßte ihre Zeit ab und ließ den brünſtigen Ritter, der auf ein Stelldichein hoffte, trotz Schwert und Sporn abfaſſen und einſperren. Damit auch die thatſächliche Beziehung auf König Gunthers Hochzeit nicht fehle, wurde er eine Nacht hindurch gefnebelt an Händen und Füßen an einem Nagel aufgehängt, ſo daß er, wie er ſelbſt ſagt, vor Schmerz quickte wie eine gequetſchte Maus. Freilich ein ſchlimmer Handel! Indeß war er ſpäter nicht blöde, und ließ die platoniſche Romantik, welche um Lilien flattert und Mondſchein ſchlürft, dem achtzehnten Jahrhundert. Er wußte die Reize hübſcher Bauerndirnen, welche auf der Wieſe den naſſen Klee mähten, zu würdigen, wenn er nicht etwa, wie man Poeten nachſagt, mehr beſungen als geſehen hat.

Doch nicht bloß Liebeshändel, auch ſehr ernſte Fehden hatte er in der Heimath durchzufechten. Der Tiroler Adel hatte gegen den Herzog den Elephantenbund geſchloſſen, um reichsunmittelbar zu werden. Oswald nahm unter den Häuptern, nicht durch Beſitz und Macht, ſondern durch Kriegskenntniß und diplomatiſche Erfahrung eine hervorragende Stellung ein. Er ſpottete des Herzogs in Trutzliedern und verfertigte Geſchoſſe, deren Tragweite und Sicherheit die Mannen, welche vereinigt mit den Bauern das aufrühreriſche Greifenſtein belagerten, in achtungsvoller Ferne hielten. Die Hülfe des Kaiſers blieb jedoch aus und nach langjährigem Zwiſt fühlte der kühne Degen endlich den Fuß des Meiſters im Genick. Da ſank der unbändige Spaur, der verwegene Rottenſteiner und ſo mancher andere, der die Stirne nur vor Gott und ſonſt vor niemand neigen mochte. Oswald kam in Haft; gebrochen an Leib und Seele ſchmachtete er im engen Kerker, während ſein Beſieger in der Hofburg ſaß, auch einſam und traurig, durch die Erfolge ſeiner ſpäten Tage nicht glücklicher. Wohl erinnerte er ſich an die ſchönen Zeiten der Jugend, wo er noch mit Oswald im Lande herumzog und dieſer manchen Scherz, den ſie gemeinſchaftlich ausgeführt, in kurze neckiſche Liedchen faßte. Er mochte denken, daß von all den gelehrten Räthen, die ſich zankend Citate aus den Pergamenten in's Geſicht warfen, kein einziger mit ihm geliebt und gehaßt habe; ſein Herz wurde weich und er gab den Gefangenen frei: „denn wo wäre im ganzen Lande ein Mund zu finden, liederreicher als der Oswalds, und eine Hand, ſo kunſtvoll die Harfe zu ſchlagen als die ſeine?“

Das iſt die Sage, die an dieſem zerfallenen Gemäuer haftet; ſie wird noch fortklingen, wenn der Weſt längſt nicht mehr die Stelle findet, wo Oswalds Seufzer durch die Gitterſtäbe drang, und die Buche kein herbſtlich geröthetes Blatt mehr auf den Waldgrund ſtreut, der vielleicht eine Thräne des kühnen, unbeugſamen Sängers aufſog.

Das Licht, welches goldener durch die Nadelbüſchel der Lärche zitterte, mahnte an den einbrechenden Abend. Wir erhoben uns mit raſchem Entſchluſſe und gingen am Bache aufwärts, der uns durch die Waldſchlucht entgegen ſprang. Bald verengten mooſige Felſen von Glimmerſchiefer den Pfad und wir glaubten uns wie mit Einem Schlage in eines der lieblichen Thäler Thüringens verſetzt, ſo völlig waren die Alpen hinter Hügel und Wald zurück getreten. Bald öffnete ſich das Thal wieder, vor uns lag ein langes Plateau, der letzte Reſt jener ungeheuren Schuttmaſſen, welche Gletſcher der Eiszeit oder Waſſerfluthen aus Sellrain und Oetzthal hieher gewälzt. Einzelne Hügelchen ſchwangen ſich in leichten Wellenlinien vor uns empor, dazwiſchen und darüber wallten Saaten oder Lein, deſſen blaue Blüthen nur einen warmen Regen erwarteten, um ſich vollends zu öffnen. Wir erreichten den Rand des

Digitized by Google

Abhangs, von dem der Fußsteig nach Kematen führte. Noch einmal zuckte ein heller Lichtstrahl über die Föhren nebenan und die Sonne war hinter dem Hochmundi verschwunden, dessen Profil scharf und kantig in den Himmel schnitt. Auf der andern Seite erhob sich der Roßkogl, das zackige Haupt gleich einer Mauerkrone; Mähder, berühmt durch ihren Pflanzenreichthum, zogen breit und bequem in's Thal, durch welches in der Dämmerung der Inn die raschen Wellen trieb. Ein Blick rückwärts: all die Kuppen des Unterlandes lohten in Purpurglanz, während unten im tiefen Blau des Schattens wie faltige Mäntel die Zirmwälder sie umgaben.

Allein ob auch das Auge sehnsuchtsvoll an all der Pracht hing, so mußten wir ohne Zögerung fort, wollten wir nicht zwischen den Bäumen im Dunkel den Weg verlieren. Vom untern Rand des Waldes klangen uns die Stimmen frommen Gebets entgegen; wir traten aus dem Dickicht; vor einer Kapelle, die am grasigen Abhang lehnte, waren Weiber und Mädchen versammelt, um bei Einbruch der Nacht, welche nach altem Spruche niemands Freund ist, der Himmelskönigin die Huldigung zu bringen. Das Volk hängt warm und innig an seinem Glauben und es weht durch den kindlichen Ausdruck desselben, wie über jedes ächte Gefühl, der Odem der Poesie. Nicht so gar andächtig wie die Frauen schien eine Schaar Bauernbursche, welche, die Heimkehrenden erwartend, im Grase kauerten und dabei aus kurzen Pfeifen eine Sorte Tabak schmauchten, deren Qualm an nichts weniger als an Rosenduft mahnte.

Wir ließen das Dorf, welches die Innsbrucker wegen der eigens darnach benannten Kuchen und des trefflichen Rothweins nicht ungern besuchen, rechts und wandten uns in die Felder. Alles war schon unterschiedslos in die Dämmerung versunken, nur die Sternblumen leuchteten aus dem Wiesengrunde, vor uns ragte der Felsenvorsprung des „reißenden Ranggen" wie ein Riesenschädel mit schwarzem Föhrenschopfe, finster durch die Nacht dräuend. Eine breite Gerölhalde senkt sich unmittelbar an den Inn hinab. Hier und nicht an der Martinswand, wie noch immer Geschichtsbücher melden, fiel der treue Graf Arco von der Kugel eines Tiroler Schützen, der sich im Buschwerk des Abhangs zur Lauer verkrochen hatte. Kurfürst Max Emanuel von Bayern hatte Tirol feindlich überzogen, doch überall vom Landsturm geworfen, mußte der Türkenbezwinger auf Flucht denken. Die Schützen machten den Rückmarsch unsicher. Graf Arco, der die Verhältnisse klar überschaute, bat den Fürsten, ihm die rechte Seite einzuräumen, damit verborgene Schützen, durch diesen Wechsel und zugleich durch das glänzende Kleid getäuscht, ihn und nicht jenen zum Ziel nehmen möchten. Einige Augenblicke später antwortete dem Büchsenknall im Gebüsch das Echo der Martinswand und Graf Arco stürzte vom Pferde.

Weiter vorwärts führt der Pfad in die Zieler Au; durch unsern Schritt geweckt, flatterte eine Lerche in die Luft und stieg, als wollte sie den Abendstern mit spätem Lied begrüßen, singend empor. Die Unken, welche in den Wassergräben den Chor anstimmten, mochten sie überzeugen, daß der Morgen noch fern sey, und sie barg sich verstummend wieder zwischen den Halmen des Roggenfeldes.

Bald waren wir zwischen den ärmlichen Häuserreihen von Ziel angelangt; die Ziegen kehrten so eben von der Weide und wurden an den Stallthüren von dürftig gekleideten Weibern und Kindern, die weit eher an die Zigeunergestalten Italiens, als an eine wohlhäbige Bauerschaft erinnerten, freudig empfangen. Hintennach schritt der Geishirt, ein sehniger Bursche; auf dem runden Strohhütlein winkten Hahnenfedern, das schmutzige Hemd schlotterte lose um Arme und Brust, die weiten Leinhosen mit rothen Zwickeln reichten kaum von der Hüfte zum Knie, die nackten Füße steckten in derben Holzschuhen. Er hielt das Horn in der Hand und butete mit vollen Backen; plötzlich setzte er ab und rief lachend: „Grüß Gott! wie kommt denn Ihr heut nach Ziel?" — Ich war über diese Bekanntschaft etwas verwundert, dachte mir aber, er möge mir auf meinen Bergwanderungen wohl schon früher begegnet seyn; er schien meine Gedanken zu errathen und fügte nach einer kurzen Pause, wo er mich in Ungewißheit ließ, schmunzelnd bei: „Nun, Ihr solltet Euch doch erinnern: ich hab' einmal unter Euch studirt; das Ding taugte mir aber schlecht und so mußte ich mit einem Zeugniß zweiter Klasse in die Ferien. Aergerlich darüber, zog ich auf eine Alm, dort gefiel's mir so, daß ich mir vornahm, den Innsbrucker Stadtbübchen die dumpfe Schulstube zu überlassen und mich als Hirt Tag ein Tag aus am lieben Sonnenschein zu erfreuen. Ein Stück Maisbrod schmeckt auch, wenn man hungrig ist, und meine Böcke sind jedenfalls eine Kameradschaft, lustig und keck, daß man sie gewiß nicht verachten darf. Da halte ich nun selbst Schule an den Wänden des Berges; wer sich gut hält, bekommt eine Handvoll Salz und den Widerspänstigen schlag' ich mit der Peitsche auf den Buckel, daß die Zotteln fliegen." — Zum Schluß lud mich der ehemalige Student ein, ihn gelegentlich auf der Alm zu besuchen, da seyen seltene Kräuter und ich könne leicht eine ganze Blechschachtel voll heimtragen.

Wir gingen in die Wirthsstube beim Domanig. Am Tische saßen drei Jünglinge, in denen wir alsbald

Digitized by Google

Eingeborene einer nordiſchen Hauptſtadt erkannten. Nicht lange, ſo erzählten ſie von gewaltigen Abenteuern, wie ſie gleich Fliegen am Felſen krabbelnd dem Sturze in furchtbare Tiefen nahe geweſen, und was das für ein Genuß ſeyn werde, wenn ſie nach ihrer Rückkehr von dieſem Ausflug in's Gebirg auf der Kneipe die glücklich beſtandenen Gefahren der Alpenwelt erzählen könnten. Die Sache kam mir etwas wunderlich vor und ich fragte um den Weg, den ſie eingeſchlagen hätten. Nun waren ſie von der Scharnitz an ſtets auf der Landſtraße geblieben und nur ober Ziel dem Fußpfade, welchen ihnen ein altes Weiblein als kürzer empfohlen, nachgegangen. Da hatten ſie freilich unweit der Ruine Fragenſtein über Felſen, an deren Rückwand ſich ſogar einige magere Almroſenſträuche befinden, zu klettern; weil man jedoch dort nicht bloß Schafe, ſondern auch Kühe auftreibt, mußte ich allerdings über die ergötzlichen Hyperbeln der Touriſten lachen. Sie erkundigten ſich um den Steig zur Martinshöhle, denn nach ſolchen Thaten hielten ſie jedes Wagniß für möglich; dabei beriefen ſie ſich auf Goethe, der im Vorbeifahren auf der italieniſchen Reiſe äußerte, es müſſe gar nicht ſchwer ſeyn hinauf zu gelangen und es dem Kaiſer Max nachzuthun. Jetzt iſt es freilich, wenn man nur einigermaßen ſchwindelfrei iſt, kein Heldenſtück mehr, die Wölbung zu erreichen, wo der Kaiſer vergebens nach Rettung umſchaute, bis ihn ein Hirt, den die Sage in einen Engel verwandelte, herab holte. Ein künſtlicher Pfad führt dahin und Eiſenringe, welche im Geſtein eingetrieben ſind, bieten unſichern Steigern einen bequemen Anhalt, ſo daß ſelbſt Damen ohne viel Sorge die Partie unternehmen. Ob jedoch unſere Recken hingelangten, laſſen wir nach obiger Erzählung dahingeſtellt. Wir wünſchten ihnen gute Nacht und viel Glück zur Bergfahrt.

II.

Die erſte Morgenglocke weckte uns wieder vom Lager. Nach wenigen Schritten ſtarrte uns der Abſturz der nördlichen Alpenkette an, wild zerriſſen von Schluchten, Wand auf Wand in öder Zertrümmerung. Der ſteile Pfad führte uns an einer Klamm hin; ſie mag wie die meiſten dieſes Gebirges nicht durch Waſſerſtröme entſtanden ſeyn, ſondern durch Spaltung der Felsmaſſen, die über einander geſchoben wurden, wie Eisblöcke, welche der Fluß im Frühling ſplitternd und krachend an's Ufer wirft. Wir ſtiegen über die ſteil aufgerichteten Schichtenköpfe eines dunkeln Kalkes, den die öſterreichiſchen Geognoſten als Guttenſteiner Kalk bezeichnen und den Flötzbildungen der Trias beizählen. Eine Unzahl kleiner Auſtern war darin eingeſchloſſen und gab meinem Gefährten zur humoriſtiſchen Klage Anlaß, daß wir trotz des frühen Aufſtehens zu dieſem Gabelfrühſtück zu ſpät gekommen ſeyen, und wie viel edler Nahrungsſtoff, an welchem ſich alle Gourmands der Erde hätten laben können, die Natur in den Petrefakten verzettelt habe. Ich ließ ihm gern das Vergnügen, ſich ein buntes Bild auszumalen aus jener Urzeit, wo ſich das Meer, noch nicht bedrängt durch die titaniſchen Hebungskräfte der Unterwelt, endlos über das Gebiet der Alpen dehnte und die Leviathane des Waſſers dort, wo jetzt Gemſen weiden, nach Fiſchen ſchnappten.

Die Felſen traten allmählig etwas auseinander und ein ſpärlicher Fichtenbeſtand war über das zerſchrundene Gehäng zerſtreut. Die Bäume zeigen hier, wie überall in niedriger gelegenen Waldungen, nirgends die ſchöne, urſprüngliche Pyramidenform; es klettern nämlich die Bauern mit Steigeiſen hinauf und hauen ſchonungslos bis auf einen kümmerlichen Reſt des Gipfels die Aeſte herunter, um Streu für das Vieh zu gewinnen, ſo daß die geſchändeten Tannen ausſehen wie Flaggenſtangen bei manchem Feſte. Der dadurch veranlaßte Schaden läßt ſich kaum berechnen, um ſo weniger, weil auch beim Abholzen nur mit Rückſicht auf den augenblicklichen Vortheil, ohne einen Gedanken ſelbſt an die nächſten Nachkommen verfahren wird. Ausgiebige Steinkohlen- oder auch nur Torflager fehlen in Tirol ganz, es haben daher die Preiſe von Bau- und Brennholz zu Innsbruck bereits eine unverhältnißmäßige Höhe erreicht, wie kaum zu München, und ſie werden ſich noch immer ſteigern, weil wir in der That nicht wiſſen, woher man in Zukunft den nöthigen Bedarf nehmen ſoll. Allein ſelbſt dieſer Nachtheil iſt unbedeutend gegen den, welcher mittelbar durch Verwüſtung von Grund und Boden verurſacht wird. Mit dem Walde ſchwindet die ſchützende Moosdecke, ein Windſtoß ſtreut die Erde ausgetrocknet und zerſtäubt durch die Sonnengluth in die nächſte Schlucht, Regengüſſe rauſchen nieder, und wenn ſie früher, von der Pflanzenhülle gebunden, neues Leben weckten und die Quellen nährten, ſo ergießen ſie jetzt Schutt und Steingerölle auf fruchtbare Felder, zerreißen die Straßen und raffen ganze Gelände fort. Selbſt das Krummholz wird nicht geſchont, die Senner wirthſchaften unverantwortlich und geben dadurch, daß ſie die Felsgräte abhäuten, den ſchrecklichen Lawinen freien Zug. Jedes Gedeihen jungen Nachwuchſes ſtören die Ziegen, deren Menge nach verläßlicher Angabe im geraden Verhältniß mit jenen Hausſtänden zunimmt, welche zu arm ſind, ſich eine Kuh zu halten. Die Regierung iſt endlich eingeſchritten,

um eine beſſere Waldwirthſchaft anzubahnen; die Bauern, welche derlei Dinge am liebſten dem lieben Herrgott überbinden, murren zwar dagegen, wenn aber nicht alles zu Grund gehen ſoll, mußte etwas geſchehen. Ob mit nachhaltigem Erfolg? Wir wünſchen es wenigſtens. Wer die Söhne des Waldes ungebeugt und nicht verſtümmelt vom Knechtsdienſt ſehen will, der ſuche ſie in wilden Schluchten oder auf Höhen, wo es der Habgier nicht gelingt das Holz abzuführen. Dort ſtehen die Schirmtannen; durch die Wipfel ſauſt der Sturm und bricht ſie nicht, tief hängen die Zweige zu unterſt auf den Boden und bieten der Gemſe oder einer Kette Steinhühner Zuflucht vor Regen und Schneegeſtöber. Wie vom Scheitel des Greiſes fließen lang und grau Flechten nieder, in die harzige Rinde haben Senner und Wildſchütz den Namen geſchnitten, und ſoll er fallen, der Rieſe, ſo wirft ihn ein Blitz des Himmels nieder, den geſtürzten überzieht aber bald Blüthenfülle, die blaue Glocke, der zarte Thymian und die Almkreſſe.

Die Morgenkühle hatte unſere Schritte beſchleunigt, und ſo erreichten wir die Einſattlung zwiſchen Erlſpitz und Solſtein noch vor der Sonne, welche indeß längſt das Thal beleuchtete. Dort liegt eine kleine Hütte; der Senner ſpaltete auf einem Blocke Kienholz, die Heerde graste unter Aufſicht des Kühbuben links am grünen Abhang. Das Vieh gehörte jener kleinen Race an, grau von Farbe mit zierlichem Knochenbau, wie man es im Oberinnthal gerne hält, während der Stolz des Unterländers braune Thiere mit mächtigem Leibe ſind, deren Milch zwar in geringerer Menge fließt, jedoch mehr Butter und Käſe liefert. Zunächſt fiel mir der erbärmliche Zuſtand einiger Thiere auf; abgemagert und ſchäbig ſchienen ſie ſich kaum der Weide zu freuen und wankten verdroſſen hin, als ſtammten ſie aus Pharaos traurigem Traume. Auf meine Frage erwiederte der Senner: „Ja ſeht, dieſe elenden Kuhſeelen gehören Kleinhäuslern, welche kaum Winterfutter für ein Stück haben, aber zwei halten wollen, um durch den Sommerertrag der Alm doch wenigſtens einigermaßen Schuldzins und Ausgaben zu decken. Wenn man die Mähder hier austheilen wollte, ſo träfe es vielleicht manchen, der auch mitzuthun hat, ein Stück nicht größer als ein Leintuch, ſo viele haben den Mitgenuß des Eigenthums. Da mag's im Unterinnthal anders ſeyn, wo das ſchlechteſte Bäuerlein eine größere Alm hat, als dieſe hier, welche halb Ziel zugehört. Es wird nicht anders werden, wir müſſen fort, denn wer mag ſein Lebtag den Elendsſack tragen? Wißt ihr nichts von Peru? Sind die Tiroler ſchon dort?“ — Ich erzählte einiges, widerrieth aber dringend den Plan, in das geprieſene Thal des Pozuzu, das zwar nicht von Milch und Honig, wohl aber von Oel und Kaffee trieſen ſoll, zu wandern. Mein Zuhörer ſchüttelte den Kopf und lehnte jeden Einſpruch kurz und bündig damit ab: „Wenn's dort auch ſchlecht iſt, ſchlechter als hier kann es nicht ſeyn.“

Und nicht bloß Einzelne ſind es, welche das Leben von vorn anfangen und auf fremder Erde eine neue Heimath gründen wollen; es hat die Auswanderungsſucht wie eine Epidemie im Oberinnthal um ſich gegriffen, während ſie im reich geſegneten Unterland nur ſporadiſch auftaucht. Wo man ein Wirthshaus betritt, hört man dieſen Gegenſtand bereden; wohl unterrichtete Perſonen behaupten, daß viele Tauſende bereit ſeyen, ihr Schickſal dem Meere anzuvertrauen, ſobald die erſte glückliche Nachricht aus Peru von den bereits hinübergegangenen einträfe. Obgleich die Behörden, wie zu erwarten ſteht, alles mögliche thun, die Leute über das Problematiſche ihres Unternehmens aufzuklären, obgleich Männer, mit Länderkunde vertraut, ja durch eigenen langjährigen Aufenthalt in den Cordilleren über die dortigen Verhältniſſe völlig unterrichtet, einen Warnruf erhoben, ſo daß jeder Widerſpruch verſtummte, ſo iſt doch alles umſonſt und ſtets wiederholt ſich der alte Refrain: Wir können's in Tirol nicht mehr machen! Fragt man die Leute, warum ſie nicht Nordamerika, welches ein verwandteres Klima und vielfältige deutſche Anſiedlungen beſitze, vorzögen, ſo heben ſie mit Nachdruck hervor: Peru ſey katholiſch und der Erzbiſchof von Lima erwarte ſie voll Liebe.

Es iſt allerdings richtig, der Unterhalt wird von Tag zu Tag knapper, die Gelegenheit des Erwerbs durch die Concurrenz beſchränkter, doch ließe ſich vielleicht dieſer Ueberfluß an Kraft der Induſtrie zuwenden; an treibenden Gewäſſern fehlt es eben ſo wenig wie in der Schweiz, wo bei mehrfach ähnlichen Verhältniſſen Handarbeit den Ausfall des Ertrags von Acker und Weide erſetzt. Oder wir brauchen nicht ſo weit zu gehen, ſchon Vorarlberg kann als Beiſpiel dienen. Man wendet ein: der Tiroler mag ſich nicht in den dumpfen Sälen der Fabriken einpferchen laſſen. Immerhin, ſo bleibt die häusliche Induſtrie, wie uns das benachbarte Allgäu dieſelbe in ſchönſter Blüthe zeigt. Die Weiber erhalten von den Kaufherrn Muſter und Stoffe, und man ſieht ſie faſt überall, wenn man durch die blanken Fenſter in die reinlichen Stuben blickt, am Tambourin mit Stickerei beſchäftigt. Aller Anfang iſt ſchwer, doch dürfte auf ſolche Weiſe mancher Thaler zu verdienen ſeyn. Dadurch ſind freilich die nächſtliegenden Uebelſtände nicht gehoben. Der Tiroler iſt mit allen Faſern ſeines Gemüths dem Lande verbunden und wird nur zu leicht vom Heimweh befallen. Wenn

daher manche in der plötzlich erwachten Auswanderungsluſt nur flüchtige Aufregung erblicken, oder als Grund derſelben die Hetzereien und Verlockungen unberufener Leute bezeichnen, ſo ſcheint das nicht immer richtig. Die handgreifliche und nicht wegzuläugnende Quelle dieſer Erſcheinung iſt die Armuth, wie dieſes auch der Senner andeutete. Die Urſachen ſind vielfältig: vor allem die endloſe Güterzerſplitterung im Oberinnthal bei verhältnißmäßig geringem Ertrag und ſchwerer Bewirthſchaftung des Bodens. Wollte man hier durch Geſetze eingreifen, ſo dürfte ſich, wie in ſolchen Fällen immer, die Sitte mächtiger zeigen, als die beſtgemeinten Verordnungen. Dazu kommt die vom Vater auf den Sohn vererbende, mehr und mehr wachſende Schuldenlaſt, welche den Nordtiroler von Haus und Hof bringt und im Etſchland den Bauern allmählig zum proletariſchen Leibeigenen der Weinkröſuſſe macht. Das Aufnehmen der Capitalien ſelbſt iſt bedeutend erſchwert, denn einerſeits iſt das Hypothekenweſen bei uns noch nicht völlig geordnet, andererſeits wirft die Speculation in Creditpapieren höhere Procente ab. Einige Hülfe für dieſe Uebelſtände, zu deren Vergrößerung auch noch andere Urſachen, deren Angabe uns zu weit führen würde, mitwirken, dürften vielleicht Leihbanken gewähren. Die Noth des Tages muß ein Sporn zu erhöhter Thätigkeit werden. Gewerbe und Landbau haben anderwärts einen ungeheuern Aufſchwung genommen; es gilt ſich aufzuraffen, wenn man nicht erliegen will: nur wer ſich ſelbſt hilft, dem hilft auch der Himmel!

Doch genug von Nationalökonomie, wir wollen wieder zum Bergſtock greifen und im Zickzack am Solſtein empor ſteigen, ehe uns die Sonne zu heiß auf den Rücken brennt. Gefahr iſt nirgends vorhanden; wo eine Felſenrippe ſich aus dem Raſen erhebt, überzieht ſie ſchlangenwendig und mannigfach verflochten das Krummholz; ſo kann ſelbſt wer an Schwindel leidet hier ohne Beſorgniß eine Höhe von 9300 Fuß erreichen. — Allmählig nimmt der Graswuchs ab. Die Almroſe und das herrliche Vergißmeinnicht, welches ſich von dem der Ebene durch die tiefe Farbe und den Duft unterſcheidet, werden ſparſamer, zwiſchen dem weißgrauen Steingerölle erlangen vereinzelte Raſen der ſpröden trockenen Segge das Uebergewicht, hie und da erhebt ſich aus haariger Blattroſette eine Blüthe gelbweißen Mohns; auch dieſe weichen allmählig den Flechten, unſern treuen Begleitern bis zur weitſchauenden Kuppe, wo ſie ſich uns ſchwellend zum Lager bieten.

Wir ſind angelangt und werfen uns, um zu verſchnaufen, ohne viel Wahl der Stelle auf den Boden nieder. Uns zunächſt ſchimmert ein kleiner Schneefleck; wo ſein Rand langſam an der Sonnenglut in Tropfen zerrinnt, überzieht ſpinnenwebartig ein zartes graues Lebermoos die Erde, dazwiſchen erhebt das wundervoll ſchöne Eisglöckchen den gefransten violetten Kelch, nickt die weiße Ranunkel und wagt die Zwergprimel ſchüchtern die rothe Blüthe zu entfalten. Nebenan prangt wie ein Purpurpolſter die kleine Silene, Blume dicht gedrängt an Blume, und ladet die glänzende Fliege oder einen genäſchigen Schmetterling ein, der ſich ſo weit herauf verflogen, den Alpenhonig zu koſten. Wir gönnten ihm den Genuß; unſer Blick drang in's Weite: dort zwiſchen Berglücken ein Fleckchen bayeriſchen Flachlandes, hier die ſchroffen Zacken der Kalkalpen, fernhin die beſchneiten Gipfel der Centralkette mit ihren furchtbaren Gletſchern, und dazwiſchen grüne Thäler, durchſtrömt von Bach und Fluß. Doch wer möchte ſo etwas beſchreiben! Was der Pinſel des Malers nicht zur Einheit verbinden kann, ſoll das dem Wort gelingen?

Zu den Blumen, welche den Grat des Solſtein ſchmücken, hat Martinus Meyr den Reiz der Poeſie gefügt, und gern mag man ſich an den Sagendichter, der nur deßwegen nicht die, andern in ſo reichem unverdientem Maße beſchiedene Anerkennung zu finden ſcheint, weil er keiner literariſchen Coterie angehört, auf der von ihm verherrlichten Stelle erinnern. Ich weiß wohl, daß man neuerdings jedes Mährchen, welches ſich nicht in das mythologiſche Herbarium einlegen läßt, geringſchätzig in Acht und Bann thut; indeß, glaube ich, kann man immerhin die Reſultate der Sagenforſchung würdigen, ohne darum dem freien dichteriſchen Geiſte das Recht zu nehmen, ſich in ſeiner Weiſe des Stoffes zu bemächtigen und ihm Form und Geſtalt zu verleihen. Wer mag von dem Zuckergebäck wiſſen, welches moderne Literaten für Jung und Alt kneten? Martinus hat es verſtanden, aus tiefer Kenntniß des Volks und gemüthlicher Theilnahme an ſeinem Weſen Bilder empor zu zaubern voll Duft und Glanz, ſcheinbar fremdartig in dieſer Welt und doch ganz aus ihrem Kern entſprungen. Der Hintergrund zeigt die Vertrautheit mit dem Charakter unſerer Landſchaft von der Flechte, die am Stein klebt, bis zum ſtarren Zacken, die den Blitz heraus fordert.

Während wir über dieß und jenes ſprachen und dabei an einer largen Kruſte Brod nagten, zeigte ſich fern im Oberland an einer Bergeskante ein grauer Fleck; ich wußte, was das zu bedeuten habe, und hieß meinen Gefährten unverzüglich die Botaniſirbüchſe umſchnallen und für jetzt auf die ſo ſeltene Braya alpina verzichten; denn wenn ein Gewitter droht, iſt mit den Geiſtern der Alpen nicht zu ſcherzen. Erſt vor kurzem

war ein Ingenieur, welcher zum Behuf der Landesvermeſſung hier ſein Zelt aufgeſchlagen, mit der Hülfsmannſchaft von einem Hochwetter überfallen worden und der Blitz hatte mehrere Männer getroffen. Mochten wir auch dieſes nicht für uns beſorgen, ſo hat doch niemand eine Vorſtellung, wie von den kahlen Wänden, die der Platzregen allerorts trifft, die Gießbäche niederrauſchen: ein Schauſpiel großartig für den, der es aus ſicherer Ferne bewundert; wehe aber, wenn jemand den Weg ſuchen ſoll, wo in den Schluchten die braunen Waſſerfluthen ziſchend, brandend und brauſend Steintrümmer und Baumſtöcke niederwälzen. Da kommt kein Meiſter, der den Spuck des Zauberlehrlings banne, ſondern du magſt naß bis auf die Haut wie jener Bauer des Horaz geduldig warten, bis der Guß verläuft.

Wir gönnten uns nur noch einen Blick in die Tiefe von nahezu 6000 Fuß, in welche die Hinterwand des Solſtein faſt ſenkrecht abſtürzt, ſetzten unſere Stöcke ein und ſuchten den Rückweg auf der rauhen Vorderſeite des Bergs. Erſt kantige Steinblöcke, dann Schutt, zwiſchen hinein Terraſſen aus abgebrochenen Schichtenlagen, kleine Felſenrinnen mit Gerölle, Felſenvorſprünge, von denen die Dolden der goldenen Jochaurikel herausfordernd winkten — ſo ging es faſt eine Stunde ohne Unterbrechung; endlich waren die Zundern erreicht, welche uns noch vom obern Zaun der Zieler Mähder trennten. Wir ließen uns von der Quelle mitten im reichen Gras nicht aufhalten, ſondern ſuchten den Steig, der links durch den Schoberwald zur Klamm führt. Hohe Tannen und Buchen nahmen uns auf; die Bäume neigten zum Theil die Krone, denn der Boden, welchem ſie entwuchſen, drohte tückiſch mit einem Erdſchlipf. Schon waren einzelne losgeriſſene Blöcke abgerutſcht und gaben durch die Entblößung des Geſteins Gelegenheit, den hier anſtehenden Schichten einen prüfenden Blick zu ſchenken. Es ſind Sandſteine und Oolithe, letztere aus größeren oder kleineren Körnern beſtehend, welche ein braunes Cement verkittet. Sie bilden die obere Grenze der dunkeln gegen die lichten Kalke und enthalten oft in Unzahl Verſteinerungen, welche aber ganz zertrümmert und zerbrochen ſind. Anziehender als dieſe Dinge war meinem Begleiter das Waldmeiſterlein, welches gerade die Blüthe zu entfalten begann, und ſchon wollte er ſich davon ſammeln, um Abends beim Becher für die Beſchwerden des Tags einen Genuß zu haben; ich verwies ihn jedoch auf die dunkeln Wolken, welche ſich mehr und mehr in das Blau des Himmels vorſchoben, und trieb zur Eile. Ueber Schutthalden weg ſtiegen wir zur Klamm. Dieſe tiefe Schlucht wurde wahrſcheinlich von den Gewäſſern ausgenagt, die ſich im Felskeſſel dahinter aufſtauten. Auf dem Boden liegen Steinblöcke, große und kleine, im wüſten Wirrwarr; kaum haben zwei Männer neben einander Platz, nach oben neigen ſich die Wände faſt zuſammen und das Licht fällt gedämpft durch die Blätter von Ahorn und Buche, die den hohen Rand umſäumen. Man nennt dieſe Stelle die Hundskirche, und ſie wird, obwohl abrollende Geſteine den Weg bedrohen, im Frühjahr von Innsbruckern nicht ſelten beſucht. In Ermanglung eines Albums ſchreiben dieſe ihre Namen mit bunten Farben auf die Wände der Schlucht, der Nachwelt zum bleibenden Gedächtniß. Am häufigſten wagen ſich Studenten herein, denn der Botaniker findet hier ſchöne und ſeltene Pflanzen, darunter den Frauenſchuh, eine Orchis, die jedoch auch im übrigen Deutſchland bis Rügen vorkommt. Weiter abwärts verſperrt die Schlucht ein gewaltiger Steinblock und es bleibt nur die Wahl, im Rinnſal des Baches, der hier ſehr waſſerreich empor ſprudelt, über glatte Steine und ſchlüpfrige Holzſtöcke den Ausweg zu ſuchen, oder ſich einem Baumſtamm anzuvertrauen, in welchem Querſtäbe zum Anhalten eingekeilt ſind. Wir zogen letzteres vor. Nach wenigen Sprüngen waren wir in der Mündung der Schlucht und es umfing uns wieder Wald.

Das Unterinnthal hatte noch lichten Himmel, ein fahler, ungewiſſer Schein umſpielte die Bergſpitzen, aber von der Martinswand her kam dumpf rollend eine Mahnung, die uns raſch vorwärts trieb. Als wir den Waldhügel unweit Allerheiligen erreichten, wo auf dem Vorſprunge ein Kreuz ſteht, zum Andenken, daß hier Verbrecher an Leib und Leben geſtraft worden, war es ſchon dunkel; die Straße, welche von hier zur nahen Stadt führt, iſt jedoch ſehr bequem, und daher ſetzten wir uns, faſt im Gefühl ruhiger Sicherheit, auf einem Betſchemel nieder. Vor uns lag ſchweigend und düſter die Ulfiswieſe, ein Blachfeld mit ſumpfigem Grunde, das ſich einerſeits zum Inn dehnt, andererſeits von Kranabitten bis Innsbruck reicht und ſo faſt eine Stunde in Länge und Breite hat. Die Gegend macht einen unheimlichen Eindruck und die Sage hat ſie mit düſtern Geſtalten bevölkert, die hier ſchattenhaft umtreiben, aber von der Zukunft Fleiſch und Blut erhalten ſollen. Hier wird eine furchtbare Schlacht geſchlagen werden und den Sieg bringt der alte deutſche Kaiſer, der tiefſinnerſt im Bergesſchachte neuen Thaten wider die Feinde des heiligen Reiches entgegenſchlummert. Dieſe Sage gleicht bis auf einzelne Züge der vom Walſerfeld bei Salzburg. Im Jahr 48 erwartete das Volk die Erfüllung; denn wenn die Bäume bei der Kapelle zu Kranabitten ſo groß ſind, daß man ein Kriegsroß daran binden kann, und die Thorheit auf Erden am höchſten iſt, ſoll der Tag des Gerichtes anbrechen. Weder die eine noch die

Digitized by Google

andere Bedingung fehlte in jener Zeit, die Prophezeiung blieb jedoch unerfüllt und wird im treuen Bewußtſeyn des Volkes ruhen, bis ſie vielleicht, neu verjüngt und neu geſtaltet durch die bewegliche Phantaſie, in ſpäter Zeit von irgend einem Zufall in's Leben gerufen wird. Mein Gefährte machte, als ich ihm das alles, ſo wie ich es von alten Bauern vernommen, erzählt hatte, allerlei Witze, da zuckte plötzlich ein Blitz durch die Wolken und der weithin vom Gebirg widerhallende Donner machte unſern Reden ein Ende. Bald darauf fegte brauſend der Sturm übers Feld, wir eilten ſtumm vorwärts und waren kaum im Zimmer des Gaſthofes eingetreten, als ſchon der Regen an die Fenſter praſſelte.

Adolf Pichler.

Reiter und Ränke.

Eine Skizze aus dem Badeleben.

(Fortſetzung.)

5. Intriguen.

Es iſt nicht rathſam, mit vollem Magen zu Bette zu gehen, aber mit vollem Herzen — das taugt eben ſo wenig; in beiden Fällen wird der Schlummer durchlöchert. — „Ja, da liegt's!“ ſagt Hamlet. — „Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen!“ Wer aber ſchlecht geruht hat, den räth die Klugheit fürerſt zu vermeiden, wenigſtens wenn man Wünſche von ihm gewährt haben will.

Der Regierungsrath von Fechner war am nächſten Morgen zeitig auf der Promenade. Schlafloſigkeit hatte die wilden Gedanken des letzten Abends nur weiter ausgebrütet. Er ſuchte den Grafen, welcher ihm bald in ähnlicher Stimmung begegnete. — „Gut, daß ich Sie finde,“ rief ihm Fechner zu und nahm ſeinen Arm. „Intereſſante Neuigkeiten! Dieſer Hartwig ſpielt falſches Spiel und Fräulein Victoire weiß darum, ſie kennt ihn.“ — „So? Und woher haben Sie das?“ — „Aus ſeinem eigenen Munde.“ — Er erzählte die belauſchte Unterhaltung.

„Nun, da erlauben Sie mir, daß ich Ihre Skizze, die mich keineswegs überraſcht, noch vervollſtändige. Victoire hat geſtern, beim Herausreiten aus dem Circus, das Blumenbouquet, welches vor ihrer Bruſt ſteckte, dem Herrn Hartwig zugeworfen, und er hat es natürlich mit vielem Vergnügen behalten.“ — „Der Teufel! Was ſagen Sie! Und woher das?“ — „Von meinen eigenen Augen.“ — „Die Sache wird ja immer toller! Aber wir müſſen ihn entlarven.“ — „Entlarven Sie nur, lieber Fechner, und auf mein Händeklatſchen und Bravorufen dürfen Sie mit Sicherheit zählen.“ — „Umgekehrt, beſter Graf, wenn ich bitten darf: ich klatſche, während Sie entlarven.“ — „Wie verſtehen Sie das?“

„Ganz einfach. Es nützt uns wenig — damit ſind Sie einverſtanden — zu wiſſen, daß bei Hartwig die Sache nicht richtig iſt. Wir müſſen eben herausbringen, wer er iſt, was denn wohl ſeinen ſchleunigen Abmarſch zur Folge haben wird.“ — „Gut, und alſo?“ — „Nun, Fräulein Victoire kennt Hartwigs Geheimniß, Sie aber kennen Fräulein Victoire, alſo ziehen Sie ihr das Geheimniß mit bekannter Liebenswürdigkeit aus den Zähnen.“

„Nein, nein, nein! Das geht nicht an.“ — „Mein Gott! warum denn nicht?“ — „Das beruht in den Verhältniſſen, die eigenthümlicher Art ſind, deren Auseinanderſetzung mir aber unterſagt iſt.“ — „Nun, ſo mache ich einen andern Vorſchlag, der ebenfalls zum Ziele führt. Sie haben die Güte, mich Fräulein Victoire vorzuſtellen; dann werde ich, bei näherer Bekanntſchaft, ſchon dem Dinge auf die Spur kommen.“

„Auch das geht nicht an. Es thut mir leid, heute alle Ihre Vorſchläge ablehnen zu müſſen. Aber ich will mit dieſer Victoire nichts, gar nichts zu ſchaffen haben. Und auch bei der Hartwigſchen Angelegenheit laſſen Sie mich, wenn ich bitten darf, ganz aus dem Spiele. Glauben Sie mir, ich habe ernſte Gründe, obwohl mir Rückſichten verbieten, mich über dieſelben auszuſprechen.“ — „Das erſchwert dann freilich die Sache —“ — „Thun Sie, was Sie wollen. Nur, wie geſagt, nennen Sie keinenfalls meinen Namen dabei. Und noch eins: miſchen Sie auch nicht die Polizei hinein. In Badeorten iſt auf dieſelbe überhaupt wenig zu zählen, wenn

Digitized by Google

es ſich nicht um eclatante Fälle handelt, und dann würden Sie auch zu leicht unſere Geſellſchaft compromittiren. Alles, was geſchieht, muß vorſichtig, unter der Hand geſchehen.“ — „Da haben Sie nicht Unrecht.“

Frau von Beckmann kam in Begleitung ihrer Tochter daher. Die Herren begrüßten ſie und der Graf ging mit Lily. Indeß beeilte ſich Fechner, der Mama alle die auffallenden Notizen mitzutheilen, welche ihm über Hartwig zu Ohren gekommen waren.

„Entſetzlich!“ rief ſie aus. „Wenn er ein Kunſtreiter wäre! Und eine ſolche Schlange haben wir an unſerem —“ ſie ließ den Satz unvollendet, weil ihr der allegoriſche Ausdruck bedenklich erſcheinen wollte. — „Leider! Wir haben!“ ſagte Fechner.

„So hat mich doch meine erſte Ahnung richtig geleitet! Haben Sie nicht von Anfang an den Unterſchied wahrgenommen zwiſchen dem Benehmen des Grafen Landau und dieſes Herrn Hartwig? Bei dem Grafen ſpricht ſich überall die Nobleſſe aus. Wie hübſch geht er mit meinem Kinde um!“ Und ſie warf einen Blick ſtillen Entzückens auf das vor ihnen ſchreitende Paar.

„Gewiß, gewiß! Graf Landau kann nur liebenswürdig ſeyn,“ ſtimmte Fechner bei. — „Dagegen dieſer Hartwig,“ fuhr ſie fort, „ſo ſchlechtweg, ohne Titel, ohne Namen, oder vielleicht gar mit einem falſchen Namen, wie wir jetzt ahnen — und mit dem ſind wir umgegangen! Wir, das möchte noch paſſiren, ich und Sie; uns wird der Inſtinkt nie verkehrt leiten. Aber mein armes Kind, meine Lily! Er muß fort — reißen Sie ihm die Maske ab!“

Der Hofrath Käſerberg kam hinzu, kein Gönner deſſen, über den man eben Gericht hielt. Hartwig, dem ein Grund fehlte, des Doctors ärztlichen Rath zu begehren, hatte eben ſo wenig ſonſtige Veranlaſſung gefunden, demſelben irgendwie näher zu treten, und ihm, wenn auch nur ſtillſchweigend, die Autorität einzuräumen, welche jener als gebührenden Zoll in Anſpruch nahm. Deſto freundlicher aber empfing und erwiederte der Doctor die Aufmerkſamkeiten, welche Landau gleich vom erſten Tage an ſehr augenfällig ihm erwieſen hatte.

Auch der Hofrath wurde jetzt von allem in Kenntniß geſetzt und ſagte nach kurzem Ueberlegen: „Kein Aufſehen! Der Herr Graf hat ganz recht. Solche Geſchichten gehen dann durch alle Zeitungen, und nicht einmal unter den politiſchen Nachrichten. Unſer Brunnen würde darunter leiden, und wer kann dafür ſtehen, daß nicht auch Ihr verehrter Name, gnädige Frau, und wir alle dem Publikum genannt würden.“

„Um Gottes willen! kein Aufſehen!“ rief Frau von Beckmann erſchrocken. — „Alſo,“ fuhr der Hofrath fort, „arbeiten wir ganz in der Stille weiter, gleich dem höchſt nützlichen Maulwurf. Schaffen Sie mir mehr Material, etwas Poſitives, oder laſſen Sie ihn irgend einen Exceß begehen, dann erhält er von mir einen ſtillen, aber nachdrücklichen Wink, der ſeinen Zweck nicht verfehlen ſoll, — und er iſt eines Morgens verſchwunden, wie er gekommen war. Ich kenne das. Die Sache erſcheint indeß immer ſehr delikat, und deßhalb bitte ich noch um eines: daß alles ganz unter uns bleibt. Laſſen Sie insbeſondere die Familie von Alfeld nichts erfahren.“ — „Und den Herrn Rüſtow!“ fiel Fechner ein. — „Gewiß!“ ſagte der Hofrath. „Es ſind liebe, vortreffliche Leute, das wiſſen wir alle; aber, mit jeder Rückſicht ſey es geſagt, ich glaube kaum, daß ſie für die zarte Angelegenheit die erforderliche Diplomatie mitbringen würden. Und überdieß: viele Köche — Sie kennen den alten Spruch.“ — „Die müſſen es uns danken,“ verſetzte Frau von Beckmann, „wenn wir ſie ſchlafend an dieſem Abgrunde vorübergeführt haben. Gewiß, es ſind prächtige Menſchen, die guten Alfelds; aber Takt und Geſchick — da fehlt es freilich etwas. Nun, jedem iſt eben nicht alles gegeben.“

So gingen denn die Verſchworenen in vollkommenſter Harmonie auseinander. — Fechner ſchlenderte weiter. Zwei Ideenkreiſe bewegten ſich concentriſch in ſeinem Innern. Den einen beherrſchte Lily: er wollte ſie heirathen mit den Schätzen ihres Herzens und ihres Vaters, und die weite Perſpektive dieſes Wortes, nebſt der Staffage, welche ſeine Einbildungskraft in dieſelbe hineinwachſen ließ, gewährte ihm ſüße Stunden. Hartwigs Figur paßte nicht zu dem Enſemble, ſie drängte ſich unbeſcheiden vor; er mußte demnach unter allen Umſtänden fort, ſeine Entfernung war nur Mittel zum Zweck. Der zweite Ideenkreis ſchloß ſich um Victoire; er gehörte einigermaßen in den Bereich derer, welche man fixe zu nennen beliebt. Fechner ſah ſich gezwungen, ihre Bekanntſchaft zu machen, zur Rettung ſeiner Ehre. Und die Figur Hartwigs ließ ſich auch hier wieder unverſchämterweiſe blicken! Wohl ſaß dem Regierungsrath tief im geheimſten Winkel ſeines Buſens ein höhniſcher Kobold, der mitunter die unſchickliche Aeußerung flüſterte, daß er bezüglich beider Ideenkreiſe ein Narr ſey, wobei denn auf die Zahl der Lebensjahre, welche eine baldige Quinterne in Ausſicht ſtellten, mit deutlichem Finger hingewieſen wurde. Allein dem Mann war es noch jedesmal gelungen, dieſes neidiſche Weſen zum Schweigen zu bringen und eine zeitlang gänzlich aus dem Felde zu ſchlagen. So auch jetzt. „Was kommt auf die Jahre an,“ rief er faſt laut, „wenn nur Körper und Geiſt jung bleiben!“ und

dabei machte Herr von Fechner einen etwas verzweifelten Luftſprung, als deſſen unmittelbare Folge lebhafte Stiche in der Wadengegend ihn beſtraften.

Einige Orcheſtermitglieder, ihr muſikaliſches Werkzeug in der Hand, wanderten an ihm vorüber. Er nahm wahr, daß ſie den Weg nach dem Reithauſe einſchlugen, und ſeine Combinationsgabe ſagte ihm, es bereite ſich dort eine Probe vor, bei welcher Victoire nicht fehlen könne. In immer engeren Cirkeln umkreiſte er den verhängnißvollen Ort und war bald an der Schwelle des Eingangsthors. Hier indeß wies ihn die nüchterne Ueberlegung darauf hin, daß der erſte Schritt in's Innere möglicherweiſe eine beſchleunigte Rückbeförderung an die freie Luft nach ſich ziehen könnte. Er ſtand nachdenkend ſtill. Eben ſchritt der Contrebaß an ihm vorüber in das Heiligthum. Ein ſchüchterner Blick durch die geöffnete Thür ließ Victoire erblicken, welche nachläſſig an der Barrière lehnte. Fechner wurde warm: er hatte in dem halben Säculum ſeines Lebens niemals einer Probe beigewohnt! Allein das Thermometer der Courage erreichte noch nicht die Siedehöhe. Jetzt kam die Poſaune geſchritten. Raſch hatte er den Punkt ausfindig gemacht, von wo ſich das Innere am beſten überſchauen ließ. Abermals that die Thüre ſich auf, und zu ſeiner großen Freude ſah er Rüſtow, der mit Signor Vandoni im Geſpräch begriffen war. Gedanke und Entſchluß fielen zuſammen: wie eine Lacerte ſchlüpfte der Regierungsrath hinter der Poſaune in das Reithaus.

Zu ſeinem Erſtaunen nahm er wahr, daß hier niemand ihn beachtete, von Victoire bis herunter zum Stallknecht, und ſelbſt dann nicht, als er neben Rüſtow und das Haupt der Geſellſchaft trat und höflich grüßte. Beide dankten zwar, ließen ſich aber in ihren Betrachtungen über Pferdenatur und Dreſſur nicht ſtören. Die Nichtbeachtung des Kunſtreiters ärgerte ihn übrigens, und er beſchloß, derſelben ſeinerſeits Verachtung entgegenzuſetzen. In einer Pauſe bat er Rüſtow in nachläſſigem Tone, ihn Fräulein Victoire vorzuſtellen. Dieſer nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Signor Vandoni, Herr Regierungsrath von Fechner wünſcht Ihre Bekanntſchaft zu machen.“

Fechner war es im erſten Augenblick zu Muthe, als ob ihm einer den Hut abnähme und die Perrücke mit. Er hatte indeß den Grundſatz, daß man aus jeder Blume Honig zu ſaugen verſuchen müſſe, und fand ſich denn bald beſchäftigt, dem Reitercheſ die ſchönſten Complimente über die geſtrige Aufführung zu ſagen; und als ihm derſelbe in Freundlichkeiten genugſam eingewickelt ſchien, nahm er den Anlauf zu der Bitte, Fräulein Victoire vorgeſtellt zu werden. Vandoni that das mit unbegreiflicher Gleichgültigkeit, nachdem Rüſtow inzwiſchen hinausgegangen war.

Victoire ſchwieg und maß ihn vom Kopf bis zu den Füßen. Das ſetzte den Regierungsrath in nicht geringe Verlegenheit; er begann gelinde zu tranſpiriren unter dem Strahl dieſer Augen und kam ſich vor wie Butter an der Sonne. Es war ihm klar, daß hier raſch geredet werden müſſe, wenn der günſtige Moment nicht unwiederbringlich vorübergehen ſolle. Er dachte natürlich zunächſt daran, wiederum eine ſehr anexlennende Aeußerung über die Leiſtungen des geſtrigen Abends vom Stapel zu laſſen; aber ein unbeſtimmtes Gefühl flüſterte ihm die Warnung zu, daß ſolche Redensarten hier nicht mit Vortheil zu verwerthen ſeyn möchten. Da fiel ihm der Graf ein, und er vermeinte ſich nicht zweckmäßiger einführen zu können, als durch ſeine Beziehungen zu dieſer hochſtehenden Perſönlichkeit, wobei doch eine Art vornehmen Streiflichts auch auf ſeine Perſon fallen müſſe. Raſch hob er deßhalb an: „Ich hatte ſchon geſtern morgen meinen Freund, den Grafen zu Landau, erſucht, mich dem Fräulein vorzuſtellen; allein es fand ſich dazu leider nicht die Gelegenheit.“

Victoire lehnte an der Barrière, auf welcher ihr rechter Arm ruhte, während die herunterhängende linke Hand mit der Reitpeitſche ſpielte. Sie veränderte dieſe Stellung nicht, als ſie erwiederte: „Der iſt ihr Freund?“ — Den Regierungsrath aber wollte es bedünken, als ob ein Anflug von Spott im Tone durchklänge, mit welchem die wenigen Worte geſprochen wurden. Ihn ärgerte das und er fand es geradezu unmoraliſch, daß jetzt *der* von der Dame verläugnet werden ſollte, den ſie doch geſtern morgen ſelbſt zu ihrer Unterſtützung entboten hatte. Dieſes gemiſchte Gefühl veranlaßte ſeine mit großer Beſtimmtheit ausgeſprochene Entgegnung: „Ich dächte, er wäre auch Ihnen befreundet, mein Fräulein?“

Ihre Oberlippe kräuſelte ſich zu einem Ausdruck, der faſt mehr als Spott war, als ſie verſetzte: „Davon iſt mir in der That nichts bekannt.“ — Dem Regierungsrath ward bange, daß er, bei der Fortſetzung einer ſolchen Behandlungsweiſe, jede Stellung der Dame gegenüber *eingebüßt* haben werde, bevor ihm gelungen ſey, eine ſolche zu *gewinnen*. Sie hielt ihn offenbar für minder genau unterrichtet, als er doch war, und es ſchien ihm ſonach an der Zeit, einen Trumpf auszuſpielen, welcher die Verhältniſſe wieder in die richtige Lage brächte. „Mein Fräulein,“ erwiederte er, „ich glaubte das vorausſetzen zu dürfen, da Sie den Grafen Landau geſtern Vormittag bitten ließen, Ihnen ſeinen Beſuch zu ſchenken.“ Und mit

Digitized by Google

einem gewiſſen Triumph beobachtete er die Wirkung dieſes Kernſchuſſes.

„Hat er Ihnen das geſagt?“ fragte ſie ruhig. — „Allerdings, mein Fräulein. Der Graf hatte wohl keinen Grund, mir ein Geheimniß daraus zu machen.“ — „Und ich ſage Ihnen: es iſt erlogen! Sie können das Ihrem Freunde mittheilen, wenn Sie wollen.“ — Nach dieſen Worten wandte ſie ihm den Rücken und ging mit einer gleichgültigen Frage auf Signor Vandoni zu.

Fechner ſtand wahrhaft entſetzt. Anfangs ſuchte er ſich zwar zu überreden, daß ihm, für die erſte Begegnung, eine gewiſſermaßen vertrauliche Behandlung zu Theil geworden ſey; indeß lief dieß doch zu ſehr auf die Anſicht des Bürgermeiſters hinaus, welcher ſich gleicher Behandlung von Seiten Friedrichs des Großen rühmte, bis ſich denn bei näherer Erörterung die Worte des Königs als folgende herausſtellten: „Er Eſel, geh Er aus dem Wege!“ — Der Verſtand des Regierungsraths bemühte ſich fruchtlos, die Räthſel zu löſen, welche hier augenſcheinlich verborgen lagen. Nur über Eines kam er mit ſich zur Klarheit. Es war ihm die Alternative überlaſſen worden, ob er dem Grafen von der Anſchuldigung einer groben Wahrheitsverletzung Mittheilung machen wolle oder nicht. Er beſchloß dieſe Frage verneinend zu beantworten, weil er eine unfreundliche Aufnahme ſolcher Mittheilung nicht für unwahrſcheinlich hielt, und ihm doch kein Grund einleuchtend wurde, weßhalb er einer ſolchen ohne dringende Nothwendigkeit ſich ausſetzen ſolle. — Im Beſitze dieſes Entſchluſſes ſchlich ſich Herr von Fechner ſtill aus dem Circus, welchen er eine halbe Stunde früher mit ſo kühnen Hoffnungen betreten hatte.

6. Glück und Glas.

Wenn ein außergewöhnliches Ereigniß ſich begibt, durch welches verſchiedenartige Menſchen berührt werden, ſo iſt es nicht ohne Intereſſe, die Wirkung deſſelben auf die Einzelnen zu beobachten. Der eine weint, während der andere lacht und ein dritter völligen Gleichmuth bewahrt. Dieſe Gegenſätze erſcheinen dann um ſo komiſcher, weil wir ſelten in der Lage ſind, die Fäden zu kennen, welche den Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung vermitteln.

Hartwig war von den Männern der einzige, den die Bewegung der letzten Tage unberührt gelaſſen hatte, weil ein anderes Intereſſe ihn lebhafter beſchäftigte; ſo ahnte er denn auch nicht, welches Gewitter ſich über ſeinem Haupte immer drohender zuſammen zog. Selbſt der gleichmüthige Alfeld wurde durch die ausgezeichneten Racepferde der Kunſtreiter wenigſtens phyſiologiſch in Anſpruch genommen. Graf Landau aber zeigte fortdauernd ein zerſtreutes, verſtörtes Weſen; er ließ ſich wenig blicken und erklärte mit Beſtimmtheit, keiner Vorſtellung im Circus mehr beiwohnen zu wollen. So war er auch nicht Zeuge des neuen Triumphs, welchen Victoire am zweiten Abend davon trug.

Der Regierungsrath erging ſich in den gewandteſten Combinationen, und ſie waren ſeine ſtarke Seite, wie er meinte. Ueber das Vorhandenſeyn einer doppelten Beziehung, ſowohl zwiſchen Victoire und Hartwig, als zwiſchen ihr und Landau, konnte er keinen Zweifel hegen. Fechner ahnte nun, daß es einen Punkt gebe, in welchem die beiden Verhältniſſe feindlich zuſammenſtießen. Er hatte deßhalb ſeine Gedanken auf's Aeußerſte angeſpannt, wie Hartwigs Geheimniß ſich möchte entſchleiern laſſen, weil ihm hier die Springwurzel zu liegen ſchien, vor deren Berührung alles Verborgene offenbar werden müßte.

Als am folgenden Tage die Geſellſchaft, mit Ausnahme Rüſtows, nach Tiſch beiſammenſaß, hatte ein großer Theil der Mitglieder ſeine beſondern wichtigen Gedanken, welche ſich zwar, Dank der bedeutſamen Mitgift der Menſchheit, der Verſtellungsgabe, in den Geſichtszügen nicht widerſpiegelten, aber doch lähmend auf die Unterhaltung wirkten. Da begegnete es Frau von Beckmann, einen glücklichen Einfall zu erhaſchen; ſie ſchlug vor, als Abwechslung dem Rouletteſpiel zuzuſehen, wovon ſchon öfter die Rede geweſen war. Der Regierungsrath unterſtützte dieſen Vorſchlag auf's Lebhafteſte, weil er meinte, daß ihm eine gewiſſe Aufregung Bedürfniß ſey, und als von keiner Seite ein Widerſpruch ſich geltend machte, brachen alle nach dem Spielſaale auf.

Der Bankier, der ſich Baron Heſter nennen ließ, war ein alter dürrer Mann, mit der pergamentgelben Geſichtsfarbe ſeines Handwerks, welches er eine lange Reihe von Jahren geübt hatte. Sein Sinn war ſtumpf für alles andere außer Zahlen und Karten; dieſe machten ſeine einzige Beſchäftigung aus. Und doch konnte man nicht ſagen, daß er dieſelbe leidenſchaftlich betrieben hätte, denn ſie war ihm rein mechaniſch geworden, ſowohl im Klang der Stimme, wenn er ohne alle Modulation immer auf's neue wiederholte: »Meſſieurs, faites votre jeu! — Le jeu est fait! — Rien ne va plus!« — als in der Bewegung des Arms, der die verlorenen Sätze einharkte. In dieſem Herzen wohnte kein Gefühl mehr, in den Zügen fand kein Ausdruck der Freude oder der Theilnahme Raum. Selbſt Gewinn oder Verluſt ließen ſein Geſicht unverändert.

Digitized

Als die Geſellſchaft eintrat, blickte er nicht auf. Den Roulettetiſch umſtanden nur wenige, und ſo fanden die Damen an einer ganz unbeſetzten Ecke bequeme Plätze. Den Männern lag jetzt, wie ſie ſich überredeten, die Verpflichtung ob, eine praktiſche Erklärung des Spiels zu geben, und es war ihnen nicht ungelegen, unter dieſem Vorwande ihr Glück zu verſuchen. Ein Artikel des reichhaltigen Spieleraberglaubens, daß eine mehr oder minder aufgedrungene Theilnahme Glück bringe, ließ ſich hier vortrefflich erproben.

Graf Landau war von Frau von Beckmann mit einer Hartnäckigkeit, die ſich in das Gewand des Scherzes kleidete, ſchon den ganzen Tag über beſchuldigt worden, daß die ſchöne Reiterin es ihm angethan habe, und Laly zeigte einige kokette Befremdung, weil ſie die gewohnte Unterhaltung minder ergiebig fand. Die von der Mama geweckte ſtete Erinnerung an Victoire berührte den Grafen unangenehmer als das Schmollen der Tochter, und ſo war es ihm doppelt willkommen, aus dem Allen durch einen äußern Anlaß ſich herauszureißen. Er erläuterte, von Fechner unterſtützt, die Grundzüge des Spiels, und beide erklärten dann, nur zum Vergnügen der Damen einige Sätze preisgeben zu wollen.

Landau wandte ſich an Frau von Beckmann mit den Worten: „Darf ich Sie bitten, gnädige Frau, mir zu ſagen, wie alt Ihre Fräulein Tochter iſt?“ — „Nun, vierzehn Jahre.“ — „Gut, dann muß Nummer 14 unbedingt gewinnen. Ich werde ſie beſetzen.“ — „So?“ ſagte Frau von Beckmann erſtaunt. „Aber ganz genau läßt ſich doch ein Alter niemals beſtimmen; wer ſeinen vierzehnten Geburtstag zurückgelegt hat, der befindet ſich freilich ſchon im fünfzehnten Jahr. So hätte ich mich denn richtiger ausgedrückt: vierzehn Jahre paſſirt.“ — „Ah nun, ſo genau nimmt es das Schickſal auch nicht, wenn nur die Zahl übrigens richtig iſt. Geben Sie alſo Acht.“

Er ſetzte mit dieſen Worten einen Gulden auf Nummer 14. Frau von Beckmann aber, welche ſich zaudernd einen Augenblick beſonnen hatte, ſchob leiſe ein Geldſtück auf Nummer 16. — „So bin ich denn im Bunde der Dritte,“ ſagte Alfeld, „und nehme Nummer 17, um auch einmal das Fatum herauszufordern.“

Der Bankier rief ſein: »Rien ne va plus!« — Die pfeilſchnell rollende Kugel ſenkte ſich ſchon zu dem inneren Rande hinab und klapperte in die Nummerreihe nieder, wo ſie noch eine Weile hin und her ſprang. Das Feld der Nummer 16 ſchien von ihr erkoren zu werden, aber gleichſam ſich beſinnend ſprang ſie wieder heraus und blieb auf Nummer 17 liegen.

„Wie ſchade für den Grafen,“ ſagte Alfeld, „daß Ihre Fräulein Tochter nicht bereits ſiebzehn Jahre alt iſt.“ Und er ſtrich ruhig die 35 blanken Gulden ein, welche die Harke wohlgezählt ihm zuſchob, um ſich an dieſem Verſuche genügen zu laſſen, während Frau von Beckmann mit unverkennbar ſtaunendem Aerger zuſah. „Habt ihr Luſt zu ſetzen?“ fragte Alfeld ſeine Damen. Beide dankten. — „Spielen Sie gar nicht?“ wandte ſich Amelie zu Hartwig. — „Ich ſpiele aus Grundſatz nicht,“ antwortete er und fügte dann lachend hinzu: „Aber da Grundſätze, ſobald man ſie auf die Spitze treibt und keine Ausnahme geſtattet, zum Eigenſinn werden, ſo will ich vorſorglich gleich die Ausnahme machen, wenn Sie mir eine Bitte gewähren, gnädiges Fräulein.“ — „Und die wäre?“ — „Verliere ich, ſo muß meine Reiſekaſſe den Schaden tragen; ſollte ich indeß gewinnen, ſo braucht dieſelbe nicht bereichert zu werden. Nun hörte ich zufällig bei meiner Anweſenheit in Barkhauſen, daß Sie dort ein Arbeitshaus für alte Frauen geſtiftet haben. Geſtatten Sie mir denn, daß ich dieſen den ſehr problematiſchen Gewinn zuwende.“ — „Es ſey darum. Soll auch der Kölner Dom nicht einer Lotterie ſeine Vollendung verdanken, ſo finde ich doch kein Bedenken, für mein Arbeitshaus das Spiel in Anſpruch zu nehmen. Aber Sie verhandeln die Haut des Bären —“ — „Eh' ich ihn habe!“ fiel er ein. „Alſo raſch an's Werk! Und damit Sie mir nicht Schuld geben, ich habe leichtſinnig verfahren, ſo ſetze ich gleich einen Thaler auf Rouge, denn es ſcheint mir, daß dieſe Farbe heute beſtändiger iſt als Noir.“

Die Thüre des Spielſaals wurde mit einigem Geräuſch geöffnet und herein trat, von Rüſtow geführt, Victoire, welche dem grünen Tiſch zuſchritt und ſich dem Grafen Landau und dem Regierungsrath gegenüber ſtellte. Aller Augen wandten ſich dahin. Landau und Fechner grüßten die Dame mit ſichtlicher Verlegenheit, indem ſie ihre Aufmerkſamkeit gleich wieder dem Spiele zuwendeten.

„Guten Abend, meine Herrn!“ ſagte Victoire laut. „Ah, Herr Graf und Herr Regierungsrath von Fechner — Sie ſind beide ſehr beſchäftigt. Nun, ich wünſche viel Glück. Oder darf man das vielleicht beim Spiele eben ſo wenig als bei der Jagd?“ Der Regierungsrath erwiederte die Anrede mit einer äußerſt verlegenen Verbeugung. Es machte ihn zwar einerſeits außerordentlich ſtolz, ſeine Bekanntſchaft mit der Dame des Tages ſo öffentlich dargelegt zu ſehen; allein er hätte doch gewünſcht, daß nicht gerade Fräulein Amelie zum Zeugen derſelben gemacht worden wäre. Landau ſagte nichts;

Digitized by Google

indeſſen war ihm das Erſcheinen Victoires offenbar ebenfalls ſehr unangenehm. Dieſe ſah jetzt eine Weile dem Spiele zu und bat dann Rüſtow, ſtatt ihrer zu pointiren, indem ſie einige Napoleond'or aus der Börſe nahm und die Nummern bezeichnete, auf welche ſie geſetzt werden ſollten.

Hartwig hatte ſeine Aufmerkſamkeit mit den Uebrigen der neuen Erſcheinung zugewendet und das Spiel aus dem Auge verloren. Indeß war Roth zum ſechsten mal herausgekommen und der Bankier zahlte eben 32 Thaler zu den 32, welche dort ſtanden. Er nahm aber Veranlaſſung zu fragen, wem von den Anweſenden der bisher unbeachtet gebliebene Satz gehöre?

„Das iſt wohl Ihr Geld, Herr Hartwig?" ſagte Lily. — „Vielmehr das Eigenthum Ihres Arbeitshauſes," verſetzte er lachend und ſtrich die 64 Thaler ein. „Ich werde Ihnen das Geld, wenn Sie erlauben, nachher in bequemerer Münze zuſtellen."

Lilys Antlitz ſtrahlte vor Freude und ſie ſprach ihm den herzlichſten Dank aus. — „Nicht mir müſſen Sie danken," war ſeine Antwort, „ſondern dem Glück, welches den guten Zweck, wie billig, begünſtigt hat. Mir ſcheint es indeſſen gerathener, mit dem ſichern Gewinn ſich zu begnügen, als eine neue Probe zu verlangen."

Victoires Erfolg war ein ſehr wechſelnder, doch hatte ſie nach einer Viertelſtunde ein kleines Häuflein gewonnener Goldſtücke vor ſich liegen, während Rüſtow, der auch ſelbſt geſetzt hatte, und ebenſo Landau entſchieden vom Unglück verfolgt wurden. Das Spiel ſchien die Dame bereits zu langweilen. Sie ſagte plötzlich: „Wollen Sie mir einen Dienſt erweiſen, Herr Regierungsrath von Fechner?" — „Ich ſtehe ganz zu Befehl!" antwortete er verlegen. — „Haben Sie die Güte, dieſes Geld," ſie ſchob ihm ihren Gewinn hin, „den Armen des Orts zu geben. Sie ſind ebenfalls vom Glücke begünſtigt, wie ich ſehe. Dann errathe ich ſicher Ihre Gedanken, wenn ich vorſchlage, daß Sie durch Ihren Gewinnſt mein Scherflein verdoppeln? Nicht wahr?"

Wir dürfen nicht verhehlen, daß der Regierungsrath, was die Verwendung ſeiner im Spiel erzielten Thaler anlangte, bereits in den egoiſtiſchen Gedankengang jenes Milchmädchens gerathen war, und jetzt, durch das raſch geſprochene Wort einer Kunſtreiterin, ſtand er ein Tantalus vor dem Mammon. Aber die Ueberrumpelung war vollſtändig gelungen, und er ſtotterte aus bewegtem Herzen: „Das wird mir eine Freude ſeyn." — Auf den Geſichtern der Umſtehenden pflanzte ſich ein Lächeln fort, welches, nach den Perſönlichkeiten verſchieden geſtaltet, die Leiter von der harmloſeren Schadenfreude bis zum offenen Spotte durchlief.

Victoire wollte die Goldſtücke hinüberſchieben, aber Rüſtow unterbrach ſie mit den Worten: „Verzeihung, Fräulein! Geſchäftsſachen verlangen Ordnung. Es ſind fünfzehn Napoleons, richtig gezählt, und dazu andere fünfzehn, macht in Summa dreißig, um welche die Armuth bereichert wird."

„Im Namen unſrer Armen," ſagte der inzwiſchen eingetretene Hofrath Käferberg, „erlaube ich mir beiden Herrſchaften den tiefgefühlteſten Dank auszuſprechen." — „Spielen Sie nicht weiter, Herr Rüſtow!" wandte ſich Victoire zu dieſem. „Das Glück iſt Ihnen heute nicht hold." — „Fortuna überſieht mich," erwiederte er, „weil ich an Ihrer Seite ſtehe." — „Freilich," warf Landau hin, den fortwährender Verluſt nicht völlig kalt gelaſſen zu haben ſchien; „Unglück im Spiel —" — Victoire ſah ihn aus blitzenden Augen mit einem Zornblick an. „Kellner!" rief ſie. — Der Gerufene kam. Landau war verſtummt und erbleichte. — „Der Herr Graf wünſcht ein Glas Waſſer zu haben," fuhr ſie ruhig fort und wandte ſich, Rüſtows Arm nehmend, der Thüre zu. Alfeld mit ſeinen Damen war bereits aufgebrochen. Auch Frau von Beckmann hatte nicht Luſt ferner zu bleiben, und ſo ſchloß ſich Landau ihr an.

Draußen kam ihnen bald Rüſtow entgegen, welcher Victoire zu ihrem Hotel geleitet hatte. „Aber, Herr Rüſtow," redete ihn Frau von Beckmann an, „wie konnten Sie nur dieſe übermüthige Kunſtreiterin chaperonniren?" — „Ich fand," verſetzte er, „daß es paſſender wäre, wenn Fräulein Victoire an meinem Arm zur Roulette träte, als allein, und ſie theilte dieſe Anſicht. Ich bin überzeugt, Sie ſind damit einverſtanden, gnädige Frau."

Fechner trat jetzt hinzu und ſagte mit dem Ausdruck ſtiller Wuth zu Landau, indem er ihn am Arme zurückhielt: „Denken Sie, ich habe vier Thaler, fünf Silbergroſchen zulegen müſſen, um die fünfzehn Napoleon vollzumachen. Aber jetzt will ich dafür einen gelungenen Streich führen."

Er hatte bemerkt, daß die Reiterin vor der Thüre des Hotels ſinnend ſtehen geblieben war, um den Klängen der Muſik zu lauſchen, und eilte auf ſie zu. „Mein Fräulein," ſagte er, „Sie verſchafften mir das Glück, mit Ihnen Moitié ein gutes Werk zu thun. Darf ich nun auf die Beantwortung einer Frage zählen?" — „Fragen Sie zunächſt. Die Antwort bleibt dann mir überlaſſen." — „Kennen Sie den Herrn Hartwig, der ſich ſchon einige Zeit hier aufhält?" — „Ja und nein." — „Ich darf mich wohl an das Ja halten, und bitte Sie deßhalb, mir zu ſagen, wer er iſt. Die Antwort liegt auch weſentlich in ſeinem Intereſſe, da ſich ſeltſame Gerüchte über ihn zu verbreiten beginnen."

„Seltſame Gerüchte? So?" Sie zögerte einen

Digitized by Google

Augenblick nachſinnend, dann fuhr ſie fort: „Wer Herr Hartwig iſt, dieſe Frage kann ich Ihnen nicht beantworten. Aber Vorſicht will ich Ihnen gleichwohl empfehlen. Unter Ihrer Geſellſchaft befindet ſich allerdings ein Herr, der falſches Spiel ſpielt. Alſo, wie geſagt, ſeyen Sie vorſichtig, Herr Regierungsrath von Fechner.“ Sie grüßte und ging in das Hotel.

7. Eine Landpartie.

Eine Landpartie! — Wem weckt das Wort nicht Erinnerungen! — Aeltere Herren pflegten dabei weniger gewünſcht zu werden, und ältere Damen nur in der nothdürftigen Anzahl, nämlich eine Lady Patroneß, höchſtens deren zwei. Am geeignetſten ſchienen ſie, wenn ſie ſelbſt den Freuden der Jugend noch nicht Ade geſagt hatten; dann waren Auge und Urtheil minder ſcharf. Eine Landpartie galt faſt höher noch als ein Ball, beſonders wegen des abendlichen Heimwegs. Da zerſplitterte ſich die Geſellſchaft in ganz kleine Gruppen, jedoch keinenfalls unter zwei Perſonen. Und warum auch nicht? Am Thore fand ſich ja Alles wohlgezählt wieder zuſammen, und es war niemals jemand verloren gegangen. — Tempi passati!

Die dritte und letzte Vorſtellung im Circus hatte ſtattgefunden. Victoire war dabei mit Blumen und Kränzen überſchüttet worden. In der Frühe des nächſten Morgens kehrte die Reitergeſellſchaft nach der Reſidenz zurück. Auf den Nachmittag war eine Landpartie nach dem Habichtſtein verabredet, deſſen Ruine von ſteilem Felskegel weit in die Thäler hinab ſah. Frau von Beckmann forderte den Grafen Landau auf, die nothwendigen Vorbereitungen zu treffen, und er übernahm dieß ſofort; die Unruhe und Verſtörtheit der letzten Tage ſchienen völlig bei ihm verſchwunden.

Für die Damen waren Eſel beſtellt, und auch Fechner hatte dieſes Beförderungsmittel gewählt, weil er ſich ſolchergeſtalt bedeutender auszunehmen glaubte. Die übrigen Herrn zogen es vor, den Weg, der etwa eine Stunde betrug, zu Fuß zurückzulegen. Hofrath Käferberg fehlte nicht unter ihnen, zumal die Verſchworenen Hartwigs nahe Entfernung in ſichere Ausſicht genommen hatten.

Am Ende der großen Allee, nächſt dem „Fürſtlichen Hofe“ war das beſtimmte Rendezvous, zu welchem ſämmtliche Theilnehmer ſich pünktlich einfanden. Hartwig half eben dem Fräulein Lily in den Sattel, als ein Kellner heraus trat und ihm ein zierlich couvertirtes Billet überreichte. Er ſah das Siegel an, es zeigte den Abdruck einer Kamee, welche den Hippogryphen darſtellte.

„Von wem?“ fragte Hartwig. — „Fräulein Victoire hat den Brief bei ihrer Abreiſe zur Beſorgung an Herrn Hartwig zurück gelaſſen.“ — „Ich danke Ihnen.“

Lily ſah ihn befremdet an. Er ſteckte das Billet in die Taſche und neſtelte noch etwas an dem Zaumzeug. — „So, Fräulein Lily,“ ſagte er dann, während die Uebrigen ſich ſchon in Bewegung geſetzt hatten, „Sie haben das beſte Thier, und jetzt laſſen Sattel und Zäumung nichts mehr zu wünſchen übrig. Erlauben Sie mir aber, daß ich in Ihrer Nähe bleiben darf, wenn Sie nicht die Geſellſchaft eines Eſeljungen, der in rückſichtsloſem Prügeln ſeinen Zeitvertreib ſucht, der meinigen vorziehen wollen.“ — „Aber Sie werden den Brief leſen müſſen, welchen Sie eben erhielten.“ — „Das Billet eilt nicht. Es wird ja keine Antwort erwartet.“

Fechner kam im Galopp hinter ihnen hergeſprengt, und zwar auf einem Männerſattel, dem einzig vorhandenen, welchen er ſich zu verſchaffen gewußt hatte. Als Schutz gegen die möglicherweiſe kühlen Abendlüfte glaubte er ſeinen blau und grün gewürfelten Plaid mitnehmen zu müſſen, welcher vorläufig als Feldbinde zuſammengelegt ſich über Bruſt und Schulter zog; dazu der grüne Abällinohut, der wohl nicht ohne Abſicht ein wenig nach rechts hin das Uebergewicht gewann: es ließ ſich nicht leugnen, daß beide Umſtände mit beitrugen, die kecke Männlichkeit der kleinen Erſcheinung zu ſteigern. Auch eine höchſt zierliche Reitpeitſche fehlte nicht bei der Feldausrüſtung, wiewohl ſolche als Bewegungsmittel keinen Erfolg verhieß und an dem friſch geſchnittenen Schwarzdornſtecken des Treibers ihre männliche Stütze ſuchen mußte. Der Regierungsrath hatte übrigens Sorge getragen, ſich Anfangs zurückzuhalten, und ſo zeigte er ſich jetzt daherſprengend dem Fräulein in vollem glänzendem Lichte. — „Ich habe die Ehre, mich zu Füßen zu legen, mein gnädiges Fräulein!“ ſagte er, während ſein Eſel hinter Amelies Thier von ſelbſt pariren mußte. Der Zug verfolgte einen ſchmalen Fußpfad, welcher, als Richtweg zwiſchen zwei Hecken, vom Brunnen auf die Landſtraße führte, und deßhalb war hier für zwei neben einander nicht Raum.

„Ich freue mich, Sie nicht wie die übrigen Herrn als Fußgänger zu ſehen, Herr von Fechner,“ antwortete Lily lächelnd, „ſo haben wir doch einen mannhaften Ritter in unſerer Caravane.“ — Fechner verbeugte ſich geſchmeichelt, indem er die Hand mit der Reitpeitſche, zur Betheurung ſeines Gehorſams, auf die Bruſt legte und das Gefühl des Muths aus der Ueberzeugung ſchöpfte, daß von Ritterdienſten ernſterer Art heute nicht die Rede ſeyn werde.

Hartwig fragte aufgeräumt: „Alſo uns Fußvölkern verſagen Sie Ihre Achtung, mein Fräulein?“ — „Meine Achtung nicht; aber es gibt doch Fälle, in denen ein

Digitized by Google

Reiter beſſere Dienſte zu leiſten vermag." — „Das erinnert mich an die Antwort des Adjutanten, der von ſeinem General eine Ordre zur Weiterbeförderung erhielt. „Hat die Sache Eile?" fragte jener. — „Allerdings!" — „Dann will ich lieber abſteigen und zu Fuß gehen."

Lily lachte, Fechner aber ſagte ernſt: „Ich hoffe nicht, Herr Hartwig, daß darin eine Anſpielung auf mich liegen ſoll, welche übrigens auch der Begründung ermangeln würde." — „Gewiß nicht, ich pflege immer offen zu ſprechen." Dabei faßte Hartwig Lilys Thier am Zügel und leitete es vorſichtig über den Graben, welcher hier den Fußpfad von der Landſtraße trennte. Fechner freute ſich des breiteren Weges, der vor ihm lag, weil er nun die Ausſicht gewann, neben dem Fräulein reiten und ſo in bequemerer Weiſe, auch minder laut die Unterhaltung fortſetzen zu können. Er wollte dann dieſen Platz nicht wieder verlaſſen, und hoffte ſo den überläſtigen Hartwig ganz abzudrängen.

Seine Rechnung war aber wegen unvorhergeſehener Umſtände ohne den Wirth gemacht. Die Eſel mußten nämlich außer der Kurzeit einem minder chevaleresken Berufe fröhnen und ſtatt der Damen Waaren über das ſteile Gebirge befördern. Dabei ſchritten ſie denn ſtets hinter einander auf den ſchmalen Saumpfaden, und ein Leiteſel führte den Zug an. Das mit dieſer Würde bekleidete Thier hatte aber Fechner ahnungslos auserkoren, und ſobald daſſelbe nun den Graben überſchritten hatte und auf der Landſtraße freien Raum ſah, ſetzte es ſich aus eigenem Antrieb in Galopp, um die gewohnte Stelle an der Spitze des Zuges einzunehmen. Vergeblich proteſtirte der Reiter: er hatte ſein Fatum ſelbſt heraufbeſchworen. Es gibt überhaupt nichts Schwierigeres, als den Eigenſinn eines Eſels zu brechen, weil derſelbe niemals auf Gründe hört.

Alles fragte den vorübereilenden Reiter nach dem Ziel und Zweck ſeiner Eile. Leider kannte er beides ſelbſt nicht. Ein Treiber löſte endlich das Räthſel, nachdem der Eſel ſeine Bürde zum Zugführer befördert hatte. An Rückkehr war aber vollends nicht zu denken, und ſo mußte denn der Regierungsrath, da er ſich ſchämte abzuſteigen, die Spitze behalten, während ganz am Ende Hartwig neben Lily ging.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Auguſt.

China und Indien. — Prozeßkoſten. — Eine ungemeine Sendung nach Auſtralien.

Wer jetzt nicht mit den Zeitungsnachrichten zufrieden iſt, der wird es nie werden. Es iſt mehr, als man leſen, mehr als man überwältigen kann. Indien und China zu gleicher Zeit in Krieg, Feuer und Flamme, die Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, über 500 Millionen Menſchen in Gährung, in Aufſtand! Wie ſoll das enden? Ich fürchte faſt, das iſt zu viel ſelbſt für England; ich fürchte, die Engländer werden nicht im Stande ſeyn, die Hälfte der Bevölkerung der ganzen Welt zu Boden zu werfen. Es ſind Aſiaten, heißt es, es ſind keine Ruſſen, noch weniger Europäer; aber dieſe Aſiaten haben angefangen mit europäiſchem Muthe zu kämpfen, mit europäiſchen Waffen Krieg zu führen, und wenn ſie allerdings noch nicht im Beſitze aller Kriegs- und Vernichtungsmaſchinen ſind, ſo könnte doch ſelbſt die vollkommenſte Kriegsmaſchine, welche die Menſchen niedermähte wie das Gras, eine Menſchenbrut nicht austilgen, die nicht nur ſo dicht ſteht wie Gras, die zahllos iſt wie der Sand am Meer. China und Indien, welch unermeßliche Reiche, welch unendlicher Menſchenreichthum, und welche unendliche Menſchenvertilgung! Und wenn man in der Times die neueſten Nachrichten lieſt, wie ſchön geſondert erſt die Kriegsereigniſſe in China und dann die Kriegsereigniſſe in Indien dargeſtellt ſind, und das alles ſo „graphiſch", ſo ganz wie im ruſſiſchen Feldzuge, und noch beſſer — denn die Engländer haben Fortſchritte gemacht in der maleriſchen Darſtellung blutiger Schlachten — dann glaubt man, es handle ſich ebenfalls wieder nur um einen einzigen Feldzug, um ein Sebaſtopol, höchſtens um zwei — ein Sebaſtopol in China, das iſt Canton, ein anderes in Indien, das iſt Delhi. — Man vergißt, daß hier Welten auf dem Spiele ſtehen, zwei Welten, gegen deren Bevölkerung Rußland, Frankreich und England zuſammen faſt verſchwindet. Wo will das verhältnißmäßig menſchenarme England, das noch ärmer an Soldaten iſt, da bloß der Menſchenauswurf in England Soldatendienſte nimmt, die Soldaten hernehmen? Fängt man mit Indien zuerſt an, und lieſt, wie ein Regiment nach dem andern abfällt, und wie die Regierung nicht mehr

Digitized by Google

auf die Eingebornen zählen kann, dann tröstet man sich halb mit dem Gedanken, daß es ein wahres Glück für England war, daß die Feindseligkeiten zuerst in China ausgebrochen. Denn nun können die für China bestimmten Verstärkungen auf ihrem Wege dorthin gleich für Indien benutzt werden, um dort die Empörung zu dämpfen. — Ueberall Krieg und Mord und Brand: in Indien mit europäischer Ordnung, denn die Indier sind von den Europäern einexerciert, in China in eigenthümlichem Styl, auf einem Grund und Boden, der von allem abweicht, was man bisher gesehen, der einem gleichsam unter den Füßen verschwinden kann, auf Gewässern, die plötzlich vertrocknen können, und wo Land und Wasser von Menschennestern wimmeln. Dazu kommt nun noch, daß die Chinesen längst aufgehört haben die »timid barbarians« zu seyn. Allerdings haben die Engländer die chinesischen Jonken vernichtet, aber es ist ihnen theuer zu stehen gekommen. Nein, es sind nicht mehr die alten Chinesen, sie haben sogar den Zopf, wenn nicht abgeschnitten, doch beseitigt und möglichst unsichtbar gemacht. Man sehe nur den Chinesen, der den Engländern seine Dienste als Wegweiser angeboten hat, und von dem der Correspondent eine so treffliche Charakteristik entwirft. Wie rasch er seine Nationaltracht gegen die englische Ordonnanzjacke und den Matrosenhut von Wachstuch vertauscht hat! Der englische Correspondent glaubte Anfangs, der Chinese habe das letzte Band, das ihn mit China und der chinesischen Gesellschaft verband, den Zopf, gleichfalls abgeschnitten. Aber bei genauerer Prüfung stellte es sich heraus, daß der Zopf, statt hinten herab zu hängen, innerhalb seines Hutes um den Kopf gewickelt war. Fing der Wind etwas stark zu wehen an, so wickelte er ihn vom Kopfe los und wickelte ihn um den Hut, so daß der Hut mittelst des Haarschweifs an seinem Kopfe fest saß, und der Zopf erhielt auf solche Weise die beste praktische Verwendung. Das letzte Zusammentreffen der Engländer mit den Chinesen hat bereits gezeigt, daß sie den Zopf nicht mehr hinten tragen; was in diesem Kampfe gesiegt hat, das war nicht die Tapferkeit, oder die europäische Taktik, es war der Dampf; die englischen Dampfschiffe haben den Sieg über die chinesischen Jonken davon getragen, und nach ihrem Siege mußten die Engländer eingestehen, daß es nicht mehr die „scheuen Barbaren sind," mit denen sie vor zwölf Jahren zu thun gehabt haben. Von China geht die Times auf Indien über, an demselben Tage, in derselben Nummer, und die blutigen Scenen, die in China vorgehen, sehen wir in einer andern Form zu derselben Zeit sich in Indien wiederholen. Indien ist das goldene Land, wo ruinirte Gentlemen und Lords Stellen mit fürstlichen Gehalten sich geben ließen, um in kurzer Zeit die Schläge des Schicksals wieder gut zu machen, wo bartlose Jungen ganze Provinzen und Königreiche regierten, aristokratische Puppen den Sold von Generalen erhielten, und wo eine Compagnie von Kaufleuten königliche Gewalt ausübte, und indische Fürsten und Könige zu Dutzenden ihrer Throne beraubte. Und dieses Land ist nun in offener Empörung. Ein Regiment nach dem andern bläst die Trompete des Aufruhrs, spricht der brittischen Regierung Hohn und ermordet die englischen Officiere und Beamten, die so emsig mit dem Sammeln von Gold beschäftigt waren. Also in China über 400 Millionen, in Indien über 100 Millionen Menschen — das sind die Feinde, die England in diesem Augenblicke zu bekämpfen hat. Dabei ist das Schlimmste noch gar nicht bekannt. Erstens hat die Regierung ein Interesse, die Sache so gelinde als möglich darzustellen, und zweitens ist die Presse in Indien unter Censur gestellt. So weit ist es gekommen, daß die Funktionen des Censors, über die, wenn in Paris geübt, so leidenschaftlich der Stab gebrochen wird, in Calcutta und Bombay von der brittischen Regierung als nothwendige, natürliche Maßregeln betrachtet werden.

Die Vertheidigungskosten für die junge freigesprochene Smith belaufen sich auf nicht weniger als 4000 Pfund Sterling (über 27,000 Thlr. preußisch). Die ersten Kaufleute von Glasgow haben diese Summe gezeichnet und erklärten sich bereit, nöthigenfalls noch mehr zusammenzubringen. Ein alter Hagestolz hat allein 1000 Pfund Sterling unterschrieben. Die Firma, mit welcher Minnoch in Verbindung stand, erklärte sich bereit, eine gleich große Summe zu unterzeichnen. Minnoch war bekanntlich der junge Mann, der sich um die Hand der jungen Smith bewarb, zur selben Zeit, wo sie mit dem jungen Franzosen ihre Intrigue fortführte. Das Honorar für ihren Advokaten, der kein anderer als der Decan der juristischen Fakultät zu Glasgow war, betrug 250 Pfund Sterling. Dazu kam »a refresher« von 70 Pf. St. jeden Morgen, so lange die Verhandlungen dauerten. Unter „Refresher" versteht man eine Zulage, die dazu bestimmt ist, den Muth und die Energie des Vertheidigers jeden Morgen zu erfrischen. Bedenkt man nun, daß die Debatten nicht weniger als neun Tage dauerten, und daß die Energie des Advokaten neun Tage lang mit nicht weniger als 70 Pfund jeden Morgen „erfrischt" werden mußte, so macht dieß neben den 250 Pf. St. für die Vertheidigung 630 Pfund für „Erfrischungskosten." Der zweite Vertheidiger, Young, der dem Decan der Fakultät beigegeben war, erhielt ebenfalls 400 Pf. St. Das Geld, wie man sieht, war keineswegs verloren oder auf die Straße geworfen; denn die junge Smith ist frei gesprochen worden.

Weniger glücklich als die junge Smith ist Bacon, der Mann, der angeschuldigt war, seine Mutter mit Arsenik vergiftet zu haben. Es ist das derselbe Mann, der unlängst mit seiner Frau unter der Anklage vor Gericht stand, seine beiden Kinder gemordet und Feuer an sein Haus gelegt zu haben. Es hatte sich aber damals herausgestellt, daß Bacon diese That nicht begangen, sondern allein seine Frau, die seit längerer Zeit wahnsinnig war. Bacons Mutter starb vor zwei Jahren unter sehr

Digitized by Google

verdächtigen Symptomen, und es war ſehr natürlich, daß man ſpäter, als der Verdacht ſich gegen ihn erhob, ſeine Kinder ermordet zu haben, ihn ebenfalls verdächtigte, ſeine Mutter vergiftet zu haben, um ſo mehr, als man wirklich Arſenik im Leichnam fand und Bacon nicht läugnen konnte, Arſenik zu jener Zeit in ſeinem Beſitze gehabt zu haben. Aber auf der andern Seite kann eben ſo wenig geläugnet werden, daß zur Zeit, wo er Arſenik kaufte und ſeine Mutter mit allen Symptomen der Vergiftung ſtarb, Bacon bereits verheirathet war, und zwar mit einer Frau, welche die Saat des ſtillen Wahnſinns in ſich trug, und es iſt eben ſo gut denkbar, daß dieſe damals ihre Schwiegermutter vergiftet, wie ſie ſpäter ihre eigenen Kinder ermordet hat. Aber Bacon hatte keinen geſchickten Advokaten, dem er täglich eine Erfriſchung von 70 Pfund Sterling zukommen laſſen konnte, und Bacon wurde für ſchuldig erklärt, obgleich viele Umſtände zu ſeinen Gunſten ſprechen, und die Times ſogar in einem Leitartikel den Umſtand hervorhebt, daß Bacon zur Zeit, wo er Arſenik kaufte, keineswegs ein Geheimniß daraus gemacht, ſondern vor aller Welt erklärt habe, daß er es zu ſeinem Gewerbe brauche.

Da wir einmal von Verbrechen ſprechen, ſo dürfen wir nicht die außerordentliche Geſellſchaft von Verbrechern mit Stillſchweigen übergehen, die kürzlich die Küſten Englands verlaſſen hat, um nach Auſtralien transportirt zu werden. Es war eine Schiffsladung von nicht weniger als vierhundert Köpfen; aber unter dieſen Köpfen befanden ſich die merkwürdigſten Verbrecher, welche die Welt je neben einander geſehen, und die faſhionabeln Spitzbuben, mit den gemeinen ohne weitere Umſtände zuſammengebracht, bildeten in ſolcher Geſellſchaft den ſeltſamſten Contraſt mit der Geſellſchaft, in welcher ſie früher ſich zu bewegen pflegten. Erſtens haben wir hier Sir Paul, Straham und Bates, die famöſen Bankiers; Sir Paul, der, ſelbſt ein Adeliger, bloß mit Adeligen und Biſchöfen ſpeiſte und deſſen Namen in allen philanthropiſchen Unternehmungen oben anſtand; Straham, ſein Aſſocié, der den ſchönſten Park in der Umgegend von London beſaß, und dann Bates, deſſen höchſter Ehrgeiz darin beſtand, Verbündeter von Sir Paul und Straham zu werden. Dann kommt der bekannte Redpath, der Mann, der die großartigſten Schwindeleien mit den Eiſenbahnaktien der „Northern Compagny“ beging, in deren Dienſten er ein wichtiges Amt bekleidete. Der Mann war kein gewöhnlicher Schwindler: er war ein Mann von feinem Geſchmack, hatte die beſte Gemäldeſammlung und ſchlug in einer Gemäldeverſteigerung ſogar den Kaiſer Napoleon aus dem Markte. Ferner iſt da Robinſon, der Schwindler in Cryſtallpalaſtaktien (der Mann bekleidete ebenfalls einen Vertrauensposten in Dienſten der Geſellſchaft); dann der Advokat Barriſter, der Fälſcher von »cheques«, und endlich die Goldſtangendiebe, unter denen Agar ſich beſonders hervorgethan hat. Alle dieſe ungemeinen Verbrecher haben England mit den gemeinſten Verbrechern und ſelbſt wie gemeine Verbrecher verlaſſen.

Berlin, Auguſt.

Sommer und Polizei. — Umſchwung in den Geiſtern. — Zeitungspreſſe. — Schulen.

△ Wir hatten um zwei Uhr dieſen Nachmittag (6. Auguſt) 26 Grad Reaumur im Schatten. Wenn ich mich dennoch an demſelben Nachmittage um fünf Uhr an den Schreibtiſch ſetze, um Ihnen zu ſchreiben, ſo ſehen Sie daraus, daß ich alle Energie zuſammen nehme, um einen längſt gehegten Vorſatz auszuführen. Aber worüber ſoll ich „bei die Hitze,“ wie der Berliner ſich auszudrücken liebt, ſchreiben? Am nächſten läge es, die engliſche Waſſerleitung ausführlich zu beſprechen. Die Waſſerleitung iſt da, ſie iſt vortrefflich, ſie wird auch benutzt, aber ſie wird noch immer nicht genug benutzt. Die Berliner Hauswirthe ſcheinen ihre Zeit mehr dem Nachdenken darüber zu widmen, wie die Miethen möglicherweiſe erhöht werden können, als wie die Straßen zweckmäßig zu beſprengen ſind. In der engen Königſtraße wird freilich das Waſſer nicht geſchont, ja man klagt hie und da wohl über Koth, während der Wanderer in andern Straßen ſich vor Staub nicht zu helfen weiß. Auch unter den Linden, in der Jägerſtraße, in der Leipziger Straße und in einem Theil der Friedrichsſtraße wird geſprengt, aber das alles reicht nicht aus: es ſollte überall geſprengt werden. Lebte der General-Polizeidirektor von Hinkeldey noch, wer weiß, ob nicht eines Morgens die Anwohner aller Straßen gezwungen würden, von der Waſſerleitung Gebrauch zu machen! Der Mann kannte keinen Widerſpruch, oder, beſſer ausgedrückt, reſpektirte keinen Widerſpruch. Das iſt unter v. Zedlitz-Neukirch, dem Nachfolger Hinkeldeys, anders geworden. Der Mann hat, wie Sie geleſen haben werden, bald nach der Uebernahme ſeines Amtes erklärt, daß die Polizei „Gift“ ſey, wenn auch ein nothwendiges.

Seit der Zeit iſt die Polizei in eine andere Stellung gerathen: ſie ſchützt nach wie vor Perſonen und Eigenthum, aber im übrigen läßt ſie wenig von ſich hören. Früher las man doch Morgens ab und zu, daß dieſe oder jene Zeitung confiscirt ſey, und man konnte ſeine Phantaſie damit beſchäftigen, warum dieſelbe wohl confiscirt ſey, und ſich damit leidlich gut eine Zeitlang unterhalten. Das hat jetzt aufgehört. Wenn ich früher an den Rhein reiste, ſo hatte ich zweimal die Paßkarte vorzuzeigen, hier am Bahnhofe und in Minden, und wenn ich zurückkehrte, in Minden und hier am Bahnhofe. Wenn ich jetzt reiſe, kümmert ſich keine Seele um mich, gerade als ob ich der unbedeutendſte und gleichgiltigſte Menſch von der Welt wäre. Das könnte einen ordentlich ärgern, wenn man eitel wäre. Ich aber freue mich darüber, und freue mich es von hier ſchreiben zu können.

Ja, Scherz bei Seite, es iſt vieles gründlich anders geworden, ſeit ich Ihnen zum letzten mal aus Berlin ſchrieb. Es war, wie Sie ſich vielleicht noch zufällig erinnern, im Januar 1851. Was war Preußen damals, was iſt es jetzt? Man muß den Dingen gründlich gefolgt ſeyn, um ſich dieſen Unterſchied klar vergegenwärtigen zu können. Liberale und conſervative Tendenzen haben ſich mit einer wahren Vernichtungswuth auf den alten Zuſtand der Dinge geworfen, und beide haben gründlich aufgeräumt. Am meiſten die liberalen Tendenzen. Ich verſtehe darunter nicht Kammerreden und Siege in den Kammern, ſondern den Liberalismus, der ſich in der Geſetzgebung und Verwaltung geltend gemacht hat. Im Handelsminiſterium ſpricht man nur, und mit einem ich möchte faſt ſagen juvenilen Pathos von der aufblühenden Induſtrie und von Eiſenbahnnetzen; ganz hübſche Dinge, nur ſollten ſie ſich im Einklange mit den übrigen Lebensverhältniſſen entwickeln, wie dieß in England geſchehen iſt. Ich will nicht allen Gründen nachgehen, will nicht die Börſen und Banken, ihre Vortheile und Nachtheile in das Bereich der Betrachtung ziehen, aber thatſächlich ſteht es feſt, daß die Naturalien und das Geld jetzt in einem total andern Verhältniß zu einander ſtehen, wie etwa noch vor zehn Jahren. Es iſt zu viel Geld creirt worden. Denken Sie ſich eine kleinere Stadt Preußens. Früher ſpielten hier die Beamten, die ein ausreichendes und geſichertes Auskommen hatten und außerdem durch ihre „Bildung“ hervorragten, die erſte Rolle. Seit der Zeit iſt dieſe Bildung durch mehrfache Umſtände, wenn auch nicht in Mißkredit gerathen, ſo doch ſehr im Werthe geſunken; nicht minder iſt das Geld im Werthe geſunken, während die Naturalien durchſchnittlich doppelt im Werthe geſtiegen ſind. Zu der alten Bevölkerung haben ſich Fabrikanten und Induſtrielle aller Art geſellt. Und was iſt nun aus den Beamten geworden? Sie ſind, weil ihre Einnahme dieſelbe geblieben iſt, ſo zu ſagen aus der Geſellſchaft hinausgedrängt, ſie werden als arme Schlucker betrachtet und der alte Nimbus, der ſie umgab, hat dem Geldbeutel Platz machen müſſen. Wie angedeutet, ich habe nichts gegen die Eiſenbahnen und die Induſtrie, aber „Maß iſt zu allen Dingen gut.“ Man überlaſſe Eiſenbahnen und induſtrielle Unternehmungen dem Privatmann, nicht aber halte es der Handelsminiſter für ſeine Pflicht, dahin zu trachten, daß der Staat nach dem Vorgange Frankreichs ſich an die Stelle der Vorſehung ſtelle.

Die preußiſche Geſetzgebung geht ſachte ihren nivellirenden Gang weiter. Von Erhaltung deutſchen Rechts iſt nirgends mehr die Rede. Sie kennen die Wechſelgeſetzgebung, die ja auch Ihre Heimath betroffen hat und die unter andern Unterſchieden auch den Unterſchied von Stadt und Land aufhebt. In der Rheinprovinz, der Heimath unſeres Juſtizminiſters, mag das gut ſeyn, anderwärts iſt es mehr als unzweckmäßig. Nehmen Sie als Beiſpiel einen Bauern, deſſen Hof vielleicht einen Werth von 15,000 Thalern hat. Er braucht im Augenblick — ich rede aus Erfahrung — 200 Thaler, begibt ſich zu einem chriſtlichen oder jüdiſchen Kaufmann und ſucht dieſe anzuleihen. Er unterzeichnet einen Wechſel, fällig nach drei Monaten. Die Lebensverhältniſſe eines Bauern bringen es mit ſich, daß er ſelten auf Tag und Stunde Einnahme und Ausgabe regeln kann, wenn er nicht bedeutenden Schaden erleiden will, wie z. B. dadurch, daß er aufgeſpeichertes Korn unter dem Preiſe losſchlägt. Der Zahlungstermin rückt heran, er kann nicht zahlen. Schön! Er braucht nur abermals einen Wechſel von 250 Thalern zu unterzeichnen, ſo iſt alles abgemacht. Es iſt doch mehr als wunderlich, daß die Sicherſtellung durch Vermögen, durch Grund und Boden, ſo ohne weiteres der Sicherſtellung durch die Perſon weichen ſoll. Aber unſere Geſetzgebung will es ſo, ſie will überhaupt die Welt ſo einrichten, als ob ſie nur für den induſtriellen und commerciellen Verkehr vorhanden wäre. Ich könnte noch allerlei Dinge vorbringen, aber ich ſpare ſie mir für meine nächſten Briefe. Für heute genug hievon.

Der Liberalismus hat praktiſche Ziele erreicht, der Conſervatismus mehr theoretiſche. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß in Preußen die politiſche Auffaſſungsweiſe in den letzten Jahren einen vollſtändigen Umſchwung erlitten hat und noch fortwährend in einem ſolchen begriffen iſt. Man kann jetzt Dinge öffentlich ausſprechen, die man noch vor wenigen Jahren nur unter gleichgeſinnten Freunden auszuſprechen wagen durfte. Ich will annehmen, ich hätte mich vor zehn Jahren gegen die Gütergemeinſchaft auf dem Lande, gegen die unbeſchränkte Parcellirbarkeit des Bodens, gegen die Theilung der Marken u. d. m. öffentlich ausgeſprochen: man würde mich ſofort für einen Irrenanſtalts-Candidaten gehalten haben. Jetzt ſind das Dinge, über die ſich Leute von ganz entgegengeſetzter Richtung unterhalten. Selbſt Literaten, ſelbſt Gelehrte fangen bei uns an die vorausſetzungsloſen Theorien fahren zu laſſen und das wirkliche Leben zu beobachten und dieſes zur Vorausſetzung ihres politiſchen und ſocialen Denkens zu machen. Ungemein anregend haben nach dieſer Seite hin die Werke W. H. Riehls

Digitized by Google

gewirkt, wie mir derselbe denn auch, wenn er diese Zeilen lesen sollte, bezeugen wird, daß er nirgend freundlicher und zuvorkommender aufgenommen worden ist und aufgenommen werden kann, als er es bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin wurde, und namentlich von dem Kerne unserer Junker. Aber was nützen Theorien, wenn das Leben im alten Schlendrian fortschreitet, wenn der Boden parcellirt, die Gütergemeinschaft Gewohnheit geworden und die Marken getheilt sind? Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen. Indessen hat der Conservatismus auch praktische Ziele erreicht, und dahin rechne ich vor allem die Schöpfung des Herrenhauses und die bestimmtere Parteibildung im Hause der Abgeordneten. Im allgemeinen hat die preußische Presse wenig gethan, um diese Errungenschaften in ihrer ganzen Bedeutung dem Volke klar zu machen. Zwar brachte die „Kölnische Zeitung" am Schluß des letzten Landtages einen „Leiter", dahin lautend, daß in Preußen noch kein Landtag so wenig den Erwartungen entsprochen habe, wie dieser, daß man von demselben nichts erwartet, daß er aber mehr geleistet, denn irgend ein früherer u. s. f.; indeß dabei blieb es. Von den Berliner Zeitungen polemisirte die Spenersche Zeitung gegen die Haltung des Herrenhauses; Tante Voß schwieg über die unerhörten Dinge, vielleicht weil ihr alternder Verstand sie nicht mehr zu fassen vermochte. Dagegen haben sich die entschiedenen Organe von rechts und links, die Kreuzzeitung und die Nationalzeitung, noch bis vor kurzem mit der Bedeutung des letzten Landtages beschäftigt. Die Nationalzeitung, das Organ unserer Demokratie, begann ihre Besprechungen sogar mit der Behauptung, daß die Bedeutung der letzten Session unserer Landesvertretung erst von kommenden Geschlechtern würde vollständig gewürdigt werden können. Rechts wie links herrscht das Gefühl, daß wir einen wichtigen Schritt gethan haben aus der Doctrin in die Wirklichkeit, aus künstlichen und willkürlich gemachten Verhältnissen in natürliche. Daher auch das häufige Zusammengehen der Rechten und Linken. Justus Möser tadelt das vorige Jahrhundert, daß es mit lauter allgemeinen Gesetzbüchern schwanger gehe, und meint, daß wir uns dadurch von dem wahren Plane der Natur entfernten, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeige, und den Weg anbahnten zum Despotismus, der alles nach wenigen Regeln zwingen wolle und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verliere. Es scheint, als wären wir endlich in eine entgegengesetzte Strömung gerathen, wie ja auch die Wissenschaft — ich erinnere nur an die Bestrebungen der Germanisten, an den von Tag zu Tag wachsenden Sinn für unsere Vergangenheit — einen sehr bedeutungsvollen Schritt aus der Fremde in die Heimath gethan hat. Hoffen wir auf einen glücklichen Fortgang, auf daß wir nicht dem Schicksale Frankreichs anheim fallen!

Ich gab Ihnen in meinem letzten Brief einen Ueberblick über die Berliner Presse. Es hat sich hier gerade nicht sehr viel geändert. Neu entstanden ist seitdem die „Montagspost," redigirt von E. Kossak. Wie derselbe schreibt und ein wie talentvollen Feuilletonist er ist, wissen Sie. Zu tadeln ist aber, daß er das Journal nicht bloß redigirt, sondern auch fast allein schreibt, so daß der Leser nicht auf ein Journal im gewöhnlichen Sinne, sondern auf Kossak abonnirt. Ich wenigstens erwarte, wenn ich ein Journal regelmäßig lese, auch eine Abwechslung in den Autoren. Neuesten Datums ist ein Journal, „Berlin" betitelt; es geht in demselben noch chaotisch her und erst die Zukunft wird zeigen, was daraus geworden ist. Der frühere „Urwähler" hat sich in „Volkszeitung, Organ für jedermann aus dem Volke," umgewandelt. Das Blatt wird als entschiedenes Parteiblatt mit großem Geschick redigirt: es bellt alles an, was vorüber geht und ihm verdächtig erscheint, während es die Dinge im eigenen Hause mit dem wohlwollendsten und nachsichtigsten Auge von der Welt ansieht. Draußen gewahrt es nichts, als die Scheußlichkeit in ihrer nacktesten Gestalt, einen Abgrund von Unsittlichkeit, lauter Leute, die Tag und Nacht darauf sinnen, die Hütten des Volkes zu plündern, zu verbrennen und schließlich das Volk selbst zu erwürgen, drinnen dagegen lauter vortreffliche Leute, von dem wildesten, nach Amerika emigrirten republikanischen Kopfabschneider an bis auf den wasserblauen Demokraten herab, lauter „Zivilisazion," die sich abmüht im Dienste der Menschheit. Stände eine Armee Soldaten hinter dem Blatte, so würde ich mich gar nicht wundern, wenn man eines Morgens auf mein Zimmer käme, um mir im Namen der „Zivilisazion" den Kopf abzuschneiden. Und das soll sehr unangenehm seyn. Zwar weiß ich es nicht aus eigener Erfahrung, aber ich habe es irgend einmal irgendwo von irgend einem Reisenden gehört. — Die „Zeit" ist seit einem halben Jahr Organ der Regierung, d. h. wie es nach der Construction unseres Ministeriums wohl nicht anders seyn kann, vorzugsweise Organ des büreaukratisch-liberalen Ministerpräsidenten. Ein neueres Organ auf Seiten der Rechten ist die „Berliner Revüe, social-politische Wochenschrift," die jetzt im dritten Lebensjahre steht. Außerdem hat die neueste Zeit noch einige Börsen- und Handelszeitungen und schließlich auch eine Modenzeitung in's Leben gerufen.

Von den Zeitungen, die das große Publikum bilden oder bilden sollen, komme ich auf die Institute, die die Bestimmung haben, die Jugend zu bilden. Es wird Ihnen, glaube ich, recht seyn, wenn ich hier etwas ausführlicher werde, da dieser Gegenstand meines Wissens niemals in Ihrem Blatte zur Erörterung gekommen ist. Ich beschränke mich in meinem heutigen Briefe auf statistische Angaben, um später auf innere Verhältnisse näher einzugehen. Voran steht die Universität. Sie hat gegenwärtig 150 Docenten, im Durchschnitt 1500 Studenten, 2000 dagegen, wenn wir die hinzunehmen, die zum Hören von Vorlesungen berechtigt sind. Von den Docenten sind 51 ordentliche und 43 außerordentliche Professoren, 56 Privatdocenten. Von den ordentlichen Professoren kommen 5 (Hengstenberg, Nitzsch, Strauß u. a.) auf die theologische.

Digitized by Google

9 (Heffter, Homeyer, Lancizolle, Stahl u. a.) auf die juriſtiſche, 12 (Ehrenberg, Langenbeck, Mitſcherlich, Schönlein, Virchow u. a.) auf die mediciniſche, endlich 25 (Karl Ritter, Ranke, Lepſius, Encke, Böckh, Bopp, Dove, Haupt, Ohm, G. u. H. Roſe u. a.) auf die philoſophiſche Fakultät; unter den außerordentlichen Profeſſoren hat die theologiſche Fakultät 5 (Benary, Barke u. a.), die juriſtiſche 4 (Daniels, Gneiſt, v. Richthofen u. a.), die mediciniſche 7 (Gräfe, Ideler u. a.), die philoſophiſche endlich 27 (Erman, George Hirſch, Hotho, Maßmann, Poggendorff, Riedel, Schott, Werder u. a.); von den Privatdocenten kommen 4 auf die theologiſche, 3 auf die juriſtiſche, 19 auf die mediciniſche und 30 auf die philoſophiſche Fakultät. Die theologiſche Fakultät hat mithin 14, die juriſtiſche 16, die mediciniſche 38 und die philoſophiſche 82 Docenten. Ich habe auf's gerathewohl die Namen mehrerer Docenten in Klammern eingeſchaltet, um an manchen berühmten Mann zu erinnern, der hier ſeinen Wohnſitz hat. Noch imponirender iſt in dieſer Beziehung das Verzeichniß der Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, wo denn ein berühmter Name dem andern folgt: Humboldt, Encke, Ehrenberg, Dove, v. Savigny, Böckh, Ritter, Bopp, Ranke, J. und W. Grimm, Pertz, Lepſius, Homeyer, Haupt, Joh. Herſchel, Liebig, Guizot, Rawlinſon u. ſ. f.

Von den höheren Lehranſtalten reihen ſich zunächſt an die Univerſität: die Bauakademie (11 Lehrer), die chirurgiſche Pepinière (in derſelben 16 Stabsärzte), die mediciniſch-chirurgiſche Akademie für das Militär zu Berlin (16 ordentliche und außerordentliche Profeſſoren), das königliche Gewerbinſtitut (13 Lehrer), die königliche Thierarzneiſchule (8 Lehrer), das Centralinſtitut für den gymnaſtiſchen Unterricht (mit einem Militär- und einem Civildirektor, mit Militär- und Civillehrern, im Ganzen, mit den Offizieren, 24), die Kunſt- und Gewerksſchule (7 Lehrer), das königliche Inſtitut für Kirchenmuſik (3 Lehrer), die allgemeine Kriegsſchule (23 Lehrer), die vereinigte Artillerie- und Ingenieurſchule (21 Lehrer), das Cadettencorps (Zahl der Lehrer ſchwankend, durchſchnittlich etwa 30) und das Seecadetteninſtitut (mit 15 Lehrern). Das ſind im Ganzen zwölf Schulen und die Namen derſelben leſen ſich leicht weg, wenn man aber die Anſtalten ſelbſt anſieht, die Zahl der Schüler und Lehrer in's Auge faßt, ſo erhält man doch einigen Reſpekt vor den Bildungsmitteln einer einzigen Stadt.

Die Zahl der öffentlichen Schulen Berlins beträgt 83, die Zahl der Privatſchulen 166, die Zahl aller Schulen beträgt mithin 249. Unter den öffentlichen Schulen befinden ſich: 7 Gymnaſien und 6 Realſchulen (im Sommer 1856 mit 277 Lehrern und 6147 Schülern), 6 höhere Töchterſchulen (etwa 70 Lehrer und Lehrerinnen und etwa 2000 Schülerinnen), 6 höhere und mittlere Knabenſchulen (im Sommer 1856 mit 53 Lehrern und 1762 Schülern), 18 Elementarſchulen (mit 184 Lehrern und Lehrerinnen, und 10,284 Schülern und Schülerinnen), 9 Erwerbſchulen (360 Mädchen), 13 Parochialſchulen (50 Lehrer und Lehrerinnen, 1607 Schüler und Schülerinnen), 9 mit Erziehungsanſtalten verbundene Schulen (683 Zöglinge, 36 Erzieher und Erzieherinnen), 6 katholiſche (1500 Schüler und Schülerinnen und 35 Lehrer und Lehrerinnen) und 4 jüdiſche Schulen (822 Zöglinge und 33 Lehrer). Das gibt im Ganzen die reſpektable Summe von 738 Lehrern und Lehrerinnen, und 25,129 Schülern und Schülerinnen für die öffentlichen Schulen. Die Privatſchulen ſind folgende: 8 höhere Knabenſchulen (70 Lehrer, 1550 Schüler), 12 mittlere Knabenſchulen (102 Lehrer, 3717 Schüler), 18 Elementarknabenſchulen (85 Lehrer, 4911 Schüler), 29 höhere Töchterſchulen (385 Lehrer, 3949 Schülerinnen), 13 mittlere Töchterſchulen (102 Lehrer, 1923 Schülerinnen), 17 Elementar-Töchterſchulen (115 Lehrer, 4796 Schülerinnen), 16 Schulen für Kinder beiderlei Geſchlechts (75 Lehrer, 3460 Schüler). Das ergibt für die Privatſchulen die Summe von 934 Lehrern und Lehrerinnen und 24,311 Schülern und Schülerinnen. Addiren wir dieß zu der Summe der öffentlichen Schulen, ſo gibt es 1672 Lehrer und Lehrerinnen und 49,440 Schüler und Schülerinnen. Hiezu füge ich noch, um ganz vollſtändig zu ſeyn, 33 Kleinkinderbewahranſtalten, 9 ſtädtiſche Sonntagsſchulen (2090 Knaben und Mädchen, 37 Lehrer), 8 ſonntägliche Freiſchulen für „verſäumte Lehrlinge“ und 3 ſtädtiſche Fortbildungsanſtalten.

Es ſind alle dieſe ſtatiſtiſchen Ziffern ſo richtig, als ich ſie zu geben vermochte, aber nicht abſolut richtig. Am ungenaueſten iſt die Ziffer, welche die Anzahl der Lehrer bezeichnet, weil viele öffentliche Lehrer zugleich Stunden an Privatſchulen, namentlich an höheren Töchterſchulen, geben, ja häufig ſogar an zwei öffentlichen Schulen. Die Zahl 1672 iſt deßhalb um ein Bedeutendes zu hoch. Ferner habe ich einige mal ungefähre Schätzungen machen müſſen, ſodann in Bezug auf einige Schulen die Anzahl der Schüler von höheren Schulen nicht von der von mittleren Schulen und von Elementarklaſſen zu trennen vermocht, und deßhalb die Geſammtzahl zu der einen oder andern Abtheilung gerechnet. Endlich ſind zu den öffentlichen Schulen, ſtreng genommen, nicht zu rechnen die Erwerbſchulen, Parochialſchulen, die mit Erziehungsanſtalten verbundenen Schulen, die katholiſchen und die jüdiſchen Schulen; vielmehr ſind das Schulen, die unter Specialaufſicht von Vereinen, Kirchenminiſterien u. ſ. f. ſtehen. Immerhin reicht indeß, denke ich, das Gegebene hin, um von den äußeren Verhältniſſen des Berliner Schulweſens ein vollſtändiges Bild zu gewinnen, und deßhalb den ſpeciellen Mittheilungen in meinen ſpäteren Briefen mit Intereſſe zu folgen. Für heute, glaube ich, werden Sie mir das weitere Reden über Schulen mit Vergnügen erlaſſen.

Ueberhaupt geſtatten Sie mir für heute zu ſchließen. Berlin iſt etwas verödet: wer Geld und Zeit zum Auswandern hatte, iſt ausgewandert; Berlin befindet ſich auf

Digitized by Google

Reiſen oder wohnt in den umliegenden Dörfern, und wer daheim geblieben iſt, wagt vor Hitze kein Lebenszeichen von ſich zu geben. Deßhalb verzeihen Sie, daß mein Brief etwas farblos ausgefallen iſt: ich hielt „die Zeit der ſauren Gurken“ für am beſten geeignet, allgemeine und deßhalb farbloſe Dinge zu beſprechen, die ſpäter aus Mangel an Zeit und Raum nicht gut beſprochen werden können.

Florenz, im Winter 1857.

Leiden des Reiſenden. — Die vorjährige Cholera. — Bruderſchaften. — Die Großherzogliche Familie. — Verſchönerungen.

Der Winter iſt hier mit ungewöhnlicher Härte eingekehrt, was man uns auch längſt prophezeit hatte, ſchon im Herbſt, an einem der letzten Septembertage, wo die Leute behaupteten, daß es bereits ſchneie, gewiß und wahrhaftig ſchneie am holden Geſtade des Arno. Geſehen habe ich die Flocken nicht, aber wohl in den Fingerſpitzen erſtarrende Kälte geſpürt mitten in Olivenhainen. Die fremden Zugvögel haben ſich auch nicht in Schwärmen zum Ueberwintern eingefunden, wie ſonſt. Man konnte überhaupt, noch in den Monaten vor der eigentlichen Saiſon, eine nicht unbeträchtliche Verminderung der Reiſenden bemerken. Dieß erklärt ſich ſehr einfach durch die Schwierigkeiten, welche den Touriſten neuerdings hier erwarten. Nicht in Rom, nicht in Neapel, nirgends in Italien iſt er gegenwärtig ſo hoch beſteuert als in dem ſonſt ſo geprieſenen Toscana. Man kann zu Livorno nicht landen, ohne für den Paß acht Pauli zu entrichten, eben ſo viel in Florenz für die Aufenthaltskarte, eben ſo viel wieder bei der Abreiſe für den passaporto. Dazu kommt noch, daß jetzt die römiſchen Pauli hier außer Cours ſind und man ſich bei dem ohnehin verwiſchten Gepräge nicht genug vor dem mit der Madonna hüten kann, während die hieſigen Münzen im Allgemeinen den Neuling ſchon genug verwirren, mehr als irgendwo auf der Halbinſel. Endlich, und um das Ganze zu krönen, verlieren wir ſeit der noch nicht lange verfügten Abſchätzung des auswärtigen Goldes an den Napoleons ganz unverhältnißmäßig. „Ehemals war es nicht ſo!“ ſeufzen mit eleziſchem Achſelzucken die Gaſtwirthe, die Camerieri in den Locanden, kurz alle Perſonen, deren Induſtrie auf den Foreſtieri beruht.

Am verderblichſten für den Erwerb von den Fremden war die vorjährige Cholera, von der ſich Florenz noch nicht völlig erholt hat. Sie iſt, wie wir überall — von Sicilien bis Oberitalien — behaupten hörten, damals über die ganze Länge der Halbinſel an Einem Tage ausgebrochen, an einem der erſten des Auguſt, plötzlich, wie mit einem elektriſchen Schlage. Wenn die Krankheit ſeit ihrem Auftreten in London und Paris, ja in Prag und den größten deutſchen Städten eigentlich nie wieder ganz erloſchen iſt, müſſen wir in Italien doppelt erſtaunen über ihr ſpurloſes Verſchwinden nach ſo heftigem Wüthen. Man darf ſagen, ſie hat förmlich ausgetobt, denn ſie entwickelte, zumal hier in Florenz, den Charakter einer Peſt. Was uns glaubwürdige Zeugen davon erzählen, erinnert an die hiſtoriſchen Momente des ſchwarzen Todes im Mittelalter. In öffentlichen Blättern durften ſich dieſe Thatſachen damals freilich nicht verbreiten. Ganze Häuſer ſtarben aus und wurden geſchloſſen, ununterbrochen läuteten die Todtenglocken. Unweit der Pergola z. B., in der Via Pietrapiana, in einem dem Theater Alfieri gegenüber liegenden Hotel, zählten Bekannte von uns in Einer Stunde dreißig Särge, welche vorübergetragen wurden. Oft ſah man ſich, wenn man ausging, plötzlich auf allen Seiten davon umringt, mitten unter vier Leichenzügen, welche überdieß hier noch einen gar ſchauerlichen Eindruck machen durch die geleitenden Confraternitäten in ihren geſpenſtig ſchwarzen oder weißen Kapuzen, aus welchen nur die Augenhöhlen ſtarren, und den mit Todtenſchädeln bemalten Sargdeckel, wobei jene in der Erſchütterung des Tragens ſich zu regen ſcheinen, die Lebendigen höhnend, einer infernaliſchen Viſion gleich.

Dieſe Bruderſchaften, eine der großartigſten Inſtitutionen des Katholicismus, haben ſich in jenen Unglückstagen wieder auf das Rühmlichſte bewährt, die Geſtorbenen beſtattend, den Kranken die zarteſte Sorgfalt erweiſend. Die uralte »misericordia« ſteht noch heute, wie im Mittelalter, in der höchſten Achtung zu Florenz. Man pflegt auf der Straße jeden von der Confrateria zu grüßen, ſchon darum, weil es der Souverän ſelbſt ſeyn könnte. Weltleute ſchauen den Verhüllten nur auf die Fußbekleidung, denn dadurch allein verräth ſich noch der Stand. Es ſind nicht mehr, wie vor Zeiten bei der Stiftung, bloß die Facchini, alle Klaſſen der Geſellſchaft, der Herzog an ihrer Spitze, laſſen ſich einſchreiben als Brüder, um, wo immer ein Unglück ſich ereignen mag, mit dem eigenen Leben einzuſtehen. Der Reihe nach eilen ſie, ſobald zwei, drei Schläge einer ihnen wohlbekannten Uhr erſchallen, mitten aus Arbeit oder Ruhe, aus ſtillem Familienglück oder rauſchender Luſt, von Spiel, Tanz und Schmaus hinweg, zu jeder Stunde, bei Nacht und Unwetter, an den bezeichneten Ort, in Waſſers- und Feuersnoth, oder um einen Todten aufzunehmen, einem Sterbenden Hülfe zu leiſten, ihn nach dem Hoſpiz zu bringen u. ſ. w. Noch heute beſitzt

die ſogenannte »nuova misericordia« das ſchon im ſechzehnten Jahrhundert ihr eingeräumte Lokal, das zierliche „Bigallo“ auf dem Domplatze, dem Campanile gegenüber. Es iſt keine jener prächtigen Palaſtfaçaden, wie die verwandten »scuole« in der Lagunenſtadt; es iſt nur ein kleines Bethaus, deſſen Mauern ein paar Statuen des Niccolò Piſano und wenige germaniſche Sculpturen ſchmücken.

Häufig ſah man, wenn man ausging, die nöthigſten Commiſſionen zu beſorgen, den Tabuletkrämer an ſeinem ambulanten Ladentiſch, den er auf Rädern durch die Straßen ſchiebt, den Fruttiere an ſeinem Obſtkarren hinſtürzen, von der Cholera blitzähnlich getroffen. Wer es vermochte, floh aus der Stadt, wie in der Zeit des Boccaccio. Das Schrecklichſte jedoch war, daß jeden, welchen die Epidemie ergriff, auch noch die zwei andern Krankheiten in ihrem Gefolge heimſuchten, der Typhus und das »miliare,« der weiße Frieſel. Dieſes iſt das ärgſte von allen dreien und hat ſich bis heute noch nicht verloren. »Miliare!« ſchon das Wort iſt hier ein Grauen, ein Fluch, und man wagt kaum es auszuſprechen. Das Uebel iſt äußerſt anſteckend und faſt immer tödtlich, denn der Ausſchlag kommt beinahe niemals normal heraus. Erſcheint er indeſſen in den ſeltneren und glücklicheren Fällen doch auf der Haut, ſo verbreitet er den allerübelſten Geruch, ſo daß man dem Patienten nicht zu nahen vermag, ohne das Taſchentuch in ſtarke Arome zu tauchen, und man ſogar ſchon beim Vorbeigehen an einem Hauſe merkt, ob das Miliare darin herrſcht. Man kannte dieſe Seuche ſonſt hier gar nicht; jetzt, ſeit den letzten Jahren, iſt ſie allgemein und wahrhaft die Geißel der ſchönen Arnoſtadt. So ſchwer wird das einſt ſo glückliche Florenz geprüft, in welchem ſich's vormals ſo leicht leben ließ — vor der Revolution, der Cholera, und ehe das koſtbare Paßweſen u. d. m. eintrat. „Dieſe Seuchen, dieſe Unruhen und Theurungen, es ſind Strafen vom Himmel!“ hören wir die Frommen hier ſagen.

Der Hof ſelbſt bleibt gewöhnlich den größten Theil des Jahrs von der Reſidenz fern, theils auf den verſchiedenen Schlöſſern, theils in den Bädern von Lucca, oder, wie auch in dieſem Winter wieder, einige Wochen in dem milderen Piſa, und behauptet überhaupt die äußerſte Zurückgezogenheit, wie nicht leicht einer in andern Ländern. Kaum daß er ſich einige mal im Theater zeigt und während des Carnevals zu ein paar Bällen im Palaſt einladet. Die junge ſächſiſche Prinzeſſin, die Neuvermählte des Erbprinzen, mag es ſehr ſtill hier finden. Auch die durch Frömmigkeit und Wohlthätigkeit bekannte Wittwe Großherzogin iſt aus dem ſächſiſchen Hauſe. Man ſieht dieſelbe nie im Schauſpiele, nur in Armenhäuſern und Kirchen, ſammt ihrer jungen, eben aus dem Kloſter getretenen Ehrendame. Man pflegt in dieſer Hofhaltung zu allen Jahreszeiten ſich um fünf Uhr zu erheben und, ganz im Widerſpruch mit italieniſcher Sitte, ſchon um neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Bei großen Gelegenheiten herrſcht jedoch viel Pracht und Etikette; da iſt alles ſpaniſch. Bei Kirchenfeierlichkeiten erſcheinen die Damen in voller Gala, mit reichſtem Geſchmeide, wie zu Neapel. Die jetzige Großherzogin, eine Schweſter des Königs Ferdinand, und in der Geſtalt die Neapolitanerin nicht verläugnend, dürfte ſich jedoch minder in der Repräſentation gefallen. Beſondere Anläſſe führen die Regentenfamilie ſchon in den Herbſttagen von Zeit zu Zeit in die Reſidenz. Zuweilen rollen die vierſpännigen geſchmackvollen Hofwagen mit der Livrée von heller Modefarbe zum Thore herein nach dem Palaſt Pitti. So auch, als das erſte mal die feſtliche Eröffnung des neuen Tagtheaters angekündigt war, wozu man auf der Eiſenbahn nach allen Richtungen Extrazüge veranſtaltet hatte und halb Toscana erwartete. Das rieſige Amphitheater von Holz, eine Nachahmung der antiken Arena, durch eine Geſellſchaft von Aktionären auf Spekulation auf der „Piazza Maria Antonia“ gebaut, oder vielmehr in dieſen weiten Platz hineingebaut, ſollte an einem Sonntage mit einer überaus glänzenden Vorſtellung eingeweiht werden, welche aber, zu größter Enttäuſchung der herbeiſtrömenden Menge plötzlich unterblieb, weil der Hauptunternehmer am Abend zuvor ſich in den Arno geſtürzt hatte.

Bedeutende Verſchönerung erhält Florenz durch die theilweiſe ſchon vollendete Verbindung des Lung' Arno mit den Caſcinen, welche, ganz eröffnet, den ſtolzeſten Corſo in gerader Linie dem Stromufer entlang bieten wird. Bevor die ungewöhnlich ſtrenge Kälte eintrat, fuhren wir noch in den mildeſten elfenhaften Nächten nach dieſer Paſſeggiata. Der Sternenſchein iſt hier ſo hell, daß er beinahe gleich Mondlicht die Gegend, den Kranz von Bergen und Wipfeln beleuchtet. Ueberall funkelte es im Immergrün aus den zerſtreuten Villen. Die Reflexe unſerer Laternen ſtreiften phantaſtiſch die Baumſtämme. Nur die Fremden kutſchiren im Parke umher; die Florentiner beſchränken ſich auf den runden großen Platz, wo in der guten Jahreszeit Abends die Equipagen bei der Muſik halten, wo man Converſation macht, ſich beſucht, die jungen Männer Sträuße pflücken und ſie den Damen in den Caroſſen überreichen. Es iſt ein Salon im Grünen, unter den Zweigen. Was ſoll ich mehr bewundern, den vollſten goldenen Mondglanz, der wie ein Liebesauge durch die ſchweigenden Laubkronen dieſer Caſcine dringt, oder zu einer früheren Stunde am Lung' Arno die mährchenhafte Abendröthe, buchſtäblich Purpur, tief glühend über der ganzen Länge des ſilberblauen Fluſſes, an dem ſchon feenartig Lichter gleich Juwelenreihen aufblitzen?

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 36.

Inhalt.

Ein französisches Dichterleben. Seite 841.
Reiter und Ränke. Eine Skizze aus dem Badeleben. (Schluß.) Seite 849.
Die Traumdeutung im Alterthum. Seite 854.
Literatur. Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie von Ludmilla Assing. Seite 857.
Korrespondenz-Nachrichten.
Genf. Seite 860.
Florenz. (Schluß.) Seite 863.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Die Technik der Baumwollenspinnerei.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Technik
der
Baumwollenspinnerei,
ihr Fortschreiten
in den letzten fünfundzwanzig Jahren
und
ihr gegenwärtiger Zustand.

Von
Dr. J. A. Hülsse,
Director der K. Sächs. polytechnischen Schule zu Dresden.

Mit 25 Kupfertafeln.

(Separatabdruck aus den Supplementen zu Prechtl's technologischer Encyklopädie.)

gr. 8. Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 4 Ngr.

Stuttgart und Augsburg, August 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

ESPRIT
de la
conversation française
ou
Recueil de Gallicismes
avec la traduction anglaise et allemande en regard
par
A. Peschler,
Docteur en philosophie et professeur de littérature française et anglaise à l'Université de Tubingue.

Nouvelle édition
entièrement refondue, et augmentée de notes grammaticales, historiques et littéraires.

8. geheftet. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Dem Verfasser der Causeries parisiennes, dieser so populär gewordenen und schon oft innerhalb so wie ausserhalb Deutschlands ab- und nachgedruckten Schrift, worin die weltmännische Eleganz und die Beweglichkeit des französischen Lebens sich vollkommen abspiegeln, verdanken wir ein neues Werk, dessen Hauptzweck der ist, in den Esprit der Pariser Conversation und in jene mit dem Geist des Volkes in so innigem Zusammenhange stehenden Redensarten uns einzuweihen. Er folgt darin der von einem geistreichen Kritiker aufgestellten Meinung: »Ein höherer Sprachunterricht muss die Eigenthümlichkeiten eines Idioms nicht als etwas für sich Bestehendes, seine Regel im eigenen Organismus Findendes, sondern nur als äussere Hülle einer specifisch-nationalen Anschauungsweise zum Bewusstsein bringen.«

An derartigen Versuchen hat es bis jetzt in Deutschland nie gefehlt; allein die etwas schwerfälligen Hände gewöhnlicher Compilatoren haben entweder werthvolle Pflanzen mit Unkraut in ihrem Herbarium in buntem Gemisch zusammengepresst, oder die anziehendsten Blumen aus dem einfachen Grund unberührt gelassen, weil sie ihnen völlig unbekannt waren. Ganz anders verfährt der Hr. Verfasser. Auf dem so reichlich cultivirten Felde der Bühnen- und Romanenliteratur sucht er das Piquanteste, Originellste, Schlagendste zu sammeln, und um zu seinem Ziele zu gelangen, verliert er nie aus den Augen die Légèreté so wie die Délicatesse, jene Eigenthümlichkeiten, durch welche sich der französische Esprit und dessen Wiederschein, die französische Causerie, so sehr auszeichnen. Was uns also die Causeries parisiennes in freier Form liefern, ist hier systematischer angeordnet.

Der Werth dieser piquanten Sammlung wird noch durch zahlreiche Anmerkungen und Citate erhöht, welche theils über schwer zu erklärende Gallicismen Aufschluss geben, theils als Belege für die Richtigkeit der Uebersetzung dienen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Parzival und Titurel.
Rittergedichte
von
Wolfram von Eschenbach.
Uebersetzt und erläutert
von
Dr. K. Simrock.
Dritte Ausgabe.

gr. 8. geh. Preis fl. 5. 36 kr. oder Rthlr. 3. 10 Ngr.

Die neue Auflage dieser ersten Meisterwerke der höfischen Dichtung ist eine verbesserte und vermehrte: verbessert in der Uebersetzung, die sich nun noch leichter und fließender liest und das Original in dem Wechsel klingender und männlich reimender Zeilen täuschender nachahmt; vermehrt in den Erläuterungen und Anmerkungen, welche besonders in der Untersuchung über das Verhältniß des Dichters zu seinen Quellen höchst überraschende Ergebnisse bietet, indem sie nachweist, daß jener Kiot, welchen Wolfram als seinen Gewährsmann nennt, aus der deutschen Literatur zu streichen ist: der Dichter hatte ihn nur fingirt, weil er Chrestiens großem Ansehen gegenüber eines Rückhaltes bedurfte, um seine Umbildung der Sage zu rechtfertigen, da seine tiefere, geistigere Auffassung derselben den Autoritätsgläubigen jener Zeit seine Berechtigung, von dem berühmten Vorgänger abzuweichen, nicht dargethan hätte. Ihm war es nur um die Wirkung seines Gedichts zu thun, und diese hieng von dem Glauben ab, die man seiner Darstellung schenkte. Für seinen Ruhm brauchte er nicht besorgt zu seyn, da die Originalität der Erfindung nicht zu den Ansprüchen gehörte, welche jene Zeit an die Werke ihrer Dichter stellte. Nächst dem verbreiten die Abschnitte über Ursprung und Bedeutung des Gralsmythus über diesen so viel besprochenen, aber immer räthselhaft gebliebenen Gegenstand plötzlich das hellste Licht.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ausgaben von Homer's Werken.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homer's Werke
von
Johann Heinrich Voß.

I. Wohlfeile Taschen-Ausgabe in zwei Bänden, brochirt
Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

II. Elegante Taschen-Ausgabe in zwei Bänden, in engl. Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.
Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 36. 6. September 1857.

Frankreich ist meine Wiege.
Und Bürger auch ist der Poet.

Sainte-Beuve.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist.

Goethe

Ein französisches Dichterleben.

(s. Nr. 34.)

Berangers Meisterjahre.

I.

„Sing, armer Junge, sing!" hatte der Genius Beranger von oben zugerufen. Und er sang, der junge Autodidakt und Proletarier, der weder ein Gymnasium noch eine Universität besucht hatte, Beranger sang. Es war im November 1815, wo er seine ersten Lieder: »Chansons morales et autres.« herausgab. Als fliegende Blätter waren vorher schon, 1813, sein „König von Yvetot" und „der Rathsherr" (le sénateur) erschienen. Das erste Gedicht war ein Nadelstich für Napoleon selbst, das zweite geißelte die Charakter- und Zuchtlosigkeit jener Zeit. Man hat gesagt, es sey dem Sänger mit der Erinnerung an das Gedicht: der „König von Yvetot," wie dem alten Löwen in der Fabel gegangen, der also berichtete: „Es ist mir zuweilen auch begegnet, den Schäfer zu verspeisen, — nicht bloß die Schafe." Wir können weder etwas Außerordentliches an der Kühnheit finden, die der junge Dichter dem Kaiser gegenüber hier gezeigt haben soll, noch etwas Besonderes an der Großmuth des letzteren, die er darin bewiesen haben soll, daß er sich in dem „Tuckmäuser" nicht wieder zu erkennen geruhte.

Wir lassen das Gedicht, von dem man mit Recht gesagt, daß es Berangers Ruhm zuerst begründet habe, hier folgen.

Der König von Yvetot.

Mai 1813.

War mal ein König lobesan,
Sein Nam' ist schier vergessen,
Zu Bette früh, spät auf der Bahn,
Auf Lorbeern nicht versessen.
Die wollne Nütz', ein Krönlein rar,
Setzt' ihm sein Hannchen, wie sie war,
Auf's Haar.
Ha, ha, ha, ha, ho, ho, ho, ho,
Ein Prinz, o wären alle so!
So, so!

Viermal des Tages ließ er sein
Im Strohpalast sich's schmecken,
Ritt sacht auf seinem Eselein
Durch seines Reiches Strecken.

Digitized by Google

Gar ſpaßlich war er, fromm und rund,
Als Leibwach' ihm zur Seite ſtund
Sein Hund.
Ha, ha ꝛc.

Wenn ihn Gelüſte je gedrückt,
So war's des Durſtes wegen,
Denn muß nicht, wer ſein Volk beglückt,
Auch ſeines Leibes pflegen?
Bei Tafel zog vom Ciner Wein
Höchſtſelbſt er mit Behagen ſein
Maß ein.
Ha, ha ꝛc.

Bei hübſchen Mädchen ſpielt' er gern
Den Zärtlichen, Galanten,
Weßhalb „Papa" den hohen Herrn
Die Landeskinder nannten.
Nie rückt' er aus mit Heeresbann,
Als etwa auf den Schießplatz dann
Und wann.
Ha ha ꝛc.

Des Reiches Mehrer war er nicht,
Thät keinen Nachbar plagen,
Und ſein Geſetzbuch, recht und ſchlicht,
War eben — ſein Behagen.
Zu früh nur ſchlief der Gute ein,
Da war die Trauer insgemein
Nicht klein.
Ha ha ꝛc.

Zur Zeit bewahrt man noch das Bild
Des vielgeliebten Prinzen;
Iſt gar ein ſaubrer Wirthshausſchild,
Beliebt in den Provinzen.
Dort zecht das Volk zur Kirchweihzeit
Und ſingt, man hört es weit und breit,
Und ſchreit:
Ha, ha, ha, ha, ho, ho, ho, ho,
Ein Prinz, o wären alle ſo,
So, ſo!

Ueber ſeine Stellung zu Napoleon hat ſich Beranger in unumwundener Proſa ausgeſprochen. Dieſe Stellung iſt theilweiſe aus einem Mißverſtändniß hervorgegangen; er hat die imponirende Geſtalt dieſes Feldherrn und Staatsmanns zu ſehr durch die franzöſiſche Brille angeſchaut, ſonſt hätte er ihn nicht den „größten Poeten der modernen Zeit und vielleicht aller Zeiten" nennen können. Die Poeſie der That im eminenteſten Sinne des Worts umfließt allerdings wie eine Aureole das Haupt des gewaltigen Mannes, dem es auch nicht an Phantaſie fehlte; * hätte aber Beranger ihn den größten und genialſten Realiſten und Egoiſten der modernen Zeit und vielleicht aller Zeiten genannt, ſo wäre er der Wahrheit näher gekommen. Der junge Beranger war offenbar von dem Ruhm Napoleons und dem Ruhm, mit dem er Frankreich und ſein Volk, für welches „der Ruhm von des Lebens Gütern allen," damals wenigſtens, „das höchſte" war, überſchüttete, zu ſehr geblendet, als daß er ein ganz unparteiiſches hiſtoriſches Urtheil über ihn gehabt hätte. „Meine enthuſiaſtiſche, dauernde Bewunderung für das Genie des Kaiſers," ſagt er übrigens, „der für das Volk, das in ihm den Sieg der Gleichheit perſonificirt ſah, ein Gegenſtand der Vergötterung (der nationalen Selbſtvergötterung vielmehr) war, dieſe Bewunderung, dieſe Vergötterung, die Napoleon einſt zum großartigſten Gegenſtand meiner Lieder machte, konnte

---

* In dem Charakterbild, das Friedrich von Gagern in ſeinem literariſchen Nachlaß von Napoleon entwirft, finden wir den Nagel auf den Kopf getroffen. „Gleich dem Rieſen Antäus" — heißt es dort — „fühlt er ſich nur auf feſtem Boden ſtark, und er gebraucht ſeine mächtige Phantaſie, wie der Vogel der Wüſte die Flügel, um nur die Laufbahn ſchneller, doch ohne den Boden zu verlaſſen, zurückzulegen . . . Er hat den Muth und die Stärke des Löwen, aber auch die Schlauheit des Fuchſes. Von ſich ſelbſt hat er geſagt, daß er ſein Herz in der Bruſt nie habe klopfen gefühlt. Wie ein geſchickter Maſchiniſt verbirgt er ſein Räderwerk und läßt die Menge nur die Wunder ſehen, die er damit ſchafft. Seine Unternehmungen müſſen die Einbildungskraft der Menſchen lebhaft anregen und mit Staunen erfüllen. Er zieht in den Orient, lagert bei den Pyramiden Egyptens, überſchreitet mit ſeinem Heer die Gipfel der Alpen, er ſucht die Fußſtapfen Alexanders, Hannibals, Karls des Großen auf, und — darf die Vergleiche nicht ſcheuen . . Auf die Gemüther ſeiner Soldaten übte er eine bewundernswürdige Gewalt, und nicht ohne Wahrheit (?) durfte er denen, die ihm den Vorwurf machten, er habe nicht verſtanden das Volk zu gewinnen, antworten: »Qu'y-a-t-il donc de plus peuple qu'une armée?« Die Idee der Freiheit hatte er unter dem Lorbeer erſtickt; es war ſein Heer ihm ganz ergeben, und auf den Schlachtfeldern riefen ihm auch die Sterbenden ihr Vivat noch zu." (Caesar, morituri te salutant!)

„Mag es ſeyn, daß Napoleon ſich des eiteln Scheins, der Falſchheit und der hohlen Lüge nicht aus Vorliebe für ſolche Mittel, ſondern um der Zwecke willen bediente, die er für gute oder nützliche hielt; aber daß er ſolcher Mittel ſich bedienen mußte, lag nicht darin das Bekenntniß ſeiner Schwäche? entbehrte er bei allen großen Eigenſchaften nicht darum doch der wahren Größe?"

Digitized by Google

mich über den täglich geſteigerten Deſpotismus des Kaiſerreichs nicht verblenden." — „In den hundert Tagen ließ ich mich durch den Enthuſiasmus des Volks nicht täuſchen, ich ſah, daß es Napoleons Sache nicht war, conſtitutionell zu regieren; er war der Welt auch dazu nicht geſchenkt worden."

Die richtigere Anſicht von Napoleon und dem Napoleonismus hat ein Deutſcher, hat der große Goethe nicht lange vor ſeinem Tode (Eckermanns Geſpräche, 21. März 1831) ausgeſprochen, wenn er ſagt: „Das Beiſpiel von Napoleon hat beſonders in den jungen Leuten in Frankreich, die unter jenem Helden heran wuchſen, den Egoismus aufgeregt, und ſie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Deſpot unter ihnen aufſteht, in welchem ſie das auf der höchſten Stufe ſehen, was ſie ſelber zu ſeyn wünſchen. Es iſt nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht ſobald wieder geboren wird, und ich fürchte faſt, daß noch einige hunderttauſend Menſchen darauf gehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt."

Uebrigens ſagt auch Goethe von ſich in ſeinem Leben: „Und ſo war ich denn auch preußiſch oder, um richtiger zu reden, Fritziſch geſinnt; denn was ging uns Preußen an? Es war die Perſönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." Wie, nach Goethes Anſicht, der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich den Großen und die Thaten des ſiebenjährigen Kriegs in die deutſche Poeſie kam, ſo ſcheint Beranger in der heroiſchen Geſtalt Napoleons, trotz aller Mängel, die ihm anhafteten, und trotz alles Unglücks, das er über Frankreich gebracht, den erhabenſten Gegenſtand nationaler Dichtung geſehen zu haben.

Und wenn ſelbſt deutſche und ſpätere Dichter wie Heine, Gaudy u. a. von der Größe dieſes franzöſiſchen Helden ſich blenden ließen, will man es dem Landsmann und Zeitgenoſſen deſſelben ſehr verübeln, daß ſeine Begeiſterung für dieſe tragiſche Geſtalt, theilweiſe wenigſtens, eine irrthümliche und dem hohen und humanen Standpunkt, auf dem Beranger ſonſt ſteht, nicht völlig entſprechende war? Mag man jedoch hierüber denken wie man will, die Napoleonſchen Lieder Berangers ſind ſchön, ſind der klangvolle, begeiſterte Ausdruck der nationalen Stimmung. Wir wollen einige derſelben mittheilen.

Der fünfte Mai.

1821.

Mich haben Spanier auf ihr Schiff genommen,
Am Gangesſtrand, wohin ich mich verbannt.
Dem Schiffbruch eines Heldenreichs entkommen,
Dort irrt' ich freundlos um und unbekannt;
Fünf Jahr' — und über'm Cap hier zu erſpähen
Die Linie! — Herz und Auge überfließt:
Ich armer Kriegsmann werde Frankreich ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Sankt Helena! erſchallt der Ruf vom Maſte:
O Gott, mein Kaiſer — auf dem Felſenbruch!
Der Spanier ſelbſt vergißt, daß er ihn haßte:
Fluch ſeinen Ketten, ſeinen Henkern Fluch!
Was kann ich thun, was kann für ihn geſchehen,
Jetzt, wo man ſchon nicht mehr ſein Blut vergießt?
Ich armer Kriegsmann werde Frankreich ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Vielleicht er ſchläft, der unbeſiegte Ritter,
Dem zwanzig Fürſten nicht vermocht zu ſtehn;
Und kann er nicht, ein drohendes Gewitter,
Noch ſterbend über Königshäuptern gehn?
An dieſem Felſen ſcheitert Wunſch und Flehen.
Weh, daß ihr vom Olymp den Adler ſtießt!
Ich armer Kriegsmann werde Frankreich ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Die Siegesgöttin war, ihm nachzujagen,
Dem Stürmiſchen, zu müd — er ruhte nicht.
Zweimal verrathen, wußt' er groß zu tragen;
Nun ſeht, wie ihn der Schlangen Schweif umflicht.
Sie ſind's, die Gift auf ſeinen Lorbeer ſäen,
Daß um die Siegerſtirn er tödtlich ſprießt.
Ich armer Kriegsmann werde Frankreich ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Ein irres Schiff erſcheint — gleich fliegen Ordern —
Iſt Er's? — Die Fürſten zagen todtenbleich.
Kommt er, die Welt von uns zurückzufordern?
Zwei Millionen gegen ihn ſogleich!
Indeß er krank, vielleicht in Abſchiedswehen
Frankreichs gedenkend, flücht'gen Troſt genießt.
Frankreich! — ich armer Kriegsmann werd' es ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Der göttergleiche Held voll Geiſt und Gaben —
Warum er doch nach einem Scepter griff?
Hoch über jeden Erdenthron erhaben
Steht er im Glanz auf dieſem Felſenriff.
Sein Ruhm wird hier, ein Rieſenleuchtthurm, ſtehen,
Deß Flammenſchrift die Welt mit Staunen lieſt.
Ich armer Kriegsmann werde Frankreich ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Sagt, Spanier, dort, was iſt der trübe Schimmer?
Ein ſchwarz Panier? — O großer Gott, mir graut!
Er todt, der Held! O Ruhm, verwaiſt für immer!
Rund um mich weinen ſeine Feinde laut.

Digitized by Google

Laßt ſtill uns an dem Riff vorüber gehen;
Seht, wie des Tages Stern hinunter ſchießt.
Ich armer Kriegsmann werde Frankreich ſehen,
Wo eines Sohnes Hand mein Auge ſchließt.

Der alte Sergeant.

1815.

Die Tochter ſitzt am Spinnrad, und der greiſe
Sergeant, vertieft in ſeine Träume wiegt
Mit dem zerſchoßnen Arm — er lächelt leiſe —
Das Enkelpaar, das ruhig ſchlafend liegt.
Er hat gelernt, den Kummer zu verbeißen,
Er murmelt vor ſich hin in ſeiner Noth:
Geboren ſeyn, das will ſo viel nicht heißen;
Gott geb' euch, Kinder, einen ſchönen Tod!

Horch, Trommelwirbel dringt zu ſeinen Ohren,
Fern zieht vorüber eine Kriegerſchaar.
Noch einmal ſpürt das edle Roß die Sporen,
Roth glüht die Stirn ihm unter grauem Haar. —
Mein Auge, ſieht es recht, das alterſchwache?
Die Fahne kenn' ich nicht! — Gerechter Gott,
Sparſt du ſie auf zum großen Tag der Rache,
Gib meinen Kindern einen ſchönen Tod!

Wo ſind, ſo ruft er aus mit bittrem Trauern,
Die bei Fleurus, Jemappes, am Rheinesſtrand
So wacker einſt gekämpft, die ſchlichten Bauern,
Voll Muth für Republik und Vaterland,
Die barfuß, ohne Brod, wie Heldenſeelen
Sich ſchlugen, wenn der Ehre Ruf gebot?
Am Rhein muß unſer Schwert ſich wieder ſtählen!
Gott geb' euch, Kinder, einen ſchönen Tod!

Wie prangten einſt in ſchwarzen Kampfgewittern
Die blauen Röcke, löcherig und wund;
Die Freiheit füllte dort mit Kronenſplittern
Und Kettentrümmern der Kanonen Mund.
Die Völker ließen Siegeslieder ſchallen,
Und kränzten unſre Stirnen roſenroth.
Wohl jedem, der zur Zeit des Ruhms gefallen!
Gott geb' euch, Kinder, einen ſchönen Tod!

Der Heldenſinn erlag dem feigen Hohne,
Die Offiziere traten aus den Reihn
Geadelt, und ihr Mund, den die Patrone
Noch ſchwärzte, quoll von faden Schmeicheleien.
Die Freiheit floh mit unterdrücktem Weinen;
Die Herren hatte, wer am meiſten bot,
Der Ruhm, die Thränen blieben den Gemeinen;
Gott geb' euch, Kinder, einen ſchönen Tod! —

Die Tochter unterbricht des Alten Klage,
Und unterm Spinnen ſingt ſie hörbar kaum
Die ſtreng verpönten Lieder jener Tage,
Die einſt die Fürſten aufgeſchreckt vom Traum.
Und leiſe ſpricht er: Hörſt du dieſe Lieder?
Wach auf, mein Volk, es iſt die höchſte Noth!
Und murmelnd wiegt er ſeine Enkel wieder:
Gott geb' euch, Kinder, einen ſchönen Tod!

Waterloo.

Soldaten ſprachen: Deine Lieder nennen
Wir unſer, ja, ſie haben guten Klang!
Was kümmert's dich, wenn andre dich verkennen?
Laß unſre Thaten leben im Geſang.
Beſing' einmal den Tag, du Mann der Lieder,
Den Tag, wo Ruhm und Glück für uns verſchied!
Ich ſprach und ſchlug die feuchten Augen nieder:
Entweihen ſoll ſein Name nie mein Lied!

Ward Chäronea in Athen beſungen,
Der Tag, der ſeine Freiheit trat in Staub?
Das Volk, vom Thron geſtürzt, mit tauſend Zungen
Verflucht' es Philipp, ſchalt die Götter taub.
Der Tag, wo ſchwarze Wolken die beſonnten
Gefilde deckten, unſrer Ketten Schmied,
Der Tag, zu dem Franzoſen lächeln konnten,
Entweihen ſoll ſein Name nie mein Lied!

Die Fürſten winkten gnädig mit dem Stabe
Den Völkern, ſich zu waffnen — Rieſe, ſteuch!
Sie nahn, die Freiheit läutet dir zu Grabe:
„Durch euch gerettet herrſchen wir durch euch!"
Der Rieſe fiel, ihr aber ſeyd belogen,
Ihr tretet neu gefeſſelt aus dem Glied.
Der Tag, der Freund' und Feinde hat betrogen —
Entweihen ſoll ſein Name nie mein Lied!

Die Jüngern ſähen's gerne, wenn ich ſchwiege:
Wozu der Kummer, dem wir uns geweiht? —
Was wiſſen ſie vom Schiffbruch? Ihre Wiege
Schwamm auf dem wilden Strome jener Zeit.
Wohl euch! Mag euer Stern die Schmach bedecken
Des Tages, wo der Sonne Glanz uns mied.
O wär' er nur ein Traum, der Tag der Schrecken!
Entweihen ſoll ſein Name nie mein Lied!

Kommt, Kinder, laßt auf eurer Stirn mich leſen!
Vor euch geöffnet liegt der Ehre Bahn!
Ihr werdet wieder, was wir einſt geweſen,
Ihr werdet ſiegen, wachſt zum Ruhm heran.
Bis wir den Tag, wo bei des Donners Brüllen
Der Himmel Schmach und Jammer uns beſchied,
Bis wir den Tag in lichte Glorie hüllen,
Entweihen ſoll ſein Name nie mein Lied!

Volkserinnerungen.

Lange Seinen Ruhm bewahren
Wird der Hütten niedres Dach;
Keiner andern Mähre nach
Fragt Jemand mehr in fünfzig Jahren.

Digitized by Google

Abends um die Ahne her
Setzt ſich Alt und Jung bei'm Lichte.
Mutter, ſagt uns doch noch mehr
Von der herrlichen Geſchichte. —
Glaubt ihr, daß das Volk, gequält,
Je in ſeiner Lieb' erkalte,
Für Ihn erkalte? —
Ja, erzählt uns, gute Alte,
Ja, von Ihm erzählt!

Kinder, durch das Dorf gekommen
Iſt Er, Fürſten im Geleit.
Ach, das war vor langer Zeit,
Kaum hatt' ich meinen Mann genommen.
Dort hinauf, am letzten Gut,
Wo ich, Ihn zu ſehen, hocke,
Ging Er mit dem kleinen Hut,
In dem grauen Ueberrocke.
„Guten Tag, mein Kind!" — Verſüßt
War die Angſt — wie das mir ſchallte,
Sein Gruß mir ſchallte! —
Wie, Er grüßt' Euch, gute Alte,
Er hat Euch gegrüßt?

In Paris, da durft' ich ſchauen
Ihn im Glanz das nächſte Jahr,
Wie er auf dem Zuge war
Zur Kirche Unſrer lieben Frauen.
Alle Herzen wurden weit,
Jauchzten dieſer Pracht entgegen,
Alles rief: O ſchöne Zeit!
Ueber Ihm iſt Gottes Segen!
Helle Vaterfreude lag
Auf dem Antlitz ohne Falte,
Ja ohne Falte. —
Welch ein Tag für Euch, o Alte,
Welch ein ſchöner Tag!

Aber als dem Feind erlegen
Seufzte das Champagner Land,
Wie Er da allein noch ſtand
Und focht im dichten Kugelregen!
Einmal hör' ich an mein Thor
Klopfen, Abends, grad wie eben,
Oeffne — Gott, Er ſteht davor,
Nur von Wenigen umgeben!
Hier, die Bank, da ſaß Er her.
Ha, wie Er die Fäuſte ballte,
Laut ſeufzend ballte! —
Hier geſeſſen iſt Er, Alte,
Eben hier ſaß Er?

Sprach: Mich hungert! — Und in Eile
Bring' ich ſchwarzes Brod und Moſt.
Und Er trocknet ſich, getroſt
Entſchläft Er dann nach kurzer Weile.
Thränen kamen mir. Erwacht
Sieht Er mich: „Nur nicht verzagen!
Büßen ſoll des Feindes Macht
Vor Paris für Frankreichs Klagen!"
Und Er ging. Ihr wißt, wie hoch
Ich Sein Glas in Ehren halte,
In Ehren halte! —
Und Ihr habt es, gute Alte,
Habt es immer noch?

Ja, da iſt es! — In's Verderben
Zog's den Helden ſieggewöhnt.
Er, vom Pabſte ſelbſt gekrönt,
Auf wüſter Inſel mußt' er ſterben.
Lange hat's kein Menſch geglaubt,
Und es hieß: Er landet wieder,
Schlägt der Feinde freches Haupt,
Eh' ſie ſich's verſeh'n, darnieder.
Leere Hoffnung! Meint' ich doch,
Daß es mir das Herz zerſpalte,
Das Herz zerſpalte! —
Gott vergilt's Euch, gute Alte,
Gott vergilt's Euch noch!

Wenn die ganze poetiſche Oppoſition, die Beranger der reſtaurirten Dynaſtie machte, faſt überall bonapartiſtiſch gefärbt erſcheint, in Gottes Namen — auch hierin war das „Volk ſeine Muſe." Läugnen wird niemand, daß das Hochtragiſche im Geſchick Napoleons eines Sängers wie Beranger nicht unwerth war. Was er etwa hierin des Guten zu viel gethan, das hat er ſpäter offen eingeſtanden und poetiſch bereut; gebüßt dafür hat er noch im Sarge.

Nun hat man aber, früher ſchon und erſt neuerdings wieder, Stimmen gehört, die dem Dichter ein Verbrechen daraus machen, daß er erſt *nach* dem Fall Napoleons ihn und ſeine Schlachten beſungen, daß er, der den Jubel des Pariſer Volks: „Marengo! Bonaparte, er hat geſiegt!" und die Kanonenſchüſſe bis in ſeine Dachſtube hinauf hörte und „neue ſtolze Lieder" erſchallen ließ, daß er dieſer Fahne nicht ſelbſt gefolgt ſey und dem Kriegsdienſt ſich entzogen habe. „Er zählte," ſo läßt ſich jenes „ſtrenge Urtheil über Beranger" vernehmen, „zwanzig Jahre, als der erſte Conſul durch die Schlacht von Marengo jene merkwürdige Reihe von Siegen und Niederlagen eröffnete, welche die erſten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts bezeichnen. In dieſer allgemeinen Bewegung, welche Frankreich und ſeinen Chef auf die Schlachtfelder zog, hatte der Poet, der ſpäterhin die „Krieger" und die „Lorbeeren" in allen Tönen beſingen wird, nichts Eiligeres zu thun, als ſich dem Militärdienſt zu entziehen. Man ſieht, daß die Lorbeeren der franzöſiſchen Heere, welche Beranger mit

Digitized by Google

einem ſo lebhaften Enthuſiasmus beſang, ihn nur — von weitem rührten. Der Poet, welcher bei dem Donner der Kanonen, der den Sieg von Marengo ankündigte, gezecht hatte, fuhr auch zu zechen fort, als die Stunde der Invaſion geſchlagen hatte. „Nach Frankreich kehren nie die Könige wieder!“ hatte Beranger in einem Anfall von Begeiſterung ausgerufen, aber als die „Könige“ die franzöſiſche Grenze überſchritten und ſich der Hauptſtadt näherten, da griff der Poet zum Glaſe und ſang:

Quand plus d'un brave aujourd'hui tremble.«

Doch wir legen lieber gleich das ganze Gedicht, dem die Stelle entnommen, hier deutſch zu den Akten.

Mein letztes Lied vielleicht.

Ende Januar 1814.

Für Frankreichs Ruhm, für Frankreichs Schande
Nie war mein Buſen kalt geſtimmt;
Sein Boden raucht von wüſtem Brande,
Der Fremde ſiegt — ich bin ergrimmt:
Doch, ob den Mann ſein Schmerz auch ehre,
Was hilft das Klagen? Freunde, lacht!
Ja, wahrlich, fortzulachen wäre
Ein Stoß für unſrer Feinde Macht.

Ob auch das kühnſte Herz verzage,
Ich Memme bleibe froh und friſch.
Wir ſitzen heiter beim Gelage,
Und ſchlagen wacker auf den Tiſch.
Ja, wenn ich ihn nur nicht entbehre,
Den Gott, der froh die Herzen macht!
Beim Himmel, fortzutrinken wäre
Ein Stoß für unſrer Feinde Macht.

Corſaren, meine Gläubiger, faſſen
Mich überall, zu jeder Friſt;
Schon wollt' ich mir vereinigen laſſen,
Als ich erfahren — was ihr wißt.
Daß euch der Feind die Truhen leere,
Ihr Filze, hat mir bang gemacht.
Drum borgt mir, fortzuborgen wäre
Ein Stoß für unſrer Feinde Macht.

Ich hab' ein junges, hübſches Schätzchen,
Auf das ich große Stücke hielt;
Im Grunde glaub' ich, daß das Kätzchen
Ein wenig nach den Fremden ſchielt.
Wie wenig die Gefahr ſie ſcheere,
Mit Schrecken nahm ich das in Acht.
Noch dieſe Nacht zu nützen, wäre
Ein Stoß für unſrer Feinde Macht.

Wohlan, du fröhliche Gemeinde,
Stirbt alle Hoffnung, nun, ſo ſchwört.
Nie wird ein Lied für Frankreichs Feinde
In unſrem Sängerkreis gehört.
Doch noch im Tode ſingend kehre
Der Schwan zurück in ſeine Nacht.
Franzoſen, fortzuſingen wäre
Ein Stoß für unſrer Feinde Macht.

„So verſtand,“ fährt der oben erwähnte Ankläger fort, „der Dichter des „alten Korporals“ im Augenblick der Invaſion die Pflichten des Patriotismus. Wir ſind weit entfernt, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, daß er im Jahr 1814 eben ſo wenig als im Jahr 1800 die Flinte auf den Rücken nehmen wollte, aber ſeine Lobredner ſollten wenigſtens nicht ſo ungeſchickt ſeyn, ihn den modernen Tyrtäus zu nennen. Der Muth dieſes Griechen war auf der Höhe ſeines Talents, er begeiſterte die Krieger nicht bloß durch ſeine Geſänge, ſondern auch durch ſeine Tapferkeit. Körner ſchrieb mit der einen Hand und ſchwang den Säbel mit der andern.“

Wir haben den Ankläger ausreden laſſen. Wir ſelbſt ſind keine Lobredner Berangers und haben ihn nie einen modernen Tyrtäus genannt. Doch erlauben wir uns einige Gegenbemerkungen. Gewiß hat auch hier das Goethe'ſche Wort ſeine Geltung: „Eines ſchickt ſich nicht für alle, ſehe Jeder, wie er's treibe!“ Wer ſich ſelbſt als „Memme“ im Spaß denuncirt, von dem kann man keinen militäriſchen Heroismus im Ernſt verlangen; den bürgerlichen Muth aber wird ihm niemand beſtreiten wollen, ſelbſt jener Ankläger nicht, der ſich, trotz aller ſonſtigen Bemängelung, „für verpflichtet hält zu bekennen, daß Beranger im Privatleben ein liebenswürdiger, rechtlicher und wohlthätiger, daß er ein durchaus uneigennütziger Mann war.“

Dieſe Anklage gegen Beranger, den demokratiſchen Dichter, hat uns lebhaft an ähnliche Vorwürfe erinnert, die man Goethe, dem ariſtokratiſchen Dichter, ſeiner Zeit gemacht hat. Eckermann erzählt davon gerade aus Anlaß der Unterhaltungen über Beranger. Nachdem Goethe die Bemerkung gemacht, der franzöſiſche Dichter ſey in den meiſten ſeiner politiſchen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten, vielmehr ſeyen die Dinge, denen er entgegen wirke, größtentheils von ſo allgemein nationalem Intereſſe, daß des Dichters Stimme faſt immer als große Volksſtimme vernommen werde, fährt er fort: „Bei uns in Deutſchland iſt dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja, wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entſchieden ſagen könnten: Hier iſt Deutſchland! Fragen wir in Wien, ſo heißt es: Hier iſt Oeſterreich, und fragen wir in Berlin, ſo heißt es:

Digitized by Google

Hier iſt Preußen. Bloß vor ſechzehn Jahren (das Geſpräch datirt vom 4. März 1827), als wir endlich die Franzoſen los ſeyn wollten, war Deutſchland überall. Hier hätte ein politiſcher Dichter allgemein wirken können, allein es bedurfte ſeiner nicht. Die allgemeine Noth und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämoniſches ergriffen; das begeiſternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von ſelber. Doch will ich nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert Einiges gewirkt haben."

Auf die Bemerkung Eckermanns nun, daß man Goethe vorgeworfen, in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigſtens als Dichter eingewirkt zu haben, erwiederte Goethe: „Laſſen wir das, mein Guter! Es iſt eine abſurde Welt, die nicht weiß, was ſie will, die man muß reden und gewähren laſſen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß? und wie hätte ich haſſen können, ohne Jugend? Hätte mich jenes Ereigniß als einen Zwanzigjährigen getroffen, ſo wäre ich ſicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die erſten Sechzig hinaus war. Kriegslieder ſchreiben und im Zimmer ſitzen! — das wäre meine Art geweſen! Aus dem Bivouac heraus, wo man Nachts die Pferde der feindlichen Vorpoſten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen laſſen. Aber das war nicht *mein* Leben und nicht *meine* Sache, ſondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden ſeine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegeriſche Natur bin und keinen kriegeriſchen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske geweſen ſeyn, die mir ſehr ſchlecht zu Geſicht geſtanden hätte. Ich habe in meiner Poeſie nie affektirt. Was ich nicht lebte, was mir nicht auf die Nägel brannte und zu ſchaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgeſprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Haſſes ſchreiben können ohne Haß? Und unter uns, ich haßte die Franzoſen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir ſie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Cultur und Barbarei Dinge von Bedeutung ſind, eine Nation haſſen können, die zu den cultivirteſten der Erde gehört und der ich einen ſo großen Theil meiner eigenen Bildung verdanke! Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weiſe dienen, ſondern jeder thut ſein Beſtes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang ſauer genug werden laſſen. Ich kann ſagen, ich habe in den Dingen, welche die Natur mir zum Tagewerk beſtimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelaſſen und mir keine Erholung gegönnt, ſondern immer geſtrebt und geforſcht und gethan, ſo gut und ſo viel ich konnte. Wenn jeder von ſich daſſelbe ſagen kann, ſo wird es um Alle gut ſtehen. Es verſteckt ſich hinter jenem Gerede mehr *böſer Wille* gegen mich, als Sie wiſſen. Ich fühle darin eine neue Form des alten Haſſes, mit dem man mich ſeit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen ſucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, ſie wären mich Alle ſehr gern los; und da man nun an mein *Talent* nicht rühren kann, ſo will man an meinen *Charakter*. Bald ſoll ich ſtolz ſeyn, bald egoiſtiſch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenluſt verſunken, bald ohne Chriſtenthum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutſchen." — „Und was heißt es denn," ſagt er ein ander mal, „ſein Vaterland zu lieben? und was heißt denn: patriotiſch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, ſchädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Anſichten zu beſeitigen, den Geiſt ſeines Volkes aufzuklären, deſſen Geſchmack zu reinigen und deſſen Geſinnungs- und Denkweiſe zu veredeln, was ſoll er denn da Beſſeres thun? Und wie ſoll er denn da patriotiſcher wirken?"

„Das Vernünftigſte," meint Goethe an einem andern Ort, „iſt immer, daß jeder ſein Metier treibe, wozu er geboren iſt und was er gelernt hat, und daß er den andern nicht hindere, das ſeinige zu thun." Und wiederum: „Was mich betrifft, ſo ſehe ich immer mehr ein, daß jeder nur ſein Handwerk ernſthaft treiben und das Uebrige alles *luſtig* nehmen ſoll. Ein paar Verſe, die ich zu machen habe, intereſſiren mich jetzt mehr als viele wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß geſtattet iſt, und wenn ein jeder das Gleiche thut, ſo wird es in der Stadt und im Hauſe wohl ſtehen." (XX, 208.)

In der That, ein merkwürdiger Zuſammenklang zwiſchen dem Royaliſten und dem Republikaner, dem ariſtokratiſchen und dem demokratiſchen Dichter! — Soll ich noch ein Wort zur Vertheidigung des franzöſiſchen Dichters beifügen, nachdem wir die Vertheidigung des deutſchen und des größeren Dichters vernommen haben, die alles vorweg nimmt, was Freunde Berangers ſeinen Anklägern entgegen halten könnten? Beide waren nun einmal keine kriegeriſchen Naturen, aber beide waren Männer, die wußten, was ſie wollten und, nach dem klaſſiſchen Wort Alexander von Humboldts, „den Muth ihrer Meinung hatten" und für dieſelbe arbeiteten, kämpften und litten, jeder in ſeiner Weiſe und jeder, weil ſeiner innerſten Natur und Ueberzeugung gemäß, in berechtigter Weiſe. Für Goethe ſelbſt wiſſen wir noch ein

Digitized by Google

weiteres Zeugniß anzuführen, das hier eingeschaltet werden mag, das von Luden. *

„Glauben Sie ja nicht," sagte er zu diesem, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sind ein Theil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. — (Beranger drückt einen ähnlichen Gedanken keck so aus:

Weg übern Grenzstock fliegen Raben,
Die Freiheit ist ihr Element.
Ein Sommer trocknet aus den Graben,
Der zweier Herren Länder trennt).

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt uns das stolze Bewußtseyn nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben (leidigen) Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich (und dessen Nachahmungen) zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, so würden sie längst zu Grunde gegangen seyn. Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit (daß sie sogar zwei klassische Literaturperioden zählen!), so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben (ein manifest destiny, wie die germanischen Nordamerikaner sagen), eine Bestimmung, welche um so größer seyn wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vorauszusehen, und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen, oder herbeizuführen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken, zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin vorausstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeder großen That, wenn der Tag des Ruhmes heranbricht. — Sie (Luden) sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief? * Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttlung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung?"

„Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kasuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahren von dorther zu erwarten. Aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen. Sie zwar berufen sich auf die russischen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!"

* Aus einem Gespräche Ludens mit Goethe im November 1813. Vergl. „Rückblicke in mein Leben." Aus dem Nachlaß von Heinrich Luden. S. 119 ff.

* Luden hatte Goethe'n zuvor im Lauf des Gesprächs erzählt: Vor einem halben Jahr, als ich eben durch eine Gasse in Jena ging, rief ein ehrsamer Bürger seinem Nachbar auf die Frage: wie es gehe? zu: „Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen? — Gut! Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert: nun mögen die Russen kommen, wann sie wollen!"

Digitized by Google

„Als ich auf dieſes Wort," erzählt Luden weiter, „etwas erwiederte, entſtand ein Geſpräch, in welchem Goethes Worte immer beſtimmter, ſchärfer, und ich möchte ſagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken, niederzuſchreiben, was geſprochen worden iſt." Nur das Eine bemerkt Luden noch, daß er in dieſer Stunde auf das innigſte überzeugt worden ſey, daß diejenigen im ärgſten Irrthum ſeyen, welche Goethe beſchuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutſche Geſinnung, keinen Glauben an unſer Volk, kein Gefühl für Deutſchlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereigniſſen und den wirren Verhandlungen dieſer Zeit ſey lediglich eine ſchmerzliche Reſignation geweſen, zu welcher er ſich in ſeiner Stellung und bei ſeiner genauen Kenntniß von den Menſchen und von den Dingen habe entſchließen müſſen.

Wir haben uns dieſe Abſchweifung erlaubt, weil wir ein franzöſiſches Dichterleben für Deutſche zu ſkizziren verſuchen, und weil, ohne eine vergleichende Beziehung fremder und unſerer eigenen Zuſtände, das Kehren vor fremden Thüren ein unfruchtbares, rein belletriſtiſches Geſchäft wäre. Wie grundlos die Beſchuldigungen ſind, die wir oben von einem Deutſchen gegen Beranger ausgeſprochen fanden, geht ſchon daraus hervor, daß die Anklage, wenn ſie Grund hätte, auch auf Goethe und nicht weniger auf Schiller * und viele andere unſerer klaſſiſchen Heroen ausgedehnt werden müßte. Sie beweiſt zu Viel und eben darum beweiſt ſie Nichts.

* „Man beliebt einmal," ſagt Goethe bei Eckermann, „mich nicht ſo ſehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von Allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Ariſtokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er ſagte, als ich, das merkwürdige Glück, als beſonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen, und tröſte mich damit, daß es andern vor mir nicht beſſer gegangen."

(Schluß folgt.)

Reiter und Ränke.

Eine Skizze aus dem Badeleben.

(Schluß.)

Gerade über der Geſellſchaft hing die Ruine des Habichtſteins. Der Weg verließ jetzt wieder die Landſtraße und führte zur Rechten in Hallen hochſtämmiger Eichen und Buchen, wo er ſich bald ziemlich ſteil den Berg hinan wand.

„Ich möchte zwar überhaupt nicht der Regierungsrath Fechner ſeyn," ſagte Hartwig, „am allerwenigſten aber in dieſem Augenblick." — „Ich denke mir's freilich unangenehm," verſetzte Lily, „wenn man ſeinen Willen von einer fremden Macht unterjocht ſieht." — „Und zumal, wenn dieſe fremde Macht durch einen leibhaftigen Eſel repräſentirt wird. Aber es iſt nicht dieſes bittere Gefühl der Ohnmacht allein, was ihn niederdrückt. Ihm entgeht auch der erträumte Gewinn, durch die Unterhaltung mit Ihnen den Weg zu verkürzen, und ſicher bedauert er Sie deßhalb eben ſo ſehr, Fräulein Lily." — „Wäre das wirklich der Fall, ſo müßte ich doch wünſchen, daß er das Urtheil darüber, was mir Freude macht, mir ſelbſt überließe." — „Sie harmoniren nicht gerade auffallend mit ihm." — „Glücklicherweiſe nein."

Es trat eine Pauſe ein, dann fragte Hartwig plötzlich: „Lieben Sie nicht auch die Mendelsſohnſche Muſik zum Sommernachtstraum?" — „Ganz gewiß!" antwortete Lily und ſetzte hinzu: „Ich hörte ſie zuletzt bei der Aufführung des Stücks in Dresden." — „Und das war am 21. Mai dieſes Jahrs, an einem Sonntage, nicht wahr?"

Das Fräulein ſah verwundert auf. „Woher wiſſen Sie das? Wir ſprachen nie davon." — „Das Datum hat ſich mir eingeprägt, weil ich an dem Abend ebenfalls im Theater war. Sie hatten Ihren Platz in der Fremdenloge." — „Das iſt richtig," ſagte Lily erröthend. — „Und beim Herausgehen," fuhr er fort,

Digitized by Google

„verloren Sie auf dem Corridor Ihr Bouquet.“ — „Aber woher wissen Sie —?“ fragte das Fräulein noch erstaunter. — „Weil ich der glückliche Finder war. Ich hatte dann das Vergnügen, beim Einsteigen in den Wagen das Bouquet Ihnen zurückzugeben, und muß nur noch um Entschuldigung bitten, daß eine Rose darin fehlte.“ — Lily schwieg einen Augenblick, dann sagte sie: „Darum also klang mir Ihre Stimme bekannt, als der Vater Sie hier uns vorstellte?“

Das Gespräch wurde unterbrochen. Vor ihnen ritt Fräulein Laly, an deren Seite der Graf ging. Seine frühere menschenfeindliche Stimmung hatte sich sogar in eine übermüthige Laune verwandelt. Jetzt rief er zurück: „Herr Hartwig, wir streiten hier über die Kunstreiterin Victoire. Fräulein Laly möchte wissen, ob Sie dieselbe so bedeutend finden? Uns beiden schienen die Sachen, welche sie machte, doch recht gewöhnlich.“

„Ihre Leistungen im Schulreiten sind vollendet,“ versetzte Hartwig, „und können deßhalb nicht übertroffen werden.“ — „Mir gefällt aber das ganze Schulreiten nicht,“ bemerkte Laly, „ich finde es langweilig.“ Und dabei sah sie den Grafen an, als ob er sie unterstützen sollte. Dieser fügte hinzu: „Das Pferd hat seine Sachen recht gut gemacht, aber die Reiterin hatte dabei wenig zu thun.“ — „Sie vergessen,“ erwiederte Hartwig, „daß eben die Reiterin mit Geduld und Ausdauer dem Pferde alles erst beibringen mußte, was dasselbe leistete.“

„Und wie benahm sie sich beim Roulettespiel!“ fuhr Laly hartnäckig fort. „Die Mama erklärte auch, das wäre zu arg gewesen.“ — „Die Stellung eines jungen Mädchens, welches allein steht,“ erwiederte Hartwig, „ist nicht beneidenswerth, zumal nicht in Künstlerverhältnissen. Sie *muß* selbstständig auftreten, und wohl ihr, wenn sie das *kann*. Fräulein Victoire macht ihrer Stellung in jeder Hinsicht alle Ehre.“ — „Es ist aber doch keine Kunst unhöflich zu seyn,“ bemerkte Laly vorlaut. — „Doch, mein gnädiges Fräulein,“ versetzte Hartwig, „am rechten Orte und auf die rechte Weise unhöflich zu seyn, ist eine große Kunst, welche keineswegs alle Menschen verstehen.“

„Der rechte Ort — das soll wohl auf mich gehen, Herr Hartwig?“ fragte Landau lachend. — „*Ihre* Worte im Speisaal, Herr Graf, *konnten* für mich kein Gegenstand der Kritik seyn,“ erwiederte Hartwig kalt. — „Ich finde es ja auch ganz begreiflich,“ fuhr Landau immer heiterer fort, „daß Sie ein so lebhaftes Interesse an der Kunstreiterin nehmen.“ — „Ich nehme ein lebhaftes Interesse an *Jedem*, der unverdient angegriffen wird und sich nicht vertheidigen kann, weil er abwesend ist. In diesem Sinne haben Sie, hoffe ich, meine Worte begreiflich finden wollen.“ — „Ah, das ist sehr schön, aber noch schöner, wenn man dafür praenumerando durch einen Blumenstrauß belohnt worden ist!“ lachte Landau und Fräulein Laly stimmte mit ein. — „Brechen Sie das Gespräch ab, Herr Graf. Ich muß wenigstens weitere Bemerkungen über Fräulein Victoire und meine Person verbitten.“

„Und ein bedenkliches Verhältniß, das nicht verrathen werden darf,“ fuhr Landau unbekümmert fort, „macht den Spaß vollständig. Wüßte man nur erst, was dahinter steckte!“ — „Die Antwort hierauf werde ich Sie wissen lassen!“ sagte Hartwig, der mit Mühe an sich hielt. Er schritt an Landau und dem Hofrath vorüber, welcher neben Frau von Beckmann ging, und trat zu Rüstow, der Frau von Alfeld begleitete. Diesen bat er, ihm einen Augenblick zu schenken, und beide blieben zurück.

„Bravo!“ flüsterte Frau von Beckmann nach dem Grafen hin, der äußerst selbstzufrieden einher schritt. — „Sie haben es ihm vortrefflich gegeben,“ sagte der Hofrath leise zu diesem. „Nun aber lassen Sie sich auf nichts ein. Ich denke dann mit dem Herrn Hartwig schon im Guten fertig zu werden.“

Bald hatte die Gesellschaft den Kamm des Gebirgs erreicht. Aus dem Waldesschatten führte der Pfad auf einen nicht allzugroßen Rasenplatz und die Ruine des Habichtsteins lag unmittelbar vor den Heraustretenden; nur der alte Burggraben trennte sie von der Grasfläche. Jenseits des Grabens erhob sich der Felskegel, dessen Höhe hier dreißig Fuß betragen mochte, während er nach der Thalseite schroff in die Tiefe abfiel. Auf der Spitze dieses Felsen hatte die Burg ihren beschränkten Platz gefunden. Die Trümmer zeigten, daß jede Stelle benutzt worden war, wo eine Mauer irgend Halt gewinnen konnte; aber die Fundamente erschienen jetzt dergestalt mit dem natürlichen Gestein verwachsen, daß sich die Grenze beider häufig nicht erkennen ließ. Ziemlich erhalten war nur noch ein viereckiger Thurm, und aus dessen höchster zerbröckelnder Zinne wuchs ein grüner Baum hervor, gleichsam ein wallender Federbusch auf verwitterter Pickelhaube, wenn seine Blätter im Winde spielten. Der eigentliche Burghof mit Pferdestall und sonstigen Nebengebäuden mußte jenseits des Zinnengrabens gewesen seyn, doch waren hier keine Mauerreste mehr zu erblicken; schwache Spuren deuteten den Punkt an, wo dereinst die Zugbrücke hinübergeführt hatte. Von dem Grasanger leitete ein schmaler Fußpfad hinab in den Graben und an der andern Seite in steilen Windungen wieder aufwärts, zwischen niederem Gebüsch hindurch, über Felsen und Trümmer,

Digitized by Google

bis an die einſtige Umfaſſungsmauer, welche hier in ſtarker Mannshöhe ſtehen geblieben war. In dieſe hatte die Zeit eine Breſche gelegt, deren Seitenwand zur Rechten, vielleicht nicht ohne künſtliche Nachhülfe, eine ziemlich bequeme, nur etwas unſichere Treppe bildete, jetzt den einzigen Zugang, um auf die Höhe des Felſen und an den Fuß des Thurmes zu gelangen, in welchen von hier aus eine Thür führte.

Amelie hatte zuerſt von der Geſellſchaft den Pfad in den Graben entdeckt, und plötzlich erſchien ſie oben vor dem Thurme im leuchtenden weißen Kleide und grüßte von dort als Burgfräulein anmuthig nach den übrigen hinüber. Der Regierungsrath, welcher ſich eben ſo berechtigt als verpflichtet glaubte, die unſchickliche Eile ſeines Eſels wieder einzubringen, war ihr alsbald nachgeeilt, als er das weiße Kleid zwiſchen dem Geſträuch des jenſeitigen Grabenrandes ſchimmern ſah. Hartwig bemerkte ſie erſt, als ſie von oben grüßte und gleich darauf in der Thurmpforte verſchwunden war. Leicht entdeckte er den Steig, der ihn in den Graben hinabführte; kaum aber war dieſer betreten, als er auch den Regierungsrath wahrnahm, welcher an der andern Seite bereits emporklimmte. Hartwig beſchleunigte nun ſeine Schritte, um jenem vorzukommen; aber das war nicht möglich, weil nur der Eine Weg aufwärts führte. Raſch ſchlug er denſelben ein. Später beklagte es Rüſtow lebhaft, daß ihm der Anblick entgangen ſey, wie die beiden keuchend den Gipfel zu gewinnen ſtrebten, als wären die Augenblicke gezählt, um aus dem verzauberten Thurme oben die Prinzeſſin zu erlöſen.

Durch das Geräuſch aufmerkſam gemacht, hatte Fechner ſich umgeſehen und den Nebenbuhler alsbald erkannt. Da kam ihm der ſinnreiche Gedanke, Steine und Geröll, je nachdem ihm dieſes Material unter die Füße gerieth, wie zufällig rückwärts gleiten zu laſſen, um dadurch der Eile ſeines Nachfolgers einen Hemmſchuh anzulegen. Hartwig überflügelte aber den älteren Knaben weit an Schnelligkeit, und ſo hatte er den Vorausſteigenden faſt erreicht, als dieſer bereits auf der Mitte des zur Treppe umgeſtalteten Mauerreſtes angelangt war. Die halb loſen Steine, auf denen er ſtand, dünkten den Regierungsrath zu verführeriſch. Ohne Rückſicht für ſeine lackirten Stiefeln löste er einen der Steine mit leichtem Stoß, um ihn hinter ſich zu befördern; aber die Wirkung übertraf weit ſeine Erwartung.

Ein donnerähnliches Getöſe erfolgte, und als die übrige auf dem Raſenanger zurückgebliebene Geſellſchaft an den Rand des Grabens vorwärts eilte, bot ſich ihr ein beängſtigendes Schauſpiel dar. Die Mauer war einem beträchtlichen Theile nach eingeſtürzt und hatte die beiden Kletternden mit fortgeriſſen. Hartwig griff nach dem Geſträuch, als er den Boden unter ſich wanken fühlte, und es gelang ihm, ſich dort an dem Stamme eines Haſelbuſches feſtzuhalten, der ſeine Wurzeln kräftig in eine Felsſpalte getrieben hatte. Einen Augenblick ſchwebte er über der Tiefe, welche immer noch mehr als drei Manneslängen betragen mochte, dann faßten ſeine Füße feſten Grund auf einem handbreiten Vorſprung. Sein ſicheres Auge ſpähte ſofort an der Wand umher, die ſich vor ihm erhob. Da waren einzelne Büſche, welche Anhalt gewähren mochten. Vorſichtig prüfte er mit Händen und Füßen jede Wurzel, jeden Stein, und hob ſich höher mit ſicherer Gewandtheit, wenn ſie ihn zu tragen im Stande waren. So kam er langſam weiter, indeß die Augen der jenſeits Harrenden in ängſtlicher Spannung ihm folgten. Nach fünf Minuten mühſamer Anſtrengung gelang es ihm, ſich auf den Abſatz zu ſchwingen, welcher um den Thurm lief.

„Gott ſey Dank! Sie ſind gerettet!“ rief Lily, welche, durch das Getöſe erſchreckt, in die Thurmpforte getreten war und nur aus den Blicken der übrigen, unter denen Hartwig fehlte, geſchloſſen hatte, daß dieſer in Gefahr ſchweben müſſe. „Himmel! Ihre Hände bluten ja!“ ſetzte ſie dann ängſtlich hinzu. „Kommen Sie ſchnell her, daß ich Sie verbinde!“ — „Es iſt nicht ſo ſchlimm!“ ſagte er und folgte ihrer Weiſung, zwiſchen dem Thurm und dem Abgrund vorſichtig den ſchmalen Weg entlang ſchreitend, welcher an der Stelle, wo die Mauer zuſammengeſtürzt war, kaum einen Fuß breit war.

Hier mußte er an Fechner vorüber, deſſen Schickſal weniger geeignet ſchien, den Zuſchauern Beſorgniß einzuflößen. Dieſer war im Sturze auf einen ſtarken Baumaſt zu reiten gekommen und hatte ſich, nicht ſowohl aus Ueberlegung als aus krampfhafter Angſt, mit beiden Händen an denſelben feſtgeklammert, ſo daß an eine eigentliche Gefahr für ihn nicht zu denken war. Seine Augen reichten bis nahe an den obern Rand des Felſen, und mit einiger Gewandtheit wäre es nicht ſehr ſchwer geweſen, ſich auf denſelben emporzuarbeiten. Allein abgeſehen davon, daß der Regierungsrath um keinen Preis gewagt hätte, durch Loslaſſen der Hände möglicherweiſe ſein Leben zu gefährden, verbot ihm noch ein anderer Umſtand, die Stellung zu verändern. Von der Rückſeite her fühlte er aus der Tiefe ſeinen Körper kühl angeweht, und bald war ihm die Ahnung zur ſchrecklichen Gewißheit geworden, daß eines ſeiner Kleidungsſtücke dort einen beträchtlichen Leck davongetragen haben müſſe. Er wendete aber den Zuſchauern höchſt unabſichtlich die Kehrſeite zu und fühlte ſich

Digitized by Google

vernichtet, wenn er dachte, daß ſie den geheimen Schaden, etwa durch das Wehen einer weißen Friedensfahne, ergründet haben könnten. Noch hatte Rüſtow in dieſer Richtung keine Bemerkung hören laſſen, und das beruhigte ihn einigermaßen; aber um keinen Preis hätte er durch eine Bewegung dazu beitragen mögen, das vielleicht noch Verborgene an's Licht des Tages zu fördern.

Als Hartwig an der Stelle vorüberkam, wo Fechner, nun ſchon zum zweiten mal an dieſem Nachmittage, unfreiwillige Reitkünſte übte, war es ihm unmöglich, des Lachens ſich zu erwehren. „Ja, Sie können lachen!“ rief der Regierungsrath, in ſtiller Verzweiflung von unten zu ihm aufblickend. „Aber ich Aermſter!“ — „Bleiben Sie nur ruhig ſo ſitzen,“ erwiederte der andere, „dann haben Sie gar nichts zu beſorgen.“ — Und Fechner ſah ihn, mit Gefühlen, welche ſich beſſer ahnen als beſchreiben laſſen, in der Thurmpforte verſchwinden, wo Lily ſeiner harrte.

„O, mein Gott! das blutet ja fortwährend an Ihren beiden Händen!“ rief ſie. — „Es ſind nur ein paar Schrammen,“ ſagte er lachend, „die ich mir in den Sträuchern und an den Steinen geriſſen habe. Das wird gleich aufhören.“ Er nahm ſein Schnupftuch heraus, Lily aber fuhr fort: „Sie können das nicht ſelbſt. Geben Sie die Hand her, daß ich ſie verbinde. Zuerſt die rechte — das tröpfelt ja unaufhörlich!“

Es war zu verlockend, dieſe Dienſtleiſtung von dem beſorgten Mädchen ſich gefallen zu laſſen. Er hielt ruhig die Hand hin. Sie faltete raſch das Tuch und verband ihn mit der den Frauen eigenen Geſchicklichkeit. — „Nun Ihre linke Hand! Gottlob! die iſt nicht ſo ſtark verletzt. Da wird mein dünnes Tuch ausreichen, und wir haben ja auch nichts anderes.“ — „Nein, nein, es iſt wirklich nicht nöthig. Ihre feinen Spitzen ſollen nicht verdorben werden.“ — „Keine Umſtände! oder ich werde ernſtlich böſe!“

Er konnte auch die wiederholte Hülfe nicht ablehnen. Aber als ſie das Tuch mit einer Nadel feſtgeſteckt hatte, faßte er ihre Hand, trotz des Verbandes, und drückte ſie. — „Ich danke Ihnen herzlich Ihre Freundlichkeit; aber ich habe noch eine Bitte.“

Sie ſtanden allein in dem weiten Thurmgemach, dem der blaue Himmel zur Decke diente. Es war ringsum ſtill, nur oben flüſterten leiſe die Blätter des Baumes, der die Zinne ſchmückte, von einem Windhauch bewegt.

„Was wünſchen Sie?“ fragte Lily erröthend. — „Wir wurden unterbrochen in unſerem Geſpräch auf dem Wege. In Dresden gab ich Ihnen den Strauß zurück, den Sie verloren hatten. Die fehlende Roſe könnte ich heute noch hinzufügen. Ich eilte an jenem Abend dem Wagen nach, der Sie davonführte. Leicht ward es mir, Ihren Namen zu ermitteln. Am andern Morgen fand ich Sie nicht mehr, und als ich nach Barkhauſen kam, waren Sie nicht dorthin zurückgekehrt, aber ich erfuhr wenigſtens Ihren hieſigen Aufenthalt. Und das war der Grund, weßhalb ich hierher reiste. Lily, ich liebe Sie!“

Das Fräulein hatte ihm hocherröthend zugehört. Ihre Hand war in der ſeinen geblieben. Jetzt zog ſie dieſelbe ſanft zurück, und ihre Augen groß zu ihm aufſchlagend, fragte ſie ernſt: „Und Victoire?“ — „Ach, Victoire!“ rief er halb ärgerlich, halb lachend. „Ich ſprach bis zur Stunde noch kein Wort mit ihr.“ Dann, einem plötzlichen Gedanken folgend, holte er das zierliche Billet hervor. „Bitte, erbrechen Sie das Couvert und leſen Sie den Inhalt.“

„Nein, nein,“ ſagte Lily, „der Brief iſt nicht an mich.“ — „Gut denn! Da liegt das Couvert! Bitte, leſen Sie jetzt!“ — Sie wehrte abermals das Blatt mit der Hand ab.

„Nun, dann erlauben Sie mir doch, daß ich leſen darf.“ Und als ſie ſchwieg, begann er: „Sie haben mir auch hier jede Gelegenheit abgeſchnitten, den herzlichen Dank Ihnen mit Worten auszuſprechen, den ich Ihnen ſchon ſo lange ſchulde —“

„Dank? Und wofür?“ fragte das Fräulein mit verändertem Ausdruck, an welchem die weibliche Neugier weſentlichen Theil hatte. — „Ach,“ erwiederte er, „das iſt eine ſehr gewöhnliche Geſchichte. Vor Monaten, in einer Männergeſellſchaft, wurde Victoires Namen geſchmäht. Die allgemeine Stimme wußte aber nur Rühmliches von ihr zu melden; deßhalb nahm ich mich ihrer an. Ein Duell war die Folge und deſſen Ausgang für mich ein günſtiger.“ — „Das iſt edel!“ rief ſie und reichte ihm die Hand.

Er nahm ſie und drückte einen Kuß darauf, aber mit der Hand zog er leiſe das Fräulein an ſich. Und ſie lag an ſeiner Bruſt und duldete es, daß er auch ihre Lippen küßte.

Draußen ließ ſich Rüſtows Stimme ganz in der Nähe vernehmen: „Sonſt kommt man allenfalls vom Pferd auf den Eſel, lieber Fechner; aber Sie ſind vom Eſel auf den Kirſchbaum gekommen: ſtatt abwärts — aufwärts! Das iſt die Löſung eines weit ſchwierigeren Problems.“

Lily hatte ſich raſch aus Hartwigs Armen losgeriſſen und war in die Pforte getreten: „Helfen Sie hier, Herr Rüſtow, den Verwundeten hinunter führen. Ich habe ihn eben verbunden.“ — „Bravo, mein gnädiges Fräulein. Und wo iſt er?“

Rüſtow trat ein und fand Hartwig beſchäftigt, das

Digitized by Google

Billet zu Ende zu lesen. — „Ihre Verletzungen haben doch nichts auf sich?“ — „Nicht im Geringsten; ein paar Schrammen.“ — „Das freut mich. Aber der Graf weigert sich entschieden, Ihnen Genugthuung zu geben.“ — „Das kann ich mir denken, es ist nicht sein Beruf. Hier finden Sie den Schlüssel.“ Er reichte ihm das Billet. Rüstow lachte, nachdem er gelesen. — „Da wissen wir mehr denn genug. Wie pfiffig, von Victoire gleich die Zusage zu erbetteln, sein Geheimniß während ihrer Anwesenheit nicht preiszugeben! Aber kommen Sie, wir müssen zur Gesellschaft.“

Aus einem unfern gelegenen Bauernhause war eine Leiter herbeigeschafft worden, welche statt der verschwundenen Treppe die Verbindung mit dem Thurm herstellte. Lily schritt ohne Schwindel den schmalen Weg entlang und stieg dreist hinab bis zur Leiter, von Hartwig und Rüstow begleitet. Diese kehrten dann zurück und benutzten den Augenblick, wo das Fräulein von der übrigen Gesellschaft bewillkommt ward, um Fechner geschickt auszuheben, nachdem er sie mit dem Bedenklichen seiner Lage bekannt gemacht hatte. Seine Hand fand die kühnsten Ahnungen bestätigt. Ein schleuniger heimlicher Rückzug war das Einzige, was ihm übrig blieb; aber selbst den Esel zu besteigen, verboten ihm seine Verhältnisse durchaus; er hatte den Irionsgenuß, seine Hühneraugen in brennenden lakirten Stiefeln heimzutragen. Indeß fehlte es ihm nicht an Gesellschaft. Als Rüstow auf den Grasplatz zurückgekehrt war, hatte er dem Grafen Landau wenige Worte gesagt, worauf dieser ihn sehr höflich ersuchte, seine Abwesenheit bei den Damen und Herrn zu entschuldigen, und sich ebenfalls ganz im Stillen empfahl. So traf sich's denn, daß er der Leidensgefährte des Herrn von Fechner auf dem Heimwege ward.

Frau von Beckmann bemerkte des Grafen Verschwinden nicht sobald, als sie nach ihm fragte. — „Gnädige Frau,“ sagte Rüstow, „er heißt zwar Graf, ist aber keiner, sondern ein ganz gewöhnlicher Mensch.“ — „Was soll das heißen, Herr Rüstow?“ — „Nun, die Sache erklärt sich einfach folgendermaßen: er heißt Carl Graf und ist ansäßig zu Landau, insofern ganz richtig — Carl Graf zu Landau. Es kommt nur auf die Betonung an.“ — „Nicht Frau Gräfin, sondern Frau Graf!“ murmelte die erbitterte Dame zwischen den Zähnen. — Rüstow hatte es gehört, er setzte hinzu: „Mit dem Titel „Frau Kellnerin.“ Der Herr Graf bekleiden diesen Posten.“

Hofrath Käferberg hatte inzwischen Hartwig bei Seite gezogen und begann: „Herr Hartwig, Sie haben ein sehr geschätztes Mitglied unserer Badegesellschaft zum Duell gefordert. Ich muß mir die ergebenste amtliche Bemerkung erlauben, daß Duelle, welche ich als Anstalten zur Gefährdung der Gesundheit bezeichnen darf, an einem Orte, wo man seine Gesundheit wiedererlangen will, naturgemäß am allerwenigsten stattfinden dürfen. Daraus entspringt für mich die Verpflichtung, von Ihrem Vorhaben die Polizei in Kenntniß zu setzen, indem ich bemerke, daß unsere Landesgesetze das Duell bei Strafe verbieten. Die Polizei würde sich dann wohl vor allem über Ihre wirklichen Verhältnisse Auskunft erbitten, da sie gegen Incognitos jeder Art eine entschiedene Abneigung hegt.“

Hartwig erwiederte lächelnd: „Ich bin Ihnen recht dankbar, lieber Doctor, für die Freundlichkeit, mit der Sie sich im Interesse meiner Gesundheit und meiner sonstigen Verhältnisse bemüht haben, und es freut mich, Sie vollständig beruhigen zu können. Das Duell wird nicht stattfinden. Ich aber habe zufällig meine Paßkarte bei mir, nach deren Einsicht Sie vielleicht den Eifer der Polizei zu beschwichtigen so gütig wären.“

Der Hofrath hatte kaum einen Blick auf die Karte geworfen, als er auch schon den Hut vom Kopfe riß und aus seiner aufrechten Stellung in eine ausdrucksvolle Verbeugung zusammen sank. Hartwig genoß dieselbe nicht mehr. Er hatte sich zu Frau von Alfeld und ihrem Manne mit den Worten gewendet: „Erlauben Sie mir, eine ungenaue Lesart zu berichtigen, welche sich in meinen Namen eingeschlichen hat. Ich heiße richtigerweise Baron Hardeck.“ — „Wie?“ rief Alfeld, „Sie sind doch nicht —“ — „Ihr neuer Gutsnachbar auf Mühlburg, allerdings, und ein Sohn Ihres alten Freundes. In beiden Eigenschaften wünschte ich bisher nicht erkannt zu werden. Um aber die Nachbarschaft und Freundschaft fester zu begründen, bitte ich jetzt um Fräulein Amelie's Hand.“

In das Erstaunen, Fragen und Erröthen, welches dieser Erklärung folgte, klang Rüstows Stimme, der eine von ihm bereitete duftende Pomeranzenbowle mit den feierlichen Worten präsentirte:

„Kardinal, ich habe
Das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!“

Digitized by Google

Die Traumdeutung im Alterthum.

1. Der Glaube an die Bedeutung der Träume.

Von dem Glauben, daß das menſchliche Geſchlecht das Künftige vorauszuſehen vermöge, iſt nicht bloß das frühere, ſondern auch das ſpätere heidniſche Alterthum auf's tiefſte durchdrungen geweſen. Noch Cicero konnte ſagen, es gebe keine Nation, ſie ſey noch ſo wild und barbariſch, oder noch ſo cultivirt und hochgebildet, die nicht Vorbedeutungen der Zukunft anerkenne, ſo wie auch die Fähigkeit Einzelner ſie zu deuten und das Kommende zu prophezeien. Dieſer Glaube gehört nicht zu den Formen der Superſtition, die an beſtimmte hiſtoriſche Perioden, an beſtimmte Culturzuſtände geknüpft, in beſtimmte geographiſche Grenzen eingeſchränkt ſind: er iſt ſo alt und ſo weit verbreitet wie das menſchliche Geſchlecht. So weit Geſchichte und Sage in das Kindesalter der Menſchheit hinaufreichen, berichtet die eine wie die andere von ſchickſalverkündenden Träumen, als den Vorboten nicht bloß, ſondern auch als den Urſachen großer Ereigniſſe, gewaltiger Revolutionen.

Welchen Einfluß die Traumdeutung im Orient übte, iſt aus der heiligen Schrift und den herodotiſchen Ueberlieferungen über die altaſiatiſchen Reiche bekannt. In den Königspaläſten der Pharaonen, wie der mediſchen und perſiſchen Großkönige beſtimmte ſie gar oft die Entſcheidung eines Willens, von dem das Wohl und Wehe von Millionen abhing. Wir finden dann in der älteſten Schilderung europäiſcher Zuſtände, die wir haben, bei Homer, denſelben Glauben an die Vorbedeutung der Träume, dieſelbe Einwirkung nächtlicher Geſichte auf die Entſchließungen. Der Oberkönig Agamemnon führt z. B. das Heer zur Schlacht, weil „der verderbliche Traumgott“ es ihm gerathen hat. Der Sänger unterſcheidet zwiſchen wahrhaften und eiteln Träumen.

Denn es ſind zwo Pforten der luftigen Traumgebilde:
Dieſe von Elfenbein und jen' aus Horne gefertigt.
Welche nun gehn aus der Pforte geſchliffenen Elfenbeines,
Solche täuſchen den Geiſt durch wahrheitloſe Verkündung;
Aber die aus des Hornes geglätteter Pforte herausgehn,
Wirklichkeit deuten ſie an, wenn der Sterblichen einer ſie ſchauet.

Die Naivetät der homeriſchen Vorſtellungen von der überſinnlichen Welt ging freilich in der fortſchreitenden geiſtigen Entwicklung Griechenlands verloren. Naturforſchung, Spekulation und Geſchichte raubten der ſchöpferiſchen Sage und der freiwaltenden Phantaſie ihre Alleinherrſchaft über die Gemüther der Menſchen; aber den Glauben an ein Hineinragen einer andern Welt in die den Sinnen faßliche Wirklichkeit konnten ſie nicht aufheben, ſie wollten es größtentheils nicht einmal. Fort und fort ſuchte und fand man in allen Erſcheinungen des Lebens und der Natur Vorbedeutungen der Zukunft; wie hätte man da gleichgültig ſeyn ſollen gegen die von der eigenen Seele in der geheimnißvollen Stille der Nacht geſchaffenen Bilder, deren Wirkung auf das Gemüth eine ſo unmittelbare und unwiderſtehliche iſt, und deren Räthſel gerade am mächtigſten reizen, eine Löſung zu verſuchen? Hier, wenn irgendwo, ſchien es offenbar zu ſeyn, daß die Götter ihren Willen jedem deutlich verkündeten, deſſen Sinn nicht zu, deſſen Herz nicht todt war. Die Ermahnungen und Warnungen der Träume unbeachtet zu laſſen, galt daher nicht bloß für thöricht, ſondern für gottlos.

Welche Rolle die Träume auch in der griechiſchen Geſchichte ſpielen, iſt bekannt. Hier genügt es an einen Geſchichtſchreiber zu erinnern, der als Repräſentant der höchſten griechiſchen Bildung genannt werden kann, inſofern ſie nicht mit dem Götterglauben gebrochen hatte, Xenophon. Man braucht nur den Rückzug der Zehntauſend geleſen zu haben, um zu wiſſen, mit welcher Wichtigkeit in einer verhältnißmäßig ſo aufgeklärten Zeit die Träume von den ausgezeichnetſten Geiſtern behandelt wurden. Selbſt von den philoſophiſchen Schulen ging nur Eine ſo weit, den Zuſammenhang der ſinnlichen mit der überſinnlichen Welt entſchieden zu negiren, die Epikurs. Für ſie exiſtirte nur die Materie, oder wenigſtens hatte nur die Materie für ſie Intereſſe. Durch zufällige Zuſammenwürfelung von Atomen, ſo lehrte ſie, war die Welt, waren alle exiſtirenden Weſen entſtanden, in Natur- und Menſchenleben herrſchte der Zufall, und die Götter griffen nie in die irdiſchen Dinge ein, ertheilten alſo auch keine Warnungen durch Rathſchläge in Träumen. In Bezug auf dieſe waren die Epikuräer mit Franz Moor der Meinung, „daß ſie aus dem Unterleibe kämen.“ Dieſer Weltanſchauung war die ſtoiſche im Ganzen wie im Einzelnen durchaus entgegengeſetzt. Sie nahm ein von Anbeginn an verhängtes Fatum an, aber auch eine göttliche Vorſehung, die die Beſchlüſſe dieſes Verhängniſſes in's Werk ſetzte und es nicht verſchmähte, durch Vorbedeutungen aller

Digitized by Google

Art die Menſchen auf das Künftige vorzubereiten, zu warnen und zu ermahnen. Dieſe Vorzeichen wurden alſo von den Stoikern mit aller Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht behandelt, welche Manifeſtationen des göttlichen Willens gebührte. Die zwiſchen beiden extremen Richtungen die Mitte haltende academiſche Schule neigte ſich in dem letzteren Punkt auf die Seite der Epikuräer.

Welche Wichtigkeit die Stoiker namentlich den Träumen beilegten, erhellt daraus, daß der Hauptvertreter der Schule in der Literatur, Chryſippus (im dritten Jahrhundert v. Chr.), es nicht unter ſeiner Würde hielt, ein ganzes Buch darüber zu ſchreiben. Einige der darin enthaltenen merkwürdigen Fälle, wo prophetiſche Träume ſich auf wunderbare Weiſe erfüllt hatten, theilt Cicero mit. Am bekannteſten iſt davon die Geſchichte, die dem Dichter Simonides begegnet ſeyn ſoll. Er ſah, ſo wird erzählt, eine unbegrabene Leiche liegen und erfüllte an ihr die allgemeine Menſchenpflicht der Beſtattung. Als er bald darauf eine Seereiſe antreten wollte, erſchien ihm der Geiſt des von ihm Begrabenen im Traum und warnte ihn zum Dank für das, was er an ſeinen irdiſchen Ueberreſten gethan, vor der Fahrt; denn das Schiff werde ſcheitern und alle darauf befindlichen den Tod finden. Simonides gab ſeine Abſicht auf und die Prophezeiung erfüllte ſich. — Auch folgende von Chryſipp erzählte Geſchichte war im Alterthum ſehr berühmt, ſie findet ſich bei mehreren Schriftſtellern. Zwei Freunde und Bekannte machten zuſammen eine Reiſe, in Megara kehrte der eine bei einem Gaſtfreunde, der andere in einem Wirthshaus ein. Als der erſte nach der Abendmahlzeit zur Ruhe gegangen war, erſchien ihm der andere im Traum und bat ihn um Hülfe, denn der Wirth, bei dem er ſich befinde, trachte nach ſeinem Leben. Entſetzt fährt er aus dem Schlaf auf, doch beruhigt er ſich wieder, und das Traumgeſicht nicht weiter beachtend, ſchläft er wieder ein. Da erſcheint ihm der Freund abermals im Traum, aber bereits als Todter, und beſchwört ihn, da er ihm nicht Beiſtand geleiſtet, ſo lange es noch Zeit war, möge er ſeine Ermordung wenigſtens nicht ungerochen laſſen. Seine Leiche ſey von ſeinem Mörder auf einen Wagen gelegt und mit Miſt bedeckt; in aller Frühe ſolle ſie zum Thor hinaus geſchafft werden. Dieſer zweite Traum verfehlt ſeinen Eindruck nicht. Ohne Säumen eilt der Erwachende an das Thor, und eben nähert ſich ihm der Wagen mit ſeiner ſchauerlichen Laſt. Er dringt auf den Knecht, der ihn führt, mit der Frage ein, was darin verborgen ſey. Dieſer flieht erſchrocken, die Leiche wird gefunden, der Mörder der Gerechtigkeit überliefert. Es iſt merkwürdig, daß dieſe Schauergeſchichte von keinem unſerer Dichter behandelt worden iſt, unter denen die bedeutendſten viel ungünſtigere Stoffe aus dem Alterthum als Motive ihrer ſchönſten Balladen benützt haben. Der Stoff der Braut von Korinth, dieſes Juwel der deutſchen Poeſie, hat Goethe aus einer ganz einfältigen Geſpenſtergeſchichte entnommen, die Phlegon von Tralles erzählt; der Stoff des Zauberlehrlings kommt bekanntlich im „Lügenfreunde“ Lucians vor. Dagegen erinnern wir uns die Geſchichte der beiden Arkadier, freilich mit ſehr entſtellten Namen (Megara war Margaris genannt), aber richtig erzählt, in einem der Traumbücher, „gedruckt in dieſem Jahr,“ gefunden zu haben, die zu den unentbehrlichſten Beſitzthümern der meiſten deutſchen Dienſtmädchen gehören. Es wäre intereſſant, die Kanäle zu erforſchen, durch welche dieſe Geſchichte in das Gebiet der modernſten Literatur ſich verirrt hat. — Eine dritte Traumgeſchichte, die Cicero aus dem Buch Chryſipps berichtet, iſt weniger ſchauerlicher Natur. Jemand träumt, daß von dem Gurt ſeines Bettes ein Ei herabhänge. Der deßhalb befragte Traumdeuter ſagt, es ſey ein Schatz unter dem Bette vergraben. Man gräbt nach und findet ein gutes Theil Gold, rings mit Silber umgeben. Er ſchickt dem Profeſſor ein wenig Silber; darauf läßt ihm jener zurückſagen: „Bekomme ich denn nichts von dem Dotter?“

In Rom war die Bedeutung der Träume nicht minder anerkannt als in Griechenland, und ſelbſt der Staat ließ ſich durch ſie ebenſowohl als durch die übrigen Vorzeichen bei ſeinen Entſchließungen beſtimmen. Aus der erſten Zeit der römiſchen Republik berichten die römiſchen Chroniſten folgendes. Bei einem großen Circusſpiel (das wie alle ähnlichen Feſte auf Veranlaſſung einer religiöſen Feier begangen wurde) trug es ſich zu, daß vor Anfang des Schauſpiels, doch ſchon nachdem das Volk ſich zum Schauen verſammelt hatte, ein zum Tode verurtheilter Sklave durch den Circus geführt wurde, den ſeine Begleiter mit Ruthen peitſchten. Dieſe Entwehung des Götterfeſtes wurde augenblicklich von niemanden beachtet. Bald darauf erſchien einem römiſchen Bauer eine Geſtalt im Traum und befahl ihm, dem Senat zu melden, daß der Vortänzer bei dem letzten Schauſpiel ihm nicht gefallen habe. Aber der Bauer wagte es nicht auf Grund eines Traumes vor die fürſtliche Verſammlung zu treten. Und abermals hatte er denſelben Traum, und die Geſtalt fügte dießmal ihrem Befehl die Warnung hinzu, keinen Zwang abzuwarten; aber noch immer konnte er ſich nicht entſchließen. Darauf ſtarb ſein Sohn und er träumte daſſelbe zum dritten mal. Als er noch immer zögerte, befiel ihn eine Lähmung. Nun theilte er ſeinen Freunden mit, was ihn betroffen, und auf ihren Rath ließ

Digitized by Google

er ſich auf ſeinem Bett in den Senat tragen. Kaum hatte er alles erzählt, als er geneſen war, aufſtand und auf ſeinen Füßen heimgehen konnte. Der Senat beſchloß darauf, die durch jenen Vorgang entheiligten Spiele noch einmal zu veranſtalten (was immer der Fall war, wenn der Ritus auf irgend eine Weiſe verletzt worden), und ſo geſchah es.

Dieſe Sage konnte unmöglich entſtehen ohne eine tiefe Ehrfurcht vor der ſchickſalverkündenden Bedeutung der Träume. Und wir finden, daß von dieſer Ueberzeugung nicht nur die Menge durchdrungen war, ſondern daß auch die hervorragendſten Perſönlichkeiten in allen Perioden der römiſchen Geſchichte ſie theilten. Natürlich machen die entſchiedenen Epikuräer und überhaupt die reinen Materialiſten, zum Theil auch die Akademiker und alle, die ſich zu einer ſkeptiſchen Richtung neigten, eine Ausnahme; doch dürften dieſe ſelbſt in den gebildeten Klaſſen ſchwerlich die Majorität ausgemacht haben.

Ausführlich ſchildert Lucrez in ſeiner „Natur der Dinge" die Entſtehung der Träume. Sie ſeyen nichts weiter als Reminiscenzen aus den Zuſtänden und Thätigkeiten des Wachens, deren Bilder durch einander gewirrt dem Geiſt im Schlaf vorſchwebten. Der Schiffer glaubt ſich noch auf der ſturmbewegten See, der Anwalt vor den Schranken, der Feldherr in der Schlacht. Dieſe Anſicht von der Entſtehung des Traums begründet er ſehr gut durch das Träumen der Thiere. Mit ſeiner gewöhnlichen Lebendigkeit ſchildert er, wie Pferde oft im Schlaf ſchwitzen und ſchnauben, als wenn ſie zum Rennen losgelaſſen würden, oder Jagdhunde ſpüren, ſich bewegen und ſelbſt wenn ſie ſich durch Gebell aufgeweckt haben, noch dem Bilde des Hirſches nachzuſpringen im Begriff ſind, bis ſie allmählig zu ſich kommen. Mit dieſer Anſicht war natürlich ein Glaube an Vorbedeutung der Träume unvereinbar, und ſo nennt ſie auch der Epikuräer Horaz in Einer Reihe mit Hexenſpuck, Nachtgeſpenſtern und Gaukeleien der Zauberer als Dinge, von denen ſich zwar unfreie Geiſter bethören laſſen, die aber von vorgeſchrittenen verachtet werden. Doch zu dieſen vorgeſchrittenen gehörte, wie geſagt, ſelbſt unter den Gebildeten nur ein Bruchtheil, und namentlich in der Kaiſerzeit gewann der Glaube an Vorbedeutungen mit der ſtoiſchen Richtung, zu der ſich die Beſten der Nation bekannten, immer mehr Boden und wurde ſpäter in dem Zeitalter des ſinkenden Römerthums, als zahlloſe wüſte Formen des Aberglaubens ſich an die Stelle des verloren gegangenen Glaubens gedrängt hatten, ganz allgemein.

Beweis dafür iſt namentlich die unüberſehbare Menge von Inſchriften aus dieſen ſpäteren Zeiten, laut welchen jemand „auf Geheiß eines Geſichts" (ex visu, somnio monitus u. ſ. w.) irgend etwas gethan zu haben erklärt, z. B. einen Altar errichtet, ein Opfer gebracht zu haben u. dgl. Nun wurde die Traumdeuterei ein ordentliches Gewerbe, das namentlich von Orientalen und Prieſtern ausländiſcher, z. B. egyptiſcher Kulte, mit großem Erfolg betrieben ward. Juvenal ſchildert, welchen Bußübungen ſich die verzärtelten römiſchen Damen auf Geheiß dieſer Propheten unterwarfen. Sie ließen ſich von Iſispriеſtern einreden, die „große Göttin" befehle ihnen, bis nach Meroe (an der Südgrenze Egyptens) zu reiſen, um Nilwaſſer zur Sprengung in ihrem Tempel in Perſon zu holen. Häufig ſah man in eleganten Boudoirs alte Judenweiber, die mit zitternden Händen die kleine Kupfermünze für Auslegungen von Träumen in Empfang nahmen. Auch Plutarch, obwohl ſelbſt ſehr tief im Glauben an Vorbedeutungen befangen, verſpottet die Abergläubiſchen, die nach jedem Traum in Beſorgniß gerathen, ſich alte Hexen kommen laſſen, ein Bad im Meer zur Reinigung nehmen, oder den ganzen Tag auf dem Boden ſitzend zubringen, und was dergleichen Büßungen mehr waren. Verboten wurde die Traumdeutung gleich der übrigen Wahrſagerei erſt im Jahr 358 nach Chriſtus.

Welche Ehrfurcht das römiſche Alterthum vor den prophetiſchen Kundgebungen der Träume hegte, das wird man am beſten aus den Büchern der altrömiſchen Geſchichtſchreiber inne. Kaum tritt irgend ein wichtiger hiſtoriſcher Moment ein, dem nicht ſeine Geiſter voraus gingen, und dieſe Vorzeichen aller Art haben ſie mit einer Gewiſſenhaftigkeit regiſtrirt, die einer beſſeren Sache würdig wäre. Wir wollen hier von den zahlreichen Träumen, die große Ereigniſſe voraus verkündet haben ſollen, eine Reihe folgen laſſen.

Als Cajus Gracchus noch ſchwankte, ob er die politiſche Laufbahn einſchlagen ſollte, erſchien ihm ſein Bruder Tiberius im Traum und ſprach zu ihm: „Was zauderſt du? Dein Schickſal iſt verhängt, auch du mußt denſelben Tod ſterben, den ich geſtorben bin." Dieß hatten viele aus Cajus eigenem Munde gehört, noch ehe er Volkstribun geworden war, und allerdings iſt kein Grund an der Wahrheit dieſes, wie manches ſpäter zu erwähnenden Traums zu zweifeln, da Vorſtellungen, die die Seele der betheiligten Perſonen im Wachen erfüllten, leicht auch im Schlaf ſich einſtellen konnten. In der Nacht, die dem Entſcheidungskampf von Pharſalus vorher ging, ſah ſich Pompejus im Theater von lautem Klatſchen und Zurufen der verſammelten Menge begrüßt, wie er es ſeit Jahren gewohnt geweſen. Nach dem Erfolge erklärte dieß die Traumdeutung ihrer ſehr gebräuchlichen Methode gemäß, wonach Träume häufig

Digitized by Google

Die Bestimmungen über die Ausübung der Jagd sind in den Gesetzen vom 7. Juni 1870 und 30. Juni 1876 enthalten. Ersteres Gesetz bestimmt, daß die Jagd nur auf eigenem oder fremdem Grund und Boden mit Erlaubniß des Jagdberechtigten ausgeübt werden darf. Ausgenommen sind die Gemeinden, welche das Jagdrecht auf ihrer Gemarkung selbst ausüben. Das Gesetz vom 30. Juni 1876 bestimmt, daß die Jagd nur mit einem Jagdschein ausgeübt werden darf. Ausgenommen sind die Jagdberechtigten auf ihrem eigenen Jagdbezirk, ferner Personen, welche die Jagd auf Einladung eines Jagdberechtigten ausüben, und Personen, welche die Jagd in Begleitung eines Jagdberechtigten ausüben. Jagdscheine werden ertheilt: 1) für das Deutsche Reich, 2) für einen Theil des Deutschen Reichs, 3) für einen Jagdbezirk. Jagdscheine für das Deutsche Reich werden nur an Deutsche ertheilt, welche in Preußen ihren Wohnsitz haben. Jagdscheine für einen Theil des Deutschen Reichs werden nur an Deutsche ertheilt, welche in dem betreffenden Theil des Deutschen Reichs ihren Wohnsitz haben. Jagdscheine für einen Jagdbezirk werden nur an Deutsche ertheilt, welche in dem betreffenden Jagdbezirk ihren Wohnsitz haben. Jagdscheine werden ertheilt: 1) für ein Jahr, 2) für drei Jahre. Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben.

Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben.

Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben.

Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für ein Jahr werden nur an Personen ertheilt, welche das 24. Lebensjahr vollendet haben. Jagdscheine für drei Jahre werden nur an Personen ertheilt, welche das 30. Lebensjahr vollendet haben.

Hochzeit. Das neue Ehepaar lebte nun zunächſt längere Zeit in Berlin, in peinlichem Schwanken zwiſchen dem Warten auf eine däniſche Anſtellung und der Erfüllung des Wunſches, doch in Preußen bleiben zu dürfen.

Das Jahr 1813 entſchied für letzteres; der Aufruf des Königs von Preußen an ſein Volk ergriff auch Lützow mächtig; er brannte vor Ungeduld wieder in Dienſt zu treten, und die Begeiſterung ſeiner jungen Gattin entflammte und ſteigerte noch die ſeinige. Er faßte den Plan zur Bildung einer Freiſchaar und eilte ſogleich nach Breslau, um dort ſeine Leute zu werben. Dabei leiſtete ihm nun Eliſa die wichtigſten Dienſte. Sie war der Genius, der die ganze Unternehmung belebte. Während Lützow die Geſchäfte außer dem Hauſe beſorgte, empfing ſeine Gattin in einer ärmlichen Schenke die begeiſterten Jünglinge, die ſich zum Kriegsdienſt ſtürmiſch herbeidrängten. Die ſchöne, edle, von der feurigſten Begeiſterung beſeelte Frau erſchien ihnen wie ein höheres Weſen, das ihnen ihre Bahn anwies und ihnen Todesmuth und Opferfreudigkeit verlieh. Auch während des Krieges übte ſie einen mächtigen Einfluß auf die ganze Schaar, und man verſteht den ritterlichen Geiſt, der dieſe beſeelte, erſt recht, wenn man weiß, daß eine reizend ſchöne, von den kühnſten Idealen erfüllte Frau ihren Mittelpunkt bildete und die Herzen entflammte. Die Lützower kämpften, wie die alten Ritter, eben ſo wohl für die Ehre und den Ruhm ihrer Dame als für das Vaterland.

Eliſa hielt ſich immer in möglichſter Nähe des Kriegsſchauplatzes auf; nicht nur ihren Gatten, der oft und gefährlich verwundet wurde, pflegte ſie mit aufopfernd-ſter Treue, ſondern auch andere Verwundete, und erſchien bei den leidenden Kriegern wie ein hülfreicher Genius. Mit mehreren hervorragenden Mitgliedern der Schaar ſtand ſie in innigem Freundſchaftsverhältniß, ſo beſonders mit Frieſen, dem ſchönen edlen Jüngling, von dem alle Zeitgenoſſen mit Entzücken ſprechen, mit Leo Palm und Friedrich Petersdorff, die ihr noch in ſpätem Alter mit großer Innigkeit zugethan ſind; mit Theodor Körner, dem Adjutanten Lützows. Der treuen Liebe zu ihrem Gatten thaten dieſe Freundſchaften keinen Eintrag; aber als die Zeit der Kriegsbegeiſterung vorüber war, die auch Lützow gehoben und die beiden Gatten in der Liebe zum gemeinſamen Vaterland geeinigt hatte, da trat zwiſchen ihnen ein gewiſſer Abſtand an Bildung hervor, und der Verkehr mit dem Gatten konnte den höheren Anſprüchen, die Eliſa zu machen berechtigt war, nicht mehr genügen. Lützow war zwar verſtändig und nicht ungebildet, aber doch ſeiner Gattin an Geiſt nicht ebenbürtig. Während ſich ihr Geiſt, von der großen Zeit angeregt, immer weiter entfaltet hatte, wußte Lützow die Muße des langweiligen Friedensdienſtes nur durch ſeine Liebhaberei für Pferde und Reitkunſt auszufüllen, und war oft verſtimmt darüber, daß die Vermögensverhältniſſe ſeiner Frau in Folge der verſchwenderiſchen Lebensweiſe ihres Vaters weit unter ſeiner Erwartung geblieben waren. Zunächſt fand Eliſa einigen Erſatz in einem Kreiſe von feingebildeten, geiſtig angeregten Frauen und Männern, der ſich in Münſter, wo Lützow in Garniſon war, um ſie ſammelte. Beſonders wurde der alte, aber jugendfriſche Conſiſtorialrath Möller ihr begeiſterter Freund und Verehrer.

Ein neues Leben aber kam über ſie durch die Bekanntſchaft mit dem jungen Dichter Immermann, der ihr 1819 als Rechtsbeiſtand zugeführt wurde, deſſen ſie wegen ihrer Vermögensangelegenheiten bedurfte. Sie, die einen ſo feinen Sinn und tiefes Verſtändniß für dichteriſche Schönheit hatte, fand in dem Verkehr mit dem ſtrebſamen, geiſtig erregten jungen Manne große Befriedigung. Bei ihren Geſellſchaftsabenden las er mit ſeiner kräftigen, wohltönenden Stimme aus Goethe, Kleiſt, Shakeſpeare und Calderon, und dazwiſchen auch ſeine eigenen Dichtungen vor, bedeutende Geſpräche knüpften ſich daran, und Immermann fand ſich zu eigener Produktion mächtig angeregt wie noch nie. Der Unterricht, den Eliſa ihm im Engliſchen ertheilte, war eine weitere Veranlaſſung zu häufigem Verkehr. Die Verſetzung Immermanns als Criminalrichter nach Magdeburg unterbrach zwar dieſes ſchöne Zuſammenleben, aber ein eifriger Briefwechſel, der ſich nun entſpann, knüpfte das Freundſchaftsband noch enger. Gleichzeitig trat zwiſchen Eliſa und ihrem Gatten eine immer größere Entfremdung ein. Eine von ihr mit angehörte Aeußerung Lützows gegen einen alten Kriegskameraden, daß er ſich in der Erwartung, mit ſeiner Gattin ein bedeutendes Vermögen zu erhalten, betrogen gefunden habe, bereitete ihr eine ſchmerzliche Enttäuſchung mit der Ueberzeugung, daß ſie von ihm hauptſächlich um des Geldes willen geheirathet worden ſey, und einige Jahre ſpäter mußte ſie den Schmerz erleben, daß Lützow eine heftige Neigung zu einer jungen und reichen Dame faßte und in ſeiner verliebten Verblendung ſogar ſo weit ging zu äußern, daß er hier ein Glück vor ſich ſehe, das ihm über Alles werth ſey. Als Eliſa dieß vernahm, erklärte ſie, wie es ſcheint, in voreiliger Empfindlichkeit, ſie wolle ſeinem Glück nicht entgegen ſeyn und ſich von ihm ſcheiden laſſen. Lützow war gerührt von ſolcher Großmuth und Entſagung, aber ſo ſehr erfüllt von dem Reiz des neuen Verhältniſſes, daß er den Vorſchlag ſeiner Gattin annahm. Die Trennung wurde nun mit aller äußeren Ruhe und Würde zwiſchen beiden Gatten beſprochen und überlegt; es fiel kein hartes leidenſchaftliches Wort, und Eliſa begab ſich zunächſt zu einer Freundin nach Dresden. Lützow ſchrieb ihr aber die zärtlichſten Briefe; auch ſeine Geſchwiſter bezeigten der bisherigen Schwägerin die herzlichſte Theilnahme, Zuneigung und unbegrenzte Anerkennung. Dennoch ging der Scheidungsproceß ſeinen Gang fort, und man kann es nur aus den laxen Beſtimmungen des preußiſchen Ehegeſetzes und der noch laxeren Handhabung deſſelben erklären, daß das Gericht unter dieſen Verhältniſſen auf Scheidung erkannte. Charakteriſtiſch für die damalige ehegerichtliche Praxis iſt der Auszug, welchen die Verfaſſerin aus dem Scheidungserkenntniſſe gibt, deſſen Hauptgrund lautet: „Obgleich dieſe Ehe anfänglich glücklich war, ſo ward doch

Digitized by Google

der eheliche Friede späterhin durch verschiedene Ansicht von der Welt und dem menschlichen Leben gestört."

Nach langer Unschlüssigkeit über die Wahl ihres künftigen Wohnorts wählte die geschiedene Frau Magdeburg, wo ihr Freund Immermann lebte. Dieser hatte, als er von der Scheidung hörte, wohl mit Sicherheit darauf gerechnet, daß Elisa nun ganz die Seinige werde; daß sie ihren Wohnsitz in Magdeburg aufschlagen wollte, bestärkte ihn mit Recht in seiner Hoffnung. Aber Elisa, die so manche Täuschung durchgemacht hatte, konnte sich nicht entschließen, eine zweite Ehe einzugehen; sie, die sechs Jahre ältere, mochte auch fürchten, sie könnte dem jugendlichen Freunde später eine lästige Fessel werden. Als Immermann kurz darauf nach Düsseldorf versetzt wurde, erneuerte er seine Bitte, Elisa bestand aber auf ihrer Weigerung, versprach jedoch endlich, ihm nach Düsseldorf zu folgen und nie eine andere Heirath zu schließen, wofür sie ihm dieselbe Bedingung stellte, die er mit Freuden einging. Die Verfasserin erklärt diesen Umstand aus der idealen Natur Elisens, von der man wohl begreift, daß es sie befriedigen konnte, die Eleonore eines Tasso zu seyn, aber sie enthält sich jedes Urtheils darüber, wie ein solches Verhältniß auf Immermann wirken mußte. Unseres Erachtens hätte es ausgesprochen werden dürfen, daß es ein Irrthum war, den sie nachher schwer genug büßen mußte. Entweder hätte sie ihn heirathen, oder das Verhältniß mit ihm abbrechen müssen, denn sie durfte den Entschluß, der das Ergebniß ihrer Erfahrungen war, nicht auch dem jungen Manne zumuthen, dem noch alle Ansprüche an's Leben offen standen. Zunächst zwar, über ein Jahrzehnt lang, folgte ein schönes Zusammenleben. Elisa bezog mit Immermann ein Landhaus in dem freundlichen Derendorf nahe bei Düsseldorf, von einem großen und sorgfältig von ihr gepflegten Garten umgeben. Zwei Zimmer darin waren für Immermann zu Arbeitszimmern eingerichtet und durch Bibliothek, Gemälde, Statuetten und mancherlei Zierrathen geschmackvoll ausgeschmückt. Die Erholungsstunden brachte er in den Räumen der Freundin, häufig in einem Abendcirkel kunstsinniger Freunde zu. Denn die Kunstschule, welche seit 1822 in Düsseldorf blühte, vereinigte eine Anzahl Künstler und Kunstkenner, mit denen Immermann gern verkehrte; besonders mit Schadow, Lessing, Hildebrandt, Schnaase, Uechtritz stand er in näheren Beziehungen. Aus den Vorlesungen dramatischer Werke, die Immermann vor einem sich allmählig erweiternden Kreise zu halten pflegte, entstand die von ihm mit so vieler Ausdauer und Sorgfalt geleitete Bühne. Auch an diesem Unternehmen hatte Elisa großen Antheil; sie war es, die Immermann berieth und ermuthigte und der ganzen Anstalt den idealen Schwung erhielt, wohl auch oft die realen Mittel darbot, mit denen so Außerordentliches geleistet worden ist.

Lützow vermißte indessen die Gattin, die er so übereilt aufgegeben, gar schmerzlich. Die Dame, deren Gunst er so sicher zu seyn glaubte, verschmähte ihn schließlich. Erst nach mehreren Jahren heirathete er die Wittwe eines verstorbenen Bruders, die ihn aber nicht glücklicher machte und, wie es scheint, ihm manchen Kummer bereitete. Der Briefwechsel mit der geschiedenen Gattin, die ihm immer mit herzlicher Theilnahme antwortete, war sein einziger Trost. Als ihm einst das Herz gar zu schwer wurde, wußte er sich nicht anders zu beruhigen, als durch einen Besuch bei ihr in Düsseldorf. Auch in seiner amtlichen Stellung mußte er manche Täuschung und Demüthigung erfahren; er war zwar zum General und im Jahr 1830 zum Brigadecommandanten vorgerückt, aber im Frühjahr 1833 wurde er plötzlich in Ruhestand versetzt, was ihn tief kränkte, da er zwar in Folge früherer Strapazen etwas geschwächt war, aber sich keineswegs dienstuntüchtig fühlte. Verlassen und verstimmt, getrennt von seiner zweiten Frau, wandte er sich nach Berlin und starb dort unerwartet am 4. December 1834, erst 52 Jahre alt. Elisa war, wie die Verfasserin berichtet, tief erschüttert von der Nachricht seines Todes, und „allgemein wurde der tapfere und ruhmreiche Freischaarenführer betrauert, der durch seine Unerschrockenheit und Biederkeit, durch seine Gutmüthigkeit und Offenheit viele Freunde besaß und von der ganzen preußischen Armee hochgeachtet wurde. Für die Handlungen, zu denen ihn Leidenschaft und Charakterschwäche verleitet, hatte er bitter gebüßt durch tiefe Reue, und wenn er selbst sich auch sein Unglück zugezogen, so mußte man ihn doch herzlich darum bedauern."

Aber auch Elisas Freundschaftsverhältniß zu Immermann sollte nicht ungetrübt fortbestehen. Elisa zwar blieb ihm die gleiche, treu besorgte Freundin, die nur darauf bedacht war, die Sorgen und Mühen des gewöhnlichen Lebens von ihm fern zu halten und ihm ein schönes, der Kunst gewidmetes Dichterleben möglich zu machen. Aber wer, der einen tieferen Blick in die menschliche Natur gethan hat, kann sich darüber wundern, daß ein stolzer und unabhängiger Geist wie Immermann sich nicht auf immer bei diesem Verhältniß befriedigt fühlen konnte? Mißstimmungen über das Scheitern seiner Bühne und die ungenügende Anerkennung seiner dichterischen Leistungen kamen hinzu und gaben ihm etwas Schroffes und Mißtrauisches, das auch in seine Dichtungen überging. Denn selbst in seinen reifsten Schöpfungen, in den Epigonen und im Münchhausen, tritt neben dem unverkennbaren glücklichen Einfluß der von ihm verehrten und geliebten Frau doch auch ein aus unglücklicher Stimmung hervorgegangener, erzwungener Humor auf. Am auffallendsten erscheint derselbe in seinem Reisejournal vom Jahr 1831, das aus an die Freundin gerichteten Briefen besteht, wo er eine gänzliche Unfähigkeit verräth, die Dinge unbefangen und natürlich aufzufassen, und sich durch ein eigenthümliches Mißtrauen zu verkehrten Deutungen verleiten läßt. Die politischen Verhältnisse besonders beurtheilt er darin oft mit sonderbarem Mißverständniß.

Bei einem Besuch in Magdeburg im Jahr 1838 erwachte in seinem unbefriedigten Gemüth eine tiefe Neigung

Digitized by Google

zu einem jungen, friſch aufgeblühten Mädchen, das er im Hauſe ſeines Bruders kennen lernte. Er verlobte ſich in der Stille mit derſelben und wagte lange nicht Eliſen, die von Fremden dieſes Ereigniß erfahren mußte, die Wahrheit mitzutheilen. Es iſt behauptet worden, Immermann habe in der wunderlieblichen Lisbeth in ſeinem Münchhauſen ſeine Braut geſchildert; wir laſſen dieß dahingeſtellt ſeyn, aber ſo viel iſt gewiß, daß mit dieſer Geſtalt ein neues Element wahrer Poeſie in ſeine Dichtung gekommen iſt, das man bis dahin bei ihm vermißte. Die Gräfin Ahlefeldt fühlte ſich durch die Entdeckung dieſes Verhältniſſes und durch die Art, wie es hinter ihrem Rücken betrieben worden war, tief verletzt. Immermann hatte gehofft ſie zu verſöhnen und in ſeiner Nähe behalten zu dürfen, aber ſie war entſchloſſen fortzugehen auf immer. Eine Reiſe nach Italien brachte ihrem verwundeten Gemüth wohlthuende Beruhigung; nachher lebte ſie mit einer Freundin in Berlin und verſammelte auch hier einen Kreis um ſich, der viele geiſtig bedeutende Menſchen und beſonders auch junge Dichter und Künſtler umfaßte. Hier trat ihr auch die Verfaſſerin der Biographie nahe. Mit Immermann war ſeit deſſen Verheirathung der Verkehr völlig abgebrochen; aber die Nachricht von ſeinem frühen Tode berührte ſie auf's ſchmerzlichſte, denn ihr Herz hatte keine Bitterkeit behalten. Sie ſchrieb ſogleich der jungen Wittwe und bot ihr auf das Liebevollſte ihr Haus zur Wohnung an, und da dieſes Anerbieten nicht angenommen wurde, ſo ſetzte ſie der hinterlaſſenen Tochter Immermanns eine jährliche Rente aus. Auch blieb ſie mit der Wittwe in fortgeſetztem brieflichem Verkehr. Umgeben von treuen Freunden lebte die edle Frau in Berlin, bis ſie im März 1855 im 65ſten Jahr dahinſchied. Briefe von ihr werden uns leider in dem Buche nicht mitgetheilt, ſie ſollen aber auch ihren Charakter für ſolche, die ſie nicht perſönlich kannten, nur unvollſtändig vergegenwärtigt haben, wie denn überhaupt Beredtſamkeit kein hervorſtechender Zug an ihr war. Dagegen ſind Briefe von Immermann, Möller und Henriette Paalzow eine willkommene Beigabe, aus der man ſieht, wie ſie nach verſchiedenen Seiten hin auf die Menſchen wirkte. Die Eigenthümlichkeit ihres Weſens bezeichnet die Verfaſſerin, wenn ſie von ihr ſagt: „Sie konnte nicht übertroffen werden an ſeltenem Schönheitsſinn, an Tiefe, Feinheit und Schärfe der Auffaſſung. Es lag ein Zauber darin, ſich mit ihr über Lebensverhältniſſe und über Gegenſtände der Kunſt und Literatur zu unterhalten, weil ſie mächtig von allem Schönen ergriffen wurde und es, wie mit feinen Fühlfäden begabt, überall herausfand. Eine edle Regung in einem Menſchen, eine bedeutende Idee in einer Dichtung, eine Schönheit in einem Kunſtwerk entgingen ihrem Auge nie; ſie hatte wie einen ſechsten Sinn dafür. Darum war ihr Beifall und ihr Umgang vielen Dichtern und Schriftſtellern ſo unſchätzbar, weil ſich in Einem Kopfnicken, in Einem zuſtimmenden Lächeln, in Einem leiſe hingeworfenen Worte Eliſens mehr Verſtändniß und mehr tiefes Eingehen ausſprach, als in mancher geiſtreichen und wohlgeſetzten Rede eines andern."

Das dem Buche beigegebene Bild Eliſens aus dem Jahr 1816 zeigt zwar eine geiſtig bedeutende, ausdrucksvolle Phyſiognomie, vergegenwärtigt uns aber nicht jene bezaubernde Anmuth, die ihr eigenthümlich geweſen ſeyn muß. Nichts deſtoweniger tritt uns aus der ganzen Biographie der lebendige Hauch dieſer ſchönen Perſönlichkeit entgegen, denn die Verfaſſerin hat es verſtanden, mit zarter Hand die Fäden der Lebensſchickſale ihrer Heldin zu ſammeln und zu einem abgerundeten Ganzen zu geſtalten, und ſie durfte mit Recht ihre Arbeit dem Meiſter der Biographie, Varnhagen von Enſe, ihrem Oheim, als eine würdige Gabe zueignen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Auguſt.

Bern als ſchweizeriſche Hauptſtadt. — Eugen Sue.

Nachdem im vorigen Winter die neue politiſche Organiſation einer einheitlichen Schweiz in den Neuenburger Wirren die erſte ernſte Probe ſeit ihrer Schöpfung im Jahr 1848 beſtanden, hat im laufenden Sommer die Stadt Bern im heitern Gegenbild jener ſchweren Prüfungszeiten den erſten größeren Verſuch gemacht, ſich als Capitale der centraliſirten Eidgenoſſenſchaft, als Hauptort des neuen Bundes zu zeigen. Das große eidgenöſſiſche Freiſchießen, die Induſtrie- und Kunſtausſtellung in Bern waren eben ſo viele Verſuche, die geſammte Theilnahme des Schweizer Landes auf Einen Punkt, auf die „Hauptſtadt" hinzulenken. Die eingebornen Bürger der alten Zähringer Stadt haben von jeher viel Selbſtgefühl gehabt, das ſich einſt in dem Ausſpruch gefiel, der „liebe Gott ſelbſt ſey Bernburger." Da wird man es ihren Nachkommen kaum verdenken können, wenn ſie während des

Digitized by Google

Monats Juli, als nicht nur alle Kantone ihre Vertreter ſchaarenweiſe zu den Feſten nach Bern ſchickten, ſondern der alte „Muz“ auch auf den ausländiſchen Touriſtenzug die entſchiedenſte Anziehungskraft zu äußern ſchien, ſo etwas von dem Bewußtſeyn eines Hauptſtädters, um nicht zu ſagen Reſidenzlers, in ſich verſpürten. Der Boden aber, auf welchem ein ſolches neues Berner Hauptſtadtthum nachhaltige Nahrung fände, iſt nicht allein die politiſche Centraliſation, ſondern gewiß eben ſo ſehr das Einheitsgefühl der Nation. Und dieſes ſcheint uns nicht ſo beſchaffen, daß es dem Emporkommen einer Hauptſtadt günſtig wäre. Nicht als ob wir an der Exiſtenz dieſes Einheitsgefühls überhaupt zweifelten: ſahen wir doch die Söhne dieſer ſcheinbar zufällig zuſammengewürfelten nationalen Bruchtheile, die mit einander nicht bloß den geographiſchen Begriff „Schweiz,“ ſondern die politiſche Realität „Eidgenoſſenſchaft“ bilden, auf den Ruf des einen Vaterlandes noch vor wenigen Monaten willig herbeieilen, und Herd und Heimath mit dem ungaſtlichen Winterfeldlager vertauſchen. Aber doch iſt dieſes Einheitsgefühl anders beſchaffen, als es ſich der Franzoſe, ja ſelbſt anders, als es ſich der Deutſche in ſeinem Particularismus denkt. Im ſchweizeriſchen Einheitsgefühl halten ſich, möchten wir ſagen, Centripetalkraft und Centrifugalkraft die Wage. Die neue politiſche Centraliſation iſt hergeſtellt, aber der „Kantönligeiſt“ lebt noch und wird, wenn nicht alles täuſcht, noch lange leben. Solche Verhältniſſe und Bedingungen ſind dem Aufblühen einer Metropole nicht förderlich. So lange noch Städte wie Baſel und Zürich, Lauſanne und Genf in gegenwärtiger Selbſtſtändigkeit durch Intelligenz und jene Macht, die Induſtrie und Handel verleiht, dem politiſchen Hauptorte, in welchem dieſe Mächte nicht gerade vorwiegen und noch weniger über Nacht künſtlich ſich erzeugen laſſen, die Wagſchaale halten, bleibt die Bedeutung Berns als Hauptſtadt der Schweiz einzig auf das politiſche Gebiet beſchränkt.

Schwerer noch dürfte es halten, den Fremdenzug in Bern dauernd zu feſſeln, welche Hoffnung man wohl hie und da in der Preſſe jener Stadt laut werden hört. Bern wird, iſt einmal das ſchweizeriſche Eiſenbahnnetz hergeſtellt, ein wichtiger Punkt des Verkehrs, ohne Zweifel; allein für die Touriſtenwelt werden Rigi und Vierwaldſtätter See, Berner Oberland und Leman ihre alte Anziehungskraft behaupten. Das konnte man dieſen Sommer ſchon deutlich genug ſehen, denn kaum war der letzte Feſtjubel auf der Schützenmatte in Bern verklungen, ſo zog die Fremdenmaſſe, welche die Feſte in Bern vereinigt hatten, ſehr bald zu allen Thoren hinaus den altbekannten Anziehungspunkten zu, die nun einmal jeder Engländer, und bald auch jeder Deutſche geſehen haben muß, weil ſie ſchon Vater und Mutter, Vetter und Baſe, Freund und Bekannter geſehen und ihren Namen in die betreffenden Fremdenbücher eingetragen haben. Selbſt die „Vettern aus Bremen“ machten ſich bald genug aus der Bundesſtadt auf, um an den klaſſiſchen Ufern des Vierwaldſtätter Sees Schillerſche Reminiscenzen wieder neu aufleben zu laſſen, denen der grobkörnige Realismus von Bern vielleicht gefährlich geworden war.

Hier wären wir alſo bei dem heurigen Fremdenverkehr in der Schweiz angelangt; allein es wird beſſer ſeyn, wenn wir unſere kleine Chronik des ſommerlichen Reiſelebens noch um einen Monat weiter hinaus verlegen, wo die Nähe des Schluſſes der Saiſon, die heute noch in voller Blüthe ſteht, einen umfaſſenderen Ueberblick geſtattet. Wir laden die Leſer vielmehr ein, uns hinüber nach Savoyen an die ſtillen Ufer des Bourgetſees und dort auf den ſtillen proteſtantiſchen Todtenhof von Annecy zu folgen an das friſche Grab eines Mannes, über welchen die Welt, die große Menge meinen wir, ſchon zweimal zu Gericht geſeſſen hat, einmal um ſeine Werke als das neue Evangelium der Zukunft bis in den Himmel zu erheben, und dann, um den Schöpfer dieſer Werke noch bei ſeinen Lebzeiten faſt der Vergeſſenheit zu überantworten. Müſſen wir noch hinzufügen, daß wir von dem friſchen Grabe des Verfaſſers der „Geheimniſſe von Paris“ ſprechen? Wer hat ſie nicht geleſen? Geſtehen wir es uns doch, wir alle haben ſie geleſen vor zehn oder zwölf Jahren, und mit Intereſſe haben wir ſie geleſen trotz aller Ungeheuerlichkeiten, die uns nicht entgingen. Und wie viele von den Millionen ſeiner Leſer in Frankreich, Deutſchland und England haben ſich wohl gefragt, was aus dem Manne, deſſen Erfolge vor einem Jahrzehent noch einmal, vielleicht das letzte mal, an die Bedeutung der franzöſiſchen Literatur als einer Weltliteratur glauben laſſen konnten, geworden ſey, als im Jahr 1851 der Bankerott aller der Theorien, die bei den „Geheimniſſen von Paris“ und dem „Ewigen Juden“ zu Gevatter geſtanden hatten, erklärt worden war? Eugen Sue hat ſeinen Ruhm dahin gehabt, er iſt bei ſeinen Lebzeiten faſt vergeſſen worden. Auf den Rauſch der Menge folgte ihre Entnüchterung, in Paris ſelbſt der Katzenjammer. Und im Katzenjammer denkt man nur mit Widerwillen an das berauſchende Getränk; es iſt das ein alter pathologiſcher Erfahrungsſatz.

Wir wollen hier weder den Urſachen dieſer Erſcheinung nachſpüren, noch wollen wir Sues literariſche Sünden weiß brennen. Eugen Sue und ſein Einfluß iſt eine Erſcheinung, die weniger der Literatur- als der allgemeinen Culturgeſchichte angehört, und dieſe wird davon Notiz zu nehmen haben, trotz ſeiner ſpäteren Halbvergeſſenheit. Wir haben nur die Abſicht, über die letzten Lebenstage und das Begräbniß Sues einige Notizen zu liefern, die, weil ſie in wenigen andern deutſchen Blättern zu finden ſeyn dürften, als eine nicht unerwünſchte Ergänzung ſeiner Lebensgeſchichte erſcheinen.

Wir ſahen ſchon manchmal die Volksſympathien und Antipathien in dieſen unſern Tagen wechſeln. Der Gegenſtand der Sentimentalität der Maſſen iſt der Mode unterworfen wie das Kleid. In den dreißiger Jahren ſang der deutſche wie der franzöſiſche liberale Spießbürger

Digitized by Google

„Noch iſt Polen nicht verloren!“ um ſpäter das ganze Polenthum in dieſelbe Rumpelkammer zu werfen, wo ſchon manche andere abgethane Hätſchelkinder ſeiner Sentimentalität vergeſſen umher lagen. In den vierziger Jahren ſchwärmte derſelbe „Bourgeois“ für Sues Marienblumen und „edle Proletarier,“ der im Juni 1848 ſeinem Gott dankte, daß das „unglückliche Volk“ des nämlichen Schriftſtellers mit Kartätſchen zur Raiſon gebracht wurde. Gerade wie die Kleidermode nicht in allen Ländern gleichen Schritt hält, ſondern in ſolchen Gegenden, welche abſeits der großen Fortſchrittsſtraßen liegen, gewöhnlich langſam der raſchen Bewegung in den Mittelpunkten der Cultur nachhinkt, ſo geht es auch mit dieſen verſchiedenen Objekten der Maſſenſentimentalität; es gibt nicht nur Gegenden, es gibt ganze Länder, die ein günſtiger Boden für herabgekommene Größen, verſchollene Berühmtheiten, ja ſelbſt für vergeſſene Ideen ſind. Ein ſolches Land iſt das alpenumringte Savoyen, das glücklichſte Aſyl für altgewordene Schauſpieler, exilirte Politiker, Schriftſteller, die ihren Ruhm in der großen Welt überlebt haben. In Savoyen, wo der Kampf zwiſchen Liberalismus und Klerus noch in voller Blüthe ſteht, war der Verfaſſer des „Ewigen Juden“ noch eine Berühmtheit, und er iſt es ſelbſt bei ſeinem Tode geblieben.

Wir wiſſen nicht, ob Sue durch die Ahnung oder die genaue Kenntniß dieſer Verhältniſſe ſich bewegen ließ, Savoyen zu ſeinem bleibenden Aufenthaltsorte zu wählen. Er war einige Zeit in Belgien und in der Schweiz geweſen; in beiden Ländern wenig beachtet, zog er ſich in die Nähe des kleinen, abſeits jedes größeren Verkehrs liegenden Städtchens Annecy zurück, wo es eine Partei gab, die ihn vergötterte, und eine andere, die ihn fürchtete. Nicht als ob Sue große Anſtrengungen gemacht hätte, Popularität zu erringen; er war dort bei den Liberalen bereits populär, als er anlangte, und erfreute ſich ihrer Huldigungen, wie er es nicht verſchmähte, den kleinlichen Angriffen verſchiedener Mitglieder des Klerus in der ſavoyiſchen Lokalpreſſe ſtets ſehr regelmäßig Rede und Antwort zu ſtehen. Als noch in dieſem Sommer, am 26. Juli, kurz vor ſeinem Tode, ihm von Theilnehmern des um dieſe Zeit in Annecy gefeierten ſavoyiſchen Volksfeſtes eine Nachtmuſik gebracht wurde, äußerte Sue zu ſeinem anweſenden Freunde, dem Oberſt Charras: »Quelle douce récompense de mes travaux que les acclamations désintéressées de cette charmante jeunesse!« Man ſieht, Sue liebte das Lob, ſo anſpruchslos er auch unter ſeinen ſavoyiſchen Freunden auftrat. Wie weit der Haß mancher Mitglieder des Klerus von Annecy ging, davon wird als Beiſpiel erzählt, daß ein Geiſtlicher ein Milchmädchen und einen Taglöhner nicht abſolviren wollte, weil erſteres dem Verfaſſer des „Ewigen Juden“ die Kaffeemilch lieferte und letzterer ihm das Holz ſpaltete. Dieſe ihrer Zeit von den öffentlichen Blättern Savoyens mitgetheilte Anekdote iſt von keiner Seite widerlegt.

Ueber Sues letzte Krankheit curſiren verſchiedene Angaben. Viele behaupten, Sue ſey ſchon ſeit Jahren von einem Rückenmarksleiden befallen geweſen. Das Sprichwort, daß „todtgeſagte“ Leute gewöhnlich um ſo länger leben, hat ſich an ihm nicht bewährt; denn ſchon einigemal, zuletzt noch im Laufe dieſes Vorſommers, hatten franzöſiſche Blätter Sues Tod gemeldet, während er ſich noch verhältnißmäßig wohl befand. Dem in Annecy erſcheinenden „Moniteur Savoiſien“ vom 4. Auguſt entnehmen wir folgendes Krankheitsbulletin: „Sue litt ſchon ſeit einigen Tagen an Neuralgie, doch zeigte die Krankheit erſt am 1. Auguſt beunruhigende Erſcheinungen. Montag und Dienſtag (27. und 28. Juli) zeigte ſich ein Wechſelfieber, wich jedoch unter der ärztlichen Hülfe des Dr. Lachenal aus Annecy. Mittwoch wollte Sue wieder eine Arbeit beginnen, war jedoch mit dem Entwurf ſo unzufrieden, daß er ihn in den Papierkorb warf. Am Freitag fühlte er ſich ſo viel beſſer, daß er ſeinen Freund Charras in aller Frühe weckte, um mit ihm einen Spaziergang auf die Anhöhe zu machen, an deren Fuße ſeine Wohnung lag. Doch hier verließen ihn die Kräfte ſo ſehr, daß er umkehren mußte. Am Sonnabend ſtellte ſich das Wechſelfieber mit erneuter Heftigkeit ein, und Lachenal hielt es für gerathen, den Dr. Maunoir aus Genf telegraphiſch herbei zu rufen, der auch Abends anlangte. Inzwiſchen war Sue in ein Delirium verfallen, in welchem er einmal ausrief: »Mais il y a des proscrits italiens, hongrois, polonais dans la montagne; ils sont poursuivis à outrance, portons leur secours, ne les abandonnons pas!« Am Abend wurde Sue auf der linken Seite gelähmt, ſein Geſicht wurde leichenartig, das Bewußtſeyn verlor ſich völlig. Am Morgen des 3. Auguſt, um 6 Uhr 55 Minuten, hauchte der Kranke ſeinen letzten Seufzer aus. Da Sue noch wenige Tage zuvor gegen Charras ganz beſtimmt geäußert hatte, er wolle ſo ſterben, wie er gelebt habe, als freier Denker, ſo wurde der Beiſtand eines Geiſtlichen während ſeiner Krankheit nicht erbeten. Die näheren Freunde des Verſtorbenen wollen die hauptſächlichſten Urſachen ſeiner Krankheit in übermäßigem Arbeiten — Sue ſchrieb täglich zehn Stunden und darüber — und in ſeiner ſtets wachſenden Sehnſucht nach Paris erblicken, die ſich häufig als wahres Heimweh äußerte.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Florenz, im Winter 1857.

(Schluß.)

Straßenleben. — Piſa. — Siena.

Es charakteriſirt die Häuſer jenſeits des Arno, gegenüber den Uffizien, daß ſie mit Pfeilern und Bogen in das Waſſer ſteigen, welche Loggien tragen. Der Ponte vecchio hält einen funkelnden Markt über den Wellen ſchwebend. Wenn wir darüber gehen, verſetzt uns die ganze Scenerie um ſo mehr in mittelalterliche Zeit, als er eine eigentliche Goldſchmiedſtraße bildet; eine Juwelierbude an der andern. Betrachtet die eigenthümlich langen und ſchweren goldenen Ohrringe, mit Perlen beſäet, wie ſie die hieſigen Bürgerfrauen kaufen, die zahlloſen kleinen Perlenreihen, die Korallen, die Granaten, die feinen Silberarbeiten, Monſtranzen u. ſ. w. beſonders die prächtigen Moſaiken von Edelſteinen (pietre dure), Blumen auf Broche, Armband und ſonſtigem Geſchmeide. Auch hierin bleibt Florenz ſeinem Blüthennamen treu. Nur in der Mitte, wo die Brücke frei iſt, rahmen ſie zwiſchen den Häuſern hübſche Landſchafts- und Architekturbilder ein. Rechts in die ſchmale „Via degl' Archibuſieri" biegend, findet man in deren Magazinen ſo elegante Dinge wie nur irgend in der Rue St. Honoré oder de la Paix zu Paris, und wie beim Louvre breiten ſich vor dem Säulengange mit den modernen Marmorſtatuen berühmter Toscaner die Bilder- und Bücherhändler aus.

In den volksthümlichen Gaſſen, z. B. in der Via de' Calzajuoli bis zum Dome hin, treffen wir einen Markt von Verkaufstiſchchen und Karren der Tabuletkrämer mit Gegenſtänden aller Art, Taſchen- und Halstüchern, mit allem nur möglichen bunten Quark neben den Lebensmitteln. »Quattro paoli!« — »Tre crazie, signore!« ſchreit es fort und fort, ſcharf accentuirt. Ueberall Blumen, und vorzugsweiſe die würzigen Nelken. Männer binden hier die Sträuße; an jeder Ecke, auf jeder Stufe ſitzen ſie bei dieſem Geſchäft. Oder gelüſtet es euch nach den populären »pastiche?« Wohin ihr blickt, Paſten in allen Farben und Gattungen, zu einem Quattrino das Stück. Jeder vom Volke legt den ſeinigen hin und kauft ſich zur beſcheidenen Erquickung ein ſolches Bonbon und wählt die Sorte genau, denn jede hat einen andern Beigeſchmack. »Non costa un Napoleone d'oro!« lacht mir der Mann entgegen mit ſeinem Karren voll kleiner rother Früchte, welche nach dem Maaße gehen. Selbſt in den Cafés ſchwirrt es immer aus und ein mit Quincaillerie; Tücher von allen Muſtern werden ausgeboten, ein kleiner Junge bringt ſogar ein Brett voll Puppen. — »Un piccolo muscatello!« ruft es von allen Seiten in dem modiſchen Café bei Caſtelmur, um eine halbe Portion des beliebten Weintraubeneiſes zu verlangen. Wie entfernt iſt aber der „Padrone" von der gemüthlichen Höflichkeit deutſcher Conditoren! »Per due crazie paste di menta!« brummt er auf deinen beſcheidenen Wunſch, dir die Pfeffermünzzelten einzuwickeln, »e carta per tre crazie!« Nicht weit davon ſiehſt du den Eingang eines Bazars in brittiſcher Weiſe. Lockend vor vielen niedlichen Dingen ſind die allerliebſten, mit blauem oder roſenfarbenem Atlas gefütterten Pantöffelchen vom feinſten Strohgewebe. Eben erſt ſind wir einem Mädchen begegnet mit den glänzenden Augen, wie Andrea del Sarto ſie gemalt, welches im Stehen und Gehen emſig Stroh flocht. Die Arbeit iſt ſo zart und geht ſo flink, wird aber ſchlecht bezahlt, viele Ellen kaum mit einer Lira. Wie zu Nürnberg noch heute Frauenköpfe von Dürer, trifft man hier in Florenz auf den Straßen weibliche Geſichter, die in ihrem weichen Reiz an die großen toscaniſchen Meiſter erinnern und gar ſchelmiſch aus ihren runden feinen Strohhüten vorblicken. Viele der Dirnen laſſen dieſelben hinten an den Kopf ganz zurückſinken, und wenn der Wind ſie dann noch etwas mehr rückwärts weht, bildet es gerade wie einen Heiligenſchein um das Haupt. Dabei fällt uns der ſchöne Gang der Frauen vornehm und gering auf; ſie ſchweben, während die Römerin trippelt.

»Che vi pare!« lautet eine hieſige Redensart, wenn man Dank beſcheiden zurückweiſen will. Der allgemein übliche Ausdruck für Ein Uhr heißt: »Il tocco« (der Eine Schlag). Bekanntlich iſt das Florentiniſche minder rein in der Ausſprache als das Römiſche, in der Wortfügung um ſo richtiger. Das Aſpiriren des toscaniſchen Dialekts hat einige Verwandtſchaft mit dem Spaniſchen. Täglich kann man ſich davon überzeugen, welch liebenswürdige Urbanität in dieſem Lande waltet. Sie tritt dem Fremden auch beim Beſuche öffentlicher Anſtalten entgegen, beſonders in Kirchen bei Prieſtern und Mönchen, wenn man etwa in einer Sakriſtei, in einer Kloſterhalle Gemälde oder ſonſtige Werke bewundern möchte; überall edle Gaſtlichkeit. Es begegnet einem aber auch im Allgemeinen hier jene feinere Geſittung, welche wie die Blüthe eines durch Jahrhunderte in das Blut übergegangenen Schatzes von Wiſſen und Kunſt erſcheint. Aehnliches habe ich im Kleinen zu Dresden bemerken können.

Däucht uns ja doch wirklich Florenz, im Contraſt mit dem wimmelnden Neapel, ruhig und ſtill, geſetzt wie eine kleine deutſche Stadt. Auch der Sonntag zeigt ſich gar mäßig und höflich. Es iſt ein heiteres, ſchmuckes Treiben. Außer den eleganten ariſtokratiſchen Equipagen, welche immer durch die Straßen fliegen und den Legionen von Fiakern, rollen Omnibus und rufen ihre Richtung aus.

Digitized by Google

Dazu gesellen sich hübsche Cabriolets, zwei Pferde hinter einander gespannt; der Herr kutschirt die junge Dame, oder zwei Junggesellen sitzen neben einander. Es fehlt nicht an zierlichem Putz; man bemerkt schöne Frauen, manche holde Gesichter. Vor einiger Zeit gab es aber doch eine Posse zu begaffen, und zwar leider auf der edelsten Bühne: auf der Piazza del Granduca eine Tombola, eine jener festlichen Lotterien, wie sie auch zu Rom öfters stattfinden. Neben dem ritterlichen Palazzo vecchio, in der stolzesten Halle der alten Republik, der herrlichen Loggia de' Lanzi, Angesichts der Erz- und Marmorbilder eines Cellini, Donatello, Gian Bologna, des antiken Ajax und der Vestalinnen hatte man die Jahrmarktbuden aufgeschlagen. Zwei Jungen mit rothen Mützen und Jacken wie die Affen zogen die Nummern, und die Gewinnste wurden in einem vergitterten Käfige, gleich Vögeln, bewahrt. Nach jedem Ziehen spielte die türkische Musik. Es trieb sich viel Volk umher, Reihen von Strohstühlen standen zum Vermiethen, Posten rief man von allen Seiten aus.

Als bestes Sonntagsvergnügen, hier wie allerwärts, dient die Eisenbahn. Sie ist trefflich in Toscana. Die Wagen sind vorzüglich, selbst die der dritten Klasse sind geräumiger und anständiger als irgendwo. »Il vapore« nennen sie es hier, wie zur See. Der Dampf brachte uns neulich wieder nach Pisa. Am Bahnhof fielen die erwerblosen Menschen über uns her. Der eine will uns für ein paar Crazien den ganzen Tag umher führen, der andere uns um einen halben Paolo zum Dom kutschiren, auf die Scenerie unsterblicher Architektur, wo Basilika, Campanile, Batisterio und Campo santo auf grüner Wiese gleich einer weißen Heerde weiden. Der Verdienst stockt hier gänzlich. Kaum daß noch Fremde hier verweilen; die Eisenbahn bringt dieselben zu schnell her und wieder weg. Ueberhaupt gehört die gesunde Lage von Pisa, ausgenommen für Brustkranke, zu unsern Vorurtheilen über Italien. Die Gegend ist gar feucht, weil die sehr niedern Felder beinahe das ganze Jahr unter Wasser stehen. Die Ausdünstung verbreitet sich auch über die Stadt. Nur die Wohnungen am Lung' Arno, welcher in seinen Palazzi mit dem zu Florenz wetteifert, darf man als unschädlich bezeichnen. Die hiesigen Leute, die viel Gutmüthiges haben, jammern einen in ihrer Nahrungslosigkeit. Lauter hübsche, feine Gesichter, nur minder heiter als die zu Florenz, hier liegt auf allen ein Ernst, eine Trauer aus den alten großen Tagen.

Gleich bei der Ankunft auf der Station fallen uns die Hutbottegen in die Augen; unter den Bäumen am Thore lauter Filz. Bald nachher, im ersten Conditorladen, mögt ihr euch Marzipan kaufen, wie an keinem andern Orte diesseits der Alpen, Marzipan, der recht würzig schmeckt — nach der alten freien Stadt. Hat nicht jede ihre eigenthümlichen Leckerbissen? In den Gewölben am Lung' Arno locken euch die zierlichsten Marmorsskulpturen: der Campanile im Kleinen ausgeführt, selbst die Kameele aus den Caseinen. Wir haben sie im Herbste besucht, diese Wälder, diese mit Riesenheerden von weißen Kühen und wilden Pferden bedeckten Auen der großherzoglichen Maierei von S. Rossore, welche sich zwischen Pisa und dem Meere hinstreckt, seinem Sande abgewonnen, eine herrliche Oase. Von den Caseinen bis zur Küste dehnt sich die „Gomba" mit ihren Alleen, Wiesen, Seebädern, welche im vergangenen Sommer von Gästen überfüllt waren. Fremdartig, ganz morgenländisch gruppiren sich unter stolzen Pinien die Züge von Kameelen, welche schwere Lasten zu beiden Seiten in Holzkisten tragen, auf die ein kleines rothes Kreuz gemalt ist, wohl noch als Tradition vom Großprior der Johanniter her, welcher zweihundert Kameele, von denen die heutige Schaar stammt, aus den Kreuzzügen nach Pisa brachte. Der Kutscher, der uns durch den so orientalisch staffirten Park führte, klagte, daß die Trauben wieder krank gewesen; der »vapore« mache sie krank. »I forestieri l'hanno fatto. Questo si fa col diavolo. Guastano il povero corpo.« — Nämlich durch Rum und Branntwein, die man jetzt statt des Weins trinke; seit die Eisenbahn die Reben zerstöre, meinte er, verderbe man den armen Leib, ähnlich jenem Bauernweib im Schwarzwalde, das einmal gegen uns behauptete, die Eisenbahn mache all das schlechte Wetter diese letzten Jahre her.

Bei Siena hingegen waren, trotz der Lokomotive, welche mit uns an den Fuß der Bergstadt sauste, die Trauben gesund, der Wein gut, wenn schon nicht reichlich. Die Luft weht rein und kräftig um diese Höhe. Auch ist die Cholera noch nie da gewesen. Voriges Jahr, während die Seuche ringsum wüthete, blieb Siena verschont. Aus den Waggons schon sahen wir die Arbeiten für den Schienenweg nach Rom in der olivenumkränzten Tiefe. Jetzt zwar rasseln noch die Diligencen nach der Tiber durch die höckerigen Straßen von lauter Ritterburgen. Wie das klingelt an den Pferden, wie bunt, wie lustig das dahin rollt! Wir wären gerne wieder mit — es ist in der Seele doch ein Zauberzug nach Süden! Wenn aber erst die eiserne Kette der Industrie die Siebenhügelstadt an Florenz knüpft, dann tritt für Unteritalien ein Umschwung in den Verhältnissen ein, der sich noch gar nicht berechnen läßt.

Emma Niendorf.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 37.

Inhalt.

Bergfahrt in Tirol. Seite 865.
Die Traumdeutung im Alterthum. (Fortsetzung.) Seite 870.
Ein französisches Dichterleben. (Fortsetzung.) Seite 874.
Korrespondenz-Nachrichten.
Wien. Seite 881. — London. Seite 884. — Genf. (Schluß.) Seite 886. — Aus Westphalen. Seite 887.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[51] Im Verlage der Unterzeichneten ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buch- und Muſikalienhandlungen zu beziehen:

Die Lehre
von der
muſikaliſchen Compoſition,
praktiſch-theoretiſch
von **Adolf Bernhard Marx.**
Dritte Auflage. Dritter Theil.
gr. 8. geh. 3 Rthlr.

Lehrbuch der Harmonie.
Praktiſche Anleitung zu den Studien in derſelben,
zunächſt
für das Conſervatorium der Muſik zu Leipzig
bearbeitet von
Ernſt Friedrich Richter.
Zweite Auflage. gr. 8. geh. 1 Rthlr.

Leipzig, im Auguſt 1857. **Breitkopf & Härtel.**

Die Technik der Baumwollenſpinnerei.

In Unterzeichnetem iſt ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Technik
der
Baumwollenſpinnerei,
ihr Fortſchreiten
in den letzten fünfundzwanzig Jahren
und
ihr gegenwärtiger Zuſtand.
Von
Dr. J. A. Hülſſe,
Director der K. Sächſ. polytechniſchen Schule zu Dresden.
Mit 25 Kupfertafeln.
(Separatabdruck aus den Supplementen zu Prechtl's technologiſcher Encyklopädie.)

gr. 8. Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 4 Ngr.

Stuttgart und Augsburg, Auguſt 1857.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Muſikaliſche
Charakterköpfe.
Ein kunſtgeſchichtliches Skizzenbuch
von
W. H. Riehl.
Zweite umgearbeitete und ſtark vermehrte Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. 30 kr. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Die Aufgabe dieſes Buches zielt dahin, den innigen Zuſammenhang der Muſikgeſchichte mit der allgemeinen Culturgeſchichte in den Charakterſkizzen einer Reihe von minder bekannten Meiſtern der Tonkunſt nachzuweiſen und zugleich in anmuthiger und anſchaulicher Form wichtige Principienfragen der muſikaliſchen Aeſthetik zu erörtern. Der Herr Verfaſſer hat die Theilnahme, welche ſein Buch gefunden, dadurch zu erwiedern geſucht, daß er dieſe zweite Auflage ihrem Inhalte nach erweitert und vertieft, in der Form einheitlicher und abgerundeter geſtaltet hat.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Simrock Heldenbuch dritter Band.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das kleine Heldenbuch.
Von
Dr. Karl Simrock.
Zweite vermehrte Auflage.

Walther und Hildegunde. Alphart. Der hörnerne Siegfried. Der Rosengarten. Das Hildebrandslied. Ortnit. Hugdietrich und Wolfdietrich.

gr. 8. geh. fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Das Heldenbuch ſoll unſere geſammte nationale Heldendichtung umfaſſen. Es gilt unſer Epos, die tauſendjährige Schöpfung des deutſchen Volks, ihm in ſeiner Ganzheit und Herrlichkeit wieder vorzuführen, die Heldengeſtalten unſerer homeriſchen Lieder heraufzubeſchwören und ſo einen verſunkenen Nationalſchatz zu heben, den wir für ein ſo köſtlicheres Beſitzthum achten ſollen, als er das altgemünzte Gold unſeres eigenen Sinnes und Gemüthes iſt.

Die beiden erſten Bände füllen die Nibelungen und die Gudrun, und ſie haben ſich wiederholter Auflagen zu erfreuen gehabt. Der vorliegende dritte Theil, das kleine Heldenbuch, konnte ſo ſchnellen Eingang nicht finden, weil der für ihn beſtimmte „Hugdietrich und Wolfdietrich" ſich ihm noch nicht einverleiben ließ. Da ihn die zweite Auflage jetzt nachbringt, ſo iſt nun erſt die Aufgabe gelöst, welche ſich der Herausgeber für das ganze Heldenbuch geſtellt hatte. Der Wolfdietrich bildet die werthvollſte Zugabe der neuen Auflage. Hier iſt der chriſtliche Geiſt endlich mit ganzer Macht auch in die deutſche Heldenſage gedrungen: er bildet ihre Seele, während ſie ſonſt auf heidniſchen Grundlagen ruht, welche das Chriſtenthum nur mildern, nicht ganz ausſcheiden konnte. Im Wolfdietrich tritt es dem Heidenthum ſiegreich gegenüber, wie das ſich am ſtärkſten im achten und neunten Abenteuer zeigt, die überhaupt zu den Glanz- und Gipfelpunkten unſerer Heldenſage gehören.

Zum Erſtenmal erſcheint hier Wolfdietrich in ſolcher Vollſtändigkeit vorgelegt, daß zu hoffen iſt, dieſes ſchöne Gedicht werde nun endlich nach ſeinem vollen Werthe Anerkennung finden. Die große Reichhaltigkeit dieſes jetzt erſt geſchloſſenen Bandes iſt völlig geeignet, den Leſer anzuziehen und dieſem ganzen recht eigentlich deutſchen Werke die Gunſt der Zeitgenoſſen zu gewinnen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Firdusi.
Ein epiſches Gedicht in ſieben Büchern
von
O. F. Gruppe.

8. geheftet. fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Das Gedicht, das den Namen des berühmten perſiſchen Dichters trägt, behandelt deſſen eigenes Lebensſchickſal, insbeſondere ſein Verhältniß zu Mahmud dem Großen, dem Götzenzertrümmerer. Es iſt ſeinem weſentlichen Inhalt nach eine Feier des dichteriſchen Genius gegenüber der Helden- und Fürſtengröße, zugleich aber auch eine Verherrlichung der Vaterlandsliebe und ihres Sieges über das Gefühl perſönlichen Unmuthes in einer edeln Seele, endlich die elegiſche Darſtellung der gerechten, aber zu ſpäten Anerkennung. Das Gedicht, deſſen Schauplatz Perſien, Indien und Arabien iſt, beſtrebt ſich, die feurigen Farben des Orients mit germaniſcher Empfindung zu vereinigen. Eingewebt ſind in freier Behandlung die beiden großartigſten Gedichte Firduſi's, Feridun und ſeine Söhne und Ruſtem und Sohrab.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 37. 13. September 1857.

Hier lagern Träume lang verſchollner Zeit,
Seltſame Mähr und zorn'ge Abenteuer.

Annette von Droſte.

Bergfahrt in Tirol.

(ſ. Nr. 35.)

III.

Welcher Touriſt hätte nicht ſchon mit bitterem Verdruß erfahren, daß die Sommermonate in den Alpen Regenzeit und daher die Tage, welche das Herumſteigen auf dem Hochgebirg erlauben, gezählt ſind? Da muß man jeden Augenblick benützen, der freundlich winkt, und ſo war mein Entſchluß bald gefaßt, als der wolkenloſe Abendhimmel für die kurzen Pfingſtferien ſeine Gunſt zu verſprechen ſchien. Der Leſer möge mich auf dem Streifzug freundlich begleiten, der zur Erforſchung einiger Theile der nördlichen Kalkalpen unternommen wurde; er ſoll mancherlei von Land und Leuten beobachten, wie man es jetzt ſo gerne thut, und auch die Damen ſind eingeladen; ich werde ihnen nichts von Terebrateln, Ammoniten und Ichthyoſauren vorreden, ſondern nur hie und da eine ſeltene Alpenblume bieten.

Beim erſten Strahl des Morgenrothes wanderte ich durch Mariahilf, in der Hoffnung auf der Ulfiswieſe von irgend einem Stellwagen eingeholt zu werden, der mir den langweiligen Marſch an der Martinswand vorbei erſparen ſollte. Der Zufall war günſtig, bald meldete das Poſthorn eine Kaleſche, nach kurzer Unterhandlung über ein kleines Trinkgeld ſchwang ich mich zum Kutſcher auf's Brett, und es ging im luſtigen Trabe nach Kranebitten, wo die Straße etwas bergan ſteigt. Durch die Wieſe ſchleicht ein Bächlein, niedriges Buſchwerk mit verſtümmelten Eichen zieht am Raine hin, wo ein morſches Kreuzlein, kaum noch über das Gras hervorragend, den Platz bezeichnet, an dem ein Unglücklicher durch eigene Hand endete. Weiter oben ſteht eine Kapelle; ſie wurde im ſechzehnten Jahrhundert von einem Prieſter erbaut, dem hier das Reitpferd ſcheu wurde und durchaus nicht mehr vorwärts wollte. Den Einfluß böſer Geiſter vermuthend, erhob er ſein Herz zu Gott, aber erſt als er ein Kirchlein zu bauen gelobte, ward ſein Roß vom Banne frei und er konnte die Reiſe fortſetzen. Eine Denktafel über der Thüre erzählt das Ereigniß.

Erfreulicher als dieſe Geſchichte, welche der Poſtillon mit voller Ueberzeugung erzählte, war mir der Aufgang der Sonne. Es hatte ſeit Wochen geregnet und dann, wie es zu geſchehen pflegt, tief in's Gebirge herab geſchneit. Nachdem durch das Umſetzen des Windes

Digitized by Google

ein raſcher Wechſel der Witterung eingetreten war, kühlte ſich die Temperatur ſo ſtark ab, daß auf den Feldern Reif lag, welcher den keimenden Mais mit Verderben bedrohte, obwohl bald die Sonne des längſten Tages am Himmel ſtand. Meteorologiſche Erſcheinungen der Art, welche dem wiſſenſchaftlichen Beobachter ſo viel Intereſſantes bieten, werden zunächſt durch das Vorherrſchen des Nordoſt nach langem Kampfe mit dem Scirocco herbeigeführt, und ſind im Gebirge, wo überall die Gegenſätze kräftig walten, nicht gar ſelten. Am 15. Juni ſchneite es einmal ſo ſtark, daß die Bäume, welche den Schnee in den breiten Laubkronen feſthielten, unter der Wucht einbrachen und die Alleen der Stadt ausſahen als wie nach einem Orkan.

Da die kahle Martinswand Licht und Wärme zurückwarf, war bald ein angenehmes Gleichgewicht hergeſtellt, und man mochte ſich mit Behagen dem Eindruck hingeben, den die Fülle üppigen Naturlebens nie verfehlt. Bächlein und Quellen rieſelten überall aus Geſtein und Schutthalden hervor, denn noch hatte die Kraft der Sonne nicht auf die dunkeln Tiefen ihres Urſprunges gewirkt; die Tannen trieben junge Schößlinge, und keine Raupe hatte noch mit zerſtörendem Gebiß das junge Laub der Buchen verunſtaltet. In ſchöner Gruppirung umgaben die Bäume den kleinen Hügel links der Straße, wo ſich die Reſte eines Jagdſchloſſes des alten Kaiſers Max, vielleicht auf Grundlage eines Römercaſtells, wie man aus gefundenen Münzen ſchließt, erheben. Er ſoll vom Fenſter aus die am Felſen weidenden Gemſen mit dem Handrohr erlegt haben. In der grauen Wand, etwa 820 Fuß über dem Inn, öffnet ſich die Grotte, wo er in der Charwoche, als jeder Rückweg verſperrt ſchien, von unten herauf den Segen des Zieler Pfarrers erhielt: eine Sage, die ſich auf zu beſtimmte Thatſachen ſtützt, als daß unſere Mythologen ſich daran vergreifen und ſie in die Dämmerung altdeutſcher Götterlehre zurückſetzen könnten, wenn ſie auch bereits dazu Luſt zeigten, den Kaiſer als wilden Jäger mit Wodan zu identificiren. Uebrigens iſt es hier doch nicht recht geheuer, ſo hat wenigſtens die Großmutter meinem Poſtillon erzählt. Ehe noch in der Höhle das Kreuzeszeichen errichtet war, ſoll um Mitternacht manche gar ſchauerliche Equipage mit feuerſchnaubenden Rappen und funkenſprühenden Rädern aus und eingefahren ſeyn. Insbeſondere wenn ein reicher Filz oder irgend ein verhaßter Pfleger ſtarb, war große Beleuchtung; aus dem Hintergrund züngelten blaue Flammen empor, daß man es bis Oberperfuß ſehen konnte. Plötzlich rollte der Wagen an, der Kutſcher ohne Kopf, eben ſo die Lakaien auf dem Rückſitz; nach brauste und ſauste mit Holla und Huſſaſa die wüſte Meute, aber ſo laut ſie auch tobte und lärmte, vermochte ſie doch nicht das Schmerzgebrüll des Verdammten zu überſchreien, der unter ſolchen Ehren in Dantes Pforte einfuhr. Der Wagen war verſchwunden; krachend ſchlugen die Felſen zu, und war jemand vermeſſen genug, am nächſten Morgen hinaufzuklettern, ſo konnte er noch eine ſolche Naſe voll Höllenſtank kriegen, um zeitlebens daran zu denken. Man ſieht, die Geſchichte iſt grauſig genug, um ſo mehr wenn man gleich nebenan den verrufenen Geiſterbühel erblickt und im Hintergrunde die Ruine Fragenſtein, wo es vielleicht in den Tagen der Vorzeit auch nicht immer ganz chriſtlich zugegangen iſt.

In Ziel ſprang ich vom Wagen und ging auf der Landſtraße gegen Thirſenbach fort. Hier mündet eine Schlucht, der Bach, welcher herab fließt, treibt einige Mühlräder; wir ſtiegen links empor, nachdem wir an einer kleinen Holzſäule ausgeruht hatten. Hier geſchah eine Unthat und fromme Hände ſetzten das Zeichen, um den Wanderer zum Gebet für die arme Seele aufzufordern. Jedenfalls muß es ein grimmiger Strauß geweſen ſeyn, denn zwei Rieſen begegneten ſich hier feindlich: Haimon im blanken Harniſch mit dem Schwerte und Thirſus mit einem entwurzelten Baumſtamm. Wer ſich ungefähr eine Vorſtellung machen will, wie es da zugegangen ſeyn mag, den verweiſen wir auf das mitteldeutſche Eggenlied und ähnliche Werke, mit Ausnahme der ſieben Schwaben. Nur den Urſprung und das Ende des Zwiſtes will ich berichten; das archäologiſche Thema geſtattet mir einen kleinen Seitenblick auf die Geognoſie, ohne mir deßhalb den Tadel zuzuziehen, als hätte ich mein gegebenes Verſprechen gebrochen.

Haimon — ob Neffe oder Oheim der vier Haimonskinder? weiß ich nicht, denn die Stammbäume jener Tage ſind nicht ſo ſicher wie die der Pairs, welche gegenwärtig in deutſchen Kammern die Luft erſchüttern — Haimon, ein Rieſe von ſolcher Stärke, daß die Bäume weitum ſausten, wenn er nieste, war in ſeiner Jugend ſehr wild und ungezogen und hatte Thaten verübt, über welche unſere Polizei außer Faſſung käme, wenn ſich jetzt irgend jemand etwas ähnliches beigehen ließe, und wäre es auch ein Heidelberger Student. Endlich kam er zur Einſicht, daß ein Höherer über ihm walte, der nicht bloß den Zwergen, ſondern auch den Rieſen gebeut; er beſchloß, ſeinem wüſten Treiben zu entſagen und die Kraft, welche ihn bisher zum Frevel verleitet, auf edle Werke zu verwenden. Er ſuchte zwiſchen dem Erlengeſtrüpp der Sill die Trümmer der alten Römerſtadt Veldidena und wollte dort, um die Vergangenheit zu ſühnen, ein Kloſter errichten. Der Menſch kann jedoch ſein Weſen nicht abſtreifen wie einen

Digitized by Google

Harniſch; er ſtrauchelte auf dem neuen Pfade und vergoß noch einmal unſchuldiges Blut, ehe er nach langer ſchwerer Buße die Palme errang. Schon ragten die Grundmauern empor, da fand er einmal, als er den Bau fortzuführen mächtige Steinblöcke herbei ſchleppte, alles niedergeworfen und zertrümmert. Grollend fügte er die Steine wieder zuſammen; vergebens. Das nächſte Frühroth zeigte ihm wieder Schutt und Zerſtörung. Den Unfug konnte nur Thirſus verübt haben, ein bäuriſcher Recke, der, in einer Schlucht bei Ziel hauſend, anſtatt auf edle Abenteuer zu fahren, Bären fing und Auerkühe molk. Schnell legte er den Harniſch an und faßte das lang entbehrte Schwert. Den Gegner, der wahrſcheinlich von ganz anderen als den vier letzten Dingen träumte, traf er ſchlafend unter einem Baume. Unſanft rüttelte er Thirſus auf, allein dieſer, nicht gewohnt ſolcher Störung, riß die Tanne aus dem Boden und ſchlug los. Die rohe Naturkraft unterlag der Fechtkunſt. Thirſus wandte ſich blutend zur Flucht, und die Wunden ſuchte er an einem Bächlein rechts von Seefeld mit Gras und Raſen zu verſtopfen. Nun dachte Haimon Ruhe zu haben; wie erſtaunte er aber, als er nächſten Morgens das mühevolle Werk des vorigen Tages wieder gebrochen ſah! Er wachte Nachts in bitterem Leide, weil er zu ſeinen vorigen Freveln in ſinnloſem Grimm neue Blutſchuld gehäuft; da knackte plötzlich das Geſträuch und aus der Schlucht wälzte ſich ein Lindwurm, gewiß zehnmal größer als der, den Siegfried weiland erwürgt. Er begann das Mauerwerk zu zertrümmern. Wer vermöchte nun den Kampf zu ſchildern, der ſich erhob! Genug, das Ungethüm erlag und der Sieger riß ihm die Zunge aus, welche zum ewigen Andenken aufbewahrt werden ſollte. Bei der Aufhebung des Stiftes durch die Bayern ſoll ſie an das Muſeum der Insbrucker Univerſität gekommen ſeyn; was aber hier als ſolche gezeigt wird, iſt nichts anderes als der merkwürdige Kopfforſatz eines Schwertfiſches, wie man ihn auch anderwärts ſehen kann. Nun vollendete Haimon ſein Werk; ſeine und des Thirſus Statue, jene mit dem Schwert, dieſe mit dem Baume, prangen in Holz geſchnitzt vor dem Kloſter; aber auch ein Wirth in Wilten glaubte ſein Haus zu zieren, wenn er es mit den Bildern der beiden Hünen grau in grau bemalte.

Im Mittelalter wurde dieſe Sage blindlings geglaubt, die Zeit der Aufklärung ſpottete darüber oder deutete ſie allegoriſch, die neue Wiſſenſchaft erkennt ihren Werth und ſieht darin außer den mythologiſchen Anknüpfungspunkten das Symbol eines großen Völkerkampfes, der mit dem Untergang und der Auswanderung der Rhäter endete. Fleißig und mit Geſchmack wurde dieſer Gegenſtand in einer noch ungedruckten Abendvorleſung am Ferdinandeum zu Insbruck von Joſef Daum behandelt; das Manuſcript liegt in der Bibliothek der Anſtalt, wo es Forſcher benutzen können.

Das erſte Dorf an unſerem ſteilen Pfade iſt Reit auf einer ſturmdurchfegten Hochebene, zu der ſich die Alpen bis 4000 Fuß Meereshöhe abſenken und ſo einen früher viel beſuchten Paß bilden. Die Lage iſt luftig genug, die ſchöne Ausſicht, welche ſich hier nach allen Seiten öffnet, würden die Bewohner gern für ein milderes Klima vertauſchen, wo der Schnee nicht tief in den Frühling hinein die Felder bis zur Höhe der Zäune überlaſtet und manchmal Dächer von Häuſern und Stadeln eindrückt. Nach vorn wird die Gegend immer düſterer, links guckt durch eine Thalſpalte der Blattacher Ferner, einer der wenigen Gletſcher, die ſich auf Kalkboden angelegt. Wie manche behaupten, iſt er noch nicht ſo alt; auf der breiten Fläche, die er einnimmt, ſollen die ſchönſten Almen geweſen, dann aber in einer Nacht plötzlich eingeſchneit worden ſeyn, weil die Reichen verſuchten den Armen ihren Antheil zu rauben. Dieſe Sage kommt ſehr häufig in der ganzen Ausdehnung der Alpen vor. Thatſache iſt übrigens, daß nicht bloß die Gletſcher ſeit einer Reihe von Jahren vorrücken, es ſetzt ſich auch Firn und Eis auf wenig geneigten Berghängen an, wo bisher nichts davon zu beobachten war.

Den Wanderer begleiten Almroſen und Sarlfragen bis zum traurigen Hochmoor von Seefeld, ſpärliches Knicholz und Erlengeſtrüpp umzieht den Rand der Lachen, wo Binſe und Waſſerrohr ſich anreiht. Es iſt der letzte Reſt eines Sees, welcher abgeleitet wurde. Die Landſchaft hat einen ſtreng nordiſchen Charakter, der, durch nichts gemildert, mit der Bauart des Dorfes völlig übereinſtimmt. Nur der Mais, unter dem weit vorſpringenden Dache der Häuſer aufgehängt, deutet auf ein wärmeres Klima; die ſparſamen und fleißigen Bewohner haben da und dort im Innthal ein Fleckchen Grund an ſich gebracht, auf dem ſie alljährlich ihren kümmerlichen Bedarf an Frucht ernten. Es iſt ein hartes, wetterfeſtes Geſchlecht, das auf dieſen Höhen wohnt, geſtählt in Kämpfen jeder Art, ſey es nun der Liſt oder Gewalt, und jeder Arbeit kundig, die einen unermüdlichen Arm fordert. Holzſchlag und Kohlenbrennerei nährt manchen; die Verwegenheit der Wilderer, welche wie Luchſe ein Jagdgebiet von vielen Meilen in wenigen Tagen durchmaßen, iſt ſprüchwörtlich geworden, und wer wüßte nicht von einem oder dem andern Schmuggler, der verbotene Waaren centnerweiſe auf dem Rücken ſchleppend im harten Winter über die Gräte der Gebirge kletterte und der Finanzwächter, die

Digitized by Google

ihre Posten ganz anderswo aufgestellt, in adlergleicher Sicherheit lachte. Der Schmuggel ist jetzt nicht mehr sehr ergiebig und die Familien, deren Namen von den Zöllnern mit einer eigenthümlichen Empfindung ausgesprochen wurden, haben sich andern Beschäftigungen zugewendet. Manchem gibt der Abbau des Asphaltes, den eine Privatgesellschaft in Betrieb gesetzt, ziemlich sicheren Unterhalt. Wir sagten vorhin, daß der flüchtige Thirsus auf den Felsen bei Seefeld niedergesunken sey. Das Gestein trank den nicht zu hemmenden Strom seines Blutes und allmählig verwandelte es sich in Oel, welches durch Destillation gewonnen werden kann. Der Geognost hat freilich eine andere Erklärung. Die Stinkdolomite dieser Gegend wechseln mit Zwischenlagen bituminösen Schiefers von größerer oder geringerer Mächtigkeit und verschiedenem Gehalt an Erdharz. In früherer Zeit traf man nicht selten sehr schöne Fischabdrücke, welche unter andern eine Zierde der Münsterschen Petrefaktensammlung in München sind. Jetzt ist nicht viel mehr davon zu erhalten, weil durch die Sprengung mit Pulver die Schichtplatten in Trümmer gehen und überdieß das Dunkel der Stollen die genaue Untersuchung hindert. Das Bitumen des Gebirges ist ohne Zweifel thierischen Ursprungs, und so hätten wir das Thyrsenöl wenn auch nicht aus einer mythologischen, doch immerhin aus einer urweltlichen Quelle abzuleiten. Ehedem war seine Gewinnung sehr einfach: wer gerade Lust hatte, räumte das Gestein zu Tage ab und setzte das gewonnene Material in Passauer Tiegeln der Hitze aus, wo sodann das Oel abtropfte. Das sehr übel riechende Destillat wird von Bauern in Viehkrankheiten angewendet; alte verkommene Kerle durchziehen das Land mit einem Fäßchen auf dem Rücken und rufen ihre Waare in den Dörfern aus. Die Gewinnung des Oels ist den Gewerken, welche das Gestein in Schachten abbauen, von ziemlich untergeordnetem Belang, den größten Vortheil hoffte man von dem Asphalt, welcher in vorzüglicher Qualität gewonnen wird. Doch scheint es bei dem geringen Absatz zweifelhaft, ob sich die Verwaltungskosten decken, und wenn der Bau, wie die Rede geht, aufgelassen wird, so ist die dürftige Existenz mehrerer Familien gefährdet. Vielleicht bietet der Stich des Torfs, der im Hochmoor ziemlich mächtig und von ausgezeichneter Güte ansteht, den Leuten einigen Ersatz, wenn nur erst der Widerwille, welcher in der Stadt gegen das Brennen desselben herrscht, überwunden ist.

Ist Seefeld durch seine versteinerten Fische dem Paläontologen von hohem Interesse, so zieht die wunderbare Hostie in der gothischen Kirche Wallfahrer aus weiter Ferne an. Etwa eine Viertelstunde außerhalb des Dorfes sind über einem kleinen baumlosen Hügel Stücke von Ziegeln und Mörtel zerstreut, die letzten Reste eines Schlosses, dessen Besitzer an Stolz und Hochmuth mit dem ersten Reichsgrafen hätten wetteifern können. Und so war er nicht bloß gegen Ritter und Knechte, er wagte Gott im Himmel selbst herauszufordern und bei der heiligsten Feier dem Trotz zu bieten, vor welchem alle Menschen gleich wägen. Am Gründonnerstag 1386 kam er in die Kirche, und als der Priester ihm nach der Messe das Abendmahl reichen wollte, trat er keck an den Altar und verlangte, daß ihm anstatt der kleinen Hostie, die man jedem elenden Bäuerlein auf die Zunge lege, die große verabreicht werde, wie sie bei der Wandlung vor den Augen des Volks emporgehoben wird. Das unerhörte Ansinnen brachte die ganze Kirche in Aufruhr, der Priester bat und flehte, Milser hatte nur Drohungen zur Antwort, und jener wußte, daß den finstern Blicken des Ritters nur zu gerne Schwerthiebe folgten. Mit Zittern gehorchte der Priester, die Rache dem höheren Herrn, der unmittelbar angegriffen war, überlassend. Kaum hatte jedoch jener die Hostie im Munde, so begann der Boden zu beben und zu wanken; er sank bis an die Knie in die Erde, und als er sich erschrocken am Marmelsteine des Altares halten wollte, so war auch dieser weich wie Butter. Erst als ihm der Priester die Hostie von den Lippen genommen, gerann der Stein wieder und wurde hart wie ehedem. Milser hatte Gott den Herrn kennen gelernt, in härenem Gewand eilte er nach Stams, um den Rest seiner Tage in härtester Buße zu vollbringen. Den schwarzen Atlasmantel, den er dazumal am Altare getragen, übergab er dem Kloster zum ewigen Andenken an seinen Frevel; es wurde ein noch vorhandenes Meßgewand daraus geschnitten. — Ein Knappe lief von der Kirche in's Schloß. Vor der Thüre stand Milsers Frau, im Begriff nach Seefeld zu gehen, von glänzender Schönheit, in prächtigen Gewändern, wie die Sage erzählt; an Härte des Herzens kam sie jedoch dem Gatten gleich, ja manche Unthat, die er sonst unterlassen hätte, geschah auf ihren Antrieb. Hastig erzählte der Bote das Geschehene, sie aber lachte laut auf und wies auf verdorrtes Gestäude: „Wenn da plötzlich Rosen blühen, glaub' ich das Mährlein!" — Der Strauch stand bedeckt mit jungen Rosen und grünem Laub. Sie rannte fort im Wahnsinn und stürzte von einem Felsen unweit des Schlosses. Die ganze Geschichte ist auf einer Wandtafel in zwölf Sprachen für die Pilger aus aller Herren Ländern geschrieben; Zacharias Werner verballhornte sie in einem langen Gedichte voll gespreizter Kraftiraden und affektirter Natürlichkeit.

Digitized by Google

Vom Schloßberg führt die Straße steil ab gegen Scharnitz, wo das Thal zwar weiter, aber nicht anmuthiger wird. Links zieht die Berglehne gleichmäßig bewaldet oder von kleinen Felsenvorsprüngen unterbrochen gegen Bayern, rechts blickt man wie durch ein weites Thor in mehrere Seitenthäler, welche strahlenförmig von einem Punkte auseinander laufen und nur im Sommer von Aelplern, Schützen und Schmugglern betreten werden. Ihre Grenze gegen Bayern bilden die unübersteiglich schroffen Gräte des Karbendels, dessen Ausläufer, der nackte Brunstkogel, sich in's Thal vordrängt, so daß man von hier aus die gegenüberstehende Bergwand mit einer Büchsenkugel erreichen kann. Als klarer Alpenbach fließt die Isar hindurch. Querüber sind die Verschanzungen gezogen, beherrscht von Bastionen und Forts, welche die Flanke des Gebirges krönen. Das sind die Trümmer der einst so stolzen Porta Claudia. Die Tiroler Fahne weht nicht mehr im Winde, auf der Zinne hält die grüne Tanne Wacht und statt der Posten rufen den, der als zweckloser Wanderer die dumpfen Kasematten betritt, aufflatternd Dohlen und Krähen an. Ja, es ist Frieden worden, tiefer Frieden; nur die Waldrebe klettert über den Wall und Disteln schwingen die rothe Blüthe, wo einst Blut von den Quadern rann. Wie anders mochte es 1805 seyn, als der Marschall des Kaiserreiches, als Ney diese Schanzen stürmte und den Flüchen seiner 13,000 Soldaten, die er zweimal vergeblich zum Sturm jagte, Stutzenknall und das wilde Jauchzen der Schützen antwortete. Oberst Swinburne, dessen Enkel sich 1848 im wälschen Kriege des Ahnen würdig zeigte, vertheidigte mit 700 Soldaten und den Bauerncompagnien des Innthals den Paß. Doch all der entschlossene Muth sollte verloren seyn durch die Bornirtheit eines Kamaschenhelden gewöhnlichen Schlages. Die Leutasch nämlich auf der andern Seite des Gebirges gewährt einen leichten Zugang in die Scharnitz, es waren deßwegen dort einige Schanzen angebracht, Militär und Schützen sollten die Gegend decken, jene den offenen Weg im Thal, diese die Schliche über die Alpen. Nun führt ein beschwerlicher Pfad in den Rücken der Stellung, der freilich nicht im ordentlichen reglementsmäßigen Aufmarsch, wohl aber Mann für Mann zu passiren war. Die Schützen machten den Commandanten der Leutasch, einen alten Major, aufmerksam und riethen dringend, diese Stelle stärker zu besetzen. Er wies das Ansinnen herrisch zurück. Auf verschiedene Beobachtungen gestützt wiederholten jene ihre Warnung. Das war dem Stolz des Herrn Majors zu viel. Leute, welche kaum wußten, was halb rechts und halb links, wenn sie auch jeden Schlupfwinkel der Gegend kannten; Leute, die nicht im Stande waren ein gleichmäßiges Pelotonfeuer zu geben, mochten sie auch den Adler im Flug aus den Wolken holen, hatten es gewagt, ihm einen Rath zu geben! Das war gegen allen Respekt und es wurde ihnen daher auf das strengste untersagt, sich noch einmal so unziemlicher Reden anzumaßen. Marschall Ney, der Sieger in so mancher Schlacht, faßte die Sache etwas anders; bayerische Förster mußten den Soldaten den Weg zeigen, und siehe da, plötzlich sah sich der Herr Major im Rücken angegriffen und mußte mit oder ohne Instruktion die Front verändern. Dadurch war die Sachlage umgestellt; der heldenmüthige Swinburne von der Uebermacht allseitig gedrängt, mußte die Vertheidigung der Schanzen, welche er mit so viel Ruhm geführt, aufgeben, die Schützen schlugen sich rechts in die wilden Thäler und eilten über Joch nach Hause. Ney rückte wenige Tage später zu Insbruck ein.

Scharnitz hat zwei Gasthäuser, die den Anforderungen eines bescheidenen Touristen hinlänglich entsprechen. Ich suchte noch eine Weile an der Isar nach Steinen und Pflanzen, ohne dabei das Alpenglühen außer Acht zu lassen, welches die Zinnen des Karbendels verklärte; als die Dämmerung eintrat, streckte ich die müden Glieder behaglich auf einer Bank bei einem Glase Wein. Die Wirthsstube war leer, obwohl ein Bauernfeiertag war, wo die Leute sonst ein Seitl zu trinken pflegten. Ein paar Bursche, die später eintraten, nahmen ein Gläschen Schnaps, drückten sich aber nach einigen Minuten, fast als ob sie fürchteten gesehen zu werden, zur Thüre hinaus. Der Wirth, welcher Muße genug hatte, erzählte mir, daß er seit den Jahren, wo die Traubenkrankheit den Wein um das Doppelte vertheuert habe, kaum mehr den zehnten Theil ausschenke. Die Ursache sey nicht etwa der höhere Preis, denn der Besuch der Gasthäuser habe sich außer allem Verhältnisse damit verringert; auch nicht daß jetzt der ächte Tiroler selten zu erhalten sey, sondern meist durch allerlei künstliche Mischungen verpanscht werde: der Ungar, den man jetzt überall ausschenke, munde sogar den meisten besser, denn die Bauern hielten jenes Getränke für das beste, welches sie tüchtig herumreiße. Die meiste Schuld an der Verödung tragen die schweren Zeiten, wo der Erwerb sehr geschmälert und die Ausgaben gewachsen seyen; weil kein Mensch an den andern denke, so sey es auch mit der rechten Lustigkeit vorbei. Nur mit Sehnsucht könne er sich an die Feiertage erinnern, wo Wildschützen, Senner und Schwärzer sich und ihren Mädchen den Wein maaßweise aufsetzen ließen und mit dem silbernen Schlagring auf den Tisch hauend, die ausgelegten blanken Thaler und Zwanziger

Digitized by Google

tanzen machten. Mit dem Schmuggel iſt es aus, das Wildern trägt auch nicht viel und die Bauern gehen den Sennern ſchärfer auf die Naht. „Ja, ja!“ ſetzte er noch bei, „alle Herrlichkeit der Welt nimmt ab,“ und gähnte in einer Weiſe, als wollte er damit ſagen, ich ſolle als einziger Gaſt das Stümpchen Licht auf dem Tiſch nicht ganz herunter brennen, ſondern ſchlafen gehen. Ich beſtellte noch ein Frühſtück und beſorgte den weiſen Rath.

(Schluß folgt.)

Die Traumdeutung im Alterthum.

(Fortſetzung.)

Wollte man alle Träume zuſammen ſtellen, die die Biographen der römiſchen Kaiſer verzeichnet haben, ſo könnte man ein Buch damit füllen. Wir begnügen uns hier, auf die Anſicht des Tacitus von dieſen Dingen näher einzugehen, eines der größten Geiſter des ſpätern Roms und deſſen Lebenszeit noch dieſſeits der Periode liegt, in der eine wüſte Superſtition auch die Freidenkendſten umnebelte. Aber trotz der Großartigkeit ſeines Geiſtes, trotz der relativen Aufklärung ſeines Zeitalters, hat auch Tacitus ohne Zweifel an die Vorbedeutung der Träume geglaubt. Zwar nicht eigentlich Stoiker, ſondern, wie viele hochgebildete Zeitgenoſſen, einer eklektiſchen Richtung angehörig, ſtand er doch den Stoikern nahe. Er glaubte an ein von Urbeginn an verhängtes Fatum, an eine Lenkung der menſchlichen Schickſale durch göttliche Vorſehung, an eine Vorherverkündung der Zukunft durch Zeichen und Wunder, wenn ihm auch hin und wieder Zweifel an dieſen Grundſätzen ſeiner Weltanſchauung aufſtiegen. So hat er es denn auch nicht verſchmäht, in ſeine Erzählung merkwürdige Träume aufzunehmen. Folgendes iſt aus dem erſten Buch ſeiner Annalen.

Als Aulus Cäcina, ein Unterfeldherr des Germanicus, ſeine Legionen am Niederrhein durch weite waldige Moore ein ſchmales Defilé entlang führen mußte, umſchwirrten und beunruhigten die Cherusker unter Arminius den Zug von allen Seiten. Eine angſtvolle Nacht verbrachten die Römer, und als Cäcina in kurzen Schlummer fiel, träumte er, er ſähe den Geiſt des Varus blutbefleckt aus den Sümpfen aufſteigen und ihm mit der Hand winken; aber er ſtieß die ausgeſtreckte Hand zurück und folgte ihr nicht. In der That gelang es ihm, ſich und ſeine Legionen zu retten. Eben ſo vergißt Tacitus nicht zu berichten, daß Germanicus in der Nacht vor einer ſiegreichen Schlacht gegen Arminius jenſeits der Weſer einen glückverheißenden Traum gehabt: er ſah ſich mit Opfern beſchäftigt, ſeine Gewänder waren mit heiligem Blut beſpritzt und aus den Händen ſeiner Ahnfrau Livia empfing er ein neues ſchöneres Kleid.

Dieſen Zeugniſſen von der Allgemeinheit des hier beſprochenen Aberglaubens in jener Periode wollen wir noch eines hinzufügen; es iſt ein Brief des jüngeren Plinius an den Geſchichtſchreiber Sueton, beide Zeitgenoſſen des Tacitus, und wenn auch unendlich geringere Geiſter, doch unverächtliche Repräſentanten der damaligen Bildung. Sueton hatte an Plinius geſchrieben, ein Traum mache ihn beſorgt, daß er bei einer übernommenen Vertheidigung vor Gericht, zu der der Termin ſchon anſtand, unglücklich ſeyn werde. Er hatte Plinius erſucht, einen Aufſchub des Termins um einige oder doch einen Tag zu erwirken. Plinius verſpricht, ſich darum bemühen zu wollen, erinnert jedoch, daß viel darauf ankomme, ob Suetons Träume die kommenden Ereigniſſe zu bedeuten pflegten oder das Gegentheil. Er befinde ſich in letzterem Fall. Als er einſt im Begriff ſtand, eine Vertheidigung vor Gericht zu führen, träumte ihm, daß ſeine Schwiegermutter ihn auf den Knieen beſchwöre, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Er war damals noch ſehr jung, es war ein Fall von Belang, die Gegenpartei war durch ſehr einflußreiche Männer, ſogar Freunde des Kaiſers vertreten; nichts deſto weniger hielt es Plinius für unerläßlich, der übernommenen Pflicht trotz des ominöſen Traums zu entſprechen. Die Verhandlung nahm nicht nur den glücklichſten Ausgang, ſondern eröffnete ihm auch eigentlich ſeine Laufbahn. Er rieth alſo Sueton, wohl zu überlegen, ob jener Traum nicht vielleicht doch günſtig ausgelegt werden könne.

Es macht einen ſeltſamen Eindruck und wirft ein merkwürdiges Licht auf jene Zeit, wenn man ernſte Geſchäftsmänner, die, wie geſagt, auf der Höhe der damaligen Bildung ſtanden, ſolche Thorheiten mit ſolcher

Wichtigkeit verhandeln ſieht. Man mag daraus ſchließen, wie blind der Glaube an die Bedeutung der Träume im Volk, beſonders in den am wenigſten vorgeſchrittenen Provinzen war (Nordafrika und Vorderaſien werden einſtimmig als diejenigen bezeichnet, die in die kraſſeſte Superſtition verſunken waren), und wie völlig er erſt in den ſpäteren Zeiten geherrſcht haben mag, wo der Myſticismus ſo außerordentlich an Boden gewann. Nach obigem wird man ſich nicht wundern, wenn Plinius in ſeiner Correſpondenz noch öfter über Träume mit demſelben Ernſt berichtet. Sein Oheim, der Verfaſſer der berühmten Geſchichte der Natur, die wir noch haben, eines antiken Kosmos, hatte unter andern auch eine Geſchichte aller Kriege, die die Römer mit den Deutſchen geführt, in zwanzig Büchern geſchrieben. Hiezu war, wie der Neffe erzählt, ein Traum die Veranlaſſung. Druſus, der in Deutſchland am weiteſten vorgedrungen war und dort ſeinen Tod gefunden hatte, war dem älteren Plinius erſchienen und hatte ihn gebeten, ſein Andenken nicht der Vergeſſenheit zu überlaſſen. Dieß iſt keineswegs der einzige Fall, wo ein literariſches Unternehmen einem Traum ſeine Entſtehung verdankt. Der Grieche Dio Caſſius, der als römiſcher Senator ſeine nur fragmentariſch erhaltene Geſchichte Roms ſchrieb, erwähnt, daß er ein Buch verfaßt habe über die Träume und Zeichen, welche die Thronbeſteigung des Kaiſers Severus voraus verkündeten. Severus, der als Afrikaner doppelt abergläubiſch war und auf ſeine Träume ſo viel Wichtigkeit legte, daß er einen derſelben in einer Bronzegruppe ausführen ließ (dieſe Notiz findet ſich bei Herodian, der die Gruppe noch geſehen hatte), nahm das Buch äußerſt günſtig auf und ſchrieb dem Autor viel ſchmeichelhaftes darüber. Dio Caſſius erhielt dieſen Brief gegen Abend, und im Traum der folgenden Nacht gab ihm die Gottheit die Weiſung, Geſchichte zu ſchreiben; vermuthlich hat das kaiſerliche Billet eine ſolche Aufforderung enthalten, die ſehr natürlicherweiſe den geſchmeichelten Autor noch im Traum beſchäftigte. Er begann nun die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben, das Buch fand Beifall, und in ihm erwachte die Luſt, die ganze Vergangenheit Roms dieſer Zeitgeſchichte anzufügen. Als er nun anfangs mit Rückſicht auf die große Schwierigkeit dieſes Unternehmens bedenklich war, erſchien ihm die Glücksgöttin im Traum und ermunterte ihn durch die Ausſicht auf literariſche Unſterblichkeit. „Da ich nun dieſe Göttin zur Schutzgottheit meines Lebens erhalten zu haben glaube, habe ich mich ganz in ihren Willen ergeben.“ Wir haben Urſache dieſem Traum dankbar zu ſeyn, denn bei der Dürftigkeit unſerer Quellen für die ſpätere Kaiſergeſchichte ſind auch die Berichte eines Schriftſtellers von zweitem Range, ſelbſt in ihrer verſtümmelten Geſtalt, ſehr willkommen.

Es würde nicht ſchwer ſeyn, den angeführten Beweiſen für die Ausbreitung dieſes Aberglaubens im griechiſch römiſchen Alterthum noch manche andere hinzuzufügen; doch dürfte das mitgetheilte um ſo eher genügen, als man daraus gerade die Anſichten der gebildeten Klaſſen in den verſchiedenen Zeitaltern kennen lernt. Nur das muß noch erwähnt werden, daß aus dieſem Wahn ſich mitunter auch furchtbare Folgen ergaben. Zwar ſind nur vereinzelte Fälle berichtet, indeſſen dürfen wir glauben, daß ſie in der That nicht ſo ſelten waren. Tacitus erzählt, unter Claudius ſeyen zwei römiſche Ritter hingerichtet worden, weil der eine einen für den Kaiſer Unglück bedeutenden Traum gehabt und erzählt hatte. Nach einer Verſion hatte er Claudius mit einem Aehrenkranze geſehen, an dem die Aehren rückwärts gewandt waren, und hatte dieß auf eine bevorſtehende Theuerung des Getreides gedeutet; nach andern war es ein Kranz von welkenden gelben Weinblättern geweſen, und dieſes Symbol des nahenden Spätjahrs habe er auf den bevorſtehenden Tod des Monarchen bezogen. „Was für ein Traum es auch war,“ fügt Tacitus hinzu, „darüber iſt kein Streit, daß aus dieſer Urſache ihm und ſeinem Bruder das Verderben erwuchs.“ Einen Fall ähnlicher Art erzählt Dio Caſſius aus der Zeit des Kaiſer Severus. Ein hochgeſtellter Mann wurde hingerichtet, weil — ſeiner Amme geträumt hatte, er werde den Thron beſteigen, und dieß ruchbar geworden war. Man ſieht, daß dieſer wie jeder Wahnglaube in finſtern Zeiten nicht bloß ſeine lächerliche, ſondern auch ſeine entſetzliche Seite hatte.

2. Ein griechiſches Traumbuch.

Es iſt bekannt, welch koloſſale Maſſe der herrlichſten Denkmäler des griechiſchen Geiſtes wir durch den Untergang der alten Welt verloren haben. Von der ganzen altgriechiſchen epiſchen Dichtung haben wir nur die beiden homeriſchen Geſänge, von der ganzen lyriſchen nur die pindariſchen, und geringe, zum Theil atomiſtiſche Fragmente laſſen uns den Verluſt der zärtlichen Gedichte der Sappho, der glühenden Anakreons und ſo vieler andern nur um ſo lebhafter bedauern. Von den hunderten von Tragödien, die die fruchtbaren Koryphäen der attiſchen Tragödie gedichtet haben, kennen wir nur eine kleine Zahl, das alte politiſche Luſtſpiel nur aus elf Stücken des Ariſtophanes, die modernere Komödie der Aleris, Philemon und Menander faſt nur aus zufällig aufbehaltenen Stücken und Stückchen. Die

Digitized by Google

Aufzählung der verlorenen Werke, die das Alterthum zu ſeinen größten Leiſtungen zählte, füllt einen langen traurigen Katalog. Andererſeits hat wieder ſo manches mittelmäßige und ſchlechte das Mittelalter überdauert, daß man ſich des Wunſches oft nicht enthalten kann, um viele Bände dieſer ſchulgerechten Versmachereien und redſeligen Abhandlungen aus „tintenkleckſenden Jahrhunderten“ nur einen oder den andern von jenen wohl für immer begrabenen Schätzen erkaufen zu können.

Zu den unverdienter Weiſe auf die Nachwelt gekommenen Büchern gehört auch ein griechiſches Traumbuch, kein beſcheidenes Traktätchen wie die gegenwärtigen, ſondern ein ſtattlicher Oktavband. Vermuthlich iſt es nicht dem Zufall, ſondern dem Intereſſe am Gegenſtande zuzuſchreiben, daß das Buch einigemal im Mittelalter abgeſchrieben worden iſt, wie es denn auch zu denen gehört, die aus der berühmten Preſſe des Aldus hervorgingen. Immerhin iſt es intereſſant genug, theils wegen der umfaſſenden Aufſchlüſſe, die es über die antike Traumdeutung gibt, theils als Beitrag zur Sittengeſchichte des zweiten und dritten Jahrhunderts nach Chriſtus; denn die Lebenszeit des Verfaſſers, Artemidor von Epheſus, fällt in das Ende des erſteren und wohl noch in den Anfang des letzteren. Es beſteht aus fünf Büchern, deren drei erſte einem Punier oder Phönicier, Namens Caſſius Maximus, gewidmet ſind, die beiden letzteren dem Sohne des Verfaſſers, der gleichfalls Artemidor hieß.

Weß Geiſtes Kind der Verfaſſer iſt, das erkennt man bald: kein Charlatan, ſondern ein von der Wahrheit ſeiner „Wiſſenſchaft“ auf's tiefſte durchdrungener, redlicher Thor, der ſeinen Gegenſtand mit einem Ernſt und einer Gründlichkeit behandelt hat, die einer beſſeren Sache würdig wäre. Es gab im Alterthum eine ganze Literatur von älteren und jüngeren Traumbüchern. Mit den neueren iſt Artemidor jedoch wenig zufrieden. „Sie haben,“ ſagt er, „nur nach literariſcher Berühmtheit (!) geſtrebt und dieſe dadurch zu erlangen geſucht, daß ſie ältere gediegene Traumbücher ausſchrieben oder ihren Plagiaten eigene ſchlechte Auslegungen und unwahre Angaben hinzufügten. Zum Theil haben auch die neueren Schriftſteller die ältere Literatur nur ſehr unvollkommen gekannt. Ich aber habe nicht nur mir alle irgend exiſtirenden Bücher über Traumdeutung angeſchafft, und viele Mühe hierauf verwendet, ſondern auch viele Jahre mit den ſehr verrufenen Wahrſagern auf Straßen und Märkten verkehrt, welche hochmüthige Leute mit Naſerümpfen Bettler, Gaukler und Hanswurſte nennen, ohne mich an dieſe Verachtung zu kehren. Auf dieſe Weiſe habe ich ſowohl in Griechenland in Städten und bei Feſten, als auch in Italien, Aſien und auf den größten und volkreichſten Inſeln alte Träume und ihre Auslegungen in Erfahrung gebracht.“

Seine große Kenntniß von Thatſachen war es eben, worauf Artemidor ſich am meiſten zu gute that; er verſichert, ſeine Auslegungen niemals entlehnt, ſondern ſtets aus dem reichen Schatze ſeiner eigenen Erfahrung abſtrahirt zu haben. Das fünfte Buch enthält nicht, wie die früheren, Anleitungen zur Auslegung, ſondern nur Erzählungen von Träumen und der darauf erfolgten Ereigniſſe, nebſt kurzen Andeutungen über den Zuſammenhang zwiſchen beiden. Hier zeigt ſich beſonders die aufrichtige Ehrlichkeit von Artemidors Verfahren, da er auch ſolche Fälle mittheilt, die er ſelbſt unglaublich findet. Z. B.: „Jemand träumte, daß der Fluß Xanthos bei Troja ganz in Blut verwandelt ſey. Hier werde ich nun etwas außerordentliches und ſchwer zu glaubendes berichten. Der Mann warf zehn Jahre lang Blut aus und blieb doch am Leben. Das war nun allerdings ganz in Uebereinſtimmung mit dem Traum, da der Flußgott unſterblich iſt.“ Neben der Gewiſſenhaftigkeit und der hohen Meinung von ſich ſelbſt iſt an Artemidor ein ſehr ſtrenger Götterglaube charakteriſtiſch, und bei dieſer Ehrfurcht vor den Göttern iſt es natürlich, daß er ihre Prieſter und Propheten (zu denen er ſich in aller Beſcheidenheit ſelbſt rechnet) ebenfalls wie eine Art höherer Weſen behandelt haben will.

Artemidor theilt die Träume in vorbedeutende und nicht vorbedeutende. Zu den letzteren gehören alle, die aus bereits vorhandenen geiſtigen Affekten oder körperlichen Zuſtänden entſtehen, z. B. wenn ein Liebender vom Gegenſtande ſeiner Neigung, oder ein Hungernder vom Eſſen träumt. Vorbedeutende Träume dagegen erſcheinen in der Regel nur ſolchen, deren Seelen weder von Leidenſchaften getrübt, noch von körperlichen Zuſtänden influirt ſind, ſo daß alſo die große Mehrzahl der Träumenden eben nur jene irrationalen Bilder ſieht, die aus wirren Erinnerungen der Vergangenheit entſpringen, prophetiſche Träume aber nur denen zu Theil werden, welche die weiſſagende Kraft ihrer Seele gekräftigt und ausgebildet haben, ganz beſonders den Traumdeuter, ſelbſt. Von den vorbedeutenden Träumen zeigt ein Theil die Zukunft ohne alle Verhüllung an, wie z. B. ein Seereiſender träumte, er leide Schiffbruch, und beim Erwachen fand er das Schiff im Sinken und rettete ſich nur mit wenigen; oder ein anderer, er würde von einem Manne verwundet, mit dem er andern Tags auf die Jagd zu gehen verabredet hatte, und es geſchah wirklich ſo. Solche Träume erfüllen ſich immer auf der Stelle. Die meiſten Träume deuten dagegen die Zukunft nur figürlich an (Artemidor nennt ſie allegoriſche);

Digitized by Google

dieſe brauchen zu ihrer Erfüllung immer einige Zeit, mindeſtens den Verlauf eines Tages, und mit dieſen beſchäftigt ſich die Auslegung.

Die Aufgabe der Auslegung iſt nun, wie natürlich, den Gegenſtand zu ermitteln, auf den der Traum ſich bezieht; zwiſchen ihm und der Wirklichkeit müſſen gewiſſe Aehnlichkeiten ſtattfinden, die oft verſteckt ſind, wie denn Träume manchmal das entgegengeſetzte bedeuten. Da die Methode ganz dieſelbe iſt, die ſie immer war und immer ſeyn wird, ſo lange dieſer Aberglaube exiſtirt, ſo iſt es natürlich, daß ſie auch häufig auf gleiche Reſultate kommt. Bekanntlich bedeutet nach einer auch jetzt noch ſehr verbreiteten Auslegung der Verluſt eines Zahns im Traum den bevorſtehenden Todesfall eines Angehörigen. Daſſelbe ſteht ſchon bei Artemidor. Sein Kapitel „von den Zähnen“ mag als Beiſpiel der Spitzfindigkeiten und Haarſpaltereien hier ſtehen, die der im Irrgarten des Unſinns luſtwandelnde Menſchenverſtand ausgrübelte.

„Die Auslegung der Träume von den Zähnen, bei der ſehr viele Abtheilungen ſtattfinden, iſt von wenigen der jetzigen Ausleger mit Glück bewerkſtelligt worden. Die meiſten und beſten Anweiſungen darüber hat Ariſtander von Telmiſſos gegeben (ein Prophet Alexanders des Großen). Nach ihm verhält es ſich folgendermaßen. Die Oberzähne bedeuten die beſſeren und ausgezeichneten Perſonen im Hauſe des Träumenden, die untern aber die geringeren; denn der Mund iſt das Haus, die Zähne ſind die Menſchen im Hauſe. Die zur Rechten ſind die Männer, die zur Linken die Frauen, ausgenommen in ſolchen Fällen, wenn jemand nur männliches Geſinde hat (wie manchmal ein Gutsbeſitzer), oder nur weibliches. Bei derartigen Ausnahmen beziehen ſich die Zähne auf der rechten Seite auf die älteren, die auf der linken auf die jüngeren des betreffenden Geſchlechts. Und zwar bedeuten die Schneidezähne die ganz jungen, die Hundszähne (Augenzähne) die mittelalterlichen, die Backzähne die alten. Was für einen Zahn nun jemand verliert, einer ſolchen Perſon wird er durch den Tod beraubt werden.“

„Die Zähne bedeuten aber nicht bloß Menſchen, ſondern auch Beſitzthümer, und zwar beziehen ſich die Schneidezähne auf Kleinodien, die Hundszähne auf Gegenſtände von großem Werthe, die Backzähne auf beweglichen Hausrath. Je nach der Art der ausfallenden wird alſo der Verluſt an Vermögen ſeyn.“

„Sodann beziehen ſich die Zähne auch auf Geſchäfte des gewöhnlichen Lebens, und zwar die Backzähne auf geheimnißvolle und im verborgenen betriebene, die Hundszähne auf ſolche, die nur weniger bekannt ſind, die Schneidezähne auf die offenkundigſten, und auf ſolche, die vermittelſt Redens bewerkſtelligt werden. Der Ausfall eines Zahns bedeutet alſo einen Unfall in dem entſprechenden Geſchäft. Darüber wollen wir noch ſpeciellere Angaben machen. Wenn Schuldner Zähne im Traume verlieren, bedeutet es Zurückzahlung einer entſprechenden Schuld. Worauf die einzelnen Zähne gehen, das iſt nun zwar ſehr trivial und abgedroſchen, doch will ich es angeben. Wenn jemand einen Zahn verliert, ſo wird er einem Gläubiger abzahlen oder mehreren auf einmal; wenn viele, ſo wird er vielen abzahlen oder einem in mehreren Raten. Verliert er angeſteckte Zähne, ſo zahlt er in kleinen Summen; hat er keinen Schmerz dabei, ſo erwirbt er das erforderliche Geld; hat er Schmerz, ſo muß er vom Kapital nehmen.“

„Der Verluſt der Schneidezähne bedeutet Verhinderung von Geſchäften, die durch Reden geführt werden. Iſt er mit Anſtrengung verbunden, geht Blut oder kleine Stückchen Fleiſch mit verloren, ſo wird das Vorhaben gänzlich unausführbar ſeyn; wirft man ſie ohne Mühe aus, ſo wird es nur aufgeſchoben werden.“

„Der Verluſt aller Zähne auf einmal bedeutet, daß das Haus alles deſſen beraubt werden wird, was es einſchließt; aber dieß gilt nur für Geſunde, für Freie, und für ſolche, die nicht Kaufleute ſind. Den Kranken verkündet dieſer Traum zwar langes Siechbett und Abzehrung, aber auch, daß ſie nicht an der Krankheit ſterben werden, denn ohne Zähne kann man keine Geſundenkoſt genießen, ſondern nur Brei und Flüſſigkeiten, aber die Todten verlieren keine Zähne mehr. Ueberhaupt iſt Kranken alles, was den Todten nicht mehr begegnet, glückbedeutend. Am beſten iſt es für ſie, alle Zähne auf einmal im Traum zu verlieren; um ſo ſchneller werden ſie dann das Bett verlaſſen. Sklaven bedeutet der Verluſt aller Zähne die Freiheit; mag man nun ſagen, daß ſie nicht mehr an den Herrn den Ertrag ihrer Arbeit abgeben werden, wie an die Zähne die Nahrung, oder daß ſie nicht mehr von einem andern werden ernährt werden, wie es von den Zähnen geſchieht, jedenfalls werden ſie frei werden. Kaufleuten aber bedeutet dieſer Traum ſchleunigen Abſatz ihrer Waaren, beſonders wenn derſelbe ſchon im Gange iſt.“

„Wenn einige Zähne wachſen und länger werden als die übrigen, ſo bedeutet das Zwietracht im Hauſe des Träumenden, weil ſie nicht mehr in Uebereinſtimmung ſind; deßgleichen, wenn ſie wackeln, aber nicht herausfallen.“

„Solche, die ſchwarze, angefaulte, ſtockende und abgebröckelte Zähne haben, und träumen, daß ſie ſie verlieren, werden von allem Ungemach und allem Uebel befreit werden. Oftmals haben ſolche auch Angehörige in vorgerücktem Alter verloren.“

Digitized by Google

„Elfenbeinerne Zähne im Traum zu haben, iſt für alle von guter Vorbedeutung. Literariſch beſchäftigten Perſonen verkündet es Wohlredenheit, den übrigen Luxus im Hausſtande. Goldene Zähne bedeuten nur den Literaten gutes, daß ſie gleichſam wie aus goldenem Munde reden werden, den übrigen verkünden ſie Feuersbrunſt im Hauſe, manchen auch die Krankheit, die aus zu vieler Galle entſteht und die man Gelbſucht nennt. Wächſerne Zähne bedeuten plötzlichen Tod; denn ſie können keine Nahrung zermalmen. Bleierne oder zinnerne bedeuten Unehre und Schande, hölzerne oder gläſerne gewaltſamen Tod. Silberne bedeuten, daß man durch Reden Geld erwerben wird; reichen Leuten verkünden ſie viel Ausgaben für Nahrung."

„Wenn jemand träumt, daß er zuerſt die Zähne verliert, dann aber andere nachwachſen, ſo bedeutet der Traum eine Veränderung in ſeiner ganzen Lebensweiſe; ſind die nachgewachſenen Zähne beſſer als die erſten, ſo iſt es eine Verbeſſerung, ſind ſie ſchlechter, eine Verſchlimmerung. — Träumt man, Stückchen Fleiſch, Gräten, oder etwas dergleichen zwiſchen den Zähnen zu haben, ſo weiſſagt der Traum Unthätigkeit; denn ſolche Dinge hindern am Reden über das Nothwendige. Träumt man dagegen, etwas derartiges, was in den Zähnen ſteckt, herauszunehmen, ſo bedeutet es Aufhören der Unſchicklichkeit und Ausführung des Vorhabens."

Nach dieſem Kapitel kann man ſich leicht das ganze Buch Artemidors vorſtellen. In derſelben Weiſe wie hier von den Zähnen handelt es von allen Theilen und Zuſtänden des Körpers, von den verſchiedenſten Beſchäftigungen, Berufsarten und Vergnügungen, von Thieren aller Art, von Göttern und Heroen u. ſ. w. Es iſt immer dieſelbe pedantiſche Umſtändlichkeit, dieſelbe komiſche Wichtigthuerei und Scrupuloſität, dieſelbe Weisheit der Thorheit in allen ſeinen Auslegungen, und man kann dieſem Unſinn mit Fug nachrühmen, was Polonius von Hamlets irren Reden ſagt: »there is method in it.«

(Schluß folgt.)

Ein franzöſiſches Dichterleben.

(Fortſetzung.)

Berangers Meiſterjahre.

II.

Es trifft ſich bei dieſer Gelegenheit recht glücklich, daß wir die „Invaſion" zugleich vom deutſchen, wie vom franzöſiſchen Standpunkt aus beleuchtet finden. Der Anlaß zu unſern Anführungen, den uns eine gegneriſche Anſicht über Beranger gab, ſey übrigens in jeder Hinſicht dankbar von uns anerkannt, wenn wir es auch für überflüſſig halten, auf dieſe und andere Vorwürfe, namentlich auch in Betreff der Unſittlichkeit mancher Berangerſchen Gedichte, ausführlich zu antworten. In letzterer Beziehung iſt bereits von anderer Seite (in der Allgemeinen Zeitung) darauf hingewieſen worden, daß die Rigoroſität in geſchlechtlichen Dingen mehr deutſch und nordiſch, als franzöſiſch und ſüdlich iſt. Unter Berangers Liedern ſind allerdings manche, die ein Deutſcher liederlich nennen muß, und die mehr berüchtigt als berühmt ſind. Wir haben daher vor Jahren ſchon erklärt, daß wir von unſerer deutſchen Bearbeitung manches ausſchließen mußten, was uns für den Deutſchen ungenießbar oder völlig unanſtändig und darum unpoetiſch ſchien. In die Anatheme der Herrn Veuillot, Nettement, Pontmartin und ihrer Geiſtesverwandten in Berlin und anderwärts ſtimmen wir aber eben ſo wenig ein, als in die officiellen und nicht officiellen Apotheoſen, wie ſie Sainte-Beuve (ſchon zur Zeit, wo er noch nicht in den Moniteur ſchrieb), G. Planche, Ratisbonne und andere Bonapartiſten geliefert haben. Wir halten uns in Betreff dieſer honteuſen Partie der Chanſons einfach an die eigene Erklärung Berangers, daß jene berüchtigten Lieder ſeinen übrigen bei den tiefſten, wie bei den höchſten Klaſſen des Volks Eingang verſchafft haben. Seiner Nation kann alſo der Dichter den größeren Theil der Verantwortung zuwälzen, die ihn etwa treffen mag. „Zum voraus," ſagt er, „muß ich bekennen: ich begreife die Vorwürfe, die mehrere meiner Lieder mir haben zuziehen müſſen von ſtrengen Leuten, die niemanden zu vergeben geneigt ſind, nicht einmal einem Buche, das doch keinen Anſpruch darauf macht, ſich zur Erziehung junger Demoiſellen zu qualificiren. Ich will nur Eines ſagen, wenn nicht als Vertheidigung, ſo doch als Entſchuldigung. Dieſe Lieder, tolle Einfälle

Digitized by Google

der Jugend und Rückfälle in dieſelbe, waren für die ernſten und die politiſchen Gedichte ſehr nützliche Begleiter. Ohne ſie zur Seite zu haben, möcht' ich beinahe glauben, wären die letzteren nicht ſo weit durchgedrungen, nicht ſo tief hinab und nicht ſo hoch hinauf. Ueber das letzte Wort mögen ſich die Salonstugenden ärgern." *

Wie es zur Zeit „der Invaſion" in Paris im Kreis jener Salonstugenden zuging, darüber gibt uns Beranger einige Enthüllungen, welche eine merkwürdige Parallele liefern zu dem oben von Goethe gezeichneten Gebahren „der ſchönen Damen, welche Roß und Mann umarmt" haben. In der „Meinung derjenigen Frauenzimmer" (Mai 1815) heißt es:

Vornehme Frau'n mit bleichen Backen
Thaten uns vielen Abbruch zwar
Voriges Jahr.
Und unſre hitzigen Koſacken
Liefen ein
Zur Vorſtadt Saint Germain.
Was auch die Damen ab uns zwacken —
Es leben unſre Freund',
All unſre Freund', die Feind'!

Das beißende Lied, im Ton und Dialekt der Griſetten gehalten, ſpielt auch den Alliirten bitterbös mit.

Ha, wenn ſie wieder bei uns hauſen,
Da kommt wieder Bülow, Tſchitſchakow
Und Platow;
Den guten Sacken wollen wir zauſen,
Und ach, wie gern,
Blücher, den lieben Herrn!
Wir kriegen alles, was ſie mauſen ꝛc.

Der franzöſiſche Dichter iſt, und zwar faſt zur ſelben Zeit wie Goethe, eben ſo wenig erbaut von der Wirthſchaft der Baſchkiren, Koſaken, Kaſſuben, Samländer, braunen und andern Huſaren in Paris, wie der deutſche Dichter von ihrem Treiben dieſſeits des Rheins. Allein der Franzoſe verliert darob ſeine gute Laune nicht. Cicero, in ſeiner Klagrede gegen Verres (berüchtigt wegen der Erpreſſungen, die er als Prätor in Sicilien ſich erlaubt hatte), ſagt von den Sicilliern: ſie ſeyen ein Völkchen, dem es nie ſo ſchlecht gehen könne, daß es nicht über ſein Elend noch einen guten Witz zu machen im Stande wäre. Etwas Aehnliches kann man von den Franzoſen ſagen, die von jeher ihr verſchuldetes oder unverſchuldetes Unglück mit leidlichem Humor ertrugen, ohne an der Zukunft zu verzweifeln. Dieſe Volksſtimmung auszuſprechen, war niemanden mehr gegeben als unſerem Chanſonnier, dem die Bürgerkrone der allgemeinſten Anerkennung und Dankbarkeit, „als Wohlthäter ſeiner Nation," wie ihn Goethe nennt, mit demſelben Recht zu Theil wurde, wie jenem geſchlagenen römiſchen Feldherrn dafür, daß er am Vaterland nicht verzweifelt hatte. Beranger ſtand übrigens mit ſeinem guten Humor nicht allein da in jenen ſonnenloſen Tagen der fremden Occupation. Ein Gedicht z. B. von E. Deſtouches, das für die Deutſchen zwar nicht ſchmeichelhaft, aber doch vielleicht erheiternd iſt, lautet ſo:

Die Deutſchen in Paris.

Wann einmal wird's euch gefallen,
Deutſche Trinker, heimzugehn?
Habt ihr etwa gar auf allen
Unſern Wein es abgeſehn?
Das iſt's einzig, muß ich glauben,
Was zurück euch hält im Reich:
Doch, wenn ihr uns wollt erlauben,
Schmeckt er uns auch ohne euch.

Nehmt, wie ihr das Wort gegeben,
Treulich ſtets euch Frankreichs an,
Und wir ſind auf Tod und Leben
Ohne Wank euch zugethan.

---

* Charakteriſtiſch iſt die Art und Weiſe, wie Goethe über dieſe ethiſchen Bedenken hinwegkommt, welche ein Theil der Berangerſchen Gedichte bei älteren und neueren Kritikern — wir nennen von Modernen nur Maxime du Camp — erregen mußte. Ihn erinnert Beranger immer an Horaz und Hafis, die auch beide über ihrer Zeit ſtanden und die Sittenverderbniß ſpottend und ſpielend zur Sprache brachten. „An eigentlich ſittlichen Stoffen," äußert er ſich, offenbar mit einem ſchalkhaft ironiſchen Zug um den Mund, dem die venetianiſchen Epigramme entfloſſen ſind, „würde ein Talent wie Beranger nichts zu thun finden, deſſen Liedern vielmehr faſt durchgehends ein unſittlicher, liederlicher Stoff zu Grunde liegt, ſo daß eigentlich nur ein ſo großes Talent der Behandlung, wie es Beranger bewährt, es dahin zu bringen vermochte, die behandelten Gegenſtände erträglich, ja ſogar anmuthig zu machen. Dazu kommt, daß Beranger in vielen ſeiner Chanſons eben an den Verkehrtheiten der Zeit ſeine eigene beſſere Natur offenbart und entwickelt. Beranger hatte dieſelbe Stellung zur ſittlichen Welt und zu ſeiner Umgebung, wie Hafis. Weil er aber ſelbſt aus niederer Umgebung heraufgekommen, ſo iſt ihm zugleich das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er iſt im Stande, es mit einer gewiſſen Neigung zu behandeln." An einer andern Stelle findet er dieſe Lieder „heiter und harmlos und ganz geeignet, einen Cirkel froher, glücklicher Menſchen zu machen, welches denn wohl das beſte iſt, was man von Liedern ſagen kann."

Digitized by Google

Ja, wir ſchwören's, euch ergeben
Bleiben wir mit Herz und Mund;
Stets wie Brüder laßt uns leben,
Jeder nur auf eignem Grund.

Wärt ihr nicht, noch heute trügen
Wir des Unterdrückers Joch;
Doch mit euren mächt'gen Zügen
Bringt ihr uns in's Unglück noch.
Gebt den lang erſehnten König
Ihr dem Vaterland zurück,
Laßt uns übrig doch ein wenig
Wein, zu trinken auf ſein Glück!

Beranger ſah 1814 in dem „Einſturz des Koloſſes“ nur das „Unglück des Vaterlandes,“ wie wir wiſſen. „Bei der Rückkehr der Bourbons,“ erzählt er, „die mir gleichgültig waren, hielt ich ihre Schwäche für geeignet, das Wiederaufleben unſerer nationalen Freiheiten zu erleichtern. Man verſicherte uns, die Bourbonen würden ſich mit dieſen verbünden. Der Charte ungeachtet, hatte ich ſchlechten Glauben daran. Das Volk, von dem ich mich nie getrennt, ſchien mir Anfangs, nach der verhängnißvollen Beendigung ſo langer Kriege, den neuen Herren, die man eben wieder für daſſelbe ausgegraben, nicht geradezu abhold zu ſeyn. Ich beſang Frankreichs Ruhm, beſang ihn in Gegenwart der Fremden und tadelte bereits ohne Scheu gewiſſe Lächerlichkeiten dieſer Periode, ohne gegen das reſtaurirte Königthum feindſelig aufzutreten. — Man hat mir gehäſſige Oppoſition gegen die Bourbons vorgeworfen. Das eben Geſagte diene als Antwort auf dieſe Anklage, die heutzutage (1833), ich bin davon überzeugt, nur wenige zurückweiſen würden und die ich in früherer Zeit ſtillſchweigend hinnahm. Die Illuſionen dauerten nicht lange. Einige Monate reichten hin, um jedem zur Beſinnung zu verhelfen und auch den Kurzſichtigſten die Augen zu öffnen — ich rede nur von den Regierten. Die Rückkehr des Kaiſers theilte bald darauf Frankreich in zwei Lager und gebar die Oppoſition, die dann im Jahr 1830 geſiegt hat. Sie erhob wieder die nationale Fahne und gab ihr eine Zukunft, trotz Waterloo und allem Unglück, was daher gekommen.“

Goethe ſagt, mit Beziehung auf dieſe Periode über Beranger: „Nach der Invaſion der Alliirten fanden die Franzoſen in ihm das beſte Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete ſie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiſer, deſſen Andenken noch in jeder Hütte lebendig war und deſſen große Eigenſchaften der Dichter liebt, ohne jedoch eine Fortſetzung ſeiner deſpotiſchen Herrſchaft zu wünſchen. Jetzt unter den Bourbonen ſcheint es ihm nicht zu behagen. Es iſt freilich ein ſchwach gewordenes Geſchlecht, und der jetzige Franzoſe will auf dem Throne große Eigenſchaften, obgleich er ſelber gerne mit herrſcht und ſelber gern ein Wort mitredet.“

Was die Behauptung Berangers betrifft, die Rückkehr Napoleons (in den hundert Tagen ließ er dem Dichter eine Cenſorſtelle * anbieten) habe Frankreich in zwei Lager getheilt und die Oppoſition geboren, die fünfzehn Jahre ſpäter geſiegt habe, ſo iſt das wohl ſo zu verſtehen, wie — nach einer neulichen Mittheilung in der Allgemeinen Zeitung — Franz Baader ſeiner Zeit (1822) das Weſen des Napoleonismus erläutert hat. Napoleon habe das explodirende demokratiſche Element mit eiſerner Gewalt comprimirt gehalten. Nach ſeinem Verſchwinden ſey der Napoleonismus in ſeine zwei Pole wieder auseinander und gegen einander getreten, in das frei gewordene demokratiſche und in das deſpotiſche Element, deren jedes eine Partei in Frankreich, wie überall, belebt habe, wie z. B. das deſpotiſche Element damals in Frankreich zu den Royaliſten übergetreten war.

Daß Beranger den auf kurze Zeit zurückgekehrten Napoleon zu einer conſtitutionellen Regierung für unfähig hielt, haben wir bereits von ihm ſelbſt gehört. „Ich drückte,“ ſagt er, „meine Beſorgniſſe in dem Liede aus: „Liſettens Politik,“ bei dem Form und Inhalt noch ſo wenig Beziehung zu einander haben. — Dieß zeigte auch meine erſte Sammlung; ich habe es damals noch nicht gewagt, das Chanſon einen höheren Schwung nehmen zu laſſen, die Flügel ſind ihm erſt ſpäter gewachſen. Nichts war mir leichter, als die Franzoſen lächerlich zu machen, die ſchamlos und frech genug waren, den Triumph und die Rückkehr fremder Waffen herbeizuwünſchen. Ich habe bei ihrem erſten Einzug in Paris Thränen vergoſſen, ich weinte auch beim zweiten; es gibt vielleicht Leute, die ſich an derlei Schauſpiele gewöhnen. Ich war damals vollkommen überzeugt, daß die Bourbonen wirklich das waren, was damals noch ihre eigenen Anhänger von ihnen zu behaupten ſich nicht ſcheuten. Es war für ſie unmöglich, Frankreich zu regieren, und für Frankreich war es unmöglich, ſie zur Annahme der liberalen Grundſätze zu bringen, die ſeit 1814 alles wieder erobert hatten, was ihnen die Schreckensregierung, die Anarchie des Direktoriums und der Ruhm des Kaiſerreichs genommen. Dieſe Ueberzeugung, die mich nie verlaſſen hat,

* Beranger — Cenſor — es iſt das non plus ultra von unwillkürlicher Komik — er, der den Cenſor „eine literariſche Kellerratte nannte, die man für's Stehlen noch füttere!“

Digitized by Google

verdankte ich Anfangs nicht ſowohl eigener Berechnung, als dem Inſtinkt des Volks. Bei jedem Ereigniß habe ich dieſen mit gewiſſenhafter Sorgfalt ſtudirt, und habe faſt immer es abgewartet, ſeine Gefühle mit meinen Gedanken in Uebereinſtimmung zu ſehen, um darnach in der Stellung, die mir die damalige Oppoſition angewieſen hatte, mein Benehmen einzurichten. Das Volk iſt meine Muſe. Dieſe Muſe half mir auch den ſogenannten Weiſen widerſtehen, deren Rathſchläge, auf chimäriſche Hoffnungen gegründet, mich manchmal verfolgt haben."

Goethe hat dieſe Selbſtgeſtändniſſe Berangers nicht gekannt, ſie ſind bekanntlich erſt nach Goethes Tod erſchienen. Aber auch zu dieſen Aeußerungen finden wir die entſprechenden Parallelen in den Eckermannſchen Geſprächen, zum Beweis, wie tief der deutſche Dichter dem franzöſiſchen und ſeinem Volk in's Herz geſehen hat. Auf die Bemerkung des guten Eckermann: ihm gefielen doch die Liebesgedichte Berangers beſſer, als die politiſchen, bei denen ihm ohnehin die ſpeciellen Bezüge und Anſpielungen nicht immer deutlich ſeyen, fuhr Goethe fort: „Das iſt Ihre Sache. Auch ſind die politiſchen gar nicht für Sie (und Ihresgleichen) geſchrieben. Fragen Sie aber die Franzoſen, und ſie werden Ihnen ſagen, was daran Gutes iſt. Ein politiſches Gedicht iſt überhaupt im glücklichſten Fall immer nur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meiſten Fällen nur als Organ einer gewiſſen Partei zu betrachten; aber von dieſer Nation und dieſer Partei wird es auch, wenn es gut iſt, mit Enthuſiasmus ergriffen werden. Auch iſt ein politiſches Gedicht immer nur als Produkt eines gewiſſen Zeitzuſtandes anzuſehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es von dem Gegenſtand hat. Beranger hat übrigens gut machen. Paris iſt Frankreich ꝛc."

Doch es iſt Zeit, daß wir den Sänger ſelbſt wieder zum Wort kommen laſſen. Schmerzlich bewegt, aber gemüthlich, verſöhnlich, harmlos und heiter iſt die Stimmung des Dichters während der erſten Jahre der Reſtauration, und das Produkt derſelben ſind eben jene köſtlichen „früheren Lieder," an denen auch Goethe ſo inniges Wohlgefallen empfunden hat, und wovon hier eine kleine Reihe dargeboten wird.

Der Gott der guten Leute.

Es iſt ein Gott, vor dem ich tief mich neige,
Arm, wie ich bin, iſt mehr nicht mein Begehr.
Ob auch die Welt mir tauſend Mängel zeige,
Mit Freuden ſeh' ich doch des Guten mehr.
Dieß Leben, wo ich ſo viel Luſt erbeute,
Macht, daß mir auch vor'm andern wenig graut.
Mit heitrem Muth dem Gott der guten Leute
Hab' ich mich anvertraut.

Ich lebe fern der Welt in ſtillem Frieden,
Die Armuth ſtört mich nicht in meinem Traum,
Die Liebe hat mir Ruh und Glück beſchieden,
Die Hoffnung wiegt mich ein auf weichem Flaum.
Mein Gott vergab mir ſtets, wenn ich bereute,
Nie hat mich ſchnöder Götzendienſt erbaut.
Mit heitrem Muth dem Gott der guten Leute
Hab' ich mich anvertraut.

Ein ſtolzer Krieger treibt, der Welt zum Schrecken,
Mit Kronen und Geſetzen freches Spiel;
Ich ſehe ſeiner Füße Staub bedecken
Manch Diadem noch jetzt, nachdem er fiel.
Ihr Fürſten krochet vor dem Herrn von heute,
Ich habe nie von ſeinem Brod gekaut.
Mit heitrem Muth dem Gott der guten Leute
Hab' ich mich anvertraut.

In unſern Schlöſſern ſtehn des Sieges Früchte,
Der Kunſt Gebilde, die der Süd gereift;
Ich ſah des Nordens ſklaviſches Gezüchte,
Das dort das Eis von ſeinen Mänteln ſtreift.
Ob Albion auch verächtlich auf uns deute —
Das Glück hat Launen, wie wir oft geſchaut.
Mit heitrem Muth dem Gott der guten Leute
Hab' ich mich anvertraut.

Welch pfäffiſches Geſchrei als wie aus Grüften:
Die Welt, die Zeit iſt ihrem Ende nah,
Die Ewigkeit wird ihre Schleier lüften,
Macht euch bereit, der letzte Tag iſt da! —
Blaſ' auf die Backen, Engel, ſtürm' und läute
Die Schläfer wach, in Gräbern aufgeſtaut! —
Mit heitrem Muth dem Gott der guten Leute
Hab ich mich anvertraut.

O Thorenwahn! In Gott iſt kein Galle!
Der Alle ſchuf, iſt gegen Alle mild.
Du, Freundſchaft, und ihr edlen Triebe alle,
Uns eingeimpft als ſeiner Liebe Bild,
Verſcheucht den böſen Traum, der uns bedräute,
Gebt uns den Frieden, der vom Himmel thaut.
Wohl jedem, der dem Gott der guten Leute
Mit mir ſich anvertraut!

Meine Republik.

Was doch die Republik mir mundet,
Seit ich der Könige gnug geſehn!
So laß ich eine wohl gerundet
Und hübſch organiſirt erſtehn.

Digitized by Google

Kein Handel, als mit Trinkeſſenzen,
Kein Urtheil, ohne Spaß dabei,
Und hier mein Tiſch des Reiches Grenzen,
Und unſre Loſung: gleich und frei!

Nehmt all das Glas zu Handen, Freunde,
Der Reichsrath hebt die Sitzung an.
Zuvörderſt ſey aus der Gemeinde
Die Langeweil' in Bann gethan!
In Bann? — Das Wort ſoll ferne bleiben,
Die Langeweil', erſtickt im Ei,
Wie könnte ſie bei uns bekleiben?
Wir leben luſtig, gleich und frei.

Nie ſoll am Ekel uns erkranken
Die Freude, darum Ziel und Maß.
Nur dem Gedanken keine Schranken,
Laut Bacchus' Kabinetserlaß!
Wir werden Niemands Andacht ſtören,
Was immer ſeine Gottheit ſey;
Ja, ſelbſt die Meſſe mögt ihr hören,
Denn duldſam ſind wir, gleich und frei.

Vom Adel ſtill, dem abgeſchafften,
Auf eure Ahnen thut Verzicht!
Kein Orden, ſelbſt dem muſterhaften
Zechbruder voller Schwänke nicht!
Ließ Einer gern ſich König taufen,
Verräther gibt's ja mancherlei,
Der Cäſar ſoll im Wein erſaufen.
Wir ſind und bleiben gleich und frei.

Stoßt an, die Republik gerathe,
Befeſtigt mehr von Jahr zu Jahr!
Doch wehe, dem vergnügten Staate
Droht ſchon ein ſchlimmer Feind Gefahr.
Liſette, die vor ihrem Throne
Uns niederbeugt durch Zauberei,
Sie iſt ſo ſchön, ſie will die Krone,
Und mit der Freiheit iſt's vorbei.

Alte Kleider!

oder

moraliſch-politiſche Betrachtungen eines Pariſer Kleider-tröblers.

November 1814.

Wer kennt die Welt, wer hat's bequemer,
Wie wir Pariſer Kleiderkrämer?
Macht doch, ſo weit man reiſen kann,
Das Kleid den Mann.
Wenn die moderne Welt ſich häutet,
Der Balg wird ſtets von uns erbeutet.
Im's Große rechnen wir probat.
Kauft alten Kleiderſtaat!

Leſ' ich, wie alle Welt, die Zeitung,
Seufz' ich im Stillen zur Begleitung:
Schad' um den Bratenrock, den man
Jetzt abgethan!
Doch Leuten glaub' ich, die's verſtehen,
Man wird den alten Schnitt bald ſehen,
Den langen Hoſen bricht die Nahr.
Kauft alten Kleiderſtaat!

Uns hilft der Wechſel der Geſchmäcke
In Mod' und Politik zum Zwecke,
Die immer wieder and're Tracht
Hat aufgebracht.
Die Tuniken, noch aus den Zeiten
Der Freiheitsgöttinnen, wir breiten
Sie aus vor Jedem, der ſich naht.
Kauft alten Kleiderſtaat.

Was ſah nach hundert Schlachtentagen,
Man Leut' in goldbetreßten Kragen!
Der Grünrock ſelber war zuletzt
Mit Gold beſetzt.
Ruhm ohne Glück — was hilfts im Kriege?
Für uns nur iſt mit jedem Siege
Auch aufgegangen neue Saat.
Kauft alten Kleiderſtaat!

Nicht weniger war zu erbeuten
Bei Leuten, die als die Geſcheuten
Bei ſchnellem Umſchwung ohne Leid
Vertauſcht das Kleid.
Nach jedem Wechſel der Livreien
Beim Volk der Treſſen, den Lakaien,
Blauröcke gnug, wer nöthig hat!
Kauft alten Kleiderſtaat!

Hervor aus ihren Höhlen ſchreiten
Die Helden aus Großvaters Zeiten,
Und ziehn auf neuer Ehrenbahn
Das Hofkleid an.
Hier findet jeder ſein Coſtüme,
Sammt rothem Abſatz und Geblüme,
Und prangt nun als Salonsmagnat.
Kauft alten Kleiderſtaat!

Gottloſe Diebe brachten leider
Zu uns ſogar der Heil'gen Kleider;
Wir nahmen, wie's nun einmal war,
Sie in Verwahr.
Verkaufen wir die Zeug' und Gaſe
Den Gotteslängnern vor der Naſe
Um's Doppelte, iſt's fromme That!
Kauft alten Kleiderſtaat!

Digitized by Google

Vornehme, weiland nah dem Throne,
Verbergen vor des Volkes Hohne
Sich tief in ihrer Wände Nacht
In ſchwarzer Tracht.
An's Licht zu bringen dieſe Roben,
Der ſie wohl gern ſich fähn enthoben,
Dafür wird hier im Laden Rath!
Kauft alten Kleiderſtaat!

Um Reichthum iſt mir gar nicht bange,
So lang in Frankreich noch im Schwange
Bei Hof, bei Leuten jedes Schlags,
Die Tracht des Tags.
Wer ſich in Gold und Purpur kleidet,
Der wird vier Wochen lang beneidet,
Dann holen wir den Apparat!
Kauft alten Kleiderſtaat!

Meine Seele.

Oft träum' ich, wein- und liebestrunken,
Gerührt beim fröhlichſten Gelag,
Im Räthſel künft'ger Zeit verſunken,
Mir nahe meinen letzten Tag.
Mir dünkt, daß ich die letzten Pulſe zähle;
Lebt wohl, ihr Freunde, froh beim Schmaus geſellt!
Fahr' ohne Gram dahin, o liebe Seele,
Und ſchwebe lächelnd auf zum Himmelszelt.

In einen Engel umgeſtaltet
Geht durch des Aethers Bahn dein Zug,
Und Freude, rein und nie veraltet,
Hebt dich zu höhrem Liederflug.
Daß deiner Strahlenſtirn er ſich vermähle,
Bringt Kränze dir der Frieden zum Entgelt.
Fahr' ohne Gram dahin, o liebe Seele,
Und ſchwebe lächelnd auf zum Himmelszelt.

Du ſahſt ein Ilion zerſtöret,
Verſpottet, da zu Fall es kam,
Das den Altar des Siegs bethöret
Für den Altar der Freiheit nahm.
Ein Völkerſchwarm, bedacht, wie er uns quäle,
Kommt mit Therſites an und ſchimpft und bellt.
Fahr' ohne Gram dahin, o liebe Seele,
Und ſchwebe lächelnd auf zum Himmelszelt.

Dort ſtehſt du über'm Sturm erhaben
Die Brüder, die zur rechten Zeit
Vor Schande ſich gerettet haben,
Um ihre Fahne ſtolz gereiht.
Beſchwöre, den Heroen ohne Fehle
Vereint, den Blitz, gezückt auf dieſe Welt.
Fahr' ohne Gram dahin, o liebe Seele,
Und ſchwebe lächelnd auf zum Himmelszelt.

Freiheit, die Jungfrau voller Segen,
Herrſcht dort im Lande ſüßer Raſt.
Ach, ohne Liebe wär' erlegen
Ich hier der ſchweren Kettenlaſt.
Doch fürcht' ich, daß auch ſie mir weg ſich ſtehle,
Arm, wie ich bin, von Jahren ſchon entſtellt.
Fahr' ohne Gram dahin, o liebe Seele,
Und ſchwebe lächelnd auf zum Himmelszelt.

Mach' eilig dich vom Weltgetriebe,
Lichtſtrahl der Geiſterſonne, los,
Sink aus dem Arm beglückter Liebe
Hinüber in des Ew'gen Schoß.
Weihwaſſer nicht, Champagner meiner Kehle,
Und Freundeshände, wenn die Wimper fällt!
Fahr' ohne Gram dahin, o liebe Seele,
Und ſchwebe lächelnd auf zum Himmelszelt.

Der Winter.

Nirgends eines Vogels Spur,
Weit und breit des Winters Schrecken!
Und mit eiſ'gem Mantel decken
Stadt und Dorf ſich, Wald und Flur.
Wie die blanken Scheiben funkeln,
Blühend, blitzend in Karfunkeln,
Thüren ſchrillen und im Dunkeln
Schnatternd ſchleicht mein Hund herein.
Aus der Aſche laßt zur wackern
Glut entfacht die Flamme flackern.
Wärmen, wärmen wir uns fein!

Wandersmann, was denkſt du doch?
Geh zu Vater und Geſchwiſtern,
Deutlich an des Feuers Kniſtern
Merk' ich: kälter wird es noch. —
Kälte thut mir nichts zu Leide,
Röschen kommt im Winterkleide,
Läßt, gehüllt in Pelz und Seide,
Linden Schutz mir angedeihn.
Schätzchen, deine Hände frieren,
Sitz' auf's Knie mir ohne Zieren,
Wärmen, wärmen wir uns fein!

Dunkel wird's, es kommt die Nacht
Auf dem Schnee dahergeſchlichen.
Röschen, nun der Tag entwichen,
Hält bei uns die Liebe Wacht.
Doch ein Pärchen noch, ein heitres!
Eingetreten, ohne weitres!
Kommen konnte nichts Geſcheitres,
Um ſo fröhlicher wird's ſeyn.
Mehr aus Lieb' als Froſt zuſammen
Rückt und drückt euch um die Flammen,
Wärmen, wärmen wir uns fein!

Digitized by Google

Für das Roſen faſt zu hell
Iſt's beim unbeſcheidnen Lichte.
Röschen bringt ein paar Gerichte,
Wie ſo köſtlich, wie ſo ſchnell!
Und den Appetit zu mehren
Gibt der Freund uns Räubermähren
Und geſpenſtiſche Affären,
Schrecklich, aber wahr darein.
Brennend ſchlägt der Punſch in ſpitzen
Flämmchen auf und grünen Blitzen.
Wärmen, wärmen wir uns fein!

Mag der Winter noch ſo dicht
Berg und Thal mit Eis umhüllen,
Noch ſo rauh der Nordwind brüllen,
Unſre Lieder ſtört er nicht.
Stille Luſt nicht zu verſäumen,
Eine Welt voll ſchönen Träumen
Aufzubau'n in engen Räumen,
Lädt der traute Herd uns ein.
Laßt die Thüren feſt verſchloſſen,
Und bis wieder Roſen ſproſſen,
Wärmen, wärmen wir uns fein!

Reiſe in's Schlaraffenland.

Kommt, luſtige Leute,
Wir ſegeln auf Beute
Und ſtoßen noch heute
Mit Jubel vom Land!
Schwingt Flaſchen als Waffen
Und laßt euch entraffen
In's Land der Schlaraffen.
Schon ſind wir am Strand.

Herrlicher Boden,
Hier faß' ich Oden,
Bin von den Todten
Erſtanden, ein Held.
Seht ihr es blinken
Golden und winken?
Eſſen und Trinken
Vollauf ohne Geld!

Da regt ſich der Magen,
Wer wollte lang fragen?
Von Torten ja ragen
Die Schlöſſer umher;
Wach' halten am Gitter
In blitzendem Flitter
Großmächtige Ritter
Mit zuckrigem Speer.

Könnt ihr bewohnen
Süßere Zonen?
Hier, wo Kanonen
Aus Zucker man bäckt?
Tafeln und Bänke,
Bilder und Schränke,
Säulen, man denke,
Aus purem Confekt!

Schalksnarren, Bajaſſe,
Die thun auf der Gaſſe,
Dem Völkchen zum Spaſſe
Mit Kunſt ſich hervor.
Da ſchwellen und quellen
Die feurigen Wellen,
Champagner in hellen
Fontänen empor.

Wildpret zu ſchießen,
Will's euch verdrießen?
Wendet an Spießen
Nur Hammel und Schwein.
Streng und gemeſſen
Geht es beim Eſſen;
Wer ſich vergeſſen
Muß Küchenjung' ſeyn.

Wir ſpeiſen zu Gaſte
Im ſchönſten Palaſte.
Was macht uns die maſte
Nobleſſe für Spaß,
Spickfett zum Erſticken,
Und dort ſeh' ich nicken
Selbſt Amor, den Dicken,
Und Venus, das Faß.

Nirgends von düſtern,
Grämlichen Küſtern
Munkeln noch Flüſtern,
Kein amtlich Geſicht!
Hat ſich gewaſchen!
Heiſa, wir naſchen
Schüſſeln und Flaſchen,
Stoßt an, bis es bricht!

Und nun zu Geſchäften!
Wir heften aus Kräften,
Geäfft den Geäfften,
Einander was an!
Den Nachtiſch, den leckern,
Zu würzen mit Schäckern,
Schon wetzen die leckern
Der Damen den Zahn.

Sinkt ſo ein dummer
Trunkener Brummer
Endlich in Schlummer,
Betäubt vom Geziſch,

Rücken die Schlauen
Näher den Frauen —
Tantchen, was ſchauen
Sie unter den Tiſch?

Vergnügliche Sünder!
Das Bäuchlein wird ründer,
Der Magen geſünder,
Ein fürſtlicher Schmaus!
Und zieht es zum Neſte
Die ſchläfrigen Gäſte,
In's erſte, das beſte!
Da ſind wir zu Haus!

Schmauſen und Lieben,
So wird's getrieben,
Schulden, die blieben
All über dem Meer.
Reben, die geben
Blühendes Leben,
Jahre verſchweben
Uns hundert und mehr.

Ja, Land der Schlaraffen,
Neu bin ich geſchaffen —
Was glotzt für ein Affen-
Geſicht da herfür?
Hilf Himmel, ich breche
Zuſammen: der freche
Geſell mit der Zeche
Vom Wirth an der Thür!

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Auguſt.

Wohnungsnoth. — Gefahr ſchiefen Wuchſes der Stadt. — Der Flug zur Adria. — Bier. — Der Räuber Rozſa Sandor. — Betyaren und Gendarmen. — Entfeſſelung des Perſonenverkehrs. — Devotion. — Laube. — Polizeiliche Maßregeln gegen Tabaksqualm und freche Tänze. — Unſterbliche Eiferſucht.

„Die Wohnungsnoth in Wien," nennt ſich eine Flugſchrift, welche — um es mit einem treffenden Wort zu bezeichnen — der Katze die Schelle angehängt hat. Der Verfaſſer, Bernhard Friedmann, beleuchtet die Frage von vielen Seiten, und wie Fallſtaff von ſich rühmt, er beſitze nicht bloß ſelber Witz, ſondern wecke auch den Witz in andern, ſo kann Friedmann von ſich ſagen: „Ich habe nicht bloß die Lärmtrommel tüchtig gerührt, ſondern auch andere zum Trommeln begeiſtert." Alle Blätter, groß und klein, machen in Leit-, Leut-, Läut- und Leidartikeln Chorus mit ihm. Hier iſt natürlich nicht der Platz, dieſen Chorus zu verſtärken, da ich in meinen Mittheilungen bereits vor einigen Jahren über dieſen Gegenſtand geſagt habe, was davon eine nicht bloß örtlich beſchränkte Bedeutung hat. Unter anderem glaube ich bei einem ſolchen Anlaß das behandſchuhte Proletariat darauf hingewieſen zu haben, daß es wohl thun würde, auf Dampfſchiffen den Raum ſparen zu lernen. Doch wenn ich auch jetzt nicht auf die Sache ſelbſt eingehe, ſo ſehe ich mich zu einer „naturgeſchichtlichen" Bemerkung gedrängt. Die Kaiſerſtadt ſchwebt nämlich in Gefahr, einen ſchiefen Wuchs zu bekommen, ungefähr wie eine Buche, welcher man den Wipfel gekappt und die ſofort einen Aſt zum Stamm auszubilden beginnt. Alle Säfte werden in den Aſt ſchießen und die innere Stadt zwiſchen ihren Baſteien zur Vorſtadt werden, wenn es ihr nicht gelingt, die ſtarre Hülle zu ſprengen. Eine ſolche Verrückung des Schwerpunktes würde einen beſonders ſchwierigen und langwierigen Uebergang erheiſchen, weil die innere Stadt ſo recht im Mittelpunkt der 34 Vorſtädte liegt, deren Hauptſtraßen ſtets auf ein Thor zulaufen. Jede Vorſtadt beſtand urſprünglich nur aus der einen Hauptſtraße, woran ſich ſpäter rechts und links die Zweige anſetzten, durch welche erſt in den letzten fünfzig Jahren die Vorſtädte an den Flanken zuſammen wuchſen. Durch dieſe Form des Wachsthums iſt es geſchehen, daß die innere Stadt ſich überfüllt hat, und daß namentlich Handel und Wandel, urſprünglich nur im Erdgeſchoß ſeßhaft, ſich auch der erſten Stockwerke bemächtigten, die ſie mit ungeheuren Preiſen bezahlen. Um einen Maßſtab für dieſe Preiſe zu geben, führe ich an, daß ich am Graben ein kleines „Gewölb" kenne, acht Schuh breit, zwölf Schuh tief, das bisher tauſend Gulden jährlich koſtete und jetzt auf dreizehnhundert geſtiegen iſt. Der Geviertſchuh kommt alſo dort zwiſchen dreizehn bis vierzehn Gulden im Jahr, und doch iſt das Haus nur ein kleines und altes. Nun zeigen die gehäuften Bankerotte, daß Handel und Wandel dieſe ſchauderhaften Preiſe immer weniger zu erſchwingen vermögen, je lebhafter ſich in den Vorſtädten

Digitized by Google

die Mitbewerbung rührt, und in diesem Umstande liegt ein Anfang der Verrückung des Schwerpunktes, der sich muthmaßlich längs der Verbindungsbahn der zwei großen Bahnhöfe beim Prater und beim Arsenal festsetzen dürfte. Dann würden die Leopoldstadt, die Vorstädte Weißgerber, Erdberg, Landstraße und Wieden das eigentliche Wien. Den Kernpunkt würden die Weißgerber bilden, die jetzt noch sehr verwahrlost aussehen, und daneben Erdberg, das theilweise an die Zeit erinnert, da Richard Löwenherz in der Fischerhütte gefangen ward. Hoffentlich wird es nicht zu solchem Aeußersten kommen, aber die Gefahr ist sichtlich vorhanden und der orthopädische Heilkünstler darf mit der Hülfe nicht gar lange mehr zaudern. Wer einen Plan von Wien zur Hand hat, werfe einen Blick darauf, um zu begreifen, welche Mißstände die Verlegung des natürlichen Schwerpunktes im Gefolge haben würde, welche Krämpfe und Zuckungen ihr voran gehen müßten.

Während die Kaiserstadt in ihrem Innern an der Entwicklungskrankheit leidet, arbeitet die Entwicklung der großen Reichszustände sich immer fort. Wieder ein prächtiges Stück davon ist neuerlich fertig und festlich eingeweiht worden. Die Alpenbahn ist vollendet. Der Wunderbau über den Semmering hat durch die Karstbahn ein würdiges Seitenstück erhalten und die eiserne Schlagader des Weltverkehrs mündet jetzt zu Triest. Ein Rosenkranz von angenehmen Stunden verknüpft für den Lustreisenden Wien mit der Adria. Wir reisen ununterbrochen bis zur Höhe des Karstgebirges durch lauter schöne Gegenden, deren Reiz sich durch den steten Wechsel im Gepräge der Landschaften erhöht. Von Wien aus fahren wir an der Flanke der Vorgebirge hin durch die anmuthigste Ebene bis zur Neustadt. Das Bild, welches vom Südbahnhofe (auf der Höhe des Wienerbergs) die Kaiserstadt mit ihren Umgebungen darbietet, ist die allergünstigste ihrer Ansichten. Das lang gedehnte Häusermeer, zu welchem das getäuschte Auge noch manche Ortschaften im Westen zählt, liegt in malerischer Umgebung von Bergen, Wäldern und Wasser. Jenseits der Neustadt sehen wir zuerst an unserer Seite die Waldberge sich mit Kalkfelsen krönen, unter deren gewaltigen Massen sie bald zu Fußgestellen und schmalen Säumen einzuschrumpfen scheinen, obschon sie an und für sich bedeutend höher sind als die Ausläufer, die wir bisher gesehen. Die Alpenwelt nimmt uns auf. Hinter Glognitz übersteigen wir den gewaltigen Bergstock des Semmering. Jenseits führen uns wilde Alpenthäler zur Mur. Die Mur geleitet uns zum lieblichen Graz in seinem weiten Thalkessel, den wir in ein paar Stunden durchfliegen, um auf wunderbar schönen Wegen durch Thäler und Thalkessel nach Marburg, Cilly und Laibach zu gelangen. Bei Marburg haben wir zur Abwechslung wieder einen langen Stollen durchfahren. Zwischen Laibach und Triest gibt es auf dem kahlen Karstgebirge allerdings einige öde Strecken, aber die Einöden sind so eigenthümlich großartig, daß sie eben dadurch einen Reiz erhalten, der mir seiner Zeit sogar nicht entgangen ist, als ich auf staubiger Heerstraße mit Pferden dort fuhr und viele Stunden lang nichts anderes sah als Himmel und Steingeröll. Jetzt fliegt man unbelästigt vom Staub in kurzer Zeit hinüber, um dann zum Anblick des Meeres zu gelangen. Für den Binnenländer gibt es nichts reizenderes als das Meer. Die See ist für uns eine schöne Frau, die uns nicht gehört. Mit welcher Innigkeit und Rührung werden wir zu Wien die kleinen Gaben entgegen nehmen, die Frau Adria ihren Verehrern auf glatten Schienen zuschieben soll! Willkommen, herzige Dorada, leckerer Branzino, gepanzerte Seespinne! Seyd uns gegrüßt, ihr Meeresfrüchte allesammt! — Die Einweihungsfahrt habe ich nicht mitgemacht, sonst hätte ich euch davon gemeldet; wenn ich jetzt etwas davon sagen wollte, müßte ich's abschreiben.

Die gräßliche Hitze hat etwas nachgelassen; die Luft ist von einigen Gewittern abgekühlt worden und wir haben meistens nicht über + 20 Grad Reaumur. Bei „nur" 20 Grad glauben wir in gewöhnlichen Jahren zu verlechzen, doch jetzt gibt es Leute, die sich bei dem Uebergange erkältet haben wollen. Die afrikanische Hitze war aber auch so arg, daß man schon Pyrometer für Barometer sagte, wie man ihn im Jahr 1851 Hydrometer nannte. Was den Bierometer betrifft, so zeigt er bei jedem Wetter auf beständig. Es ist wirklich unglaublich, welche Massen von Bier vertilgt werden; ich kann mich von meinem Erstaunen darüber immer noch nicht erholen, weil ich in neuester Zeit erfahren habe, daß unsere Brauer selbst in den vierzig höllischen Tagen von Ende Juni bis zum 6. oder 8. August nicht aufgehört haben zu sieden, ohne der Nachfrage immer ganz entsprechen zu können. Um zu solcher Zeit sieden zu können, müssen sie um so mehr würzen, und ich hörte neulich von einem ehrenfesten Mitgliede der Gambrinuszunft behaupten, daß daher die vielen Räusche rührten, welchen man auf allen Gassen begegnet, besonders zur mitternächtigen Stunde, wenn die Wirthshäuser sich der Nachhut entledigen. Damit ist jedoch nicht bewiesen, daß es nicht gewissenlose Wirthe gibt, die zur Bemäntelung schnöder Panscherei sich des Bilsenkrautes bedienen. Ein biervoller Magyar hat neulich auf offener Gasse tollen Lärm vollführt, um sich zu rühmen, daß er des „großen" Rozsa Sandor Landsmann sey, worüber er mit einem Niederösterreicher Händel bekam, der seinen Grafel nicht herunter wollte setzen lassen. Jetzt hätte nur noch ein Bayer gefehlt, um mit erklärenden Fäusten für seinen Hiesel einzutreten.

Rozsa Sandor (Alexander Rozsa) ist der berüchtigte ungarische Räuber, der vor ein paar Monaten endlich eingefangen wurde, nachdem er sich beinahe 25 Jahre hindurch allen Verfolgungen zu entziehen gewußt. Man glaubte, er werde standrechtlich gehenkt werden, doch jetzt scheint es, als werde er mit dem Leben davon kommen, weil man ihm keine blutige Gewaltthat nachweisen kann. Natürlich wird niemand dafür gut stehen, daß er nicht hie und da irgendwem das Lebenslicht ausgeblasen; doch scheint

Digitized by Google

er wenigſtens im letzten Jahrzehent dergleichen nicht verübt zu haben. So viel man weiß, hat er ſeit Einführung der Gendarmerie nicht einmal einen bedeutenderen Raub begangen, ſondern ſich ganz einfach nur füttern laſſen, natürlich nicht ohne von Junkern und Pfaffen eine Reiterzehrung zu erbitten. Die zünftigen Betyaren pflegen überhaupt gegen Einheimiſche in ihren Wohnungen keine Gewaltthaten zu begehen. Wenn ſie zu einem Hofe geritten kommen, gibt man ihnen vollauf zu eſſen und zu trinken und allenfalls auch ein wenig Geld. Hat einer ſein Pferd verloren, oder iſt er ſchlecht beritten, ſo bittet er ſich auf einer großen Puſztenwirthſchaft ein neues Thier aus. Kurz, der Verkehr iſt ein ganz gemüthlicher, oder war es vielmehr, denn die Gendarmen, des Freiherrn von Kempen grüne Landjäger, verſtehen keinen Spaß und werden, wenn es ſo fortgeht, die alte Gemüthlichkeit ganz und gar abſtellen. Es iſt überhaupt bemerkenswerth, welch große Erfolge die Gendarmerie ſchon in den wenigen Jahren ihres Beſtehens im ganzen Reiche erzielt hat, und zwar gleich von Anfang an. Das Verdienſt dieſer Schöpfung des Feldzeugmeiſters Kempen iſt es unter anderem auch, daß in dieſem Frühjahre die große Maßregel durchgeführt werden konnte, welche den Perſonenverkehr in Oeſterreich aller läſtigen Feſſeln enthebt, ſo daß man z. B. in Wien und in allen Städten des Reiches nichts mehr von Aufenthaltskarten und Paſſierſcheinen weiß, die Laufereien verurſachten und Geld koſteten. Ein Wiener, der über drei Tage lang in einer andern größeren Stadt verweilte, hatte dafür zwei Gulden zu erlegen „als Fremder;“ jetzt zahlt ſelbſt in Wien der Ausländer nicht mehr die Taxe. — Unter ſo bewandten Verhältniſſen wird Rozſa Sandor wohl der letzte Rinaldini Ungarns bleiben und keinen Nachfolger erhalten. Das ſoll er ſelber einſehen, und darum das Geſuch geſtellt haben, ihn durchs Reich zu führen und für Geld ſehen zu laſſen, um vom Ertrage den Schaden zu vergüten, welchen er angerichtet. Er würde in Wien mehr noch einnehmen als der iriſche Rieſe Murphy, der bayeriſche Barde Bacherl, der Dresdener Comödiant Dawiſon.

In Dawiſons Fußſtapfen iſt als Gaſt auf dem Carltheater ein jüngerer Devrient getreten, um trotz der Hitze volle Häuſer zu machen. Devrient war gleich Dawiſon früher auf dem Burgtheater beſchäftigt und iſt ebenfalls in Unfrieden geſchieden. Doch hier hören die Aehnlichkeiten auf und beginnt der Unterſchied, denn wenn Dawiſon ſelbſt ſeine früheren Anhänger grauſam enttäuſcht hat, ſo zeigt Devrient dagegen, daß er in demſelben Maße, wie der andere zurückgegangen, vorgeſchritten und ein ausgezeichneter Darſteller geworden iſt. Er ſoll auch Dawiſons Paradepferd „Narciß“ ſehr gut und in ganz anderer Weiſe als dieſer reiten, aber das weiß ich nur vom Hörenſagen. Bevor ich dieſen Narciß noch einmal anſähe, ließe ich mir lieber von Bacherl vorleſen. Die Aufführung des Narciß auf dem Carltheater hat übrigens auch ihr gutes gehabt; man hat einſehen gelernt, wie unrecht diejenigen hatten, welche über Heinrich Laube ſchalten, weil er das vielbeſprochene Stück nicht zur Darſtellung angenommen. Sie müſſen nun wenigſtens in dieſer einen Beziehung ſchweigen, wenn ſie deßhalb auch nicht ſtumm werden. Laube hat außer vielen Widerſachern und zahlreichen Neidern auch noch gar manchen gegen ſich, der ihm zumuthet, vortreffliche Darſteller „aus der Erde zu ſtampfen“ und wirkſame Stücke „auf der flachen Hand wachſen“ zu laſſen.

Man wundert ſich, daß Narciß auch nur auf einem Vorſtadttheater polizeilich zugelaſſen worden, da er eine Verhöhnung des Papſtes enthält, der nach des Dichters Annahme dem König Ludwig XV. förmlich erlaubt haben ſoll, bei Lebzeiten ſeiner Gemahlin ſich mit einer andern kirchlich trauen zu laſſen, mithin Bigamie zu treiben. Da der König nicht einmal von der Königin geſchieden iſt, ſo wird dem h. Stuhle zu Rom ſchuldgegeben, er habe etwas erlaubt, was ſelbſt ein proteſtantiſcher Superintendent in einem gewiſſen deutſchen Kleinſtaat nicht zugeben würde. Muthmaßlich wird der eben berührte Punkt das Verbot des Stückes begründen, wenn die Direktion es außer der Reihe der Gaſtrollen vorzuführen verſuchen ſollte. Und einmal ergangene Verbote werden in unſern Tagen auch wirklich gehandhabt; die gemüthlichen Zeiten ſind vorüber, wie es hieß: „Ein Wiener Gebot dauert von eilf Uhr bis Mittag.“ Wir haben das Beiſpiel an der denkwürdigen Verordnung vom 27. Juni d. J., welche in öffentlichen Fuhrwerken das Rauchen unterſagt. Neulich beſetzte eine Geſellſchaft von Herrn einen Geſellſchaftswagen und rauchte nach gemeinſamer Uebereinkunft; die Herrn wurden alleſammt dafür gebüßt und der Kutſcher geſtraft, dem Sprüchlein zu Ehren: principiis obsta. Das weibliche Geſchlecht in ſeiner feuergefährlichen Tracht weiß ſolcher Strenge Dank; es fürchtet nämlich vom Tabak nicht den Rauch, ſondern nur das Feuer. Ein bischen Dampf mehr oder weniger macht in unſerer nicotiſchen Zeit wahrhaftig keinen Unterſchied. Die ganze Welt riecht nach Tabak hier, vom tiefen Graben bis zur Höhe des Kahlenberges. Auch ein anderes Verbot iſt ergangen, das großes Aufſehen erregt. Auf den Tanzböden des gemeinen Volkes hatten ſich Tänze frecher Art eingeniſtet, die man „ſchieberiſche“ nannte, und deren Ausgelaſſenheit endlich ſo weit ging, daß ſelbſt die bombenfeſte Tugend des Hansjörgel von Gumpoldskirchen ſich von Bedenklichkeiten ergriffen fühlte. Sobald der Hansjörgel (eine volksthümliche Wochenſchrift) etwas zu arg findet, muß es wirklich arg ſeyn, und ſo fühlte ſich die Behörde zum Einſchreiten veranlaßt. Im Lerchenfeld hat das Verbot großes Wehklagen erregt, denn das „ſchieberiſch Tanzen“ war „eine Paſſion.“ Mit dem Ausdruck: „das iſt eine Paſſion,“ wird hier alles abgemacht; er umfaßt eine Welt leidenſchaftlicher Hingebung. Bier trinken, zum Heurigen gehen, für den Kaiſer in die Schlacht ſtürmen, Kegelſchieben, alles das iſt eine Paſſion für den Lerchenfelder.

Auch die Eiferſucht ſcheint etwas dergleichen, und

Digitized by Google

zwar eine Leidenſchaft, welche, obſchon aus dem Uebermaß zarter Regungen hervorgegangen, dieſe überlebt. Vor kurzem hat ein altes Weib von fünfzig Jahren einer noch älteren Frau Vitriolöl in's Geſicht geſpritzt, weil ſie dieſelbe eines zärtlichen Verhältniſſes mit ihrem Gatten, einem Schneemännlein in den Sechzigen, beſchuldigte. Die Gerichtsverhandlungen haben ergeben, daß zum Eifern auch gar kein leidlich vernünftiger Anlaß vorlag. Die Beſchädigte war für die Zeit, da die Frau krank im Spital lag, vom Mann zur Bedienung unter Tags aufgenommen worden, und er ſcheint mit Vorbedacht eine häßliche Alte eingeſtellt zu haben, weil er ſeinen Drachen kannte. Die Vorſicht nützte indeſſen nichts; die Gemahlin wüthete, obſchon nach ihrer Heimkehr die Taglöhnerin nicht einmal mehr Waſſer zu holen, geſchweige denn in Stube und Küche zu ſchaffen hatte, ſondern bei andern Familien arbeitete. Die eiferſüchtige Frau hat ſich eine Kerkerſtrafe von drei Jahren zugezogen, weil ſie ihr Opfer ſchwer beſchädigt und ſogar um ein Auge gebracht. Welche Pein der Eiferſucht wird ſie jetzt durch 1095 Tage und Nächte in ihrer Haft ausſtehen! Sie ſieht ihren Alten nicht, wie er der Welt erſcheint, ſondern wie ſie ihn dreißig Jahre zuvor gekannt. In ihren wachen Träumen führt er raſche Dirnen zum Tanze und ſpricht dazu mit ſchadenfrohem Schmunzeln: „Hauen wir einen Schieberiſchen auf, die Alte kann uns ja in den erſten drei Jahren nicht auf's „G'nack“ (Genick) kommen, und wer weiß, ob ſie in der Zeit nicht hin wird! Dann heirathe ich dich, Kathi, Nannerl oder Reſerl.“ Wenigſtens ſollte man der Alten in ihrem Kerker den Troſt zukommen laſſen, daß die Schieberiſchen verboten ſind.

London, Auguſt.

Werbung für Indien.

Der Feldwebel iſt wieder auf den Beinen in England, und wo man geht und ſteht, ſtößt man auf einen Werbeſergeanten, der, mit bunten Bändern geſchmückt, ſeine ganze Beredtſamkeit aufwendet, um einige halb zerlumpte und halb betrunkene Burſchen zu überreden, »the Queen's shillings anzunehmen. Das iſt der Kaufſchilling, oder vielmehr das Blutgeld, womit die Leute ihr Fleiſch und Blut verkaufen. Sobald einer den Schilling angenommen hat, ſo iſt an kein Zurücktreten mehr zu denken; er iſt förmlich als Soldat angeworben. Man muß aber auch ſehen, welche Künſte die Werber anwenden, um den Leuten den Schilling aufzudrängen, wie ſie von Kneipe zu Kneipe ziehen und die Schillinge Dutzendweiſe ſpendiren, um den Einen verhängnißvollen Schilling, den Schilling der Königin, zur rechten Zeit dem rechten Mann in die Hände zu drücken. Die rechte Zeit iſt natürlich der Zeitpunkt, wo die Leute halb die Beſinnung verloren haben, und der rechte Mann iſt derjenige, der aus dem Schiffbruch des Lebens nichts gerettet hat, als ſeine geſunden Glieder, die er nun ebenfalls wegzuwerfen im Begriffe ſteht. In England, wie man weiß, iſt niemand zum Kriegsdienſte verpflichtet. Die Soldaten werden gekauft, gemiethet, gedungen, gerade wie die gewöhnlichen Arbeiter oder Tagelöhner, nur daß der Tagelohn, der in der Form des Soldes dem Soldaten bezahlt wird, nicht ganz ſo hoch ſteht als der gewöhnliche Arbeitslohn, weßhalb auch nur diejenigen ſich zu der Soldatenarbeit hergeben, welche entweder durch eigenes Verſchulden, oder in Folge allgemeiner Arbeitsloſigkeit in bürgerlichen Gewerbszweigen keine Arbeit finden. Aus reiner Liebe zum Soldatenleben, aus Kampfluſt, aus Begierde, Indien für England wieder zu erobern und China zu beſtrafen, läßt ſich niemand anwerben. Freiwillig wird niemand hier Soldat, obgleich aber England niemanden zum Soldatendienſt geſetzlich zwingt, ſo iſt doch der Zwang des Geſetzes nicht halb ſo hart, als der Zwang der Noth, welche die Leute treibt, mit voller Willensfreiheit den „Schilling der Königin“ vom ſtattlichen Werber anzunehmen. Aber von Begeiſterung zu ſprechen, von Liebe zum Vaterland, von brennender Begierde, die Schmach, welche England erlitten, zu rächen, iſt Unſinn. Indien iſt erobert worden, ohne daß das, was man das engliſche Volk nennt, die geringſte Ahnung davon hatte, und Indien mag hundert mal verloren gehen, ohne daß das „engliſche Volk,“ wir meinen das Volk, aus dem die Soldaten geworben werden, ſich im Geringſten darum kümmert. Das engliſche Volk weiß in dieſem Augenblick nur, daß die Regierung Leute für Indien braucht, um in Indien zu arbeiten. Was das für eine Arbeit iſt, ob Henkers- oder Fleiſcherarbeit, das gilt dem Engländer, der ſich anwerben läßt, am Ende gleichviel. Er thut die Arbeit, die ihm der Arbeitsgeber in Geſtalt des Offiziers gebietet — und ſollte die Arbeit darin beſtehen, Tauſende zu ſchlachten, oder ſich ſelbſt ſchlachten zu laſſen — mit derſelben Pünktlichkeit, wie jeder andere engliſche Arbeiter.

Digitized by Google

Obgleich nun die Arbeitsloſigkeit in den meiſten Geſchäftszweigen bedeutend und der Arbeitslohn auf das Minimum des Soldatenlohns reducirt iſt, ſo fällt es doch den Engländern ſehr ſchwer, Leute für die Soldatenarbeit zuſammenzubringen, um Indien wieder zu erobern und die Schmach in China zu rächen. Tagtäglich ziehen die Werbeſergeanten durch die Straßen, mit Muſik und Trommelſchlag, um den arbeitsloſen Arbeitern neue Arbeit anzubieten; und trotz der verführeriſchſten Verſprechungen und der ſchönen ſilbernen Schillinge, die ſie in Maſſe ſchimmern laſſen, bezeugen doch nur ſehr wenige Luſt, den Schilling der Königin anzunehmen. Die Drangſale in der Krimm ſind noch allzu gegenwärtig, und die Leute wiſſen nur zu gut, daß die Soldatenarbeit in England die ſauerſte und härteſte von allen iſt. Von Auszeichnung oder Beförderung kann bekanntlich in England keine Rede ſeyn, da man, um Offizier zu werden, vor allen Dingen Gentleman ſeyn und die Mittel beſitzen muß, um die Offiziersſtelle erkaufen und die ſtandesmäßigen Ausgaben, die weit höher ſind als der Gehalt, beſtreiten zu können. Dazu kommt nun noch der beſondere Umſtand, daß ſelbſt beim beſten Willen die meiſten in die phyſiſche und moraliſche Unmöglichkeit verſetzt ſind, Soldatendienſte anzunehmen. In den Fabrikdiſtrikten heirathen die jungen Leute meiſt mit dem achtzehnten Jahre, und ſind hauptſächlich nur darauf bedacht, Kinder für die Fabrik groß zu ziehen. Kinder und Weiber bilden in Lancaſhire die Mehrzahl und den Haupttheil der Bevölkerung, da ſie vorzugsweiſe ſich dazu eignen, in den Dienſt der Maſchine zu treten. Aber Kinder, die im Dienſte der Maſchine groß gezogen werden, ſind mit dem achtzehnten Jahre phyſiſch unfähig in den Dienſt der Königin zu treten; ſie treten dann in den heiligen Eheſtand, um ſo ſchnell als möglich junge Hände mit zarten Fingern dem mächtigen Automaten von Stahl und Eiſen zur Verfügung ſtellen zu können. In den Spinn- und Webediſtrikten führen die Menſchen ein beſchleunigtes Leben; die Knaben und Mädchen, die ſo frühe zu verdienen anfangen, werden früher reif als andere, heirathen früher und ſterben früher. Das kräftige Mannesalter iſt unbekannt in dieſen Diſtrikten; wir ſehen hier nichts als Kinder und Greiſe. Das Leben, welches die „Hände“ in den „Mühlen“ führen, gleicht dem Leben in einem Treibhauſe, und der größte Vortheil der Maſchine beſteht gerade darin, daß die Arbeit, die früher von Erwachſenen verrichtet wurde, nun von Kindern und Weibern verrichtet werden kann. Kein Wunder alſo, wenn Lancaſhire z. B. mit ſeinen drei Millionen Seelen keine nennenswerthe Zahl von Soldaten zu liefern im Stande iſt. Je mehr aber die Bevölkerung in den Fabrikſtädten — die Bevölkerung von Kindern und Greiſen — zunimmt, deſto mehr ſehen wir die Bevölkerung in den ackerbauenden Diſtrikten verhältnißmäßig abnehmen. Derſelbe Acker, der früher von ſieben Familien beſtellt wurde, erfordert jetzt nur noch die Arbeit von fünf Familien, da auch das Land ſeit der Einführung von Maſchinen fabrikmäßig ausgebeutet wird. Die überflüſſige Bevölkerung in den ackerbauenden Diſtrikten aber wird ſofort von den Fabrikdiſtrikten verſchlungen, ſo daß die feſtige Schichte der Geſellſchaft, das Menſchenlager, aus dem Soldaten gezogen werden können, ſich mehr und mehr verdünnt, im Verhältniß als die Fabrikbevölkerung maſſenhafter wird. Ja, der Mangel an Arbeitskräften in den ackerbauenden Diſtrikten macht ſich zur Zeit der Ernte dermaßen fühlbar, daß die Soldaten, die ſich zu dieſer Zeit daſelbſt vorfinden mögen, ſich ſofort in Feldarbeiter verwandeln. Wie kann man alſo daran denken, die Feldarbeiter ſich in Soldaten umwandeln zu ſehen?

So haben wir denn in dieſem Augenblick das ſeltſame Phänomen, daß England mit allem ſeinem Gelde und aller ſeiner Macht keine Soldaten kaufen kann. Was den Soldaten macht — Kleider, Munition, Geld — iſt im Ueberfluß da; was fehlt, iſt das Rohmaterial, der Menſch, die rechte Menſchenbrut, aus der Soldaten entſpringen. Menſchen kann man nicht ſo leicht kaufen wie Waaren, obgleich die Menſchen, die in England als Soldaten geworben werden, alsbald in die Categorie von Waaren treten. Menſchen wie Waaren vom Auslande zu importiren, iſt ein Experiment, das vor zwei Jahren mit der deutſchen Legion fehlgeſchlagen hat, und man hat keine Zeit dazu, dieſes Experiment zu wiederholen. Und dann ſind es ja eben fremde Soldaten, Soldaten, die man in Indien für ſchweres Geld angeworben hat, welche ihre Waffen gegen England gekehrt haben, und die zu entwaffnen man jetzt ſo ſchwere Opfer zu bringen hat. — In ganz England ſpricht man in dieſem Augenblick von nichts als von Beſtrafung dieſer Ungetreuen und Undankbaren, die ſich nicht haben in fromme Chriſten und kühle Engländer umwandeln laſſen wollen, ſondern des braunen Weibes und der braunen Kinder gedachten, und der Zeit, wo ſie ungeſtört ihren alten Sitten und Gebräuchen anhängen durften. Das war damals, als die oſtindiſche Compagnie noch gar ſcheu und demüthig auftrat und an nichts dachte als an ihre Handelsintereſſen. Damals ließ ſie das braune Weib gewähren und ließ die Wittwe ruhig ſich auf dem Scheiterhaufen des verſtorbenen Mannes verbrennen. Dieſe Handelsleute trieben ihren Handel ſo weit, daß ſie ganze Provinzen erhandelten, und wenn es mit dem Handel nicht weiter wollte, nahmen ſie dieſelben weg, und ſo brachten ſie es ſo weit, daß ſie ganze Königreiche an ſich zogen, Monarchen abſetzten und andern Gnadengehalte bewilligten. Lange ſahen die Indier unthätig zu und ließen die Engländer gewähren, bis dieſe am Ende ſich in ihre religiöſen Angelegenheiten miſchten. Da brach die Wuth aus, und die Folge davon iſt die Cataſtrophe, die wir jetzt vor Augen haben.

Digitized by Google

Genf, August.

(Schluß.)

Eugen Sue's Beerdigung.

Wie Beranger der franzöſiſchen Regierung durch ſeinen Tod Verlegenheiten bereitete, ſo Eugen Sue der ſardiniſchen. Während der Woche, wo Sues Leiche über der Erde ſtand, hörte der Telegraph zwiſchen Annecy und Turin nicht auf zu ſpielen. Anfangs wünſchte das ſardiniſche Miniſterium, daß die Leiche nach Frankreich transportirt würde; ſo hoffte man alle mögliche Verantwortung im voraus abzuſchütteln. Dieſem Schritt ſtand aber der ausdrückliche Wunſch des Verſtorbenen entgegen. Die Regierung gab endlich nach, beharrte aber darauf, daß die Beerdigung nicht Nachmittags, wie Sues Verwandte verlangten, ſondern am frühen Morgen ſtattfand. Eben ſo verbot die Regierung ausdrücklich, daß von einem Flüchtling eine Rede am Grabe gehalten werde; endlich wurden die Grenzbehörden angewieſen, eine ungewöhnlich ſtrenge Paßviſitation an dieſen Tagen vorzunehmen. Auch waren die Truppen in Annecy in den Caſernen conſignirt.

Trotz dieſer beengenden und vielfach veratoriſchen Maßregeln hatte ſich bei Sues Beerdigung am Sonntag, 9. Auguſt, Morgens ſieben Uhr, eine Menſchenmenge verſammelt, wie ſie Savoyen bei ähnlicher Gelegenheit nie zuvor ſah. Der Leichenwagen war mit Eichenkränzen geſchmückt, die Zipfel des Bahrtuchs trugen die Herren Levet, Syndic von Annecy, de Féſigny, Commandant der Nationalgarde, Faure und St. Féréol, franzöſiſche Ernationalrepräſentanten, Paoli, italieniſcher Flüchtling, Bachet aus Annecy, Duchamp, franzöſiſcher Flüchtling, Gallas, Eiſenfabrikarbeiter. Der Trauerzug wurde angeführt von Caillard, Sues Schwager, und dem oben genannten Oberſt Charras. Faſt alle franzöſiſchen Flüchtlinge aus Savoyen und Genf waren anweſend und Trauergäſte, darunter die bekannte Freundin Sues, Marie von Solms, geborene Bonaparte-Wyſe, hatten ſich aus allen ſavoyiſchen Städten eingefunden. Der Zug war gegen dreitauſend Perſonen ſtark, und noch mehr Zuſchauer hatten ſich auf dem proteſtantiſchen Todtenhof von Annecy, wo Sue beerdigt wurde, eingefunden. Nachdem der Sarg in dem dort erbauten Gewölbe beigeſetzt war, hielt Advokat J. J. Rey von Chambery die Trauerrede.

Leichenreden ſind nicht immer die lauterſten Quellen für den Biographen; das weiß jedermann. Allein Rey's Rede iſt, abgeſehen von ihren Ueberſchwänglichkeiten, die uns bei einem Redner franzöſiſcher Zunge, vorab einem demokratiſchen, nun einmal nicht erlaſſen werden, ſehr bezeichnend für die bedeutende Stellung, die Eugen Sue bis an ſein Ende bei ſeinen ſavoyiſchen Freunden einnahm. Sie möge daher unſern heutigen Brief ſchließen. Sie lautet in möglichſt treuer Ueberſetzung:

„Welch allgemeine Trauer, welch pietätsvolle Rückſichten haben von allen Punkten Savoyens dieſe ungeheuren, dicht gedrängten Maſſen hier zuſammen berufen? Warum dieſer allgemeine Schmerz, dieſe tiefe Rührung, die um dieſes Grab ſo viele Herzen beklommen hält? Hat Savoyen eines ſeiner Kinder verloren? Iſt es eine Schuld der Dankbarkeit, die das Land hier einem der Seinigen abträgt? Nein! Der Mann, den es beweint, den wir alle heute beweinen, deſſen Begräbniß einer ruhmvollen Apotheoſe gleicht, iſt ein Fremder, ein Verbannter! Aber dieſer Fremde, dieſer Verbannte war einer der edelſten Geiſter, eine der muthigſten Seelen, eines der größten Herzen, welche die Menſchheit geehrt und der Demokratie gedient haben. Dieſer Mann war Eugen Sue. Ich habe nicht nöthig, dieſes Leben, ſo reich an Thaten und an Ruhm, zu erzählen. Solche Exiſtenzen gehören der Geſchichte an, welche berichten wird von dem Aufſchwung und dem fruchtbaren Einfluß dieſes großen Talents und von der breiten Furche, die einſt dieſe mächtige Hand, die heute erſtarrt iſt, gezogen. Nach einem großen Unglück, deſſen Schrecken noch friſch in Aller Gedächtniß, kam Eugen Sue, um von unſern Bergen, von dieſer herrlichen Natur unſeres Landes jene Ruhe zu erbitten, welche das Vaterland in ſeiner traurigen Umgeſtaltung ſeiner großen Bürgerſeele verweigerte. Sechs Jahre haben wir ihn unter uns leben ſehen, feſt und gefaßt während der Prüfungszeit, raſtlos ſich hingebend an eine Arbeit, man darf wohl ſagen, ohne Erholung, an eine Arbeit, die ihn verzehrte. Die Welt mag den Schriftſteller bewundern und ſeine Werke ſammeln; wir, wir bewunderten dieſe ſo einfache und erhabene Güte, dieſen unerſchöpflichen Edelmuth, den die Unglücklichen ſo wohl kannten, dieſe naive Größe, gewiſſermaßen ihrer ſelbſt unbewußt, dieſes zärtliche Herz endlich, das ſich öffnete für Alles und Alle, dieſes harmoniſche Zuſammenwirken der hervorragendſten und rührendſten Eigenſchaften, welche ihm ſo viele Freunde erwarben und unſere glühenden Sympathien, ja unſere leidenſchaftliche Verehrung. Traurig und ohnmächtig ſahen wir dem Kampf zu, der nach und nach die Kräfte dieſer edeln Natur erſchöpfte, und ach! ſie endlich brach. Wer von uns kennt nicht die moraliſchen Leiden, die ſeine Seele quälten: die unheilbare Sehnſucht nach dem verlorenen Vaterland, das untröſtliche Gefühl der noch lebendigen Schmach, die bittere Entbehrung aller der innigen Beziehungen,

Digitized by Google

deren erquickende Süßigkeit die Verbannung ihm raubte; die Entfernung von einer angebeteten Schweſter, * die ihrerſeits an Sehnſucht nach dem Bruder wie an einer Krankheit litt! Wer von uns hat ihn nicht geſehen, wie er ſich erſchöpfte, um durch überhäufte Arbeiten dieſen verzehrenden Schmerzen Widerſtand zu leiſten! Das Leben iſt ein Kampf — Eugen Sue, einer der glänzendſten Vertreter dieſes Frankreichs, welches ein großer Dichter den Weltſtreiter genannt hat, hat nicht aufgehört zu kämpfen bis zur letzten Stunde, zum letzten Seufzer. So ruhe denn, o großer Geiſt! du großes Herz, das nie die Ruhe kannte! Ruhe in ſavoyiſchem Boden, den du geliebt haſt und der dich umfangen wird mit Liebe wie ein geheiligtes Unterpfand! Die Hoffnungen, die dein Glauben und das Geheimniß deiner unbeſiegbaren Kraft waren, werden zur Wahrheit werden, deß ſey die Zukunft Zeuge! Nahe vielleicht iſt der Tag, wo viele Trümmer wieder auferſtehen, wo von deinem ſo geliebten Frankreich die wieder eroberte Freiheit zum Heile der Welt ihre Strahlen ausſenden wird. — An dieſem Tage, wir verſprechen es dieſer Gruppe deiner Landsleute, den wackern Gefährten deines Exils, der heroiſchen Phalanx der Zukunft, welche heute eines der würdigſten Häupter der verbannten Demokratie, der Oberſt Charras, deſſen treue Freundſchaft die letzten Stunden Sues verſüßte, anzuführen ſcheint — an dieſem Tage werden wir, mit pietätsvollem Bedauern zwar, aber auch mit triumphirender Freude deine theure Hülle dem wiedergeborenen Frankreich zurückerſtatten! Weder lebend noch todt haſt du in dein geknechtetes Vaterland zurückkehren wollen. Bei jener ſpäten und ruhmvollen Rückkehr aber wirſt du erzittern bei dem Jubelgeſchrei des Volks. Eugen Sue, unſer Freund, berühmter Schriftſteller, großer Bürger, im Namen des freien Savoyens, im Namen deiner zahlloſen Freunde, im Namen dieſes abgeriſſenen Theiles von Frankreich, den die politiſche Verfolgung in alle Welt zerſtreut hat, und, ich hoffe es ſagen zu dürfen, auch im Namen des abweſenden Frankreichs: Eugen Sue, lebe wohl!"

* Die Gattin des oben genannten Caillard.

Aus Weſtphalen, Auguſt.

Die Marktheilung.

Ich ſchrieb Ihnen im Jahr 1849 einen Brief aus Weſtphalen, in dem ich den Bau des ſocialen Lebens der Bewohner dieſes Landes darzulegen ſuchte. Ich zeigte, wie die Bauern, die Kötter, die Neubauern, Erbpächter u. ſ. f. die Bauerſchaft, mehrere Bauerſchaften das Kirchſpiel bildeten, wie ferner alle dieſe Beſtandtheile nothwendige Theile eines Ganzen, eines Organismus ſeyen, und wies ſchließlich darauf hin, daß ein geſundes ſtaatliches Leben die Frucht eines geſunden ſocialen Lebens ſey, hinwiederum dem ſocialen Leben, getrennt vom ſtaatlichen, die wahre Weihe abgehe. Ich dächte, das wäre jedermann verſtändlich, eben ſo verſtändlich, als wenn ich geſagt hätte, ſtaatliches und ſociales Leben ſeyen nicht zu trennen, ſondern nur verſchiedene Seiten deſſelben Lebens. Da macht ſich nun aber ein Schulmann (Grube) über meinen Brief her, läßt ihn in einem Buche für die Jugend abdrucken und iſt ſo freundlich, in der Vorrede von „einer eindringlichen Schilderung einer weſtphäliſchen Bauerſchaft" zu reden. Als ich das las, freute ich mich, nicht meinetwegen, ſondern der Jugend halber. Ich ſehe darauf den Abdruck ſelbſt an und ſtaune, wie der Schluß willkürlich verändert und dieſer willkürlich veränderte Text als das Reſultat meiner Betrachtung fett gedruckt iſt. „In der ſocialen — ich ſchrieb: politiſchen — Welt wird in unſern Tagen viel reformirt, wenigſtens mit Worten, aber Eines wird ſtets vergeſſen, daß eine Reform ſocialer Verhältniſſe — ich ſchrieb: politiſcher — von einem geſunden nationalen — ich ſchrieb: ſocialen — Leben getragen ſeyn will." Ich denke an Druckfehler und leſe die Einleitung, die Herr Grube meinem Brief voranſchickt. Der Kern des weſtphäliſchen Volks, heißt es da, ſey noch geſund, aber „ſeine Bequemlichkeit (?) muß auf etwas Anderes gerichtet werden, als auf die bloße Erhaltung der Zuſtände. Wie es für dieſe immer Leben und Gut auf's Spiel ſetzte, wie es mit bewundernswerther Treue an dem Angeſtammten feſthielt, ſo möge es, vom fortſchreitenden Geiſte befruchtet, auf dieſen ſeine Treue werfen, und die Treue für die Idee (?) wird ihm die Sympathie ſeiner deutſchen Mitbürger wieder (?) erwerben." Was ſoll nun die Jugend mit dieſen verrenkten und verſchrobenen Gedanken anfangen? was insbeſondere die weſtphäliſche Jugend, wenn ſie erfährt, daß die Sympathie Deutſchlands nur durch die Treue für die Idee wieder zu erwerben iſt? was endlich jedermann darunter verſtehen, daß die Reform des ſocialen Lebens von einem geſunden nationalen Leben getragen ſeyn will? Sind etwa die in der Einleitung gerühmten Eiſenbahnen Manifeſtationen des „geſunden nationalen Lebens?"

Verzeihen Sie, daß ich meinen Brief gleich in verdrießlicher Stimmung beginne. Ich ſchrieb über weſtphäliſche Lebensverhältniſſe in den vierziger Jahren; ich ſchreibe im gegenwärtigen Briefe über dieſelben in den fünfziger Jahren: die Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart hat mich eben nicht in eine roſige Stimmung

Digitized by Google

verſetzt. Weſtphalen iſt iſt in der That ein anderes geworden und wird noch täglich ein anderes; ob ein beſſeres, das überlaſſe ich Ihnen zu beurtheilen aus den Thatſachen, die ich im Verlauf meines Briefes mittheilen werde. Zuvor bitte ich Sie jedoch, ſich noch einmal den altſächſiſchen Bauernhof mit ſeinem Haupthauſe, ſeinen Kotten und ſeinen Bewohnern zu vergegenwärtigen und dann feſt in's Auge zu faſſen, wie alle dieſe Bewohner bei den früher geſchilderten Verhältniſſen gut leben, ja ſogar ein behagliches Daſeyn führen konnten.

Ich rede zunächſt von den Heuerlingen oder Köttern. Wie früher die Dinge lagen, hatten dieſelben vom Bauern für ein Geringes ein Haus und ein Stück Land zur Miethe, mußten dafür aber für geringen Tagelohn auf dem Hofe arbeiten. Der Hof gab indeß reichliches Eſſen und Trinken, und was die Hauptſache iſt, der Heuerling konnte eine oder zwei Kühe halten, weil ihm die dem Dorfe gehörende Mark als Weide für ſein Vieh offen ſtand. Er war kein ſtimmberechtigtes Mitglied des Dorfes, wie der Vollbauer, er ſtand aber gleichwohl, vermöge ſeines Nutzungsrechtes an der Gemeindeweide, nicht außerhalb des Dorfes: er war ein organiſch eingefügtes Glied des Ganzen. Das iſt anders geworden und wird noch täglich anders; die Marken ſind bereits getheilt oder ſollen noch getheilt werden. Die Heuerlinge gehen dabei leer aus, treten ſomit aus dem organiſchen Verbande des Dorfes heraus, müſſen ihre Kühe abſchaffen und werden — Proletarier, treten in den vierten Stand, wie Riehl ſich ausdrücken würde. Ich will, weil die deutſche Preſſe mit wenigen Ausnahmen nicht die Spur von einem Verſtändniß niederſächſiſch-bäuerlicher Verhältniſſe hat, das Geſagte an einem concreten Beiſpiele wiederholen.

Im Kreiſe Tecklenburg im Münſterlande liegt die Gemeinde Hopſen, deren Marken im nächſten Jahre getheilt werden ſollen. Zu dieſer Gemeinde gehören ſechs oder ſieben Dörfer, der Hauptſache nach von Bauern und Heuerlingen bewohnt. Ich ſetze den Fall — die ſtatiſtiſchen Daten ſind mir nicht zur Hand, es ſind dieſelben auch für meinen Zweck gleichgültig; will Herr von Grüter, der Landrath des Kreiſes, etwas gegen die Theilung thun, ſo wird es an dem erforderlichen ſtatiſtiſchen Material nicht fehlen, — alſo ich ſetze den Fall, es wohnten in Hopſen 35 Bauern und 60 Heuerlinge. Bauern und Heuerlinge ſind, wie ich aus eigener Anſchauung behaupten kann, ſehr wohlhabend; die Heuerlinge wohnen an der Mark, halten, weil ſie dieſelbe benützen können, eine, oft zwei bis drei Kühe, haben Ueberfluß an Butter und Käſe und außerdem, was nicht hoch genug angeſchlagen werden kann, eine behagliche Häuslichkeit. Kommt es zur Theilung, ſo ſind mit Einem Schlage die 60 Heuerlinge ihrer Kühe beraubt und ihrer behaglichen Häuslichkeit; ſie ſind aus dem Gemeindeverbande ausgeſtoßen; ihr Wahlſpruch iſt: ubi bene, ibi patria. Zahlen die Bauern von Hopſen einen ſo hohen Tagelohn, wie ſie anderwärts erhalten können, ſo bleiben ſie, wo nicht, ſo gehen ſie. Ob ſie aber gehen oder ob ſie bleiben, ſie ſehen ſich in jedem Falle als Nichtbeſitzende im Gegenſatze zu den Beſitzenden an. Erwägen Sie nun, daß eine ſolche Markentheilung überall vom Rhein bis zur Elbe entweder ſchon vorgenommen iſt oder noch vorgenommen werden ſoll, ſo werden Sie zugeben, daß dadurch alle ländlichen Lebensverhältniſſe und Lebensbedingungen in wenigen Jahren vollends über den Haufen geworfen werden müſſen. Der Heuerling wird durchgehends kein dem bäuerlichen analoges Leben mehr führen, ſondern das Leben eines Fabrikarbeiters, und die Grundſtimmung ſeines Gemüths wird Neid oder wohl gar Erbitterung auf die Beſitzenden werden; die Bauern dagegen werden gegen ſie ſelbſtſüchtig und hart werden, wie ich das vielfach aus eigener Erfahrung zu beobachten Gelegenheit hatte.

Markentheilung — leicht iſt es geſchehen, aber unberechenbar ſind die Folgen, unſäglich der Jammer, den ſie in unſere altſächſiſchen Lebensverhältniſſe bringen werden. Vielleicht fragen Sie mich, wie ſich denn die Regierungen von Preußen, Hannover u. ſ. f. dazu verhalten? So weit ich zu urtheilen vermag, ſind die gegenwärtigen Regierungen gegen die Theilung, aber das Geſetz geſtattet dieſelbe, in Preußen ſogar in dem Falle, wenn ein einziger Querulant ſie verlangt. Die aber das Geſetz veranlaßt haben, das ſind weiſe Männer geweſen, Männer, die das Gras wachſen hörten, Generalcommiſſionen, oder wie ſie ſonſt heißen mögen. Ihre Motive waren der „rationellen" Landwirthſchaft entlehnt. Wenn, argumentirten ſie, die Marken getheilt werden, ſo bringen ſie mehr ein, weil ſie alsdann beſſer kultivirt werden. Ob die Menſchen darüber zu Grunde gehen, das iſt ja völlig gleichgültig. Sie ſehen, es iſt das dieſelbe Anſchauungsweiſe, die nur nach der Anzahl der Unterthanen eines Staats fragt, nicht aber, ob dieſe Unterthanen Geſindel oder tüchtige Leute ſind. Freilich iſt es begründet, daß die Marken häufig ſehr verwildert ſind und das Zehnfache eintragen könnten von dem, was ſie eintragen. Aber iſt dem nur durch Theilung abzuhelfen? Am nächſten läge es doch, ſie beſſer zu verwalten. Nicht Theilung, ſondern Verwaltung hätte die Loſung ſeyn ſollen, zumal die Art und Weiſe einer tüchtigen Verwaltung ſo außerordentlich leicht zu finden, ja ſogar in den „Laiſchaften" hannoverſcher Städte wie Osnabrück, Hameln u. ſ. w. bereits gegeben war.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 38.

Inhalt.

Der arme Student. Nach W. Carleton. Seite 889.
Die Traumdeutung im Alterthum. (Schluß.) Seite 896.
Bergfahrt in Tirol. (Schluß.) Seite 900.

Korrespondenz-Nachrichten.
Hamburg. Seite 904. — Aus Westphalen. (Schluß.) Seite 907. — Wien. Seite 909.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

In Unterzeichneter ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Mystiker

des

vierzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben von

Franz Pfeiffer.

Zweiter Band.

Meister Eckhart.

Erste Abtheilung.

44 Bogen gr. 8. geh. Preis Rthlr. 3. 15 Ngr.

Der Herausgeber bietet hier den Freunden mittelalterlicher Philosophie und Mystik, was er während achtzehn Jahren unablässigen Sammelns und Forschens von den Schriften Meister Eckhart's, der unstreitig zu den tiefsten Denkern aller Zeiten gehört, aus mehr als vierzig Handschriften erreichen konnte, in kritisch bearbeitetem Texte. Die hier in Eine Sammlung vereinigten Predigten, Tractate und Sprüche übersteigen an Umfang das bisher von Meister Eckhart bekannt gewordene mindestens ums dreifache, und nun erst wird sich die Lehre dieses hochfliegenden gewaltigen Geistes in ihrer ganzen Grösse darstellen lassen. Wie den Philosophen und Theologen vorzüglich der Inhalt, so wird die von einer seltenen Kraft und Meisterschaft zeugende Darstellung und Sprache den deutschen Philologen anziehen und fesseln.

Die zweite Abtheilung dieses Bandes mit litterarhistorischer Einleitung, Anmerkungen, Glossen und verschiedenen Zugaben und Anhängen wird in nicht zu langer Frist nachfolgen.

Leipzig, September 1857.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Taschenbuch

der englischen und deutschen

Umgangssprache

von

Carl Eulenstein.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Dieses Werkchen ist zunächst für solche bestimmt, welche in einer möglichst kurzen Zeit das nöthigste der englischen Sprache erlernen wollen, und deren Hauptzweck es ist, es bald zum Sprechen zu bringen. Um diesen Zweck am leichtesten zu erreichen, sind alle veralteten Ausdrücke sorgfältig vermieden und nur solche Wörter und Phrasen gewählt worden, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen. Auch sind die Gespräche so eingerichtet, daß sie ganz allmählig vom leichten zum schwereren fortschreiten, wodurch sie gleichsam einen Cursus der englischen Sprache bilden. Um diese zweite Auflage noch brauchbarer zu machen, hat der Herr Verfasser seine weiteren Erfahrungen von fünf Jahren benützt, und, ohne den Plan des Werkchens zu ändern, solche Zusätze gemacht, welche geeignet sind, das Büchlein noch progressiver zu machen. Diese Zusätze bestehen, neben den grammatikalischen Tabellen, in Phrasen und idiomatischen Ausdrücken, welche, weil sie alle aus dem Leben gegriffen sind, nicht wenig dazu beitragen werden, dem Schüler das Lernen und namentlich das Sprechen zu erleichtern.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Unterzeichnetem ist erschienen:

Allgemeines Kirchenblatt

für das

evangelische Deutschland.

Im Auftrage der evangelischen Kirchenbehörden herausgegeben

von

Prälat v. Moser.

Jahrgang 1857. Nr. 22—31.

Inhalt. Preußen: Die Einsegnung geschiedener Ehegatten. — Das tägliche Beiglocken-Geläute. — Urkundliches über den Einfall der Tataren in Preußen vom Jahre 1656. — Die Kirchenvisitationen und die darauf bezüglichen Rezesse und Berichte. — Großherzogthum Hessen: Die Einsendung der Büchsengelder für die Landeswaisenanstalt, insbesondere Portozahlung davon. — Württemberg: Die Geschenkreichung von Kirchen- und Schuldienern an amtliche Vorgesetzte aus Anlaß ihres Amtsaustritts. — Protokolle der deutschen evangelischen Kirchen-Conferenz in Eisenach. — Preußen: Termin der Proklamationen und Copulationen, sowie die Grenzen der geschlossenen Zeit. — Württemberg: Erforderniß einer genauen Bekanntschaft der Predigtamts-Candidaten mit der Kirchen- und Schulgesetzgebung. — Preußen: Die geistliche Pflege für die gerichtlichen Gefangenen. — Das kirchliche Collektenwesen in Preußen.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich nach Maßgabe des vorhandenen Materials in einem ganzen oder halben Druckbogen und kostet am Druckorte fl. 3. — oder Rthlr. 1. 22 Ngr. per Jahrgang. Auswärtige Bestellungen auf dasselbe können bei dem königl. Hauptpostamte Stuttgart, sowie bei sämmtlichen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands gemacht werden.

Stuttgart und Augsburg, September 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Lehrbuch

der

Forstwissenschaft.

Zum Gebrauch für

Anfänger und Nichttechniker.

Von

Carl Fischbach,

Königl. Württemb. Revierförster in Wildbad.

gr. 8. geheftet. fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Diese Schrift soll nach der Absicht des Verfassers den Anfängern in der Forstwissenschaft einen Ueberblick und Begriff von den sämmtlichen Zweigen derselben geben. Aber auch der Privatwaldbesitzer, der Nationalökonom und der Staatsmann, welche sich mit den forstlichen Lehren näher bekannt machen wollen, werden darin auf alle wichtigeren Fragen den gewünschten Aufschluß finden, ohne zu sehr durch technisches Detail belästigt zu werden.

Da die Wichtigkeit und Bedeutung der Wälder täglich mehr gewürdigt und allgemeiner begriffen wird, so dürfte das vorliegende, dem hohen Beschützer der Bodenkultur, Seiner Majestät dem König von Württemberg, gewidmete Buch besonders denjenigen zu empfehlen seyn, welche sich für die Forsten und deren Erhaltung interessiren.

Der königl. Preußische Oberforstrath Dr. W. Pfeil, Director der höheren Forstlehranstalt zu Neustadt-Eberswalde, giebt im 38ten Band 2ten Heft seiner kritischen Blätter für Forst- und Jagdwissenschaft über dieses Buch das Urtheil ab, „daß es eine der besseren Encyklopädien sey, die wir besitzen, und daß sie selbst in mancher Hinsicht der Hundeshagen'schen vorzuziehen sey."

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 38. 20. September 1857.

The gem may be broke
By many a stroke.
But nothing can cloud its native ray;
Each fragment will cast
A light to the last
And thus, Erin, my country! tho' broken thou art,
There's a lustre within thee, that ne'er will decay.
A spirit, that beams thro' each suffering part.
Th Moore

Der arme Student.

Nach W. Carleton.

W. Carleton's »Traits and Stories of the Irish Peasantry« ſind Volksgeſchichten im beſten Sinne des Worts: wahr und unbefangen ſchildern ſie das Volk, das unglückliche, aber im tiefſten Elend luſtige, durch liebenswürdige Gutherzigkeit ausgezeichnete iriſche Volk, aus deſſen unterſten Schichten Carleton hervorging und deſſen ureigenem Weſen er auch dann noch treu blieb, als er aus dem katholiſchen in das proteſtantiſche Lager übergetreten war. Ich kann wohl ſagen, daß, von welcher Seite auch immer Carleton Land und Leute ſeiner Heimath ſchildert, mir fortwährend zu Muthe iſt, als athmete ich iriſche Luft, wandelte auf iriſchem Boden und unterhielte mich mit iriſchem Landvolk, ſo vollſtändig und durchſchlagend iſt die Naturwahrheit ſeiner Skizzirung, und nur dadurch konnte ich mich veranlaßt finden, an die nichts weniger als leichte Bearbeitung einer ſeiner Dorfgeſchichten Hand anzulegen. Es ſind freilich nur Skizzen, deren ſtofflicher Gehalt im Ganzen gering anzuſchlagen iſt und mit verwandten Erzählungen anderer Nationen gar keinen Vergleich aushält. Allein das iſt es gerade, was dieſen iriſchen Volksgeſchichten ihren unnachahmlichen Reiz verleiht, daß der Verfaſſer ſeinen Dorfbewohnern keine Motive und Vorſtellungen leiht, die wohl in einem Boudoir oder in einer Studirſtube zu Hauſe ſind, nicht aber in der armſeligen Bauernhütte. Die Erlebniſſe des Irländers ſind weder mannigfaltig noch bedeutend, was er jedoch erlebt, trägt das volle Gepräge einer eigenthümlichen Gemüthswelt, und dieſe in ihren geheimſten Falten ergründet, die innerſten Saiten des iriſchen Herzens angeſchlagen zu haben, iſt Carletons großes Verdienſt.

Tadellos müſſen ſeine Geſchichten in dem Sinne heißen, daß an ihnen ſchlechterdings nichts gemacht, vielmehr Alles von Anfang bis zu Ende naturwüchſig iſt, man müßte denn aus der bei der Eigenthümlichkeit iriſcher Zuſtände ſo ungemein dornigen kirchlichen Frage hie und da einen Mißklang heraushören. Als Ganzes betrachtet iſt das iriſche Leben eine Sammlung anziehender Genrebilder, die ſelbſt in dem klaffenden Riß einer faſt troſtloſen Wirklichkeit die Perle einer edlen Menſchennatur erblicken laſſen, und eben in dieſer Detailmalerei ſteht Carleton der Natur ſo nahe als irgend ein anderer, falls er nicht alle übertrifft. Wer eine derartige dichteriſche Eigenthümlichkeit zu würdigen weiß, wird keine Uebertreibung darin ſehen, daß ich den Mangel an einem präciſen und durchgearbeiteten Entwurf, der mehr oder weniger allen dieſen »Traits and Stories« eigen iſt, in gewiſſem Betracht einen Vorzug nenne: Carleton iſt, was er erzählt, Irländer vom Wirbel bis zur Sohle, und hält es mit ſeinen

Digitized by Google

poetiſchen Erzeugniſſen wie der Bauer in der Dorfſchenke, der ſeine Erzählung gleichfalls nicht in allen Nebenumſtänden im Kopfe hat, ſondern wohlgemuth damit anfängt, ſobald er nur ſo ungefähr wegen des Zettels im Reinen iſt. Das Uebrige kommt von ſelbſt, wie der Appetit unter dem Eſſen.

Man kann ſich deßhalb auch nicht darüber wundern, daß ein ſo harmloſes Verfahren, das weder auf das Ende hin, noch auch auf den Anfang zurückblickt, ſich in allerlei Flüchtigkeiten und Weitſchweifigkeiten verfängt, zu Zeiten geſchwätzig wird, wie der Irländer es faſt immer iſt, und namentlich kaum einen Schluß findet, wenn der Verfaſſer einmal in paränetiſche Excurſe hineingeräth. Der Irländer findet natürlich daran nichts Anſtößiges; anders ſchon der Engländer, dem, wie ſich von ſelbſt verſteht, der ſpannende Inhalt und die geiſtreiche Behandlung in einer Erzählung von Ch. Dickens in ungleich höherem Grade gefällt, und dem es überdieß noch unangenehm auffallen muß, wie ſein gutes Engliſch zur Einkleidung einer Gedankenwelt dienen muß, die ihrem Grundcharakter nach von der Vorſtellungsweiſe eines Stockengländers eben ſo weit abſteht, als das Angelſächſiſche von dem Celtiſchen. Es würde ſich in der That der Mühe lohnen, dieſer Verwerthung der engliſchen Sprache für iriſche Zwecke näher auf die Spur zu kommen. Auch Carleton, ſo geläufig er ſich übrigens im Engliſchen auszudrücken weiß, überſetzt doch nur ſeine iriſchen Vorſtellungen in eine nicht iriſche Sprache, und es bliebe ſonach zu unterſuchen, einmal wie ſich in ſeinen Erzählungen die Form zu dem Inhalt verhält, dann aber welche Wirkung ein derartiger Gebrauch des engliſchen Idioms auf dieſes ſelbſt ausübt.

Eine Bearbeitung von Carletons „Geſchichten“ macht deßhalb Kürzungen unerläßlich; den Leſern dieſer Blätter aber glaubte man noch die weitere Rückſicht ſchuldig zu ſeyn, ihrer Beurtheilung nur die wichtigſten und intereſſanteſten Abſchnitte einer Erzählung anheimzugeben. Wenige Sätze werden dabei genügen, um den Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Stücken herzuſtellen.

* * *

Der katholiſche Geiſtliche iſt nach Maßgabe der Menſchen, unter denen er ſeinen kirchlichen Pflichten obliegt, in der ganzen Welt eine eigenthümliche, ſtark ausgeprägte Erſcheinung. In der Regel armer Leute Kind beſitzt der „Herrle“ oder „Heirle“ wie den Sinn und die Anſchauungsweiſe, ſo auch die Bedürfniſſe und die Gewohnheiten des Volks. In Irland iſt dieß in weit höherem Maße als anderwärts der Fall, weil der namenloſe Druck, den der eingewanderte Proteſtantismus daſelbſt gegen die einheimiſchen Katholiken übte, nicht einmal katholiſche Seminarien im Lande duldete, und die, welche ſich dem Dienſte der Kirche widmen wollten, zwang, entweder in Frankreich, Spanien, Italien ſich die erforderlichen Kenntniſſe zu erwerben oder bei den einheimiſchen Dorfſchullehrern und Pfarrern — Heckenſchulmeiſtern und Heckenprieſtern, — die ſelbſt ohne alle höhere Bildung waren, in die Lehre zu gehen.

Es iſt nicht zu ſagen, auf welche Entbehrungen und Drangſale ein junger Menſch gefaßt ſeyn mußte, der ohne alle Hülfsmittel den dornenvollen Pfad der Vorbildung für den geiſtlichen Beruf betrat, und ſchwerlich kann man ſich einen tieferen Einblick in das wahre Weſen des iriſchen Jammers verſchaffen, als aus der Erzählung Carletons, der ſelbſt ein ſolcher „armer Student“ war und die bittern Erfahrungen der nach Bildung ringenden Dürftigkeit reichlich zu koſten bekam.

Es war ein trüber Sonntag im November; der Pfarrer von Harthauſen trat auf die Kanzel, und ſeine zahlreich verſammelte Gemeinde ſah ihm ſchon am Geſichte an, daß er heute etwas Apartes zum Beſten geben würde. In den altiriſchen Diſtrikten, wo das Engliſche ſich noch immer nicht hat einbürgern können und der Mehrzahl gar nicht oder nur halb verſtändlich iſt, pflegt es wohl zu geſchehen, daß der gemüthliche Seelſorger ſeinen Pfarrkindern zuvor ankündigt, ob er eine „ernſte“ oder eine „muntere“ Predigt halten will, ob alſo von Seiten der Zuhörer geſtöhnt oder gelacht werden muß. Nichts Groteskeres, als wenn in einem ſtarkbevölkerten Kirchſpiel eine Fegfeuerpredigt in Ausſicht ſteht; mit den kläglichſten Geberden und unter Aeußerungen tiefſter Zerknirſchung knieen die Andächtigen auf dem Boden und laſſen ihren Roſenkranz durch die Finger gleiten.

„Jörgel, ach! guter Jörgel, kannſt du mir ſagen, wovon er ſpricht?“ — „Das kann ich nicht, mein lieber Hans, ich mein' aber, vom Fegfeuer.“ — „Och, Och, Oh, J, Oh, J, Oh!“ — Schlägt der Prieſter dagegen einen ſpaßhaften Ton an, ſo iſt Alles Heiterkeit und Gelächter, und einer fragt wohl ſeinen Nachbar, der neben ihm kniet: „Arrah! Barny, was iſt das? — Ha, ha, ha! was ſagt er da? Der Himmel beſcheer' ihm langes Leben, dem lieben, guten Herrn! Nun, Barny? du kennſt ja das Engliſche wie deine Hoſentaſche.“

In der Regel iſt Barny viel zu ſehr durch die ſpaßhaften Reden des Pfarrherrn in Anſpruch genommen, als daß er gleich Luſt verſpürte dieſelben zu verdolmetſchen. Kaum aber iſt der Spaß losgelaſſen, theilt Barny ihn ſeinen Nachbarn in zwei Worten mit, und ſofort ſtimmt der ganze Chor ein langes und lautes Gelächter an.

Der Pfarrer von Harthauſen kannte ſeine Leute. — „Geſegnet iſt, wer ſein Geld dem Bedürftigen gibt,“ hebt er an. „Dieſe Worte, meine Brüder, ſind aus

Digitized by Google

St. Paulus genommen, der unter uns den Werth eines Freundes in der Noth ſo gut kannte als irgend ein anderer Apoſtel in den drei Königreichen — hem! Ein niedlicher Text, meine Freunde, allerwegen. Er meint indeſſen nur: für den Fall, daß wir welches zu geben haben, meine alten, treuen, erprobten Freunde! wenn wir welches zu geben haben! Iſt keines da, ſo ändert ſich die Sache in toto, denn ihr kennt ja alle das Sprichwort: wo nichts iſt, da hat der Kaiſer das Recht verloren, oder wie ein alter Schriftſteller ſchon vor gar langer Zeit es ausdrückte: Cántabit vacúus córam látrone víator! (Dſch, dſch! iſt der Herr gelehrt!) Wer nichts im Beutel hat, kann dem Dieb unter die Naſe pfeifen. Im Lateiniſchen zwar heißt's: ſingen; allein ſingen oder pfeifen, ſo viel, mein' ich, iſt ausgemacht, daß wer nichts im Beutel hat, ſelten in luſtigem Tone weder ſingt noch pfeift. Lieber wollt' ich's eine melancholiſche Muſik nennen und glaube damit nicht in die Irre zu gehen — hem! In allen Fällen aber ſoll keiner, der hier ſeine Andacht verrichtet, in einem ſolchen Tone ſingen oder pfeifen. Das nicht! Laßt das Geld in beiden Taſchen klingen, wenn ihr überhaupt ſingt; und ſo lang ihr's darin klingen hört, könnt ihr ſicher ſeyn, daß es noch obendrein eurem Pfarrer niemals an Stiefeln fehlt. — (Ha, ha, ha! — Gott's Segen über ihn, den ſpaßhaften Herrn! Recht hat er — ha, ha, ha! — Und wahr iſt's wie das Evangelium). Denn ich kenne euch als hochherzige Leute, die niemals zugeben werden, daß ihr Prieſter ohne Stiefeln unter ihnen erſcheint, während der feiſte Paſtor mit dem Doppelkinn und den rothen Backen die Abſätze ſeiner Stiefeln wie ein Cüraſſierwachtmeiſter trappen läßt." (Ha, ha, ha! Wahr geſagt, Vater Dan! Drauf! drauf! Ha, ha, ha! Wir ſind noch Manns genug, daß es Ihnen nicht daran fehlt.)

„Aber angenommen, jemand habe kein Geld, was iſt dann zu thun? Dieſe Betrachtung hat ihre hydroſtatiſche und ihre metaphyſiſche Seite und muß folgendermaßen logiſch bewieſen werden. Erſtlich, wir nehmen an, er habe kein Geld — das kann wahr oder falſch ſeyn, was gerade durch die Logik entſchieden werden ſoll. — Peter Donoven!" — „Hier, Hochwürden!" — „Nun, Peter, wenn ich annehme, Ihr hättet kein Geld, hab' ich Recht oder Unrecht?" — „Wahrhaftig, es würde mir leid thun, Ew. Hochwürden ſagen zu müſſen, daß Sie im Irrthum ſind, das würd' es; und doch kann ich nicht umhin, Ihnen Unrecht zu geben." — „Wie viel habt Ihr denn bei Euch, Peter?" — „Deixel! Ew. Hochwürden rücken mir gewaltig auf den Leib! Zwei oder drei Banknötchen und ein klein wenig Silbergeld." — „Wie viel Silbergeld, Peter?" — „Das kann ich Ew. Hochwürden bei Heller und Pfennig ſagen. Zehn Schilling müßten's ſeyn, wenn ich nicht ein Viertel Tabak am Kreuzweg gekauft hätte. Es blieben mir noch neun Schilling und einige Groſchen, Ew. Hochwürden." — „Schön, Peter, Ihr müßt mir das Silbergeld in die Hand geben, um damit den Beweis zu Ende zu bringen." — „Aber erinnern denn Ew. Hochwürden ſich nicht eines andern Sprüchworts? „Einen Narren bringt man leicht um ſein Geld." Wollt' ich doch darauf wetten, Sie haben einen Spaß mit mir vor."

„Gib ihm das Geld, Peter!" ruft es aus hundert Kehlen. „Gib Seiner Hochwürden das Geld, du Knicker! — Gib ihm das Silber, du ſchmutziger Geizhals! 'raus damit, Lump!"

„Peter," fuhr der Prediger fort, „wenn Ihr's nicht gutwillig gebt, nehm' ich es gar nicht an; in dem Fall —" — „Hier, hier! Hochwürden — da haben Sie's; nicht um Alles in der Welt wollt' ich Ihre Gunſt verſcherzen."

„Ei, Ihr Knicker, wäre ich nicht der erſte jetzt lebende Kanzelredner, ſelbſt Cicero und Demoſthenes nicht ausgenommen, nicht einen Pfennig könnt' ich von Euch herauspumpen! Nun, Peter, jetzo ein Stück Logik für Euch, und taugt es nichts, ſo könnt Ihr darauf ſchwören, das Geld wäre noch in Eurer Taſche. Nie, ſo lang ich Euer Geſicht kenne, hab' ich gehört, daß Ihr jemals einen Pfennig für wohlthätige Zwecke ausgebt; darum will ich ein für allemal an Eurer Statt eine gute Handlung thun. Habt Ihr daher irgend noch ein zärtliches Wörtchen mit dem Gelde zu reden, ſo thut's, denn zwiſchen die Finger ſollt Ihr's nimmer kriegen."

Mit ſtürmiſchem Beifall ward der Kunſtgriff aufgenommen und der Pfarrer ſtimmte aus vollem Herzen mit ein in die allgemeine Heiterkeit, während Peters melancholiſches Geſicht in ſchneidendem Gegenſatz damit ſtand.

„Hem! Zweitens: es kann, wie ihr ſeht, jemand Geld haben oder nicht, wenn ſein bedürftiger Mitmenſch an ſein Herz und ſein Gefühl ſich wendet, und nur mit Kummer könnt' ihr daran denken, daß jemand von euch, ſey es Mann oder Weib, die Unterſtützung einem, der ſich in Noth befindet, verweigern ſollte, welchen Glaubens Kind er auch ſeyn mag, ein Weißer, Schwarzer oder Gelber. Angenommen aber, ihr hättet zur Zeit kein Geld bei euch, würde euch das nicht bis in den letzten Rückenwirbel ſchmerzen? Ja gewiß, und noch etwas weiter, bis in den äußerſten Zipfel eures Herzens."

„Weiter fragt es ſich nunmehr, was ihr thun würdet, wenn ihr keines bei euch hättet? Das will ich

euch ſagen. Ich habe keines, Bruder, würdet ihr ſprechen — denn jedes Menſchengeſchöpf iſt euer Bruder, nur die Weiber nicht, die ſind eure Schweſtern (Gelächter) — aber, ſetztet ihr hinzu, wenn du ein oder zwei Tage, oder eine Woche, oder einen halben Monat warteſt, ſo will ich ſehen, was ich zu deiner Unterſtützung thun kann."

„Denkt euch einen Mitmenſchen im Elend, etwa ohne Hut, Schuhe und Strümpfe, in Summa in einem gänzlich abgeriſſenen Zuſtand. Gibt es ein traurigeres Bild? Nein, gewiß nicht! Aber dieß iſt noch gar nichts, reine Lumperei. Ihr müßt ihn euch vorſtellen ohne Vater, Mutter, Freunde auf Erden; vielleicht hat er eine ſchwächliche Geſundheit, oder iſt er gar krank und in fremdem Lande; ſein Geſicht iſt blaß, ſeine Augen ſind aus lauter Kummer tief eingefallen, ſeine Knochen ſieht man unter der Haut; er weiß nicht, wohin er ſich wenden ſoll; Hunger und Krankheit zehren an ihm (bei dieſer Wendung entſteht ein allgemeines, lautes Wehklagen, und auch die Stimme des Predigers zittert). Er iſt in einer erbärmlichen Lage — elend, elender, ganz elend!!! (Och, och, och!) krank, mit Kummer und Sorgen beladen! Und einen ſolchen armen Menſchen ſollte man nicht bedauern und bemitleiden? Ein hitziges Fieber, ein Fluß, eine Rückendarre hat ihn darnieder geworfen, oder Seitenſchmerz, Hexenſchuß, Abzehrung, wenn nicht gar, Gott ſey uns gnädig, die fallende Sucht (Alles weint und ſchluchzt). Ja doch, es kann die fallende Sucht ſeyn, und wie, um des Himmels willen, ſoll er dieſe überdauern? (Nein, nein! das kann er nicht, der arme, arme Tropf! Och, och, och!) Der Herr im Himmel möge ſein Einſehen mit ihm haben (Amen! Amen!), ſich ſeiner erbarmen! Nicht einen Rappen hat er in der Taſche! ohne Geld, Freund, Haus, Heimath! Ach, meine Freunde, ihr alle habt ein Heimweſen — er aber hat keines. Und doch, was auch die hartgeſottenen Sünder dagegen ſagen mögen, iſt er eines beſſern Vaters Sohn als der Kümmeltürk, der ihn von der Schwelle weist. Schaut auf eure eigenen Kinder, meine Freunde, und denkt, der Elende wäre ein Glied eurer Familie — einſam auf der Welt, ohne daß ein Menſch ſich um ihn kümmert — denkt euch, ſage ich, eines eurer Kinder in der Fremde (hier wird das Jammern überlaut). — Und dieß Alles kann dem Jokel Mack begegnen, der in ein, zwei Wochen als armer Student nach Münſter geht, falls ihr ihm nicht unter die Arme greift und euch anſtändig und gefühlvoll zeigt, wie es ordentlichen Chriſten und Katholiken geziemt; und weder in dem einen noch in dem andern Stücke ſteht ihr hinter einer andern Pfarrgemeinde in der Diöceſe, oder ſelbſt im Königreich zurück, nicht einmal Dublin ausgenommen."

„Ja, ſo iſt's, nah und fern ſteht Harthauſen im Geruch eines anſtändigen und gefühlvollen Herzens, und das nicht ohne Grund. Ihr könnt den armen Jungen nicht mit leeren Taſchen in die Fremde ziehen laſſen. Er iſt braver Eltern Kind und aus eurem Dorfe; ſein Vater iſt zwar arm, aber daran iſt, wie ihr alle wißt, niemand anders ſchuld als der grüngelbe Sam, der ihn aus ſeinem ſtattlichen Pachthof trieb und einen Schwarzmauligen hinein ſetzte. Den Vater könnt ihr getroſt dem Freunde der Armen, unſerem Herrgott, überlaſſen, aber für den Sohn des Unterdrückten müßt ihr einſtehen. Er geht nach Münſter, um auf den „Miſſionar" zu ſtudiren, und nächſten Sonntag ſoll hier und an den beiden andern Altären eine Collecte für ihn gehalten werden, von der ich hoffe, daß ſie nicht gering, noch ſchäbig ausfallen wird, da euer guter Ruf dabei auf dem Spiele ſteht. Ich werde auch Proteſtanten dazu einladen, und ihr müßt euch vor ihnen anſtändig zeigen, wär's auch nur, um ihnen ein gutes Beiſpiel zu geben. Und nun will ich euch eine Geſchichte erzählen, die mir bei dem Namen „Proteſtanten" einfällt."

„Schaut, da waren einmal ein Proteſtant und eine Katholikin mit einander verheirathet. Der Mann war ein Flucher, Trunkenbold und geriebener Spitzbube, ſein Weib um nichts beſſer — ein geſegnetes Pärchen in der That! Niemals hatte die Frau vor dem Prieſter gekniet, bis ſie endlich auf dem Todbette lag; auch konnte niemand ſagen, daß er den Mann durch eine Kirchthüre treten oder einen Schilling Almoſen geben ſah. Nur ein einziges mal war es anders, und das ging ſo zu. Eines Sonntags wanderte er an einem katholiſchen Gotteshaus vorüber, als er gerade Vögel ſchießen wollte, denn er hatte Flinte und Hund bei ſich; es war an der Landſtraße und die Kirchgänger knieten zum Theil auf dem Wege. Juſt als er vorbei ſchlenderte, ſammelte man für einen armen Studenten — und gewißlich, wer am Lernen Freude hat, verdient Aufmunterung. „Ihr da," ruft einer aus der Menge unſerem Entenjäger zu, „vergeßt den armen Studenten nicht und werft etwas in den Hut! Ihr wißt's wohl nicht, daß ſeine Fürbitte euch drüben zu gut kommt." — „Das muß wahr ſeyn," entgegnete der andere; „da iſt eine Krone für ihn, um Gottes willen." So recht. Der Mann ſtarb und das Weib deßgleichen; doch gerade noch den Tag vor ihrem Dahinſcheiden kaufte ſie ſich ein Scapulier, in dem ſie verſtarb. Nun hatte ſie eine Schweſter, ein gar gutes Geſchöpf, die Jahr aus Jahr ein faſtete, betete und für ihr Seelenheil ſorgte. Das Weibsbild war voller Zweifel und Sorgen, ob ihre Schweſter wohl in den Himmel

Digitized by Google

gekommen oder nicht, und erbat ſich die Gnade von der gebenedeiten Jungfrau, über den Zuſtand, in welchem ihrer Schweſter Seele ſich befand, etwas geoffenbart zu erhalten. Ihre Bitte ward gewährt. In einer Nacht, etwa acht Tage nach der Beerdigung, erſchien ihr die Todte, ganz in Weiß gekleidet und ringsum in einem Glorienſchein.“

„Biſt du's, Marie?“ fragt die lebende Schweſter. — „Die bin ich,“ ſagt die Andere; „es ward mir geſtattet dir zu erſcheinen und zu ſagen, daß ich ſelig bin.“ — „Preis und Dank der Mutter Gottes!“ ſagt jene. „Liebe Marie, du haſt mir ein Centnergewicht vom Herzen genommen, ſagt ſie; ich dachte, es ginge dir ſchlecht um des Wandels willen, den du geführt.“

„Als ich ſtarb,“ ſagte der Geiſt, „und auf dem Wege nach der andern Welt war, kam ich an eine Stelle, wo die Straße in drei Richtungen ſich ſpaltete; die eine führte nach dem Himmel, die andere nach der Hölle, die dritte nach dem Fegfeuer. Zwiſchen mir und dem Himmel lag ein finſterer Abgrund, ein Riß zwiſchen mir und dem Fegfeuer, daß ich nicht hinüber konnte, und glitt ich aus, ſo fiel ich in die Hölle. So bat ich um das Eine, die Mutter Gottes möchte mein Scapulier über den Riß ausſpannen; es geſchah, und wie auf feſtem Boden konnt' ich darüber hinweg und weiter gehen. Alsdann wünſchte die Mutter Gottes, ich ſollte in die Hölle hinunterſchauen, und der erſte, den ich da gewahr wurde, war mein Mann, mit einem grünen Raſenſtück unter den Füßen. Die Gnade iſt ihm zu Theil geworden, ſagte die Mutter Gottes, um der Fürbitte eines heiligen Prieſters willen, der einſtmals ein armer Student war und dem jener eine Unterſtützung zukommen ließ bei einer Collecte, welche man in einer Kapelle veranſtaltete. Aber nun, Liebe, fuhr der Geiſt fort, ſeit meinem Tode muß in der Welt eine große Veränderung eingetreten ſeyn, wie könnten ſonſt die Leute ſo lange leben? Wenigſtens müſſen es ſechstauſend Jahre her ſeyn, daß ich todt bin, und doch finde ich meine Freunde noch ganz eben ſo ausſehend, wie ich ſie verließ.“ — „Wie ſo?“ entgegnete die lebende Schweſter, „du biſt ja erſt ſechs Tage todt!“ — „Ach! Herzenskind,“ ſagt jene, „unmöglich, das kann nicht ſeyn! Bin ich doch tauſend und aber tauſend Jahr in der Qual geweſen.“ Und wie ſie das geſagt, verſchwand ſie.“

„Das war einmal ein Beweis von den Qualen des Fegfeuers, wo ein einziger Tag einem ſo lang vorkommt als tauſend Jahre, und ihr wäret etwa nicht der Anſicht, daß man an einen armen Nebenmenſchen wohl ein paar Lumpenpfennige wenden kann, um dem zu entgehen? Daran ſeht ihr, meine Freunde, daß nichts über gute Werke geht. Ihr könnt nicht wiſſen, wann und wo die Fürbitte des Jungen euch heilſam ſeyn kann. Wird er einſtmals ordinirt, ſo lieſt er ſeine erſte Meſſe für ſeine Wohlthäter und in jeder ſpäteren muß ihrer gleichfalls gedacht werden. Die Worte lauten: pro omnibus benefactoribus meis, per omnia secula seculorum!«

„Drittens — hem! — Nun kann ich die Sache euch anheimgeben. — Aber hab' ich da nicht dem Peter Donoven eine fette Suppe eingebrockt, die ihm beſſer munden muß als der leckerſte Biſſen — he? (Lautes Gelächter, wozu Peter ein wahrhaft klägliches Geſicht ſchneidet). Peter, Ihr Kümmeltürk, wird denn Euer Herz Zeitlebens nicht aufthauen? wollt Ihr nie ein anſtändiger Burſche werden, nur Ihr nicht in Eurer ganzen reſpectabeln Familie? Es heißt, Ihr ginget auf Freiers Füßen; iſt dem ſo, und Ihr nehmt Euch eine Frau in meiner Pfarre, ſo verlaßt Euch darauf, daß ich Euch das Fell ordentlich ſcheeren werde, und glaubt ja nicht, Ihr ſollt die Trauung ſo wohlfeil haben wie der arme Michel dort. Proſt Mahlzeit! ich werd' Euch von den überflüſſigen Rothfüchſen zu helfen wiſſen, ſo hart es Euch auch an's Herz geht, Ihr Knicker. Und bei der Miſſionsſtunde in Eurem Hauſe ſoll keine Wurſt und keine Speckſeite im Rauchfang ſicher ſeyn. Bis dahin verleihe uns der Herr einen anſtändigen Appetit!“

Bei dieſen Worten bricht die Verſammlung abermals in ein ſchallendes Gelächter aus; der würdige Geiſtliche hatte dem Peter den Kopf ſo gar ſchön gewaſchen.

Nun aber iſt es Zeit, den Leſer davon in Kenntniß zu ſetzen, wer denn eigentlich jener arme Student iſt, für deſſen Ausſtattung Vater Kavanag die Schleuſen ſeiner Beredtſamkeit ſo freigebig öffnete.

Jokel Mack folgte in Geſellſchaft ſeines Vaters Dominik an einem rauhen und windigen Spätherbſttage ein auf hartem, ſteinigem Hügelgrund gelegenes Kartoffelfeld. Die dünne, abgetragene Kleidung beider vermochte ſie nicht einmal nothdürftig gegen die rauhe Jahreszeit zu ſchützen und eiſige Regenſchauer drangen ihnen bis auf die Haut.

Der Vater hielt in der Arbeit an, um Athem zu ſchöpfen, und geſtützt auf ſeinen Spaten ſchaute er auf das geſchützte Unterland, das, größtentheils von Proteſtanten bewohnt, einen fruchtbaren und freundlichen Anblick darbot.

„Bei meiner Treu',“ rief er dem Sohne, einem fünfzehnjährigen Jungen zu, „ich ſollte zwar nicht auf dich ſchimpfen, du Schlingel; und doch — Gott vergebe mir die Sünde! — brennt es mich unter den

Digitized by Google

Nägeln, dir eine ordentliche Tracht Prügel aufzuzählen. Da ſchau' mal hinunter, Jokel, auf die Diebskerle, wie warm und weich ſie gebettet ſind in unſern alten Beſitzungen, und hier oben müſſen wir uns abrackern, daß uns die Nägel von den Fingern fallen. Cromwells Fluch dieſem diebiſchen Steinboden, von dem ſich eine ordentliche Ernte eben ſo wenig erlangen läßt, als vom Teufel ein Segensſpruch! Sieh' mal die zwei Furchen an — nichts drauf und dran als ein paar dürftige Endchen von Kartoffelſtauden; hier eine, dort eine, und des halben Dutzends wegen müſſen wir die ganze lange Furche durchfelgen! Möge Gott ein Einſehen haben und jedem zu ſeinem Recht verhelfen, mein lieber Jokel!"

„Steht's nicht in Paſtorinis Prophezeiungen? Kommt erſt Fünfundzwanzig, wird uns zurückerſtattet werden, was uns von Gott und Rechtswegen gebührt. Das Recht geht alsdann über die Gewalt und St. Peter wird den Ketzern ein warmes Plätzchen zurecht machen; und doch iſt dieſer und jener darunter, für den ich ein gutes Wörtchen einlegen möchte." — „Ja, ſo iſt's, da iſt der Hans Sauter, ein wackerer Burſche, der ein kühles Plätzchen in der Hölle verdient dafür, daß er ſich ſo freundlich und nachbarlich gegen jeden benimmt. Schneiders Johann iſt auch ein Blitzkerl, der dem Teufel und den Pfaffen in's Geſicht lacht, letzteren aber gelegentlich einen Mittagstiſch vorſetzt, der ſich gewaſchen hat und alles wieder gut macht." — „Was ſagſt du aber zu dem grüngelben Sam? Ehren Sam, ſagen ſie, ſey ohne Herz auf die Welt gekommen und habe die ſchwarze Schafwolle bloß deßhalb in die Ohren geſteckt, um das Jammergeſchrei der Wittwen und Waiſen nicht zu hören, die ſeine Niederträchtigkeit längſt unter den Boden gebracht."

„Der grüngelbe Sam," entgegnete der Greis in gezogenem Tone, während der dunkle Schatten tiefſten Haſſes auf ſein wetterhartes Geſicht fiel, als er nach der Seite hin ausſchaute, woher der Wind blies, „der hat uns nichts übrig gelaſſen, als den Steinacker, auf dem wir ſtehen, und das Geheul des Windes, der heute bitterer und ſchneidender weht als der Athem einer Stiefmutter. Er war es, der uns von Haus und Hof trieb, als deine Mutter kaum vom Fieber zu geneſen anfing und ich ſie in meinen Armen zu Patrik Caſſidys trug, wobei meine Thränen auf ihr Geſicht fielen, das mir nächſt Gott das Liebſte war. Gab er unſern Hof nicht an einen feuerrothen Oranienmann und überließ uns den Winden und Wolken des Himmels, wobei er es zu machen wußte, daß alle meine Verſuche, zum Gutsherrn zu gelangen und dieſem meine Beſchwerden vorzutragen, fehlſchlugen? — Nun aber laß uns nach Hauſe gehen: es iſt bitterböſes Wetter und der gute Gott läßt ſich hier von dem alten Schurken doch nicht hinter's Licht führen. Hätt' ich meinen Pachthof behalten, könnteſt du nun auf den Prieſter ſtudiren und in die Familie käme ein Herr. Damit hat's jetzt gute Weile. Guck einmal, wie gemüthlich der Rauch aus Jokel Sullivans Kamin ſteigt, bei dem der Herr Pfarrer Miſſion hält. Das iſt ein ander Ding als Kartoffeln felgen, bei denen man froh ſeyn muß, wenn die Reihe einen Korb voll gibt. Es läßt ſich nun aber einmal nicht ändern und Gottes Wille muß geſchehen."

Jetzt ließ der Junge ſeinerſeits den Spaten ruhen und blickte nach Jokel Sullivans bequemer Wohnung, deren Rauchfang auf die Zubereitung eines reichlichen und ſchmackhaften Mittagsbrodes ſchließen ließ. In Nachdenken verloren ſtand er einige Minuten lang da, als er mit einem male ſeinen Spaten in beide Hände nahm und mit dem Ausruf: „Zum Teufel ein für alle mal mit dem Hundeleben!" in alle Weite warf. „Zum Teufel mit dem Hundeleben! Und nun, Vater, mit Gottes Hülfe iſt dieß der letzte Spaten, den ich in die Hand genommen. Hier zu Lande kann ich kein Latein lernen, drum geh' ich nach Münſter, und im Pfarrdorf ſollen ſie mich nicht eher wiederſehen, bis ich Prieſter und Herr geworden. Dieß iſt aber noch nicht alles, lieb Väterchen: Euch will ich aus der Dürftigkeit ziehen, und ſollt' ich darüber zu Grunde gehen! Ich vermag's nicht, Eure grauen Haare in Kummer und Armuth zu ſehen."

„Schön, mein braver Junge; Gott gebe dir Kraft dazu, Jokele lieb! Das war ein guter Einfall! Jetzt aber rühre ich für heute keinen Span mehr an; das Waſſer läuft mir ohnedieß unter das Bruſttuch und drinne können wir weiter davon reden."

Es iſt eine ganz gewöhnliche Annahme, mit Engländern und Schotten verglichen, ſey der Irländer ein Faſelhans, dem es an aller Ausdauer, Beſonnenheit und Willensſtärke gebreche. Dieß iſt durchaus falſch. Wo ein düſter ausſehender Engländer verzweiflungsvoll abläßt, geht der Irländer unter Lachen, Trinken, Weinen, Fechten drauf los. Der Schotte erreicht vielleicht ſein Ziel nicht; hat er jedoch alles gethan, was Menſchen möglich war, ſo macht er ſich an ein anderes Unternehmen. Dem Irländer kann es gleichfalls fehlſchlagen; um ſich aber darüber zu tröſten, ſchlägt er jedem, der ihm im Wege ſtand, den Schädel ein, zum Beweis, daß es ihm wenigſtens hätte gelingen ſollen; thut er das nicht, ſo nimmt er den nächſten beſten, der ihm in den Weg kommt, auf's Korn, oder er betrinkt ſich, nimmt ein Weib, ſteckt ein Haus an, ſtiehlt

Digitized by Google

ſeines Nachbars Kuh, ſchneidet dem Staatsanwalt den Hals ab, ſchwört, ein Getränkeſteuerbeamter ſolle ihn in der Gegend nie mehr anſichtig werden. Man denke an die Emancipationsbewegung. Gab es da nicht hündiſche Schmeichelei, Schwindeleien, daß einem die Augen übergingen, Halsabſchneiderei, Viehdiebſtahl, Brandſtiftung, nicht etwa aus muthwilliger Luſt am Verbrechen, ſondern einzig, um den Erfolg der Katholikenemancipation zu ſichern!

„Ja," ſagt Jokele, „zum Teufel mit dem Hundeleben, und komm' ich heim, ſo ſey es, um Euch aus dem Elend zu reißen." Wie nun aber des Knaben Entſchluß der Mutter und den andern Familienmitgliedern mitgetheilt wurde, waren alle laut und ernſtlich dagegen. Dem Irländer iſt alles zuwider, was einen Angehörigen dem häuslichen Herde entzieht, mag der Anlaß dazu noch ſo verlockend ſeyn.

„Oh! muß es grade der weichherzige Bub' ſeyn, den man ohne Geld und Freunde des Lernens wegen in die weite Welt ziehen läßt! Herzblatt, ſchlag' dir das Ding aus dem Kopf! Schind' dich ab, wie wir Alle thun, und zuletzt kommſt du auch an's Ziel." — „Lieb Mütterle," erwiederte der Sohn, „damit wär' ich wohl zufrieden, allein ich hab' nun einmal ein Gelübde gethan, euch aus der Armuth zu reißen; komm' mir alſo nicht in's Gehege, denn das weißt du wohl, daß ich Alles eher thäte, als deinem Willen zuwider handeln."

„Alte, laß dem Neſthähnchen ſeinen Kopf. Wer weiß, ob der Allmächtige es ihm nicht eingegeben? Paſtorini ſagt, es werde demnächſt eine Aenderung eintreten, und dann kann es uns nur von Nutzen ſeyn, an ihm einen g'ſtudirten Fürſprecher zu haben, wenn die fetten Feldſtücke wieder an ihre früheren Beſitzer gelangen." — „Sey's darum und möge der da droben ſeinen Segen dazu geben!"

Die Mittel zur Ausſtattung des angehenden Studenten konnten nicht anders als durch eine Kirchencollekte beſchafft werden, zu welchem Behuf Jokele's Vater ſich in's Pfarrhaus begab, ſobald er hoffen durfte, der „Heirle" werde nicht ausgegangen und zu ſprechen ſeyn.

„Guten Morgen, Dominik!" hebt der Pfarrer an, als Dominik zu ihm in's Zimmer tritt. — „Schönen guten Morgen, Herr Pfarrer. Ich will hoffen, daß Eure Hochwürden wohlauf und bei guter Geſundheit ſind." — „Auf mein Wort, das bin ich, Dominik; hoffentlich ſteht's bei Euch zu Hauſe gleichfalls gut; was machen Weib und Kinder?" — „Danke ergebenſt für die gütige Nachfrage; über die G'ſundheit können wir gerade nicht klagen. Ich ſelbſt, hochwürdiger Herr, bin noch am ſchlechteſten darin beſchlagen. Das Alter, wie Sie ſehen, macht unſer Einen ſteif und ſchwach; dieß iſt aber einmal der Lauf der Welt: der Menſch kann nicht ewig leben. Laßt einen herzhaften Burſchen ſo viel eggen, als ich in meinen Tagen gepflügt habe, und das Prahlen wird ihm vergehen. Aber Eu'r Hochwürden halten ſich wacker, meiner Treu! wundervoll — der Herr ſey dafür geprieſen! Es erwärmt mir das Herz, daß ich Sie ſo wohl ausſehend finde."

„Danke ſchön, Dominik. Ja, gottlob, mein Befinden iſt ganz erwünſcht. — Elſe! — Ihr trinkt mit mir ein Gläschen, Dominik, der Tag iſt kühl und unfreundlich. — Elſe! da nimm den Schlüſſel und hol' etwas zu trinken; die Flaſche, Elſe, rechts im Schranke. — In der That, ich befinde mich ganz wohl. Vater Murray ſagt, er beneide mich um meinen Appetit, worauf ich ihm erwidere, er mache ſich damit einer der ſieben Todſünden ſchuldig." — „Ha, ha! ha! Meiner Treu', der Neid iſt eine Todſünde, allerwegen; aber Spaß iſt Spaß. Ein heiteres Herrchen, der Vater Murray; indeſſen im Spaßen reicht er Eu'r Hochwürden das Waſſer nicht."

„Biſt du auch gewiß, Elſe, daß es der Richtige iſt? Koſtet einmal davon, Dominik; der hat noch kein Waſſer geſehen." — „G'ſundheit, Vater Kavanag, und mögen Sie uns lange erhalten bleiben! Der Teufel müßt' es g'ſehn haben, wenn da drein ein Tropfen Waſſer den Weg gefunden hätte. Nicht wahr, Hochwürden, wir ſtehen ungefähr in gleichem Alter? Weiß ich's recht, ſo bin ich ein Endchen älter; allein ich kann's nicht ſo tragen wie Sie. Die Familie, die Kinder, die Sorge um's liebe Brod liegen ſchwer auf unſer Einem. Wenn ich nur erſt alle verſorgt hätte!"

„Wie gedenkt Ihr ſie unterzubringen?" — „Meiner Seel', das eben hat mich hergeführt. Ich habe einen Jungen — den Jokele — ein recht ſauberer Burſche, der ſich aber in den Kopf geſetzt hat, als armer Student nach Münſter zu gehen. Er iſt vernarrt auf's Lernen, und darum, wahrhaftig, iſt er auch nicht zu tadeln; aber wie ſoll ich's anfangen? Auf den Weg geben kann ich ihm nicht's; darum wollt' ich Ew. Hochwürden bitten, mir zu rathen, was ſich am ſchicklichſten thun ließe. Die Nachbarn, ja, ich kann wohl ſagen, das ganze Dorf will mir wohl."

„Da bleibt nichts anderes übrig, als 'ne Kirchencollekte, und ich ſelbſt will einige Carlin zulegen." — „Gott vergelt's Ihnen, mein Sohn wird's Ihnen nie vergeſſen. Aus Ihrem eigenen Beutel aber dürfen Sie keinen Pfennig beiſteuern; nein, das wäre unverſchämt von Leuten wie wir. — Keinen Tropfen mehr, Herr Pfarrer, es würde mir zu Kopf ſteigen. — Nun denn,

Digitized by Google

ſeinem Seelenhirten muß man ſchon Folge leiſten, mag kommen was das will. Nochmals G'ſundheit, Ew. Hochwürden, und Glück dem armen Jungen, der ſich unſerem Herrgott verpfändet hat."

„Zwei Carlin will der hochwürdige Herr dir aus ſeiner eigenen Taſche geben, Jokele," ſagte der Vater, als er den Seinen den Erfolg ſeines Beſuchs im Pfarrhaus berichtete. Den übernächſten Sonntag fanden ſich Dominik und ſein Jokel richtig bei der Meſſe ein, die übrigen Mitglieder der Mack'ſchen Familie, geleitet von jenem dem iriſchen Volke ſo tief eingeprägten Schicklichkeitsgefühl, blieben zu Hauſe. Die Spende fiel nur um ſo reicher aus, weil jeder ſein möglichſtes that, um Vater und Sohn für die Demüthigung, die im Almoſen lag, zu entſchädigen. Die Proteſtanten ſteuerten gleichfalls, indem ſie entweder ſelbſt in der Kirche erſchienen oder ihr Schärflein einem katholiſchen Nachbar einhändigten, eine Wohlthat, die ſo wenig auf ſteiniges Ackerland fiel, daß die Geber gewiß ſeyn konnten, ihre Perſon und ihr Eigenthum werde ſelbſt in den ſchrecklichſten Verirrungen des politiſchen und religiöſen Fanatismus verſchont bleiben.

Jokels Ausſtattung war fertig, und ſchwer und ſchwerer wurde das Herz ſeiner Eltern und nächſten Verwandten, als der Tag der Abreiſe immer näher heran rückte. Abends zuvor ſtellten ſich mehrere entfernte Verwandte ein, um dem Scheidenden Lebewohl zu ſagen. Der eine brachte Geld, der andere Leinwand, Strümpfe oder ſonſtige Kleinigkeiten. „So, lieber Jokele, hieß es, „behalt' mich in gutem Andenken — dafür allein iſt die Kleinigkeit." Außer dem Jokel und einem ſeiner Brüder, der ihn begleiten ſollte, ſchlief kein Menſch im ganzen Hauſe; am tiefſten war die Mutter bekümmert, und wenn Dominik ſich auch äußerlich feſt und gelaſſen zeigte, ſo drückte es ihm jetzt im Augenblick des Abſchieds faſt das Herz ab, den Buben ziehen zu laſſen. Die Unterhaltung mit der anweſenden Freundſchaft, ſo wie die der Branntweinflaſche entſtrömende Munterkeit hielt ihn indeſſen aufrecht, vor allem andern jedoch der Gedanke, ſeinen Sohn dereinſt als ordinirten Prieſter zu ſehen. Als die Nacht zur Hälfte um war, nahm die Mutter ein Licht und ſchlich ſich nach der Stube, wo der Junge ſchlief. Er ſah recht hübſch aus mit ſeinem auf der weißen Stirne geſcheitelten Lockenhaar, aber gleichwohl lag auf ſeinen offenen Brauen ein Schatten von Bekümmerniß über die bevorſtehende Trennung, und ſelbſt der Schlaf vermochte denſelben nicht zu verſcheuchen. Die Mutter leuchtete dem Schlummernden in's Geſicht, indem ſie die Hand vor das Licht hielt, um ihn nicht aufzuwecken; dann ſah ſie ihn lang und zärtlich an, während die Thränen in Strömen über ihre Wangen floßen.

„Da liegſt du," ſchluchzte ſie auf Iriſch, „Herzblättchen deiner Mutter, unſer Augenſtolz und unſere Seelenmuſik! Lieber, lieber Jokele — wie ſoll ich dich miſſen, Herzensſöhnchen! Ja, wenn ich ſo in dein mildes Antlitz ſehe und daran denke, daß du in die Welt hinein läufſt, um uns aus der Armuth zu reißen, muß mir da das Herz nicht brechen? Stille und einſam wird es bei uns hergehen, wenn du fort biſt. Ein oder aus, drinnen oder draußen — deine Stimme wird nicht mehr an mein Ohr dringen, dein Mund mich nicht mehr anlächeln. Und dann, wenn ich allein daran denke, was du in der Fremde auszuſtehen haben wirſt! Schmerzt dich der Kopf, an welche zärtliche Bruſt wirſt du ihn legen? Wer wird in Krankheit deine ſchönen, freundlichen Brauen trocknen? O, heilige Mutter Gottes, Hunger, Krankheit und Sorge wird über dich kommen, während du fern von der Heimath, fern von denen weilſt, die du lieb haſt!"

(Fortſetzung folgt.)

Die Traumdeutung im Alterthum.

(Schluß.)

3. Der Tempelſchlaf oder die Incubation.

Bekanntlich ſpielt in der Heilkunde des Alterthums die Anwendung geheimnißvoller Wunderkräfte, Zauberei aller Art, und unmittelbare Einwirkung höherer Mächte eine große Rolle. Je höher das Alterthum, deſto mehr erſcheint Krankheit als räthſelhaftes gottgeſandtes Uebel, das darum auch keine andere als göttliche Hülfe zu heben vermag. Um die Dämonen der Krankheit zu bannen, die nach Heſiods ſchönem Ausdruck „ſchweigend

Digitized by Google

über die Erde ſchleichen," bedurfte es des Ausſpruchs aus Prieſter- oder Sehermunde; und dieß iſt der Grund, weßhalb der Orakelgott Apollo auch zum Gott der Heilkunde, und ſpäter zum Vater des Gottes der Aerzte Asklepios geworden iſt.

Unter den mannigfachen Orakeln, durch die man die Zukunft und den Willen der Götter zu erkunden meinte, reichen die Traum- oder Schlaforakel in eine ſehr frühe Zeit hinauf. Wer ein ſolches Orakel zu erhalten wünſchte, ſchlief eine Nacht in dem Tempel Gottes und betrachtete dann die Träume dieſer Nacht als Eingebungen deſſelben. Dieſer Tempelſchlaf heißt mit römiſchem Ausdruck Incubation (d. h. Einliegen). Vermuthlich war er überall mit gewiſſen vorbereitenden Ceremonien, namentlich Opfern, Waſchungen, auch Faſten verbunden. Dergleichen Orakel finden ſich in Griechenland ſchon in ſehr alter Zeit in den Tempeln verſchiedener Götter und Heroen, und ſie ſtanden zum Theil in großem Anſehen, wie z. B. bei Sparta ein Tempel war, in dem alljährlich einer der Ephoren ſchlief, um in nächtlichen Geſichten die Weiſungen der Götter zu empfangen. Beſonders weiſſagte auf dieſe Weiſe der Heros Amphiaraos. In deſſen Heiligthum ſandte Mardonios einen Sklaven, um über den Ausgang der Schlacht von Platää ein Orakel zu erhalten; denn man konnte hier wie auch in andern Tempeln andere für ſich einliegen und träumen laſſen. Der Sklave, ſo erzählt Plutarch, träumte, ihm erſcheine ein Diener des Gottes und befehle ihm, den Tempel zu verlaſſen, der Gott ſey nicht zugegen; als er zögerte, ſtieß ihn jener fort, und als er immer noch nicht ging, ſchlug er ihn mit einem großen Stein auf den Kopf. Plutarch fügt hinzu, daß die folgenden Ereigniſſe dieſem Traum auf's genaueſte entſprechen; denn Mardonios wurde nicht von einem Könige, ſondern von dem Diener und Stellvertreter eines Königs, als Anführer der Griechen, geſchlagen, und fiel wirklich von einem Steinwurf, wie der Sklave geträumt hatte.

Als mit der fortſchreitenden Cultur die Heilkunde ſo viel Anſehen erwarb, daß ihr Vertreter in der Sage, Asklepios (der bei Homer ein bloßer Menſch iſt), erſt zum Heroen, dann zum Gott erhoben und ihm an vielen Orten Tempel erbaut wurden, fand in dieſe Tempel (deren berühmteſte zu Epidauros und Pergamos waren) auch die Incubation Eingang, und ſchwerlich hat es im griechiſchen Alterthum einen Tempel des Heilgottes gegeben, zu dem nicht Kranke pilgerten, um im Traum Rathſchläge zur Befreiung von ihren Leiden zu empfangen. Im Jahr 293 vor Chriſtus wurde der Cultus des Asklepios (den die Römer Aesculapius ausſprachen) in Rom eingeführt. Die Veranlaſſung war eine Seuche, die Stadt und Umgegend verheerte; die ſibylliniſchen Bücher wurden befragt und verordneten, daß man den Gott Aesculap aus Epidaurus nach Rom holen ſolle. Eine Geſandtſchaft ging nach dem berühmten Tempel ab, um die Einladung des römiſchen Volks zu überbringen. Und aus dem Tempel begab ſich eine große Schlange auf das Schiff, in der man eine Incarnation des Gottes erkannte, und blieb darauf, bis man wieder in Rom anlangte; dort verließ ſie das Schiff und nahm ihren Aufenthalt auf der Tiberinſel, wo ſogleich dem Gott ein Tempel errichtet wurde. Auch hier ertheilte er Kranken Orakel in Träumen. Noch jetzt exiſtiren vier Steintafeln, in denen dankbare Patienten die ihnen gewordenen mediciniſchen Offenbarungen verzeichnet haben. Von Rom aus verbreitete ſich dann dieſer Cultus über den ganzen Occident.

Aber Aesculap war nicht der einzige Gott, der durch Traumorakel Krankheiten heilte; er hatte in der ſpäten Zeit des Alterthums an den egyptiſchen Gottheiten Iſis und Serapis ſehr geſuchte Collegen und Concurrenten. Die Griechen hatten den Dienſt des Serapis ſchon in der Ptolemäerzeit bei ſich eingeführt, und glaubten in dieſem geheimnißvollen, vieldeutigen Weſen bald ihren Pluto, bald ihren Asklepios wiederzufinden. In der Kaiſerzeit, wo egyptiſche Superſtition eine ſo ungeheure Verbreituug in der ganzen römiſchen Welt fand, wurden ihm überall Tempel erbaut, in denen häufig zugleich mit ihm die mächtige Iſis, gleichſam als andere Hygiea, verehrt ward. Beide Gottheiten wurden beſonders von Augenleidenden und Blinden um Hülfe angerufen, da man die in Egypten ſo häufigen Augenkrankheiten als ein von ihnen geſandtes Uebel anſah, das alſo auch nur von ihnen wieder gehoben werden konnte. Als Veſpaſian von Judäa, wo ihn die Legionen zum Kaiſer ausgerufen, nach Rom reiſend in Alexandria verweilte, wandte ſich ein Blinder und ein Gelähmter, beide auf Eingebung des Serapis, an ihn; jenem ſollte er mit ſeinem Speichel Wange und Augenhöhle netzen, dieſem mit ſeinem Fuß auf die Hand treten. Auf den Rath der Aerzte unternahm Veſpaſian die Cur, und der Blinde wurde ſehend, der Gelähmte konnte ſeine Hand gebrauchen. Beides, ſagt Tacitus, wird noch jetzt von Augenzeugen erzählt, wo niemand mehr ein Intereſſe an der Lüge hat. Es ſcheint in der That eine von egyptiſchen Prieſtern ſehr geſchickt arrangirte Comödie geweſen zu ſeyn. Die Traumorakel der ſämmtlichen Heilgötter haben bis in die letzte Zeit des Heidenthums exiſtirt; erſt unter Theodoſius dem Großen wurde das des Serapis zu Alexandria aufgehoben.

Neben dem blinden Glauben an die Wunderkraft

Digitized by Google

des Tempelſchlafs regte ſich übrigens der Unglaube ſchon ziemlich früh. Schon ein Schriftſteller aus der Zeit der Perſerkriege erzählt eine Geſchichte, die offenbar erfunden iſt, um die fabelhaften Curen in den Asklepiostempeln durch Uebertreibung lächerlich zu machen. Eine Frau litt an einem Wurm, von dem kein Arzt ſie befreien konnte. Sie begibt ſich nach Epidaurus, wo aber der Gott gerade nicht anweſend war, und wird von den Prieſtern angewieſen, ſich an der gewöhnlichen Stelle zur Incubation niederzulegen. Die Offenbarung, die ihr zu Theil wurde, war von ſehr abſchreckender Natur, doch unterwarf ſich die Patientin den Anordnungen des göttlichen Arztes. Dieſen gemäß ſchnitten ihr die Prieſter den Kopf ab, einer ſteckte die Hand hinein und holte den Wurm heraus, ein ganz ungeſchlachtes Thier. Nun aber waren ſie nicht im Stande Kopf und Rumpf wieder gehörig zuſammen zu fügen; da erſchien der Gott ſelbſt, und nachdem er ſie ausgeſcholten, daß ſie ſich in Dinge eingelaſſen hätten, die ſie nicht verſtänden, vollbrachte er ſelbſt die ſchwierige Operation glücklich und die Patientin war von Stunde an geheilt.

Auch im Plutus des Ariſtophanes kommt eine derbe Perſiflage des Treibens in den Asklepiostempeln vor. Der Gott des Reichthums wird in das Heiligthum gebracht, um im Schlaf von ſeiner Blindheit wunderbar geheilt zu werden. Der Sklave, der ihn begleitet, belauſcht, indem er ſich ſtellt, als ob er ſchlieſe wie die andern, den Prieſter, der umhergeht um die auf den Altar niedergelegten Feigen und Kuchen einzuſammeln und in den Sack zu ſtecken.

Man würde übrigens irren, wenn man ſich die Aesculaptempel nur als Stätten grober Gaukelei vorſtellte, wo etwa durch narkotiſche Mittel, Anſetzung von Blasinſtrumenten an die Ohren u. dergl. die Patienten ihre prophetiſchen Träume erhielten. Von dergleichen findet ſich nirgends eine Spur. Dagegen darf man glauben, daß die Opfer, die Bäder, die Faſten und die vorgeſchriebene Diät, die innere Aufregung der Kranken, die Feierlichkeit des Heiligthums zuſammenwirkten, um eine Stimmung zu erzeugen, in der man gern in den dunkeln Eingebungen der Träume göttliche Vorſchriften erkannte und das, was die Prieſter hineindeuteten, gläubig befolgte. Der Aufenthalt in dieſen Tempeln, deren einige, wie z. B. der von Epidaurus, ſich des heilkräftigſten Climas erfreuten, wirkte auch an ſich günſtig. Die Hauptſache aber war, daß die Prieſter reiche Gelegenheit hatten, ein großes mediciniſches Material zu ſammeln und eine bedeutende ärztliche Erfahrung zu gewinnen. Die Krankheitsgeſchichten, die angeblich von dem Gott ſelbſt verordneten Mittel und der Erfolg wurden auf Tafeln verzeichnet, die im Tempel aufgeſtellt wurden, und Strabo berichtet, daß der große Hippokrates aus ſolchen Votivtafeln des Asklepiostempels in Kos viele ſeiner Kurmethoden geſchöpft habe. Ueberdieß konnten die Prieſter auf unbedingteren Gehorſam für ihre Vorſchriften rechnen als profane Aerzte. Galen ſagt, daß viele in Pergamos ihre Heilung dem Verbot des Weingenuſſes während einer beſtimmten Zeit verdankten, ein Verbot, das ſie aus dem Munde des Gottes befolgten, aber aus dem eines Arztes ſchwerlich befolgt haben würden. So iſt denn eben ſo wenig zu bezweifeln, daß durch die Incubation wirkliche Erfolge erzielt worden ſind, als daß es auf ganz natürliche Weiſe geſchehen iſt.

Es braucht kaum noch bemerkt zu werden, daß Wunderſucht auf der einen und Hang zur Myſtifikation auf der andern Seite geſchäftig waren, die von Gläubigen berichteten fabelhaften Geſchichten noch zu überbieten. In dem Traumbuch der Artemidor handelt ein eigenes Kapitel von den göttlichen Verordnungen in Träumen. „Daß viele in Pergamus, Alexandrien und anderwärts dadurch geheilt worden ſind," ſagt er, „iſt allbekannt; manche glauben ſogar, daß die Wiſſenſchaft der Medicin aus denſelben hervorgegangen ſey. Nun aber berichten Verfaſſer von Traumbüchern ganz lächerliche und paradoxe Dinge, die nie in den Tempeln des Asklepios oder Serapis geträumt, ſondern von ihnen erſonnen ſind. So z. B. ſollen einem Kranken im Traum „beißende Mohren" verordnet worden ſeyn, und das habe Pfefferkörner bedeutet, weil ſie ſchwarz ſind und beißen; einem andern „Jungfrauenmilch" und „Sternenblut," worunter Thau gemeint geweſen u. ſ. w. Die wirklich von Göttern im Traum ertheilten Vorſchriften ſind dagegen einfach und ohne Räthſel. Die Götter verordnen Salben und Einreibungen, Tränke und Speiſen mit denſelben Namen, mit denen wir ſie nennen. Wenn ſie aber einmal etwas in ein Räthſel kleiden, ſo iſt das immer leicht verſtändlich. Eine Frau z. B., die eine Entzündung an der Bruſt hatte, träumte, ſie laſſe ein Schaf daran ſaugen; ſie legte ein Kraut auf, das Schafszunge heißt, und genas. Und ſo wird man immer finden, daß die vorgeſchriebenen Kuren durchaus nichts den Grundſätzen der wiſſenſchaftlichen Medicin widerſprechendes enthalten. So träumte ein Gichtiſcher, der um Heilung gebetet hatte, er gehe in der Vorſtadt ſpazieren, und in der That wurde er durch fortgeſetztes Umhergehen hergeſtellt. Uebrigens muß man nicht vergeſſen, daß alle dieſe Vorſchriften ſich nur auf Kranke beziehen; wenn Geſunde eine dergleichen (etwa als prophylaktiſch) befolgen, ſo werden ſie krank. Auch muß man bei der Deutung ſehr vorſichtig ſeyn und nicht

Digitized by Google

etwa bloß einen beliebigen Theil des Traums ausschließlich berücksichtigen. Z. B. träumte ein Kranker, er sehe einen Mann Namens Piso; dieß beruhigte ihn sehr, denn die Buchstaben der ersten Sylbe (bekanntlich bedienten sich die Griechen der Buchstaben zugleich als Zahlzeichen) gebe die Zahl 95, und so viel Lebensjahre, glaubte er, seyen ihm verheißen. Er hatte aber übersehen, daß jener Piso ihm Salben brachte; dieß bedeutete ihm den Tod, weil Leichen gesalbt werden, und in der That starb er bald darauf." So weit Artemidor.

Das merkwürdigste Document, das wir zur Charakteristik dieses Aberglaubens haben, ist die Krankheitsgeschichte des Aristides, der als Rhetor, d. h. Lehrer der Beredtsamkeit, kurz vor der Zeit des Artemidor in der ganzen alten Welt eines bedeutenden Rufs genoß. Wahrscheinlich im Jahr 117 n. Chr. in einer Stadt Kleinasiens geboren, aus einer reichen und angesehenen Familie, von früh auf kränklich und nervenleidend, ergab er sich mit Leidenschaft den Studien. Ehrgeiz und Eitelkeit, wohl schon ursprünglich die Hauptzüge seines Charakters, entwickelten sich in der von ihm erwählten Laufbahn eines Virtuosen in der Redekunst bis zum Krankhaften. Er machte große Reisen (unter andern reiste er viermal durch ganz Egypten) und erntete überall für seine Vorträge überschwenglichen Beifall. Noch existirt Postament und Inschrift einer Statue, die ihm von seinen Bewunderern in mehreren Städten Egyptens errichtet worden ist. Im Alter von 43 Jahren wurde er von seiner Krankheit befallen; in Rom, wohin er sich trotzdem von Kleinasien begab (die Reise war sehr schwierig und dauerte hundert Tage) erlangte er von den Aerzten nicht nur keine Hülfe, sondern wurde sogar entschieden mißhandelt. Er kehrte nun nach Kleinasien zurück. Dort in einem warmen Bade bei Smyrna erschien ihm zuerst Asklepios im Traum und berief ihn in seinen Tempel in Smyrna. Von nun an führt er ein förmliches Traumleben, das während der dreizehn Jahren, die sein Elend dauerte, an Intensität nicht abgenommen zu haben scheint. Seine ganze Behandlung wird durch Träume bis in's kleinste Detail geregelt, Aderlässe, Brechmittel, Pflaster, Bäder u. s. w. werden ihm im Schlaf theils ausdrücklich, theils symbolisch verordnet; er reist auf Befehl des Gottes von einem Ort zum andern, von einem Asklepiostempel zum andern, und wird endlich (wie er auf's innigste überzeugt ist, Dank seinem unbedingten Glauben an seine Träume, wie wir glauben, trotz demselben) hergestellt. Sein Todesjahr ist unbekannt, doch erlebte er noch das Erdbeben, das Kleinasien im Jahr 177 verwüstete.

Neuere Gelehrte haben diesen merkwürdigen Mann theils für einen halb oder ganz Verrückten, theils für einen Betrüger gehalten. Er war weder das eine noch das andere, sondern ein religiöser Schwärmer von der äußersten Exaltation. Ein Aberglaube, in dem sein ganzes Zeitalter befangen war, wurde bei ihm durch geistlichen Hochmuth, frommen Selbstbetrug, nervöse Reizbarkeit und andere krankhafte Zustände, die jeder Art von Einbildungen förderlich sind, in einem Grade gesteigert, der allerdings auch für jene Zeit außerordentlich erscheint. So entwickelte sich denn dieser Glaube an den innigen Zusammenhang mit seinem Gotte, den wir in andern Formen in andern Zeitaltern wiederfinden, der Glaube, daß um seinetwillen fortwährend Wunder geschehen.

Eben so irrthümlich ist es, bei Aristides Erscheinungen des thierischen Magnetismus erkennen zu wollen, was auch mehrfach versucht worden ist. Welcker hat in einem längeren Aufsatze * überzeugend nachgewiesen, daß die ganze Krankheitsgeschichte des Aristides in dem Dünkel seines Pietismus, den pathologischen Zuständen seines Körpers und den dadurch herbeigeführten geistigen Dispositionen ihre vollkommene Erklärung findet. Wenn man aber bei einer so zart und reizbar organisirten, so wundersüchtigen Individualität, bei einer Kur von dieser Dauer keine Spur von Somnambulismus, Hellsehen und magnetischem Schlaf finden kann, so ist noch viel weniger in der gewöhnlichen Incubation, wie sie oben geschildert ist, irgend etwas von der Kenntniß solcher Zustände, der Anwendung solcher Mittel zu entdecken. Unbefangene und sorgfältige Untersuchungen werden nur immer von neuem den schon von Fr. A. Wolf ausgesprochenen Satz bestätigen, daß das Alterthum nichts von magnetischer Kraft und Manipulationen gewußt hat.

* Incubation, Aristides der Rhetor. Kleine Schriften. Bd. 3, S. 89 ff.

Digitized by Google

Bergfahrt in Tirol.

(Schluß.)

IV.

Der Morgen ſchien grau und trüb in's Fenſter, kaum waren durch den Nebel die Umriſſe des nahen Kirchthurmes zu erkennen, und ich überlegte ſchon, ob es nicht beſſer gethan ſey das Bett wieder aufzuſuchen, anſtatt Gefahr zu laufen den Weg zu verfehlen, oder wenn die Wolken ſich auflösten, tropfnaß vom Joch umkehren zu müſſen. Da klopfte der Wirth an die Thüre, und auf meine Frage: wie das Wetter ſich wende? entgegnete er: ich würde nach viertelſtündigem Steigen den ſchönſten Himmel zu Häupten haben, und bis acht Uhr ſey auch im Thale die letzte Nebelflocke zerronnen. Lichte Stellen im Zenith der Wolkenhülle beſtätigten ſeine Worte. So ward denn ohne Zögerung eine tüchtige Ladung Kaffee mit Butter und Honig eingenommen und aufgebrochen.

Aus dem Iſarthale führte mir der Oſtwind Kohlendampf entgegen. Um ſo wohlgemuther ſchritt ich vorwärts, einerſeits weil nun ſchönes Wetter gewiß war, andererſeits um den brenzlichen Geruch der Meiler bald im Rücken zu haben. Das Thal verengert ſich ſchluchtartig, ſteile Felſenabſtürze, kaum einem Büſchel Haidekraut oder etlichen verkümmerten Föhren Anhalt gewährend, rückten an das Bette des Fluſſes, der tief unten mir zur Rechten zornigen Giſcht emporſchleuderte. Noch ein paar Mähder, aus deren ſattem Grün ſich die ſchlanken Trauben röthlicher und weißlicher Orchideen erhoben, und mein Pfad verlief in den Wald, während der Fahrweg zickzack in die Tiefe und auf der andern Seite empor in's Gleirſchthal führte. Der Nebel zerfloß gelinde, es wurde die Rieſenſäule der Frauhitt ſichtbar und darunter die langen Schneebänder, die gleich Waſſerſtürzen in einem kleinen Bergkeſſel enden. Hinter mir klapperten ſchwere Schuhe auf den Steinen; ich ſchaute neugierig um; aus dem Gebüſche trat ein Jäger. Wir maßen uns einen Augenblick ſchweigend und er mochte wohl denken: „Was thut der Städter da in meinem Revier, der wüſten Berg- und Waldesöde?"

Ein Mann mittlerer Größe, doch die Schultern breit, das ſchwarze Haar mit Weiß gemiſcht, unter den buſchigen Brauen ein ſcharfes ſtehendes Auge, der zerzauſte Schnauzbart faſt von derſelben Farbe wie die braunen Wangen, an der Hand, welche den Stutzen unweit der Mündung umſpannte, ſtramme Sehnen wie Wurzeln an einem Felsblocke, nirgends ein Uebermaß an Fleiſch, die Muskeln wie Damascenerklingen aus Draht zuſammengeſchweißt. Die Tracht kennzeichnete den Schützen. Ich freute mich des Zuſammentreffens, denn ich wußte, wer vor mir ſtand. — „Nun, Schwarzer," redete ich ihn an, „wohin?" — Um den Mund ſpielte ein Lächeln faſt wie vergnüglicher Eitelkeit: „Kennt Ihr mich auch? Hab' Euch nie geſehen." — „Man hat mir oft von Euch erzählt." — „Ja ja! die Leute reden allerlei, manches wahr und noch mehr erlogen. Wohin geht denn eigentlich Ihr?" — „Ueber Tiefenkaſten und Lavatſch nach Hall." — „Und wißt Ihr den Weg ſo genau, daß Ihr Euch ohne Führer herwagt?" — „Nehmt Ihr einen Führer mit, wenn Ihr zu Berg geht?" — „Das iſt was anderes," ſchmunzelte er; „aber ihr Stadtherrn, da möchte man immer mit einer Krare hinten nach laufen und euch aufklauben, wenn ihr müde ſeyd, was bald geſchieht." — „Nun," erwiederte ich, „hier iſt kein Weg im ganzen Gebirg von Scharnitz bis Kufſtein, den ich nicht mehrmal und ſtets allein abgeſtiegen hätte und vielleicht ſo gut kenne, wie Ihr." — „Aber was thut Ihr denn eigentlich? Sind ja nirgends Wirthshäuſer, und die Sennerkoſt taugt für herriſche Mägen nicht." — „Ich ſuche die ſeltenen Pflanzen und Steine, die in Schluchten und hoch auf den Spitzen vorkommen; doch laßt uns jetzt weiter gehen, denn Ihr ſchlagt Euch ohnehin thalein."

Er trat an meine Seite; aus ſeinen Fragen, die er gleichſam vorſichtig taſtend dem Geſpräche einſtreute, konnte ich ſchließen, daß er die Angabe von meinen Bergfahrten nicht ſo ganz als baare Münze aufnehme. Dieß bemerkend machte ich unbefangen, wie ſeine Fragen ohne Abſicht ſchienen, Schilderungen entlegener und unbeſuchter Partien. „Ei der Teufel!" rief er, „wer ſollte meinen, daß einer in langen Hoſen da überall umgeſtiegen wäre! Ob aber ich dort geweſen bin? Iſt am Gewände kein Fleck, der einen Fuß tragen kann, wo ich nicht geweſen bin, oft bei Sturm und Wetter, wenn's hinter dem Ofen ſeiner wäre. Haſt du aber nichts zu käuen, da lernt's dich ſchon tanzen. Aber gefreut hat mich dieß Leben trotzdem; dafür bin ich auch in einem Felſenloch geboren, ſeht Ihr!"

Wir traten an den Abgrund vor, ich blickte hinab und konnte ſenkrecht vier bis fünf Klafter unter mir den Eingang in eine Höhle ſehen. Der Schwarze,

Digitized by Google

mein Erſtaunen bemerkend, fuhr fort: „Das war im Jahr 1805, wo die Franzoſen einbrachen; meine Mutter wußte ſich nicht zu helfen und flüchtete hieher. Auf einer Leiter, die dann hinabgezogen wurde, mußte ſie niederſteigen, und als der Vater ausgegangen war, Lebensmittel zu holen, kam ich auf die Welt. Wie der Anfang, ſo das Ende. Schon mit vierzehn Jahren ging ich nach Bayern wildern und ſo lang mich meine Knochen tragen, will ich herum kraxeln; gar viel Zeit hält's ohnedem nicht mehr."

Ich wußte, daß er eigenthümliche Abenteuer erlebt und einmal meuchleriſch überfallen zu Wolfratshauſen lang in Haft geſeſſen habe. Eine leiſe Andeutung genügte und er fing zu erzählen an. „Die Lärchen trugen bereits gelbe Nadeln, da faßten ich und mein Bruder den Entſchluß auf die Gemſen zu gehen, welche um die Zeit am feiſteſten ſind und den dichteſten Bart aufhaben. Noch hatte es nicht angeſchneit, ſondern nur einige Körner über den Grat geworfen, während Reifnadeln ſparrig von den Büſchen ſtarrten und kleine Waſſertümpel bereits eine dünne Eiskruſte überzog. Ihr ſeht, es hätte für uns nicht beſſer ſeyn können. Wir waren glücklich nach Bayern geſchlichen, und dort trennten wir uns, um die Aufmerkſamkeit der Jäger abzulenken, wenn die Schüſſe in verſchiedener Richtung fielen. Eine Alm, von der die Hirten ſchon abgezogen waren — ſie liegt bereits auf öſterreiſchem Grund und Boden und ſollte daher von rechtswegen vor Verfolgung ſichern, wenn die Bayern je auf Recht hielten — dieſe Alm hatten wir für den nächſten Abend zur Zuſammenkunft beſtimmt. Ich hatte Glück und traf noch vor Sonnenuntergang, einen gewichtigen Bock auf dem Rücken, ein. Da wir ſchon früher Türkenmehl verſteckt hatten und Holz vor der Hütte lag, ſo holte ich Waſſer, um für uns einen Brei zu kochen. Die Anſtalten waren eben fertig, als der Jagg herein kam. Er warf ſeine Gemſe auf den Boden, zündete das Pfeifflein an und erzählte wohlgemuth, wie es ihm ergangen, und daß er außer Schußweite bayeriſche Jäger geſehen, die ihn eine Strecke verfolgt hätten, doch habe er ihnen auf einem gefährlichen Seitenweg bald den Vorſprung abgewonnen. Das Feuer flackerte luſtig und das Muß fing ſchon an zu brodeln, ſo daß ich es zum Kühlen abſtellen wollte, da krachte es durch's Fenſter, mein Bruder fiel mit einem lauten Schrei von der Bank und im ſelben Augenblick brachen durch die aufgeriſſene Thüre ſechs bayeriſche Förſter. Die Hundekerle! weniger trauten ſich nicht an uns, und hätte ich nur meinen Stutzen erwiſcht, der hinter der Thür lehnte, ſo würde ich ihnen ſchon gezündet haben. So hieb ich den erſten mit dem Schlagring, daß er die Füße in die Höhe reckte, aber faſt gleichzeitig erhielt ich mit einem Stutzen einen Stoß, der Stein riß mir eine Schramme, die Ihr noch hier über den Brauen ſeht, ich wurde überwältigt und ſo feſt gebunden, daß mir die Hände erſtarrten. Noch einmal ſchaute ich auf meinen Bruder, der im Blut röchelte; ich konnte für ihn nichts mehr thun, nur die Mußpfanne ſchob ich mit dem Fuß an ſeine Seite, damit er, wenn er etwa noch erwachte, doch etwas zu eſſen finde, und als ſie mich fortſchleppten, habe ich noch ein Vaterunſer für ſein Seelenheil gebetet. Die Schergen führten mich nach Wolfratshauſen; das war ein Einzug, als käm' ein großer Potentat, und wär's um mich allein geweſen, hätte ich wohl lachen mögen, wenn ich die ſtolzen und aufgeblaſenen Geſichter dieſer elenden ſechs Kerle, die mich aufgegriffen, anſah, ſo aber dachte ich an meinen armen Bruder und — Doch laſſen wir's gut ſeyn."

Der Schwarze ſchwieg, nach einer Weile fragte ich: „Habt Ihr denn nicht heimgezahlt, als Ihr loskamt?" — Sein Auge blitzte unheimlich, um den ſtarren Mund zuckte ein eigenthümlicher Zug, aber er ſprach kein Wort weiter. — Wir waren den Gleirſchwänden gegenüber, eine himmelhohe Felſenmauer, durch deren Mitte längshin ſehr deutlich ſichtbar die Geſteinsgrenze zwiſchen dem bräunlichen unteren und dem weißen oberen Alpenkalk hinläuft. — „Was meint Ihr," fragte er plötzlich, „kommen in dieſen Koſeln keine edlen Erze vor? Ich habe mancherlei ſeltſames Geſtein geſehen, und da müßte doch Gold oder Silber drin ſtecken. Denn hie und da habe ich eine Gemſe geſchoſſen, deren Zähne ganz vergoldet waren; vielleicht hat ſie aus einem Brunnen getrunken, wo es wie das Salz aufgelöst war."

Wie oft haben Senner und Schützen, wenn ſie mich zufällig mit Steinklopfen beſchäftigt fanden, dieſe Frage gethan, und wie wenig hatte es gefruchtet, wenn ich ihnen das Wie und Warum auseinander ſetzte; denn unglaublich ſchien es ihnen, daß ein Menſch mit geſunden Sinnen Gefahr und Anſtrengung ertragen ſollte für nichts und wieder nichts, bloß um die Sachen anzuſchauen. Ich hatte es daher längſt aufgegeben, die Leute darüber aufzuklären, ſondern ging einfach in ihre Vorſtellungen ein und erwiederte: es ſey ſehr wahrſcheinlich, daß in dieſen ungeheuern Schorfen reiche Adern ſeyen, aber um ſie zu entdecken, bedürfe es des durch die Sage berühmten Venetianer Spiegels, und an ſolche Künſte könne man in dieſen öden Bergen, wo man auf Tage, ja Wochen lang von Gott und Menſchen verlaſſen ſey, gar nicht denken. Damit war der Neugierde genügt, während die Wahrheit nie Glauben gefunden, in manchen Fällen Mißtrauen erweckt hätte. Gewöhnlich

Digitized by Google

fügte ich dann bei, daß ich als Arzt die Kräuter zu schätzen wisse, und erfuhr so manches ergötzliche von den Tränken und Salben, welche die Senner für heilsam halten.

Nun fragte ich den Schwarzen meinerseits, wie es denn jetzt mit dem Wildstand sey? Es käme mir vor, als wären Gemsen und Steingeflügel häufiger als früher. — „Findet Ihr das? Nun das freut mich," rief er heiter. „Der Kaiser hat mich nicht umsonst angestellt und ich hüte ihm die Thierlein wie meine Kinder. Wär' mir nicht lieb, wenn auch nur eine Feder oder Klaue gestohlen würde." Die letzte Bemerkung klang sehr naiv, denn der Schwarze war seiner Zeit der berüchtigtste Raubschütz; allein seit der Anstellung als kaiserlicher Jäger setzt er einen Stolz darein, das Gehege rein zu halten, und es möchte kaum zu rathen seyn, dort in unredlicher Absicht herumzustreifen. So ist die Taktik der Regierung, überall die verrufensten Wilderer als Jäger anzustellen, keineswegs zur Bestätigung des Spruches: der Bock als Gärtner, ausgefallen, sondern hat sich durchweg als heilsam bewährt. Uebrigens trägt auch zum Schutz des Wildes wesentlich bei, daß seit 1848 das Jagdrecht den Eigenthümern von Grund und Boden, also den Gemeinden zusteht. Niemand machte sich früher ein Gewissen daraus, alles was da kriecht und fliegt oder Beine zur Erde biegt, niederzuschießen und zu stehlen, jetzt aber sorgen die Bauern aus eigenem Interesse, daß etwas gedeihe, sey es nun weil sie einen höheren Jagdzins erhalten wollen, oder weil der Verkauf des Wildes einen verhältnißmäßigen Ertrag gibt, während der Schaden, welchen Gemsen im Hochgebirg, namentlich dort, wo keine Almen sind, anrichten, gleich Null ist. Dieser Zug gereicht dem Rechtsgefühle des Volks nicht sehr zur Ehre; man will überhaupt beobachtet haben, als wäre der Begriff Eigenthum den „Herren" gegenüber etwas weiter, als es seyn sollte; am übelsten sind jedenfalls die Waldbesitzer zu sprechen.

So waren wir unter allerlei Reden an eine Runse gelangt, wo sich der Weg theilte; der Schwarze blieb stehen und reichte mir mit einem herzlichen b'hüt Gott! die Hand. Bald darauf sah ich ihn an einem Felsen hinklettern. Jenseits des Schuttkegels, aus dessen Kalkgeröll vereinzelnte Dolden der Gemskresse ragten, stand ein Wäldchen alter Tannen; über das weiche Moos zuckten helle Streiflichter, das Wintergrün verbreitete sein feines Arom und im dichtesten Schatten barg sich die Blüthenähre der Korallenwurz. Wer hätte der Versuchung widerstanden und sich nicht hingelegt zur Rast an das Ufer der Isar, die, sonst raschen Laufes, hier in einer kleinen Bucht säumte! Das Wasser hatte die Farbe des Milchopals: ein verschleiertes Blau, nicht mehr völlig klar und durchsichtig, denn der Südwind hatte den Schnee des Hochgebirges gelöst. Aus der Tiefe zwischen den Steinblöcken, deren Scheitel Glockenblumen, Quendel und Lotus kränzten, sprudelten im ewigen Wechsel die Schaumperlen und spritzten empor, als wollten sie die Alpenrosen necken, die sich vom Ufer niederbeugten. Hoch oben an den sonnigen Wänden zitterte die Luft in heißer Gluth; ich warf die Kleider weg und legte mich in's Wasser. Nicht lange jedoch hielt ich die Kälte des Flusses aus, der mit Recht Isar heißt, sey es nun vom Eise oder vom Eisen, schon nach wenigen Minuten mußte ich das Ufer suchen, jetzt geschüttelt vom Frost, während mich früher die Hitze wie aus einem Backofen angeweht hatte. Meine Leinenkleider hingen, um vom Schweiß zu trocknen, über einen Wachholderstrauch gebreitet; die Wärme, die sie bereits eingesogen, that den Gliedern wohl. Gern setzte ich mich in rasche Bewegung; das Thal erweiterte sich zu einem breiten Grunde, den die frisch belaubten Zweige des Bergahorns überwölbten. Bald traten die Bäume auseinander, üppiges Gras bedeckte den Boden und auf dem Mahde lag im lichten Sonnenschein die Alm vor der Schlucht, in welche die noch junge Isar stürzte, darüber in wahrhafter Majestät die Kalkberge. Hier sind die Vorzüge der Alpenlandschaft, Großartigkeit und Lieblichkeit, zu einem seltenen Bilde verschmolzen, und für ein paar Sommerwochen möchte man wohl mit Horaz ausrufen: Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet.

Doch ich durfte nicht rasten, wollte ich noch vor Sonnenuntergang mein Ziel erreichen, und so wand ich mich den Fußsteig empor, der durch Zundern und Alpenrosen an der Schlucht vorbei in ein etwa 2000 Fuß höher gelegenes Thal führt. Die Schichten des Berges links fallen unter einem so starken Winkel, daß sich auf der grauen Platte kaum ein Stäubchen Erde halten und einigen spärlichen Saxifragen Nahrung geben kann; auf der rechten Seite ragen einige dunkle Waldkuppen, hinter und zwischen denen wieder Almhütten zerstreut liegen. Die abgerollten Stücke am Weg enthalten häufig Zinkblende und Bleiglanz und die Sage weiß von einem Stollen, dem weit berühmten silbernen Hansel, welcher nützliche Metalle in ergiebiger Menge lieferte. Neue Schurfe geben wenig Hoffnung, da überall einströmende Bäche die Schachte leicht ertränken.

Wir sind im Lavatschthale; ein Senner, der in Holzschuhen über eine Runse herabspringt, zeigt auf die Frage nach Muschelmarmor hoch am Bergesabhang empor: „Dort im Schnürgraben kannst vielleicht was finden!" und eilt thalab seinen Schafen nach. Dieser

Digitized by Google

Muſchelmarmor gehört zu den Schauſtücken der Mineralienkabinete und lieferte das Material zu ſchönen Galanteriewaaren. Er prangt im feurigen Farbenſpiel des Edelopals, was vom Perlmutterüberzug mancher wohl erhaltenen Ammonitenſchalen herrührt. Jetzt kann man jedoch tagelang Steine zertrümmern und findet kaum einen ärmlichen Splitter, der das Suchen lohnt, denn die Gegend iſt nach allen Seiten durchforſcht und ausgebeutet; nur eine Mur nach ſtarkem Gewitterregen ſchwemmt bisweilen neue Stücke herab. Ich wußte das wohl und widerſtand mannhaft der Lockung, den Hammer zu gebrauchen und mich auf dieſe Weiſe zu verſpäten.

Am Halleranger einer ſchönen Alm auf einem ſanften Hügel theilen ſich die Wege. Der eine führt in das berüchtigte Vomperloch, welches kaum je ein Schütz oder Schafhirt beſucht, denn wer da ungefährdet wandern will, braucht einen feſten Fuß und klare Augen, ſo wild ſind die Schluchten, an deren Rand er hinklettern muß, während in der ſchattenhaften Dämmerung der ungeheuren Tiefe der Bach rauſcht, den man zu guter letzt noch durchwaten muß. Dafür gedeihen am ſelten beſuchten Gehänge Erdbeeren groß wie Kirſchen von prächtiger braunrother Farbe; ihren Wohlgeruch verbreitet der leiſeſte Windhauch auf weite Strecken. Hier verirrte ſich einmal ein Raubſchütz, glitt aus in einem Felſenkeſſel, der halb mit Waſſer gefüllt war, und verbrachte Tag und Nacht hülflos an einigen Wurzeln hängend. Da begann in der ſchrecklichen Einſamkeit ſein ganzes Leben an ihm vorüber zu ziehen mit allen Sünden und wüſten Thaten, und es war ihm, als ob der böſe Geiſt am Rand der Kluft ſtehe und mit Feueraugen auf ihn herunter glotze. Schon ſtreckte er die Pranken aus, der Unglückliche fühlte ſchon die Krallen im Fleiſche, da ſchrie er in der Angſt aus vollem Halſe, der Teufel verſchwand und dafür wurde der Geiſer von Terſens ſichtbar und half ihm mit einem hinabgelaſſenen Strick aus dem Elend. Der Schütz bekehrte ſich, und man mag ſagen was man will, er läßt es ſich nicht ausreden, daß ihn der Leibhaftige habe abholen wollen.

Der Weg nach Lavatſch ſteigt an einer ſchroffen Wand auf, iſt jedoch breit genug, daß man ihn mit Ochſen und Kühen, ja ſogar mit Holzwagen befahren kann. Links erheben ſich zertrümmert, gezackt und zerriſſen die Felſen des braunen Alpenkalkes, darüber ein kahles Berghaupt; hier ſind die Schichten ſenkrecht aufgerichtet, daß ſie auseinander fallen wie die Blätter eines Buchs, welches man auf den Schnitt ſtellt. Der höchſte Punkt des Uebergangs erhebt ſich zu 7500 Fuß, ein verwitterndes Holzkreuz bezeichnet die Stelle. Noch erfüllte die Mulden überall Schnee, aber an entblößten Stellen hatte die Junimärme bereits Petrocallis hervorgelockt, ſtielloſe Kreuzblümchen von röthlich blauer Farbe und angenehmem Geruch, zwiſchen dem Geſtein zu kleinen Raſen vereinigt. Auch in den Pyrenäen kommt die Pflanze vor, und ſo verbindet das Hochgebirge Pflanzenformen, die getrennt ſind durch weite Lande, Meere und Wüſten, und wenn auch nicht dieſelben Arten, doch dieſelben Geſtalten ſind es, die ſich auf den Gipfeln des Himalaja, der Alpen und Karpathen des kurzen Lenzes freuen; nur in den Polarländern wagen ſie ſich zur Ebene herab.

In einer halben Stunde konnte man den Fahrweg erreichen, der vom Iſthal zum Amtsgebäude des Salzberges und von da nach Hall führt; es drängte daher keine Eile mehr, obwohl das Grau des Abends bereits in die Tiefe ſank und die fernen Gletſcher zarte Roſenglut umſpielte. Ich ſchaute hinab in das enge Thal, welches umſchloſſen von faſt ſenkrechten Wänden den Salzſtock birgt, der ſchon ſeit mehr als einem Jahrtauſend dem Land unerſchöpfliche Schätze ſpendet. Wir wiſſen nicht, wann der erſte Stollen getrieben wurde, doch reichen alte Urkunden in eine graue Vorzeit. Da das Lager, ein Gemeng von blauem Thon, Gyps, Bitterſpath und Steinſalz, an mehreren Punkten zu Tage geht, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß hier ſchon die erſten Bewohner die Würze ihres einfachen Mahles ſuchten. Die geognoſtiſchen Verhältniſſe gleichen ganz denen im Salzkammergute, doch werden die Gruben hier nicht ſo oft von Fremden befahren wie dort.

Tiefer unten auf einem Hügelvorſprung umgeben alte Tannen eine grüne Wieſe; mitten darin erheben ſich die Ruinen des Klöſterleins St. Magdalena; nur die gothiſche Kapelle, wo die Nonnen Hora ſangen, blieb wohl erhalten. Gegenüber an der öden Bergwand, weit oben im Geſchröfe, ſtarren thurmförmig Felsnadeln empor. Die Sage behauptet, es ſeyen Knappen, welche der Teufel geholt und dort hinaufgetragen habe, weil ſie ſich den geweihten Mauern des Kloſters in verführeriſcher Abſicht näherten. Die Nonnen haben den buhleriſchen Zithertönen und Liedern gehorcht und endlich ſeyen ſie, als die Reformation ihre Wogen in die Tiroler Berge trieb, der Einſamkeit müde, mit den luſtigen Geſellen entflohen, ſo daß das Kloſter unbewohnt blieb und allmählig in Schutt ſank. Die urkundliche Geſchichte weiß es jedoch anders. Rauhheit des Klimas, Schneegeſtöber und Sturzbäche gefährdeten die fromme Geſellſchaft ſo, daß ſie vom Biſchof die Erlaubniß erhielt, ſich anderwärts anzuſiedeln, worauf im Walde eine Stunde von Hall eine neue Stätte gebaut wurde.

Digitized by Google

Unterdeß war der lezte Sonnenſtrahl an den Bergzinnen erloſchen und ſchon zitterte der Abendſtern im Weſten. Allmählig brach die Nacht an, kein Mond ſchien, aber deſto heller leuchteten die Sterne in die dunkle Schlucht, durch die ich zu Thal zu fahren beſchloſſen. Ueberall athmete der Duft unſichtbarer Alpenblumen und nebenan rauſchte der Bach von Stein zu Stein. Der Tiefwald war erreicht, leiſe liſpelten die Blätter von Ahorn und Buche und mit zauberhaftem Schein ſchwebte ein Heer Leuchtkäfer durch die Bäume auf und ab, hin und her, als hielten kleine Elfen einen Fackeltanz. Ich genoß langſam vorſchreitend all die Schönheit; plözlich ſperrte eine hohe weiße Mauer die Straße: es war der Wall, den die Lawine von der Hochplatte aufgeſchüttet hatte; er war heuer beſonders groß, weil im Gebirge ausgedehnte Schneemaſſen lagen. Aus einer finſtern Lücke wehte mir ein eiſiger Wind entgegen; er kam aus dem Stollen von mehr als hundert Schritt Länge, den die Leute, um die Verbindung mit dem Bergwerk zu erhalten, gebrochen hatten. Ich mußte vorſichtig und langſam durchtappen. Als ich auf der andern Seite heraus trat, lohten auf den Bergeshöhen, die kurz zuvor im Abendſtrahle geglänzt, große Feuer: es war Johannisnacht.

Noch eine halbe Stunde zwiſchen Kornfeldern und Wieſen und ich konnte in der Geisblattlaube beim Bogner im Abſam Stock und Kräuterbüchſe ablegen; die freundlichen Wirthstöchter beſorgten Wein und Speiſe, der Sohn brachte die neueſten Zeitungen, und ſo war nach kurzem Aufenthalt in der Wildniß die Verbindung mit der civiliſirten Welt wieder erneuert.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Hamburg, Auguſt.

Witterung. — Ernte. — Aufſliegen des Artillerielaboratoriums. — Staatsangelegenheiten. — Unvorſichtigkeit. — Ein Dampfboot auf der Alſter.

Obwohl der verheißene Komet ſich nicht hat blicken laſſen, iſt uns doch ein Kometenſommer zu Theil geworden. Man ſchilt den deutſchen Norden immer nebelreich, nennt ihn feucht, unbeſtändig, farblos und unerquicklich; nichts deſto weniger kann er ſich in dieſem Jahre dreiſt neben einen italieniſchen ſtellen, ohne zu fürchten, daß er an Wärme, Glanz und Durchſichtigkeit der Luft verlieren werde. Helles, warmes Wetter, das mit ſehr geringen Unterbrechungen monatelang andauert, iſt in unſern Gegenden allerdings etwas beinahe Unerhörtes. Wir wiſſen kaum, was Regen heißt, die Luft bleibt tagelang ſo klar, als gebe es keine Dünſte mehr in der Erdatmoſphäre, und was das Wunderbarſte iſt, auch der Wind, der häufig genug wechſelt, ändert nichts an dieſer merkwürdigen Beſtändigkeit der Witterung. Daß ſo ganz ungewohntes Wetter auch einige Nachtheile nach ſich zieht, läßt ſich nicht läugnen. Ein heißer Sommer iſt im Norden doppelt heiß, weil trotz des wolkenloſen Himmels die Atmoſphäre doch nie ſo dunſtlos bleibt, wie in ſüdlicheren Gegenden. Bei uns wird die Hize ſehr ſchnell drückend, und wenn der Thermometer Tag für Tag + 23° oder + 25° R. zeigt, und ſelbſt während der Nacht nicht unter + 15° R. herabſinkt, ja wiederholt bis auf + 18° und + 19° R. ſtehen bleibt, ſo beläſtigt eine ſolche Temperatur ſtärker als acht bis zehn Grad mehr in Unteritalien oder Griechenland. Die allerheißeſten Tage brachte uns der Auguſt, und, wie es ſcheint, wird er darin bis zu Ende fortfahren. Die Landleute, d. h. die ackerbautreibende Bevölkerung iſt nicht ganz zufrieden mit dieſem wunderbar ſchönen Sommerwetter, weil ihrer Anſicht nach nicht genug wächst. Indeß liefert die Ernte doch allerwärts — einige Striche Mecklenburgs vielleicht ausgenommen — einen ſehr guten Ertrag, namentlich hinſichtlich der Qualität der Körner. Quantitativ mag manches zu wünſchen übrig bleiben. Nur die Heuernte iſt zu dürftig ausgefallen, weßhalb eine Vertheuerung der Butter zum Herbſt ſchwerlich ausbleiben und mancher Landwirth genöthigt ſeyn wird, zum Winter ſeinen Viehſtand zu vermindern, damit etwa eintretender Futtermangel ihm nicht allzu große Noth verurſache. Am meiſten haben wir uns aber wohl zu freuen, daß jezt endlich nach einem vollen Jahrzehnt die Kartoffelſeuche ihre Kraft verloren zu haben ſcheint. Zeigt ſich auch ſeit kurzem die Krankheit faſt allenthalben, ſo ſind die Verwüſtungen, welche ſie anrichtet, doch im entfernteſten nicht mit denen früherer Jahre zu vergleichen. Es gibt nicht nur viele Kartoffeln, die Frucht ſelbſt iſt auch faſt überall gut, zeigt ſich ſchmackhaft und ganz ſo mehlreich wie früher. Sollte alſo auch ſpäter die Seuche noch heftiger

auftreten, ſo wird die Kartoffelernte doch jedenfalls ein ſehr günſtiges Reſultat liefern. Es ſcheint demnach, als habe die reine trockene Luft, welche im gegenwärtigen Sommer faſt überall herrſchte, wohlthuend und heilkräftig auf die Kartoffeln eingewirkt, und es fragt ſich, ob dieſes Knollengewächs nicht ganz wieder geſunden würde, wenn den ſeitherigen ziemlich naſſen Jahren einige mehr trockene, dabei aber doch fruchtbare folgten.

Die zahlreichen Feuersbrünſte, welche von allen Seiten durch die Zeitungen bekannt werden, wecken bei uns die Erinnerung an das große Brandjahr, und es liegt ſehr nahe, daß uns bei dem Ausbruche jedes Feuers der Gedanke beſchleicht, es könne in bedenklicher Weiſe um ſich greifen. Zum Glück ſind wir bis jetzt von jedem bedeutenden Brande verſchont geblieben, obwohl es an einer Anzahl kleinerer Feuer nicht fehlte. Schrecken und Beſorgniß vor möglicherweiſe großem Unglück verurſachte das Auffliegen des Laboratoriums der Artillerie des Bürgermilitärs wegen der Nähe des Pulvermagazins, in deſſen Räumen über 14,000 Pfund Pulver lagerten. Als Urſache der Exploſion nimmt man allgemein die Selbſtentzündung einiger den Sonnenſtrahlen ſtark ausgeſetzten Feuerkörper an. Zum Glück lagen außer einer allerdings beträchtlichen Anzahl Feuerwerksſachen und Kanonenſchlägen keine bedeutenden Pulvermaſſen im Laboratorium. Die Exploſion und die Zerreißung des Gebäudes wurde veranlaßt durch die im untern Raume befindlichen Sprengkaſten, welche im Winter zum Sprengen des Eiſes benutzt werden. Dieſe verurſachten den weithin vernehmbaren donnerähnlichen Knall, dem das Geknatter der zerplatzenden Patronen und anderer Feuerkörper, ſo wie das Krachen der Kanonenſchläge folgte. Durch ſie gerieth auch das ganze Gebäude in Brand. Da man anfangs nicht wußte, ob neue gefährliche Exploſionen dem Aufſliegen des Gebäudes ſelbſt folgen könnten, zögerte man kurze Zeit, ehe die ſofort erſcheinenden Löſchmannſchaften das brennende Gebäude umzingeln durften. Das Dach des Pulvermagazins ward mit Decken belegt, die von den ſchnell herbeigeeilten Spritzen ſtets naß gehalten wurden. Hanſeaten und Bürgermilitär ſperrten in ziemlich weitem Umkreiſe Wall und Chauſſée ab, damit Unberufene aus Neugierde nicht zu nahe herankommen konnten, und ſo gelang es nach einigen Stunden des Feuers Herr zu werden. Die Nachbarſchaft des Walles, namentlich die Bewohner des Dammthorwalles, einer Straße, die von vielen Nymphen bevölkert iſt, geriethen in gewaltige Furcht und begaben ſich großentheils eilig auf die Flucht. Menſchenleben ſind bei dieſem Unfall nicht zu beklagen, nur ein Unteroffizier, welcher im Parterregeſchoß des Laboratoriums beſchäftigt war und nicht ſchnell genug entfliehen konnte, erhielt bedeutende Brandwunden, die indeß nicht lebensgefährlich ſeyn ſollen. Wie gewöhnlich nach einem Unglück, ſtellt man ſich jetzt die Frage: ob es nicht zweckmäßiger wäre, die Pulvermagazine — es liegen nämlich zwei auf der von Spazierenden ſtets ſehr ſtark frequentirten Wallſtrecke zwiſchen dem Millern- und Dammthore — anderswohin zu verlegen, eine Frage, die unter allen Umſtänden doch wohl nur bejahend beantwortet werden kann. Flöge eines dieſer Magazine auf, ſo würden nicht nur die angrenzenden Straßen, welche kaum zweihundert Schritt vom Walle entfernt ſind, gefährdet ſeyn, ſondern auch Menſchen in Menge umkommen. Auch iſt es ſchwer zu begreifen, wie man ein Laboratorium, das doch bei größter Vorſicht immer dem Zufall einer Exploſion ausgeſetzt bleibt, in der Nähe eines Pulverthurms anlegen mochte. Dieſer Uebelſtand wenigſtens wird von jetzt an hoffentlich beſeitigt, da man jedenfalls zur Erbauung des neuen Laboratoriums einen andern Ort ausſuchen wird.

Ende dieſes Monats findet wieder ein Rath- und Bürgerconvent ſtatt, dem eine bedeutende Anzahl wichtiger Senatspropoſitionen vorliegen. Mehrere dieſer Propoſitionen machen nicht geringes Aufſehen bei allen Bürgern, die ſich um das Gemeinweſen und deſſen Wohl bekümmern, und die große Mehrzahl Aller iſt auf das Ergebniß dieſes Convents ſehr geſpannt. Es ſcheint ſeit einiger Zeit Princip des Senats zu ſeyn, möglichſt viele Anträge für eine einzige Bürgerſchaftsſitzung zuſammen zu packen, was in ſofern ſeinen Nutzen haben mag, als dadurch Zeit erſpart wird. Da einem engliſchen Ausſpruch zufolge Zeit Geld iſt, und eine Handelsſtadt von letzterem nie genug beſitzen kann und an erſterem ſtets Mangel hat, ſo mag dieſes Princip wohl praktiſch ſeyn. Nur dünkt uns, das Gemeinwohl wird dadurch wenig befördert. Sehen wir z. B. die der nächſten Bürgerſchaft vorliegenden Staatsanträge an, ſo ſind wir feſt überzeugt, es würden zu deren Berathung in jedem andern Staate mit ſtändiſcher Verfaſſung gewiß ein paar Wochen erforderlich ſeyn. Bei uns ſollen dieſe verſchiedenen Gegenſtände in drei oder vier Stunden ihre Erledigung finden. Und doch handelt es ſich unter Anderem um eine Geldbewilligung von ungefähr 1¼ Million Mark. Dafür ſoll ein neuer großer Dampfbagger angeſchaft werden, um zur Austiefung des Hafens bei Curhafen gute Dienſte zu leiſten; es ſoll ferner eine neue Fahrſtraße auf St. Pauli an der Hafenſeite angelegt werden ꝛc. Am meiſten Aufſehen aber erregt die beanſpruchte Erhöhung der Gehalte für die juriſtiſchen Senatsmitglieder. Dieſer Antrag ſtößt auf eine heftige und ziemlich allgemein verbreitete Oppoſition und wird ſchwerlich viele Anhänger in der Bürgerſchaft finden. Es ſcheint, als wolle diejenige Partei, die bisher vergebens nöthige Reformen beantragt und bevorwortet hat, dieſe Propoſition benutzen, um abermals mit ihren Vorſchlägen und Forderungen energiſch aufzutreten. Trennung der Verwaltung von der Juſtiz heißt die Parole, die jetzt von neuem auftaucht und auf die man mit Recht großes Gewicht legt. Daß dieſe Reform zu beſchaffen iſt, auch wenn die alte Verfaſſung nicht gegen eine neue vertauſcht werden konnte, läßt ſich nicht beſtreiten, und daß ſie zu unparteiiſcher Rechtspflege gar nicht entbehrt werden kann, iſt eben ſo gewiß. Wir ſind daher auf die Beſchlüſſe der nächſten Bürgerſchaft ſehr

Digitized by Google

begierig. Noch vor deren Beginn dürfte dem Senat eine Supplik eingereicht werden, an deren Spitze die Namen derer stehen, welche vorzugsweise als Wortführer der Partei sich bethätigen, die jene Trennung neuerdings entschieden fordert. Unsere Tagespresse wimmelt von Artikeln, die alle diese wichtige Angelegenheit besprechen, und zwar in sehr einschneidender Weise. Ob damit der Sache selbst gerade viel gedient ist, bleibt fraglich, wir persönlich glauben es kaum. Die Federn sind zu scharf geschnitten und der Ton, den man hin und wieder anschlägt, zeigt leidenschaftliche Vibrationen. Ruhige Diskussion wäre jedenfalls zweckmäßiger. Wahrscheinlich finden dießmal nur die unwichtigeren Senatsanträge, d. h. diejenigen, deren Tragweite sich leicht berechnen läßt, Gnade vor den Augen der Bürgerschaft; alle andern, wie jener, welche die erwähnte Gehaltserhöhung der juristischen Rathsmitglieder in Vorschlag bringt, ferner die Bewilligung einer außerordentlichen Beihülfe auf die Zeit von drei Jahren an die Kirchen, um damit die Gehalte der Geistlichen zu erhöhen, und einige andere, dürften dießmals angetragenermaßen wohl abgelehnt werden.

Wir haben oft mit Erstaunen gelesen, wie leichtsinnig die Nordamerikaner zahlreiche Menschenleben auf's Spiel setzen, wenn es gilt, ihre Eitelkeit zu befriedigen oder ihren Tollmuth zu bethätigen. Bei uns geht man, wenn auch in ganz anderer Weise, ebenfalls mit dem Leben sehr leichtsinnig um. Beim amerikanischen Capitän, der sein Dampfschiff überheizt und zuletzt sammt allen Passagieren sich selbst in die Luft sprengt, flößt die Courage doch Respekt ein; bei uns aber gibt es Leute, die sich mit einem gewissen Phlegma und ganz ohne Noth in die augenscheinlichste Gefahr begeben und oft genug darin umkommen. Mir ist in ganz Deutschland keine zweite Stadt bekannt, wo jährlich so viele Menschen aus den Fenstern, von Dächern oder Gestellen herabstürzen und dabei Arme und Beine oder gar das Genick brechen, wie in unserem Hamburg. Nimmt man die Zahl solcher Unglücklichen jährlich auf etwa sechzehn bis zwanzig an, so wird man durchschnittlich kaum zu hoch greifen. In den letzten vierzehn oder zwölf Tagen kamen auf diese Weise nicht weniger als vier Personen um's Leben. Und dennoch trifft man weder ernstliche Anstalten, die höchst gefährlichen Malergestelle, deren man sich beim Abputzen und Anstreichen der Häuser bedient, abzuschaffen, wahrscheinlich weil sie billiger sind als ein Gerüste, wie man solches überall in andern Städten herstellt, noch kommt man zurück von der Gewohnheit, die nach außen sich öffnenden Fenster von den Dienstmädchen klären zu lassen, ohne sie zuvor auszuheben. Hinsichtlich der Malergestelle, die an Kloben und Tauen hängen und drei, vier und fünf Stock hoch über den Köpfen der Vorübergehenden baumeln und bei starkem Winde nicht wenig hin und her schaukeln, hat zwar die Behörde neuerdings eine Verordnung erlassen, welche vorschreibt, wie deren Taue, Eisenbügel ꝛc. beschaffen seyn sollen; die Gefahr selbst aber wird damit nicht aufgehoben, denn diese liegt in der ganzen Einrichtung. Ein Rostbruch im Eisen, dem Auge unsichtbar, ein lockerer Balken und dergleichen mehr kann das Umschlagen oder Brechen des Gestells zur Folge haben. Dennoch bleibt Alles beim Alten, und man muß in der That über die Gleichgültigkeit und Lebensverachtung derjenigen sich wundern, die täglich oder wöchentlich in so gefahrvolle Lage sich zu begeben haben. Unsere Lokalpresse vergißt nicht, jeden einzelnen solcher Fälle mit allen etwaigen Nebenumständen gewissenhaft zu berichten, sie rügt mit vollem Recht die Unvorsichtigkeit und das Unzweckmäßige der erwähnten Einrichtungen, daß man aber solche Warnungen beachtete oder etwas Zweckmäßigeres in Vorschlag brächte, haben wir bis jetzt noch nicht bemerkt.

Der blutige Aufstand in Ostindien und die großen Verlegenheiten, welche England dadurch bereitet werden, brachte das Gerücht in Umlauf, England gehe mit dem Plane um, neuerdings auf dem europäischen Festlande werben zu lassen, um Menschen zu sammeln, die für gutes englisches Gold Leib und Leben dem Dienste Großbritanniens opferten. Abenteurer wird es immer geben; auch an nichtsnutzigem Volk ist kein Mangel weder in Deutschland noch anderwärts. Darum hat das mit großer Bestimmtheit aufgetauchte Gerücht manche verlockt, und so wanderten uns denn Individuen zu, die hier freilich keine englischen Werber, wohl aber eine wachsame Polizei fanden, der sie schließlich in die Hände fielen. Es ist wohl möglich, daß die englische Regierung in diesem Augenblick die so schnelle Auflösung der mit anständigem Kostenaufwand zusammengebrachten Fremdenlegion, die gar nichts gethan hat, schwer bedauert, bis jetzt sind indessen von Seiten Englands nirgends Schritte gethan worden, die nur entfernt vermuthen ließen, daß man im Ernst an eine neue Anwerbung von Ausländern denke, um dieselben als Hülfstruppen nach Indien zu schicken. Wir zweifeln übrigens durchaus nicht, daß sich genug Abenteuerlustige zusammenfinden würden, wenn England gutes Handgeld gäbe, und geschähe dieß öffentlich, mit Erlaubniß der Regierungen, dann würden die deutschen Hafenplätze früh genug von Zuzüglern aus allen deutschen Bundesstaaten überschwemmt werden. Wahrscheinlich aber gedenkt England sich dießmal auf andere Weise zu helfen, die vielleicht nicht weniger Geldopfer kostet, dafür aber auch sicherer ist und die Wiedereroberung des schon halb verlorenen Indiens ihm besser gewährleistet, als eine aus allerlei Volk zusammengeraffte Fremdenlegion.

Vor Jahresfrist schon hatte ein unternehmender Mann die Absicht, auf den beiden in ihrer Art unvergleichlichen Wasserbecken der Binnen- und Außenalster ein Dampfboot in Fahrt zu setzen. Die Erlaubniß dazu ward dem Unternehmer unter gewissen beschränkenden Bedingungen gegeben, und alsbald kam auch ein Dampfboot auf der Elbe an, das zu diesem Behufe gekauft worden war. Es erwies sich dasselbe jedoch als unpraktisch, weßhalb der Unternehmer ein anderes erwarb. Dieses neue Boot ward

mit nicht geringer Mühe durch die Schleußen, welche die kleine Alster absperren, aus der Elbe in die Alster geschafft und die Probefahrten damit begonnen. Darauf trat wieder eine Pause ein, das Dampfschiff lag still und es hieß, man wolle dem Unternehmer das Anlegen deſſelben an der Landungsbrücke des alten Jungfernſtiegs nicht geſtatten. Jetzt hat es ſich entſchieden, daß wirklich aus dem ganzen Unternehmen nichts wird. Es heißt, der Unternehmer habe die ihm gemachten Bedingungen nicht gehalten, das Schiff faſſe, anſtatt ſiebzig bis achtzig Perſonen, deren gegen zweihundert, gehe zu tief und müſſe, um überhaupt in Bewegung geſetzt werden zu können, mit Steinkohlen ſtatt mit Cinders geheizt werden, was des Rauches wegen, welcher ſich dann über die anmuthigen Umgebungen des Baſſins legen würde, nicht zu geſtatten ſey. Vor einigen Tagen ward denn das Dampfboot wieder durch die Schleußen in die Elbe transportirt, und da das mißlungene Unternehmen dem Eigenthümer des Schiffes ziemlich viel Geld gekoſtet haben mag, dürfte vorerſt an ein Befahren der Alſter mittelſt Dampfbootes wohl nicht zu denken ſeyn.

Der größte Theil unſeres Contingents, aus Infanterie und Cavallerie beſtehend, hat uns in dieſen Tagen verlaſſen, um über Bremen nach Oldenburg zu marſchiren, wo Anfang September ein mehrere Tage dauerndes Feldmanöver abgehalten werden ſoll, an welchem außer Oldenburgiſchen Truppen auch noch die Lübeck'ſchen und Bremiſchen Contingente ſich betheiligen werden. Unſerem Bürgermilitär erwächst durch dieſe zeitweilige Abweſenheit der Linientruppen einige Beſchwerde, da faſt alle Wachtpoſten in und außerhalb der Stadt von Bürgern beſetzt werden müſſen.

Aus Weſtphalen, Auguſt.

(Schluß.)

Die Marktheilung.

Von den Köttern gehe ich über zu den Bauern, zu den Höfen. Im Jahr 1841 zerfiel die Rheinprovinz bei einem Flächeninhalt von 10,243,790 Morgen in 11,215,527 Parcellen, nach der letzten Aufnahme in 12,433,507 Parcellen, ſo daß alſo die Zahl der Parcellen in ſechzehn Jahren um 1,217,980 gewachſen iſt. Wenn das ſo fort geht, ſo müſſen die Rheinländer in Zukunft daran denken, mit Katzen den Boden zu beackern und Geld auszugeben, wenn ſie ein Pferd ſehen wollen. Einen ſolchen Gang haben die Dinge nun, Gott ſey gedankt, bisher in Weſtphalen, Hannover und Oldenburg nicht genommen, ſo viele Mühe ſich auch die für Parcellirung fanatiſirte „Kölniſche Zeitung" gegeben hat. Noch ſind mit wenigen Ausnahmen erhalten die großen geſchloſſenen Höfe mit ihrem großen Haupthauſe, mit ihren Scheunen und Kotten, mit ihren zahlreichen Aeckern, mit ihren Wieſen und Waldungen, mit ihren ſtattlichen Kühen und Pferden. Auch hat die preußiſche Geſetzgebung im verfloſſenen Winter Schritte gegen die Parcellirung gethan, um die bisherige Leiſtungsfähigkeit der Höfe im Intereſſe des Staates zu erhalten; aber man iſt nicht weit genug gegangen, man hat nur die materielle, nicht zugleich auch die ideale Seite in's Auge gefaßt, ja iſt ſogar feindlich gegen die letztere aufgetreten, und zwar feindlich darin, daß man in den Kammern ein Geſetz einbrachte, vermöge deſſen für ganz Weſtphalen die Gütergemeinſchaft eingeführt werden ſollte.

Gütergemeinſchaft? Sie fragen mich, was für eine Bewandtniß es denn damit in Weſtphalen habe? Die geneigten Leſerinnen würden es mir wahrſcheinlich verargen, wenn ich eine gelehrte Deduktion über Erbrecht geben wollte, zumal ich überdieß bis jetzt nur ſehr ernſte Dinge beſprochen habe. Ich will die Antwort deßhalb an zwei Beiſpielen geben. — Wehmeiers Hof zu Blasheim iſt ſeit uralten Zeiten in der Wehmeierſchen Familie geweſen. Vor etwa anderthalbhundert Jahren ſtarb der Beſitzer ohne Hinterlaſſung von männlichen Erben; die Erbtochter heirathete einen Sohn vom Hofe des Barmeier, der nun nach alter Sitte und altem Recht den Namen Wehmeier annehmen mußte. Der Hof hatte damals einen Werth von 12,000 Thlr.; die Mitgift, die Barmeier demſelben zubrachte, betrug 600 Thlr. Vor neunundzwanzig Jahren ſtarb wiederum ein Wehmeier, und es erbte ſein jüngſter Sohn — die Höfe ſind in Niederſachſen bald Minorate, bald Majorate, je nach der Sitte einer Gegend; — dieſer heirathete eine Tochter von Kampmeiers Hofe; der Hof hatte einen Werth von 40,000 Thlr., die Mitgift betrug 1900 Thlr. Vier Jahre nach der Verheirathung ſtarb Wehmeier mit Hinterlaſſung zweier Söhne, von welchen nun der jüngſte als Erbe des Hofes in das Hypothekenbuch eingetragen wurde, als die Mutter zur zweiten Ehe ſchritt. Das neue Ehepaar verwaltete indeß unter Oberaufſicht des vormundſchaftlichen Gerichts den Hof, bis vor drei Jahren der Anerbe großjährig wurde und ſelbſt den Beſitz des Hofes antrat. Der Hof blieb bei der Familie Wehmeier. Wehmeier, geborene Kampmeier, erhielt mit ihrem zweiten Mann den Nießbrauch der Leibzucht, einen Theil des Vermögens und behielt ſelbſtverſtändlich mit ihrem Manne das von dieſem zugebrachte Vermögen. Das war eine Erbfolge nach alter Sitte und altem

Digitized by Google

Recht. Vor zwanzig Jahren dagegen heirathete Kaspelmeier zu Quernheim eine Tochter von Böckelmanns Hofe. Kaspelmeiers Hof hatte einen Werth von 25,000 Thlr. und war seit uralten Zeiten in Besitz der Familie Kaspelmeier gewesen; die Mitgift der Böckelmann betrug 1000 Thlr. Vor zwei Jahren starb Kaspelmeier; die Frau schritt zur zweiten Ehe, die Kinder erster Ehe wurden mit einer geringen Summe Geldes — gering nach dem Gesetze, das die Leistungsfähigkeit des Hofes erhalten will — abgefunden, und der Hof ging in den Besitz der Familie Gronemeier — so heißt der zweite Mann der Kaspelmeier — über, und zwar durch den Willen und die Wahl der Frau, die dem Hofe, 25,000 Thlr. an Werth, nur 1000 Thlr. zugebracht hatte. Das war Erbfolge nach der Gütergemeinschaft, die man in Westphalen einführen möchte.

In die Augen springt sofort der bereits erwähnte, aber meines Wissens weder in den Kammern noch in der Presse hervorgehobene Widerspruch, in den die Gesetzgebung geräth, wenn sie die alte Leistungsfähigkeit der Höfe, nicht aber die alte Erbfolge bewahren will. Mag der Hof noch so groß, die Mitgift in Folge des Gesetzes, das den Hof in seiner alten Größe erhalten will, noch so klein seyn, der Hof geht dennoch nach den Regeln der Gütergemeinschaft dadurch, daß die Frau sich zum zweiten mal verheirathet, aus den Händen der Familie, die ihn vielleicht seit tausend Jahren besessen, in die Hände einer andern Familie, über und die Kinder der alten Familie werden in Folge desselben Gesetzes, das den Hof erhalten will, mit einer geringen Abfindungssumme vom Erbe ihrer Väter vertrieben. Ich will nicht nach dem poetischen Nimbus fragen, der einen Hof umschwebt, der seit uralten Tagen im Besitz derselben Familie sich befunden hat, ich frage vielmehr, wo bleibt hier die Billigkeit? Auch nach altem Recht wurden die Kinder mit einer geringen Summe abgefunden, so daß der Erbe, der „Dickkopf," mehr wie bevorzugt wurde, aber niemand dachte daran, das nicht in der Ordnung zu finden. Die geringe Abfindung geschah im Interesse des Hofes, der, wie ich vor acht Jahren schrieb, weit erhaben war über den Interessen der Einzelnen, eine sittliche Macht, der jeder sich zu beugen hatte. Jetzt dagegen liegen die Dinge anders, wo der Hof gemordet ist als sittliche Macht, wo er von einer Familie zur andern wandert. Außerdem erwähnte ich früher, mit welcher Gewissenhaftigkeit der Bauer den Hof verwaltete, den er von seinen Vorfahren überkommen, wie er es für seine heiligste Pflicht hielt, den Hof mindestens in derselben Größe, wie er ihn empfangen, seinen Kindern zu übergeben. Wo wird diese Scheu vor dem Erbe der Väter bleiben, wenn der Hof von einer Familie zur andern wandert? Und wie stimmt, frage ich hier abermals, die Tendenz, den Hof intact zu erhalten, mit der andern Tendenz, jene Scheu zu beseitigen? Eine gute Seite hat die Gütergemeinschaft allerdings, nämlich für die Wittwen. Und wäre eine Wittwe, die Besitzerin eines Bauernhofes, auch fünfzig Jahre alt, die Bauernburschen werden sich die Sohlen ablaufen, nicht um die Wittwe zu erheirathen, sondern den Hof. Das ist aber alles.

So vollzieht sich denn geräuschlos, von der Presse kaum beachtet, von den Städtern kaum geahnt, eines der folgenschwersten Ereignisse in der Geschichte Deutschlands: der Untergang altsächsischen Lebens, altsächsischer Art und Sitte. Noch vor verhältnißmäßig wenigen Jahren konnte ein als Gymnasialdirektor von auswärts nach Westphalen versetzter Philolog sagen, es sey ihm erst hier das vollständige Verständniß der Germania des Tacitus aufgegangen. Noch jetzt ist das möglich; wer aber die Strömung der Zeit zu sondiren vermag, kann sicher prophezeien, daß nach fünfzig Jahren des Landes wie der Bewohner Physiognomie vollständig andere geworden sind, mit andern Worten, daß alle nationale Eigenthümlichkeit vollständig abgestreift werden wird. Und als die beiden Hauptfeinde dieser nationalen Eigenthümlichkeit wird die Nachwelt die Markentheilung und die Gütergemeinschaft erkennen.

Eine Zeitrichtung pflegt sich nicht einseitig, sondern auf allen Lebensgebieten zu manifestiren. Das ist auch hier der Fall: zu der Markentheilung und der Gütergemeinschaft kommen noch zahlreiche andere Momente in Betracht. Ich will nur wenige von den vielen in der Kürze anführen. Noch versteckt sich jedes Gehöfte, mögen die Häuser alt oder neu seyn, hinter und unter schattigen Bäumen und Buschwerk, und legt Zeugniß ab von der alten Waldesliebe der Einwohner; noch braucht man nirgends sehr weit zu gehen, um den Fuß in dunkeln Hochwald von Eichen oder Buchen setzen zu können; aber geändert hat sich die Sache doch schon merklich seit wenigen Jahren; mancher Wald, der noch vor zwanzig, vor zehn Jahren im grünen Blätterschmuck prangte, ist bereits den Streichen der Axt erlegen und an seine Stelle ist Ackerland getreten. Die Zeitrichtung ist dem Walde feindlich; nur der Staat, so scheint es, kann ihn noch retten, indem er ihn auf seinen Domänen unangetastet läßt. Unverändert hatte sich seit den ältesten Tagen der sächsischen Geschichte bis in die neueste Zeit hin das altsächsische Bauernhaus erhalten mit seinem von zwei Pferdeköpfen geschmückten hohen Giebel über der großen Einfahrt; der nationale Baumeister, der Zimmermeister, baute es und baute es nach den Traditionen seiner Vorgänger. Jetzt bildet und prüft der Staat den Baumeister, seine Bildung ist nicht mehr die Volksbildung, sondern die Kunstbildung, und er baut nicht nach der Tradition, sondern nach den Regeln der Kunst. Weite Strecken des Landes kann man durchwandern, ohne auch nur ein einziges neues Haus mit dem sächsischen Wahrzeichen, den beiden geschnitzten Pferdeköpfen an der Giebelspitze, zu finden. National war der alte Schneider, er fertigte die Kleidung an nach dem Herkommen; an seine Stelle tritt jetzt der Kunstschneider, meist der Dorfschneider, der nach städtischem Muster arbeitet und deßhalb eine Kleidung anfertigt, die weder eine städtische

Digitized by Google

iſt noch eine nationale: ein corrumpirtes Mittelding, eben ſo widerlich als der gebildete Bauer. Und was ſo in äußerlichen Dingen geſchieht, wiederholt ſich auf dem Gebiete des geiſtigen Lebens, indem auch die alte Volksbildung zu Grabe getragen wird, die Sage, das Mährchen, das Volkslied, die alten Gebräuche und Sitten; nicht einmal den früher ſtolzen Titel „Bauer“ will der Bauer mehr führen, ſondern er nennt ſich „Oeconom,“ und ſpricht das „Akkenohm“ aus.

„Seit mehr als zwei Jahrhunderten,“ ſchreibt ein competenter Beurtheiler weſtphäliſcher Verhältniſſe, „iſt ein Losreißen des Volks von angeſtammter Sprache, Ueberlieferungen, altehrwürdigen Sitten und Gebräuchen im Gange, und was in den letzten vierzig Jahren in dieſer Beziehung geſchehen iſt, wiegt alles frühere weit auf.“ Das ſagt Wüſte in Bezug auf die Mark; in Bezug auf den größten Theil Weſtphalens muß es nicht „in den letzten vierzig Jahren,“ ſondern „in den letzten fünfzehn Jahren“ heißen. Es iſt an vielen Orten dahin gekommen, daß die Jugend der niedern Stände, mit dünkelhaftem Pochen auf ihr zum Theil unfruchtbares und entbehrliches Wiſſen, die ganz anders beſchaffene Bildung der Väter verachtet — daß das Bauernmädchen ſich ſchämt, ein Mährchen zu erzählen, welches ſie von der Mutter gelernt — daß viele Bauernburſchen ſich etwas damit wiſſen, wenn ſie die heimathlichen Ueberlieferungen, deren ſie ſelbſt bar und bloß ſind, unnützen Plunder nennen. Wer aber die Kulturzuſtände der Vergangenheit mit denen der Gegenwart in etwa zu vergleichen im Stande iſt, wird zugeben müſſen, daß die Bildung der Alten in dem, was Hauptſache ſeyn muß, eine beſſere war. Wie vertraut lebten dieſe mit der ſie umgebenden Natur der Heimath! Während die Nachkommen auf einer Wieſe nichts weiter bemerken, als gutes und ſchlechtes Gras und nebenbei den Werth berechnen, kannten jene Alten die deutſchen Namen und den Gebrauch von hunderten der dort wachſenden Kräuter und wußten, welche Ueberlieferungen ſich daran knüpften. Jeder Vogel hatte für ſie eine Sprache, jeder Berg, jeder Ort ſeine Sage, und oft mehr als eine. An dieſen Stoffen, und vor allem an Mährchen, Fabeln, Liedern und Sprüchwörtern, wie ſie auf heimathlichem Boden gewachſen und durch Jahrhunderte gleichſam approbirt waren, bildete man Gemüth, Phantaſie und Verſtand.

Doch es iſt Zeit, daß ich meine Klagelieder ſchließe; ich komme doch aus dem einmal angeſchlagenen Tone nicht wieder heraus und behalte mir das Weitere für ein anderes mal vor. H. B.

Wien, Auguſt.

Wagners Tannhäuſer auf dem Theſpiskarren. — Die alten Hoftheater. — Wurzbach. — Die Dame Coeur d'Ange. — Ein Geſchichtchen von verſchämter Armuth. — Die Platzhalterinnen in der Kirche. — Der ſtatiſtiſche Congreß.

Man hat uns ein Stückchen Zukunftsmuſik zum Beſten gegeben, und zwar in ſo beſcheidenen Umgebungen, daß wir dieſen Umſtand ſelbſt für ein günſtiges Vorzeichen halten dürfen. Eine ſchlechte Wiege dient oft künftigem Glanze zur erſten Freiſtatt, während in der goldenen Wiege ſchon manches vielverheißende Kind geſtorben iſt. So möge es denn Richard Wagner als ein günſtiges Vorzeichen für ſeine künftigen Beziehungen zu Wien nehmen, daß die erſte Muſikſtadt Deutſchlands, nachdem ſie lange genug gewartet, für den Tannhäuſer keinen andern Platz gefunden, als eine Art von Theſpiskarren, nämlich das Thaliatheater auf den ſüdweſtlichen Höhen vor der Stadt, wo die luſtige Kneipenvorſtadt Neulerchenfeld ſteht. Die hölzerne Bude hat ſich in die Nähe der Biergärten gepflanzt, um im Anlaufe des Volks zu liegen, und Herr Hoffmann, der Direktor, ſich urſprünglich die Aufgabe geſtellt, neben allerlei dramatiſchem Spektakel auch das kleine Singſpiel vorzuführen, das in Wien zur Zeit ſonſt gänzlich unvertreten iſt. Vom kleinen Singſpiel zum Tannhäuſer iſt freilich ein gewaltiger Sprung, aber Herr Hoffmann rechnete bei dem kecken Verſuch auf die Neugier des Publikums und auf die Nachſicht, zu welcher die Beſchränktheit ſeiner Mittel nöthigt. Seine Berechnung hat ihn in beiden Stücken nicht betrogen und die Erwartung iſt in der zweiten Beziehung ſogar übertroffen worden, da viele Hörer nach der Vorſtellung ſich in der ſüßen Ueberzeugung zum Bierhumpen ſetzten, den ächten und rechten Tannhäuſer kennen gelernt zu haben, obſchon das Orcheſter nicht zur Hälfte den Anſprüchen des Tondichters genügte (ich rede nur von der Zahl der ſtreichenden, blaſenden und hauchenden Künſtler). Ueber die Oper ſelbſt erwartet ihr von mir keine Auskunft; ihr wißt ja, daß von meinen neun Müttern mich keine in ſo hohem Grade als ihr Stiefkind behandelt, wie Euterpe. Ohnehin haben ſo viele Kunſtverſtändige ſich über Wagners Tannhäuſer weitläufig ausgelaſſen, daß eine Beſprechung des Werks hier vom Uebel wäre. Noch zweckloſer dürfte es ſeyn, über die Einzelheiten der Darſtellung zu reden; für euch in der Ferne iſt nur von Bedeutung, daß eine Oper erſten Ranges, die weit und breit berühmt

iſt, zu Wien in einer Bretterbude mit untergeordneten Kräften zur Aufführung gediehen, während im großen Hoftheater ein vortreffliches, wohlbeſetztes Orcheſter, ausgezeichnete Sängerinnen und Sänger und wohlgeſchulte Chöre zu mancherlei Leiſtungen verwendet werden, deren viele man leichter entbehren würde als manches, was man entrathen muß.

Ich will damit übrigens nicht etwa geſagt haben, daß unſere Oper den großſtädtiſchen Anſprüchen genüge; im Gegentheil, ich gehöre zum großen Haufen, welcher ſchon das Haus an ſich für gänzlich ungenügend hält, um von allem übrigen zu ſchweigen. Doch ſteht dieſem Jammer die Abhülfe nahe bevor; ſeit dem Aufenthalte des Hofes in Oberitalien weiß man in den höchſten Kreiſen, wie eigentlich ein großes Schauſpielhaus auszuſehen hat, und damit iſt das Todesurtheil über das alte Theater in der Burg und über das Opernhaus beim Kärntnerthor geſprochen. Dem Vernehmen nach ſollen zwei neue Schauſpielhäuſer auf den äußern Burgplatz geſetzt werden. Die alten Häuſer, welche vor einer kurzen Reihe von Jahren zwar für nicht ganz bequem mehr galten, aber im Ganzen doch dem Bedürfniß nothdürftig entſprechen, ſind jetzt entſchieden unhaltbar geworden. Das iſt eine der vielen ganz natürlichen Folgen des gänzlichen Umſchwunges der Dinge, welcher (wie auch in dieſen Blättern ſchon oft erwähnt worden) Wien zur wirklichen Hauptſtadt von Großöſterreich gemacht hat, und es mit unwiderſtehlicher Gewalt auch zu einer wirklichen Großſtadt machen wird. Vielleicht gibt die Erbauung der zwei neuen Hoftheater den Anlaß, die Baſteien zu beiden Seiten des äußern Burgthores in den Graben zu werfen; und wenn die eine Maſche einmal gelöst iſt, braucht man nur noch ein bischen zu ziehen, um den Strumpf aufzutrieſeln.

Die Neugeſtaltung des Kaiſerſtaates zu einem großen Ganzen trägt unter anderem auch eine literariſche Frucht, deren hier in flüchtigen Worten Erwähnung geſchehe. Von Wurzbachs biographiſchem Lexikon des Kaiſerthums Oeſterreich iſt bereits des dritten Bandes erſte Lieferung erſchienen. Der erſte Band liegt ſchon ſeit einigen Monaten, der zweite ſeit ein paar Wochen vollendet vor. Das Werk hat ſich eine verhältnißmäßig enge Grenze geſteckt; es bringt Nachrichten über das Leben denkwürdiger Perſonen eines einzigen Jahrhunderts, von 1750 bis 1850, natürlich mit dem weiſen Vorbehalt, hie und da ein wenig die Linie zu überſchreiten; es hätte z. B. ſonſt den Muſiker Emanuel d'Aſtorga mit Schweigen übergehen müſſen, oder würde den Prinzen Eugen von Savoyen nicht nennen dürfen, die beide ſchon vor 1750 vom Schauplatz abgetreten waren. Das Lexikon iſt keine Zuſammenſtellung im gewöhnlichen Sinne, obſchon es in der Natur der Sache liegt, daß es aus bereits vorhandenen Quellen zuſammengetragen werden mußte. Wurzbach bearbeitet mit einem Fleiße, der ſich mit ſo umfaſſenden Kenntniſſen nicht immer vereinigt, den erhaltenen Stoff ganz ſelbſtſtändig. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit eigenen Augen einen Theil nicht nur der druckfertigen Handſchrift, ſondern auch des geſammelten Stoffes zu ſehen und daraus die Art des Arbeitens zu beurtheilen, da es mir vergönnt war, Herrn von Wurzbach an einem Sonntage in ſeinem Landhauſe zu beſuchen und ein paar Stunden mit ihm zu verplaudern. Sein Tusculum liegt in der reizenden Gegend von Ober-St. Veit, wohin er ſich flüchtet, ſo oft es ihm ſeine Berufsgeſchäfte erlauben. Er war gütig genug, mir ein paar Bündel ſeiner wohlgeordneten Sammlung zu zeigen, die ſeit etwa zwanzig Jahren biographiſche Notizen aneinander reiht. Ein hohes Büchergeſtell enthält in langen Reihen Dinge, die wie dickleibige Bücher ausſehen und auf dem breiten Rücken große Buchſtaben tragen, durch welche ſich ihre lexikaliſch geordnete Reihenfolge beſtimmt; was ein Buch ſcheint, iſt ein hohler Pappkaſten, worin ſich der geſammelte Stoff birgt. Zu jedem Namen gehören, je nach ſeiner Wichtigkeit und dem Reichthum der vorhandenen Quellen, eine Anzahl von Zetteln mit den betreffenden Angaben und genauer Anführung der Quelle, die in manchen Fällen eine alte Urkunde, in andern eine mehr oder weniger neue Zeitſchrift, ein Buch u. ſ. w. iſt, wobei alle neun amtlich anerkannten Sprachen Oeſterreichs vorkommen, von denen mehrere (z. B. Polniſch und Italieniſch) dem Sammler ſo geläufig ſind wie Deutſch. Aus dieſen fleißig zuſammengetragenen Angaben wird jede einzelne Lebensbeſchreibung mit kritiſcher Sichtung verfaßt, und die Druckerei erhält keine Zeile, welche Wurzach nicht eigenhändig geſchrieben. Aus dieſen Andeutungen allein ſchon ergibt ſich ein Maßſtab für die Bedeutung der großartigen Arbeit, die für künftige Zeiten ein Quellenwerk von höchſter Wichtigkeit ſeyn wird. Einen andern Maßſtab für die Schwierigkeiten beſagter Arbeit gibt vor allem der vorliegende Buchſtabe C mit ſeiner überwältigenden Menge von ſlaviſchen Namen, für welche die ſeltenen Quellen aufzufinden zu den ermüdendſten Einzelnheiten des Unternehmens gehörte. Mit dem eiſernen Fleiß und dem kritiſchen Scharfſinn verbindet Wurzbach eine meiſterhafte Darſtellung, die in einfacher Kürze alles Weſentliche ſagt.

Die Wohlthätigkeit iſt nicht nur eine Tugend, ſondern auch eine Kunſt. Wird die Tugend nicht mit Kunſt geübt, ſo ſchnappen freche Schmarotzer der Wohlthätigkeit das Brod aus der Hand, welches für die Noth beſtimmt war. Und die Kunſt iſt ſchwer, beſonders in einer großen Stadt. Das bedenken die meiſten nicht, ſondern werfen ihr Scherflein gedankenlos weg, woher es kommt, daß die dreiſten Bettler ſich wohl befinden, während die verſchämte Armuth ſo häufig nicht aus noch ein weiß. Man pflegt deßhalb auch in Wien zu ſagen: „Wer es zum Betteln gebracht, iſt ein gemachter Mann.“ Neben den gedankenloſen Verſchwendern der Wohlthätigkeitskreuzer gibt es aber auch gute Haushälter, wahre Virtuoſen der hülfreichen Barmherzigkeit. In erſter Reihe ſteht hier das weibliche Geſchlecht. Vor allem berühmt in dieſem Fache iſt eine geheimnißvolle Dame, bekannt unter dem Namen

»Coeur d'Ange,« von der die einen ſagen, ſie ſey vor ein paar Jahren geſtorben, während andere behaupten, der Name gehöre einer noch lebenden Gräfin Feſtetits. Eine dritte Partei ſtellt die Muthmaßung auf, „Engelsherz“ ſey ein Gattungsname, der verſchiedenen Frauen zukomme, die im Stillen Gutes wirken. Alle Zeichen ſtehen dafür, daß dieſe Vermuthung wenigſtens in neuerer Zeit die richtige ſey; es gibt viele edle Frauen, welche nach dem Beiſpiele der urſprünglichen Coeur d'Ange ihr Almoſen durch vertraute Hände dem Ziele zuführen, nachdem ſie ohne Aufſehen Erkundigungen eingezogen haben. Manche bedienen ſich zu ſolcher Vermittlung des Vincentiusvereins, der durch ſeine Verbindungen dem Volke nahe ſteht. Aus der Mitte des Vincentiusvereins habe ich ein Geſchichtchen erfahren, das ich hier mittheilen will. — Zu den Pflegbefohlenen des Vereins gehörte eine arme Familie in einer der Vorſtädte „im fernen Weſten,“ vielleicht auf dem Thury oder auf dem Strozzengrunde. Der Mann, ein Anſtreicher und Zimmermaler, der hier Suburbanus heißen möge, war immer kränklich, eben ſo das Weib und die Kinder. Der Abgeordnete des Vereins hatte beim erſten Beſuche eine bleiche Frau in Lumpen, drei Kinder krank auf ärmlichem Strohlager gefunden. Das Zimmer, zu welchem im Hintergrunde des Hofs eine ſchmale ſteile Treppe, eine Art Hühnerſteige empor führte, bildete einen düſtern Aufenthalt mit ſeinen ſchmierigen Wänden und ſeinen verkommenen Fahrniſſen, inſofern man einen wankelmüthigen Tiſch und ein paar lebensgefährliche Seſſel als Fahrniſſe gelten ließ. Den „Kaſten“ (den Schrank) erſetzte ein Brettergeſtell, das die Thürniſche im Hintergrunde einnahm und mit einigem ſchadhaftem Geſchirr beſetzt war, ein Altar der Göttin Penelo. Das ganze Geſtell beſtand nur aus zwei Brettern, und ſelbſt dieſe waren nicht ganz voll. Die Beſuche wurden mehrfach wiederholt. Die arme Familie, urſprünglich von einer adeligen Frau empfohlen, erhielt einige von dieſer bewilligte Unterſtützungen von namhaftem Betrage. So überbrachte der Bote einmal auch eine reichliche Gabe, weil einer von den vier verhängnißvollen Tagen Lichtmeß, Georgi, Jacobi, Michaelis erſchienen war, die den armen Leuten ſo viel zu ſchaffen machen. In den Vorſtädten wird nämlich der Zins vierteljährig (zum voraus) bezahlt; in der Stadt und in der Leopoldſtadt iſt, beiläufig bemerkt, die Bezahlung halbjährig, zu Georgi und zu Michaelis. Die Frau hatte nie ſo jämmerlich gethan, als an ſelbigem Tage; ſie klagte um ihr Sonntagsgewand, das ſie verſetzt habe, ſo daß ſie nicht einmal zu der „Jauſe“ gehen könne, zu der „ihrer Zenzi Frau Göd“ ſie geladen. „Eine Schale Kaffee und ein Kipfel thut unſer einem doch ſo wohl und kommt ſo ſelten an uns,“ ſagte ſie. Auch dieſen Jammer fühlte der Bote in ſeinem mitleidigen Herzen mit, doch konnte er ihm nicht abhelfen; denn er durfte nicht für Kaffee und Kipfel ſpenden, was anderwärts für Brod gebraucht wurde. Er ging. Draußen grinſte ihn eine alte Frau bedeutſam an und ſchien mit ihm reden zu wollen. Er blieb ſtehen; ſie konnte ja der Hülfe oder des guten Rathes bedürfen. Seine Vermuthung ſchien ſich zu beſtätigen, da ſie ihn fragte, ob er nicht zum Vincentiusverein gehöre? Er bejahte und ſetzte in einem Athem hinzu, daß bei einem Anſuchen um Unterſtützung die und jene Förmlichkeit zu erfüllen ſey. „Das weiß ich eh'“, fiel ihm das Weib in die Rede, „und wenn ich ein Armuthszeugniß brauchte, wüßte ich's ſchon zu bekommen; aber ich brauch's nicht. So lange ich arbeiten mag, habe ich zu eſſen, und wenn ich's nimmer ermachen kann, ſo gehe ich betteln und habe erſt recht mein gutes Auskommen. Aber ich möchte den Herrn wohin führen, wo es gut wäre, wenn er ſelber nachſchaute.“ — Der Bote des Erbarmens erklärte ſich bereit. „Wenn der Herr Nachmittags um drei Uhr wiederkommen will,“ hob die Alte abermals an, „ſo ſoll er ſehen, wo die Muſikanten ſitzen.“ — „Kann's nicht gleich ſeyn?“ — „Jetzt würde der Herr die rechten Leute nicht beiſammen treffen.“ Da er ohnehin Nachmittags in der Gegend zu thun hatte, verhieß er ſich einzuſtellen. Die Alte bezeichnete ihm Straße und Haus, wo ſie ihn erwarten werde. Es war ganz in der Nähe. Er kam zur verabredeten Stunde. Die Alte erwartete ihn unter der Thüre eines Hauſes von anſtändigem Ausſehen, führte ihn eine wohlgehaltene Stiege hinauf und ſagte: „Dort links läuten Sie an und machen Sie dann die Augen gehörig auf.“ Mit dieſen Worten trat ſie einen raſchen Rückzug an. — „Iſt das Weib verrückt?“ fragte der Bote ſich ſelbſt, doch ſchritt er zu der bezeichneten Thüre vor, obſchon er eigentlich Luſt verſpürt, umzukehren. Vor der Thüre aber dämmerte ihm alsbald ein Licht auf, als er auf einem ſaubern Blechſchild in zierlicher Schrift die Worte las: „Peter Suburbanus, Zimmermaler, verfertigt alle in ſein Fach einſchlagenden Arbeiten.“ Er läutete; ein Frauengewand rauſchte heran, die Thüre öffnete ſich und vor den Augen des erſtaunten Beſuchers ſtand die leibhaftige Frau Suburbana, aber nicht in der Hülle des Elends, ſondern in einem hübſchen Kleide über wohlgeſteiften Unterröcken. Wie er verwundert, ſo war ſie erſchrocken. Ihre Ueberraſchung benutzend drang er durch das Vorzimmer, das zugleich Küche war, in das Wohngemach. Sauber gemalte Wände, weiße Fenſtervorhänge, eine hübſche Einrichtung von Nußbaumholz empfingen ihn. Auf dem Tiſche vor dem Sopha ſtand über dem grauen Kaffeetuch ein großes Theebrett, beſetzt mit Kaffeegeſchirr von Porcellan. Am Tiſche ſaßen außer den wohlbekannten „kranken“ Kindern ein paar geputzte Weiber. Man war zu einer feierlichen Jauſe (Veſperbrod) verſammelt, dem Namenstage der Hausfrau zu Ehren. Der Beſucher trat zur nächſten Thüre und öffnete ſie. Den Weg verſperrte theilweiſe ein Brettergeſtell in der Thürniſche, aber die Ausſicht blieb unverwehrt, und man brauchte bloß unter den zwei Querbrettern durchzuſchlüpfen, um in das Zimmer zu gelangen, wo der getäuſchte Bote ſchon ſo manchen Gulden in die Hände der Heuchelei gelegt. Das Haus war ein Durchhaus, der Hauptbau und der Hof mündeten nach

Digitized by Google

verſchiedenen Straßen. Für Polizei, Armenpflege und Wohlthätigkeit wohnte die Suburban'ſche Familie gegen den Hof hinaus; die Gaſſenwohnung war für gute Freunde und Kundſchaften. — Auf dieſes Geſchichtchen geſtützt betone ich den Ausſpruch: Geben iſt leicht, aber Wohlthätigkeit üben eine Kunſt! — Gern würde ich etwas näheres über die alte Frau mittheilen, die — wenn vielleicht auch nur aus Bosheit — durch ihre Angeberei dem Unfuge der Suburban'ſchen Familie ein Ziel ſteckte, aber ich habe nichts von ihr oder über ſie in Erfahrung gebracht, als daß ſie möglicherweiſe zu den liebenswürdigen Schönheiten gehört, die in der Kirche „Platz halten." Das iſt gerade zu verſtehen wie vom Theater. Eine Zunft von Weibern, großentheils Pfründnerinnen, beſetzen in der Kirche die Bänke, ſobald ſie erfahren, daß ein bedeutender Redner, z. B. ein Veith oder ein Klinkowſtröm, predigen werde, und wer dann die Predigt ſitzend hören will, hat ſich mit einer ſolchen „Beſitzerin" zu verſtändigen. In der Faſtenzeit geht dieſer Erwerbszweig beſonders ſchwunghaft, während er im Sommer ganz brach liegt. Ich weiß nicht, ob die Behörde ſchon nach Mitteln geſucht hat, dieſen Schacher im Gotteshauſe abzuſtellen, aber jedenfalls dürfte die Aufgabe noch ſchwerer ſeyn, als jene, die Fiaker und Comfortables zu bändigen, mit denen die Polizei weit entfernt iſt fertig zu werden; und doch iſt der Fiaker ein Lamm im Vergleich mit einem alten Weibe. Das einzige durchgreifende Mittel wäre, wenn das Publikum einmüthig ſich weigerte, die erwarteten Trinkgelder zu ſpenden; doch zu einer ſo ſtrengen Maßregel ſind wir immer noch zu gemüthlich, obſchon die neue Zeit uns ſchon tüchtig hergehämmert hat.

Die „Begebenheit" der jüngſten Tage war der ſtatiſtiſche Congreß, obſchon ſich zwei ſchauerliche Todesfälle zugetragen. Auf dem Donauarm, welcher der Canal heißt, iſt ein unvorſichtiger Schiffknecht von der Zugleine eines zu Berge gehenden Laſtſchiffes geköpft worden. Das hänfene Tau hat den Kopf des Unglücklichen glatt weggenommen, wie das Eiſen des Fallbeils es nicht beſſer gethan hätte. Im Carltheater hat ſich ein junger Menſch eine Piſtolenkugel durch die Bruſt geſchoſſen, und zwar während einer luſtigen Vorſtellung vor offener Scene, in dem Augenblick, als die „ſieben" Mädchen in Uniform (auf dem Carltheater bis zu ſiebenundzwanzig vermehrt) ihre Musketen abfeuerten, ſo daß der Piſtolenſchuß nur von den allernächſten Nachbarn vernommen wurde und es hernach hieß, ein Zuſchauer ſey von der Bühne aus erſchoſſen worden. Anfangs ſprach man von einem zufälligen Unglück, bald darauf aber von böslichem Vorbedacht, natürlich aus Eiferſucht, da der Schuß von einem jungen weiblichen Weſen auf einen jungen Mann abgefeuert worden. Weßhalb der lebensmüde Jüngling ſich den ſo wenig geeigneten Schauplatz für ſeine Frevelthat auserkoren, iſt eines der vielen dunkeln Räthſel, zu denen nur unſer Herrgott den Schlüſſel hat. — Der ſtatiſtiſche Congreß war der dritte in der Reihe, und der Freiherr von Czörnig, welcher als Vorſitzender die Schlußrede hielt, kennzeichnete ſeine Bedeutung in folgender Weiſe: „Der erſte Congreß hat den neuen Gedanken gefunden, der zweite ihm Form gegeben, der dritte die erſten Früchte getragen." Ueber dieſe Früchte geben die Sitzungsberichte ausführlich genug Aufſchluß. Der Göttinger Profeſſor Achenwall (der Adam Smith der Statiſtik) und ſein berühmter Nachfolger, Aug. Ludwig v. Schlözer, würden gewiß Freude an der Verſammlung ihrer Epigonen haben, wenn ſie ſich noch um irdiſche Dinge kümmern könnten. Ich für meinen Theil verehre die volkswirthſchaftliche Bedeutung der Statiſtik nur im Großen und Ganzen, ohne mich in ihre Geheimniſſe einzudrängen. Der rechte Sinn für Zahlen geht mir ab. Dennoch wüßte ich eine hübſche Aufgabe für die Herren vom Fach. Sie ſollten mir herausbringen, wie viele Procente einer Bevölkerung gewiſſe Eigenſchaften beſitzen müſſen, um dieſe Eigenſchaften als vorwiegende Beſtandtheile eines Nationalcharakters geltend zu machen. Es gibt tiefſinnige Franzoſen, empfindſame Italienerinnen, vom Glauben abtrünnige Spanier, feige Deutſche, herzhafte Juden, gediegen ehrliche Slowaken, Raizen und Griechen, aufrichtige Polen, nüchterne Ruſſen in verhältnißmäßig größerer oder geringerer Anzahl; wie kommt es nun, daß im Ganzen die Franzoſen für leichtfertig, die Italienerinnen für ſinnlich, die Spanier für gut katholiſch gelten? Wie viele Procente der deutſchen Nation dürfen das Herz unter dem Gürtel tragen, ohne daß man die Nation der Feigheit beſchuldigt? Wie wird der Muth der Nation wiſſenſchaftlich durch Zahlen dargethan, wenn unter der geſetzmäßigen Fahne nicht Einer vor dem Feinde ausreißt, während Söhne deſſelben Stammes unter dem Banner des Aufruhrs ſchaarenweiſe davon laufen? Die Wiſſenſchaft ſoll ergründen, ob die Spanier darum im Ganzen muthiger ſind, als die Deutſchen, weil der Guerrillero ſich beſſer ſchlägt als der Freiſchärler. Bevor der Pſycholog erwägen kann, ob die Engländerinnen darum weniger rein von Sitten ſind als die Weiber anderer Völker, weil verhältnißmäßig mehr Entführungen verheiratheter Frauen in England vorkommen ſollen als anderswo, oder ob es für ihren ſittlichen Sinn Zeugniß gibt, daß ſie die Heimlichkeit des Treubruchs verſchmähen, wird die Statiſtik erſt das Zahlenverhältniß feſtſtellen müſſen. Ihr erſeht aus dieſen flüchtigen Andeutungen, daß die pſychologiſche Statiſtik noch ein weites unbebautes Feld vor ſich hat, auf das ſich aber die vierte, wahrſcheinlich in London abzuhaltende Tagſatzung der Jünger Achenwalls ſchwerlich noch wagen wird. — Als bemerkenswerthe Punkte werden ſchließlich zwei Thatſachen hervorzuheben ſeyn; die Verſammlung iſt in huldreicher Weiſe vom Kaiſer ſelbſt ausgezeichnet worden, und die preußiſche Regierung hat keinen Abgeordneten zu dem weltbürgerlichen Tage geſendet, obſchon er zu Wien abgehalten ward.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.
Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 39.

Inhalt.

Richard Wagners Musikreform. Zum populären Verständniß derselben. I. Seite 913.
Der arme Student. Nach W. Carleton. (Forts.) Seite 919.
Könige. Von J. G. Fischer. Seite 927.
Korrespondenz-Nachrichten. London. Seite 928. — Berlin. Seite 930. — Carlsruhe. Seite 934.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

[52] Durch alle Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Bildnisse
der großen deutschen Tonkünstler.

Nach den besten Originalen in Linienmanier gestochen von

L. Sichling.

Erstes Heft: J. S. Bach. — G. F. Händel. — Chr. v. Gluck.
Zweites Heft: J. Haydn. — W. A. Mozart. — L. v. Beethoven.

Preis jedes Heftes 1½ Thaler.

Einzeln werden diese Portraits in etwas größerem Formate zu ¾ Thaler abgegeben.

Schatzkästlein
des
Gevattersmanns.

Von

Berthold Auerbach.

Zweiter Abdruck.

8. geheftet. fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Elegant in rother Leinwand gebunden

fl. 2. 36 kr. oder Rthlr. 1. 16 Ngr.

In hundertfacher Weise — denn es enthält hundert Geschichten und Betrachtungen — erschließt dieses Buch in ebenso schlichter als tiefsinniger und dichterischer Kraft die mannigfachsten Lebensverhältnisse. Wir können mit aller Zuversicht sagen: es wird von keinem ähnlichen in deutscher Literatur übertroffen. — Frohe Laune und tiefer Ernst, die Grundtöne, die von je den Charakter des Volksliedes und der Volkserzählung bestimmten, finden sich hier vereinigt in trefflichen Bildern aus dem pulsirenden Leben der Gegenwart. Von der Liebe zum Volke eingegeben, wie überhaupt die Schriften Auerbach's, wird dieses Buch unzweifelhaft volle Anerkennung finden und, wie wir annehmen, dauernden Segen verbreiten.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

System
der
Volkswirthschaft.

Ein Hand- und Lesebuch
für
Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Erster Band.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Grundlagen der Nationalökonomie.

Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Dem Herrn Verfasser hat bei Abfassung vorliegenden Werkes ein dreifacher charakteristischer Zweck vor Augen gestanden. Einmal, die exacten Grundlagen der Nationalökonomie in der vollen naturwissenschaftlichen Eleganz und Schärfe darzustellen, wie sie von der neuenglischen Schule und in Deutschland von Hermann und von Thünen behandelt worden sind. Hiermit aber zweitens den ganzen Reichthum der geschichtlichen und ethnographischen Forschungen unserer Zeit in Verbindung zu bringen. Jene exacten Grundlagen sollten gleichsam das Knochengerüste, dieser historische Aufbau das Fleisch und Blut sein und das ganze eine wirkliche Wissenschaft vom Volksleben bilden. Drittens war es hinsichtlich der Form sein Bestreben, zumal durch Ausscheidung von Text und Noten, sowohl dem gelehrten und praktischen Nachschlagebedürfnisse zu entsprechen, als auch dem gebildeten Publikum eine anregende und anziehende Lectüre zu bieten.

Die vorliegende zweite Auflage ist eine verbesserte, und bei völlig gleicher Eintheilung des Druckes um 32 Seiten stärker als die erste. Die Forschungen Anderer, welche in den zwei letzten Jahren erschienen sind, wurden in derselben mit größter Sorgfalt berücksichtigt. Neben wesentlichen Berichtigungen der in der ersten Auflage vorgetragenen Lehren ist ganz besonders eine große Menge von Paragraphen durch einzelne geschichtliche, ethnographische und statistische Züge bereichert worden. Um vielfach geäußerten Wünschen zu begegnen, wurde ferner noch schon diesem ersten Bande des ganzen Werkes ein besonderes Autoren- und Sachregister beigegeben.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Deutsches Elementarwerk.

Lese- und Lehrbuch
für
Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen,
Cadettenhäuser, Institute und Privatunterrichte.
Von
Dr. Mager.

Erster Theil, in drei Bänden.

Auch unter dem Titel: **Deutsches Lesebuch.**

Erster Band. Neunte Auflage. (XX und 349 S. gr. 8.)
Preis 54 kr. oder 16 Ngr.

Zweiter Band. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. (XVIII und 410 S. gr. 8.)
Preis fl. 1. 6 kr. oder 20 Ngr.

Dritter Band. Vierte Auflage. (XXIV und 832 S. gr. 8.)
Preis fl. 2. 40 kr. oder Rthlr. 1. 18 Ngr.

Zweiter Theil: **Deutsches Sprachbuch.** (Soll in neuer Bearbeitung möglichst bald erscheinen.)

Diesem **deutschen Elementarwerk** läuft parallel:

Französisches Elementarwerk.

Lehr- und Lesebuch
für
Gymnasien und h. Bürger- (Real-) schulen.

Erster Theil. Französisches Sprachbuch.

Elementar-methodische Unterweisung in den Anfängen der Grammatik, Onomatik und Technik der französischen Sprache. Siebente Auflage. (XVI und 342 S. gr. 8.)
Preis fl. 1. 12 kr. oder 24 Ngr.

Zweiter Theil. Französisches Lesebuch.

Erster Band. Siebente umgearbeitete und vermehrte Auflage. (XIX und 246 S. gr. 8.)
Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Zweiter Band. Fünfte umgearbeitete und vermehrte Auflage. (XXXII und 414 S. gr. 8.)
Preis fl. 1. 12 kr. oder 24 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 39. 27. September 1857.

Baccalaureus Wer außer mir entband euch allen Schranken
Philiſterhaft einklammernder Gedanken?
Ich aber frei, wie mir's im Geiſte ſpricht,
Verfolge froh mein innerliches Licht,
Und wandle raſch, im eigenſten Entzücken,
Das Helle vor mir, Finſterniß im Rücken. —
Mephiſtopheles Original, fahr' hin in deiner Pracht!

Goethe.

Richard Wagners Muſikreform.

Zum populären Verſtändniß derſelben.

I.

Es mögen ungefähr fünfzehn bis zwanzig Jahre ſeyn, ſeit Richard Wagner durch ſeine Opern und Schriften die Kunſtwelt bewegt. Während dem iſt für und gegen ihn geſchrieben und geſprochen worden, eine Partei hat ſich zu ſeiner Vertheidigung und zur Verbreitung ſeiner Werke gebildet, eine öftere Wiederholung ſeiner Opern hat Gelegenheit geboten, ſich zu Gunſten oder Ungunſten des Meiſters zu entſcheiden, eine neue, umfangreichere Oper von ihm ſteht demnächſt in Ausſicht, die ſeine Principien noch nachdrücklicher zur Geltung bringen und vielleicht noch klarer in's Licht ſetzen wird; kurz, das Material zur abſchließenden Beſprechung der Wagner'ſchen Kunſtbeſtrebungen iſt beiſammen und die Sache darf für ſpruchreif angeſehen werden. Es erſcheint deßhalb auch nicht mehr zu früh, dem größeren Publikum die Wagner'ſche Kunſtreform, beſonders die Muſikreform einmal in gedrängter Ueberſicht darzulegen; denn im Grunde haben doch nur wenige ſeine Opern gehört, von ſeinen Schriften aber wenig oder nichts geleſen und ſich ſtatt deſſen mit vereinzelten Behauptungen, mit Urtheilen aus dritter Hand begnügen müſſen, die unverſtändlich und abſonderlich genug klangen, um zu verwirren und abzuſchrecken. Eine ſolche Beſprechung wird dann ſchließlich auch dazu führen, dasjenige herauszuſtellen, was an Wagners Tendenzen Bleibendes und was Vergängliches iſt, dasjenige, was nur einen vorübergehenden Gährungsſtoff für die modernen Kunſtzuſtände abgibt, ſo wie dasjenige, was ſich von dauernder Nachwirkung auf unſere Kunſt und ſpeciell auf unſere Muſik erweiſt.

Die Reformbeſtrebungen Wagners und ſeiner Schule laſſen ſich im Weſentlichen in folgende wenige Punkte zuſammenfaſſen. Einmal verlangt Wagner für die Oper einen wirklich dramatiſchen Inhalt, ſo daß aus der bloßen Oper ein „Operndrama" wird. Sodann fordert er ſinngetreue Deklamation des Textes bis zum völligen Aufgehen der Muſik in die dichteriſchen Worte, alſo eine abſolute Verſchmelzung beider Künſte zu einem organiſchen Ganzen, das in dieſer Weiſe noch nicht beſteht. Endlich proklamirt Wagner die Verwendung der Tonelemente zu noch nicht dageweſenen Verbindungen, eine Neugeſtaltung der muſikaliſchen Formen und die Anwendung neuer Inſtrumente, einer neuen Technik. Und damit dieſe Beſtrebungen zur Geltung gelangen

Digitized by Google

und in die Praxis übergehen können, verkündigt seine Schule die Aufhebung des bisherigen Kunstsystems, der philosophischen Denkbestimmungen und Principien, die bis jetzt gegolten haben, und dringt statt ihrer auf eine neue Theorie, auf eine neue ästhetische Gesetzgebung, auf eine erweiterte Weltanschauung, die aber so unbestimmt, so willkürlich ist, daß man keine Vorstellung von der angestrebten Kunst der Zukunft gewinnt und wenig Hoffnung zu ihrer dereinstigen Realisirung fassen kann. Doch hält dieß den Meister und seine Verfechter nicht ab, auf ein „Kunstwerk der Zukunft" hinzuweisen, in welchem sich die jetzt nur erst zerstreuten Reformversuche zusammenfassen und schließlich alle Künste ihre höhere Vereinigung finden sollen.

Diese Reformgedanken sind ein Gemisch aus Wahrem und Falschem, und die Kritik befindet sich ihnen gegenüber in dem eigenthümlichen Falle, sie halb billigen, halb verwerfen zu müssen. Berechtigt ist zunächst der Gedanke einer Kunstreform selbst, der Plan zu einer Umänderung und Besserung in manchen Zweigen der modernen Kunst, die Beseitigung überwundener Formen und Standpunkte, die Einführung neuer und würdigerer Stoffe in das heutige Kunstschaffen. Aber verwerflich ist es, wenn man den stetigen Entwicklungsgang der Geschichte ignoriren, ganze große Culturepochen der Menschheit für bloße Verirrung erklären, den Genien der Vergangenheit ihr Recht streitig machen will und sich dann unterfängt, auf der Grundlage solch falscher Voraussetzungen eine neue Kunst zu begründen, seine Kunstschöpfungen wie aus dem Nichts hervorzuzaubern und so zu sagen ganz von vorne anzufangen. Gewiß sind unsere Kunstzustände in vielfacher Hinsicht betrübt genug; ein unberufener Dilettantismus hat viel geschadet, der lange Friede hat auch in der Kunstproduktion eine verderbliche Sicherheit mit sich geführt, die Alles in dem gewohnten Gleise dahinlaufen ließ; das gesunde Volksgefühl, das von der aristokratisch gehaltenen Kunst wenig zu sehen und zu hören bekommt, konnte keine Opposition erheben. Aber so berechtigt, so dringend nöthig auch diese Reform ist, immer hat sie sich auf die vorhandenen Naturgrundlagen zu stützen, an die classischen Vorbilder der Vergangenheit anzuknüpfen und nach ihnen die Gegenwart zu corrigiren, ihre Auswüchse zu beschneiden, ihre Uebertreibungen auf das rechte Maß zurückzuführen.

Auch die Forderung Wagners, daß die Oper einen wirklich dramatischen Inhalt haben müsse, verdient zunächst die vollste Billigung. Wer wagt, die Misère der bisherigen Opernlibrettos in Abrede zu stellen, die wunderlichen, abgeschmackten, trivialen Stoffe zu vertheidigen, denen es nicht nur an jedem positiven, sondern an jedem vernünftigen Inhalt fehlte und die so geschmacklos und widersinnig waren, daß man es unbegreiflich findet, wie die Musik sich an solche Nichtsnutzigkeiten habe wegwerfen können? In der That ignorirt man denn auch, wenn man die Oper hört, den Text vollständig und hält sich nur an die Musik; den Gegenstand braucht man nicht zu kennen, der dramatische Inhalt ist völlig gleichgültig, die Musik allein ergötzt und entscheidet über den Werth oder Unwerth des Werks. Wer sieht hierin nicht einen tiefen Verfall der Oper? Und wer wollte nicht den Wagnerschen Versuch aufrichtig begrüßen, der herabgekommenen Oper objektive, poetisch bedeutende Stoffe ächt dramatischen Charakters zu vindiciren?

Weniger können wir uns mit den Gegenständen selbst, die Wagner gewählt hat, einverstanden erklären, nämlich mit den Gegenständen aus der altdeutschen Sage, aus der wunderbaren Romantik des Mittelalters. Allerdings hat die Musik eine ganz besondere Vorliebe für Stoffe dieses Gebietes, weil die Wunder des Mythus und der Romantik dem Gemüthe einen weiten Spielraum gestatten. Nur fühlt sich die sehr empirische, sehr realistisch gesinnte Gegenwart von dieser untergegangenen Wunderwelt der Sage nicht besonders angesprochen und zieht überall die concreten Menschengestalten, die lebendigen Scenen und Handlungen der Geschichte und des socialen Lebens jenen Schatten und Schemen vor. Statt deren hätte Wagner historische Objekte, Begebenheiten und Helden der Nationalgeschichte wählen sollen, mit denen wir fühlen und leiden, für die wir uns erwärmen und begeistern können. Solche Stoffe für die große historische Oper, und genrebildliche Lebensscenen für die kleine und komische — das scheinen uns gesunde und berechtigte Forderungen der Gegenwart zu seyn.

Weiter empfiehlt Wagner als Requisit der Oper sinngetreue Deklamation des Textes, eine Empfehlung, der man gleichfalls vollkommen beistimmen muß. Die bisherigen Operncomponisten bearbeiteten nicht bloß schlechte Texte, sie componirten sie auch auf sinnlose Weise. Ein origineller Einfall, eine gefällige Melodie galt ihnen für das A und O der musikalischen Produktion, der Text mochte dazu passen oder nicht. Welche Stimmung, welchen Charakter eine scenische Situation trug, kam nicht in Betracht; welche Sylben und Worte auf die einzelnen Noten der fertig hinzugebrachten Melodie fielen, kümmerte die Componisten nicht; sie nahmen keinen Anstoß, die dramatisch hervorstechendsten Textmomente musikalisch zu nichtssagender Mattheit zu verwässern und gleichgültige oder untergeordnete Textworte zu pomphaftem Pathos aufzublähen. Noch viel

Digitized by Google

weniger leitete ſie die Rückſicht, die Muſik dem Texte genau anzuſchmiegen, ihm in den Tönen der Muſik einen breiteren, intenſiveren Ausdruck zu geben. Dieß aber iſt eben Wagners Forderung. Der Componiſt ſoll nicht mit ſchablonenhaften, in Bereitſchaft gehaltenen Motiven an den Operntext herantreten und ihm eine erlogene, gewaltſame Verbindung mit der Muſik aufnöthigen; er ſoll ſich vielmehr dem Sinne des Textes ganz unterordnen, ſich ihm eng anſchließen, ihn nach ſeinem muſikaliſchen Gehalt förmlich belauſchen und in der Muſik ſelbſt nicht bloß die Stimmung der dramatiſchen Scenen ſkizzenhaft andeuten, ſondern ſogar die einzelnen Worte zu dem ihnen einzig entſprechenden muſikaliſchen Ausdrucke transponiren. Wenn Wagner aber dieſe Richtigkeit der muſikaliſchen Deklamation ſo weit treiben will, daß die Muſik dabei ihre Selbſtſtändigkeit einbüßen und nichts weiter ſeyn ſoll, als das Mittel, dem dramatiſchen Wortausdrucke zu ſeinem vollen Rechte zu verhelfen, keine eigene Kunſt mehr, keine Kunſt mehr mit eigenen Aufgaben, mit einem nur ihr zukommenden Stoffkreiſe, mit nur ihr gehörenden Darſtellungsmitteln, ſo iſt dieſe Forderung entſchieden eine Uebertreibung des urſprünglich richtigen Grundſatzes und eine Verkennung des innerſten Weſens der Muſik. Ja, wenn er ſogar verlangt, daß aus dieſem unnatürlichen Zuſammenſchweißen von Muſik und Poeſie ſich das von ihm angeſtrebte Operndrama, das „Kunſtwerk der Zukunft" ergeben ſoll, ein neues problematiſches Gebilde, aus der Vereinigung von Muſik und Poeſie mit Hinzutritt aller übrigen Künſte entſtanden, welche in dieſer Verſchwiſterung ihre höhere Einigung und eine jede von ihnen ihre reale Verwirklichung finden ſollen, ſo iſt dieß eine Verkennung des Weſens der Künſte überhaupt und ihres Verhältniſſes unter einander, die nicht nur gegen jedes Syſtem der Aeſthetik, ſondern noch weit mehr gegen die innerliche Natur der Künſte ſelbſt und im letzten Grunde gegen den gottgeordneten Organismus des menſchlichen Geiſtes verſtößt.

Hier liegt unſerm Dafürhalten nach der Grundirrthum der Wagner'ſchen Kunſtanſchauung und Kunſtreform, ein Irrthum, der aus der iſolirten, emancipirten Genialität ſeines Schöpfers entſpringt, der im Gefühle ſeiner außerordentlichen Begabung es verſchmäht hat, den Mächten der Vergangenheit die ſchuldige Rechnung zu tragen und den ausſchweifenden Flug ſeiner Gedanken am normalen Correctiv der geiſtigen und pſychologiſchen Grundgeſetze zu meſſen. Dieſen Mangel an äſthetiſcher Bildung, dieſe Nichtachtung der menſchlichen Natur- und Geiſtesverfaſſung halten wir für die Achillesferſe in Wagners Beſtrebungen und für den letzten Quell, aus dem ſein überſpanntes Beginnen herzuleiten iſt — ein Mangel, der ſich mehr oder weniger in ſeinen Anhängen wiederholt.

Die Vertreter der Wagner'ſchen Schule ſcheinen zum größten Theil (und von einigen wiſſen wir es mit Beſtimmtheit) der claſſiſchen Bildung zu entbehren, dieſer unerläßlichen Vorſchule für alle Kunſtthätigkeit. Man hat viel gegen das Studium der Alten geeifert und es als den realen Bedürfniſſen unſerer Zeit nicht mehr entſprechend verſchrien. Den einen Segen aber wird man ihm nicht abſprechen, daß es dem Geiſte das ſtille Zartgefühl für Geſetz und Maß, dieſe erſten Bedingungen der Schönheit, einpflanzt. Wer mit Sinn und Geſchmack claſſiſche Studien getrieben hat, wird dieſen Segen an ſich empfinden, ohne ſich darum bemüht zu haben, und wird den Typus klaſſiſcher Schönheit an alle Objekte ſeiner Erfahrung als Maßſtab der Schätzung anlegen. Weſſen Bildungsgang dagegen dieſen Weg nicht genommen hat, der wird für ſein Urtheil wie für ſeine Produktion dieſes ſichere Steuer entbehren und Haltung und Maß, zumal in den extremen Darſtellungen des Pathos, häufig vermiſſen laſſen. Den incommenſurabeln Mächten des modernen Ideals, der ſubjektiven Innerlichkeit und Unendlichkeit hingegeben, in den Strudel der heutigen Zerfahrenheit und Alleitigkeit hineingeriſſen, wird er auch ſeinen Kunſtleiſtungen das Gepräge des Willkürlichen und Maßloſen aufdrücken. Ja in letzter Conſequenz wird dieſer Richtung alles Poſitive und Objektive eine Schranke, die ewigen Fundamentalſätze der philoſophiſchen Wiſſenſchaft eine Fiktion, ja die Principien und Grundbedingungen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt eine Unwahrheit ſeyn. Im Leben werden ihre Vertreter zerſtreute Sonderlinge, in der Religion Skeptiker und Nihiliſten, in der Wiſſenſchaft Eklektiker ſeyn, und in der Kunſt ſind es excentriſche Schwärmer für alles Originelle und Unerhörte, für die ungebundene, geſetzloſe Genialität. Dieſe nur hat ihnen Berechtigung, hat allein eine Zukunft, die ganze Vergangenheit war eine Einſeitigkeit, eine große Verblendung, ſie iſt mit dem Neuen überwunden und ausgelebt. Auf dieſes Neue paſſen demnach auch die bisherigen Denkbeſtimmungen nicht mehr; neue Theorien ſind aufzuſtellen, erweiterte Kunſtbegriffe, eine freiere Weltanſchauung muß Platz greifen, wenn der Genius mit ſeinen noch nicht dageweſenen Schöpfungen durchdringen ſoll. Mit der alten Intelligenz an die neuen Erzeugniſſe heranzutreten und ſie nach dem bisherigen philoſophiſchen Syſteme beurtheilen zu wollen, gilt für ein ſchreiendes Unrecht, für eine beklagenswerthe Beſchränktheit.

Gegen dieſes Evangelium von der falſchen Genialität

Digitized by Google

iſt nun das Recht der hiſtoriſchen Entwicklung, die nothwendige Vermittlung des Neuen mit der Vergangenheit, die Hochachtung vor den Grundſätzen der Wiſſenſchaft wie vor den ewigen Geſetzen des Menſchengeiſtes mit allem Nachdruck hervorzuheben. Alles Neue darf, unbeſchadet ſeiner Eigenthümlichkeit, doch immer nur die naturgemäße Folge des bisherigen Stufenganges ſeyn. Ein abſolut Neues, ein Genie, das iſolirt ſeyn will von allen Vorausſetzungen der Vergangenheit, losgebunden von allen Grundbedingungen unſerer geiſtigen Organiſation, den ſelbſtgeſchaffenen Geſetzen ſeiner Willkür, der maßloſen Kühnheit ſeiner ſubjektiven Einfälle überlaſſen — ſolch ein Genie iſt, ſo begabt, ſo originell es immerhin ſeyn mag, äſthetiſch und kunſthiſtoriſch ein Unding, eine Unmöglichkeit; und zwar im letzten Grunde deßhalb eine Unmöglichkeit, nicht weil es ſich von den Vorbildern der Vergangenheit, von den Principien der philoſophiſchen Syſteme losſagt — dieß wäre, bei der möglichen Irrthümlichkeit des menſchlichen Geiſtes, immer noch denkbar — ſondern weil es ſich gegen die Natur des menſchlichen Weſens ſelbſt auflehnt. Denn nicht darum iſt die Schönheit Schönheit, nicht darum iſt ſie an gewiſſe Geſetze und Beſtimmungen gebunden, weil ſie von gewiſſen Philoſophen ſo definirt und feſtgeſtellt wird, ſondern weil ſie den ewigen Bedingungen entſpricht, welche der Weltgeiſt in den Tiefen des menſchlichen Organismus ein für alle mal niedergelegt hat. Nur wenn die Kunſt in ihren Schöpfungen das ewige Urbild trifft, welches hier in unverrückbaren Grundzügen ausgeprägt liegt, und wenn wir dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen ihren Schöpfungen und unſerem Innern als wohlthuende Harmonie empfinden, dann nur verehren wir in ihr die Schönheit. Dieß iſt aber bei Wagners Tonwerken nicht der Fall, und darin liegt der tiefere Grund, weßhalb man ſich gegen ſeine und Berlioz's verwandte Beſtrebungen in der Muſik erklären muß; die Oppoſition iſt nicht bloß eine muſikaliſche, eine äſthetiſche, nein, ſie iſt ſchließlich eine anthropologiſche und pſychologiſche.

In der Menſchennatur liegt z. B. das Geſetz eines gleichmäßigen Fortſchritts, eines organiſchen Zuſammenhanges, einer ſymmetriſchen Anordnung als Bedürfniß und Forderung; und es iſt kein Lebensgebiet, kein Kreis menſchlicher Thätigkeit, auch keine Kunſt, wo dieſes Bedürfniß nicht Befriedigung verlangte. An einem Gebäude wollen wir nur die Formen *eines* Stils, auf einem Gemälde nur die innerlich verwandten Farben bei einander ſehen, in einer Dichtung nicht Wörter aus den verſchiedenſten Sprachen zuſammengeſtellt hören. Nur wo wir das äußere Objekt mit unſerer Subjektivität, mit unſerer geiſtigen Anlage in Uebereinſtimmung fühlen, haben wir, je nach den einzelnen Geiſtesgebieten, das Gute, Wahre und Schöne vor uns, und der Eindruck dieſer Uebereinſtimmung auf Geiſt und Gemüth wird zur Freude, zum Wohlgefallen, zum Glück. Tritt uns dagegen dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen einem Aeußeren und unſerer Innerlichkeit nicht entgegen, wird uns vielmehr eine Abweichung des einen vom andern fühlbar, ſehen wir ein Produkt der Menſchenhand oder der Kunſt nicht nach den uns eingeborenen Geſetzen gebildet, entfernt es ſich mißgeſtaltet von dieſem innern Ideale und Urbilde, erkennt unſer Inneres ſeinen Typus in dem Werke nicht wieder, ſo empfinden wir ſolch ein Werk als verfehlt, als unwahr, als häßlich; es iſt kein Nachbild der ewigen Schönheitsidee in unſerem Geiſte, ſondern ein Erzeugniß der Willkür und Gewaltthat, die ſich auf ihre eigenen Füße hat ſtellen, nach ihren vereinzelt ſubjektiven Inſpirationen hat ſchaffen wollen.

Dieß nun aber iſt bei Wagner, Berlioz und den ſonſtigen produktiven Geiſtern der Schule der Fall. Sie erlauben ſich Accordverbindungen, harmoniſche Fortſchreitungen und Uebergänge, enharmoniſche Verwechslungen, frappante Diſſonanzen u. ſ. w., die nicht bloß gegen die Regeln der muſikaliſchen Theorie ſtreiten — das wäre noch nicht maßgebend — nein, die auch der Grundanlage unſeres ſeeliſchen Organismus Hohn ſprechen und mit dem überdreiſten Anſinnen an uns treten, daß wir uns mit *einem* Schlage von den geheiligten Fundamenten unſeres Weſens losſagen und ſie vergeſſen ſollen. Die genannten Künſtler nöthigen ferner der Muſik Stoffe auf und mißbrauchen ſie zu Effekten, ja fordern von der Muſik eine Verſchmelzung mit der Poeſie, die nicht bloß gegen die Natur der Tonkunſt iſt — dieß könnte ebenfalls noch eine Kurzſichtigkeit, ein Mangel in dem kunſtwiſſenſchaftlichen Syſtem ſeyn — nein, gegen die ſich unſer Gefühl, unſer angeborener Sinn für das Rechte und Wahre entſchieden auflehnt und wovon ſich das Gefühl, als von etwas Abnormem und Unmöglichem, mißgeſtimmt abwendet. Wo dieß nicht der Fall war und ſich ſogar eine Uebereinſtimmung mit den Wagner'ſchen Beſtrebungen kund gab, wie bei Liſzt, waren die Betreffenden in demſelben falſchen Wahne von Genialität und Neuheit befangen, wie das Parteihaupt ſelbſt, und das Publikum im Ganzen ließ ſich theils von der gerühmten Originalität betäuben, theils iſt es zu urtheilslos und ſchauluſtig, um jene inneren Mängel als eben ſo viele äſthetiſche Unmöglichkeiten, als eben ſo viele Gewaltſtiche gegen die Reinheit der Tonkunſt zu empfinden.

Wir wollen uns hier noch kein Urtheil über die Zukunft der neuen Schule anmaßen, ſo ſehr ſie ſelbſt

Digitized by Google

auch an die Zukunft appellirt; aber wir müſſen es als höchſt wahrſcheinlich, ja als unausbleiblich hinſtellen, daß die Wagner'ſche Richtung nie zu allgemeiner Anerkennung durchdringen, nie eine eigentliche Schule bilden, nie glückliche und einflußreiche Nachahmer finden wird. Erſt die ſpätere Kunſtgeſchichte wird die Wahrheit conſtatiren und in ihre Annalen verzeichnen, daß Wagner und Berlioz bedeutende Köpfe waren, aber emancipirte, iſolirt ſtehende Köpfe, Meteoren und Wetterſchauern gleich, welche die dunſtige Atmoſphäre reinigen und eine geſundere Luft, ein friſcheres Leben hinter ſich laſſen; aber ihre Wirkung im Ganzen war nur eine heilſame Gährung, eine vorübergehende Aufregung, womit ſie theils das Gelüſte der Neugierde befriedigt, theils das ernſtere Bedürfniß einer künſtleriſchen Reformation lebendig fühlbar gemacht haben. Wagner mit ſeiner Richtung hat für die Kunſt der Gegenwart nur einen negativen Werth.

Die irrthümliche Grundanſchauung Wagners erſtreckt ſich natürlich über das geſammte Gebiet der Kunſt und wird an jeder Stelle hervorbrechen, wo der geniale Theoretiker und Componiſt die Hebel der Betrachtung anſetzt. Auf ſpeciell muſikaliſchem Gebiete äußert ſich dieſe Verkennung, wie ſchon angedeutet, in der falſchen Auffaſſung des Verhältniſſes zwiſchen der Muſik und der Dichtkunſt. Aus ihr erklärt ſich die Forderung des ächt dramatiſchen Inhalts, der ſinngetreuen Deklamation, des Aufgehens der Muſik in die Poeſie und Preisgebung ihrer Selbſtſtändigkeit, und noch andere unausführbare Poſtulate. Wir werden alſo dieſen Centralſatz der Wagner'ſchen Kunſtauffaſſung näher zu prüfen und beſonders die Stellung der Muſik zur Poeſie nach äſthetiſchen Principien in's Auge zu faſſen haben.

Unleugbar ſtehen Muſik und Poeſie ſchon durch die gemeinſchaftliche Naturbaſis des menſchlichen Stimm- und Sprachklanges in der engſten Verwandtſchaft, die uns in jedem friſchen, hell geſungenen Volksliede unmittelbar und ſodann auf dem Boden der Kunſtmuſik in den combinirten Gattungen der Cantate und Motette, des Oratoriums und der Oper, kurz als Vokalmuſik überhaupt entgegen tritt. Der Geſang iſt eben das künſtleriſche Ineinandergehen von Muſik und Poeſie und das Lied, als die einfachſte Geſangform, zugleich das Richtmaß für das Urverhältniß beider Künſte zu einander, auch in der Oper. Dieſe Verſchmelzung iſt aber nicht anders möglich, als dadurch, daß jede der beiden Künſte an die andere etwas von ihrer Eigenthümlichkeit abgibt, dagegen aber auch etwas von dem Charakter der andern annimmt.

Die Muſik, dieſe ſchon durch die Dunkelheit des Tones geheimnißvolle Kunſt des Gefühls, erhält von dem dichteriſchen Texte etwas von deſſen Beſtimmtheit; ſeine Vorſtellungen, ſeine Gefühlsfaſſung treten als feſt umriſſene Geſtalten in das dunkle Gewoge der Tonwelt und ſcheiden deren Maſſen zu individuellen Gruppen und Sätzen, hauchen dem Componiſten und Sänger die wechſelnden Stimmungen des Textes ein und nöthigen ſtillſchweigend die Melodie, ſich den einzelnen Ausdrücken des Textes mit dem verwandten Tonklange möglichſt treu anzuſchmiegen. Die Poeſie ihrerſeits, welche mit dem geiſtgeborenen Worte ihre Schöpfungen aus der bewußten Innerlichkeit für das ebenbürtige Verſtändniß der Genießenden hinſtellt, verliert etwas von der Nüchternheit und Härte ihrer wenig tonvollen Worte und Gedanken, wenn der weiche, dunkle Tonklang auflöſend in die kalte Plaſtik ihrer Bildungen tritt und ſie zu geſchmeidigem Fluſſe, zu dem weit eindringenderen, ſeelenvolleren Klange erweicht. Die Poeſie gibt in dieſem Bunde ihre Wortatome, ihre klaren, ſcharf gefaßten Gedanken dem fließenden Elemente der Töne preis und büßt dadurch jedenfalls an Beſtimmtheit, an Verſtändniß ein. Auf der andern Seite aber gewinnt ſie an Wärme und Innigkeit, an Tiefe und ergreifender Wirkung. Weiter aber als bis zu dieſem Punkte geht keine von beiden Künſten. Weder die Muſik noch die Poeſie hört in dieſer Verſchmelzung auf, das zu ſeyn, was ſie ihrem Weſen nach iſt; die Muſik geht nicht ganz und gar in die Dichtkunſt auf, noch auch opfert ſich die Dichtkunſt der Muſik. Das Verhältniß beider zu einander iſt alſo das geſchwiſterliche der Gleichſtellung, die jeder von beiden ihr Recht, ihren Charakter, ihre Wirkungen zuerkennt, nicht aber die eine der andern dienſtbar macht und von ihr verſchlungen werden läßt, wie Wagner dieß mit der Muſik will. Und doch — hat er bis auf einen gewiſſen Punkt ſcheinbar Recht.

Es läßt ſich nämlich nicht verkennen, daß der Begriff, der Gedanke, der die Subſtanz des Wortes, der Poeſie ausmacht, im Vergleich mit dem dunkeln Ton der Muſik das Höhere iſt und ſomit ein gewiſſes Uebergewicht über dieſen behauptet. Ganz naturgemäß ſchlägt dieſes Verhältniß denn auch auf die beiden betreffenden Künſte hinüber und geſtaltet ſich hier gleichfalls zu einer gewiſſen Oberherrſchaft der Poeſie über die Tonkunſt. Auf die Inſtrumentalmuſik kann dieß ſelbſtredend keine Anwendung finden, weil ſie, ohne einen Text und die mit ihm gegebene Wortfaſſung, ausſchließlich auf das dunkle Bereich der Töne beſchränkt bleibt, deren Inhalt das reine, unbeſtimmte Gefühl iſt, ohne jede Einmiſchung beſtimmender Geiſteselemente, ohne die aufhellende

Digitized by Google

Deutlichkeit des klaren Gedankens. Wo aber einmal, wie in der Vokalmuſik, Ton und Wort zuſammen treten, macht ſich unwillkürlich das Wort als das Geiſtigere und Höhere geltend und beſtimmt nach ſich den Ton und die ganze muſikaliſche Faſſung. Der poetiſche Text ſchreibt ſeine Stimmung auch der Muſik vor und verleiht ihr von vornherein einen beſtimmten Charakter. Die Wörter und Begriffe im Einzelnen mit ihrem beſtimmten Inhalt werden auch muſikaliſch auf eine ſolche Einkleidung hindrängen, daß dieſer Inhalt wenigſtens annähernd zum Ausdruck kommt, oder doch nicht ganz ſinnwidrig verwiſcht und in ſein Gegentheil verkehrt wird. Endlich wird der verſchiedene Nachdruck, der auf gewiſſen Sylben liegt, ihre Schwere oder Leichtigkeit, ihre Fülle oder Leere, auch in der muſikaliſchen Sprache zur Geltung kommen müſſen und hier die ganz analoge Deklamation herbei führen, als die ſich bei richtig geſprochenem Texte ergibt.

In allen dieſen Stücken hat die Poeſie entſchieden den Vorrang vor der Muſik, wie Wagner dieß ganz richtig hervorgehoben und in ſeinen Opern durchgeführt hat. Wenn er aber aus dieſem anſchmiegenden Verhalten der Muſik gegen die Dichtkunſt folgert, daß der Muſik nun überhaupt keine Selbſtſtändigkeit mehr zukomme, ſo iſt dieß entſchieden eine Unterſchätzung derſelben. Die andere Seite in dieſem Verhältniß überſieht Wagner, daß nämlich, wie die Poeſie den Vorzug der geiſtigen, begriffsklaren Ueberlegenheit vor der Muſik hat, ſo dieſe den Vortheil einer unerſchöpflichen Gefühlswelt, der tieferen Empfindung, des eindringenderen Tonklanges vor der Poeſie. Auf dieſe Weiſe hebt ſich das ſcheinbare Mißverhältniß zwiſchen beiden wieder auf und es muß dabei ſein Bewenden haben, daß Muſik und Poeſie, ſelbſt in ihrem Zuſammentritt zum Operndrama, durchaus ſelbſtſtändige Künſte ſind. Von der Dichtkunſt hat Wagner dieß zugegeben und in der Praxis beſtätigt; aber gegen die Muſik iſt er ungerecht geworden und hat ihr den Beruf zur Selbſtſtändigkeit, das Recht eigener Exiſtenz abgeſprochen.

Dieſes Recht kommt aber der Muſik eben ſo gut zu wie jeder andern Kunſt, der Wagner das fernere Beſtehen ſtreitig macht, wie z. B. der Plaſtik und der Malerei. Er überſieht auch hier die gegebenen Grundlagen, aus denen die einzelnen Künſte reſultiren und in denen ſie die Gewähr ihrer Exiſtenz beſitzen. Wenn nämlich die Kunſt überhaupt in dem immanenten Drange des Menſchen ihren Urſprung hat, das Göttliche, um deſſen Erfaſſung ſich's überall auf geiſtigem Gebiete handelt, auch für die ſinnliche Anſchauung ſich nahe zu bringen, wie der Menſch in der Religion das Göttliche vermittelſt des Glaubens, des Gemüthes ergreift und in der Wiſſenſchaft es mit dem begreifenden Gedanken zu ergründen ſucht, ſo gliedert ſich die Kunſt im Beſondern wieder nach den beiden Seiten, denen der Menſch gleichmäßig zugekehrt iſt, nach der äußern, ihn umgebenden Welt, und nach der Innenwelt ſeines Geiſtes und Gemüthes. Die Schönheit der äußern Welt für die ſinnliche Anſchauung darzuſtellen, iſt die Aufgabe der bildenden Künſte, die Darſtellung ſeiner geiſt- und gemüthvollen Innerlichkeit Sache der toniſchen und redenden, der Muſik und Poeſie. Jener fällt, ganz entſprechend der Dunkelheit des elementaren Tones, die dunkle Sphäre des Seelenlebens, der Gefühle und Stimmungen zu, welche die erſte Stufe unſerer Innenwelt bilden, inſofern ſie der erwachenden Tageshelle des geiſtigen Gedankens, des ſich ſelbſt erfaſſenden Bewußtſeyns voran gehen. Die Dichtkunſt dagegen ergreift die menſchliche Innenwelt auf dieſer geiſtigen Höhe, in dieſer klaren Tageshelle ſelbſt und nimmt ſich, als die höchſte der Künſte, auch das höchſte Objekt menſchlicher Darſtellungsfähigkeit überhaupt zum Gegenſtande, nämlich den Menſchen ſelbſt, den ſie deßhalb in ſeiner reifen Mündigkeit als bewußt empfindenden und handelnden, ſowohl in ſeinem innern Seelenleben, wie im breiten Weltverkehr und im Kampfe mit der Welt zur Erſcheinung bringt.

Auch die äſthetiſche Wiſſenſchaft beſtätigt dieſen an ſich klaren Fortſchritt und Zuſammenhang, wenn ſie nachweiſt, wie der Menſch zuerſt die unorganiſche Schöpfung ſich unterwirft und künſtleriſch verklärt, von dem ſteinigten, maſſenhaften Bauwerk an hindurch durch die edleren Nachbildungen der einzelnen Menſchengeſtalt bis zu den farbig ſcheinenden Bildern des Menſchen- und Naturlebens im Großen; wie dann aber weiter der Menſch ſich dabei nicht befriedigt, nur die äußern Objekte für die Anſchauung ſeiner Sinne zu geſtalten, ſondern wie er ſich gedrungen fühlt, dieſe ganze äußere Welt der Gegenſtände in ſeine Innerlichkeit hinein zu nehmen, ſie ſich hier erſt völlig zu eigen zu machen und ſie dann wieder aus ſeiner eigenen Schöpferkraft, aus ſeiner frei ſchaffenden Phantaſie heraus von neuem zu erzeugen.

Dieſes Hereinnehmen der äußern Objektivität in das menſchliche Innere geſchieht zunächſt durch das Gefühl und ſodann durch den begreifenden Gedanken. Während die Kunſt, welche ſich auf dieſer letzten Stufe ergibt, nur die geiſtig freie, bewußt ſchaffende Poeſie ſeyn kann, iſt diejenige Kunſt, in welcher ſich die Außenwelt zuerſt in das Innere zurückſchlingt und von dem Gefühle aufgeſogen wird, die Muſik. Denn nicht das iſt der erſte Schritt, uns die Außenwelt innerlich anzueignen, daß wir ſie denkend und erkennend begreifen, ſondern daß wir ihr, wie ſchon das Kind thut,

Digitized by Google

träumend und ſinnend gegenüberſtehen, von ihr nur allgemeine Eindrücke empfangen, uns von ihr nur zu dunkeln Stimmungen anregen laſſen. Bei dieſem Proceſſe des unbeſtimmten Fühlens ſehen wir weniger die Außendinge ſelbſt in ihrer ſinnlich beſtimmten Erſcheinung, in ihrem Verhalten und Bewegen, ſondern wir nehmen nur ihr aufgelöstes, in's Allgemeine verſchwimmendes Bild in uns herein und laſſen es in unſerem Innern eine Saite berühren, welche es will und kann, unſer Mitgefühl, unſere Theilnahme, Freude, Wehmuth u. ſ. w.

Dieſes Zurückſchlingen eines äußeren Objekts, eines ſinnlichen Eriebniſſes in unſer Innenleben und ſeine Auflöſung zur Allgemeinheit und Unendlichkeit ſympathetiſcher Stimmungen, die aber für uns ſelbſt immer etwas Unklares, Unausſprechliches haben — wir vermögen uns über unſere Gefühle niemals präcis auszudrücken — dieſer geheimnißvolle Proceß iſt eben das Gefühl. Mit ihm ſtehen wir daher auf der Mitte zwiſchen der äußern Welt der ſinnlichen Objekte, wo die Dinge noch an und für ſich Beſtand und Geltung haben, und der Welt der aus ſchöpferiſchem Geiſte und Phantaſie neu erzeugten Objektivität, wie ſie den Darſtellungskreis der Poeſie ausmacht. Jenes iſt die Sphäre der ſtofflichen Realität, dieſes die Sphäre geiſtig freier, ſinnlich ſchöner Schöpfungen. Auf der Mitte liegt das Gebiet unſerer erſten, halb ſinnlichen, halb bewußten Regungen, jener elementaren Mächte des Innenlebens, die wir eben Gefühle und Empfindungen, Affekte und Leidenſchaften nennen. Und dieſe ſind ganz eigentlich Gegenſtand der Muſik, die vermöge des ſinnlich dunkeln Tonklanges zu dieſem Darſtellungskreiſe prädiſponirt und ſeine Geſtalten allein wiederzugeben fähig iſt. Denn auch der Ton iſt nichts rein Sinnliches mehr, ſondern ſchon ein inneres Erzittern des feſten Stoffes, gleichſam ein Athemzug ſeiner Seele; aber er iſt auch noch nichts Geiſtiges, das für ſich etwas bedeutete und ausſagte und uns klare Gedanken und Begriffe vorzuführen im Stande wäre, vielmehr ſteht auch er auf der Scheide zwiſchen Sinnlichkeit und Geiſtigkeit, wo die Welt der Gefühle ihr geheimnißvolles Spiel treibt.

Und wie der Ton im Einzelnen, ſo die kunſtvollen Tonverbindungen im Großen, ſo die Muſik ſelbſt, als die Kunſt des Gefühls: elementar und dunkel, aber in dieſer Dunkelheit tief und unendlich. Nur wenn man dieſe Bedeutung des Gefühls verkennt, nur wenn man nicht zugibt, daß es eine ganz beſtimmte Seite im menſchlichen Organismus einnimmt, die in einem großen Theile der Menſchheit eine mächtige Herrſchaft, ja in der weiblichen Hälfte derſelben ſogar die Oberherrſchaft ausübt, nur dann kann man auch der Muſik die ihr eigenthümliche Provinz, die Selbſtſtändigkeit einer beſondern Kunſt abſprechen und ſie zu einem bloß klingenden Verſtärkungsmittel des dramatiſchen Ausdrucks herabſetzen, wie Wagner thut. Wer hingegen dem Gefühle ſeine ſehr umfangreiche Verzweigung im menſchlichen Organismus einräumt — und zum Glück thun dieß alle Verſtändigen — der wird auch der Muſik ihre unverkürzte Selbſtſtändigkeit, ihre unangefochtene Fortexiſtenz in der Zukunft vindiciren. Für Wagner ſelbſt ſollte es ein Fingerzeig ſeyn, daß er da am meiſten gefällt, wo er ſich der herkömmlichen melodiöſen Muſik am meiſten nähert, d. h. wo er ſich an das unmittelbare Gefühl ſelbſt wendet.

Der arme Student.

Nach W. Carleton.

(Fortſetzung.)

Dieſer traurige Gedanke war zu viel für das Mutterherz; ſie ſetzte ſich neben dem Bette nieder, legte ihr Geſicht in die offene Hand und weinte leiſe, aber bitterlich. In dieſem Augenblick trat der Vater ein, der den Grund ihrer Abweſenheit errathen haben mochte. „Mutter," ſagte er auf Iriſch, „ſchläft mein Söhnchen?" — Bei dieſen Worten blickte ſie mit ſtrömenden Augen zu ihm auf und konnte, während ſie unwillkürlich dem Schlafenden in's Geſicht leuchtete, nur mit Mühe die Worte herausbringen: „Ich mußt' ihn mir noch einmal recht beſehen; Gott weiß, ob's nicht die letzte Nacht iſt, daß ich ihn unter meinem Dache habe. Dominik, ich glaub', ich überdaure 's nicht, ihn von meinem Herzen zu laſſen!" — „Und wie ſollt' ich's,

Mütterchen? War er nicht in allen Dingen meine rechte Hand? Ließ ich ihn je von meiner Seite, seitdem er als Mannsbild arbeitet? Hatt' er seine Arbeit gethan, wie seelengut half er mir bei der meinigen! Ich wollt', der Gedanke wär' ihm nie in den Kopf gekommen!"

„Vielleicht ist's noch nicht zu spät," entgegnete die Mutter; „soll' ich doch meinen, daß man ihn ohne große Mühe davon abbringen könnte. Dem armen Wesen geht's nahe genug, uns zu verlassen; selbst im Schlafe kann man ihm den Kummer auf dem Gesichte lesen." — „Wie ich ihn kenne, Mütterchen, läßt er nicht davon; und ein Jammer wär's, wenn nicht gar eine Sünde, ihn andern Sinnes zu machen. Laß dem Kind freien Lauf und mag er sein Glück versuchen! Schlägt's ihm fehl, so kommt er wieder zu uns; mit offenen Armen wollen wir ihn empfangen. Schenkt ihm dagegen Gott seinen Segen, wäre es nicht ein Glück, wie wir es nie verhofft haben, wenn er eines Tags in weißem Chorrock die Messe für seine Eltern läse? Können meine alten Augen dieß sehen, will ich sie gern auf ewig schließen." — „Wohl frißt es mir in's Herz; aber ich will es tragen in der Hoffnung, das noch zu erleben. Sieh ihm in's Gesicht, Dominik; wäre nicht gar mancher Edelmann stolz darauf, einen solchen Sohn zu haben? Möge der Himmel seinen Segen über ihn ausgießen!"

Jetzt brach der Vater in Thränen aus. „So ist's, so ist's!" sagte er. „Mit Stolz würde manch edles Herz in das Gesicht schauen! Komm, Mütterchen, komm, oder ich ertrag's nicht. Das ist das liebe Gesicht und das freundliche Gemüth meines Lieblings!" Damit bückte er sich nieder und küßte den Jungen auf die Wange, auf die warme Thränen der Liebe wie Himmelsthau niederfielen. Als sie zusammen das Zimmer verließen, wandte sich Dominik mit den Worten an sein Weib: „Tragen wir's in Geduld; das Geld ist beisammen und schlecht würd' es sich ausnehmen, es den freundlichen Gebern zurückzuerstatten. Wir müßten drob erröthen, und das Kind hätte doch nichts davon."

Der Morgen war wolkig und trüb, doch ruhig und regenlos. Als die ganze Familie beisammen war, richteten sich aller Augen mit zärtlicher Bekümmerniß auf die gefaßte, aber schwermüthige Haltung des Jungen, hinter dessen ungetrübtem Gleichmuth damals niemand den kühnen und einschneidenden Geist vermuthet hätte. Gefrühstückt ward wenig oder gar nicht; der Junge selbst konnte keinen Bissen anrühren. Als abgetragen war, kniete der Vater nieder und sprach: „Es steht uns allen an, niederzuknien und einen Rosenkranz für das Kind zu beten, das in guter Absicht uns verläßt. Ihm wird es auch zu gut kommen, denn die letzten Worte, die er von den Lippen seines Vaters und seiner Mutter vernimmt, sind ein Gebet, daß Gott sein Vorhaben segnen möge." — Unter Schluchzen und andern Schmerzbezeigungen ward dem Folge gegeben, denn bei dem Bauernvolk sind religiöse Verrichtungen häufig mit den Ausbrüchen tiefer und überwältigender Empfindung gepaart.

Als das Gebet gesprochen war, erhob sich der Junge und hing sich ruhig einen hirschledernen Ranzen um, der einige Bücher, Weißzeug und einen sehr bescheidenen Anzug enthielt. Während dessen erreichte das Jammern und Wehklagen den höchsten Grad. Wie er fertig war, nahm er andächtig seinen Hut ab, kniete nieder und bat unter einem Strom von Thränen in den demüthigsten Ausdrücken Vater und Mutter um ihren Segen und um Verzeihung. Die Mutter nahm ihn in den Arm, küßte ihn auf den Mund und schluchzte knieend einen inbrünstigen Segensspruch über sein Haupt; der Vater, aufgelöst im Schmerz, wie er sich bei starken Männernaturen kund gibt, drückte den Sohn an sein Herz, bis brennende und schwere Thränen auf des Kindes Gesicht fielen. Dann kam das Herzen und Küssen an die Geschwister, nach diesen an die Verwandten und zuletzt an die Nachbarn, die gedrängt an der Thüre standen. Keiner wurde übergangen, worauf der Junge nach seinem Stocke griff, sich bekreuzte und des Lernens wegen den Weg in die Fremde antrat.

Noch war er nicht zehn Schritte gegangen, als die Mutter ihm mit einem Fläschchen Weihwasser nachlief. „Jokele, mein armes, armes Kind, nimm es zu dir, es wird dich vor Unglück bewahren, und gib Acht auf den „Correctierbogen" des Herrn Priesters; schau' auch nicht zu oft auf deinen Rockschoß, die Leute möchten es dir sonst ansehen, daß eine Banknote eingenäht ist. Ja, und Herzensjokele, sey nicht zu hastig auf die Münsterländer Milch: sie sagen, man bekomme das Fieber davon. Gib mir noch einen Kuß, Lieber, und der Himmel da droben möge dich gesund und wohlbehalten zu uns zurückführen!" — Zärtlich und mit melancholischem Stolze legte sie seinen Hemdkragen zurecht, von dem sie glaubte, er sitze nicht gut, küßte ihn nochmal und ließ ihn, so schwer es sie ankam, seines Weges ziehen.

Vom öden Hügel aus, auf dem das Mack'sche Haus stand, hatte man eine weite Aussicht in das Land hinein und man konnte Meilen weit mit den Augen die Landstraße verfolgen. Auf einer kleinen Erhöhung vor der Hausthüre saßen Dominik und sein Weib und sahen

Digitized by Google

mit ihren in Thränen ſchwimmenden Blicken dem Sohne ſo lange nach, als noch eine Spur von ihm wahrzunehmen war. Jetzt erſt konnten ſie ihrem Kummer freien Lauf laſſen und beſprachen mit ſchmerzlicher Befriedigung all die vortrefflichen Eigenſchaften, die er beſaß. Im Maaße, wie Jakob weiter und weiter ſich entfernte, fiel ein Nachbar nach dem andern von der ihm das Geleit gebenden Schaar ab, nachdem er ihn noch herzlich umarmt und Lebewohl geſagt, wohl auch ein Extrathälerchen in ſeine Taſche hatte gleiten laſſen. Nach den Nachbarn kam die Trennung von den Freunden; einer nach dem andern verließ ihn, ganz ſo wie es auf der großen Lebensreiſe zu geſchehen pflegt, und nach ein paar Stunden hatte er nur noch ſeinen Lieblingsbruder an ſeiner Seite. Der Abſchied von dieſem wurde ihm am ſchwerſten. Lang und herzlich war die Umarmung. Jokele tröſtete und beſchwichtigte ſeinen treuen Bruder, aber alles vergebens. Der Burſche kehrte ſofort wieder auf den Fleck zurück, wo ſie ſich getrennt hatten, und blieb hier ſo lange ſtehen, bis Jokele bei einer Biegung des Weges ihm aus dem Geſicht kam, worauf er zu wiederholten malen die Fußſtapfen ſeines Bruders küßte und von ſeinem Schmerze zerknirſcht und faſt zu Boden gedrückt nach Hauſe kam.

Der arme Student war nun mutterſeelenallein und vergegenwärtigte ſich zum erſten mal die außerordentliche Lage, in der er ſich befand, ſo wie die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte. Er war jung und ungebildet, und manches Jahr, das wußte er wohl, mußte vorüber gehen, ehe er ſeinen Wunſch erfüllt ſah. Aber die Zeit, dachte er, verſtreicht in der Heimath eben ſo gut als in der Fremde, und da der Weg eben dahin lief, nahm er ſeinen ganzen Muth zuſammen und ging fürbaß.

In keinem Lande der Welt ſteht Geiſtesbildung oder das Beſtreben, ſich welche zu verſchaffen, ſo ſehr im Anſehen als in Irland. Nach dem Prieſter und Schulmeiſter kommt der arme Student mit ſeinen Anſprüchen auf Achtung. Wie arm und zerlumpt er iſt, darauf kommt es nicht im geringſten an; ſo lange die Leute ihn in Verfolgung eines ſo löblichen Zweckes mit der Armuth ringen ſehen, behandeln ſie ihn achtungsvoll und freundlich. Da iſt keine Gefahr, daß er als Herumſtreicher in's Arbeitshaus geſteckt oder von Dorf zu Dorf bis in ſeine Heimath transportirt werde. Nirgends trifft er auf den wohlfeilen Hohn des Geldſtolzes, und wo er ſeine einfache Geſchichte erzählt, hat er nicht zu fürchten, daß herzloſe Verachtung ihn verſpotte. Im Gegentheil, die beſten, ſchmackhafteſten Biſſen legt man ihm vor, und während ſein gutherziger Wirth kaum Kartoffeln und Salz für ſeine ausgehungerte Familie aufzutreiben vermag, ſcheut er keine Ausgabe, um dem armen Studenten etwas Beſſeres aufzutiſchen; „denn," heißt es, „er iſt fern von den Seinen, der arme Geſell!"

Im Weitergehen wurde Jokel gewahr, daß ſein Ranzen ihm einen ordentlichen Mahnbrief auf den Rücken geſchrieben hatte, ſich nach einer Studentenherberge umzuſehen. — „Gott ſchütze dich, Freundchen!" rief da ein anſtändiger Bauersmann ihm zu, der ſeine Kühe in das eine halbe Stunde entfernte Landſtädtchen nach Hauſe trieb. — „Schönen Dank und Gottes Segen!" — „Da haſt du eine lange Reiſe vor dir, mein Sohn, denn ich merke wohl, daß der Weg nach Münſter geht." — „Getroffen! Mit Gottes Hülfe ſoll's dahin. Wär' ich nicht ſo gar weit im Lernen zurück, befände ich mich nicht unterwegs," erwiederte der Knabe und das Waſſer trat ihm in die Augen.

„Das gereicht keinem zur Unehre," ſagte der Bauer mit natürlichem Zartſinn, als er am Knaben einen Zug von Selbſtgefühl wahrnahm, der ihm die niedere Stellung eines armen Studenten verbitterte; „das gereicht dir nicht zur Unehre und braucht dich nicht zu drücken. Wollt' ich doch darauf wetten, daß Gott dein Vorhaben gelingen läßt, und daß er es thue, darum will ich heute noch zu ihm beten." Mit dieſen Worten nahm er ſeinen Hut ab aus Ehrfurcht vor dem Allmächtigen, den er anrief. „Sag' mir, junger Freund, wo willſt du heute Nacht ſchlafen?"

„Im Städtchen da vor uns," antwortete Jokel; „hoffentlich kann ich es noch vor Dunkelwerden erreichen." — „Nichts leichter als das. Haſt du etwa Freunde oder Bekannte dort, mein hübſcher Burſche?" — „Das nicht," ſagte Jokel, „alle ſind mir wildfremd; indeſſen will ich in einem Logierhaus einkehren; dort iſt's billiger als im Wirthshaus." — „Richtig, Schätzchen; aber ich bin dir nicht fremd, und ſomit gehſt du für dieſe Nacht mit mir. Ein Bett ſollſt du haben und eine Verköſtigung, beſſer als in deinen Logierhäuſern. Gib mir deine Bücher, ich will ſie tragen. Das iſt ein gewaltig gelehrtes Gebäcke da drin! Haſt du denn im Lateiniſchen ſchon einen Griff gethan?" — „Das nicht," antwortete Jokele etwas betrübt; „bis jetzt hab' ich noch kein einziges lateiniſches Buch aufgeſchlagen." — „Nun, Freund, jedes Ding hat ſeinen Anfang, und ſo wird's wohl auch mit deinem Latein ſeyn. Es ſteht dir auf dem Geſicht geſchrieben, daß du wacker hinterher ſeyn und dem, der dich darin unterweiſt, Ehre machen wirſt. Da drüben im Felde liegt mein Haus und da ſollſt du für eine Nacht geborgen ſeyn, allerwegen, auch zwanzig Nächte, oder zehnmal ſo viel, wenn's Noth thut." — Darüber

Digitized by Google

ſtimmte der wackere Bauersmann „das hübſche Mädel mellt die Kuh“ an, mit heller, melodiſcher Stimme, bis ſie das Anweſen erreicht hatten.

„Elſe,“ redete der Mann ſein Weib an, „da bring' ich dir einen Fremden mit.“ — „Schön! er iſt vielmal willkommen. Mein Schatz, laß dich am Herde nieder.“ Und an eines ihrer Kinder ſich wendend, rief ſie: „Mach Platz, Chriſtel, und laß den Fremden an die warme Aſche!“ — „Der geht auf dem rechten Pfad, und der Herr mög' ihn ſegnen!“ ſprach der Hausvater dazwiſchen; „nach dem Oberland des G'ſtudirens wegen. Häng' den Bücherranzen an den Stuhl, und wenn die Dirnen gemilcht haben, reich' ihm einen tüchtigen Schluck Süßmilch, ſie hält auf der Wanderſchaft Leib und Seel zuſammen.“ — „Das will ich auch, und mit anderthalb Herzen; wollt' ich doch, ich könnt' ihn etwas Beſſeres vorſetzen. Hier, Lene, nimm den Kübel zur Hand und mach', eh du melken gehſt, Seifenwaſſer an, damit ich dem feinen Buben die Füße waſchen kann. Müd' und gliederlahm wird er wohl ſeyn nach ſeinem Tagmarſch, der arme Geſelle.“

Als Jokel am Herde Platz genommen, dachte er er daran, welch unverhofftes Glück ihm zu einer ſo bequemen Herberge verholfen habe. Er erblickte darin ein gutes Vorzeichen und fühlte ſich wunderbar geſtärkt und gehoben, denn das Gefühl der Verlaſſenheit, das ſo ſchwer auf den Fremden drückt, war beſeitigt.

Das Haus gehörte allem Anſchein nach einem vermöglichen Pächter, dem das Wohlthun Freude machte. Der Schornſtein hing übervoll von braunen Schinken, Speckſeiten und geräuchertem Ochſenfleiſch; die Küchentiſche waren groß und weiß wie Milch; im Küchenſchrank glänzten ganze Reihen von Porcellan- und Zinngeſchirren. Alles war auf einem großen Fuße eingerichtet. Gewaltige Mehlbottiche ſtanden an der einen, zwei oder drei Lehnſtühle an der andern Wand, wie man ſie nicht blanker wünſchen konnte, während das Werkzeug zum Buttern von der Decke herab hing und neben dem Schrank ein ungeheures Butterfaß ſtand. Der Pächter ſelbſt war ein röthlicher Stockirländer im groben Friesrock mit Sammtkragen; Weſte und Hoſen aus Leder und Stulpſtiefeln, von oben bis unten geſchmiert, vollendeten den Anzug, der den reichen Pächter in Irland kennzeichnet. Neben dem Ackerbau betrieb er auch die Viehzucht und ſchickte alljährlich drei bis vier Züge Maſtvieh nach England.

„Ein Schluck da draus,“ ſagte er zu Jokele, indem er ihm eine Flaſche Kornbranntwein hinhielt, „ſo gut, als je einer dem Auge eines Acciſers entging, wird dich wieder friſch machen. Wärſt du nicht abgemattet, würd' ich dir's nicht anerbieten, denn wer gebunden iſt wie du, der ſollte mit dem Getränke reinen Mund halten. Doch alles hat ſeine Zeit, alſo auch der Korn. — Danke, mein Schatz,“ fügte er hinzu, als Jokele ſeine Geſundheit trank; „und nun keine Schüchternheit mehr. Mach' dir's ſo bequem, als ob du in deines Vaters Hauſe wäreſt, und fehlen ſoll es dir an nichts, da der Herr mich mit zeitlichen Gütern geſegnet hat, um meinen Mitmenſchen davon zu unterſtützen.“

Des Jungen Herz ſchlug freudig bewegt, wie er den Pächter ſo freundlich reden hörte, und im Stillen betete er, daß niemand von der Familie in der Fremde das Brod der Armuth zu brechen haben möchte. Mittlerweile hatte die Pächterin das Waſſer warm gemacht, ſtülpte ſich die Hemdärmel zurück und wuſch mit Seife und Mandelkleie die Füße des Wanderers, dann nahm ſie ein grobes Handtuch und trocknete ihn ab. — „Und jetzt,“ ſagte ſie, „will ich dir ein Mittel gegen die Blaſen angeben. Morgen früh, wenn der Allmächtige uns Alle bewahrt hat, ſollſt du eine Nadel und einen weißen wollenen Faden haben, tüchtig gewichst, den du durch die Blaſen ziehſt und auf beiden Seiten abſchneideſt. Ich ſetze meinen Kopf zum Pfand, daß dir die Blaſen alsdann Ruhe laſſen. Erſt letztes Jahr bei meiner Wallfahrt nach dem Dergſee hab' ich's damit verſucht, und das Mittel hat geholfen.“

„Hierher, Lene!“ fiel der Pächter ein, der in heiterſter Stimmung ſeine Pfeife an der andern Herdecke ſchmauchte. „Bring' eine Kanne Milch; aber keinen ſchlechten Vorlaß, Lene, ſondern den rechten Strich, in dem die Sahne ſitzt. Her damit!“ — „Da ſeht mir einmal den Faſelhans an,“ zankte die Pächterin, „dem müden Kinde ſeinen Magen mit Pfützwaſſer zu füllen! Kannſt du nicht warten, bis er etwas Feſtes genoſſen hat, um nach dem harten Tagesmarſch die Lebensgeiſter ein wenig aufzufriſchen? Wie iſt's? Fühlſt du dich jetzt kühl und behaglich in den Füßen?“ — „Ja gewiß,“ erwiederte Jokel, „ſo friſch, als wenn es eben erſt auf die Wanderſchaft ginge. Heute früh, als ich mich auf den Weg machte, hätt' ich mir nicht träumen laſſen, ſo vieler Liebe und Freundſchaft zu begegnen. Vielleicht darf ich einen Fingerzeig Gottes darin ſehen, daß er mein Vorhaben gutheißt.“

„Das wollen wir hoffen, mein Kind, das wollen wir hoffen,“ erwiederte der Pächter, indem er die Pfeife aus dem Munde nahm und ſachte den Rauch davon blies; „der himmliſche Vater wird alleweil mit dir ſeyn, ſo lange du das Rechte willſt. Jetzt iß etwas, du brauchſt es, und wenn du ordentlich ſatt biſt, nimmſt du eine Taſſe mit in's gute Federbett, wo du gradaus und überzwerch liegen kannſt. Wer kann wiſſen, ob du

Digitized by Google

nicht noch einmal für mich oder eines der Meinigen die Meſſe leſen wirſt. Das gebe Gott, mein Sohn!"

Des armen Jokels Herz war viel zu voll, als daß er hätte viel eſſen können; er verzehrte nur ſehr wenig von den Gerichten, die vor ihm ſtanden, allein ſein gaſtfreundlicher Wirth kannte keine Schonung in dieſem zarten Punkte. So oft Jakob, zum Beweis, daß er ſatt ſey, Meſſer und Gabel aus der Hand legte, ſprachen ſofort Pächter und Pächterin mit einer Art Verwunderung ihm zu: „Wie ſo? du wirſt doch noch nicht aufhören wollen? Nicht doch, mein Schatz, du haſt ja noch gar nichts genoſſen! Der Michele, ſo klein er iſt, würde dich im Eſſen beſchämen. Komm, komm, mein Herz, ſey nicht verſchämt und thu' nicht fremd! Nur herzhaft zugegriffen!"

Der Junge ſetzte noch einmal an und fuhr ſo lange fort, bis er nicht mehr konnte. „Weiter geht's nicht mehr, ſprecht mir nicht zu — es geht nicht." — „Aber ich laß mich nicht abfinden, ehe du reinen Teller haſt; das Reſtchen iſt ja gar nicht mehr der Rede werth. Verſuch's noch 'mal, aber laß' dir Zeit!"

Des Knaben Herz war mit ganz andern Gedanken und Scenen beſchäftigt; das Heimweh und die zärtlichen Regungen ſeiner Seele waren nahe daran loszubrechen. „Ich kann nicht weiter eſſen," bat er flehentlich den Pächter und die Pächterin, während ihm Thränen in die Augen traten. „Sprecht mir nicht mehr zu, mein Herz iſt bei denen, die ich hinter mir gelaſſen und die ich vielleicht nie wieder ſehe." Und dabei fing er bitterlich zu weinen an. — Die Pächterin folgte dem Beiſpiel, während ihr Mann ſchweigend daſaß. Nach einiger Zeit hub ſie an: „Der Allmächtige ſegne und ſtärke ihn, ſchon um ſeines guten und anhänglichen Herzens willen, das mancher Familie Ehre machen würde! Pſt! Lieber, pſt! wir heißen dich nicht weiter eſſen. Härme dich nicht ſo ſehr; du gehſt ja nicht über's Meer, und wenn die Berge nicht zuſammenkommen, ſo doch die Leute. Der gute Gott wird dich ſicherlich auf Weg und Steg begleiten."

„Das wird er," nahm der Pächter das Wort. „Nur guten Muths, mein Junge! Ich kenne einen g'ſtudirten und geachteten Geiſtlichen, der eines Tages ganz wie du auszog und in ſeinen jetzigen Umſtänden ſeiner Familie tüchtig unter die Arme greift." — „Eben darum hab' ich Vater und Mutter verlaſſen," ſprach der Junge, indem er ſich die Thränen abwiſchte; „könnt' ich ſie eines Tages aus der Dürftigkeit erretten, wär' ich der glücklichſte Menſch auf der Welt. Aber leider muß ich fürchten, daß Noth und Sorgen meinem Vater das Herz brechen, bevor ich Manns genug bin, ihm beizuſtehen." — „Fürchte das nicht, mein Sohn," ſagte die gute Frau; „zuverläſſig zählt er auf dich und ſeine Liebe zu dir hält ihn aufrecht." — „Miſch' ihm einen andern Tropfen," begann nun der Pächter; „er iſt niedergeſchlagen, und dieſer hier iſt zu ſtark für ihn."

Da ging die Thüre auf und hereintrat ein kleiner unterſetzter Mann mit ſchwarzen blinzelnden Augen und gerötheten Wangen. Es war der Dorfſchulmeiſter in höchſt eigener Perſon, der gleich einem Zeitungsblatte von einem Pächterhaus in's andere wandert, um ſeinen freundlichen Gaſtgebern die Tagesneuigkeiten, ſeine Gelehrſamkeit und die klarſten Beweiſe ihrer eigenen Unwiſſenheit brühwarm auszukramen.

Pächter und Pächterin ſtanden voll Ehrerbietung auf und rückten einen Stuhl für ihn gerade dem Feuer gegenüber. „Herr Cormoran," nahm der Pächter das Wort, indem er ihm Jokeles Ranzen hinhielt, in dem die Bücher ſichtbar wurden, „das iſt etwas für Sie," und dabei richtete er einen bedeutſamen Blick auf den Beſitzer des Ranzens.

„So, ſo!" erwiederte der Mann der Wiſſenſchaft. „Geſegnet ſey der Tag, an dem ich auch ſolche Dinger ſchleppte! Das zeugt von einem feinen Kopf, und kein Bube braucht ſich deßhalb zu ſchämen. Alſo, mein junger Säugling an der Weisheit Brüſten, du gehſt nach Münſter? dem Lande, wo die Schwalben in Kegelſchnitten fliegen, die Amſeln und Droſſeln Latein reden und die Kühe und Ochſen im doriſchen Dialekt ſich unterhalten: bo-a-o, clamo. Wie heißt dein Patronymicum? Quo nomine gaudes, Domine doctissime?"

Der Junge blieb ſtill; die Pächterin aber ſperrte im Uebermaß der Verwunderung über des Lehrers Gelahrtheit die Augen weit auf. „Wie ich merke," fuhr der Schulmeiſter fort, „biſt du noch nicht eingeweiht in die Elementarprincipien der Sprachen. Auch gut, ſo ſteht dir die Ehre noch bevor. Wie heißt du?" — „Jakob Mack, Herr."

Die Pächterfamilie ſammelte ſich eben um den geräumigen Herd; die Knaben, deren Unterweiſung dem würdigen Lehrer oblag, kamen ſchüchtern heran und mit ihnen zwei oder drei niedliche Mädchen mit freundlichen Augen und einem Ausdruck voll Gefühl und Verſtand. Dahinter ſaß ein halbes Dutzend Dienſtboten beiderlei Geſchlechts paarweiſe beiſammen, indem jeder Burſche ſich zu ſeinem Mädchen hielt. Der Lehrer warf einen ausdrucksvollen Blick auf den Grogbecher, den die Pächtersfrau für Jokele gebraut hatte, und von nun an richtete ſein Auge ſich mit wunderbarer Beweglichkeit abwechſelnd auf den Pächter und nach der Schnapsflaſche, die rechts vom Feuer in einer Fenſtervertiefung ſtand.

Digitized by Google

Aber das müßte ein raſches Auge ſeyn, das iriſcher Gaſtfreundſchaft zuvorkäme.

„Elſe,“ rief der Pächter ſeinem Weibe zu, noch ehe dieſe Zeit gehabt, dem verſtändlichen Winke des Schulmeiſters Folge zu leiſten, „Elſe!“ — „Kommt ſchon, kommt ſchon,“ war die Antwort; „im Umſehen ſoll's fertig ſeyn!“ Wirklich ſtand auch in wenigen Minuten eine dampfende Bowle vor dem „lieben Mann.“

„Kommen Sie, Herr Lehrer! Auf Ehr' und Gewiſſen, ich kann die trockenen Redensarten nicht leiden, ſo lang ich einen Tropfen habe, um den Discurs damit anzufeuchten. Auf Ihre Geſundheit, Herr Lehrer, und auf einen raſchen Abſchluß Ihres Handels! Sie iſt ein Ausbund von einem guten Mädchen, davon gar nicht zu reden, was auf ihren Antheil kommt. Ich bin ein Freund der Familie und will eine Speiche in Ihr Rad ſetzen, Herr Schulmeiſter, daß es geht wie geſchmiert.“

„Ei, Herr Langhans,“ ſagt das Männchen, etwas aus dem Concept gebracht; „das iſt ſchön von Ihnen, ſehr ſchön! Sie ſind ein rechter Schäcker; aber bei meinem guten Ruf und Namen, die Zuneigung müßte auf ihrer Seite ſeyn.“ Und dabei ſah er mit einem Schafsgeſicht auf ſeine Hände. „Ich kann nicht behaupten, daß Cupido's Pfeile die ſentimentale Seite meines Herzens verwundet hätten. Es geht mir nicht wie Frau Dido —

Non haeret lateri lethalis arundo,

wie Virgilius ſagt. Das kann ich gerade nicht behaupten; wenn aber ein Freund den Fürſprecher für mich machen wollte — Hem, wie dann? Der gute Freund ſoll leben! Jakob Mack, mein Burſche, Eure Geſundheit und Glück auf den Weg, mein wackerer Junge!“

„Das iſt auch mein Wunſch,“ ſprach der Pächter. — „Jakob,“ fing der Schulmeiſter wieder an, „du gehſt nach dem Münſterlande, und ich kann ſagen, daß ich es von A bis Z durchwandert habe, wahrlich, auch nicht in ſchlechter Abſicht! Wohl, mein Schatz, du haſt harte Tage und Nächte vor dir; drum faſſe dir ein Herz. Haſt du Geld, wie ich vermuthe, ſo laß keinen rothen Heller in die Hände des Schulmeiſters kommen, wenn er auch mit der größten Dienſtbefliſſenheit dich in ſeine Wohnung nimmt und dir Tag und Nacht in den Ohren liegt, du möchteſt ihm der Sicherheit wegen deine Barſchaft ausliefern. Ohne vorher gehörig gewarnt zu ſeyn, möchteſt du am Ende doch einmal ſeinen dringenden Vorſtellungen nachgeben, denn

Nemo mortalium omnibus horis sapit.

„Michael, was für ein Caſus iſt mortalium? — Sieh doch, wo iſt mit einem male deine Munterkeit? Was für ein Caſus iſt mortalium?“

Dem Michael kam die Frage unerwartet und ſo konnte er einige Minuten lang nicht antworten. „Komm, Männchen,“ redete der Vater ihn an, „ſey bei der Hand und ſage unverzagt was du weißt; übereil' dich auch nicht, wir können wohl warten.“ — „Laßt ihn machen, laßt ihn machen!“ ſprach Cormoran. „Man kann das Land auf- und abgehen, ohne zum zweiten male einem ſo geſcheidten Jungen zu begegnen. Kann er das nicht exponiren, will ich in meinem Leben keine Linie lateiniſch, griechiſch oder maſoretiſch mehr conſtruiren.“

Der ſchlaue Lehrer wußte recht wohl, daß der Junge, der bloß etwas verdutzt war, unfehlbar eine befriedigende Antwort geben würde, er, der bereits das ſechste Buch im Virgil und das vierte im Homer las. Uebrigens gehört es zu den Pfiffen ſolcher Schulmeiſter, im Hauſe der Eltern dergleichen leichte Fragen an ihre Zöglinge zu richten, unter dem Schein, als ob dieſelben außerordentlich ſchwer und häkelig wären, und fällt dann die Antwort richtig aus, ſo zeigen ſie ſich über alle Maßen verwundert darüber, daß der Schüler ein ſo perfekter Gelehrter ſey. Sobald Michael ſich gefaßt hatte, antwortete er ohne Verzug: »Mortalium iſt der casus genitivus von nemo im Nomen partitivum.«

Cormoran ſetzte den Humpen, den er eben an ſeine Lippen bringen wollte, wieder auf den Tiſch und blickte den Jungen voll Verwunderung und Entzücken an, dann den Pächter und die Pächterin, eines nach dem andern, und winkte geheimnißvoll mit dem Kopf. „Michael,“ wandte er ſich an den Knaben, „geh' und ſieh' einmal, wie's mit dem Wetter ſteht.“ Der Knabe ging hinaus. „Ja, ja,“ fuhr Cormoran alsdann fort, „hat's je einen Phönix gegeben und der Junge wird zum Vogel, ſo wird ein iriſcher Phönix aus ihm, ein

Rara avis in terris, nigroque simillima cygno!

Den überholt keiner, wie er es auch angreifen mag. Es gibt tüchtig geſchulte Knaben genug, die das nicht auflöſen können, und ihr habt Alle geſehen, daß er nicht einmal das Buch dazu brauchte. Ja, wenn das ſo fortgeht, wird es mir ganz bange, daß er mich zuletzt einholt.“

„Nichts für ungut! — Schenk' dem Herrn Schullehrer ein, Elſe! — Nichts für ungut, aber ſo weit wird er's denn doch nicht bringen, ſo aufgeweckt und geſchickt er auch iſt. Reicht mir die Hand, Herr Lehrer! Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich um ihn geben;

der Bube macht uns Ehre. Komm her, Michele, mein Schatz, trink' den Reſt im Glaſe aus. Bleibe brav und denk' an deine Lection und thue, was dir der Herr Schullehrer — der Himmel ſegne ihn! — aufgibt, und Ihnen, Herr Lehrer, ſoll es in Ihrem Leben nie an einem Freund, einem Mittagsbrod, einem Bett, einem Dukaten fehlen, ſo lang der Herr mir das Eine oder das Andere gelaſſen hat."

„Das weiß ich, Herr Langhans, das weiß ich; drum will ich, falls ich am Leben bleibe, den Jungen herſchulen, daß ganz Irland auf ihn ſtolz ſeyn kann. Ich will ihn Wortſpiele lehren, die dem großen Scaliger zu ſchaffen gemacht hätten." — „Wie heißen ſie, Herr Lehrer?" — „Hört nur, wie es dem Thomas Kern, auch einem Schüler von mir, erging, als er vergangenen Junius ſeine Maternitätsprüfung (Maturitätsprüfung) in Dublin beſtand. Von den Studenten, die ihm auf den Zahn fühlen ſollten, ſteckte er einen nach dem andern in die Taſche, und dieß im Angeſicht von fünf- bis ſechstauſend Damen und Herren, welche zuſchauten. Endlich holten die Studenten den gelehrteſten unter ihnen herbei, der mit dem Thomas anbinden ſollte; es dauerte aber nicht gar lange, ſo hatte unſer Thomas auch ihn ſo ſtumm gemacht wie einen Fiſch."

„Meine Herren, ſagt dieſer zu den andern, wir Alle ſitzen in der Patſche, wenn der Herr Rector nicht den Münſterländer aus dem Sattel wirft. So machte ſich denn der Rector ſelbſt über den Thomas her, und ſo wie ſie an einander geriethen, iſt nichts Aehnliches erlebt worden, ſo lange das Dreifaltigkeitscollegium ſteht. Nachdem ſie zehenthalb Stunden geſtritten, legte der Rector dem Thomas ein Wort vor, das dieſer nicht zu erklären vermochte, und ſo hatte er eines einzigen Wortes wegen verloren. Die beiden letzten Stunden examinirte der Rector hebräiſch, weil er glaubte, darin ſey der Thomas nicht beſchlagen; aber da irrte er ſich gewaltig, denn Thomas antwortete ihm in gutem Münſterländer Iriſch, weßhalb beide einander verſtanden, da dieſe zwei Sprachen Geſchwiſterkinder oder doch nahe Blutsverwandte ſind. In Folge deſſen wurde Thomas für den größten Gelehrten Irlands gleich nach dem Rector erklärt; bei uns zu Lande würde man ſich erkundigt haben, wer ſein Lehrer geweſen, nicht aber ſo in Dublin. Ein junges Fräulein verliebte ſich in den Thomas, und ſie macht ihm ihre Perſon und drei Rittergüter zum Präſent, ſobald er Geheimerath wird, und bis dahin hat ſie ihm dreißig Pfund jährlich ausgeſetzt, um davon ſeine Ausgaben zu beſtreiten und als vornehmer Herr zu leben."

„Um wieder zu dem Jungen dort in der Ecke zurückzukehren: Nemo mortalium omnibus horis sapit. Jakob, halt' die Hand feſt auf deinem Beutel, oder gib das Geld dem Pfarrer zum Aufbewahren, bei dem iſt es am ſicherſten; unter keinerlei Umſtänden aber laß dich durch den hybläiſchen Honig von des Schulmeiſters Suada darum bringen; das Vale zwiſchen dir und deinem Geld möchte ſonſt lang, ſehr lang ausfallen. Crede experto!"

„Herr Lehrer," bemerkte jetzt der Pächter, „manch wunderbares Ereigniß muß Ihnen auf Ihren Wanderungen durch Münſterland zugeſtoßen ſeyn." — „Kein Zweifel daran, Herr Langhans. Ich wanderte in Geſellſchaft eines andern Jungen. Eines Tages, als wir auf der Landſtraße einem herrſchaftlichen Hauſe zugingen, fügte es ſich, daß wir dem Beſitzer ſelbſt, ohne ihn zu kennen, begegneten. — »Salvete Domini!« redete er uns in gutem und friſchem Latein an. »Tu sis salvus quoque!« gab ich zur Antwort, denn mein Kamerad war nicht ſo weit und ich mußte bei jeder Gelegenheit den Redner machen. — »Unde venitis?« fuhr der Herr fort, indem er uns ein zweites Stück großer Gelehrſamkeit zuwarf, was ungefähr ſo viel hieß als: woher kommt Ihr? — Ich antwortete: »Per varios casus et tot discrimina rerum venimus a Mayo« (ein iriſcher Ortsname). — „Wohl," ſagt' er; „ihr ſeyd aufgeweckte Burſche, kommt mit mir."

„Geſagt, gethan; wir folgten ihm nach ſeinem Hauſe, wo er uns Brod, Käſe und Molken vorſetzen ließ. Es war nämlich Freitag und wir durften kein Fleiſch eſſen. Inzwiſchen blieb der Herr bei uns ſitzen und plauderte. Die ſchurkiſche Köchin hatte beim Buttern die Knollen für für ſich behalten und kaum ein paar Knöllchen übrig gelaſſen, die wie verloren und vergeſſen oben herumſchwammen. Um ſo freigebiger war ſie mit dem Waſſer geweſen. Nun hatt' ich mich in meinen Knabenjahren auf's Fiſchen gelegt und kein Fiſchreiher verſtand ſich beſſer darauf, eine Forelle abzufangen. So ließ ich den Löffel mit der Geſchicklichkeit eines fernen Sachkenners durch den Teich vor mir ſtreichen — aber vergebens, nichts war da als Milchwaſſer. Raſch entſchloſſen wandt' ich mich an den Edelmann, indem ich die Schüſſel aufhob und verdrießlich hinein blickte:

Apparent rari nantes in gurgite vasto.

„Ihre Gaſtfreundſchaft in Ehren, es kann dieß der Pactolus ſeyn, aber der Teufel weiß, kein Körnchen Goldſand liegt auf dem Boden."

„Das Witzwort gefiel dem Herrn und in ſeinem Studirzimmer bekamen wir eine vortreffliche Mahlzeit vorgeſetzt; denn er hatte es darauf abgeſehen, mich

Digitized by Google

nochmals auf die Probe zu ſtellen. — „Was iſt der ſündhafteſte Vers im Virgil?“ fragte er mich. Nun konnt' ich den Virgil auswendig wie meine Taſche und erwiederte ohne Verzug:

Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo.

„Sehr gut, du haſt Kopf und wirſt es zu etwas bringen; nun aber nenne mir den moraliſchſten Vers im Virgil.“ — Ich antwortete:

Discite justitiam moniti et non temnere Divos.

„Verlaß dich drauf,“ ſagte er, „aus dir wird ein gelehrtes Licht. Verglichen mit dir wird der Morgenſtern wie ein Inſchlittſtümpfchen ſich ausnehmen, und wenn du hinter dem Lernen her biſt wie hinter dem Käſe, gibt es bald niemand mehr im Münſterlande, der dich aichen könnte.“ Und dabei lachte er herzlich, denn, wie Ihr ſeht, hatte er Anlage zum Spaßmachen.“

„Indeſſen wollte er mir noch tiefer auf den Grund ſehen, und ſo fragte er von neuem, ob ich eine Zeitung in's Lateiniſche überſetzen könnte. Nun war ich damals noch in der Proſa teufelmäßig ſchlecht beſchlagen; aber bevor ich es ihm ſagen konnte, hatte er mir bereits ein Zeitungsblatt in die Hand geſteckt und forderte mich auf, ein halbes Dutzend barbariſcher Ankündigungen zu überſetzen. Die erſte, die mir unter die Augen kam, war eine Belohnung für den, der einen Neufundländer und einen Dachs ausfindig machte, die einem Fiſchereigeräthfabrikanten geſtohlen worden, und daran ſchloß ſich der Preiscourant ſeiner ſchädigen Handelsartikel mit einer langathmigen Lobrede auf Schießpulver, Schrot und Doppelflinten, womit er handelte. Nun will ich mich mit einer blinden Patrone todtſchießen laſſen, wenn ich Zeitlebens über einen Schabernack dermaßen verblüfft war, und ſo entgegnete ich ihm: „Euer Gnaden haben mich mit dem Angelhaken geangelt,“ erwiederte ich; „aber ich wette darauf, der Käſe war ein guter Köder.“

„Das machte ihn herzlich lachen und er bat mich fortzufahren. — Wohlan, dachte ich, das erſte Inſerat war ſchwer, aber das zweite iſt im Vergleich damit reines Maſoretiſch, ſo etwas wie Rückzölle, Steuerbeamte und eine lange Zollliſte, worüber Herr Publius Virgilius Maro in höchſteigener Perſon ſich den Kopf zerbrochen hätte, wenn man es ihm zum Ueberſetzen vorgelegt. Indeſſen ging ich damit durch dick und dünn; konnt' ich den lateiniſchen Ausdruck nicht finden, ſo nahm ich meine Zuflucht zum Griechiſchen, und ließ mich das Griechiſche im Stich, hielt ich mich an's Iriſche, und, offen geſtanden, des Mutterſprachthums wegen fand ich, daß es gerade mit dieſem am beſten ging. — Ja, manch gelehrtes Kampfſpiel hab' ich beſtanden und mein Name iſt im Dreifaltigkeitscollegium ſo bekannt als die Poſtkutſche, daher auch der dortige Rector zu ſagen pflegt: „Cormoran iſt der gelehrteſte Mann in Irland, und ich ſchäme mich nicht, offen einzugeſtehen, daß ich mit ihm nicht anbinden möchte.“ Meine Herren, Ihre Geſundheit! Unter uns, ich wollt' ihn in kürzeſter Friſt unter den Tiſch disputirt haben, ſo leid es mir auch thun würde, ihn um ſeine Reputation zu bringen. Doch der iſt ſo klug, mich nicht herauszufordern.“

Natürlich fiel es keinem der Anweſenden ein, gegen die gewaltigen Aufſchneidereien eines Heckenſchulmeiſters den mindeſten Zweifel zu erheben.

Als das arme Studentlein des andern Morgens erwachte, miſchten ſich in ſeinen Empfindungen Bekümmerniß und Zufriedenheit: auf der einen Seite die Heimath und die lieben Angehörigen, die er verlaſſen, auf der andern die warme, väterliche Aufnahme, die ihm ein unbekannter Landsmann hatte zu Theil werden laſſen. Inbrünſtig dankte er dem Geber alles Guten dafür, indem er im Stillen hoffte, noch manchem braven Pächter ſolchen Schlages zu begegnen und ſich zuletzt doch in den Stand geſetzt zu ſehen, ſeine armen Eltern zu unterſtützen. Sobald er ein ſtattliches Frühſtück eingenommen hatte und ſein Ranzen mit Lebensmitteln für den Tag gefüllt war, nahm der Pächter ihn in ſein Wohnzimmer, wo Frau und Kinder verſammelt waren. „Gott,“ fing der Pächter an, „iſt gnädiger gegen mich geweſen, als gegen dich, obſchon du es vielleicht eben ſo wohl verdienteſt. Doch darüber brauchſt du dich nicht zu härmen; ich hab's und du brauchſt's, und ſo nimm dieſe Kleinigkeit als Unterſtützung für dein G'ſtudium. Alles was ich dafür von dir verlange, iſt, daß du mich in dein Gebet einſchließeſt, und falls du es zum Prieſter bringen ſollteſt, wenn es ohne Ungelegenheit geſchehen kann, für mich und die Meinigen eine Meſſe zu leſen. Es iſt nicht viel, mein lieber Sohn — bloß zwei Dukaten; die mögen dir als Freunde zur Seite ſtehen, wenn es mit den andern Freunden knapp ausſieht, was indeſſen, ſo Gott will, nie geſchehen ſoll.“

Heiße Thränen liefen dem Jungen über die Backen. „Oh!“ ſagte er in ſeiner Einfalt, „der Himmel mög' es Euch in Zeit und Ewigkeit vergelten! Doch hab' ich viel Geld in meinem — in meinem — Rockſchoß. Das hab' ich und ich brauche keines weiter.“

Der Pächter, gerührt durch die übernaive Offenherzigkeit des Knaben, ſah ſein Weib an und lächelte, während eine Thräne in ſeinem Auge blinkte. Die Pächterin wiſchte ſich mit der Schürze die Thränen ab

und ſetzte in freundlichem Ton hinzu: „Nimm's, mein Söhnchen. Alſo in deinem Rockſchoß? Dort, Schatz, haben deinesgleichen ſelten viel. Nimm es nur, du brauchſt dich nicht zu ſchämen. Wir können es geben, ohne uns weh zu thun, der Herr ſey dafür gelobt und geprieſen! Laß mich deine Taſche öffnen und es hineinthun. Du biſt ein braver Junge und warſt gewiß allezeit ein gutes Kind."

„Seht, Kinder," wandte ſich der Pächter an ſeine Söhne und Töchter, „wenn ihr groß werdet, weiſt keinen Fremdling von eurer Schwelle, ohne ein Nachtlager und einen Löffel Suppe. In der Welt wechſelt Alles; auch wir können einmal Fremdlinge werden, und denkt nun, wie es mir zu Muthe wäre, wenn ich wüßte, daß ihr ohne Geld und Freunde in der Fremde weilet und dort einen Vater gefunden habt, der liebevoll ſich eurer angenommen. Und nun, mein Schatz, die Wagen ſtehen vor der Thüre, ſteige auf einen, ſo erſparſt du dir den Weg bis zum nächſten Städtchen. Komm, Männchen, nimm dich zuſammen und ſchreie nicht! Was wir für dich gethan, iſt nicht der Rede werth."

Damit ſchüttelte er dem armen Studentlein die Hand, drückte ſich den Hut in's Geſicht und verließ raſch die Stube. Elſe bückte ſich zu dem Knaben nieder, küßte ihn auf den Mund und weinte; die Kinder umarmten ihn mit jenem gemiſchten Gefühl von Mitleid und Reſpekt, das der Irländer in der Regel für den armen Studenten empfindet.

(Fortſetzung folgt.)

Könige.

In den Gärten der Alhambra
Wandelte die Herrlichkeit,
Rauſchend durch den Glanz der Tage,
Flüſternd um die Abendzeit,
Muthig im Geräuſch der Waffen
Und der ritterlichen Pracht,
Süß wie weiche Silberlauten
Im Genuß der Liebesnacht.

Höher als in dieſen Räumen
Hat ſich keine Bruſt gefühlt,
Schmeichelnder hat keinen Buſen
Der Sierra Hauch gekühlt;
Und der mauriſchen Grandezza
Ruf erſchallt ſo hoch und weit,
Daß er ſelbſt den rauhen Nachbarn
Sprache, Sang und Sitte leiht.

Doch die Säulen ſind gefallen
Und die todte Stille lauſcht,
Wo's von Feſten, Liedern, Roſen
Und Gewändern ſonſt gerauſcht;
Nur des menſchenſcheuen Vogels
Fittig in die Höfe zog,
Wo der königliche Falke
Schönen Händen einſt entflog.

Zwar noch einmal iſt's geſchehen,
Daß die Freude wieder kam,
Als den Einzug ein Bourbone,
Jener fünfte Philipp nahm,
Und die Schönheit Iſabellens
Aufging über Granada,
Daß es eine kurze Täuſchung
Seines alten Glanzes ſah;

Doch auf immer aus den Hallen
Schwindet bald der Freude Stern,
Und der Erde Beben ſelber
Rüttelt an dem Felſenkern;
Wie die mauriſche vor Zeiten
Flieht die Chriſtenmacht davon,
Und nicht Kreuz noch Halbmond rettet
Dieſes ſtolze Ilion.

Aber Einen Glauben weiß ich,
Der vor keiner Macht entflieht,
Der auf jeder Größe Trümmern
Eine Schaar Bekenner zieht,
Die mit Lachen aus des Glückes
Abgelegtem Mantel ſchielt,
Und des bunten Schauſpiels letzte
Rolle bis zu Ende ſpielt:

Digitized by Google

Bettler ſind es, ohne Sorgen,
Ohne Arbeit, ohne Brod,
Könige, die es verachten
Sich zu kümmern um die Noth,
Die man drüben in Neapel
Nur die Lazaroni nennt,
Die man auch in der Alhambra
Als die jüngſten Gäſte kennt:

Die am Indermeere wohnen
Und am Griechenarchipel,
Wo der Väter Enkel träumen
Ein verſunkenes Juwel;
Wo am höchſten ſeine Wogen
Trug der Zeitengröße Strom,
Auf den ſchwülen Schädelſtätten
Von Jeruſalem und Rom.

Boten ſind's der Weltgeſchichte,
Jedem Stolze beigeſandt,
Ihm ſein Gegenbild zu zeigen,
Sein Gemälde, umgewandt;
Und es iſt das Größt' und Kleinſte
Einer todten großen Zeit,
Daß ſo bittere Satyre
Bald auf ihrem Schutt gedeiht.

Könige im Bettlermantel!
Prediger beſondrer Art,
Pochend hoch auf ihres Blutes,
Ihres Reichs Allgegenwart!
Allen Völkern, allen Zeiten
Eine Lehre, wahr und ächt,
Könige im Bettlermantel,
Ein unſterbliches Geſchlecht!

J. G. Fiſcher.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

Das neue Geſetz über Eheſcheidung.

Das Geſetz über die Eheſcheidung iſt nach langem Kampfe angenommen worden, und wir müſſen uns darauf gefaßt halten, von nun an eine neue Epoche im bürgerlichen Leben Englands eintreten zu ſehen. Die Eheſcheidung war von jeher geſetzlich in England, jeder konnte auf Eheſcheidung antragen. Was aber dieſelbe faktiſch für die meiſten unmöglich machte, das war der Geldpunkt. Es koſtete nicht weniger als 2 bis 3000 Pfund Sterling, d. h. nicht weniger als 20,000 Thaler, um auf geſetzlichem Wege erſt von dem ecclesiastical court und dann vom house of Lords die Befugniß zur Eheſcheidung zu erhalten. Und noch ehe man in einem dieſer Gerichtshöfe auf Scheidung antragen konnte, mußte man zuvor vom Queen's court einen Proceß gegen den Ehebrecher eingeleitet und eine Entſchädigung wegen »criminal conversation« erhalten haben. Alſo nur die Reichſten konnten die Koſten aller dieſer Proceduren erſchwingen und ſchließlich ſich vom Oberhaus eine eigene Bill, ein Geſetz, das ſich bloß auf das jedesmalige Individuum bezog, erkaufen. Wer nicht wenigſtens 20,000 Thaler beſaß, dem war faktiſch die Eheſcheidung verboten. Die Ehe war für ihn unauflöslich, ein heiliges, unverletzliches Band, wie ſehr daſſelbe auch von ſeiner Seite oder von der Seite ſeiner Frau verletzt worden ſeyn mochte. Beſtand auf dieſe Weiſe ein anderes Geſetz für die Reichen, und ein anderes für die Armen, ſo hatten doch die letzteren dafür den Genuß, daß ſie all den Scandal, zu welchem die Eheſcheidungen der Reichen Veranlaſſung gaben, zu drei verſchiedenen malen haarklein gedruckt leſen konnten. Denn die verſchiedenen Gerichtshöfe, durch welche der Proceß zu gehen hatte, machten ſich ein beſonderes Vergnügen daraus, in alle Einzelnheiten der chronique scandaleuse einzugehen, und die Lords im Oberhauſe, die ariſtokratiſchen Greiſe, glaubten nie ihrem Gewiſſen Genüge geleiſtet zu haben, wenn ſie nicht die Eheverbrechen, die in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft begangen worden, in ihren geheimſten Vorgängen an's Tageslicht gezogen hatten. Die Journale aber unterließen nie, alle dieſe Verhandlungen auf's gewiſſenhafteſte wiederzugeben, und die Armen, wie ſehr ſie auch Grund zur Eheſcheidung hatten, konnten ſich wenigſtens mit der Genugthuung tröſten, daß es ihnen faktiſch unmöglich gemacht ſey, ſolch ſchmähliche Details dem Publikum zum beſten zu geben. Nun aber kommt das neue Geſetz und gibt Armen und

Reichen mit der gleichen Berechtigung die gleiche Befähigung, die Ehescheidung eben so leicht zu vollziehen wie den Ehebund selbst, indem das neue Gesetz an die Stelle der drei verschiedenen Gerichtshöfe einen einzigen setzt, der mit den geringsten Kosten die Untersuchung einleitet und in der Sache rechtlich erkennt.

Nach dem alten Gesetze konnte eine Scheidung nur dann betrieben werden, wenn ein Proceß wegen criminal conversation, d. h. wegen Ehebruchs vorangegangen und dem beleidigten Ehemann eine Geldentschädigung zuerkannt worden war. Der Scandal, den dergleichen Processe erregten, ist weltbekannt. Besonders anstößig war, daß nach dem Gesetze eine solche Geldentschädigung die Ehre des beleidigten Ehemanns wiederherstellen sollte, und daß das Gesetz gar nicht daran dachte, den Ehebruch mit Gefängniß zu bestrafen. Jedermann war nun darauf gefaßt, daß nach dem neuen Gesetze diese schmählichen Processe wegfallen, oder wenigstens, daß an die Stelle der Geldentschädigung Gefängnißstrafe treten würde. Aber nein, der Gesetzgeber betrachtet diese Geldentschädigung aus einem andern Gesichtspunkte. Nichts trage so sehr, heißt es, zur Verhütung des Ehebruchs bei, als gerade die Furcht, mit Geld dafür büßen zu müssen. In manchen Fällen sey die Geldentschädigung sogar ein Moment, das die besten moralischen Folgen habe. In den Spinn- und Webedistrikten z. B., wo die Arbeit hauptsächlich von Kindern und Weibern verrichtet wird, wo ein Fabrikherr manchmal fünfhundert Weiber beschäftigt, haben die letzteren in vielen Fällen keine andere Wahl, als sich entweder dem Willen ihres Herrn und Meisters in allen Stücken zu fügen, oder arbeits- und brodlos mit ihren Kindern und ihrem Ehemann, der in den Fabrikstädten sehr wenig verdient, zu Grunde zu gehen. Wenn nun in dem Falle, wo die Tugend der Frau der harten Nothwendigkeit unterlegen, der beleidigte Ehemann auftritt und eine Geldentschädigung für *seine* eigene Ehre und für die der Noth zum Opfer gefallene Tugend seiner Frau verlangt, so sey diese Entschädigung nichts weniger als unmoralisch zu nennen; einerseits gebe sie dem Ehemann die Mittel an die Hand, fortan mit seinen Kindern leben zu können, ohne die Tugend seiner Frau abermals preis zu geben; andererseits schrecke die Furcht vor einer solchen Entschädigung die andern Fabrikherrn ab, sich an der Tugend der bei ihnen beschäftigten Frauen zu vergreifen. Aus diesen und ähnlichen Gründen hat man im neuen Gesetze den Proceß wegen criminal conversation und die Geldstrafen beibehalten, mit dem Unterschiede jedoch, daß es von nun an jedem frei stehen soll, eine Geldentschädigung zu verlangen oder nicht. Der Proceß wegen Ehebruchs und Geldentschädigung soll in Zukunft keinen wesentlichen Theil des Scheidungsprocesses bilden. In allen Fällen aber, wo der beleidigte Ehemann auf Geldentschädigung Anspruch macht, hat er ausdrücklich zu bestimmen, wie er das Geld verwenden will, und das Gesetz schlägt ihm in diesem Falle drei verschiedene Wege vor. Entweder kann er das Geld selbst einstecken, als direkte Entschädigung für den ihm zugefügten Schaden; oder er kann es für seine Kinder bestimmen, die durch die Trennung von der pflichtvergessenen Gattin der Mutter beraubt sind; oder aber, er kann den Großmüthigen spielen, wie in einem der Kotzebue'schen Stücke, und das Geld, das er der Treulosigkeit seiner Gattin verdankt, der treulosen und verlassenen Gattin zu gute kommen lassen. Wir sehen also, daß das neue Gesetz den ärgerlichen Processen keineswegs ein Ende macht, im Gegentheil, da das Gesetz keine neue Strafe für den Ehebrecher einführt und der alten Strafe, der Geldentschädigung, einen moralischen Anstrich gibt und dem beleidigten Ehemann gestattet, sich großmüthig gegen die Gattin zu zeigen, so werden nur zu viele Ehemänner, die sich früher scheuten, mit Geldforderungen aufzutreten, mit Freuden den Ausweg ergreifen, den ihnen das Gesetz anweist, um die eigene Schande wie die der Gattin auf plausible Weise dem Publikum preiszugeben. Wenn sie fortan Geld vom Ehebrecher verlangen, so geschieht solches nicht mehr ihrer selbst wegen und als Schadenersatz für die erlittene Schmach, sondern im Namen der Kinder und der Gattin und der Großmuth. — Nach dem neuen Gesetze ist die Frau auf gleichen Fuß mit dem Mann gesetzt, und sie kann nicht allein auf Scheidung antragen, wenn sich der Mann des Ehebruchs schuldig gemacht hat, ihr steht sogar das Recht zu, gerade wie der Mann, Entschädigung in Geld zu fordern. Freilich ist es in diesem Fall nicht die Sünderin, sondern der Sünder, d. h. ihr ehebrecherischer Gatte, welcher ihr, der Gattin, die Geldentschädigung zu leisten hat.

Das neue Gesetz enthält eine Menge anderer Clauseln, die nicht minder merkwürdig sind. Bekanntlich werden fast alle Ehen in der Kirche geschlossen, die Civilehen sind, wie wir sogleich sehen werden, neueren Ursprungs, und haben wenig Anklang in England gefunden. Sie sind bloß der Dissenter wegen eingeführt worden, und haben hauptsächlich zum Zweck, Personen, welche verschiedenen Sekten angehören, ehelich zu vereinigen. Die Civilehen werden im Büreau des Registrators geschlossen, d. h. des Mannes, der officiell die Todes- und Geburtsfälle einregistrirt. Nun aber treten die Geistlichen auf und weigern sich, neue Ehen nach vorhergegangener Scheidung einzusegnen. So lange die Scheidungen auf eine sehr geringe Anzahl von Personen beschränkt waren, das heißt, so lange bloß die Aristokraten und Reichen das Vorrecht besaßen, sich scheiden zu lassen, fühlten die Geistlichen nicht den mindesten Scrupel in dieser Beziehung, und sie banden und lösten, ohne daß ihr Gewissen sich im geringsten beschwert fühlte; die Gewissensscrupel tauchten erst auf, seit die Scheidung allgemeines Gesetz geworden und neue Eheverbindungen auch von denjenigen geschlossen werden können, welche nicht die Mittel besitzen, die Trauung sehr theuer zu bezahlen. Nun hat allerdings der Staat, welcher die Geistlichen in England besoldet, mit der Besoldung die Mittel in den Händen, dieselben gesetzlich

Digitized by Google

dazu anzuhalten. Auf der andern Seite ſteht denen, welchen die Kirche die Trauung verweigert, der Ausweg offen, ihre Ehe bürgerlich regiſtriren zu laſſen. Aber dieſer Akt, wie er ſeit einigen Jahren geſetzlich eingeführt iſt, ſagt dem Geſchmacke der Engländer wenig zu. Hier zu Lande beſitzt immer noch die Kirche das Privilegium, die Heirathen zu vollziehen. Sie iſt aber auch in ihren Anforderungen an die Perſonen, die ſie ehelich verbindet, keineswegs ſcrupulos. Im Gegentheil, ſie verfährt dabei eben ſo leichtfertig wie die erſt kürzlich eingeführte bürgerliche Regiſtrirung. Es iſt dabei weder von Geburts- noch Todtenſcheinen, noch überhaupt von Vorzeigung irgend eines Papiers die Rede. Die betreffenden Perſonen haben bloß ihre Erklärungen abzugeben, die ſofort in das Kirchenregiſter eingetragen werden, und die kirchliche Trauung unterſcheidet ſich von der bürgerlichen Regiſtrirung nur dadurch, daß die Kirche zu der Regiſtrirung noch den Segen und die Ceremonie des Ringes hinzufügt. Aber letztere Ceremonie hat in den Augen des Engländers eine ſolche magiſche Gewalt, eine ſo tiefe, myſteriöſe Bedeutung, daß der kirchliche Akt dem bloß bürgerlichen allenthalben vorgezogen wird, obgleich jener nicht mehr Garantie gewährt als letzterer. Beweiſe davon liefern uns die häufigen Fälle von Bigamie und von Heirathen unter falſchen Namen, die alle von der Kirche ſo zu ſagen stante pede und ohne die geringſte Veriſikation der abgegebenen Erklärungen geſchloſſen werden.

Als nun aber die höheren Geiſtlichen ſo offen ihre Abneigung zu erkennen gaben, geſchiedene Perſonen ehelich wieder zu verbinden, wenn die Eheſcheidung allgemeines Geſetz würde, ſah ſich der Staat in keine geringe Verlegenheit verſetzt, da vorauszuſehen war, daß der bürgerliche Akt, als der alleinige Ausweg, welcher den von der Kirche zurückgewieſenen Perſonen offen ſtand, von den wenigſten werde betreten werden. Die Geiſtlichen geſetzlich zu zwingen, würde bloß doppelten Scandal erregt haben. In dieſer Perplexität hat die Regierung, mit Zuſtimmung des Parlaments, die beſondere Beſtimmung erlaſſen, daß, wenn ein Geiſtlicher ſich wegen vorangegangener Eheſcheidung weigere, in ſeiner Kirche eine Trauung vorzunehmen, er verpflichtet ſey, ſeine Kirche zu dieſem Zwecke offen zu halten für jeden andern Geiſtlichen, der in dieſer Hinſicht weniger Scrupel fühle. Die Geiſtlichen ſehen ſich hiedurch in jeder Hinſicht in ihren Intereſſen bedroht. Die Kirche iſt für jeden »incumbent,« d. h. den eigentlichen Pfarrer, nicht allein ein Gotteshaus, ſie iſt auch ſein eigenes Haus, das Haus, aus dem er durch Vermiethung der Sitze, die Eintreibung der Zehnten, die Tauf-, Trauungs- und Beerdigungsgebühren den größten Theil ſeiner Einkünfte bezieht, ein Haus, das er unter dem Namen von church-living verkaufen oder vermiethen, oder auch an einen armen „Curate“ verlohnen kann. Der Curate, dem alle Arbeit und Seelſorge zufällt, erhält jährlich vom Incumbent eine Summe, die ihm kaum das Leben friſtet, während all die reichlichen Gefälle und Gebühren dem Incumbent zufallen. In dieſes Haus nun, das für ihn die Quelle ſo reichlicher Einkünfte iſt, einen andern Geiſtlichen als den von ihm eingeſetzten Curate einzulaſſen, und zwar zu einem ſo wichtigen und einträglichen Geſchäft wie die Trauungen, das iſt nicht allein eine Beeinträchtigung ſeiner Autorität, ſondern aller ſeiner Rechte, und namentlich ein Eingriff in das erſte aller Rechte, demzufolge das Haus eines Engländers ſein castle iſt, deſſen Thüre er ſogar für die Königin geſchloſſen halten kann. Und dieſem Geſetze zum Trotze nun ſoll das Gotteshaus eines Incumbent nicht allein allen Ehebrechern, ſondern ſogar einem fremden Geiſtlichen offen ſtehen, der jene abermals in das heilige Joch der Ehe ſpannen will! Ein härterer Schlag hätte ſchwerlich die engliſche Geiſtlichkeit treffen können. — Alle Welt erwartet mit Spannung, welches das erſte Paar ſeyn wird, das nach dem neuen Geſetz um Scheidung einkommt. So viel iſt gewiß, daß die Paare ſich dutzendweiſe einſtellen werden. Nicht minder geſpannt iſt man, wie das neue Geſetz in Bezug auf die Wiedervereheirathung Geſchiedener wirken wird. — Wenn der erſte, der nach dem neuen Univerſitätsgeſetz ſein Diplom in Cambridge nahm, ein Jude war, und zwar ein ſehr reicher Jude, ein Neffe Rothſchilds, ſo könnte im gegenwärtigen Falle der Geiſtlichkeit nichts härteres begegnen, als wenn das erſte Paar, das nach vorhergegangener Eheſcheidung den Segen der Kirche verlangt, abermals den reichen Ständen angehörte und der betreffende Geiſtliche nach der einmal gegebenen Erklärung ſich genöthigt ſähe, die Einſegnung zu verweigern.

Berlin, September.

Witterung. — Clima. — Einfluß der Oſtſee darauf. — Der Stralauer Fiſchzug. — Biercconſumtion. — Der Johanniterorden. — Die Verſammlung evangeliſcher Chriſten.

△ Die Sonne iſt zwar noch nicht in das Zeichen der Wage getreten, aber der Herbſt hat doch bereits ſeinen Anfang genommen. Herbſtlich iſt die Phyſiognomie des wolkenloſen, klaren Himmels, herbſtlich die Vegetation in der Umgebung Berlins. Letztere hat in dem heißen Sommer viel und ſchnell gelebt, deßhalb hat ſie auch früh gealtert. Schon vor einem Monat färbten ſich im Thiergarten viele Blätter gelb und bedeckten, wenn

Digitized by Google

der Wind durch die Wipfel der Bäume fuhr, zahlreich den Boden. Das Grün der Linden hat ſich ſchon ſeit noch längerer Zeit verloren, doch treiben dort ſeit einigen Wochen die Kaſtanien neue Blätter und Blüthen; friſches Grün neben hinwelkenden Blättern, das Leben neben dem Tode! Der Herbſt Berlins iſt indeß beſſer wie ſein Frühling; er iſt beſtändig, freundlich und mild, während der Frühling unbeſtändig, unwirſch und kalt iſt. Die Urſache hievon liegt in der Nähe der Oſtſee. Die Lage dieſes Waſſerbeckens, das ein Areal von 6400 Geviertmeilen bedeckt, iſt eine derartige, daß daſſelbe ſich im Frühling nur ſehr allmählig erwärmt, was ohnedieß bei allem Waſſer der Fall iſt. Dazu iſt der Zufluß und Niederſchlag größer als die Verdampfung, ſo daß das Waſſer in ähnlicher Weiſe aus der Oſtſee in das atlantiſche Meer ſtrömt, wie das atlantiſche Meer durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer. Das hat, ganz abgeſehen von der Lage, noch die Folge, daß das Meer ſeine ausgleichende Thätigkeit auf die Wärmedifferenz zwiſchen Oſt- und Nordſee nicht auszuüben vermag, ſondern daß dieſe Ausgleichung allein der Sonne und dem die Oſtſee einſchließenden Küſtenſtriche überlaſſen bleibt. Die Atmoſphäre wird alſo bei uns im Frühjahr ſchnell erwärmt, aber kaum iſt dieſe Wärme bis zu einem gewiſſen Grade vorgeſchritten, ſo tritt auch ſofort Nordwind ein, d. h. die kältere Luft der Oſtſee ſtrömt herein und ſucht die Differenz zwiſchen der Temperatur des Landes und des Waſſers auszugleichen. Das geht ſo fort, bis die Oſtſee hinlänglich erwärmt iſt. In demſelben Augenblick tritt aber auch bei uns der Sommer ein und um den Frühling ſind wir betrogen. Im Herbſt liegt die Sache umgekehrt. Nur allmählig verliert das Waſſer die einmal aufgenommene Wärme, während das Land dieſelbe ſchnell in den Himmelsraum hinaus ſtrömt. Die Oſtſee gleicht deßhalb im Herbſt einem Landfluſſe in der Sommernacht, deſſen Waſſer wärmer iſt als die umgebende Atmoſphäre, oder, praktiſcher ausgedrückt, die Oſtſee gleicht einem erwärmten Zimmer, neben dem wir uns in einem kälteren befinden. Da nun keine Wand zwiſchen uns und der Oſtſee iſt, ſo bringt uns die Oſtſee Wärme; ſie gleicht einem koloſſalen Ofen, der uns durch ſeine Wärme den Herbſt in demſelben Maße verlängert, wie er uns den Frühling durch ſeine Kälte verkürzt.

Die Oſtſee erinnert mich' an unſere junge Marine und an die Seecadetten, die auf derſelben ihre erſten Uebungsfahrten zu machen haben. Letztere ſind gerade nicht ſehr erbaut von den alten Waſſerſtraßen der Normannen und der Hanſeſtädte, weil der Wellenſchlag auf denſelben zu ſteil iſt. Lieber ſchwimmen ſie auf dem atlantiſchen Ocean, was ihnen aber erſt vergönnt iſt, nachdem ſie die unterſte Claſſe des Seecadetteninſtituts abſolvirt haben. Dann geht es aber durch den Sund, und nach altem Brauch wird jeder, der denſelben noch nicht paſſirt hat, dreimal in einem Kübel Waſſer untergetaucht. Darauf gehts zum Windſack, der die friſche Luft vom Verdeck in die unteren Schiffsräume führt. Derſelbe wird unten zugebunden und oben hinein gleiten läßt man die Neulinge. Iſt der Sack voll, ſo werden zehn Eimer Waſſer nachgegoſſen und unten entläßt man die Getauften, die zum Schluß der Feierlichkeit mit einem „ſteifen Grog" bewirthet werden. Und nun gehts hinaus in das Kategat, in das Skaper Rak und von da auf den unermeßlichen Ocean, und man träumt von Abenteuern und Heldenthaten. Möchte es den Sommer doch nach dem Riff geben! das war im verfloſſenen Winter der einſtimmige Wunſch von blutjungen Leuten, die im vorhergehenden Sommer mehr als Eine Kugel am Kopfe vorbeiſauſen gehört hatten.

Das reiſende Berlin iſt allmählig heimgekehrt; nur die Familien, die auf den Dörfern der Umgegend den Sommer verbracht haben, genießen den milden September noch im Freien. Sonſt geht alles wieder den gewohnten Gang. In den letzten Wochen wurden die Schlachten von Großbeeren, Dennewitz, Fehrbellin u. ſ. w. gefeiert. Dieſen Feſtlichkeiten ſind jetzt die Waffenübungen der Soldaten gefolgt. Berlins Phyſiognomie verräth ſelten, daß es die Hauptſtadt des großen Kurfürſten und Friedrichs des Großen iſt; wenn aber der Herbſt kommt, wenn die Erinnerung an die alten Schlachttage ſich einſtellt, und kriegeriſche Muſik auf den Straßen ertönt, dann iſt alles wie umgewandelt. Man merkt dann wieder, daß jeder Preuße Soldat geweſen iſt oder noch werden muß, und daß das Andenken an die Dienſtjahre trotz Börſe und Fabrik wach geblieben iſt. Gar verwunderlich betrachteten deßhalb die Berliner den Prinzen Napoleon, als im verfloſſenen Frühjahr die Regimenter vor ihm und der Statue des alten Blüchers vorbeimarſchirten. Franzöſiſche Blätter wußten nicht genug zu reden von dem Enthuſiasmus, mit dem der Prinz hier empfangen worden ſey. In Berlin haben wir davon nichts gemerkt; die allgemeine Stimmung gab der Kladderadatſch in einem Leitartikel ſehr gut wieder.

Am 24. Auguſt fand nach uraltem Herkommen der Stralauer Fiſchzug wieder ſtatt. Unzählbar war die Menſchenmenge, die vom Morgen bis ſpät am Nachmittage aus dem ſchleſiſchen und dem Stralauer Thore hinausſtrömte. Es fängt dieſes ſchöne Volksfeſt indeß an von andern Schichten der Bevölkerung vorzugsweiſe gefeiert zu werden, als bisher. Die Ariſtokratie der Stadt hat ſich ſchon ſeit lange fern von demſelben gehalten; jetzt folgt ihr der Mittelſtand, wie es ſcheint, ſo daß ſchließlich nur noch die unterſten Volksſchichten übrig bleiben werden. Nun ſind wir zwar nicht gerade beſonders exaltirte Liebhaber des feinen Salontons, aber ein gewiſſes Maß von Form und Würde fordern wir doch auch ſelbſt von einem Volksfeſte. Dieſes wird aber nicht mehr gefunden werden, wenn die beſſeren Volkselemente ſich fern halten. Selbſt unſere Zeitungen übergehen das Feſt faſt mit Stillſchweigen, und ſo viel ich geſehen habe, hat dieſes Jahr nur ein Lokalblatt, „Berlin," eine eingehende

Digitized by Google

Beſchreibung deſſelben gebracht. An langen Tiſchen, heißt es in demſelben ungefähr unter anderm, ſitzt das Volk, mitunter auch auf dem bloßen Raſen, in der einen Hand die Weiße oder das Seidel, in der andern die Butterſtulle mit oder ohne Belag. Dort jubelt die Menge einem Improviſator oder Naturſänger zu, der mit einer furchtbaren Wachsnaſe, einer unbeſchreiblichen Kopfbedeckung und einem in allen Nähten geplatzten Leibrocke, mit grölender Stimme die neuen Couplets vorträgt. Weder der tobende Beifall noch das Ziſchen der Menge macht den Künſtler irre; ſtets hat er eine ſchlagende Antwort bereit, wenn er unterbrochen wird. An einer andern Stelle drängt ſich das ſchauluſtige Publikum um die Bude, welche den großen Stralauer Krebs verbirgt. Derſelbe iſt, wie ich für Nichtberliner bemerke, von Pappe gefertigt. Der heiſere Beſitzer ſchreit zum fünfzigſten male: „Hier iſt der große Krebs zu ſehen, oder die verwunſchene Prinzeſſin Rummeline von Rummelsburg, wie auch der kleine Zwerg Sycorax.“ Ihm gegenüber wandelt im abgeſchabten Talar von ſchwarzem Sammt, mit einem Strumpfband um das ſtruppige Haar als Diadem gewunden, gravitätiſch der berühmte Tauſendkünſtler und Equilibriſt in ſchäbig würdevoller Haltung. Schauderhafte Mordgeſchichten, durch zinnoberrothe, blutige Bilder illuſtrirt, ſingt ein altes Weib zu ihrer aſthmatiſchen Drehorgel. Eine Wahrſagerin erbietet ſich, die Zukunft zu verkünden. Wer ſein Glück verſuchen will, findet dazu Gelegenheit in den Würfelbuden. Kurz, es iſt ein buntes Treiben, wie man es in unſerer verwaſchenen Zeit nicht mehr erwarten ſollte, namentlich aber nicht in Berlin. In Wien — ja, das wäre etwas Anderes! Und dennoch findet jetzt das Umgekehrte ſtatt, daß nämlich die Volksbeluſtigungen in Berlin einen farbigeren Charakter tragen wie in Wien. Ich habe mich aus Erfahrung davon überzeugt und bin in dieſer Ueberzeugung von einem Wiener beſtärkt worden, der für ſolche Dinge eine ſeltene Beobachtungsgabe hat.

Die heißen Sommertage haben viel Durſt erzeugt, und da der Durſt auch durch etwas anderes geſtillt werden muß als durch Waſſer, z. B. durch Bier, ſo iſt in dieſem Sommer der Conſum von Bier beſonders groß geweſen. Namentlich haben die öffentlichen Lokale vor den Thoren glänzende Geſchäfte gemacht. Da hat man nun ausgerechnet, daß Berlin im Jahr 120,000 Tonnen Bier trinkt, ſelbſt aber nur 50,000 Tonnen braut. In Folge dieſer Rechnung hat ſich eine Actiengeſellſchaft gebildet, die eine großartige Brauerei anlegen will. An der Spitze derſelben ſtehen zwei reiche Bankiers, die wenigſtens das erforderliche Geld herbeizuſchaffen vermögen. Man glaubt hier gerade ſo gutes Bier brauen zu können wie in Bayern, falls man eben ſo geſchickte Brauer wie dort habe. Und um ſolchen Brauer zu erhalten, iſt für denſelben ein jährlicher Gehalt von 5000 Thalern beſtimmt worden. Das Weitere müſſen wir abwarten. Die Nürnberger Brauer werden einen großen Ausfall erleiden, wenn das Unternehmen Erfolg hat, da hier in einer bedeutenden Anzahl von Lokalen Nürnberger Bier ausgeſchenkt wird. Uebrigens ſchwinden unſere lokalen Biere mehr und mehr, ähnlich wie Volksſitte und Volkstracht. Merkwürdig dabei iſt, daß das kosmopolitiſche Bier, das alle die lokalen Verſchiedenheiten nivellirt, von einem Lande ausgeht, das durch und durch particulariſtiſch iſt, nämlich von Bayern. Früher trank man in Berlin häufig Potsdamer Bier, Joſtyſches, Werderſches, Stonsdorfer u. ſ. f., jetzt faſt nur noch Weißbier und bayeriſches. Und Aehnliches geſchieht in den Provinzen; ich könnte hundert Bierſorten Norddeutſchlands herzählen, vom Dortmunder Adam an bis zur Braunſchweiger Mumme herab, die alle im Begriff ſind dem bayeriſchen Biere Platz zu machen. Für Berlin tröſte ich mich indeß damit, daß unſer Weißbier eben ſo kräftig gegen die Alleinherrſchaft des bayeriſchen reagiren wird, wie Bayern gegen die Einheit der deutſchen Großmächte. Das Weißbier wird ein Mittelkönigreich bleiben, und wird eben ſo gut ſeine „Befeſtiger der Mittelkönigreiche“ finden wie Bayern.

Ich habe in meinem vorigen Briefe angefangen über die Berliner Bildungsanſtalten zu berichten; ich fahre heute fort, indem ich etwas von den Anſtalten ſage, die einen gemeinnützigen oder wohlthätigen Zweck verfolgen, und behalte mir hier wie dort das Weitere für ſpätere Briefe vor. Da eine allgemeine Statiſtik, wie ich ſie für die Bildungsanſtalten gab, hier wegen der Heterogeneität der Inſtitute unverſtändlich ſeyn würde, ſo beginne ich ſofort mit einzelnen Inſtituten, und zwar für heute mit dem Johanniter-Orden. Denn billigerweiſe nimmt derſelbe den erſten Platz ein, nicht nur weil er ein ariſtokratiſcher Orden iſt, ſondern weil ſeine Thätigkeit weit über die Grenzen Berlins und Preußens hinausreicht. Viertehalb Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem derſelbe durch unſern König wieder erneuert worden iſt, ungefähr drei und ein halbes Jahr, ſeit das erſte Capitel abgehalten wurde. Das iſt eine kurze Zeit; dennoch iſt in derſelben ſo viel geſchehen, daß es wohl der öffentlichen Erwähnung in den weiteſten Kreiſen werth iſt, und daß die Ignorirung des Ordens und ſeiner Thätigkeit von unſerer Preſſe gerade kein vortheilhaftes Zeugniß für die letztere ablegt. — Was zunächſt die Thätigkeit der Ballei Brandenburg anlangt, ſo hat dieſelbe im vorigen Jahre die Erbauung eines Kranken- und Siechenhauſes in der Nähe von Sonnenburg, dem ehemaligen Reſidenzſchloſſe der Herrenmeiſter des Ordens, begonnen, und man hofft das Haus noch in dieſem Jahre zu vollenden und mit dem nächſten Jahre eröffnen zu können. Es iſt berechnet auf 48 Betten, davon 36 für Kranke und 12 für Siechе beiderlei Geſchlechts; die Geſammtkoſten des Baues ſind auf 30,000 Thlr. veranſchlagt. Berlin hat zahlreiche Krankenhäuſer, aber keine Anſtalten für Siechе. Deßhalb hat der Orden vorläufig, weil die Mittel für den Bau eines Siechenhauſes noch nicht vorhanden ſind, wenigſtens drei kleine Siechenſtationen von acht bis zehn Betten in's Leben gerufen und den Beſchluß gefaßt, hierin weiter fortzufahren. Ferner iſt vor zwei Jahren in

Digitized by Google

Bukareſt die „Stiftung des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jeruſalem“ gegründet worden, die ein Krankenhaus und eine evangeliſche Schule umfaßt. Sie hat allgemeine Theilnahme in der Stadt erweckt, ſo daß ihr der Fürſt Ghika ſofort ein Geſchenk von 5000 Dukaten gemacht hat; ihr Vermögen iſt zur Zeit auf etwa 32,000 Thaler angewachſen; das Krankenhaus iſt auf dreißig öffentliche Betten und ſechs Privatkrankenzimmer berechnet. Einem Krankenhauſe in Pommern, gegründet von dem Ehrenritter von Kleiſt-Retzow, iſt eine namhafte Unterſtützung übermacht worden. Endlich iſt das Johanniterkreuz ſelbſt in Jeruſalem wieder eingezogen, indem dem dortigen evangeliſchen Krankenhauſe auf Antrag des Paſtors Fliedner zu Kaiſerswerth eine jährliche Beihülfe bewilligt worden iſt. In ähnlicher Weiſe haben die Provinzialgenoſſenſchaften ſeit einiger Zeit ihre Wirkſamkeit begonnen. Die Brandenburgiſche Genoſſenſchaft hat ſogar ſchon vor zwei Jahren das „Krankenhaus des Johanniterordens zu Jüterbock“ dem Gebrauch übergeben können; es iſt eingerichtet für zehn männliche und für zehn weibliche Kranke, deren Heilung eine beſonders ſorgſame Pflege erfordert, und für eine Kinderſtation mit ſechs Betten, alſo im Ganzen für ſechsundzwanzig Betten; die Koſten für Platz und Haus haben etwas über 9000 Thaler betragen. Außerdem hat die Genoſſenſchaft ein Krankenhaus zu Neu-Ruppin und hofft ein drittes in Stendal zu Stande zu bringen. Die Pommerſche Genoſſenſchaft hat die Gründung eines Kranken- und Siechenhauſes mit fünfzig Betten in Stargard beſchloſſen. Die ſchleſiſche Genoſſenſchaft unterſtützt mehrere Krankenhäuſer, will das Krankenhaus in Erdmannsdorf erwerben und in Oberſchleſien ein neues Krankenhaus bauen. Außerdem hat in Schleſien, in Leyersdorf bei Landshut, der Ordenskanzler Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode auf eigene Koſten ein Männerkrankenhaus für zwanzig Betten erbaut und an der Façade des Hauſes das Ordenskreuz anbringen laſſen. In Poſen ſind ſeit 1855 vier Krankenanſtalten entſtanden, zu Tirſchtiegel, zu Pinne, Murovanna-Goslin und Fraustadt, und wenn es möglich iſt, ſoll im nächſten Jahr der Bau eines fünften Krankenhauſes im Bromberger Regierungsbezirk in Angriff genommen werden. Die ſächſiſche Genoſſenſchaft geht mit dem Bau eines Siechenhauſes in der alten Lutherſtadt Mansfeld um; die weſtphäliſche Genoſſenſchaft hat das Schloß der Grafen von der Mark zu Altena vom König überwieſen erhalten, ausgebaut und für ein Kranken- und Siechenhaus eingerichtet; die rheiniſche Genoſſenſchaft endlich beabſichtigt die Errichtung eines Krankenhauſes zu Coblenz, wozu die Koſten auf 19,000 Thaler veranſchlagt ſind.

Das ſind die Werke weniger Jahre, ausgeübt in der Stille und kaum zur Kunde der Tagespreſſe gelangt. Dieſe hat ſich vielmehr darauf beſchränkt, die Ernennung neuer Ritter aus dem Staatsanzeiger abzudrucken, und der große Haufe hat dann nicht ſelten die Naſe gerümpft über das mittelalterliche Treiben. Mit welchem Rechte, das beantworten die gegebenen Mittheilungen, die der „Berliner Revue,“ dem officiellen Organ des Ordens, entlehnt ſind. Es beſteht aber der Orden zur Zeit aus dem durchlauchtigſten Herrenmeiſter (Prinz Karl), aus neun Commendatoren, drei Ehrencommendatoren, dem Ordenshauptmann, den Ordensbeamten, 125 Rechtsrittern und 740 Ehrenrittern. Ehrenritter kann jeder evangeliſche Edelmann werden, gleichviel wo er wohnt. Die ſich zur Aufnahme meldenden Candidaten werden vom Capitel einer Prüfung unterworfen und die für würdig befundenen werden dem König vom Herrenmeiſter vorgeſchlagen. Nach erfolgter Beſtätigung zahlt der neuernannte Ehrenritter ein Eintrittsgeld von 300 Thlr. und einen jährlichen Beitrag von 12 Thlr. Rechtsritter kann nur ein Ehrenritter werden, der zum deutſchen oder preußiſchen Adel gehört und evangeliſcher Confeſſion iſt; bei ſeiner Aufnahme zahlt er 100 Thlr. und dieſe erfolgt durch den perſönlich vom Herrenmeiſter zu empfangenden Ritterſchlag. An der Spitze des Ordens ſteht der Herrenmeiſter. Ihm zur Seite ſteht das Capitel, gebildet aus den Commendatoren, den Ehrencommendatoren, dem Ordenshauptmann, Ordenskanzler und Ordensſecretär. Daſſelbe ſtellt ſtatutenmäßig die Etats feſt, controlirt die Verwaltung und prüft die Qualifikation der Rechtsritter- und Ehrenrittercandidaten. Die Commendatoren ſind die Vorſteher der Provinzialgenoſſenſchaften, deren Geſchäfte ſie unter Mitwirkung von Conventen leiten. Die Rechtsritter bilden eine engere Brüderſchaft in der weiteren, indem ſie ſich durch Ablegung des Gelübdes und durch die Weihe des Ritterſchlages erhöhten Pflichten unterwerfen. Die Ehrenritter ſind dem Orden nur affiliirt, ſie haben jedoch Stimmrecht auf den Rittertagen der Provinzialgenoſſenſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen haben. — Das die Organiſation des Johanniterordens, deſſen Wahlſpruch lautet: Barmherzigkeit zu üben, die Noth zu lindern und der Verlaſſenen ſich anzunehmen, um der Barmherzigkeit willen, die jedem Einzelnen in dem Kreuze widerfahren iſt.

Am 10. dieſes Monats haben in der hieſigen Garniſonskirche die Verſammlungen der Evangelical Alliance begonnen. Es mochten ſich dazu gegen tauſend Theilnehmer aus allen Ländern der Erde eingefunden haben, aus England, Frankreich, Belgien, Holland, Schweiz, Ungarn, aus Süd- und Oſteuropa, aus Amerika (zwanzig Theilnehmer), ja ſogar aus Auſtralien (der Superintendent Göthe). Am Tage darauf wurden ſämmtliche Mitglieder dem Könige in Potsdam vorgeſtellt. Die Antwort, die derſelbe auf die Anrede des Comités gab, lautete dahin, daß er ſich tief ergriffen und überraſcht fühle von der großen Theilnahme, welche die Verſammlung in allen Ländern gefunden. Er müſſe geſtehen, daß er einen ſolchen Erfolg anfangs nicht erwartet habe. Mit Freuden habe er wahrgenommen, daß ein geſegneter Anfang gemacht ſey. Der erſte Tag ſey glücklich vorübergegangen; es komme nun darauf an, daß der Ausgang ein eben

Digitized by Google

und endlich ſind wir bei der Muſik der Zukunft angekommen. — Dieſe ganze Geſchichte, die Geſchichte der neuern dramatiſchen Poeſie, hat in einem Menſchenalter unſer Hoftheater uns lebendig vorübergeführt.

Die Schauſpielkunſt, die Darſtellungsweiſe hat in dieſer Zeit ebenfalls ihre geſchichtliche Entwicklung erfahren. Im Schauſpiele vom Allgemeinen zum Speciellen, vom Abſtrakten zum Individuellen, vom Deklamiren zum Charakteriſiren, vom Ideal zum Menſchen; im Geſange dieſelbe Wandlung: vom einfachen Vortrag der Melodien hier zum ſingenden Charakterſpieler, dort zum muſikaliſchen Gaukler und Seiltänzer, und damit eine Ausbildung in der Technik, die jetzt wohl an ihrem Gipfel angekommen iſt; denn iſt der Sänger vollendet, ſo iſt ſeine Stimme meiſt auch fertig, und ſehr oft ja ſchon vorher. Der Staar, der durch Hunger gezähmt werden ſollte, hätte es faſt erreicht, wenn er es nur noch etwas länger ausgehalten hätte: mancher würde ein großer Sänger, wenn er's nur aushielte.

Und in dieſer Zeit, wenn auch früher die Gaſtſpiele beſchränkter waren, ſind doch faſt alle dramatiſchen Berühmtheiten über die Bretter der Carlsruher Hofbühne geſchritten, von einer Händel-Schütz und Milder-Hauptmann an bis zu Eßlair und Seydelmann und allen Größen, die noch leben, und es waren nicht die geringſten Mimen, welche ganz Deutſchland entzückt, die vom hieſigen Theater ausgegangen. Da plötzlich am 28. Februar 1847 — wem ſchaudert nicht bei der Erinnerung an jene Nacht! — ging das Haus in Flammen auf, und 63 Menſchen ſanken in ſeine Aſche. Das war ein wirkliches Trauerſpiel, und ein Hekatombenopfer im Tempel der Kunſt, das an eine heilige Verpflichtung mahnt. Nun hatte die Reſidenz kein Theater mehr, und man wußte nicht, wie bald ſie wieder eines bekommen ſollte. Erſt ſollte das ganze Inſtitut aufgelöst, alle Verträge gekündet, alle Mitglieder entlaſſen werden. Die Zeit war ernſt genug: die grobe Wirklichkeit beherrſchte die Menge, und die Regierung konnte nicht an's Spiel, ſey es auch das der Kunſt, denken.

Großherzog Leopold, immer zur menſchenfreundlichſten Auffaſſung geneigt, wollte ſich nicht entſchließen, zu dem großen Elende, das er geſehen, noch weiteres zu fügen, und die Leute fortzuſchicken, ohne die wohl die Kunſt, die aber nicht ohne die Broſamen der Kunſt beſtehen konnten. Die Geſellſchaft blieb alſo beiſammen, und da die Hoffnung auf ein neues Theater noch in weiter Ferne ſtand, ſo dachte man an einen Nothbehelf. In ein Orangeriegebäude des botaniſchen Gartens, an derſelben Stelle, wo die Einwohner des markgräflichen Carlsruhe die erſten dramatiſchen Spiele geſehen hatten, wurde eine ganz praktikable Theatereinrichtung eingebaut, und bald war das ganze heitere Gepränge wieder in vollem Gange. Schnell hatte man ſich an die kleinen Verhältniſſe gewöhnt. Man wollte ſich nicht auf Luſt- und Schauſpiel beſchränken; das Noththeater hatte ein Repertoire wie jedes andere, und ließ ſeine geſpenſtigen Nonnen vom Meyerbeerſchen Teufel beſchwören und verſenken, und bot Unterhaltung wie das größte, und die Abende vergingen darin wie im beſten; da war nirgends Noth, als bei ihr, die ſich herausgeflüchtet in den Garten und trauernd unter den Palmen und Aſtrapäen verbarg, bei — der Kunſt.

Die Wahl eines geeigneten Platzes verzögerte den Entſchluß zu einem Neubau, denn über der Aſche der Verbrannten wollte der fromme Sinn lieber eine Kirche ſich erheben ſehen. Aber wo wir wandeln, treten wir auf die Reſte vergangenen Lebens: die lebendigſten Genüſſe, welche uns die Natur aufſchließt, ſchafft ſie nur in ihrer großen Todtenwerkſtätte, alle unſere Blumen wachſen auf Leichenäckern, die wahre Kunſt iſt keine Entweihung trauernder Liebe — das neue Theater wurde auf den Grund des alten erbaut. Der es aufführen ließ, erlebte ſeine Vollendung nicht. Großherzog Leopold ſtarb. Auch der alte Intendant war indeſſen geſtorben. Ein jugendlicher Regent nahm die Geſchicke des Landes in die Hand. Er brachte Einſicht, Kraft und Willen zu ſeiner hohen Stellung. Rings um uns Klagen über den Verfall der dramatiſchen Kunſt, hier neue Menſchen, neue Ereigniſſe, ein neues Schauſpielhaus im Bau: man berief Eduard Devrient als techniſchen Leiter, als Direktor des Hoftheaters.

Damit war ein Wille ausgeſprochen und ein Princip anerkannt. Die Anſtalt ſollte, vom Hofe beſtellt, der Kunſt gehören und unabhängig von äußeren Rückſichten durch Künſtlerhand geleitet werden. Dieſe Leitung wurde einem Manne anvertraut, der ſein Leben der Verwirklichung dieſer Aufgabe gewidmet hatte, der durch gründliche Kenntniſſe der Schauſpielkunſt, ihrer Geſchichte wie ihres jetzigen Standes, durch dramaturgiſche Studien und Kritiken, durch dramatiſche Arbeiten, durch darſtellendes Talent wie durch techniſche Fertigkeit die umfaſſende Befähigung dazu in Schriften wie durch die That dargethan hatte.

Er begann ſeine Thätigkeit noch im Noththeater. Er bereitete die Geſellſchaft durch Ergänzungen und Umbildung zu, er richtete die neue Bühne ein, und am 17. Mai 1853 wurde der freundliche Tempel unter Jubelruf, der dem Regenten und der Kunſt entgegen ſchallte, feierlich eingeweiht. Schiller, Gluck und Schröder führten an den erſten Abenden die Tragödie (Jungfrau von Orleans), die Oper (Armida) und das Luſtſpiel (Stille Waſſer ſind tief) in die neuen Räume ein. Und ſo ging es ſeitdem in gemeſſenem Gange und ungehemmter Entfaltung ſeit vier Jahren.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 40.

Inhalt.

Der arme Student. Nach W. Carleton. (Forts.) Seite 937.
Richard Wagners Musikreform. Zum populären Verständniß derselben. II. Seite 944.
Briefe aus der Weimarschen Literaturepoche. Seite 950.
Korrespondenz-Nachrichten. Wien. Seite 953. — Carlsruhe. (Schluß.) Seite 955. — London. Seite 959.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Neuer Roman von Bernd von Guseck!

[53] Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken vorräthig:

Die Hand des Fremden.

Historischer Roman

von

Bernd von Guseck.

8. 2 starke Bände. broch. 2¾ Rthlr.

Der Roman behandelt in deutsch-nationalem Sinne eine der interessantesten Perioden aus der deutschen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts, den Einfall und Raubzug der Franzosen in die Pfalz unter Turenne.

Der Philosoph in der Dachstube.

Tagebuch eines Glücklichen

von

Emile Souvestre.

Deutsch von **A. Diezmann.**

Ausgewählte Schriften. Erster Band.

Dritte Auflage. 8. 15 Ngr.

Aus dem Leben eines Handwerkers.

Von

Emile Souvestre.

Deutsch von **P. H. Sillig.**

Ausgewählte Schriften. Zweiter Band.

Zweite Auflage. 8. 15 Ngr.

Bekanntlich wurde das erstere Werkchen von Souvestre von der Akademie der Wissenschaften zu Paris mit dem ersten Preise gekrönt. Für den Werth beider Erscheinungen sprechen außerdem wohl am Besten die wiederholt nöthig gewordenen neuen Auflagen.

---

[55] Im unterzeichneten Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

DAS ALTE HAUS.

Erzählung von

Friedrich Gerstäcker.

8. broch. 1½ Thlr.

Narciss.

Ein Trauerspiel

von

A. E. Brachvogel.

Miniatur-Format, elegant broch. 24 Ngr.

Eleg. geb. mit Goldstempel und Goldschnitt

1 Rthlr. 2 Sgr.

Frei-Ex. 11 pro 10!!

Brachvogel's Narciss hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens einen **wahren Triumphzug** über die Bühnen Deutschlands und selbst schon des Auslandes gehalten!

Die Kritik hat dies Werk mit **seltener Einstimmigkeit als Produkt eines wahren Dichters von hervorragendster Genialität** anerkannt. Als solches bezeichneten es die National-Zeitung, die Spener'sche Zeitung, die Berl. Montagspost und viele andere hervorragenden Organe der Presse.

Für Leihbibliotheken

wird die **Anschaffung** beider Bücher von **grossem Erfolge** sein.

Leipzig. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

Der

Stadtschultheiß von Frankfurt.

Ein Familienroman

aus dem vorigen Jahrhundert

von

Otto Müller.

8. geheftet. fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Ein neues Werk vom Verfasser des „Bürger", der „Charlotte Ackermann" und des „Tannenschütz" wird ohne Zweifel von seinen zahlreichen Verehrern freudig begrüßt werden. Otto Müller ist längst der erklärte Liebling jener Leser und Leserinnen, die Sinn für Poesie und ideales Gemüthsleben besitzen. Mit diesem seinem „Stadtschultheiß von Frankfurt" dürfte er den deutschen Familien-Roman auf das glücklichste wieder einzuführen versucht haben, der so lange Zeit unsre Eltern und Großeltern erfreute. In der Verjüngung, in der Müller ihn hier erscheinen läßt, entfaltet er vor dem Leser ein wohlthuendes, farbentreues Gemälde des Familienlebens im vorigen Jahrhundert, aus welchem uns Ton und Stimmung jener Zeit anheimelnd entgegenwehen. Die Hauptfigur des Romans bildet Goethe's Großvater, der wackere Schöff und Schultheiß der freien Reichsstadt, Dr. Johann Wolfgang Textor. Ihm zunächst steht seine Tochter, die nachherige Frau „Rath" in jener sinnig eigenthümlichen Jugendfrische, welche die charakter- und geistvolle künftige Mutter des Dichterfürsten ahnen lassen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Verlagsrecht

mit Einschluss der Lehren

von dem

Verlagsvertrag und Nachdruck

nach den geltenden

deutschen und internationalen Rechten

systematisch dargestellt

von

Dr. Oscar Wächter.

Erste Hälfte.

gr. 8. geheftet. fl. 4. — oder Rthlr. 2. 12 Ngr.

Die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger, namentlich das Verlagsrecht (Autorrecht, literarisches Eigenthum), der Verlagsvertrag, der Schutz gegen Nachdruck und unbefugte Nachbildung, entbehrten seither einer vollständigen wissenschaftlichen und jedem praktischen Bedürfnisse genügenden Bearbeitung, welche, auf principiellen Grundlagen, alle betreffenden in den deutschen Staaten geltenden Bundesbeschlüsse und Landesgesetze übersichtlich und umfassend abhandelte: und zugleich die immer wichtiger werdenden internationalen Verträge und fremden Rechte (namentlich die Gesetzgebung von Frankreich, England und Amerika) erschöpfend darstellte.

Diese Aufgabe hat sich das vorliegende Werk unter eingehender Berücksichtigung der den Gegenstand betreffenden Deutschen, Französischen und Englischen Literatur, gestellt.

Autoren und Verleger, Juristen und Administrativbehörden finden hier ein vollständiges Handbuch über die das Autorrecht betreffenden Fragen, worunter auch die Rechte der Künstler und Componisten, die Normen über das artistische Eigenthum und der Schutz gegen unbefugte dramatische und musikalische Aufführungen begriffen ist.

Stuttgart. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 40. 4. Oktober 1857.

— To relieve the wretched was their pride,
And e'en their failings lean'd to virtue's side.
Goldsmith.

Der arme Student.

Nach W. Carleton.

(Fortſetzung.)

Schluchzend nahm Jakob Abſchied. Als der Wagen, auf dem er Platz genommen, ungefähr eine Meile weit gefahren war, hielt er an und einer der Knechte wandte ſich an einen Jungen, der mit zwei Torfſtücken unter dem Arm — das gewöhnliche Schulgeld für den Heckenſchulmeiſter — vorüberging, und ſagte ihm, er ſolle ſo ſchnell wie möglich ſeinen Meiſter benachrichtigen, daß jemand auf ihn warte. Nach wenigen Minuten ſtand Herr Cormoran am Wagen, um Jakob ſeinen wohlgemeinten Rath mit auf den Weg zu geben.

„Hier," ſagte die gutmüthige Seele, „hier, Jakob, iſt mein Scherflein; es ſind nur baare fünf Gulden; könnt' ich ein Carlin draus machen, würd' es mir größere Freude machen, als ich lange Zeit her empfunden. Die Sache iſt, daß ſo etwas wie der nodus matrimonii, oder, wie man's ſcherzhaft heißt, der Priſtergalgen über meinem Haupte ſchwebt, ſo daß ich jeden Lumpenpfennig, deſſen ich habhaft werden kann, für dieſe Kriſis zuſammenhalten muß, mein guter Jakob. So lautet meine Entſchuldigungsrede, daß ich dir nicht mehr gebe, wozu noch der weitere Umſtand kommt, daß ich noch nie und unter keinerlei Umſtänden an Ueberfluß an baarem Geld gelitten habe. Denk' daran, was ich dir geſtern Abend ſagte: laß keinen Batzen in die Hand des Schulmeiſters gelangen, mit dem du ein Abkommen triffſt. Miſche dich nicht in Parteihändel in der Schule; vor allem aber rede niemand übles nach, und wenn der Schulmeiſter hart gegen dich iſt, ſo ertrag' es entweder in Geduld, oder ſag' es dem Prieſter, oder einer andern angeſehenen Perſon des Kirchſpiels, und die werden dich in Schutz nehmen. Barbareien, mein guter Junge, wirſt du freilich genug zu koſten bekommen, denn es gibt gelehrte Neros im Münſterland, die drauf losſchlagen, als ob die ganze Provinz in Flammen ſtände."

„Und nun, Jakob, will ich dir ſagen, was du zu thun haſt, wenn du nach dem gelehrten Süden kommſt. Stelle dich auf den höchſten Hügel, ſobald du den Akademiker gefunden haſt, mit dem du's verſuchen willſt, und zwar genau um die Zeit, wo zu Mittag gekocht wird. Sodann laß deine Augen rundum gehen und betrachte dir genau den Rauch, der von den Pächterhäuſern aufſteigt; du kannſt gewiß ſeyn, daß du deine Schritte dahin zu wenden haſt, wo die höchſte und

luſtigſte Rauchſäule wirbelt. Es iſt dieß die alte Geſchichte: der höchſte Rauch ſteigt von dem größten Feuer auf, am größten Feuer kocht der geräumigſte Topf, der geräumigſte Topf enthält in der Regel den fetteſten Schinken, und den fetteſten Schinken hängt der reichſte Pächter in den Rauchfang. Es iſt dieß eine ſehr beachtenswerthe und kräftige Climax, mein Junge, und die mich ſeiner Zeit in den Stand ſetzte, eine ordentliche Portion gelehrtes Fleiſch zwiſchen des Schulmeiſters Ruthe und meine Rippen zu legen. Die bezügliche Wiſſenſchaft heißt gaſtriſche Geographie und wird vorzugsweiſe gepflegt von den wandernden jungen Herrn, welche in der claſſiſchen Provinz Münſter gelehrte Studien treiben."

Mit einem Händedruck kehrte er in die Schule zurück. Jakob war nun bald wieder auf ſich ſelbſt angewieſen, und je weiter er in das fremde Land hineinzog, deſto wehmüthiger wurde es ihm um's Herz. Ein Glück, daß die jugendliche Einbildungskraft oftmals über Schwierigkeiten ſiegt, vor denen eine reiche Lebenserfahrung zurückſchreckt. Der arme Student ſah ſich im weiteren Verfolg ſeiner Reiſe von ſeinen Landsleuten ſtets gaſtlich behandelt; ſein Bücherranzen war im buchſtäblichen Sinne ein Paß für ihre Herzen. Selbſt die armen Geſchöpfe, die ein ſo ärmliches Daſeyn in ihren „Trockenhäuſern" (Logierhäuſern) führen — eine Bezeichnung wie lucus a non lucendo, da ſie das Regenwaſſer nie los werden — ſelbſt ſie nahmen in den meiſten Fällen vom armen Studentlein keine Bezahlung für das Bett, ja nicht einmal für Eſſen und Trinken an, ſo dürftig es damit auch in ihrer Hüte ausſah.

„Nein, du arme junge Creatur, von dir nehme ich nichts, nie und nimmer! Wenn wir nicht deinesgleichen beiſtehen ſollten, wem ſollten wir überhaupt beiſtehen? Nein, Schatz, ſtatt deines Geldes laß uns deinen Segen, und der kann uns vielleicht beſſer zu ſtatten kommen als deine Gröſchlein, die du für dich brauchſt, freundlos wie du in der Welt daſtehſt." Ein andermal trug ihm ein armer Teufel ſeinen Ranzen oder ein angetrunkener Poſtillon ſchob ihn in ſeine Kutſche, mit dem Vermerk: „Bei dem und jenem, keiner ſoll nun ſagen, du ſeyeſt ein armer Student, ſeit du in der Kutſche nach der Schule fährſt! Brr! Schatz, ſo fährt man, wenn Bernd kutſchirt!"

Jakob tritt in eine lateiniſche Schule. Er findet unter ſeinen Mitſchülern wackere Cameraden, in den Familien derſelben mitleidige und großmüthige Herzen, am Schulmeiſter einen geizigen, herzloſen Deſpoten und Prügelmeiſter, der ihn indeſſen erträglich behandelt, ſo lange er das Schulgeld bezahlen kann. Im dritten Jahr, nachdem er raſche Fortſchritte in den Studien gemacht, bricht das Unheil über ihn herein. Das Geld geht ihm aus, und damit verfällt er den roheſten Mißhandlungen des Schulmeiſters; ſeine Hauptſtütze, eine wohlhabende Pächterfamilie, wird von der herrſchenden Hungersnoth in die neue Welt getrieben, und er ſelbſt wird von der Seuche ergriffen, die in Folge des allgemeinen Elends im Lande ausgebrochen. Wir heben die Krankheitsgeſchichte des armen Studenten aus, die dem Dichter den Stoff zu einem ſehr lebendigen Charakterbild des iriſchen Landvolks gibt.

So ſtanden die Dinge, als Jakob eines Tags ſich in der Schule ernſtlich unwohl fühlte. Die erſten Symptome der herrſchenden Seuche waren leicht zu erkennen und bei näherer Betrachtung ſeines Zuſtandes konnte er nicht daran zweifeln, daß das Fieber ihm im Nacken ſaß und er eine tüchtige Ladung davon abgekriegt. Der Irländer iſt außerordentlich ängſtlich bei anſteckenden Krankheiten. Von dem Augenblick an, wo es ruchbar wurde, Jakob habe das Fieber, mieden ſeine Schulkameraden ihn mit kaum glaublicher Angſt, und der unmenſchliche Schulmonarch war erfreut, daß ſich ihm hiemit ein Vorwand bot, den verlaſſenen Jungen aus ſeiner Schule zu treiben.

„Was in meiner Anſtalt dein eigen iſt, kannſt du aufpacken; du warſt immer für mich eine Plage, jetzt aber mehr als je. Mach' raſch, Burſche, und niſte dich anderswo ein! Du willſt wohl mein „Siminar" zu einem Spital machen und mich ſelbſt zu einem Lazarus als Präſidenten? Auf und davon, du Wildgans, und conjugire aegroto, wo du einen paſſenden Winkel dazu findeſt!"

Der arme Burſche ſtand ſchweigend und nicht ohne Mühe auf, packte ſeine Bücher zuſammen, hing ſeinen Ranzen um und ſah ſeine Cameraden an, als wollte er ihnen ſagen: „Wer von euch gönnt mir ein Plätzchen, um meinen kranken Kopf hinzulegen?" Aber alle wichen ſcheu vor ihm zurück; war er doch angeſteckt und die Seuche hatte, wie ſie wußten, ſo gar viele Leute weggerafft. Endlich fragte er: „Iſt einer unter euch, der mich nach Haus bringt? Ihr wißt, ich bin fremd hier zu Lande und fern von meiner Heimath, Gott ſteh' mir bei!" Die Anſprache ward mit tiefem Schweigen aufgenommen. Keiner von denen, die geſtern noch ihr Bett und ihren letzten Biſſen Brod mit ihm getheilt hätten, würde ihn auch nur angerührt, geſchweige denn zu ſich unter ſein Dach genommen haben. Das ſind die Folgen der Eigenſucht, wenn dieſer nur natürliche Gutmüthigkeit und nicht das geläuterte Pflichtgefühl der chriſtlichen Sittenlehre die Wage hält.

Jakob, der ſich geflohen ſah wie ein Ausſätziger unter den alten Juden, verließ ſchweigend die Schule und lief fort, gerade aus, ohne zu wiſſen, wohin er

Digitized by Google

ſeine Schritte lenkte. Der Kopf ſchmerzte ihn, als wollte er zerſpringen, durch Rückgrath und Lenden fuhr es ihm wie mit ſcharfen Meſſern. Hin und her wankend, glaubte er der Himmel ſtehe in Flammen und der farbloſe Boden fange an zu zittern. Der Gedanke an die Heimath, dieſes Paradies der Abweſenden, der Himmel für anhängliche Gemüther, mit allen zärtlichen und wonnigen Gefühlen, die ſich daran knüpfen, beſtürmte ſein Herz. Das Bild der Mutter namentlich malte ſeine fieberiſche Einbildungskraft in den glänzendſten, zarteſten und kräftigſten Farben und mit einer Art Heiligenſchein inmitten der Seinigen. — „Mutter!“ rief er, „o Mutter, warum hab' ich dich verlaſſen? Mutter, der Sohn, den du ſo lieb haſt, ſoll ohne ein freundliches Wort, von Allen verlaſſen, in der Fremde ſterben! O, meine Mutter, warum hab' ich dich verlaſſen!“ Der Streit zwiſchen Krankheit und Zärtlichkeit überwältigte ihn; er wankte, griff, um ſich zu halten, in die leere Luft, fiel zu Boden und lag eine Zeitlang in völliger Bewußtloſigkeit.

Es war eben Mittſommer und frühe Wieſen fielen unter der Senſe. Als der Junge an der Erde lag, verzehrten gerade einige Mäher nahe dabei ihr beſcheidenes Mittagsmahl, beſtehend aus Brod und Milch. Nur ein ſeichter Graben trennte ſie von ihm. Undeutlich hatten ſie ſeine Worte gehört und einer ſetzte gerade den Milchtopf an den Mund, als er in der Richtung, woher die Stimme kam, ausſchaute und den Sprechenden fallen ſah. Sofort erkannten ſie das „arme Studentlein“ und in demſelben Augenblick waren ſie dabei, ihn wieder zu ſich zu bringen.

„Wie, mein armes Bürſchchen, welche Hexe iſt in dich gefahren?“ Jakob ſtarrte ihn einen Augenblick an und fragte dann: „Wo bin ich?“ — „So wahr ich Hans heiße, du liegſt auf des Rohrmeyers Feld, einen Fingerlang von der Hauptſtraße. Aber was fehlt dir, armer Burſche? Biſt du etwa krank?“ — „Das bin ich. Ich hab's Fieber; drum mußt' ich aus der Schule fort; niemand wollte mich mit nach Hauſe nehmen, und faſt fürcht' ich, daß ich in Chriſtenland unter freiem Himmel ſterben muß. Um Gottes Barmherzigkeit willen, verlaßt mich nicht! Bringt mich in ein Spital oder in die nächſte Stadt, wo vielleicht eine Chriſtenſeele ſich meiner erbarmt!“

Kaum daß er das Wort „Fieber“ ausſprach, wichen die Männer unwillkürlich zurück, nachdem ſie ihn auf den Raſengrund niedergelegt. „Verflucht, was iſt da zu thun!“ rief einer und fuhr ſich mit den Fingern in's Haar. „Soll man den armen Jungen unter Chriſtenmenſchen, wie wir ſind, hilflos ſterben laſſen?“ — „Hat er denn wirklich die Krankheit?“ rief ein anderer; „iſt dem aber ſo, Peter, was ſollen wir machen?“ — „Weiß ich denn das, du Eſel? Wie kannſt du, Einfaltspinſel, dir einfallen laſſen, von der Krankheit — der Herr behüt' uns! — zu ſprechen, da du doch weißt, wie ich mich davor fürchte?“

„So denkt nur daran,“ ſagte ein anderer, der aber gleichwohl ſich langſam davon machte, „daß es ein armer Student iſt, und daß wer einem ſolchen beiſteht, großen Segen davon hat.“ — „Damit hat's freilich ſeine Richtigkeit, Dan; aber was ſoll denn geſchehen? Man kann ihn freilich ſo nicht ſterben laſſen, mutterſeelenallein.“ — „Wir wollen ihm beiſtehen,“ rief ein vierter, „um Gott's willen, und ſein Segen wird nicht ausbleiben.“ — „Aber wie ſollen wir ihm helfen, Frank? Freilich, es wäre eine mörderiſche Schande, wenn wir das arme Geſchöpf ſo ganz allein ſterben ließen. — Aus Furcht vor Anſteckung wird ihn niemand zu ſich nehmen wollen. So hört denn, was wir thun wollen. Den Reſt des Tages ſchlagen wir dem Major auf den Schwanz und bauen dem Kranken hier an der Straßenſeite gegen den Graben zu eine Hütte. Der Boden iſt ſo trocken wie Pulver. Dann gehen wir bei den Nachbarsleuten herum und bitten ſie, von Zeit zu Zeit zu ihm herauszukommen und einen Biſſen Eſſen mitzubringen.“ — „Geſprochen wie ein Prälat! So laßt uns gehen und in der Nachbarſchaft für das arme Bürſchchen eins erbetteln. Wer weiß, ob es uns nicht in dieſer oder der andern Welt zu gut kommt!“ — „Amen, und die Hände gefaltet! Steht's nicht im Katechismus? Es gibt nur Eine Kirche, Einen Glauben, Eine Taufe. Beim Element, mächtig viel Gelahrtheit ſteckt im Katechismus, und Segen dazu.“

Ein Irländer arbeitet für Lohn niemals mit dem halben Eifer, womit er con amore Hand anlegt. Schon nach wenigen Stunden waren eine Anzahl Nachbarn beiſammen, die Jakob auf einen Strohbund unter einer eigens dazu erbauten Erdhütte unterbrachten. Man denke ſich den Armen durch ein paar Raſenſtücke nothdürftig gegen Wind und Wetter geſchützt, vom Fieber geſchüttelt, ohne Bett, einen Büchſenſchuß von jeder menſchlichen Wohnung entfernt, und was das Schlimmſte war, ängſtlich gemieden von allen, die ihm hätten Beiſtand leiſten können, und man würde es natürlich finden, wenn er ſehnlich den Tod herbeigewünſcht hätte. Und doch that er es nicht. Sein Vertrauen ſtand auf Gott, deſſen allgütige Vaterhand er darin erkannte, daß man ihn nicht hilflos im Graben ſterben ließ.

Aber Irländer, wenn die Gutherzigkeit ſie treibt, thun nichts halb. Noch lag der Junge keine zwei

Digitized by Google

Stunden auf ſeinem Stroh und bereits war in einiger Entfernung eine geräumigere Hütte für die erbaut, die ſich ſeiner annahmen. Darin brannte Feuer, ein Töpfchen mit Milch ward aufgetrieben und andere Bequemlichkeiten beſchafft, die der Kranke nicht entbehren kann. Sofort wurde eine Art Wach- und Wärterdienſt eingerichtet; eine Gabelſtange diente dazu, um dem Kranken ſeinen Brodbedarf über den Graben hinüber zu reichen, und eine langgeſtielte Schaufel ſollte denſelben Dienſt für das Getränke leiſten, ohne daß die Handreichenden Gefahr liefen angeſteckt zu werden. Die unaustilgbar humoriſtiſche Ader, die in Irland im Tode ſelbſt und im bitterſten Elend ihr Recht behauptet, war auch im gegenwärtigen traurigen Fall nicht verſiegt. In ihren Lumpen lachten die abgemagerten Geſchöpfe herzlich über ihren drolligen Einfall und die ſinnreiche Art, den Bedürfniſſen des Augenblicks abzuhelfen.

Als das arme Studentlein unter Dach und Fach war, bereitete ihm einer der Mäher Buttermilch, die er, in Ermangelung eines Löffels, mit ſeinem Tabaksmeſſer umrührte und auf der Schaufel über den Graben reichte. „Magſt du einen Schluck Buttermilch, Schatz?“ — „Ach ja!“ erwiederte Jakob, „gebt mir zu trinken um Gottes willen!“ — „Da haſt du, Goldſöhnchen, was du wünſcheſt, auf der Schaufel. Wüßt' ich nur, auf welcher Seite du liegſt, ſo brächt' ich's ſo nahe an deine Lippen als nur möglich. Komm, Männchen, faſſe Muth und laß dich um alles in der Welt nicht niederbeugen! Wir wollen dir die Buttermilch ſchon hinüberſchaufeln.“

„Ich hab' ſie,“ klang die Antwort zurück, „ich hab' ſie, und möge Gott es Euch vergelten, wer Ihr auch ſeyd!“ — „Bei meiner Treu, willſt du wiſſen wer ich bin? Ich bin Peter Schulz, der Mäher. Nur immer friſchen Muth, Bürſchchen! Die Süßmilch, die du nöthig haſt, ſtehlen wir, und heute Nacht geht's mit Gottes Hülfe über des Rödelheimers Kühe. Eine Sünde iſt's doch nicht, und wenn's eine wäre, ſo mach' ich mir den Teufel daraus bei ſo einem Geizkragen, wie der Rödelheimer. Glaub' nicht, du ſeyeſt verlaſſen, und wenn dir was fehlt, frei heraus damit; bei Tag und Nacht ſind alleweil ihrer zwei oder drei bei dir.“ — „Gottes Dank dafür; Ihr habt mir eine Centnerlaſt vom Herzen genommen; ich glaubte ſchon von aller Welt verlaſſen ſterben zu müſſen.“ — „Luſtig und frohen Muths! Wir ſtehlen Milchtöpfe für dich, und alle Kühe im Kirchſpiel ſollen drauf gehen, ehe es dir an Buttermilch gebricht.“

Jakob fühlte ſich merklich erleichtert, wenn auch die Krankheit zunahm. Gegen Feierabend kam der Major, um zu ſehen, wie weit ſeine Mäher in der Arbeit vorgeſchritten und ob der Schnitt gut ausfalle. Sobald ſie ſeiner anſichtig wurden, fielen die Mäher flugs über ihre Senſen her und legten Schwaden hin, daß es eine Luſt war. Als ſich der Gutsherr jedoch die Sache genauer beſah, war er verwundert über das geringe Tagewerk.

„Wie kommt das, Peter? Ich wette, Ihr habt keinen halben Taglohn verdient. Das iſt ſchandbar und erbärmlich!“ — „Potz Element, Major, Eure Gnaden haben Recht, wahrhaftig. Ein geringes Tagwerk iſt's, das iſt ſicher. Aber doch, bei allen Büchern, die niemals auf- und zugemacht wurden, fleißigere Leute, als wir ſeit dem früheſten Morgen waren, trifft man nicht mehr, weder um Geld noch um gute Worte. Sehen Sie ſich mal dieſe Wieſen an, Major, — der Henker ſoll ſie holen! Gott verzeih' mir's, daß ich auf die unſchuldigen Creaturen fluche, denn ihr Fehler iſt es nicht, Herr Baron. Aber ſehen Sie nur her: ſind Ihnen jemals dichter ſtehende Wieſen vorgekommen? Wie wär's, Major, wenn Eure Gnaden eine Senſe zur Hand nähmen und eine Schwade niederlegten?“

„Unſinn, Peter; weißt du nicht, daß ich's nicht kann?“ — „Dann, beim Henker, Baron, wünſcht' ich, Sie verſuchten's wenigſtens. Ich will das Evangelium küſſen (d. h. ich kann es beſchwören), daß wir in den letzten vierzehn Tagen nie ſo viel und ſo angeſtrengt gearbeitet haben. Ja, wär's leichtes Gras, Baron, ſo wie dieſe Handvoll — ſchauen's, wie da die Senſe durchfährt. Nun aber ſehen Sie hieher — geben Sie acht, Major: haben Sie nicht bemerkt, wie langſam die Senſe durchgeht, wenn das Gras ſchwer iſt? Bei dem und jenem, Major, mit Ihrer Heuernte ſollen Sie heuer zufrieden ſeyn. Hol's der Teufel, wenn ich je auf einer ſchöneren Wieſe gemäht habe! Gott ſegne ſie!“

„Da haſt du Recht, Peter; was die Güte anbelangt, bin ich deiner Meinung. Der Grund iſt, Peter, daß ich ſelbſt jedesmal meinem Verwalter angebe, wie er ſpreiten laſſen ſoll. Das verſteht ſich von ſelbſt, wär's leichtes Gras, ſo könntet Ihr verhältnißmäßig an einem Tag eine größere Strecke mähen.“

„Beim lebendigen Pächter — Gott verzeih' mir mein Fluchen! — es iſt eine Luſt, mit einem Edelmann wie Sie zu thun zu haben, der die Sache ſo genau verſteht, als wenn er ſelbſt ein Mäher wäre. Zehn gegen Eins wollt' ich wetten, daß es Kinderarbeit wäre, es Sie zu lehren, Baron.“

„Wie nun,“ fuhr Peter fort, indem er ſich hinter dem Ohre kratzte, „wollen Eure Gnaden uns nicht ein Seidel Bier bezahlen, da wir ſo hart arbeiten mußten? Ich will gehenkt ſeyn, Herr, wenn die Wieſe uns

Digitized by Google

nicht noch tüchtig zu ſchaffen macht, bevor ſie zu Boden liegt. Unter uns geſagt, Baron, wenn ich mir die Freiheit nehmen darf, Eure Gnaden ſollten immer ſelbſt nach Ihrer Wirthſchaft ſehen. Der Verwalter iſt ein anſtändiger Mann, aber, bei meiner Seel', wenn's drauf ankommt, wie etwas am beſten anzugreifen, reicht er Euer Gnaden das Waſſer nicht. — Wollten Sie vielleicht jedem ein Glas bezahlen? Wahrhaftig, wir ſind müde zum Umſinken." — „Hier, Peter, iſt ein Gulden für euch, aber betrinkt euch nicht." — „Betrinken! Schwerenoth! Mögen Sie lange regieren, Baron! Bei der Senſe, die ich in meiner Hand habe, lieber möcht' ich — O! bei meiner Treu, Sie ſind noch Einer von altem Schrot und Korn, ſo ein ächter und gerechter iriſcher Edelmann. Dafür iſt aber auch Ihr Name weit und breit bekannt, allewege."

Man mußte das Schelmengeſicht ſehen, womit Peter dem abziehenden Major nachblickte. „Beim lebendigen Pächter, das war eine Arbeit, den Major klein zu kriegen! Nicht ſeinen Athem würd' er um Gotteswillen den Armen ſchenken, und Einem, der ihm von Landwirthſchaft vorfaſelt, wirft er einen Gulden zu, er, der nicht eine Binſe von einem Kuhſchwanz unterſcheiden kann."

„Bei meiner Treu," bemerkte ein anderer, „es war wohl gethan, daß wir dem armen Studentlein beiſprangen; nur deßhalb konnten wir den Gulden aus ihm herauszwacken. Ich denke, wir theilen mit ihm; er hat's doch nöthiger als wir." — „Das muß wahr ſeyn, er hat ein Recht darauf. Ich ſtimme für fünf Groſchen." — „Ja, ja!" riefen die übrigen; „iſt er's doch, dem wir das Geldſtück zu danken haben."

„Jokele, mein Schatz," rief Peter über den Graben, „ſchläfſt du?" — „Schlafen! Ach nein. Die ganze weite Welt gäb' ich für einen einzigen Augenblick Schlaf." — „Hier, Herzensjunge, ſind fünf Groſchen, die wir — ſoll ich ihm ſagen, wie wir ſie bekommen?"

„Thu' das nicht!" mahnten die andern; „der Bube iſt fromm und möchte ſich ein Gewiſſen daraus machen, es anzunehmen." — „Hier auf der Schaufel liegen fünf Groſchen, Söhnchen, die wir dir um Gotteswillen zukommen laſſen. Haſt du's überſtanden, ſo beteſt du eins für uns. Nicht wahr?" — „Nie werd' ich eure Gutthätigkeit vergeſſen; alle Zeit will ich für euch beten, daß Gott es euch und den Euren vergelten möge." — „Armes Ding! möge der Himmel droben Einſehen mit ihm haben! Gott ſchütze dich, bis wir unter ſeinem Beiſtand die Milch für dich geſtohlen haben. In's Teufels Namen, wär's nicht eine Todſünde, den armen Jungen ſo allein und fern von der Heimath ſterben zu laſſen? Steht doch im Katechismus: es gibt nur Einen Glauben, Eine Kirche, Eine Taufe! Ja, das Leſen im Katechismus macht gewaltig rechtſchaffen, der Herr ſey gelobt und geprieſen!"

Der kleine Wigwam neben dem Kranken wurde niemals ganz leer. Abends kamen noch mehrere und über dem Feuer kochte fortwährend Milch oder Hafergrütze. Die Nacht durch beluſtigte man ſich mit Geſchichten, wohl auch mit einem Liede, wenn man ſicher war, daß der Patient nicht ſchlief. Beſondern Spaß machten die Berichte über die gelungenen Milchdiebſtähle, die gar nicht nöthig geweſen wären ohne die Hungersnoth, die im Lande herrſchte. Was das in Irland heißt, begreift man anderswo kaum; iriſches Elend und iriſcher Leichtſinn finden ſich eben nur auf der Smaragdinſel.

Wünſchte Jakob etwas, ſo hieß es: „Pſt! die arme Creatur ruft; ich will die Schaufel nehmen und ſehen, was ihm fehlt." Es gab freilich Zeiten, wo die Luſtigkeit der armen Teufel, die ſelbſt nichts zu nagen und zu beißen hatten, auf dem Gefrierpunkt ſtand. Es war ein rührendes und wirklich erhebendes Schauſpiel, wie Halbwilde unter den aufreibendſten Entbehrungen ſich für die Erhaltung eines fremden Knaben aufopferten, bloß weil ſie wußten, daß er keinen Freund und keine Zufluchtsſtätte beſaß.

Die Mühe der guten Leute war nicht umſonſt. Nachdem das Fieber bei Jakob ſeinen gewöhnlichen Verlauf genommen, trat der Kranke in die Beſſerung. Dergleichen Krankenhütten, die in Irland nichts ſeltenes ſind, haben den unbezahlbaren Vortheil friſcher und geſunder Luft, wogegen in der peſtartigen Atmoſphäre eines ſogenannten iriſchen Hauſes an ein Aufkommen kaum zu denken iſt. Was indeſſen der Kranke die Zeit über litt, läßt ſich in Worten nicht ausdrücken, und Grauſen befiel ihn ſpäter, wenn er daran zurück dachte. Nach ſeiner eigenen Ausſage war ſein Herz beſtändig in der Heimath. Die Stimmen ſeiner Angehörigen klangen ihm in die Ohren, ihre Geſtalten ſtanden um ſein kaltes und einſames Lager. Der Strahl der Mutterliebe fiel in ſeine gequälte Seele und zu keiner Zeit war die Theure ihm ſo nahe, als in den heftigſten Fieberträumen. Gott iſt die Liebe und mildert den Wind dem geſchorenen Lamme.

Am Morgen des letzten Tages, den er in ſeiner Hütte zu verleben gedachte, hörte er Hufſchläge auf der Straße. Zwar war ihm dieß nichts Neues, allein die Reiter hielten an und zwei anſtändig ausſehende, ſchwarz gekleidete Herren näherten ſich ihm. Sein verlaſſener Zuſtand und ſein zum Erſchrecken elendes Ausſehen überraſchte ſie, und der Jüngere fragte den armen

Digitized by Google

Schüler in einem zum Herzen gehenden Tone, wie er in eine ſo troſtloſe Lage gerathen ſey. Der Knabe brach in Thränen aus, mehr aus Rührung über die freundliche Anſprache, als durch die Erinnerung an ſein Elend. Die Fremden wechſelten mitleidsvolle Blicke und der ältere wiederholte die Anfrage des jüngeren, wie er ſo ganz obdachlos geworden ſey.

„Ich bin ein armer Student," antwortete Jakob, „der Sohn braver, aber mittellos gewordener Eltern; ich kam hieher, um mich auf das Prieſterſeminar vorzubereiten und mit Gottes Beiſtand meine Familie der Noth zu entreißen." Die Fremden betrachteten den Knaben mit ſteigender Theilnahme; durch die Krankheit hatte das feine, intelligente Geſicht einen wirklich ätheriſchen Ausdruck angenommen. Seine Haut war bis zur Durchſichtigkeit weiß und Offenheit und Unſchuld ſprachen aus ſeinem ganzen Weſen, dem ſelbſt Elend und Kummer nichts hatten anhaben können.

Der jüngere Reiſende fühlte ihm den Puls. „Wie lange biſt du in der Gegend?" fragte er. — „Nahezu drei Jahre." So fuhr jener fort, ſich zu erkundigen, wer ſein Lehrer geweſen, wie er behandelt worden u. ſ. w. und fragte endlich: „Es geht dir jetzt beſſer, nicht wahr?" — „Der Allmächtige ſey dafür gelobt und geprieſen, Herr, es iſt ſo. Heute oder morgen will ich den Platz verlaſſen." — „Und wohin willſt du gehen, wenn du geneſen?"

Daran hatte der Knabe ſelbſt noch nicht gedacht und die Frage kam ihm ſo unerwartet, daß er nichts darauf antworten konnte, als: „In der That, Herr, das weiß ich nicht." — „Haſt du Zeugniſſe von deinem Ortsgeiſtlichen?" — „Ja, Herr; der Herr Vikar hat ſie in Händen." — „Wie haſt du aber hier während deiner Krankheit das Leben gefriſtet? Warſt du lange krank?" — „Das kann ich nicht ſagen, Herr, denn ich weiß gar nicht, wie die Zeit verging; nur deſſen erinnere ich mich, daß immer zwei oder drei Perſonen mich verpflegten. Sie ließen mir, was ich brauchte, auf einer Schaufel und an einem Gabelſtiel zukommen, weil ſie ſich vor mir fürchteten."

Während dieſes Zwiegeſprächs wurden einige fuchsrothe Hüte zwiſchen dem Wigwam und dem Graben, der ſich vor Jakobs Hütte hinzog, ſichtbar. Die Eigner hatten keine andere Abſicht, als für den Geneſenden ein gutes Wort einzulegen, falls es Noth thun ſollte.

„Woher bekamſt du Getränke und Arzneien?" fragte der jüngere Reiſende. — „Wie ich eben ſagte, Herr, die Nachbarsleute da ließen mich an nichts Mangel leiden. Sie ſchafften mehr Buttermilch herüber, als ich trinken konnte, und wußten auch Arznei aufzutreiben. Da ich aber meiſt bewußtlos war, kann ich nicht ſagen, wie ſie's angriffen und was mit mir vorging."

Jetzt kam Einer hinter dem Graben hervor und nach längerem Räuſpern und Kopfkratzen miſchte er ſich in's Geſpräch. — „Guter Mann," redete der ältere Herr ihn an, „ſeyd Ihr mit den näheren Umſtänden von des Knaben Krankheit bekannt?" — „Es iſt der arme Student, mein Lord.* Ja freilich, darüber weiß ich Beſcheid, das arme Geſchöpf war ſchrecklich übel daran. Eines Tags kriegt' er das Fieber in der Schule und ward vom filzigen Schulmeiſter weggejagt." — „Seyd Ihr Einer von denen, die ihn verpflegten?" — „O, die arme Creatur! was konnten gemeine Leute, wie wir ſind, mehr für ihn thun als eine Kleinigkeit? Ein Wunder aber iſt's, mein Lord, daß er ſich 'rausgeriſſen hat. Unter Gottes Beiſtand hat er mehr ausgeſtanden, als fünfzig Männer getragen hätten." — „Wie konntet Ihr ſo weit ab von jeder menſchlichen Wohnung ihm zu trinken verſchaffen?" — „Bei meiner Treu', hart genug hielt es, Herr; doch ſo oder anders, mein Lord, wir konnten doch keine ſo erbärmlichen Kerle ſeyn und ihn ſterben laſſen ohne einen Tropfen, um ſeinen Mund damit anzufeuchten."

„Hoffentlich," inquirirte der andere weiter, „habt Ihr keinen Antheil an den Milchdiebſtählen, die gerade hier ſo viel von ſich reden machen?" — „Milchdiebſtähle! Wenn's das iſt, Herr, ſo etwas iſt in unſerer Gegend früher nie vorgekommen. Der Herr vergebe denen, die ſich deſſen ſchuldig machten. Das muß wahr ſeyn, Herr, die Schlechtigkeit der Leute wäre nicht ſo groß, wenn jemand da wäre, der ſie warnen wollte, Gott ſey Preis und Dank!" — „Viele Pächtersküh wurden zur Nachtzeit gemolken, Peter, ganz und gar ausgemolken, und meine eigenen Kühe blieben nicht verſchont. Wir alle, die darunter litten, ſind entſchloſſen, den Dieben auf die Spur zu kommen. Was mich perſönlich betrifft, ſo habe ich während der Seuche und Hungersnoth mehr für die Armen gethan, als meine Mittel mir erlauben, und deßhalb verdient' ich eine ſolche Behandlung nicht."

„Gewiß und wahrhaftig, Eur' Gnaden, wenn jemand verdient, daß man ſeine Kühe ungemolken läßt, ſo ſind Sie es. Aber, wie ich eben ſagte, die Schlechtigkeit der Leute iſt grenzenlos, und doch heißt es im Katechismus: es gibt nur Einen Glauben, Eine Kirche, Eine Taufe. Iſt es nicht ein Jammer, Herr, daß, wenn doch ſo etwas im Buche ſteht, die Leute dem gar nicht nachkommen? Wahrſcheinlich hielten ſie das Milch-

* Der iriſche Bauer redet ſeinen Biſchof nie anders an.

Digitized by Google

ſtehlen bloß für eine weiße Sünde, die verdammten Diebe."

„Vielleicht auch," ließ ein zweiter ſich vernehmen, „geſchah's bloß, um ein armes krankes Geſchöpf am Leben zu erhalten, das die Milch nöthiger hatte als die Pächter. Manche von dieſen verdienten noch weit Schlimmeres, da ſie ihre Mehl- und Kartoffelpreiſe ſo hoch ſtellten, daß der Arme ſie gar nicht bezahlen konnte, nur um aus unſerem Hunger Geld zu machen."

„Damit iſt der Diebſtahl noch immer nicht gerechtfertigt," erwiederte der ernſte Herr. „Hat man irgend jemand im Verdacht wegen der fraglichen Diebſtähle? Iſt dem ſo, ſo gebiete ich euch als euer Biſchof, den Schuldigen zu nennen." — „Woher zum Beiſpiel," fiel ſein Begleiter ein, „habt Ihr dem kranken Knaben die Buttermilch beſchafft?"

„Was das betrifft —" erwiederte Peter, der Frage geſchickt ausweichend. „Es iſt etwas mächtig Erbauliches, ſeinen Biſchof zu ſehen — Gott erhalte uns Ihre Lordſchaft! — wie er in Begleitung des proteſtantiſchen Pfarrgeiſtlichen die Armen aufrichtet und berath. Ein feines Beiſpiel für alle Standesperſonen, wenn ſie ſich ein Muſter daran nehmen!"

„Antwortet," unterbrach ihn der Biſchof ſtrenge, „auf die Fragen, die wir an euch richten." — „Es würde uns ſtolz und glücklich machen, zu thun, was Sie von uns verlangen, mein Lord; aber Ew. Ehrwürden werden in Ihrer Gnade ein Einſehen haben." — „Ich warne euch vor zweierlei, vor Falſchheit und Betrug, die ihr euch nur gar zu gern in eurem Verkehr mit den Vornehmen zu Schulden kommen laßt. Ihr macht euch kein Gewiſſen daraus, ſie zu betrügen und zu hintergehen, indem ihr euch ganz anders ſtellt, als ihr wirklich ſeyd, wogegen ihr gegen euresgleichen ehrlich und offen zu Werke geht. Das iſt ſündhaft und herabwürdigend." — „Gott ſegne Ew. Lordſchaft und ſchönen Dank Ew. Ehrwürden für den guten Rath, den Sie uns ertheilen. Wir wiſſen wohl, daß es Segen bringt, Ihren Worten zu folgen."

„Schafft den nackten, abgezehrten Menſchen da herüber, der das Feuer unter dem Topfe ſchürt," ſagte der Ortsgeiſtliche; „er ſieht aus wie der leibhafte Hunger." — „Paddy Duns, du ſollſt herüber kommen zu Seiner Hochwürden. Sie wollen dir was geben," rief Peter ihm zu, indem er aus eigener Machtvollkommenheit den letzten Satz hinzufügte.

Die in Lumpen gehüllte Geſtalt trat herzu mit erwartungsvoll leuchtenden Augen, wie ſie dem Irrſinn eigen ſind. „Gott ſegne Eure Hochwürden für Ihre Güte. Ich bin es wirklich, Herr, Paddy Duns, Herr, wie er geht und ſteht; aber ich bin kaum noch mehr als mein eigener Geiſt, Herr — Gott ſteh' mir bei!" — „Was kochſt du da und für wen?" — „Einen Biſſen Grütze, um die Seele in der verlaſſenen Creatur, dem armen Studenten, zuſammenzuhalten." — „Wie lange her iſt es, daß du ſelbſt nichts mehr gegeſſen haſt?"

Die Thränen ſtürzten dem erbarmungswürdigen Geſchöpf aus den Augen, als es zur Antwort gab: „Vor Gott in ſeiner Herrlichkeit, Euer Hochwürden und vor Ihrer Lordſchaft hier, ich bekam nicht mehr zuſammen in den letzten vierundzwanzig Stunden als ſpärlich eine halbe Mahlzeit — einen Kochlöffel voll Mehl, den ein Freund mir gab; und als Edward Schultz mir ſagte, es ſey nichts da, um der Creatur da Grütze zu machen, theilt ich's mit ihm, weil er nicht einmal drum betteln gehen konnte."

Dem würdigen Geiſtlichen gingen die Augen über. Ohne ein Wort zu ſagen, ließ er einen Thaler in Duns Hand gleiten, der daſtand wie vom Schlage gerührt. „O!" rief er inbrünſtig, „jedes Härchen auf Euer Hochwürden Haupt möge zu einer Wachskerze werden, um Ihnen in die Seligkeit zu leuchten! Ihr Herz iſt die Güte ſelbſt, Herr, und möge des Himmels ganzer Segen auf Sie und die Ihrigen herabregnen!"

Die beiden Herren bewieſen ſich auch gegen den armen Studenten freigebig und der Biſchof richtete die ermunternden Worte an ihn: „Komm zu mir, guter Knabe, und wenn ich bei fernerer Erkundigung erfahre, daß deine Aufführung ſo war, wie ich hoffe, ſo kannſt du auf mich zählen, vorausgeſetzt, daß du fortfährſt, meine gute Meinung von dir wahr zu machen; du ſollſt an mir einen Freund und Beſchützer haben. Beſuche mich, wenn es dir beſſer geht, und ich werde weiter mit dir ſprechen."

„So recht," ſprach Peter, als die beiden ſich entfernt hatten, „der Biſchof hat mich teufelmäßig in die Enge getrieben von wegen des Milchdiebſtahls. Ich konnt' es nicht über's Herz bringen, ihm eine Lüge zu ſagen, und ſo mußt' ich ein bischen Wahrheit einmiſchen, um mir das Gewiſſen rein zu erhalten. Keiner von uns konnte mit der Sprache herausrücken, ohne zu ſagen, was wir nicht ſagen durften. Jedermann weiß, daß niemand verpflichtet iſt, gegen ſich ſelbſt zu zeugen, und der Teufel hätt's geſehen, wenn ich das übrige herausgeſagt hätte, obſchon er noch einer der beſten von der Sorte iſt. — Paddy Duns, du haſt deinen Thaler lang genug angeklotzt. Nimm die Schaufel und gib dem Buben zu trinken — er braucht's."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Richard Wagners Muſikreform.

Zum populären Verſtändniß derſelben.

II.

Es iſt der Sache nach nichts Neues oder Befremdliches, ſondern nur eine präciſe Formulirung ſeiner irrthümlichen Grundanſchauung, wenn Wagner die ganze Muſik der Vergangenheit, welche der ausſchließlichen Darſtellung von Gefühlen gewidmet war, die „abſolute“ Muſik nennt, d. h. die losgelöste, die von allen außer ihr liegenden Stoffen und Hülfsmitteln abſehende und lediglich auf ihren urſprünglichen Darſtellungskreis beſchränkte, lediglich mit ihren ſpecifiſch muſikaliſchen Mitteln wirkende Muſik, die eben nichts ſeyn wollte, als Muſik, als Tonkunſt, ohne Steigerung und deklamatoriſchen Ausdruck, ohne Ausſchreitung und Beſitzergreifung fremder Gebiete. Dieſe Art von Muſik iſt natürlich in ſeinen Augen nur eine Unvollkommenheit, jene ganze Epoche nur eine Vorſchule der von ihm erſtrebten Zukunftsmuſik. Selbſtgenügſam in ſich abgeſchloſſen, hat ſie die Beſcheidenheit früherer Jahrhunderte, anſpruchsloſer Geſchlechter befriedigt und iſt in den deutſchen Claſſikern, beſonders in Mozart, zur Vollendung und deßhalb auch zum hiſtoriſchen Abſchluß geführt worden. Was ſich auf dieſem Standpunkte mit dieſem beſchränkten Apparat Schönes ſchaffen ließ, iſt durch Mozart geſchehen. Ein Fortſchritt auf dieſer Bahn, eine Blüthe über ſeine Meiſterſchaft hinaus iſt nicht möglich. Dieſe Gattung von Muſik hat keinen Boden, keine Zukunft mehr, und ihr noch ferner huldigen, heißt in die leere Luft fechten. Soll es fortan noch Muſik geben, ſo muß ſie über den bisherigen Standpunkt, über ihre veralteten Aufgaben hinaus, muß ſich einen Inhalt geben und Verbindungen eingehen, die ihr neues Leben, friſchere Stoffe, würdigere Ziele verleihen — kurz, ſie muß ſich mit dem Drama zu der neuen Gattung des Operndramas verbinden, welches zugleich den Kern des Kunſtwerks der Zukunft bilden wird.

Dieſes Operndrama verſteht aber Wagner nicht in dem von uns angenommenen Sinne, daß jede der beiden vereinigten Künſte etwas von ihrer Natur preis gibt, um dafür etwas von dem Charakter der andern einzutauſchen, ſondern ſo, daß die Muſik ſich an den dramatiſchen Text bis zur Selbſtvernichtung hingeben und nichts thun ſoll, als den dramatiſchen Ausdruck bis zur ſprechendſten Deklamation, bis zur anſchaulichſten Malerei der poetiſchen Vorſtellungen ſteigern helfen. Die Muſik ſoll nur dazu beitragen, daß der gedankliche und gemüthliche Inhalt des Textes möglichſt handgreiflich verkörpert erſcheine, die Sprachdeklamation genau in Töne überſetzt werde. Der Wagner'ſchen Muſik genügt es nicht, daß ſich das Gefühl in ihren Klängen ergehe und ausbreite; nein, auch das Selbſtbewußtſeyn ſoll ſich in der Muſik ausſprechen, ja man will durch die Muſik ſogar beſtimmte Vorſtellungen wecken, und kommt dann zuletzt bei der Widerſinnigkeit „geſungener Gedanken“ an.

Bis zu dieſer extremen Verkennung ſeiner Kunſt ging Gluck, den ſchon ein ähnliches Streben beſeelte, nicht. Auch ihm galt der dramatiſche Ausdruck alles und ſtand ihm unendlich höher als der ſinnbetäubende Klingklang der italieniſchen Oper, die er auf das Eifrigſte durch Worte und Werke bekämpfte; aber er opferte dieſer Tendenz nicht die Natur ſeiner Kunſt. Glucks Muſik iſt immer noch Muſik, und ſogar ſehr reine, ſehr ernſte Muſik, von der claſſiſchen Hoheit und Strenge der antiken Marmorbilder; aber ſelbſt dieſe ſtrengen, züchtigen Weiſen durchhaucht noch die innig wohlthuende Wärme des Gefühls, wenn auch nicht in romantiſch überſchwänglicher Extaſe, ſo doch in deſto gedrungenerer, intenſiverer Glut, in je engere Grenzen das Pathos eingeſchloſſen bleibt. Wagner hingegen ſcheut ſich ſelbſt vor dieſem letzten Schritte nicht, indem er die Muſik zu einer bloß tönenden Gehülfin und Verſtärkerin des dramatiſchen Wortausdrucks auflöst — jedenfalls gegen das Weſen der Tonkunſt, gegen das richtige Verhältniß zwiſchen ihr und der dramatiſchen Dichtkunſt überhaupt.

Dieſes Verhältniß iſt, wie wir oben ſahen, das des gegenſeitigen Austauſches und der ebenbürtigen Gleichſtellung. Das Operndrama läßt ab von der reinen Geiſtigkeit des wirklichen Dramas, bewegt ſich nicht in reinen Gedanken und Reflexionen und iſt nicht ſchon durch die bloße Wortfaſſung befriedigend, wie dieß alles bei den ächten Bühnendramen, z. B. den Shakeſpeareſchen, zutrifft. Das Operndrama muß vielmehr ſo zugeſchnitten ſeyn, daß es eben Oper werden kann, d. h. es muß in das Element der Empfindung getaucht ſeyn und ſelbſt Empfindungen in den Aufnehmenden wecken;

Digitized by Google

es muß nicht ſchon durch die bloßen Worte alles ſagen, was es ſagen will, ſondern muß, wenn der Ausdruck nicht mißverſtändlich klingt, hier und da Lücken laſſen und offene Seiten darbieten, wo es dem Gefühle zugänglich wird und der Muſik den Eintritt geſtattet. Man muß, indem man den Text durchlieſt, überall den Eindruck haben, als ob der Text ſelbſt dazu hindrängte, geſungen zu werden; ſo warm, ſo innig empfunden, ſo leidenſchaftlich bewegt muß der für die muſikaliſche Bearbeitung beſtimmte Stoff ſeyn, und die Muſik mithin wirkliches Bedürfniß, nothwendige Ergänzung des dramatiſchen Librettos. Damit verfallen wir nicht wieder in den alten, von Wagner mit Recht bekämpften Mangel der bisherigen Operntexte, fade und albern, abgeſchmackt und inhaltlos bis zum Erbarmen zu ſeyn. Nein, auch wir fordern einen tüchtigen, gehaltvollen Text, einen Text, der möglicherweiſe auch poetiſch bedeutend, poetiſch vollendet ſeyn darf. Nur iſt dieß letztere nicht ſo zu verſtehen, als forderten wir ein wirkliches Drama, welches Handlung und Gedanken in den Vordergrund ſtellt. Der Verſuch, Richard III., Hamlet, Egmont und ähnliche Dramen in Muſik zu ſetzen, würde unglücklich genug ausfallen. Aber wir fordern ſtatt ſolch eines geiſtig reflektirten, ſtreng hiſtoriſchen Dramas einen Stoff, der ebenfalls einen poſitiven Kern, eine geſchichtliche Thatſache, ein Ereigniß des ſocialen, bürgerlichen Lebens zum Inhalt hat und ſchon hiedurch vor der herkömmlichen Trivialität geſchützt iſt. Nur muß dieſer Text gleich von vorneherein für die Muſik eingerichtet ſeyn, den Gedanken als ſolchen bei Seite laſſen, die Handlung zurückſchieben und dafür Alles nach der Empfindung umbiegen, überall die Gefühlsſeite hervorheben, alles in ein weiches, warmes Kolorit tauchen, alles geſangfähig einrichten, daß man nur auf den wirklichen Geſang wartet und man ſogleich ſelbſt zu ſingen anfangen möchte. Bei dieſem Charakter des Textes bewahrt die Muſik ihre Selbſtſtändigkeit und geht nicht in dem dramatiſchen Ausdruck auf.

Wagner legt zu viel Gewicht auf die dramatiſche Seite des Textes und opfert deßhalb dieſer die Muſik. Wir hingegen laſſen der Gefühlsſeite ihr volles Recht und haben ſomit ein weites und würdiges Gebiet für die Entfaltung der Muſik. Wagner will die Muſik nur zur Zuſpitzung des dramatiſchen Wortaccents verwenden, wir laſſen ihr die urſprüngliche Aufgabe der Gefühlsmalerei und damit zugleich ihre Eigenthümlichkeit, ihren Reichthum. Wagners Muſik leidet an dem Mangel, keine Melodie zu haben, keine, die ſich dem Ohre einprägt, an dem Mangel, keine muſikaliſch anſchauliche Charaktere, keine plaſtiſch gerundete Formen hinzuſtellen, eben weil er alle ſeine Motive in geſungene Recitative verflüchtigt. Unſere Muſik aber behält ihren melodiöſen Charakter, weil ſich die wahre, warme Empfindung nicht anders als in einem ſtetigen, zuſammenhängenden Tonerguſſe ausſprechen kann. Wagners Muſik ergießt ſich in lauter Harmonien und harmoniſche Combinationen, verirrt ſich zu gewaltthätigen Fortſchreitungen und beleidigenden Diſſonanzen, weil es ihm immer zuerſt auf den dramatiſchen Ausdruck, auf ſprechende Wahrheit der Leidenſchaften und Affekte ankommt. Unſere Muſik begnügt ſich mit dem Apparat der vorhandenen, erlaubten Harmonien, die überall nur die Füllung des Geſanges, den pſychiſchen Hintergrund im Gemüthe der Handelnden und Singenden wiedergeben, begnügt ſich mit dem Vorrath der theoretiſch und pſychologiſch zuläſſigen Fortſchreitungen und Verbindungen, die kein Ohr beleidigen.

Hiemit iſt nun auch ſchon das Urtheil darüber feſtgeſtellt, was man von dem dramatiſchen Ausdruck zu halten hat, den Wagner von der Muſik fordert. Sprechen wir ein Wort bloß mit dem Munde, ſo hat es nur einen dürftigen, kurzen Schall, es ſind nur Laute, nicht Klänge oder Töne. Singen wir aber daſſelbe Wort, ſo tritt in deſſen kargen, verhallenden Laut der Ton, der menſchliche Stimmklang dehnend und füllend hinein. Dadurch wird Sylbe und Wort nicht bloß länger, ſondern zugleich flüſſiger, wärmer, intenſiver; es kommt mit dem phyſiſchen Stimmklange zugleich Innerlichkeit, Eindringlichkeit, ergreifende Kraft in den Wortlaut, die ſich bis zur Rührung nach der einen, bis zur Begeiſterung nach der andern Seite ſteigern kann. Man ſieht, das Element des Tones drängt das Wort in die Gefühlsſphäre hinüber, haucht ihm etwas von Empfindung ein, vermag aber bei ſeiner natürlichen Dunkelheit nicht die Deutlichkeit des Wortbegriffs, die Klarheit der dichteriſchen Vorſtellung zu erhöhen, das Wort nach ſeinem geiſtigen Inhalt ſchärfer und beſtimmter hinzuſtellen.

Als Ueberſpannung müſſen wir es daher bezeichnen, wenn Wagner und ſeine Schule durch die Muſik wirkliche Vorſtellungen ermöglichen und ſogar das denkende Bewußtſeyn der Zuhörer in Mitthätigkeit ſetzen wollen. Die Muſik wird dem Texte immer nur eine Beimiſchung von elementarer Dunkelheit, von wärmerer Empfindung, von tief dringender Intenſität mittheilen; ſie kann die Gedanken und Vorſtellungen des Textes dem Zuhörer näher legen, ihm ergreifender zu Herzen reden, niemals aber die dichteriſchen Gedanken zu höherer Klarheit, zur Reinheit abſtrakter Vorſtellungen ſublimiren. Immer und überall bleibt die Gemüthsſeite diejenige, welche die Muſik zum Texte hinzubringt,

Digitized by Google

weil in dieſer ihr Weſen und ihre Stärke beſteht. Im übrigen muß ſich die dramatiſche Ausdrucksfähigkeit der Muſik darauf beſchränken, daß ſie vermittelſt ihres reichen Klangmaterials die Stimmungen malt, welche die einzelnen Abſchnitte des dramatiſchen Textes durchziehen, während man bei bloß geſprochenen Recitativen erſt im Verlauf und nach Beendigung einer Scene über deren Geſammtſtimmung in's Klare kommt. Und auch in Bezug auf gewiſſe Einzelnheiten hat die Muſik die Fähigkeit anzudeuten und auszumalen, was beim bloßen Sprechen höchſtens als eigenthümlich nüancirter Stimmklang flüchtig verhallt. So kann ſie den Charakter des Ernſtes, der Trauer durch düſtere Haltung, durch gewichtige Harmonien, durch ſchweren, langſamen Fortſchritt annehmen, oder eine joviale, ſcherzende Stimmung durch leichte Beweglichkeit, durch hüpfende, neckiſche Figuration nachahmen. So kann ſie ſelbſt einzelne Worte, deren Bedeutung bei geſprochener Recitation nicht zu ihrem Rechte kommt, zu breiter Anſchaulichkeit ausdehnen und ſo deren Inhalt für das ſinnliche Bewußtſeyn draſtiſch vermitteln. Im Ganzen aber hat die Muſik, wie wir ſchon oben bemerkten, genug gethan, wenn ſie ſich dem gegliederten Bau des Textes, den metriſchen Unterſchieden langer und kurzer Sylben anſchmiegt und die nachdrucksvollen Hebungen, wie die inhaltloſen Senkungen der Sprachdeklamation durch hohe und tiefe Tonlage, durch Stärke und Schwäche der Töne im parallelen Gange mit der Sprache und deren Sinne nachbildet.

Als eine eben ſolche Unhaltbarkeit wie die Wagner'ſche Wortdeklamation in der Muſik erweist ſich nun auch die von ſeiner Schule empfohlene Art und Weiſe, wie das neue Operndrama zu Stande kommen ſoll. Zunächſt wird man die Klage berechtigt finden, daß unſere Tonſetzer zu einſeitig Muſiker ſind, die alles von ſich weiſen, was nicht in ihr Fach ſchlägt, und man kann dem Wunſche nur beipflichten, daß ſowohl Muſiker wie Dichter künftig mehr Notiz von einander und ihren Produktionen nehmen. Auch der Vorſchlag, daß Dichter und Componiſt ſich über ein zu ſchaffendes Operndrama beſprechen, um gleich bei Entwurf des Textes der muſikaliſchen Einkleidung vorzuarbeiten, würde ſicher heilſame Früchte tragen. Wenn man nun aber in der Einzelausführung dieſes Vorſchlags ſo weit geht, daß Dichter und Componiſt ſich zu ſolch einem Werk zuſammenthun und es gemeinſchaftlich hervorbringen ſollen; ja wenn man dieſe Ausführung zu einem förmlichen Compagniegeſchäft macht, indem nämlich die dichteriſche Beihülfe wieder eine doppelte ſeyn ſoll, ſo daß für die eigentlich dramatiſche Anlage ein dramatiſcher, für die mehr muſikaliſchen und geſangreichen Partien ein lyriſcher Dichter eintritt, ſo iſt ſolch eine „Tripelallianz," ſolch ein Mechanismus von mehreren Arbeitskräften etwas, was die freie Kunſtproduktion, die nach nichts weniger als nach Schweiß und Berechnung ſchmecken darf, im höchſten Grade herabwürdigt und die nothwendige Einheit des Kunſtwerks von vornherein abſchneidet. Aber bis zu ſolcher unerhörter Geſchmackloſigkeit geht man, um nur den hypergenialen Gelüſten des Meiſters die gewünſchte Verwirklichung zu geben und um das problematiſche Operndrama mit ſeiner geſuchten „Wortmuſik" um jeden Preis zu Stande zu bringen. Wir meinen, daß das rechte Operndrama, mit der gleichgemeſſenen Betheiligung von Muſik und Poeſie, entſtehen müſſe, wie jedes Kunſtwerk, aus *einem* Geiſte, nach *einem* Plane, nach *einer* Idee. Nur muß der Eine freilich der rechte Dichter ſeyn, der mit allgemein äſthetiſcher Bildung auch die nöthige Kenntniß der Muſik verbindet und das dramatiſche Schema überall der muſikaliſchen Gefühlsſprache offen erhält. An einem ſolchen Muſikdrama zweifeln wir noch keineswegs, aus der Wagner'ſchen Schule aber und ihrer Schmiedewerkſtätte erwarten wir es nicht.

Das rechte Operndrama darf auch nicht fünf Akte umfaſſen oder mehrere Abende in Anſpruch nehmen, wie Wagner dieß zu beabſichtigen ſcheint. Fünf Akte Opernmuſik anzuhören, iſt eine Qual und kein Genuß; dazu iſt ſelbſt derjenige nicht ſtark genug, der ſeine Mittagsmahlzeit, der Wagnerſchen Oper zu Liebe, auf fünf Uhr Nachmittags verlegt und ſeine Nerven mit voller Ladung gekräftigt hat. Es iſt dieß die nämliche Ueberſchreitung der natürlichen Normen, wie ſie durch die ganze Wagnerſche Richtung geht. Wie bei dem ganzen Reformverſuche die Grenzen der Künſte und ihrer Darſtellungsfähigkeit überſprungen werden, ſo im vorliegenden Falle das Maß der menſchlichen Receptivität und die hergebrachte Ordnung des bürgerlichen Lebens.

Es iſt nur eine Ueberleitung der Wagnerſchen Principien auf das Gebiet der Inſtrumentalmuſik, worin *Berlioz* ſeine eigenthümliche Aufgabe erkennt und ſeine ausſchließliche Praxis entfaltet. Wagner verkennt die Natur und die Grenzen der Geſangmuſik und ſetzt ſie zu einem bloßen Hebel des dramatiſchen Ausdrucks herab; Berlioz überſchreitet die Schranken der Inſtrumentalmuſik, wenn er ſie zur Darſtellung ſinnlicher Vorſtellungen und dramatiſcher Vorgänge hinaufſchraubt. Beide machen ſich alſo der Ueberſpannung, des Mißbrauchs ihrer Kunſt zu fremdartigen Zwecken ſchuldig: Wagner beabſichtigt das ſogenannte Operndrama,

Berlioz forcirt die Instrumentalmusik zu sogenannter „Programmmusik."

Wir sind weit davon entfernt, Berlioz's große Genialität in Abrede zu stellen und seine epochemachende Bedeutung für die moderne Instrumentalmusik irgend zu verkleinern. Wir geben zu, daß Berlioz in seiner Sphäre ein ebenso bedeutender Geist ist, wie Wagner in der seinigen, und lassen es bereitwillig gelten, wenn er von Einzelnen als der größte Symphoniker der Epoche nach Beethoven gerühmt wird. Aber wie Wagner ist Berlioz ein gesetzloser Geist, ein überschwängliches Genie, das ebenso mit der Vergangenheit gebrochen hat und ebenso isolirte, in der Luft schwebende Tonschöpfungen hinstellt, wie sein deutscher Nebenmann. Es sind dieselben psychologischen Gesetze in der Menschennatur, dieselben Vernunftprincipien, dieselben Wahrheiten und Axiome der ästhetischen Wissenschaft, gegen welche Berlioz wie Wagner gleichmäßig sündigen. Es ist daher auch die gleiche Opposition aus psychologischen Gründen, es sind die nämlichen Argumente der Aesthetik, mit denen man gegen den einen wie gegen den andern zu Felde ziehen muß. Wer sich mit Wagners Kunstbestrebungen nicht einverstanden erklären kann, muß nothwendig auch die Berlioz'sche „Programmmusik" verwerfen.

Unter dieser hat man sich nämlich Instrumentalmusik vorzustellen in der Art unserer Ouvertüren und Symphonien, aber mit dem Bestreben, mehr auszudrücken, als die reine Instrumentalmusik vermag, nämlich Schilderungen von Seelenvorgängen zu geben, Darstellungen von Naturerscheinungen, Malereien von Scenen aus dem Volksleben, ja sogar Versinnlichungen einer dramatischen Handlung im Fortschritt ihrer einzelnen Ereignisse. Da nun aber Berlioz selbst fühlt, daß bloße Instrumentalklänge dergleichen concrete Stoffe nicht deutlich genug wiederzugeben im Stande sind, so fügt er der betreffenden Musik jedesmal eine Ueberschrift, eine Firma, ein „Programm" bei, welches den Zuhörer darüber aufklärt, was jeder Satz sagen will. Programmmusik würde also Instrumentalmusik mit beigefügter Erläuterung ihres Inhalts seyn — unstreitig ein originelles Unternehmen, das scheinbar selbst die Stütze historischer Vorgänge für sich hat.

Man glaubt nämlich sich mit dieser Neuerung auf einzelne Werke Beethovens berufen zu können, z. B. auf die Sonate »les Adieux et le Retour,« vor allem aber auf seine neunte Symphonie mit den Schillerschen Chören „an die Freude." Man weist ferner auf Schumanns früheste Klavierwerke, auf einzelne Ouvertüren von Mendelssohn hin, denen diese Meister mit der Ueberschrift zugleich einen bestimmten Charakter gegeben haben. Und nur eine naheliegende Consequenz dieser Erstlingsversuche scheint es zu seyn, wenn man der Instrumentalmusik statt eines allgemein gehaltenen Inhalts nun ganz bestimmte Tendenzen unterlegt und sie zur Detailmalerei bestimmter Gemüthszustände, realer Natur- oder Volksscenen u. dergl. zuspitzt. Aber hierin sowohl, wie schon in jener Berufung auf die genannten Autoritäten machen sich die betreffenden Componisten des nämlichen Irrthums schuldig, an welchem die gesammte Zukunftsrichtung krankt.

Weder Beethoven noch seine Nachfolger auf diesem Gebiete sind trotz der Ueberschriften zu einzelnen Musikstücken weiter gegangen, als ihre Kunst ihnen gestattete. Sie haben der Instrumentalmusik nicht mehr zugemuthet, als sie ihrer Natur nach leisten kann, nämlich die andeutungsweise Malerei gewisser Stimmungen und Seelenprocesse, ohne Ausmalung irgend welcher Einzelnheiten, ohne das Blendwerk eines ganz bestimmten, vorstellbaren Inhalts, ohne die Anmaßung klarer, nicht zu verkennender Bilder und Anschauungen. Sie haben in ihrer Musik nur die Empfindungen, die Stimmungen auszudrücken gesucht, zu denen ein äußerer Vorfall, ein psychisch ergreifendes Ereigniß sie anregte, Empfindungen, die nun auch in uns beim Anhören der betreffenden Tonwerke anklingen. Lebendige Scenen aber aus der Natur oder dem menschlichen Verkehr, oder gar dramatische Handlungen in ihrem Fortschritt, in ihrer gesteigerten Spannung auf die Katastrophe haben sie nicht gegeben und nicht geben wollen, weil sie recht gut wußten, daß dergleichen Tonmalerei der Instrumentalmusik unmöglich, ja der Musik überhaupt unerreichbar ist. In der Eroica-Symphonie sehen wir nicht die specificirte Ausstattung eines Leichenbegängnisses, sondern hören nur die Trauer der Betheiligten, den Ernst des ganzen Vorgangs; in der neunten Symphonie tritt uns nur der immer mehr und mehr hervorbrechende Jubel der Freude entgegen, nicht aber die Einzelnheiten des Kusses der umschlungenen Millionen u. s. w.; aus der Sonate »les Adieux« hören wir nur die Wehmuth des Scheidens, die Seligkeit des Wiedersehens heraus, aber nicht entfernt das schmerzliche Genrebild des wirklichen Abschieds und das glückliche der Heimkehr. Das gleiche gilt von den hieher gehörigen Werken Schumanns und Mendelssohns. Das aber eben ist's, was Berlioz beabsichtigt: bestimmte Charakteristik, genaue Detailmalerei, schärfste Zeichnung der Einzelnheiten, wie seine Musik zum Goetheschen „Faust," die sogenannte „Flucht nach Egypten," vor allem aber die Symphonie „Romeo und Julie" beweist. Er begnügt sich nicht mit der bescheidenen Andeutung, mit dem leisen Anklingen der Stimmungen, zu denen uns Natur-

Digitized by Google

phänomene und Lebensereigniſſe anregen können, ſondern er will auch die Einzelzüge dieſer Dinge kopiren, die beſtimmten ſinnlichen Bilder in die Allgemeinheit der Tonwelt einzeichnen, will die Ausdrucksfähigkeit der dunkeln Inſtrumentalmuſik bis zur Greifbarkeit ſinnlich klarer Vorſtellungen preſſen — ein Unterfangen, das ſich durch ſeine innere Unmöglichkeit richtet und ſeine Ueberſpannung dadurch ſelbſt an der Stirn trägt, daß es zur Beihülfe der Worte greifen muß, die erſt dasjenige ausſagen müſſen, was der Muſik allein verſagt iſt.

Was endlich Wagner und ſeine Genoſſen von einem „Kunſtwerk der Zukunft" vorbringen, iſt nur die Vollendung des Grundgedankens, der ſchon im Operndrama ſich kund gab. Wie dieſes nämlich die Verſchmelzung von Muſik und Poeſie zum innigſten Aufgehen in einander und zu geſteigertem Ausdruck bewerkſtelligen will, ſo ſoll das Kunſtwerk der Zukunft die Vereinigung ſämmtlicher Künſte zu einem noch nicht dageweſenen Totalwerke ſeyn, das zugleich das Aeußerſte von Wirkungen enthält, die der Kunſt überhaupt zu Gebote ſtehen, und das Aeußerſte von Empfänglichkeit beanſprucht, deſſen der Menſch überhaupt fähig iſt. Wir werden uns jedoch überzeugen, daß dieſes ſogenannte Kunſtwerk etwas eben ſo Problematiſches und Unbeſtimmbares iſt, wie die ungewiſſe Zukunft ſelbſt, von der es ſeine Verwirklichung erwartet.

Zu leugnen aber iſt nicht, daß dieſer Gedanke eines Zukunftskunſtwerks einer der genialſten iſt, von einer Neuheit und Urſprünglichkeit, die ſich an kein Vorbild in der Kunſtgeſchichte nachahmend anlehnt, von einer Hoheit der Anſchauung, von einer Kühnheit der Divination, daß ſich ihm Weniges im Reiche des Geiſtes an die Seite ſtellen läßt. Leider aber wird der Gedanke auch nur Gedanke, nur Idee bleiben, eine von jenen Ideen, die zu rein, zu erhaben ſind, um in der niedrigen Wirklichkeit eine Verkörperung zu finden, welche den großen Gedanken würdig zur Erſcheinung brächte, eine von jenen Ideen, die ihr hehres Geiſterleben nimmer verlaſſen, weil ſie in ihm allein ihr Genüge finden und ihre Reinheit bewahren, ähnlich, wie es auf kirchlich dogmatiſchem Gebiete mit dem Eintritt des Gottesreiches auf Erden oder mit der Wiederkunft Chriſti, mit der Wiederherſtellung aller Dinge zu ihrer angeſtammten Gottesgemeinſchaft der Fall ſeyn wird.

Wie nämlich Wagner die ganze bisherige Muſik für eine Unwahrheit hält, ſo auch die ganze bisherige Kunſt, inſofern ſie nur das Eigenthum gebildeter Kreiſe war und nur dem Luxus, der ſinnlichen Genußſucht zu vorübergehender Ergötzung diente. Dieſes lügneriſche Daſeyn der Kunſt muß nach Wagners Meinung aufhören, ſie muß in's reale Leben eintreten, das Volk im Großen und Ganzen muß ſie ausüben, das Thun und Treiben Aller muß ſich in Kunſt umſetzen und ſich im Gewande der Schönheit bethätigen. Man ſieht, der Gedanke iſt im Weſentlichen eine Erneuerung des althelleniſchen Standpunktes, wo der Menſch, ſchon wie er leibte und lebte, wie er ſich kleidete und bewegte, ein ſchöner ſeyn mußte, und die Kunſt lebendige Wirklichkeit, allgemeine Volksſache war, die entweder von allen ausgeübt oder doch wenigſtens von allen mit ſympathetiſcher Theilnahme und begeiſtertem Beifall aufgenommen wurde. Zu dieſem Zuſtande kunſtſchöner Lebensgeſtaltung, ſagt Wagner, müſſen wir zurück, die Kunſt muß ſtatt der Theorie Praxis, ſtatt der Lehre Leben werden. Der handelnde Menſch ſelbſt muß das lebendige Kunſtwerk ſeyn, auf welches die geſammten Künſte, ja unſere Culturentwicklung im Großen und Ganzen loszuſteuern hat. An dieſem idealen Ziele wird dann zugleich die Ausübung der einzelnen Künſte aufhören, die nur ſo lange dauern konnte, als der ſchöne Menſch ſelbſt noch nicht zur Wirklichkeit geworden war. Die Skulptur z. B. bildete nur todte Schönheitsgeſtalten, uns zum Vorbild und zur Strafe zugleich; ſie wird vom Schauplatz abtreten und ihren Meißel niederlegen können, ſobald erſt der lebendig handelnde Menſch in der plaſtiſchen Schönheit der antiken Götterbilder einherwandelt. Die Malerei ferner mit ihren farbig bunten Lebensdarſtellungen hat nur ſo lange ein Daſeyn, als das Leben ſelbſt nicht die gleiche Schönheit handelnder Menſchen zeigt. Iſt dieß erſt der Fall, ſo kann auch ſie ihre Thätigkeit einſtellen, weil der lebendige Menſchenverkehr ſelbſt ſich zu lauter ſchönen Scenen und Bildern gruppiren wird. Aber die übrigen Künſte, ſo folgert Wagner weiter, deren Forteriſtenz dann noch möglich iſt, z. B. Poeſie und Muſik, dieſe werden dann erſt in ihre volle Wahrheit eintreten, die ganze Höhe ihrer Darſtellungsfähigkeit erſteigen. Nicht mehr bloß von Einzelnen in einzelnen glücklichen Augenblicken werden ſie ausgeübt werden, nicht der Ausfluß eines mühevollen Studiums werden ſie ſeyn, ſondern eine Fertigkeit aller, ein unmittelbarer Erguß des ſchön erregten Innern. Und bei einer ſolchen äſthetiſchen Lebensgeſtaltung, bei einer ſolchen zur Wirklichkeit gewordenen Kunſtpflege wird dann auch, als zuſammenfaſſender Abſchluß, als Einheit aller Künſte, jenes angeſtrebte Kunſtwerk der Zukunft eine Wirklichkeit werden, in welchem ſämmtliche zuſammenwirkende Künſte ihre gleichmäßige Vertretung finden.

Wir geſtehen, über jene künſtleriſche Lebensgeſtaltung ſowohl, wie über dieſes Geſammtkunſtwerk der Zukunft ſtarke Bedenken nicht unterdrücken zu können.

Digitized by Google

Wie, fragen wir, ſoll es als möglich gedacht werden, daß die millionenköpfige Volksmaſſe einmal aus Rohheit und Gemeinheit heraus zur Höhe der Kunſtbildung und Kunſtausübung emporgezogen werden könne? Wie iſt es möglich, daß das Leben einmal ſeine realiſtiſche, materielle Färbung verliert, da die meiſten von der Sorge für ihre Erhaltung beſtimmt und von praktiſchen Pflichten und Verrichtungen niedergehalten werden? Wird die heutige Gliederung der menſchlichen Geſellſchaft, wird der gegenwärtige Zuſchnitt des Lebens ſich jemals ändern? Wird nicht vielmehr die Kunſt, im Bunde mit Religion und Wiſſenſchaft, eine von den Geiſtesſphären ſeyn, in denen der Menſch ſich das Abſolute nahe zu bringen und ſich zu freudigem Genuſſe zu verſinnlichen ſtrebt? Ein lebhafter Wunſch, ein erhebendes Ideal — das geſtehen auch wir gern zu — iſt ein ſolcher Zuſtand, wo die Menſchheit im Ganzen im reinen Aether edler Geiſtesbildung und Geſittung wandelt, und wo dann auch die Kunſt zu den allgemeinen Gütern gehören, Kunſtproduktion eine von jedermann geübte, jedermann geläufige Thätigkeit ſeyn wird. Aber die Realiſirung dieſer Idee, der wirkliche Zeitpunkt für dieſe neue und ſchöne Weltgeſtaltung — wie und wann ſoll er eintreten? Wie ſchwache Hoffnungen alſo für das geträumte Kunſtwerk der Zukunft, das übrigens dadurch noch unklarer wird, daß die Einzelkünſte in ihrer Sonderung und ſelbſtſtändigen Bethätigung neben jenem fortbeſtehen ſollen!

So ſeiner idealen Ueberſchwänglichkeit entkleidet und auf ſeinen realiſirbaren Gehalt zurückgeführt, kann das geahnte Kunſtwerk der Zukunft ſchließlich nur daſſelbe ſeyn, was wir in der heutigen Oper der Hauptſache nach bereits beſitzen: ein dichteriſch muſikaliſches Kunſtwerk nämlich, deſſen Kern das Operndrama in der von uns angedeuteten Geſtalt bildet und deſſen räumliche und ſceniſche Ausſtattung die übrigen Künſte übernehmen. Muſik und Dichtkunſt ſind im Operndrama ſchon an und für ſich verbunden; ihren Darſtellungen wird die Architektur die nöthigen Baulichkeiten in würdiger, kunſtentſprechender Einrichtung liefern, die Plaſtik wird dieſe Räume äußerlich und innerlich mit bezüglichen Statuen und Büſten ſchmücken und die Malerei um die lebendige Handlung den täuſchenden Apparat der häuslichen oder landſchaftlichen Dekorationen ſtellen, wie dieß in der Oper ſtets von den einzelnen Künſten im Weſentlichen geſchehen iſt.

So ſtellt ſich das Urtheil über das Kunſtwerk der Zukunft, ſo das über Wagners Kunſtreform überhaupt, wenn man ſie an dem objektiven Maßſtab äſthetiſcher Schätzung prüft. Nirgends vermiſſen wir die Neuheit und Kühnheit der Ideen, nirgends die urſprüngliche Genialität des Mannes, der ganz dazu geſchaffen iſt, in unſere kraftloſe Zeit, in unſere vielfach ſtagnirenden Kunſtzuſtände den heilſamen Gährungsſtoff zündender Gedanken und Kämpfe zu ſchleudern. Hiemit iſt Wagners Schwäche und Größe zugleich bezeichnet. Er iſt ein Genie, unſtreitig, aber ein Genie, das nicht etwa bloß für ſein Volk zu hoch iſt, nicht etwa bloß für ſeine Zeit zu früh kam, nein, er iſt ein iſolirt ſtehendes, gegen die gegebenen Vorausſetzungen trotziges, gegen einen geheiligten Thatbeſtand revolutionäres, umſtürzendes Genie. Das iſt ſein Mangel, und er dürfte in dieſer Beziehung nicht unpaſſend mit Kaulbach, Hebbel und Dawiſon verglichen werden, die gleichfalls einen vorübergehenden meteorähnlichen Glanz verbreiten, die reinigende Kraft eines Gewitterſturms auf ihren Gebieten ausüben. Aber durchdringen, allgemeinen Anklang finden, mit einer beherrſchenden Schule in der Zukunft fortleben wird Wagner ſo wenig wie dieſe. Dafür ſorgt die göttlich geordnete Anlage der Menſchennatur, dafür ſorgen die auf dieſe gebauten wiſſenſchaftlichen Principien und die gleichfalls auf ſie geſtützten Kunſtgeſetze: ihnen hat ſich alles künſtleriſche Schaffen zu fügen. Und wenn jene dieſelben bleiben werden, ſo wird auch dieſes im weſentlichen keinen Wechſel, keinen Umſturz erfahren, vielmehr auf der bisherigen Bahn und in den bisherigen Schranken in ſprungloſer Entwicklung weiter ſchreiten. Die Kunſt wird ſich neuer und würdigerer Stoffe bemächtigen, ſie wird tiefer in das Seelenleben hinab ſteigen, die Formen dem vertieften Inhalt flüſſiger anſchmiegen; aber ſie wird immer realer Stoffe, feſter Formen, ordnender Geſetze bedürfen, um überhaupt Schönes hervorzubringen. Ihr Geſichtskreis, ihr Material, ihre Technik können ſich erweitern, ihre Fundamente werden ewig dieſelben bleiben.

Dieß unſere Meinung über die Wagner'ſchen Beſtrebungen, und dieß zugleich der Abſchluß unſerer Unterſuchung, die ſich in der Kürze zu folgenden Sätzen formuliren laſſen dürfte, in denen ſich zugleich, unſerem anfänglichen Verſprechen gemäß, das Bleibende neben dem Vergänglichen in Wagners Kunſtreform herausſtellt. Berechtigt und bleibend iſt zunächſt ſeine Reform ſelbſt, wenn ſie eine Läuterung der vorhandenen Kunſtzuſtände auf hiſtoriſcher und pſychologiſcher Grundlage ſeyn will und keine Vernichtung der beſtehenden Principien und Vorausſetzungen. Berechtigt und bleibend iſt die Forderung eines dramatiſchen Inhalts für die Oper, unter dem nur kein wirkliches Drama mit vorwiegendem Gedanken und Handlung verſtanden werden darf. Berechtigt und bleibend iſt die Forderung ſinngetreuer Deklamation, die aber nicht

Digitized by Google

bis zu bloß tönendem, melodieloſem Sprechen fortzugehen hat. Falſch und vergänglich dagegen iſt die Aufhebung der Muſik als ſelbſtſtändige Kunſt, die Ueberſpannung dieſer Kunſt über ihre Natur und Mittel zum bloßen Organ des dramatiſchen Ausdrucks. Falſch und vergänglich ſind die harmoniſchen Neuerungen und Gewaltſamkeiten, die unmäßige Ausdehnung der Oper zu einer das menſchliche Faſſungsvermögen überſchreitenden Länge. Dieß Alles iſt zunächſt nur eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung, die erſt von einer künftigen Kunſtgeſchichte die Sanktionirung erhalten muß. Aber ſie wird ſie erhalten, weil die Geſetze dieſelben bleiben, nach denen wir geurtheilt haben, und nach denen ſie ſelbſt dereinſt richten wird.

Briefe aus der Weimarſchen Literaturepoche.

1. Auszüge aus den Briefen von Sophie la Roche an Wieland. *

Lieber Wieland! (ohne Datum).

Ihr gütiger, edeldenkender Herzog war bei uns; La Roche iſt über dieſes Kennzeichen von Achtung in großer Freude. Gott ſegne die, welche beigetragen, daß der Herzog die Menſchenwürde höher achtet als die des Fürſten allein; ich ſegne die Stunde, wo der Herzog den Entſchluß faßte. Es that dem La Roche ſo wohl und freuete mich. Er hat mit uns zu Nacht gegeſſen. Sagen Sie es doch Goethe und legen ſie mich und meine Freude den Herzoginnen zu Füßen. Wir ſollen alle nach Weimar, ſagte der Herzog recht liebreich. Er ſchien zufrieden und dünkt mich zu wahr, als daß er es nicht auch in ſeinem innern geweſen ſey. Er ging auch in Worms zu Baron von Hohenfeld. Adieu, Gott ſegne ſie alle. Ihre La Roche.

29. Nov. 1772.

— — Je plains Mr. de Dalberg, qui meurt d'ennuy a Erfort; il aurait mérité votre société; qu'en dites vous? L'avez vous vu? — — La mort du jeune Jerusalem vous affectat elle? Man ſagt, eine zu ängſtliche Beſtrebung nach Vollkommenheit habe ſein Herz untergraben, welches das edelſte geweſen ſeyn ſoll, und mit dem er einen ſcharfſinnigen Geiſt verband. Concevez vous la douleur de son père? — Adieu, mon ami Wieland. L'êtes vous encore

de Sophie La Roche?

Offenbach, 22. Mai 1787.

— Bode war geſtern bei mir. Er geht nach Paris; warum ging Wieland nicht mit, jetzt da er an Reinhold einen Gehülfen (für den Mercur) hat? — — Eine neue ſeltene von den Grazien erzogene Schriftſtellerin haben wir an Emilie v. Berlepſch (geb. v. Opel); ihre Schreibart machte mich die Verſe von dem Bilde der Frau v. Genlis anwenden: c'est le desespoir de l'envie. — — Adieu, alle Wielande ſamt und ſonders, von der alten, eisgrauen aber gar nicht kalten

Sophie La Roche.

Offenbach, 6. März 1788.

— — (Sophie empfiehlt W. einige junge Franzoſen.) — Dieß ſind die erſten jungen Franzoſen von Stand, in deren Erziehungsplan teutſche Sprache und Reiſe durch Teutſchland verwebt iſt. Sie wollen das Beſte von Menſchen und Ländern kennen, müſſen alſo — Wieland ſehen und ſprechen. — Der Secretaire vom Prince de Lambese, der eine teutſche Bibliothek hat, bittet Sie um Endigung des Idris, von welchem er entzückt iſt; und ich, lieber Freund, frage: iſt es wahr, was die Zeitung ſagt, daß Schiller den Mercur übernahm, Mitarbeiter zu ſeyn? Zur Seite von Wieland iſt gewiß Schiller vortrefflich; aber Ihren Namen nicht mehr bei dem teutſchen Mercur zu leſen, deucht mich unrecht. Doch Sie wiſſen, was Sie wollen, nehmen

* Ich habe nur das Intereſſantere aus vielen mir vorliegenden Originalbriefen ausgehoben. Wer etwa Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch, zehnter Jahrgang, Leipzig 1839, zur Hand hat, möge das dort von mir Mitgetheilte über die la Roche Seite 392 ff. aus dem Aufſatz: Wieland nach ſeinen eigenen Aeußerungen ꝛc. nachleſen. Sie war neunzehnjährig die Geliebte des achtzehnjährigen Wieland und dann an den Geh. Rath la Roche verheirathet. Die Orthographie in ihren Briefen iſt manchmal wunderlich.

A. W. Böttiger.

Digitized by Google

Sie nur meine Wünſche für Ihr vollkommenes Glück. — Adieu; ich umarme alle Wielande von Herzen.

Offenbach, 30. Mai 1788.

Ich muß an Wieland ſchreiben, muß fragen, was er macht, und muß ihm für die Freude danken, die ich hatte zu hören und zu leſen. Noch nie hat Teutſchland ſo etwas deliciöſes geleſen und hervorgebracht als Wielands Lucian. Er gehört zu den ſchönſten Kronen ſeines Ruhms und ſeiner Verdienſte. — — Warum geht alle Welt nach Italien, und warum Sie nicht? Der Boden würde Sie gewiß gern tragen. Es iſt das einzige wichtige Stück von Europa, das ich nicht ſah; machen Sie die Reiſe dahin mit mir — auf einen Winter. Ich habe einen Freund in Mailand, einen in Florenz und in Rom, dann zwei Freundinnen in Neapel; wir gehören zu den Leuten qui voyent ce qu'ils regardent. Ihr Geiſt iſt ſchon lang mit dem Land bekannt, und in drei Monaten ſind wir gemächlich hier und dort, wenn wir keine Zeit verlieren und das Unnütze laſſen, wo es hingehört. Ein lieber ſchöner Traum, eine Reiſe mit Ihnen! Ich mußte ihm etwas nachhängen und es Ihnen ſagen. Mag es Ihrer glücklichen Laune doch zu muntrer Unterhaltung dienen; ich freute mich darüber, denn es muß Ihnen geſund ſeyn, wenn Sie ſich über etwas luſtig machen können.

Ich, theurer alter Freund, wünſche innig Sie und die Ihrigen alle noch einmal zu ſehen, und ich hoffe es; denn es wäre ſonderbar, wenn ich nach London, Paris und Bordeaux gekommen wäre, und nicht nach Weimar.

Werden Sie nichts von Heinßes Ardinghello ſagen? Es iſt doch artig, daß der Erzbiſchof von Mainz vier merkwürdige Proteſtanten um ſich verſammelte — Forſter, der die ganze Welt durchreiſete; Müller, der das Gebieth der Geſchichte, Heinße, der das von der Einbildungskraft, Sömmering, der als großer Anatomiker die Maſchine vollkommen kennt, welche die erſtern fähig machte, alle Unternehmungen auszuführen.

Offenbach, 20. Februar 1789.

— — Sollte ich noch in den Plan meines Sohnes willigen und mit ihm nach Italien, ſo wäre mein Leben vor Millionen Weibern ihrem ausgezeichnet. Ich bin wohl und heiter, und oft wenn ich meine ganz weiß gewordenen, ehemals ſo hübſch braun geweſenen Haare anſehe und dabei meine Gefühle der Seele ſo lebhaft, ſo glühend noch finde, ſo denke ich an den Etnaſchnee auf dem Gipfel und Feuer im Herzen, und Sie, Wieland, Sie fallen mir mit Dank und Verehrung bei, daß Sie einſt mir ſagten: der Enthuſiasmus für das Schöne und Gute liege in meiner Seele und ſey unſterblich wie ſie; denn nur der Enthuſiasmus des Kopfs verliere ſich. — O Wieland, ich muß Sie noch einmal ſehen! Daß ich Ihnen nach zurückgelegten 60 Jahren, nach vier überſtandenen Nervenfiebern noch zu jung ſeyn ſollte, iſt luſtig. Weh that mir Ihre mehrmalige Abweiſung meines Beſuchs, und es beweiſet mehr, daß Ihnen Ihre Freundin zu alt iſt. In dieſer Rückſicht ſind Sie auch nicht Philoſoph genug, um den Gedanken zu tragen, daß Doris graue Haare und zerfallene Züge habe. Indeſſen bin ich von einem Ihrer Verehrer bei meinem 60. Geburtstag beſungen worden. Sagen Sie ihm doch ein freundliches Wort dafür, wenn er Sie beſucht; es iſt der Liefländer Große.

Offenbach, 26. Oktober 1793.

Von Coblenz wurde mir eine ſehr liebenswerthe Engländerin zugeſchickt, die mir viel von Ihnen ſprach, Miſtriß Newnhamm, und erzählte, daß der Hof von Weimar ihr am beſten gefalle, weil da vernünftige Menſchen ſo viel gelten und ſo viel geachtet werden als Adel. Bei dieſer Frau traf ich auch einen Engländer, Cook, Vetter von dem großen Reiſenden, und dieſem danke ich eine der ſchönſten Stunden meines jetzigen Trauerlebens; denn er erzählte mir, daß er gerade aus Afrika komme, wohin er mit den zwei Schiffen ging, welche von der philanthropiſchen Geſellſchaft in London ausgerüſtet wurden, um den Sklavenhandel auf einer andern Seite zu unterbrechen als durch Vorſtellungen bei dem Parlament. Die Geſellſchaft legte 150 Millionen Sterling (!) zuſammen und ſchickte Handwerksleute, Künſtler, Aerzte, Maler und Theologen mit allen Werkzeugen und Materialien hin, wodurch man die Afrikaner in alle dem unterrichten konnte, wofür ſie ſich unter einander verkaufen, und ihnen ſo den Beweis geben, daß ſie alle die europäiſchen Kunſtprodukte ſich ſelbſt ſchaffen und ſo leichter genießen können. Cook iſt mit Malern und Phyſikern bis an die Quelle des Fluſſes Siera Leona hinauf und ſagt, Afrika habe Gegenden, deren Schönheit alles überträfe, was man noch ſah. — Adieu, Wieland!

Adio dolce memorie degli tempi passati!

Matthiſſon iſt mit einer reichen jungen Dame verheirathet und wird bei Bonſtetten den Winter leben.

Offenbach, 18. April 1795.

— Sagen Sie mir, würde es Sie freuen, der Madame de Staël, Tochter von Necker, réflexions sur la paix zu leſen, welche ſie neben dem Stricken ſchrieb

Digitized by Google

und Pitt und der franzöſiſchen Nation dedicirte? Und ſoll ich Ihnen Zulma mittheilen, Fragment eines ſehr intereſſanten Werkes von eben dieſer außerordentlichen Frau? Da ſie „über den Einfluß der Leidenſchaften auf unſer Glück“ ſchreiben wollte, machte ſie natürlich den Verſuch zuerſt mit dem Artikel Liebe, und Zulma erſchien. Ich bekenne, mich freut, die Werke von Vater, Mutter und Tochter Necker zu beſitzen und alle drei perſönlich zu kennen, zu Friedrich des Einzigen Zeit gelebt zu haben und Friedrich Stadion, Wieland und Großſchlag geſehen und gehört zu haben, weil ſie mir Maßſtäbe ſind. — —

(Ich breche hier dieſe Briefe ab, deren noch manche ſind. Wieland hat die La Roche ſpäter nach Weimar eingeladen, und ich glaube ſie 1798 in Osmanſtädt geſehen zu haben, wo der Dame gewiß nicht eingefallen iſt, daß der wilde Bube, der damals ſogenannte Himmelsſchlüſſelchen zu einer Art Hausthee ſuchen und zupfen half, einſt nach faſt ſechzig Jahren aus ihren Briefen an Wieland beſcheidene Auszüge machen würde.

K. W. Böttiger.)

2. Frau von Staël an Wieland. *

Ce 31. Mai. Berlin.

Oui, mon cher Vielande, me voilà à Berlin au milieu du tumulte de la société, mais portant au fond du coeur le regret de la douce vie de Veimar. On me reçoit ici parfaitement bien, mais on n'a pas le temps de s'y voir et de s'y connoître, et la séparation complète de deux sociétés, celle de la cour et celle des savans, donne à la première une frivolité quelquefois assez fatiguante. On y parle français, on y fait des calembourgs français, et moi, qui n'entends pas l'allemand, j'ai presque regret à votre humeur en parlant français (?), tant je suis convaincue, que l'Allemagne ne peut rien gagner à imiter notre grace parisienne.

J'ai vu les savans: Fichte, Ancillon, Spalding et Schlegel sont ceux qui m'ont intéressée davantage. J'ai mis dans le même chambre Schlegel et Kotzebue, comme il convient à une étrangère qui ignore les querelles, et j'ai dit à Schlegel, pour qui je me sens du faible, qu'il ferait du tort non pas à Vous, mais à lui-même, s'il attaquoit les noms littéraires de l'Allemagne les plus connues de l'Europe. Je regrette ce temps ou il n'y avoit que de l'émulation parmi les savans et les hommes de lettre en Allemagne. Encore une fois, il faut être Français pour se dire des injures; il faut être du pays, où tout s'oublie.

Je ne puis rien faire ici que lire l'Allemand avec Schlegel, qui a bien voulu accepter la place de mon maître. Les traductions, les études, tout se perd au milieu de quatre invitations par jour. On m'assure cependant que le mois d'Avril sera plus paisible, et ce qui me console c'est le mois de Juin, que nous passerons ensemble sous les beaux ombrages de Veimar. Dites moi, que Vous m'aimez encore et que Vous protégerez ma vie toujours de vos voeux et de votre amitié. J'ai écrit a Votre séduisante Duchesse, comme vous l'appellez, et notre amie Mlle. de Goechhausen a eu trois fois de mes nouvelles avec injonction de Vous parler de moi. L'a-t-elle fait? Je n'ai point encore écrit à Goethe que Vous appellez mon favori, sans Vous souvenir qu'étant plus capable d'aimer que lui vous devez inspirer un retour plus sensible. — Adieu, adieu; donnez moi Votre benediction poëtique; elle vaut mieux que celle des capucins et des idéalistes. Adieu!

N. de Staël.

---

* Aus einem Brief meines Vaters an einen Dresdner Freund, noch von Weimar, ziehe ich folgende, Frau von Staël betreffende Stelle aus:

„Allerdings wird Fr. v. Staël auf ihrer Rückreiſe von Berlin hieher auch einige Tage Dresdens Natur- und Kunſtſchätzen huldigen. Es ſcheint in ihrem Plan zu liegen, das deutſche Florenz nicht unbegrüßt zu laſſen, da ſie über Deutſchlands Literatur und Cultur ein Werk ſchreibt, wobei ſie ganz ihren eigenen Augen trauen möchte. — In Berlin iſt ſie bis jetzt von der königlichen Familie und allem, was dort marquirt, mit ungewöhnlicher Aufmerkſamkeit behandelt worden, und ein Brief, den ſie von Joſeph Bonaparte an den franzöſiſchen Geſandten Laforeſt mitbrachte, widerlegte auf's kräftigſte alles Vaſengeſchwätz über ihre Verbannung.“

„Die Königin ſagte ihr bei der erſten Unterredung: «J'espère, Madame, que vous nous croyez de trop bon goût, pour n'être pas flatté de votre arrivée à Berlin. Il-y-a bien longtemps que je Vous ai admirée, et j'ai été impatiente de faire votre connoissance.» Nur in Leipzig ſcheint man ſie hie und da mißverſtanden zu haben. — — Meine Verbindung mit ihr entſprang bloß daher, daß ich ihrem älteſten Sohn, einem trefflichen Knaben von 13 Jahren, die Alceſte von Euripides erklärte. Ich habe ſie oft geſprochen und immer habe ich ſie ohne alle Coquetterie des Witzes, unbeſchreiblich geiſtreich, bei der feinſten Weiblichkeit ſehr gelehrt und bei der vielſeitigſten Menſchen- und Weltkenntniß unbefangen und wahr gefunden.“

K. W. Böttiger in Erlangen.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Zeitungsſtempel. — Kreuzerblätter. — Die Zeitungen. — Kaffeeſieder und Kaffeeſchenken. — Engliſche Reiter auf der Bühne. — Das ſchottiſche Glockenſpiel.

Die bevorſtehende Einführung des Zeitungsſtempels, welche jetzt für eine ausgemachte Sache gilt, erregt gewaltiges Zetergeſchrei. Man erklärt ſie für eine feindſelige Maßregel gegen den Beſtand der geſammten Tagespreſſe; wie einige meinen, richtet ſich der Streich aber nur gegen die ſogenannten Kreuzerblätter. Was iſt ein Kreuzerblatt? höre ich fragen. Die Antwort iſt leicht gegeben: das Kreuzerblatt iſt eine Zeitung, die vom Tagesverkauf lebt. Sie hat keine, oder wenigſtens ſo gut wie keine ſtändigen Abnehmer gegen Vorausbezahlung für gemeſſene Friſten. Die Kreuzerblätter, deren mehrere beſtehen, liefern dem gemeinen Mann das tägliche Brod für den Geiſt; ihr Abſatz dürfte ſich in runder Summe auf tägliche 40,000 Abdrücke belaufen, wovon die Hälfte allein auf die Morgenpoſt fällt. Die eigentliche Lockſpeiſe, womit dieſe Blätter ihre Leſer ködern, iſt der Roman, der ſich immer durch viele Nummern hinzieht und, ſobald er ſich dem Schluſſe nähert, einen Theil des ihm beſtimmten Raumes dem Anfange ſeines Nachfolgers abtritt, ſo daß die Leſer ſtets in der Begierde nach einer Fortſetzung erhalten werden. Ueber dieſe Romane iſt ſchon mancherlei geſagt worden; ſie ſind im ganzen die letzten Ausläufer der Schule von Eugen Sue und Felix Pyat, deren oberſter Grundſatz bekanntlich lautet, daß alle Biederkeit ſich in das Herz des armen Mannes zurückgezogen, und jeder, der Handſchuhe trägt, ein Taugenichts ſey. Die Aufgabe des Dichters in den Romanen für Leute von beſchränkter Bildung und mit ſchwieligen Händen beſteht vorzüglich darin, den Hofſchranzen der Gemeinheit zu ſpielen, ſchlechte Leidenſchaften zu nähren und dummen Vorurtheilen zu ſchmeicheln. Wenn ich etwas zu befehlen hätte, ich würde die Herrn ohne weiteres gewähren laſſen, um die heilloſe Wirthſchaft durch ihre eigenen Uebertreibungen zu Grunde zu richten; die ſchlechten Romane haben ſich nur darum ſo lange gehalten, weil ihnen in neueſter Zeit engere Grenzen geſteckt wurden. Ob der Stempelkreuzer ſie umbringen wird, müſſen wir erſt ſehen; ich hege meine gelinden Zweifel. Allerdings wird ein Kreuzerblatt fortan zwei Kreuzer koſten, aber es bleibt darum doch das wohlfeilſte aller Blätter, da ja auch die andern Zeitungen genöthigt ſeyn werden, ihren Preis zu erhöhen. Wenigſtens ſehe ich nicht ein, wie ein Blatt, das bisher jährlich acht bis zwölf Gulden koſtete, dafür auch noch den Stempel beſtreiten könnte, der im Jahr etwas über fünf Gulden (für dreihundert und etliche Nummern) betragen wird. Meiner Muthmaßung nach wird ſich die Zahl der Abnehmer bloß in der erſten Zeit verringern, um mindeſtens bei den großen Blättern bald wieder zur gewohnten Höhe zu ſteigen; doch könnten möglicherweiſe einige davon während der Uebergangszeit den Boden unter den Füßen verlieren, da ſie ohnehin mit ſchwerer Mühe ihr Daſeyn friſten und kaum im Stande ſeyn dürften, einen auch nur vorübergehenden Verluſt zu überdauern. Wir beſitzen ihrer genug, um ein paar davon miſſen zu können. An großen Blättern haben wir: die amtliche Wiener Zeitung, die öſterreichiſche Zeitung, die Preſſe, die oſtdeutſche Poſt, den Wanderer und den öſterreichiſchen Volksfreund. Der amtlichen Zeitung des Reichs wird der Stempel wohl nichts anhaben und ſie ſchwerlich genöthigt ſeyn, ihren Preis zu erhöhen, der ohnehin jenen der andern Zeitungen bei weitem überſteigt. Vielleicht gereicht es ihr zum Vortheil, wenn der bisherige Unterſchied im Preiſe ſich einigermaßen ausgleicht. Der Verlag der Wiener Zeitung wird dem Vernehmen nach aus dem hundertjährigen Beſitz der Ghelenſchen Erben in andere Hände übergehen. Dieſe Ghelenſchen Erben haben durch den Umſchwung der Dinge ſchwere Verluſte erlitten. Bis zum Jahr 1848 erfreute ſich die Wiener Zeitung eines einträglichen Monopols; bezahlte Anzeigen mußten ihr zugewendet werden, und nebſt dem Inſeratenzwang hatte ſie den Vortheil, außer dem öſterreichiſchen Beobachter das einzige politiſche Blatt der Hauptſtadt zu ſeyn. Vor dreißig Jahren hatte man in Wien nur den Beobachter, welcher Politik trieb, und die Wiener Zeitung, welche die Nachrichten des Beobachters um vierundzwanzig Stunden ſpäter brachte und im übrigen mit Anzeigen gefüllt war, die oft ein halbes Dutzend oder auch ein volles Dutzend von löſchpapierenen Beilagen erheiſchten. Das ſchöngeiſtige Bedürfniß deckte hauptſächlich Bäuerles Theaterzeitung, die noch glänzendere Geſchäfte machte als die Wiener Zeitung ſelbſt. Ihr Inhalt drehte ſich, dem Titel entſprechend, vorzugsweiſe um das Theater, das in jenen kindlichen Tagen die wichtigſte Angelegenheit des öffentlichen Lebens war. — Die öſterreichiſche Zeitung iſt das Blatt, welches ſeine Eingebungen vom Finanzminiſterium erhält. Eduard Warrens, der ſie gegründet und dann verkauft hatte, iſt vor einiger Zeit wieder als Mitarbeiter eingetreten. Er iſt ein Zeitſchriftſteller erſten Ranges, wie auch derjenige anerkennen muß, der nicht in allen Stücken mit ſeinen Anſichten einverſtanden iſt. Allgemein war ſein längeres Verſtummen beklagt worden, und ſeinen Wiedereintritt in die Rennbahn hat man freudig begrüßt. Die öſterreichiſche Zeitung iſt die Fortſetzung

des öſterreichiſchen Lloyd, der unterdrückt worden war, weil Warrens durch ſeine ſcharfen Aeußerungen gegen die ruſſiſche Politik Anſtoß erregt hatte; nachdem die Grundſätze, welche er zu früh vertreten, in entſcheidenden Kreiſen zur Geltung gekommen waren, erhielt er die begehrte Ermächtigung, zum Erſatz für den eingegangenen Lloyd die öſterreichiſche Zeitung zu gründen, die er dann weggab, weil ihn anderweitige Beſchäftigungen abzogen. — Die Preſſe iſt das Blatt, welches die meiſten Leſer zählt und in volkswirthſchaftlichen Fragen eine entſcheidende Stimme führt. Sie hat eine ſeltſam eigenthümliche Geſchichte; gegründet im Jahr 1848, wo ſie der ſinnverwirrten öffentlichen Meinung entgegen trat, wie ein beſonnener Mann einem erhitzten Trunkenbold, gerieth ſie ſpäter mit der Regierung in ernſtliche Händel, verließ den im Belagerungszuſtand befindlichen Bezirk von Wien, erſchien in Brünn und wurde zu Ende des Jahrs 1850 ganz unterdrückt. Bald darauf machte der Herausgeber ſeinen Frieden mit der Regierung; die Preſſe durfte wieder erſcheinen und ſeitdem iſt ſie zu einer Verbreitung gelangt, die bisher in Oeſterreich noch nicht erhört geweſen. Seit mehreren Jahren ſchon hält ſich der Abſatz wechſelnd zwiſchen 18—22,000. Die Einnahme für Anzeigen iſt ſehr bedeutend. — Die oſtdeutſche Poſt ſteht in gutem Anſehen, ſoll aber nicht über 4000 Abdrücke abſetzen. — Der Wanderer, einſt ſehr beliebt, iſt ſtark herunter gekommen. — Der öſterreichiſche Volksfreund, erſt im zweiten Jahrgange erſcheinend, iſt das Blatt der katholiſchen Partei und wird von den andern Blättern ſtark angefeindet. In Wien ſelbſt erreicht ſein Abſatz nicht ganz tauſend Abdrücke, aber in den Kronländern wird er viel geleſen, beſonders ſeitdem die Preſſe durch ihre Polemik mit ihm ſich zum Anzeigeblatt für ihn gemacht hat. Natürlich gehe ich auf die Einzelheiten dieſes oder irgend eines andern Streites nicht ein; doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein heftiger Federkrieg zwiſchen Warrens und dem Herausgeber der Preſſe im Verlaufe dieſes Sommers ſich zu der Bedeutung einer „Frage“ erhoben hatte. Die Frage iſt übrigens ungelöst eingeſchlafen. — Zwiſchen den Zeitungen und der Tagesliteratur für den gemeinen Mann ſtehen noch einige Blätter mitten inne, vor allen das Fremdenblatt, das allen Tratſch und Klatſch bringt und ſich deßhalb einer großen Beliebtheit innerhalb des Weichbildes erfreut. Sein Abſatz beträgt 10,000. Welchen Einfluß es übt, erſehen wir ſchon aus der Art ſeiner Anzeigen; Heirathsanträge, Ankündigungen von kleinen Gewerbsleuten, Volksſängern u. ſ. w. finden ſich hauptſächlich im Fremdenblatt. Zu dieſer Mittelklaſſe der Tagesliteratur gehören auch Bäuerles Theaterzeitung und Saphirs Humoriſt, deren Fortbeſtand durch den Stempel ernſtlich bedroht ſcheint.

„Das Mittel“ der Kaffeeſieder (der Innungsvorſtand) hat bereits den gemeinſamen Beſchluß der Zunftgenoſſen veranlaßt, nach Einführung des Stempels, welcher auch die auswärtigen Blätter um fünf Gulden jährlich vertheuern wird, von dieſen nur noch die drei unentbehrlichſten aufzulegen. Dieſe drei unentbehrlichen ſind: die (Augsburger) Allgemeine Zeitung, die (Münchener) Fliegenden Blätter, die (Leipziger) Illuſtrirte Zeitung. Die Allgemeine iſt die Zeitung, welche man unter allen Umſtänden überall leſen muß, ſelbſt in Neapel, wo ſie theurer zu ſtehen kommt als der Mittagstiſch, wenn nicht vielleicht in unſern Tagen der Preis ermäßigt worden; ich weiß die liebe Zeit, wo ſie am Fuße des Veſuv auf 300 fl. zu ſtehen kam. Die andern zwei genannten Zeitſchriften ſind Bilderbücher für große Kinder. — Die Preſſe wird, wie ich ſo eben höre, ihren Preis nur um zwei Gulden, alſo auf zehn Gulden erhöhen, dafür aber ihr Abendblatt eingehen laſſen. Durch das Eingehen des Abendblattes erſpart ſie 30,000 fl., die Preiserhöhung wird 40,000 fl. einbringen und ſomit die Einbuße ſich auf 30,000 ſtellen, welche der Herausgeber tragen will, weil er darauf rechnet, gegen die bisherigen Kreuzerblätter das Feld zu halten und ſich allmählig durch den Zuwachs von Abnehmern entſchädigt zu ſehen.

Ich habe oben von den Kaffeeſiedern geredet. Sie bilden eine Innung, wie denn überhaupt die meiſten bürgerlichen Geſchäfte zu Wien dem Zunftzwange unterliegen. Die Zuckerbäcker z. B. bilden drei verſchiedene Zünfte, die als Zuckerbäcker, Mandoletti und Kuchenbäcker ſcharf begrenzte Befugniſſe ausüben. Der Zuckerbäcker verabreicht nebſt ſeinem Gebäck auch Gefrorenes, doch darf er weder Kaffee noch Chocolate ausſchenken; der Mandoletti darf kein Gefrorenes, der Kuchenbäcker keine feinen Torten geben und gewiſſe Arten von Zuckerwerk nicht bereiten. Der Kaffeeſieder verabreicht außer Kaffee und Thee auch noch Gefrorenes, Mandelmilch, Limonade, Punſch, Chocolate, Bavaroiſe, unter welchem letzteren Naß nicht etwa bayeriſches Bier zu verſtehen iſt, ſondern ein weichliches Gemiſch von Milch und andern ſanftmüthigen Stoffen, die an nichts weniger erinnern als an die mannhaften Herzſtärkungen der an Korn und Weiden reichen Bavaria. Im Kaffeehauſe werden außer dem Billard auch alle andern nicht verbotenen Spiele geſpielt. In der Surrogatkaffeeſchenke dagegen darf nichts verzehrt werden, als Kaffee und die Erzeugniſſe der Kuchenbäckerei. Jedes Spiel ohne Ausnahme iſt dort (wie auch in den Branntweinſchenken) unterſagt. Auf dem Schilde müſſen die Worte Surrogat und Schank angebracht ſeyn. Das erſtere dieſer zwei Worte iſt gewöhnlich ſo verſchämt eingeflickt, daß man es leicht überſieht, und — was das beſte dabei — auch das, wovon es ſpricht, iſt zuweilen nicht zu finden. Es gibt viele Kaffeehäuſer, worin man einen ſchändlich verfälſchten Kaffee, die Taſſe zu neun Kreuzer, bekommt, während man in manchem Kaffeeſchank für drei Kreuzer einen vortrefflichen Mokka trinkt, ſo daß man ſchier glauben möchte, die Luſt am Fälſchen verleite den Wirth, die Cichorie zu unterſchlagen, welche ſein Schild verheißt. Wegen ſolcher Fälſchung ſoll die bekannte Kaffeeroſel einmal vor dem Mittel der Kaffeeſieder verklagt worden ſeyn,

Digitized by Google

dieſes aber die Antwort ertheilt haben, man werde gegen die Gewerbeſtörung einſchreiten, ſobald die Kaffeeſieder ihrerſeits das ſchwarze Waſſer der Weisheit zu verſälſchen aufgehört. Ich gebe das Geſchichtchen ohne es zu verbürgen, beſonders in Betreff des zweiten Theiles.

Die ſtattlichſte unſerer Vorſtadtbühnen, das Theater an der Wien, macht es wie ein Handwerker, der, weil es ihm an Beſchäftigung in ſeinem Fache fehlt, einſtweilen Steine klopft oder Holz hackt; ſie gibt ſich zur Kunſtreiterbude her. Eine Bande von Pferden mit einigen dazu gehörigen Leuten ſtellt Abend für Abend eine Pantomime dar, „die Räuber in den Abruzzen“ geheißen. Der Titel gibt ſelbſt der ſchläfrigſten Einbildungskraft die Inhaltsanzeige. Der Fra Diavolo und ſeine Geſellen, die junge Dame, in welche er ſich verliebt, der Bräutigam, die Entführung, die Rettung durch Liſt und Gewalt, Roßgetrampel, Säbelklirren und verbranntes Pulver in Maſſe verſtehen ſich von ſelber. Der Zuſchauer erhält nicht mehr, als was ſich von ſelber verſteht. Die Pferde machen ihre Sache vortrefflich. Im Zwiſchenakt wird uns auch von den menſchlichen Mitgliedern eine ergötzliche Leiſtung geboten, „das ſchottiſche Glockenſpiel.“ Sechs oder ſieben Bürſchlein von zwölf bis zwanzig Jahren in bergſchottiſcher Tracht, hinter einer langen Tafel orgelpfeifenmäßig aufgeſtellt, haben jeder eine Anzahl von Glasſchellen verſchiedener Größe vor ſich, durch welche ſie unter Leitung eines bärtigen Mannes eine Melodie hervorbringen. Da ſie ſehr rein, richtig und taktmäßig ſchlagen, machen die behenden Griffe, womit ſie nach jedem Schlage ihre Glocken wechſeln, einen ergötzlichen Eindruck. Das Ding hört ſich gut an und ſieht allerliebſt aus.

Carlsruhe, September.

(Schluß.)

Das Hoftheater.

Es müßte die Leitung eines Theaters keinen Charakter haben, wenn er nicht im Laufe von vier Jahren beſtimmt ſich ausdrückte. Die Reſultate derſelben liegen vor, und wenn ſie auch noch nicht zum Ausbau eines Werkes, ſo dürften ſie doch dazu genügen, ein Urtheil darüber vor dem Vorwurfe der Voreiligkeit zu bewahren. Es wird ſelbſt Pflicht, es zur Oeffentlichkeit zu bringen und Rechenſchaft zu geben von einer Kunſtanſtalt, deren Wirken, gilt es auch gleich dem Spiele, doch ein ernſtes iſt.

Wer nicht in das Getriebe hinter die Couliſſen blickt, kann eine Direktion nur aus ihren Werken erkennen und beurtheilen. Eine Kunſtanſtalt, und ob ſie eine ſolche iſt, wird ſich bekunden durch das, was ſie gibt und wie ſie es gibt. Das Repertoire iſt der Ausdruck deſſen, was ihr das Theater iſt und was es dem Publikum ſeyn ſoll, die Art der Darſtellung aber der Beweis ihres techniſchen Geſchicks. Das erſte iſt die Poeſie des Theaters, letzteres ſeine Kunſt. Beide müſſen ſich vereinen, die Idee und die Geſtaltung, um ein Kunſtwerk zu Stande zu bringen. Aber ein Theater kann nicht und darf nicht nur Treffliches geben. Seine Aufgabe iſt eine doppelte. Da iſt vor Allem der poetiſche Schatz aller Zeiten, der, von keinem wandelnden Geſchmacke mehr abhängig, als Vorbild, als Beſitz, als geſchichtliches Denkmal allen Zeiten erhalten bleibt. Dieß iſt, wenn das Theater der Kunſt dienen und nicht nur ein Verein zur Unterhaltung ſeyn will, das Grundkapital ſeiner Betriebsthätigkeit. Dann iſt es aber auch der Ausdruck ſeiner Zeit, das ſchaffende Element im Gebiete der dramatiſchen Poeſie und ein Abbild ihres Zuſtandes. Dieſen uns zu veranſchaulichen, iſt ſeine weitere Aufgabe, und nicht die leichtere. Der Drang nach Neuem hat ſeine Berechtigung. Hier bleibt es dem Urtheile des Bühnenleiters anheimgegeben, das Hervorragende in neuen Richtungen und Erzeugniſſen vorzuführen, welches geeignet iſt, den Zuſtand zu bezeichnen, wenn auch nicht zum Genuſſe, doch zur Kritik. Geht man freilich vom rein thatſächlichen Standpunkte aus, ſo wird man verlangen, daß das Theater als ein Bedürfniß ſich ſelbſt erhalte. Um dahin zu gelangen, muß man das Verfahren der Stadttheater nachahmen und dem großen Publikum, welches das Theaterwirthshaus beſucht, vom Speiſezettel der Dramatik die Gerichte bringen, die es verlangt und die es bezahlt. Aber wenn die Kunſt nach Brod gehen mußte, iſt ſie auch meiſt daran erwürgt. Das Theater iſt ein Künſtler, aber es ſoll nicht nach Brod gehen; es iſt eine Anſtalt, um Kunſt zu üben und zu verbreiten; das Geſchäft der Mäcene war noch nie ſo einträglich, daß es auf Aktien gegründet wurde. Das iſt gerade der Sinn der Hoftheater. Deßhalb ſind ſie im Prinzip andere Anſtalten als die Stadttheater, und wenn ſie es nicht ſind, ſo ſinken ſie unter ihre Stellung herab. In Carlsruhe

Digitized by Google

iſt ein Hoftheater, welches ſchon durch ſeine Dotation der Sorge überhoben wird, für ſeine Kunſt ängſtlich nach Brod zu gehen.

An dem ganzen Wirken der Direktion erkennen wir, daß ſie dieſe Aufgabe mit Ernſt erfaßt und mit Beruf ausübt. Hiefür zeugt das Repertoire. Im Schauſpiele gibt die gediegene Richtung durchweg den Grundton, woran ſich die leichteren Erzeugniſſe anlehnen. Shakeſpeare, Goethe, Schiller, Leſſing, mit ihren Dichtungen keinem Wechſel der Zeiten mehr unterworfen, müſſen auch in den Augen und Herzen des Volkes lebendig erhalten werden. Auch in der Oper werden mit Vorliebe die Koryphäen einer vergangenen Zeit vorgeführt: Mozart, der immer willkommene, neben ihm Weber, Gretry, Mehul, Cherubini und Gluck, der wiedererweckte. Es blickt die feſte Ueberzeugung durch, daß dieſe die Träger des ewig Schönen ſind, und der feſte Wille, ihre Geltung nie durch Vernachläſſigung ſinken zu laſſen. Ihr häufiges Erſcheinen bekundet dieß, eben ſo ſehr aber die Form, in der ſie auftreten, die Liebe, die bei ihrem Studium verweilt, die Sorgfalt, die ihnen das rechte Verſtändniß ſichern und die friſche Begeiſterung jeder neuen Generation erwecken will. Die Löſung der andern Aufgabe des Theaters, der Ausdruck ſeiner Zeit zu ſeyn, wird von der Direktion redlich angeſtrebt. Das Neueſte, was ſich einen Ruf erworben, wird mit Auswahl vorgeführt. Wir jagen nicht nach allen Erzeugniſſen der Tagesmuſe, welche eine unterhaltungsbedürftige Logenreihe verlangen könnte. Am üppigen Wachsthume fehlt es nicht, nur an ſchmackhaften Früchten. Dennoch iſt hier die Regſamkeit zu gering. Das Publikum darf auch Kritik üben und verwerfen, und macht die Direktion nicht für die ſchlechten Dichtungen verantwortlich.

Es gehört auch zum Ausdruck und zur Richtung der Zeit, daß der vulgäre Theatergeſchmack das Schauſpiel meidet und Opern verlangt, in demſelben Drange, mit welchem die Menge der aufmarſchirenden Parade nachzieht. Auch in Carlsruhe überwiegt die Oper. Nach den eigenen Neigungen, nach Beruf und Bildungsgang des Direktors ſollte man dieß kaum erwarten. Es mag deßhalb in beſondern Verhältniſſen begründet ſeyn. Unter den Opern iſt aber es faſt ausſchließlich die eine Gattung der großen, der Heldenoper, welche das Repertoire bildet. Die leichte franzöſiſche Oper, die deutſche Spieloper ſind faſt verbannt, ein einziger Auber, Flotows Martha, Lorzings Zaar erſcheinen faſt allein als Repräſentanten dieſer Gattung. Die erſtere Gattung verlangt einen Pomp der Ausſtattung, der einerſeits beſticht, andererſeits, wenn er einmal aufgewendet iſt, auch oft vor die Lampen treten will; eine gleiche Befriedigung fordern allſeitig darangeſetzte Mühe und Fleiß, die nicht wie ein Feuerwerk in einmaligem Verpuffen aufgehen wollen. So iſt die Oper, einmal einſtudirt, ſtets fertig und ſtets willkommen, während das Schauſpiel mehr Abwechslung verlangt. Darum beherrſcht jene wie durch eine vis major das Haus, daß ſie es aber thut, daß ſie es vielleicht gegen den Willen der Direktion thun kann, hat ſeinen Grund lediglich darin, daß nicht eine genügende Zahl von Schauſpielen fertig, daß das Repertoire in dieſer Richtung zu lückenhaft iſt. Wir kommen dadurch auf die weiteren Eigenthümlichkeiten der Direktion zu ſprechen.

Sie hat nämlich die Erbſchaft des alten Theaters, in die ſie eingeſetzt worden, nur mit Vorſicht angetreten. Sie hat das beſtehende Repertoire nicht übernommen und auf deſſen Grund fortgebaut, ſondern ſich die Aufgabe geſtellt, eine neue Schöpfung aus ſich zu beginnen. Sie hat ſich damit in eine ſtolze, aber ſchwierige Lage verſetzt. Liegt ja doch gerade in der Fortſetzung und Benutzung ſchon begonnener Wirkungen, in der Zugabe von Kraft zu Kraft, in der phyſiſchen wie in der geiſtigen Welt das Geheimniß großer Wirkungen. Wie manche Kalkſchichten nicht ſo majeſtätiſch über ganze Gebirgszüge emporragen könnten, wenn ſie nicht auf den granitenen Häuptern auflagern dürften, ſo ruht die ganze Civiliſation, und wenn ſie culminirt, auf den Stufen, die bis zur Baſis der Pyramide hinabführen. Eines Menſchen Leben iſt zu kurz, um ein Ganzes zu ſeyn und etwas Ganzes zu ſchaffen, wenn er das geſammelte Kapital ſeiner Vorfahren verſchmäht. Warum aber die Direktion auf dieſen Vortheil verzichtet, die Antwort auf dieſe Frage wird in der Art und Weiſe ihrer Darſtellungen liegen, auf welche wir nun näher eingehen.

Die Direktion — oder verbeſſern wir dieſe hier ungenaue Bezeichnung, hinter deren Wolke im neuen Kanzleiorganismus die Perſönlichkeit ſich verbergen ſoll — der Direktor ordnet jede Vorſtellung auf das genaueſte, im Ganzen wie in der kleinſten Einzelheit, nach ſeinen Anſichten und Abſichten an. Was vor die Lampen kommt, iſt ſein Werk. Er hält nichts für zu groß, daß er es nicht zu geſtalten unternähme, nichts für zu klein, daß er es nicht anzuordnen hätte. Er behandelt mit gleicher Sorgfalt jede Rolle, jeden Darſteller und ſein Spiel, wie Schnitt, Stoff und Farbe ſeines Kleides, Gang und Haltung jedes Statiſten, die Abgänge, Stellungen und Gruppirungen, die Anordnung der Dekorationen, die Tempi der Muſik. Es darf keine Schleife in das Haar, deren Farbe er nicht gebilligt, keine Schnalle auf einen Schuh, die er nicht gutgeheißen.

Das Einſtudiren eines Stückes beginnt mit dem Vorleſen deſſelben durch den Direktor. Darin erkenne ich ſeine größte Meiſterſchaft. In der Weiſe von Tieck führt er in Einem Guſſe das ganze Stück vor, mit ſo genau gezeichneter Charakteriſtik der Einzelrollen, ſo beſtimmt auseinander gehalten, mit ſolch techniſcher Vollendung, mit ſolch wirkſamer Entfaltung des dramatiſchen Effektes, ſo concentrirt und einheitlich, ſo entfernt von allen Störungen durch Aeußerlichkeiten und Unvollkommenheiten, daß ein lebendiges Kunſtwerk vor die Seele des entzückten Zuhörers tritt. Er gewährt dieſen Genuß zuweilen in freundlicher Weiſe auch einem gewählten Kreiſe von Verehrern.

Digitized by Google

So wie er nun das Drama in ſich gebildet hat, ſo ſucht er es auf der Bühne auch zu geſtalten, und ruht nicht, bis er ihm die entſprechende Form gegeben, und ſollte er ganze Dekaden von Proben daran wenden müſſen. Seit Devrients Direktion iſt kein Stück über die Bretter des neuen Hauſes gegangen, das nicht in dieſer genauen Weiſe einſtudirt worden wäre.

Wenn ein Theater ſein fertiges, ſeit langer Zeit erworbenes Repertoire hat, ſo mag die Kraft eines Mannes ausreichen, um die neuen Erzeugniſſe nach dieſem Plane einzuſtudiren und vorzuführen. Wo aber mit Nichts begonnen wird, und nun zu gleicher Zeit das Neue, wie alles gute und halbgute Alte, in deſſen Beſitz ein Repertoire ſeyn muß und will, beſchafft werden ſoll, wo die Vergangenheit wiederbelebt werden muß und die Gegenwart das erſte Recht verlangt, und das nicht allein im recitirenden Drama, ſondern zugleich in der Oper — eine ſolche Aufgabe bewältigt nicht Eines Mannes Kraft. Ars longa, vita brevis; er wird fertig ſeyn vor ſeinem Werke, und wenn er länger thatenfriſch bliebe, als die Natur die gewöhnliche Grenze ſteckt. Wer in hoher Stellung einem umfaſſenden Wirkungskreiſe vorſteht, muß mit ſeiner Kraft geizen bei jeder Arbeit, der ein Anderer gewachſen iſt. Die rechten Kräfte an richtiger Stelle verwenden, iſt die ächte Weisheit des Regierens. Dann bleibt der erſten Leitung der ihrer würdige Beruf. Ein Miniſter darf nicht Sekretär, ein Feldherr nicht Lieutenant und ein Direktor nicht Alles in Allem ſeyn wollen. Kommen nun zu dieſer langſamen Ergänzung des Repertoires noch die unvermeidlichen Störungen und Schwankungen, welche augenblicklich immer einen Theil deſſelben außer Wirkſamkeit ſetzen, ſo iſt das verfügbare Repertoire offenbar zu dürftig, die Abwechslung zu gering, die Wiederholung zu häufig.

In der Schilderung deſſen, was die Direktion bietet, mußten wir vorgreifend ſchon von der Art und Weiſe ſprechen, in welcher ſie es bringt. Dieſen Theil ihrer Thätigkeit, die Geſtaltung der Werke, werden wir noch näher zu bezeichnen haben. Hier tritt uns das fertige Prinzip entgegen: das Theater iſt eine aus den mannigfaltigſten Kräften zuſammengeſetzte Kunſtanſtalt, welche alle nach Einem Ziele hin arbeiten müſſen, welche, um dieß thun zu können, in einem gemeinſamen Willen aufgehen müſſen, der das Ziel beſtimmt: dieß iſt die Direktion. Für ſie iſt unumſchränkte Verfügung, um nicht zu ſagen Macht, nothwendig. Die Vertheilung der Rollen gebührt ihr ohne Widerrede. Kein Schauſpieler hat Rechte auf ein beſtimmtes Rollenfach; die Direktion vergibt jede einzelne Rolle nach ihrem Ermeſſen, und wirft, wenn es ihr gutdünkt, die luſtige Perſon in das Charakterfach oder die tragiſche Liebhaberin in die Soubrettenſchürze. Auch ſo wird die Rolle nur bedingtes Eigenthum; die Auffaſſung derſelben unterliegt der Genehmigung der Direktion, deren poetiſcher Conception der Darſteller ſich unbedingt zu fügen hat, und die techniſche Ausführung iſt bis in's Einzelne von ihrer meiſternden Kritik abhängig. Daß Anzüge, Gruppirungen ꝛc. nur nach ihrer Anordnung ausgeführt werden, wurde ſchon erwähnt. Die Technik, auf jeden Einzelnen angewendet, iſt beſonders in der Redeweiſe beaufſichtigt. Wir hören durchgängig verſtändliche, ſcharf markirte, ſorgfältige Rede, wir beobachten eine Gleichförmigkeit, welche ſich über das Ganze breitet, wir ſehen ein Zuſammenſpiel, welches treffliche Geſammtwirkungen hervorbringt, wir ſehen keine Stücke, wir ſehen ein Ganzes. Nehmen wir dazu noch die in harmoniſcher Conception ausgeführte äußere Ausſtattung, ſo empfinden wir eine Concentration und Einheit, wie ſie die Wiener Burg nicht mehr aufzuweiſen hat.

Doch wird ſich auch Niemand die Schatten dieſes Glanzes verhehlen können, die auch ich nicht verbergen darf. — Die Eigenthümlichkeit der Direktion duldet keine fremde Eigenthümlichkeit. In ſolch direktorialer Schöpfung iſt Selbſtſchaffen von Seiten des Mimen, ſtatt erwünſcht, ein Hinderniß; die prometheiſchen Gebilde paſſen nicht in Zeus Plane. Wo eine eigene Richtung beſteht, wird ſie erdrückt oder verſcheucht; hervorragende Kräfte ſtören die Einheit. Es herrſcht Gleichförmigkeit, aber die der Schule. Geſchmeidige Naturen ſind für ſolchen Bildner der erwünſchtere Stoff; Wachs iſt gefügiger als der plaſtiſche Marmor; aber die Aneignung und Wiedergabe fremder Auffaſſung iſt nicht der Maßſtab der darſtellenden Kunſt. Die Schule erzieht anſtändige Mittelmäßigkeiten und verdrängt wahre Künſtler. Wir kennen die Anſichten, welche Devrient in einer Abhandlung über Theaterſchulen aufgeſtellt hat. Am hieſigen Hoftheater hatte ſchon vor 40 Jahren „als erſter Verſuch, eine Nationalbühne zu gründen," kurze Zeit auf Rechnung der Theaterkaſſe eine ſolche beſtanden. Man kann dieß billigen; aber dann müſſen die Schüler aus der Schule in die Welt hinaus, und mit einem guten Schulſacke ausgerüſtet aus eigenen Mitteln ſchaffen lernen. Der Fehler iſt, wenn Schule und Ausführung zuſammenfallen und das Theater ſelbſt eine Schule ſeyn ſoll.

Die andere Seite der Geſtaltung, die Aeußerlichkeit, iſt, wie aus früheren Andeutungen ſchon hervorgeht, mit der genaueſten Sorgfalt behandelt. Bei jeder Kunſt, welche durch ihre Erſcheinung zu wirken hat, wäre es widerſinnig, das Aeußere zu vernachläſſigen. Die ſceniſche Technik verlangt dieſelbe Vollendung wie die rhetoriſche und mimiſche; ſie darf aber natürlich nur Mittel, nie Selbſtzweck ſeyn. Es erwächst daraus die Aufgabe, die Ausſtattung mit dem möglichſten Grade von hiſtoriſcher Richtigkeit und mit einem durch den Geſchmack veredelten Glanze zu geſtalten. Je unvermeidlicher der äußere Glanz auf der Scene wird, deſto mehr muß auf die Ausbildung der hiſtoriſchen Richtung gedrungen werden. Daß es an vielen Theatern nicht geſchieht, hat ſeinen Grund nur in der Unkenntniß der Regie; denn der richtige Schnitt eines Kleides iſt nicht theurer als der falſche, und die Wirklichkeit hat noch immer ſchönere Geſtalten geſchaffen als die Phantaſie.

Ehe noch auf die Theater ſo viel Geld verwendet

Digitized by Google

wurde, hatten ſich gewiſſe Trachten des Uebereinkommens gebildet. Der ganze Zeitraum zwiſchen Alterthum und Neuzeit im civiliſirten Europa war durch die ſogenannte ſpaniſche Tracht repräſentirt — Tricot, ſpaniſcher Mantel, Baret mit Feder, und für den Ritter im Felde der Harniſch. Wenn ein ſolches Uebereinkommen beſteht, ſo iſt es gut, und wenn wir zu wählen hätten zwiſchen der glänzenden Noth der jetzigen und dem ärmlichen Gewande der früheren dramatiſchen Kunſt, ſo könnten wir uns für die letztere entſcheiden. Da aber dieſe Wahl keiner Direktion jetzt mehr freiſteht, eben ſo wenig als einem Lande, ob es Eiſenbahnen bauen will, während es von ſolchen umgeben iſt, ſo iſt ihre Aufgabe, den Glanz mit der hiſtoriſchen Wahrheit zu verbinden. Dieſe Seite hat ſich am hieſigen Hoftheater unter der jetzigen Leitung vortheilhaft ausgebildet. Völker und Jahrhunderte grenzen ſich in ihren Trachten ſcharf von einander ab, und der Schauende gewöhnt ſich an die Anſchauung, daß bei hiſtoriſchen Stücken das Richtige auch immer das Schönſte iſt. So iſt unter Anderem das weiberrockähnliche lange Gewand der Ritter des Mittelalters den Spielenden wie dem Publikum bereits gerecht geworden. Wie aber nicht alles Natürliche auch Aufgabe der Kunſt ſeyn kann, ſo bedarf es auch auf der Bühne beim Geſchichtsgetreuen, das doch ſchließlich immer nur annähernd richtig iſt, eines läuternden Durchgangs durch den Schönheitsſinn des Künſtlers in Zuſammenſtellung der Farben, Formen, Ab- und Zugabe nach Individualitäten, Möglichkeiten u. dergl., weil ſonſt leicht Störungen, ſelbſt Lächerlichkeiten entſtehen; und ein Kritiker dürfte am Ende mit größerem Rechte geſchmackloſe indiſche Trachten in Jeſſonda tadeln als die Viſire der ſächſiſchen Ritter in Lohengrin.

Die Scenerie und Staffage, die unbewegliche wie die bewegliche, iſt bei der jetzigen Ausbildung der dramatiſchen Darſtellungen gleichfalls von der größten Wichtigkeit; von deren Anordnung hängt häufig das Schickſal ganzer Akte und ſomit ganzer Stücke ab. Die Scenerie ſoll nicht nur ein der Handlung angemeſſenes Bild uns vor Augen führen, ſie muß auch unmerklich den Gang der Handlung erleichtern und unterſtützen. Dieß erfordert einen Techniker von gutem Geſchmack. Noch größeres Verſtändniß verlangt der bewegliche Theil der Scenerie, Statiſten, Chöre, Volk. Wer das Wirken Devrients in dieſer Sphäre beobachtet, wird ihm hier eine ſeltene Meiſterſchaft zuerkennen. Das Unterbrechen der monotonen bretternen Ebene, das geſchickte Anbringen von Treppen, Terraſſen, Erhöhungen des Fonds der Bühne, oder ein Hinabſteigen in eine vertiefte Ferne bringen nicht geahnte Lebendigkeit und Wahrheit in die Scene. Er verſteht es aufs Trefflichſte, durch die ſceniſchen Hülfen und Beigaben, Hütten, Bäume, Geſträuche, durch das Aufſtellen und Verwenden ſtummer Perſonen und durch das Spiel derſelben dem Bilde eine maleriſche, ſelbſt poetiſche Haltung zu geben den Chor charakteriſtiſch zu beleben, und hauptſächlich, durch lebendige und maleriſche Verwendung der Maſſen Effekte zu erzielen, die ſonſt ſo leicht vom Tragiſchen in's Lächerliche umſchlagen. Die landſchaftlichen Bilder in Armida verbreiten einen romantiſchen Zauber, die Waldſcene im Sommernachtstraum feenhaften Duft, der Empfang zum Sängerkrieg im Tannhäuſer unter Begleitung der feſtlichen Muſik gibt allein ſchon den Charakter des ſo ſchlagfertigen als galanten Ritterthums, die Volksſcenen in Egmont, Julius Cäſar ſind voll Charakter und Leben, die Schlachten in Coriolan maleriſch, gedrungen, heldenhaft. Hier iſt die bis in's Kleinſte leitende Hand Nothwendigkeit, hier, wo der Einzelne, willenlos, nur durch Einfügung in ein fertiges Werk eine Bedeutung hat, wie ein Stein im Moſaik, hier iſt Dreſſur eines unermüdlichen Regiſſeurs ein dankenswerthes Geſchäft.

Alle dieſe rühmlichen Vorzüge ſind Devrients Werk. Die Weiſe ſeiner Stellung macht es ihm möglich, dieſe Thätigkeit nach allen Seiten ohne Hemmung zu entfalten. Als großherzoglicher Hoftheaterdirektor iſt er mit Staatsdienereigenſchaft und dem Gehalte eines Miniſterialpräſidenten penſionsfähig angeſtellt, iſt in ſeinem Berufskreiſe unabhängig und in ſeinem Wirken ſo gut als unbeſchränkt. Die techniſche Direktion ſteht zwar unter der Intendanz der Hofdomänen, einer Verwaltungsſtelle, durch deren Hand die Anſtellungen, Entlaſſungen, Anſchaffungen ꝛc. gehen, welche aber nur bezüglich der Oekonomie competent iſt; auch ſcheint nicht einmal ein genaues Budget vorgeſchrieben, und Uebertragungen auf kommende Jahre zuläſſig. So iſt dieſelbe nach oben kaum Jemanden außer dem höchſten Willen verantwortlich, und den Schauſpielern gegenüber ſind ihre Befugniſſe ſo ausgedehnt, daß ſogar eine ſtrenge Disciplinargewalt zur Unterſtützung derſelben in ihrer Hand ruht. Man hat mit Recht jene unhaltbaren Halbheiten vermieden, wo die techniſche Direktion, einer Hofſtelle untergeordnet, kaum weitere Befugniſſe hat als eine Regie. Mit gleicher Umſicht möge die andere Klippe umgangen werden, wo eine zu unumſchränkte Macht in den Händen der Direktion die ſelbſtſtändige Entwicklung der einzelnen Kräfte erſchwert.

So dürfen wir mit Vertrauen dem weiteren Fortſchritte unſeres Theaterweſens entgegenſehen. Die Phaſe, in die es ſeit vier Jahren getreten, ſchließt ſich an die gute Zeit des Theaters, an die Iffland'ſche und Schröder'ſche Periode an. Wenn dann auch ſie abgelaufen, ſo möge eine unparteiiſche Nachwelt ihr einen würdigen Platz zuerkennen im Gange des Hoftheaters zu Carlsruhe, und — glückt das Streben der jetzigen Leitung — in der Geſchichte des deutſchen Theaters.

Digitized by Google

London, September.

Die Briefe aus Indien.

Häuſer, die einſtürzen und in ihrem Falle ganze Familien begraben, Menſchen, die unter den Schutthaufen halb todt hervorgezogen werden, während die herbeigelaufene Menge mit zurückgehaltenem Athem dem Stöhnen und Aechzen der übrigen lebendig Begrabenen horcht — wer kümmert ſich heute um ſolche Tagesereigniſſe, wie ſie in London nur zu ſehr an der Tagesordnung ſind? Todes- und Unglücksfälle und überhaupt all die ſchrecklich intereſſanten Begebenheiten, welche wie Diamantenkörner in den Londoner Journalen zwiſchen den trockenen politiſchen Tagesereigniſſen und Diskuſſionen ſich durchziehen, haben ihren Reiz verloren. Mord-, Brand-, Raub- und Vergiftungsgeſchichten, Bankerottiren und Garottiren, früher das Entzücken der meiſten Leſer und das Glück des penny-a-liner's, werden überſprungen, um ſogleich zu dem weit intereſſanteren Stoffe, den Briefen aus Indien zu kommen, mit welchen jetzt alle Journale angefüllt ſind.

Was dieſe Briefe ganz beſonders intereſſant macht, iſt, daß ſie nicht mit der Ruhe und Bedächtigkeit geſchrieben ſind, wie die Paragraphen des Penny-a-liners, der die Details ſo viel als möglich ausſpinnt, um mit dem ausgemalten Entſetzen und der größeren Anzahl der Linien auch die Anzahl der ihm zukommenden Pfennige zu mehren, da jede Linie ihm einen Penny einträgt; nein, in den Briefen aus Indien finden ſich in der größten Kürze die gräßlichſten Umſtände zuſammengefaßt, welche je die Einbildungskraft eines Zeitungsſchreibers erſinnen konnte. Und welch ein Styl! Wie wahr, wie treffend, wie „graphiſch" ſind die Schilderungen, welche die Correſpondenten von dieſen Gräuelſcenen entwerfen! Man ſieht es dieſen Briefen auf den erſten Blick an, daß es keine bezahlten Correſpondenten ſind, keine Ruſſel'ſche Briefe aus der Krimm, noch weniger Briefe „von unſerem eigenen Correſpondenten." Sie alle, die Schreiber dieſer Briefe, haben »hairbreadth escapes« gehabt, d. h. um ein Haar wären ſie ſelbſt umgekommen. Sie haben ihre beſten Freunde auf die ſchrecklichſte Weiſe fallen ſehen, und ſie ſprechen von Brand, Mord, Sengen, Hängen, Brennen und Schänden mit einer Kälte, einer Ruhe, die zur Genüge zeigt, wie vertraut ſie in der letzten Zeit mit Scenen dieſer Art geworden. Und während ſie ſchreiben, ſind ſie noch immer von Todesgefahren umringt und haben den Grund und Boden, auf dem ſie ſtehen und ſchreiben, mit ihrem Leben zu vertheidigen. Am intereſſanteſten ſind offenbar die Briefe von Frauen. Die geübteſte Hand, der beſte Correſpondent der Times hätte ſolche Briefe nicht ſchreiben können, wie wir ſie jetzt zu Dutzenden, zu Hunderten in den Journalen finden. Man muß nämlich wiſſen, daß all die engliſchen Offiziere und Civilbeamten in Indien verheirathet ſind und mit ihren Frauen einen großen Haushalt von weiblichen Verwandten und weiblicher Bedienung nach Indien gebracht haben. Eine Anſtellung in den Dienſten der oſtindiſchen Compagnie, ſey es als Offizier oder als Civilbeamter, war eine gar treffliche Verſorgung, und all die jungen Leute, welche auch nur das kleinſte Amt in der Verwaltung oder eine Fähnrichsſtelle in der Armee erhielten, beeilten ſich, die Auserwählte entweder mitzunehmen oder nachkommen zu laſſen. Und dieſe Auserwählte hatte gewöhnlich Schweſtern oder Freundinnen, die in England nie zu einer anſtändigen Heirath hätten kommen können, und die alſo mit nach Indien genommen wurden, um in dieſem mit gut bezahlten Beamten und Offizieren geſegneten Lande ihr Glück zu verſuchen. Auch die jungen Offiziere und Beamten, die nichts als ihre ſogenannten großen „Connexionen" hatten, denen ſie ihre Anſtellung verdankten, nahmen ihrerſeits wieder den größten Theil ihrer weiblichen Verwandten mit nach Indien, auf daß ihnen dieſelben Connexionen zu gute kämen. Dieß erklärt, warum wir die Frauen und Kinder und Mädchen allenthalben in ſo überwiegender Anzahl an den Stationen zuſammengedrängt finden, und warum ſo viele Frauen, verhältnißmäßig mehr als Männer, als Opfer der gräßlichſten Grauſamkeiten gefallen ſind.

Von Frauen nun, wie geſagt, rühren die beſtgeſchriebenen Briefe her. Sie berichten über den Tod ihrer Freunde und Freundinnen, die ſie vor ihren Augen haben fallen ſehen, ſie ſprechen von ihrer eigenen an ein Wunder grenzenden Rettung, von ihren jetzigen Nöthen und Drangſalen, wie ſie zu Dutzenden in den engen Stationen, manchmal nur in einem Hauſe zuſammengedrängt, noch täglich neuen Gefahren preisgegeben ſind und jeden Augenblick ſich gefaßt halten müſſen, das Loos der gefallenen Freunde zu theilen. Sie ſchreiben an ihre Freunde oder die Freunde der Gefallenen im theuren alten »home,« in »old England,« das ſie nie hätten verlaſſen ſollen. Entweder haben die Regimenter ſich bereits empört und die meiſten Offiziere mit ihren Angehörigen ermordet, und die wenigen, die entkommen, haben ſich in den benachbarten Stationen flüchten müſſen. Welche Flucht, unter den gräßlichſten Gefahren, unter der brennenden Sonne! Und auf dieſer Strecke von manchmal mehr

Digitized

als fünfzig engliſchen Meilen müſſen ſie jeden Augenblick theure Freunde zurück laſſen, die den Drangſalen oder dem Feinde erliegen! Oder aber die Regimenter ſtehen jeden Augenblick im Begriff ſich zu empören und die Offiziere und Beamten mit ihren Frauen und Kindern haben ſich in eine Feſtung oder in ein Haus, das ſie in eine Feſtung verwandelt haben, flüchten müſſen, und in dieſem Falle ſpricht ſich in jeder Zeile, in jedem Wort die brennende Ungeduld aus, mit welcher die armen Frauen auf Erlöſung, auf die Ankunft europäiſcher Regimenter harren, um dem gräßlichen Looſe zu entgehen, dem ihre Gefährtinnen verfallen ſind. In vielen Fällen kommt die heiß erſehnte Hülfe zu ſpät, und in einer Note leſen wir, daß die Verfaſſerinnen dieſer Briefe bereits dem Schickſale erlegen ſind, das ſie in ſo beredten Ausdrücken geſchildert. Alle dieſe Briefe ſind natürlich geſchrieben, ohne daß die Schreiberin die mindeſte Ahnung hatte, daß ihre Briefe gleich denen „des eigenen Correſpondenten“ dem Publikum vorgelegt werden konnten. Weiß ſie doch im Augenblick, wo ſie ſchreibt, ſelbſt nicht, ob ihr Schreiben dem, an den es gerichtet iſt, vor Augen kommen wird, und ſehr oft ſind ſogar ihre eigenen Augen längſt geſchloſſen, wenn ihr Schreiben vor den Augen des Publikums entfaltet wird. Das Unglück iſt ſicherlich der beſte Lehrer eines guten, einfachen Styls. Ein einziges Wort, eine halbe Phraſe, wie z. B. wenn die Schreiberin, nachdem ſie in kurzen Worten das Schickſal ihrer dahingeſchiedenen Freundin geſchildert hat, plötzlich mit den Worten abbricht: »poor Charlotte!« wirkt oft wahrhaft erſchütternd. Eine andere Frau ſpricht vom Verluſt aller ihrer Habe, ihrer Freunde und Freundinnen, wie von etwas, das ſich von ſelbſt verſteht. Was ihr am meiſten Kummer macht, iſt, daß ſie mit ihren Freunden und ihren Koſtbarkeiten auch ihr Album und ihre Dagueroetypenſammlung verloren habe, ſo daß ihr von den verblichenen Freunden auch nicht die mindeſte Spur verbleibe, und ſie ſelbſt nichts vor Augen habe als die furchtbare Kataſtrophe, die mit einem mal ihrer ganzen Vergangenheit und allen ihren ſüßen Rückerinnerungen ein Ende gemacht. Wie ganz anders dagegen klingen wieder die Briefe der jungen hoffnungsvollen Männer, Offiziere und Civilbeamten, die mit einem mal ſich plötzlich in gemeine Soldaten umgewandelt ſehen, die für ihr Leben und das Leben derer, die mit ihnen übrig geblieben, tagtäglich die härteſten Kämpfe gegen einen hundert mal überlegenen Feind zu beſtehen haben! Wo ſie die Ueberhand behaupten, hängen ſie rechts und links, und in ihren Briefen iſt faſt von nichts anderem die Rede, und ſie ſprechen davon wie von einer gewöhnlichen, tagtäglichen Beſchäftigung, die ſie des lieben Brodes wegen, und um das nackte Leben zu friſten, betreiben müſſen. Ein junger Mann ſchreibt an ſeine in England zurückgelaſſene Braut, ſie werde ihm hoffentlich nicht gram werden, wenn ſie höre, daß er im wahren Sinne des Wortes in einen hangman (Henkersknecht) umgewandelt ſey. Und was da alles noch gehängt werden muß, in einem Lande von 200 Millionen Seelen, ehe daſſelbe zum Gehorſam zurückgeführt werden kann! Die ſchöne Menſchenbrut erſcheint einem ordentlich wie eine Brut von Ratten und Mäuſen, mit denen das Land überſchwemmt iſt, und gegen die man eine Hetzjagd anzuſtellen im Begriffe ſteht. Bis jetzt haben allerdings dieſe Ratten und Mäuſe noch die Oberhand, und ſie erſcheinen noch als Menſchen, als kannibaliſche Menſchen, wenn man will, als Menſchen, die wie Aſiaten denken und handeln, aber immerhin als Menſchen. Aber wehe dieſen Menſchen, wenn ſie ihren ehemaligen Ueberwindern abermals unterliegen!

Ich darf wohl vorausſetzen, daß Ihnen die meiſten der barbariſchen Scenen, deren Schauplatz Indien geweſen und noch tagtäglich iſt, aus den Journalen bekannt iſt, daß Sie von den Hunderten von engliſchen Frauen gehört haben, die in öffentlicher Verſteigerung den Meiſtbietenden preisgegeben worden, um erſt der wilden Luſt und dann der noch wilderen Rache der Menge zu erliegen. Sie haben auch von den Müttern gehört, deren Kinder, der brennenden Sonnenhitze ausgeſetzt, vor Durſt umzukommen drohten; wie die Mütter dann verzweifelt ſich an die Soldaten wandten und ſie beſchworen, ihr eigenes Leben zu nehmen, aber ihren Kindern einen Trunk Waſſer zu verabreichen, damit ſie dieſelben nicht vor ihren Augen in den ſchrecklichen Qualen müßten umkommen ſehen; wie dann die Soldaten, ohne auf das Flehen der Mütter zu hören, und ohne den brennenden Durſt der Kinder zu ſtillen, die letzteren zuerſt vor den Augen der Mütter zu Tode ſchmetterten und dann die Mütter auf eine noch qualvollere Weiſe zu Tode folterten. Das alles und noch viel Gräßlicheres iſt Ihnen aus den Journalen bekannt

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 41.

Inhalt.

Shakespeare'sche Charaktere. Seite 961.
Ein französisches Dichterleben. (Schluß.) Seite 968.
Der arme Student. Nach W. Carleton. (Schluß.) Seite 973.
Literatur. Gedichte von Friedrich Hebbel. Gesammtausgabe, stark vermehrt und verbessert. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857. Seite 976.
Korrespondenz-Nachrichten.
London. (Schluß.) Seite 979. — Aus Holstein. Seite 981.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[55] Im unterzeichneten Verlage erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

DAS ALTE HAUS.

Erzählung von

Friedrich Gerstäcker.

8. broch. 1½ Thlr.

Narciss.

Ein Trauerspiel

von

A. E. Brachvogel.

Miniatur-Format, elegant broch. 24 Ngr.

Eleg. geb. mit Goldstempel und Goldschnitt

1 Rthlr. 2 Sgr.

Frei-Ex. 11 pro 10!!

Brachvogel's Narciss hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens einen **wahren Triumphzug** über die Bühnen Deutschlands und selbst schon des Auslandes gehalten!

Die Kritik hat dies Werk mit **seltener Einstimmigkeit als Produkt eines wahren Dichters von hervorragendster Genialität** anerkannt. Als solches bezeichneten es die National-Zeitung, die Spener'sche Zeitung, die Berl. Montagspost und viele andere hervorragenden Organe der Presse.

Für Leihbibliotheken

wird die **Anschaffung** beider Bücher von **grossem Erfolge** sein.

Leipzig. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

---

[57] So eben ist erschienen:

Undine. Eine Erzählung von Friedr. Baron de la Motte Fouqué. — Miniatur-Ausgabe. (10. Auflage 1857) mit Titelkupfer; geb. mit Goldschn. 1 Rthlr. Volksausgabe 8. geh. 15 Sgr. geb. mit Goldschn. 20 Sgr.

Diese liebliche Erzählung „das reizendste und tiefste Märchen, reinster Ausdruck romantischer Poesie", schildert die Natur der Nixen, wie sie in der Sagenwelt ruht, überaus anmuthig und hat dem Dichter namentlich die Gunst der Frauenwelt in hohem Grade erworben.

Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin.

In Unterzeichneter ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsche Mystiker

des

vierzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben von

Franz Pfeiffer.

Zweiter Band.

Meister Eckhart.

Erste Abtheilung.

44 Bogen gr. 8. geh. Preis Rthlr. 3. 15 Ngr.

Der Herausgeber bietet hier den Freunden mittelalterlicher Philosophie und Mystik, was er während achtzehn Jahren unablässigen Sammelns und Forschens von den Schriften Meister Eckhart's, der unstreitig zu den tiefsten Denkern aller Zeiten gehört, aus mehr als vierzig Handschriften erreichen konnte, in kritisch bearbeitetem Texte. Die hier in Eine Sammlung vereinigten Predigten, Tractate und Sprüche übersteigen an Umfang das bisher von Meister Eckhart bekannt gewordene mindestens ums dreifache, und nun erst wird sich die Lehre dieses hochfliegenden gewaltigen Geistes in ihrer ganzen Grösse darstellen lassen. Wie den Philosophen und Theologen vorzüglich der Inhalt, so wird die von einer seltenen Kraft und Meisterschaft zeugende Darstellung und Sprache den deutschen Philologen anziehen und fesseln.

Die zweite Abtheilung dieses Bandes mit litterarhistorischer Einleitung, Anmerkungen, Glossar und verschiedenen Zugaben und Anhängen wird in nicht zu langer Frist nachfolgen.

Leipzig, September 1857.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Finanzverwaltung

Frankreichs.

Von

Dr. Carl Ritter von Hock.

gr. 8. geh. Preis fl. 6. — oder Rthlr. 3. 15 Ngr.

Das vorliegende Werk ist, wie die Vorrede sagt, zunächst aus einem Auftrag des Freiherrn v. Bruck, als k. k. Finanzministers an den Hrn. Verfasser, Sectionschef im k. k. Finanzministerium, hervorgegangen, bei Veranlassung der Pariser Industrie-Ausstellung „über die dienstliche Stellung, den Wirkungskreis und den innern Organismus des französischen Finanzministeriums Notizen zu sammeln."

Der Auftrag ist in dem höhern Sinn aufgefaßt und durchgeführt, in welchem er gegeben wurde. Aus der Hand des Hrn. Verfassers ist nach jahrelanger Arbeit ein Werk hervorgegangen, wie es in dieser Art unsers Wissens keine Literatur besitzt. Es sind nicht mehr Notizen oder bloße Darstellungen einzelner Gebiete der Finanzverwaltung, sondern es ist vielmehr jene Aufgabe durch eine die gesammte Finanzverwaltung Frankreichs in einer bewundernswerth klaren und gründlichen Darstellung wiedergebende Arbeit gelöst, die in mehr als einer Hinsicht die vollste Theilnahme und den lebhaftesten Dank aller verdient, die, wir dürfen unbedenklich sagen in ganz Europa, sich mit den Finanzen irgendwie beschäftigen.

Es wird diese Arbeit nicht bloß in der Finanzwissenschaft überhaupt eine dauernd wichtige Stelle einnehmen, sondern wir dürfen auch gegenüber der französischen Literatur doppelt stolz darauf seyn, weil sie geleistet, was Frankreich, das Heimathland der sciences exactes, bisher nicht zu leisten vermocht hat.

Stuttgart und Augsburg, October 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Eduard Mörike.

Dritte vermehrte Auflage.

Miniatur-Ausgabe gebunden mit Goldschnitt

Preis fl. 3. 24 kr. oder Rthlr. 2. —

Nachdem sich das einstimmige Urtheil der Kritik über die ganz eigenthümliche Bedeutung von Mörike's Poesie durch die zunehmende Liebe des deutschen Publikums entschieden gerechtfertigt hat, enthalten wir uns hier jeder weiteren Charakteristik zu Empfehlung dieser neuen eleganten Ausgabe der Gedichte und bemerken nur, daß unter den neuen Zuthaten auch das liebliche Idyll vom „Thurmhahn" aufgenommen ist.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 41. 11. Oktober 1857.

Der volle, ganze Menſch hat immer zugleich etwas Ideales, etwas Wer- und Urbildliches, es kommt nur darauf an, ihn nicht ſtückweiſe, ſondern in ſeiner Ganzheit auch darzuſtellen, den innerſten Kern bloszulegen — Darum, weil man bei Shakeſpeares Charakteren in dieſen innerſten Kern, in dieſe unergründliche Tiefe ſo klar hineinſieht, ſcheinen ſie, wie Goethe ſagt, bloß natürliche Menſchen zu ſeyn, und ſind es doch nicht.

Uhlich

Shakeſpeareſche Charaktere.

Ich habe die Abſicht, eine beſtimmte Reihe Shakeſpeareſcher Charaktere in der Weiſe abzuzeichnen und zu entwickeln, daß ich je zwei derſelben zuſammenſtelle und das ideelle Verhältniß, in welchem der eine zum andern ſteht, zum Ausdruck bringe. Hiedurch glaube ich zur Würdigung des Geſtaltendichters Shakeſpeare und zur Vermittlung eines bewußten Genuſſes ſeiner Schöpfungen einen nicht unweſentlichen Beitrag liefern zu können, ſofern es mir gelingt, meine Anſchauungen für die Leſer, die ich mir denke und wünſche, anſchaulich und lebendig wiederzugeben.

Auf die Bühnendarſtellung werde ich mich nicht ausdrücklich beziehen, wenigſtens nur ausnahmsweiſe, obgleich ich den Grundſatz feſthalte, daß das dramatiſche Kunſtwerk erſt auf der Bühne wirklich wird und zum vollkommenen Genuß gelangt. Jene Bezugnahme würde mich überall zu weit führen, und ich darf es den Leſern überlaſſen, ſich an die Bühnendarſtellungen der im Folgenden charakteriſirten Geſtalten, ſofern ſie ſolche geſehen haben, vergleichend zu erinnern. — Daß ich mich dießmal vorzugsweiſe an ſolche Charaktere halte, die eine eingehende Beſprechung noch nicht gefunden haben, obſchon ſie nicht als Nebenfiguren gelten können, wird man nicht unangemeſſen finden, und es eben ſo billigen, daß ich eine Parallele weiblicher mit einer Parallele männlicher Geſtalten abwechſeln laſſe. Erſt zum Schluß werde ich einen männlichen und einen weiblichen Charakter, die demſelben Drama als Hauptperſonen angehören, neben einander behandeln, Antonius und Cleopatra, wobei ich hoffe, der Größe des gleichnamigen, bisher nach meiner Meinung viel zu wenig gewürdigten Stückes einigermaßen gerecht zu werden.

I. Portia und Helena.

Portia (Kaufmann von Venedig). Die Fabeln der Shakeſpeareſchen Stücke ſind im Allgemeinen das, was man „unwahrſcheinlich“ nennt. Dennoch läßt ſich nicht ſagen, daß dieſe Stücke, wie die gäng und gäbe kritiſche Redensart iſt, an Unwahrſcheinlichkeit „leiden.“ Jedermann geſteht zu, daß ein ſolches Leiden nicht empfunden und ausgeſprochen werden kann, wenn uns der Dichter von vornherein in die Sphäre des Wunderbaren verſetzt, in deren Dunſtkreiſe wir es ſofort

Digitized by Google

aufgeben, uns über irgend Etwas länger zu verwundern, als es der poetiſche Zauberer für gut hält, und gerade an der naiven, d. h. wunderlichen Auflöſung des Wunders, an jenen Wundererklärungen, welche die rationaliſtiſche Behandlung des Wunders in objektiver Weiſe, d. h. ohne die ausdrückliche Tendenz der Ironiſirung, ironiſiren, unſer Behagen haben. Nun iſt Shakeſpeare allerdings keineswegs ein Dichter des Wunders, und die naive oder romantiſche Befriedigung an dem „freien" Phantaſieſpiele entſpricht ſeiner poetiſchen Zeugungskraft eben ſo wenig, wie er ſich an die ernſthafte Ausgeſtaltung einer idealen Wirklichkeit hinzugeben vermag, innerhalb deren das äußerliche Wunder, welches ſich trotz des verſtandesgemäß möglichen Zuſammenhangs ereignet, eine ſymboliſche Bedeutung und in dieſer ſein Recht erhält. Er iſt mit andern Worten — wenn wir von der natürlich und künſtlich naiven Mährchendichtung abſehen — weder ein antiker noch ein romantiſcher Dichter, aber eben ſo wenig ein moderner in demjenigen Sinne, welcher den Anſpruch auf die durchgehende verſtandesgemäße Motivirung des geſchichtlichen Zuſammenhangs, auf eine pragmatiſch poetiſche Darſtellung, alſo auf die Wahrſcheinlichkeit der „Fabel" zuläßt oder einſchließt. Er iſt er ſelbſt, d. h. ſeine eigenthümliche Kunſt — ein Ausdruck, den man bei ihm mit einigem Widerſtreben anwendet, inſofern man dabei an künſtleriſches Ausformen denkt, der aber, wie in dem folgenden Vergleich, ſogar in dem Sinne eines magiſchen Vermögens anwendbar iſt — ſeine Kunſt beſteht darin, daß er die allerwirklichſte Wirklichkeit nicht getreu nachbildet, ſondern in die Luft ſpiegelt. Er läßt Geſtalten von nicht nur gewöhnlicher, ſondern auch ungewöhnlicher „Concretheit," in den Gaſſen und Winkeln wie von den Schaugerüſten des „Lebens" aufgegriffene Figuren in einem völlig durchſichtigen, abgegrenzten und abgehobenen Medium hervortreten, verkehren und ſich ſelbſt aufführen, um damit eine „Handlung" abzuſpinnen, welche ihr Erſcheinen motivirt oder ſie als bewußtloſe Schauſpieler erſcheinen läßt, alſo an ſich die Abgrenzung des poetiſchen „Feldes" iſt, auf welchem wir die der Wirklichkeit entnommenen Geſtalten ſich bewegen ſehen, oder den duftigen Hintergrund erzeugt, gegen den ſie ſich abheben.

Man könnte zwar ſagen, daß mit dieſem Bilde das Weſen des Humors überhaupt verſinnlicht ſey; aber es iſt eben die Eigenthümlichkeit Shakeſpeares, daß alle ſeine Dramen, auch die ernſteſten, ja in gewiſſer Beziehung dieſe vorzugsweiſe humoriſtiſchen Charakters ſind, daß in ihnen das erhabenſte und erſchütterndſte Pathos wie die gemeinſte Gemeinheitsoffenbarung eine leiſere oder ſtärkere humoriſtiſche Färbung haben, welche jenes ergreifender, dieſe harmloſer macht, weil ſie uns an der Freiheit, mit der der Dichter ſeinen Gegenſtand behandelt, Theil nehmen läßt, und daß er dieſen Effekt als Dramatiker erreicht, d. h. indem er die handelnden Perſonen ſich ſelbſt charakteriſiren läßt und die Handlung trotz des Reichthums an Epiſoden ſtetig fortführt.

Wir können daher auch weiterhin ſagen, daß die „Unwahrſcheinlichkeit" der Fabel, welche ſich bei vielen Shakeſpeareſchen Stücken als mährchenhafte Anlage bezeichnen läßt, mit der humoriſtiſchen Tendenz des Dichters genau zuſammenhängt. Er verlangt eben ein Gebiet und einen Charakter der Handlung, welche an ſich den Reiz des Ungewöhnlichen gewähren und den Contraſt ermöglichen, in welchem überall ſeine „poetiſchen" und „proſaiſchen" Figuren, die pathetiſchen und burleſken Scenen, der Anſpruch, der durch die Situation gegeben iſt, und die ſpecifiſche Individualität, die entſchiedene Leibhaftigkeit, die alle Shakeſpeareſchen Geſtalten wie von ſelbſt annehmen und die ihnen eine gewiſſe Sprödigkeit gegen die vorherbeſtimmte Rolle verleiht, zu einander ſtehen.

Die Thatſache, daß Shakeſpeare ſeine „Sujets" nicht erfand, ſondern einer ſchwerlich beſonders geregelten Lektüre entnahm, ſtimmt hiemit durchaus zuſammen. Eine große Zahl ſeiner Schau- und Luſtſpiele ſind bekanntlich nachweisbare Bearbeitungen von „Novellen," wie ſie damals zu einem üppigen Zweige auch der außeritalieniſchen Literaturen geworden waren, jener „beliebigen" Erzählungen, welche die Auflöſung der alten Volksepen in den Volksbüchern fortſetzten, die Sage und das Mährchen gewiſſermaßen civiliſirten, an die Stelle des Wunderbaren das Sonderbare ſetzten und dabei hiſtoriſche wie geographiſche Namen und Thatſachen mit einer halbbewußten naiven Willkür zu handhaben fortfuhren. Eben den Charakter dieſer für uns alterthümlichen Novellen haben wir im Auge, wenn wir von einer „mährchenhaften Anlage" Shakeſpeareſcher Stücke ſprechen.

Was die hiſtoriſchen Dramen anbetrifft, die nicht dem Umkreiſe der nationalen Schauſpiele Shakeſpeares angehören, ſo laſſen auch ſie eine volksthümliche oder doch populäre Bearbeitung des Stoffes als Unterlage erkennen, und erinnern wenigſtens an die mittelalterlich epiſche Behandlung antiker Geſchichten. Man gibt ſich eine ziemlich unnütze Mühe, wenn man in ihnen „trotz alledem," d. h. trotz dem, daß ſie Coſtüm und Charakter der beſtimmten Zeit und der beſtimmten Lokalität durchgehends verläugnen, eine Art hiſtoriſcher Treue, die man dann ſelbſtverſtändlich als eine „tiefere" bezeichnet, nachweiſen will. Shakeſpeare reproducirt niemals — wiederum von ſeinen nationalen Stücken

Digitized by Google

abgesehen — ein „Stück geschichtlichen Lebens“ in dem bestimmten, sondern immer nur in dem allgemeinen Sinne des Wortes; seine Darstellung ist eine universelle, wobei jedoch nicht nur hinsichtlich der äußeren Costümirung, sondern auch hinsichtlich der Anschauungs- und Sprechweise, die dem englischen Volksleben entnommenen und die der immer nur beiläufigen Kenntnißnahme von Zeit und Volk angepaßten Züge zum Theil in sehr wunderlicher Vermischung erscheinen. Aber eben weil die Shakespearesche Darstellung stets einen universellen Charakter gewinnt, läßt sich von ihr keineswegs wie etwa von der Calderonschen sagen, daß sie eine in der nationalen Anschauungsweise befangene sey. Die Schranke wird Shakespeare zum Mittel.

Es wäre eine Lüge zu sagen, daß uns im Kaufmann von Venedig ein Hauch des specifischen venetianischen Geistes anwehe. Die venetianischen Staatseinrichtungen, der Charakter der reichen Handelsstadt u. s. w. sind in so weit berücksichtigt und eingehalten, als eine oberflächliche Kenntniß dazu ausreicht. Abgesehen von diesen Aeußerlichkeiten hätte die Handlung auch auf jeden andern Schauplatz, der ein „Platz“ im kaufmännischen Sinne ist, verlegt werden können. Die Charaktere sind ohne lokale Färbung, und am allerwenigsten repräsentirt Antonio, welcher die Titelrolle hat, den Venetianer oder auch nur den Italiener. Man könnte vielmehr von seinem Charakter, wie von dem gerade entgegengesetzten des Mercutio in Romeo und Julie, sagen, daß er außerhalb des italienischen Typus liege.

Die Fabel des Stücks ist so unwahrscheinlich, oder vielmehr, da diese Bezeichnung an einen von vorn herein ausgeschlossenen Anspruch erinnert, so naiv willkürlich componirt, wie es nur irgend eine der vorhin charakterisirten alten Novellen seyn kann. Denken wir uns eine solche als Unterlage oder Stoff, so ist in ihr der Jude eine jener zur Carricatur ausgeprägten jüdischen Gestalten, wie sie der Volksphantasie geläufig waren und sind, und wie sie zu allgemeinem Ergötzen in einer Unzahl von Mährchen, Geschichten und Schauspielen geprellt werden. Die reiche Erbin Portia, die „Prinzen,“ welche der Ruf ihrer Schönheit aus weiter Ferne herbeizieht, die Kästchenwahl und die Bedingungen, unter denen sie stattfindet, sind Gestalten und Situationen einer „höchst wunderbaren Historie.“ Aber unter Shakespeares Hand ist der Jude zu einer Gestalt geworden, welche den jüdischen Charakter nicht nur in seinen gewöhnlichen und gemeinen, sondern zugleich in seinen tieferen und imponirenden Zügen repräsentirt, und welche uns nicht nur zum Grimm und zum Lachen, sondern auch, wenigstens momentan, zum Grauen und Mitleid bewegt.

Während so die ursprünglich gegebene männliche Hauptgestalt gehoben erscheint, ist dagegen die weibliche, trotzdem, daß die thatsächlichen Momente der Mährchennovelle festgehalten sind, aus dem Bereiche des mährchenhaften Glanzes und Schimmers herabgezogen, ohne daß jedoch sie selbst und wir das mindeste dabei verlören. Offenbar lag es Shakespeare nahe, die mährchenhaften Umrisse Portias zu einer Gestalt voll weiblicher Hoheit und Würde mit einem hochgeistigen und selbstbewußten Wesen auszuformen; aber er zog es vor, uns ein Weib darzustellen, das sich in einer unnatürlichen Situation höchst natürlich erhält und benimmt, und dann ohne alles Pathos das Ungewöhnliche vollbringt und die eingetretene Verwicklung selbstthätig löst; ein Weib, das nur liebenswürdig scheint, in der That aber mehr ist und durch die Umstände genöthigt wird, es zu beweisen. Daher hat die Aeußerung Portias, die sie nur gelegentlich auszusprechen scheint:

> Wie Manches wird gezeitigt durch die Zeit
> Zum wahren Preis und zur Vollkommenheit —

eine Beziehung auf sie selbst, die ihr bei der gehobenen und befriedigten, kurz darauf zum Uebermuthe ausschlagenden Stimmung, in der sie diese Bemerkung macht, wenigstens dämmerhaft vorschwebte.

Wenn sich Portia mit den ersten Worten ihres Auftretens eine „kleine Person“ nennt, die der großen Welt herzlich satt sey, so ist dieß ein Scherz, den sie nicht aussprechen würde und könnte, wenn er nicht eine charakteristische Bezeichnung enthielte. Wir dürfen uns Portia nach der ganzen Art ihrer Persönlichkeit und selbst nach den Andeutungen, die sich auf ihre Schönheit beziehen, nicht als eine stolze Gestalt mit imponirender oder auch nur besonders vornehmer Haltung, sondern müssen sie uns zierlich gebaut, beweglich, und das Antlitz von einer Lieblichkeit vorstellen, die weder madonnen- noch undinenhaft ist, weder zur Erscheinung idealer Ernsthaftigkeit, noch zu der einer verführerisch rührenden Weichlichkeit übergeht, sondern sich mit einer gewissen Schärfe der Gesichtszüge und dem Ausdrucke anmuthiger Keckheit verträgt oder durch diesen Ausdruck bestimmt wird. Der Dichter macht sie ausdrücklich zu einer Blondine — vielleicht oder wahrscheinlich dem ursprünglichen Signalement gemäß — ein „Schönheitstemperament,“ welches den reizenden Contrast, den ein kecker und muthwilliger Ausdruck zu der Zartheit der ganzen Erscheinung bildet, wesentlich begünstigt, obgleich uns die verliebten oder galanten Hyperbeln, welche das Haar der reichen Erbin zu einem

Digitized by Google

colchiſchen Vließ machen, keineswegs zwingen, ſie uns als eine hochblonde Jungfrau vorzuſtellen.

So wenig wie ihre Geſtalt hat ihre Rede- und Anſchauungsweiſe irgend etwas Pathetiſches, ſie zeigt vielmehr von vornherein eine gewiſſe graziöſe, zwar keineswegs affektirte, aber ſich gegen die Situation, in der ſie ſich befindet, abhebende und nicht unbewußt herausgeſtellte Einfachheit und Natürlichkeit, wobei ſich ihre Munterkeit ſowohl zum Muthwillen der mit verfänglichen Bildern ſpielenden Phantaſie, wie zum Muthwillen eines klarblickenden und beweglichen Verſtandes, zum ſpöttiſchen Witz ſteigert, und weit weniger durch die Geſetze des „Anſtandes," vor denen ſie nur einen ironiſchen Reſpekt beweiſt, als durch eine, zwar theilweiſe ſchelmiſche, aber im innerſten Grunde wahre Beſcheidenheit in den nothwendigen Schranken gehalten wird. Dieſe ſpricht ſich entſchieden ſchon darin aus, daß ſie ſich an die ſonderbare Verfügung des ſterbenden Vaters, die ihr die freie Wahl abſchneidet, unwiderruflich gebunden achtet, und erhält den rührendſten Ausdruck in der Rede, mit der ſie, was ſie iſt und hat, dem Geliebten übergibt oder unterwirft, obgleich ihre demüthige Selbſtcharakteriſtik, mit der ſie ſich als ein „ungelehrtes Kind ohne Schule und Lebensbildung" bezeichnet:

> In dem nur glücklich, daß es nicht zu alt
> Zum Lernen, glücklicher, daß nicht verwahrlost
> Es aufwuchs und zum Lernen fähig iſt;
> Am glücklichſten, daß es den offnen Geiſt
> Dem Euren ganz vertrauen wird, daß Ihr
> Als Gatte, Meiſter, König ihn beherrſcht —

eine augenblickliche und keineswegs bewußtloſe Uebertreibung enthält, bei welcher das Motiv wirkſam iſt, daß ſie ihre heimliche Vorwahl rechtfertigen will, indem ſie die Eigenſchaft des Geliebten, die ihn vor den verſchmähten Freiern auszeichnet, hervorhebt. Dagegen hält ſie das von ihr ausgeſprochene Bewußtſeyn, daß „Spotten eine Sünde ſey," keineswegs ab, von ihren Freiern nichts weniger als ſchonende Carrikaturen, die indeſſen immer ein Bild geben und ihr Talent der Auffaſſung beweiſen, mit einer Art unwilligen Behagens hinzuwerfen, und wenn ſie Neriſſa, welche ihre verfänglichen Anſpielungen fortzuſetzen pflegt, an den Anſtand erinnert, ſo kommen ſolche Erinnerungen nicht ohne Abſicht zu ſpät, und überdieß iſt häufig (wie in der vierten Scene des dritten Akts) das, was Neriſſa äußert, nur die ſchwächere Wiederholung des von Portia Geſagten.

Der witzige und lüſterne Muthwille auf der einen, die weibliche, bis zum Bedürfniß der Reſignation reichende Beſcheidenheit und Selbſtbeſcheidung auf der andern Seite ſind dem Charakter Portias weſentlich, und dennoch in gewiſſem Sinne die doppelte Maskirung ihres tieferen Weſens: der erſtere, weil er ein wahres und inniges Gefühl zum Hintergrund hat, die letztere, weil ſie einen entſchloſſenen und unternehmungsluſtigen Geiſt verdeckt, der nur der Gelegenheit harrt, um ſich überraſchend zu bewähren. Wenn die ungewöhnliche Klarheit und Lebendigkeit der Empfindung, des Blicks und des Willens, welche die innerſte Eigenheit Portias ausmachen, ſich zunächſt nur ſpielend äußern und in verſteckter Weiſe zur Geltung bringen, ſo hängt dieß einerſeits mit ihrer ganz urſprünglichen Scheu vor dem Pathetiſchen zuſammen, und iſt andererſeits darin begründet, daß ſie ſich lebhaft als Weib fühlt und das Bewußtſeyn der weiblichen Bedürftigkeit nicht unterdrücken kann, noch mag. Wir dürfen ihr glauben, was ſie ſagt, daß ſie das Gutesthun nie bereut habe, denn ihr Herz iſt lautere Güte. Dieſe Güte iſt ein weſentlicher Beſtandtheil ihrer geſchlechtlichen Neigung und ſteigert ſich nach dieſer Richtung concentrirt zu der unbedingteſten und freudigſten Aufopferungsfähigkeit. Zugleich aber iſt ſie mit den Bildern ſinnlicher Zärtlichkeit wohl vertraut und gibt ſich ihnen mit einer nicht üppigen, aber friſchen und warmen Phantaſie, ihre Schamhaftigkeit neckend, hin. So iſt ihr Liebesbedürfniß, von ehrgeiziger Berechnung und von romantiſcher Ueberſchwenglichkeit und Naturverläugnung gleich frei, ein rein weibliches, und dieſem Bedürfniß entſpricht die Neigung, die ſie im Stillen und noch ohne leidenſchaftliches Verlangen für Baſſanio hegt, bis ſie durch das kaum zu erwartende, aber mit dem Aberglauben eines auf den Zufall angewieſenen liebenden Gemüths heimlich gehoffte Erſcheinen deſſelben raſch entwickelt wird.

Portia verräth dieſe Neigung in einer für ſie, weil für das weibliche Verhalten in ſolchen Fällen überhaupt charakteriſtiſchen Weiſe durch die ſofort unterdrückte Lebhaftigkeit, mit der ſie auf Neriſſas Frage, ob ſie ſich des jungen Venetianers, eines Soldaten und Gelehrten, der zu ihres Vaters Lebzeiten hier geweſen, erinnere, erwiedert: „Ja, ja, es war Baſſanio; ich glaube, ſo nannte er ſich," und ſpäterhin durch die noch eben beherrſchte Freude, die aus der humoriſtiſchen Abfertigung des Dieners, der Baſſanios Ankunft meldet, hervorblickt, wobei indeſſen ihre Sorge, ſich nicht an Neriſſa zu verrathen, unnütz war, da dieſe ihre Sehnſucht längſt erkannt hatte und theilnehmend ausſpricht. Ihre Worte zu Baſſanio, als dieſer zur Käſtchenwahl ſchreitet, ſind eine, trotz des Verſuchs der Verhüllung, offene Liebeserklärung, in deren ſcherzhaftem Tone das Bangen der Furcht und Hoffnung zittert. Wenn aber auch die Entwicklung und Aeußerung ihrer Liebe eine natürlich

Digitized by Google

weibliche iſt, ſo könnte man doch einen Augenblick anſtehen, einen Baſſanio der Liebe einer Portia würdig zu finden, oder dem Dichter den Vorwurf machen, daß er Portia in unſern Augen durch eine ſo gewöhnliche Neigung gewiſſermaßen herabſetze und es uns erſchwere, an die in ihr verborgene Hoheit des Sinnes zu glauben.

Allerdings iſt Baſſanio ein Mann, der ſich eben ſo wenig wie durch Reichthum und Stellung, durch ungewöhnliche Gaben oder Tugenden auszeichnet, der eine leichtſinnige Jugend hinter ſich hat und zu Portia nicht unmittelbar durch den Drang ſeines Herzens, ſondern durch eine Spekulation im engſten Wortſinne, die ſeine Erinnerung auffriſchen muß, zurückgeführt wird. Das Verdienſt Portias, einen ſolchen Mann ihren prinzlichen und ſonſt hochgeſtellten Freiern vorzuziehen und an eine Spekulation auf ihren Reichthum entweder gar nicht zu denken, oder ſie als Nebenmotiv zu entſchuldigen, iſt jedenfalls nur ein negatives, und dadurch, daß ſie zunächſt und vorzugsweiſe durch die männliche Schönheit Baſſanios und ſein gewandtes Auftreten angezogen, durch den von ihm bewieſenen Leichtſinn nicht abgeſtoßen wird, unterſcheidet ſie ſich in keiner Weiſe von den gewöhnlichen Frauen, inſofern ſich dieſe ohne Berechnung ihrem natürlichen Gefühl hingeben. Aber Portia iſt eben vor allen Dingen das natürlich empfindende, natürlich bedürftige und im Zuſammenhange damit anſpruchsloſe Weib, und wenn es „gewöhnlich“ iſt, daß die Geſchlechtsliebe durch den Eindruck der Schönheit bedingt und beſtimmt wird, ſo iſt damit an ſich ausgeſprochen, daß das Schönheitsbedürfniß der Geſchlechtsliebe weſentlich iſt, und es kommt zunächſt nur darauf an, welchen „Schönheitsbegriff“ der Mann und das Weib bei ihrer Wahl herausſtellen oder bewähren. Dieſem Schönheitsbegriff entſprechen dann die übrigen Anſprüche, die an die liebenswürdige „Perſönlichkeit“ gemacht werden, und wenn auch die Liebe nicht immer durch den Eindruck der äußern Erſcheinung, ſondern ausnahmsweiſe auch durch die Offenbarung des Charakters in Wort und That *vermittelt* wird, ſo beginnt doch einerſeits die eigentliche Geſchlechtsliebe immer erſt dann, wenn die äußere Erſcheinung einen eigenthümlichen Reiz gewinnt, und andererſeits beweiſt die ausnahmsweiſe Entſtehungsart eines Liebesverhältniſſes eben ſo wenig, daß es ſich dabei um ungewöhnliche Perſönlichkeiten handelt, wie die Gewöhnlichkeit der Liebesgeſchichte gewöhnliche Charaktere vorausſetzen läßt.

Wir könnten noch einen Schritt weiter gehen und ſagen, daß das Weib eben ſo wenig wie der Mann ſeine ganze Perſönlichkeit in die „Liebe“ hinein zu legen braucht, daß es vielmehr die Befriedigung des geſchlechtlichen Liebesbedürfniſſes als eine nebenſächliche betrachten und behandeln kann, und daß es gerade in dieſem Falle über die Schranken der gewöhnlichen Weiblichkeit hinaustritt und uns das Recht nimmt, die Höhe der Perſönlichkeit nach der Wahl des Geliebten oder Gatten zu beurtheilen, wobei wir von jenen „pathologiſchen“ Fällen, die uns die Verirrung bedeutender Menſchen in unwürdige Leidenſchaft zeigen, noch ganz abſehen. Aber von einem ſolchen Verhältniß kann bei Portia, die mit voller Seele liebt, nicht die Rede ſeyn, ſo wie ihre Natur eine im ſittlichen Sinne unwürdige Verirrung der Leidenſchaft von vorn herein ausſchließt, und man wäre eben deßhalb, *obgleich* ſich die Anſpruchsloſigkeit Portias auch in der Wahl des Geliebten bewähren muß, zu einem Tadel gegen den Dichter berechtigt, wenn er in uns das Gefühl entſtehen ließe, daß Baſſanio der Liebe Portias im äſthetiſchen Sinne unwerth ſey.

Dieß iſt aber keineswegs der Fall, vielmehr dürfen wir behaupten, daß Portia den Baſſanio nicht nur lieben kann, ſondern gerade eine ſolche Perſönlichkeit, um in ihrem Charakter zu bleiben und ihn zu offenbaren, lieben muß. Baſſanio iſt allerdings kein erhabener oder auch nur ungemeiner Charakter, aber er iſt eben ſo wenig nur ein „hübſcher Mann“ in dem gewöhnlichen Sinne, den man mit dieſer Bezeichnung zu verbinden pflegt. Er iſt „Soldat und Gelehrter,“ und die Vereinigung dieſer Eigenſchaften, wie die ungezwungene Gewähltheit ſeines Ausdrucks, die Gefügigkeit und Wohlgefügtheit der Rede, die Leichtigkeit, mit der er „delikate Punkte“ zu behandeln weiß, laſſen uns ihn als eine jener glücklichen Naturen erkennen, welche ſich ohne beſondere Anſtrengung eine höhere Bildung aneignen und ein allſeitiges Talent beſitzen, ohne durch beſtimmte Leiſtungen hervorzuragen und hervorragen zu wollen, denen eine gewiſſe leichtſinnige Unbeſorgtheit, das Vertrauen auf das Glück, weil ſolches ihnen natürlich iſt, nicht übel anſteht, deren Ehrenhaftigkeit auch aus ſehr bedenklichen Situationen, in die ſie ſich ſelbſt verſetzen, unberührt hervorgeht, und die ſelbſt ernſten Männern, wie hier dem melancholiſchen Antonio, eine faſt zärtliche Freundſchaft mühelos abgewinnen. Nur ein ſolcher Charakter, den wir kurz, ohne noch ein Mißverſtändniß befürchten zu müſſen, als einen edelmänniſchen bezeichnen können, konnte der Gefahr ausgeſetzt werden, uns als ein Heirathsſpeculant verächtlich zu erſcheinen, und jeder Leſer oder Zuſchauer, der nicht die äußere Thatſache abſtrakt moraliſirend feſthält, wird eingeſtehen müſſen, daß Baſſanio den übeln Eindruck, den die Mittheilung ſeines Planes, ſo gewandt ſie gehalten iſt, immerhin machen muß, durch die Offenheit, mit der er Portia gegenüber auftritt, und durch den

Digitized by Google

Ausdruck wahrer Leidenſchaft bald zu verwiſchen weiß, ſo wie er uns weiterhin durch die Motive, die er bei der Käſtchenwahl ausſpricht, überzeugt, daß ſeine Liebenswürdigkeit keinen Zug der Eitelkeit oder gar Geckenhaftigkeit hat.

Gerade eine ſolche Perſönlichkeit aber entſprach dem Bedürfniß Portias, deren gebildete Sinnlichkeit nach Befriedigung, deren Güte von vorn herein nach einer Art von Aufopferung verlangte, und welche, ohne ihre Herzensneigung irgendwie vom weiblichen Ehrgeiz beſtimmen zu laſſen, doch andererſeits diejenigen Eigenſchaften Baſſanios, die ihm die Ueberlegenheit des Mannes geben, nicht nur zu würdigen, ſondern ſich ſelber in das hellſte Licht zu ſtellen vermag. Die Unterwerfung deſſen, was ſie iſt und hat, unter den Willen Baſſanios, wirkt eben dadurch ſo rührend, daß ihr urſprüngliches Bedürfniß, den Mann ihrer Liebe emporzuheben, jetzt in das andere übergeht, zu ihm hinauf zu blicken und ihn als perſönlich berechtigten Gebieter anzuerkennen. Nur der Zwang der Umſtände nöthigt ſie wieder, ſich von dieſer demüthigen Unterordnung unter den Gatten zu emancipiren, und ſie thut es, indem ſie die dem Weibe eigenthümliche Ueberlegenheit, die gerade in ſchwierigen Lagen hervortritt, überhaupt beweiſt, ſo daß der Uebergang ihrer Demuth zum Uebermuthe, der ſich in der zweiten Hälfte der Handlung zur Geltung bringt und ein anderer iſt, als ihr anfänglicher Muthwille, das Gefühl, einen Triumph der Weiblichkeit erkämpft zu haben, zum Hintergrunde hat.

Für die Entwicklung der Ueberlegenheit Portias iſt die Ankunft des Briefes von Antonio der Wendepunkt. Die Aufregung, in welche ſie durch den Schrecken Baſſanios verſetzt wird, iſt eine Aufregung der Opferfreudigkeit; ihr iſt kein Preis zu hoch, um die Verpflichtung des Geliebten zu löſen, und es kommt ihr nicht in den Sinn, dieſem den leiſeſten Vorwurf zu machen. Dennoch liegt in den Worten:

ſeyd heiter doch!
So hoch erkauft, lieb' ich Euch höher noch —

obgleich ſie aus der Begeiſterung, für den künftigen Gatten aufopfernd handeln zu können, entſpringen, eine unbewußte Zurücknahme der Erklärung, durch welche ſie dieſen zum Herrn über ſich und ihren Beſitz gemacht hat, und in der Weiſe, wie ſie ihn zur Eile antreibt, etwas faſt Befehlshaberiſches. In fortgeſetzter Aufregung, aber geiſtesgegenwärtig und zum Bewußtſeyn ihrer Geiſtesgegenwart gelangend, entwirft ſie ihren Plan, und die bloße Abſicht, über die Schranken der Weiblichkeit hinaus, und in die Verlegenheit einer ganzen Männerſchaft, die trotz der tragiſchen Situation einen Anflug von Komik hat, rettend einzutreten, läßt ihren früheren Muthwillen, aber als erhöhten und gewiſſermaßen ſchwungvolleren neu hervorbrechen, weil ſie ſich des Erfolges ſicher fühlt.

Es handelt ſich um ein ernſthaftes Spiel, das ſie gewinnen will und auf deſſen Gewinn ſie vertraut, weil dieſelbe Aufregung, welche ſie zu einem entſchloſſenen Schritte über das gewohnte reflektirend paſſive Verhalten treibt, ihr den Beſitz eines bisher ſpielend bewährten Scharfblicks und jener Unbefangenheit, welche inmitten nicht nur der ſcheinbaren, ſondern auch der wahren Aufregung feſtzuhalten, die eigenthümliche Kunſt praktiſch überlegener, die Situation beherrſchender Frauen iſt, zum Bewußtſeyn bringt. Daß die Aufgabe, um die es ſich hier handelt, die rettende Löſung einer juriſtiſchen Frage iſt, und daß Portia einen berühmten Rechtsgelehrten zu ſpielen hat und auf das glücklichſte ſpielt, ſtellt in der That die Ueberlegenheit des gelegentlich entwickelten und gebildeten weiblichen Verſtandes, die natürliche Feinheit und ſeine Natürlichkeit des weiblichen Geiſtes über das ſchulgerechte Wiſſen und die pathetiſche Betrachtungsweiſe der Männer, die über den Conflikt des äußeren Rechtes und des natürlichen Gefühls ſelten hinauszukommen vermögen, ſehr einfach und frappant heraus, wobei wir uns freilich die naive Auffaſſung der Verhältniſſe, welche die ganze Fabel charakteriſirt, hier wie überall ruhig gefallen laſſen, d. h. auf ſie eingehen müſſen und ſie nicht kritiſch auflöſen dürfen. Ganz im Allgemeinen aber liegt darin, daß das Weib wohl den Mann, aber nicht umgekehrt der Mann das Weib, wenigſtens nicht äſthetiſch anſprechend, ſpielen kann, eine Bevorzugung des Weibes, die man immerhin eine zweideutige nennen mag, die aber dennoch an ſich eine Art Berechtigung, die Männlichkeit zu ironiſiren, wie ſie von Portia in der ſchon berührten Scene mit Neriſſa benutzt wird, einſchließt und auf eine momentan hervortretende höhere Begabung des Weibes hinweiſt.

Was die Scenen, in denen Portia als „Doctor" auftritt, ſo eigenthümlich reizend macht, iſt die wirklich durchgeſetzte Verbindung der weiblichen Anmuth mit der männlichen Würde, der Wechſel zwiſchen dem rührenden Ausdruck eines edeln Gefühls, wie ihn die ſchönen Worte haben, die den Juden zur Gnade bewegen ſollen, mit der zweckgemäßen und ſichern Beſtimmtheit der Rede, die dem überlegenen und geiſtesgegenwärtigen Rechtsverſtändigen zukommt, und endlich auch der Anhauch leiſer Ironie, der, durch die ganze Situation bedingt, der ſelbſtbewußten Sicherheit, mit welcher Portia ihre Rolle ſpielt, als ſolcher anhaftet.

Der dem Gelingen entſpringende Uebermuth beſtimmt Portia, Baſſanio durch das Verlangen des Ringes in Verlegenheit zu ſetzen, um eine ſpätere und größere, die ſich überraſchend löſen ſoll, vorzubereiten. Dieſes ſich an den Ring knüpfende komiſche Nachſpiel iſt durch die Worte, mit denen ihn Portia dem Baſſanio, als ſie ihn zu ihrem Herrn erklärte, übergeben hat, ſo kurz wie möglich, und man könnte ſagen willkürlich eingeleitet. Doch iſt ein leiſer abergläubiſcher Zug in Portias Weſen keineswegs unnatürlich, weil die Entſcheidung ihres Herzensſchickſals auf die Spitze des Zufalls, der ſich ihr günſtig erwies, geſtellt war, und wir dürfen annehmen, daß ſie in der Erregung des Augenblicks nicht nur an ein äußeres Zeichen denkt, welches ausdrückt, daß der Geliebte auch ſeinerſeits ihr zu „eigen" geworden ſey, ſondern dem Symbole eine Art bindender Kraft beilegt. Baſſanio überbietet den Ernſt, der ihrem plötzlichen Einfalle zu Grunde liegt, durch die feierliche Erklärung, daß ihn nur der Tod von dem Ringe trennen ſolle, und es läßt ſich vorausſetzen, daß dieſe Uebertreibung in Portia ſofort eine unmerkliche Reaction ihres feinen natürlichen Gefühls, in welchem *ihre* Abneigung gegen das Pathetiſche begründet iſt, hervorgerufen hat. Iſt aber die Ironiſirung der pathetiſch behandelten Förmlichkeit die Seele des ganzen Stücks, ſo kann man das komiſche Nachſpiel der Ringzurückforderung keineswegs als eine willkürliche oder bedeutungsloſe Anfügung betrachten; die Beſchämung Baſſanios und ſeines Freundes und das Spiel, das mit ihrer Eiferſucht getrieben wird, zeigen auf's neue die Gefahr einer äußerlichen, der Möglichkeit vorgreifenden Verpflichtung, und wir müſſen uns nothwendig daran erinnern, daß das Glück Portias ſelbſt von der Gunſt oder Ungunſt des Zufalls abhängig gemacht worden war, daß dieſer ſich gegen ſie erklären konnte, und daß daher in ihrer reſignirenden Unterwerfung unter das Teſtament des Vaters eine tragiſche Schuld lag, die ſie glücklicherweiſe nicht tragiſch abzubüßen hat, aber durch die thätige Rolle, die ſie entſchloſſen übernimmt, aufhebt.

Die Reflexionen, welche Portia gegen Neriſſa ausſpricht, indem ſie in milder Mondſcheinnacht dem Hauſe nahen, ſind eine zarte Offenbarung des innigſt befriedigten Gemüths und eines glücklich gehobenen Selbſtgefühls, welches ſich, wie jetzt träumeriſch, ſo ſpäterhin in gewagtem Scherz äußern, aber bei Portias Charakter nicht zur Selbſtüberhebung ausſchlagen kann. Sie hat die Schranken der Weiblichkeit nur überſchritten, um mit voller Freiheit in dieſelben zurückzutreten. Sie emancipirt ſich von dem reſignirenden Verhalten des Weibes, ohne unſer ſittliches Gefühl auch nur einen Augenblick zu verletzen, während Jeſſica — die ſinnlicher und witziger, geſchmeidiger und in gewiſſem Sinne von vornherein freier iſt wie Portia, die ſie doch als eine höhere Natur anerkennt — die Tochter in einer Weiſe verläugnet, welche nahe an die Grenze des Unnatürlichen ſtreift, und mit welcher uns, wenn wir nicht im voraus für das Gelüſt der Liebe Partei nehmen, zunächſt nur die grellen Züge im Charakter des Juden und weiterhin die Ueberzeugung verſöhnen können, daß hinter der leichtfertigen Aeußerungsart der anmuthenden Jüdin nicht nur eine ungewöhnliche Leidenſchaftlichkeit, ſondern auch eine ungewöhnliche Zähigkeit der Neigung verborgen liegt, und daß ſie nicht umſonſt als „treu" bezeichnet wird, wobei beiläufig bemerkt ſeyn mag, daß von einer innern Nothwendigkeit des Uebertritts zum Chriſtenthum nicht die leiſeſte Andeutung gegeben iſt. Dagegen beherrſcht der Gedanke, daß das natürliche und wahre Gefühl gegenüber der bloß formellen Sittlichkeit eine überwiegende Berechtigung hat, das ganze Schauſpiel.

Aus der Charakteriſtik Portias ergeben ſich von ſelbſt die Anforderungen, welche an die Perſönlichkeit und an das Spiel der Darſtellerin gemacht werden müſſen. Nur das Eine ſey hervorgehoben, daß die unüberwindliche Neigung oder Gewohnheit des pathetiſchen Sprechens und Geſtikulirens die wirkliche Darſtellung der Portia ſchlechthin unmöglich macht, daß aber zu einer ſolchen die äußerliche „Grazie" eben ſo wenig ausreicht, weil es die Aufgabe der Darſtellerin iſt, in den Formen einer graziöſen, gelegentlich zum Muthwillen ausſchlagenden Natürlichkeit, gegen welche ſich die in der Verkleidung geſpielte pathetiſche Rolle ſichtlich abhebt, ein wahrhaft edles und ungemein begabtes Weſen zur Erſcheinung zu bringen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein franzöſiſches Dichterleben. *

(Schluß.)

(ſ. Nr. 37.)

II.

Berangers Meiſterjahre.

Zwei junge Liederdichter endeten kurz nach der Julirevolution durch Selbſtmord, Victor Escouſſe und Auguſt Lebras. Der große Chanſonnier hat ihnen ein Denkmal geſetzt. „Ich kannte," ſagt er, „die beiden Jünglinge, die ſo traurig geendet haben. Lebras hat mir einige patriotiſche Lieder zugeſandt. Seine Conſtitution war ſchwach und kränklich, aber alles an ihm verrieth Gutmüthigkeit. Trotz der Art, wie ich ihn im Gefängniß La Force, wo er mich beſuchte, empfing, hat er mich doch nach meiner Freilaſſung nie wieder aufgeſucht. Von ihm weiß ich alſo wenig zu ſagen. Beſſer habe ich Escouſſe gekannt. Auch er beſuchte mich in La Force und brachte mir ein recht artiges Lied auf meine Verhaftung. Damals und ſeitdem ließ ich es weder an Zeichen der lebhafteſten Theilnahme noch an Lehren und Erinnerungen fehlen, wie ſie die Erfahrung an die Hand gibt. Wenige jüngere Schriftſteller haben mir eine höhere Vorſtellung von ihrer Zukunft eingeflößt als er, weniger durch ſeine Verſuche, als durch ſeine Unbefangenheit im Urtheil über ſich ſelbſt. Des Erfolgs ungeachtet, den ſein „Faruch, der Maure" errungen hatte, ſchrieb er mir: „Ich erinnere mich an das, was Sie mir geſagt haben; fürchten Sie nichts. Mein Triumph hat mich nicht berauſcht. Ich war höchſtens fünf Minuten davon betäubt." — Sein Unglück war daſſelbe, das heutzutage viele ſeines Alters mehr oder weniger bedroht in der Treibhaustemperatur, in der wir leben. Escouſſes Geiſt war zu ſchnell gereift. Ein ſolcher Kopf auf einem Kinderleib kann nur die Jugend welken machen, wenn nicht eine ſolche Frühreife die ſeltene Folge einer eigenthümlichen Organiſation iſt. Sie erweckt ein Verlangen nach Vollendung, welches, unwiſſend, woran es ſich halten ſoll, das Leben in ſeiner ſchönſten Periode entzaubert. Nur einer Art Entmuthigung kann ich den unſeligen Entſchluß zuſchreiben, den der junge Mann faßte, und ein Unglück war es für ihn wie für Lebras, daß ſie ſich mit ſo verwandter Geiſtesſtimmung begegnen mußten. Einander fern geblieben, hätten ſie ſich vielleicht beide in ihr Schickſal fügen gelernt, zu deſſen gewaltſamer Entwicklung ſie ſich nun gegenſeitig anſpornten. Im Jahr 1830, am 28. Julius, begab er ſich früh Morgens auf den Greveplatz, ſchlug ſich den ganzen Tag, die ganze Nacht und war den folgenden Tag bei der Einnahme des Louvres und der Tuilerien. Nach dem Siege des Volks ſprach Escouſſe kein Wort über die Gefahren, denen er ſich ausgeſetzt, und konnte ſich, obwohl arm und ohne Unterſtützung, nie und unter keiner Form zu einem Geſuch an die Commiſſion für Nationalbelohnungen entſchließen. Im neunundzwanzigſten Jahre war es, wo er freiwillig einem Leben ein Ende machte, das ſo ſchön und fruchtbar zu werden verſprach."

Dieſe Worte anzuführen, ſchien uns nicht ſowohl nöthig als Commentar zu dem nachfolgenden Gedicht, als zur Charakteriſtik des Dichters ſelbſt, ſeiner Beziehungen zu ſeinen Schülern und jüngeren Collegen, der Anforderungen, die er an die Jugend ſtellte, ſeines Urtheils über ſeine Zeit und ſein Volk, und ſeiner Stellung zu den höheren ſocialen Fragen.

Der Selbſtmord.

Auf den Tod zweier Jünglinge, Victor Escouſſe und Auguſt Lebras. Februar 1831.

Weh, beide todt! Hier im verſchloſſnen Zimmer,
In dem der Kohlendampf noch drückend ſchwebt!
Ihr Leben welk im erſten Morgenſchimmer!
O grauſe That, der jedes Herz erbebt!
Sie ſprachen wohl: das Weltſchiff geht in Scheiter.
Die Mannſchaft zittert, der Pilot erbleicht.
Das alte Schiff, von Fluten durchgeweicht,
Es ſinkt, wir retten uns und ſchwimmen weiter.
Und Hand in Hand als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Ihr armen Kinder! Ach, die Lüfte fächeln
Und rauſchen noch, die früh euch eingewiegt;
Verbargen Wolken euch des Himmels Lächeln,
Rief eine Stimme: Harrt, die Sonne ſiegt!

---

* Den Theil dieſer Skizze, der ſich auf Berangers Verhältniß zur Reſtauration und dem Julikönigthum bezieht, wird der Verfaſſer an einem andern, geeigneteren Orte mittheilen. Es iſt uns aber vergönnt, den letzten Abſchnitt hier folgen zu laſſen. D. Red.

Digitized by Google

Sie ſprachen: Frommt es uns, daß reicher Segen
Das Feld beblümt, wenn ſich der Frühling naht?
Kein Baum iſt unſer, Blüthe nicht noch Saat;
Erhebt der Sonnenball ſich unſertwegen?
Und Hand in Hand, als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Ihr armen Kinder! So das Leben ſchmähen!
Das thut im Unmuth nur des Greiſen Mund.
Habt ihr mit trunknen Augen nie geſehen
Die Liebe lauſchend in des Bechers Grund? —
Sie ſprachen: Liebe? — träumt ein Himmelsbote;
Was wir von ihr geſungen, iſt nicht wahr.
Der Liebe blieb ein einziger Altar,
Wir ſahn ihr Bild zertreten tief im Kothe.
Und Hand in Hand als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Ihr armen Kinder! Mit gereiften Schwingen
Dem Neſt entflohn, im freien Element,
Wie Adler konntet ihr durch Wolken dringen
Hinauf, wo hell des Ruhmes Sonne brennt. —
Sie ſprachen: Lorbeern? — Tand und Aſchenfunken,
Vom Hauch des Windes durch die Luft gejagt!
Und hätten wir ſo hohen Flug gewagt,
Am Ziele wären wir zurück geſunken.
Und Hand in Hand, als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Ihr armen Kinder! Konnt' euch nicht verſüßen
Den herben Schmerz der Kindestreue Lohn?
Das Vaterland ruft euch mit Liebesgrüßen
Und deckt ſein Banner auf den wackern Sohn. —
Sie ſprachen: Ja, dieß Banner im Gemache
Des Feldherrn deckt ihn, wenn die Ruhe winkt,
Indeß der narbenvolle Krieger ſinkt,
Vor Hunger ſinkt an ſeinem Thor als Wache!
Und Hand in Hand, als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Ihr armen Kinder! Welch unſel'ge Amme
Hat euren Sinn mit Schemen ſo bethört?
Drang nicht in eure Nacht die Himmelsflamme,
Habt ihr das Wort der Gnade nie gehört? —
Ja, ſprachen ſie, dem Lichte nachzuwandern,
Wir wagen's! Gott, dein Name hoch und hehr,
Wir warten nicht, bis ihn das trübe Meer
Dem Geiſt verwiſcht, ein Zeichen nach dem andern.
Und Hand in Hand, als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Allmächtiger, kannſt du ihrem Wahn vergeben?
Die Saite tönt, wie ſie berührt der Wind.
Sie wußten nichts vom Ring, in dem wir ſchweben,
Daß wir für's Ganze, nicht für uns nur ſind.
O hätte ſie mit ſeinem Himmelſcheine
Erhellt das Wort: Nur Liebe will Er, Sohn,
Nur Liebe, und dir ſelber frommt es ſchon,
Und Lieb' erwerben, frommt dem Weltvereine!
Und Hand in Hand, als Brüder treu geſellt,
Flohn ſie hinüber in die andre Welt.

Wer den „lieben Gott," den „Schutzgeiſt," „Satans Tod," die „Hochzeit des Papſtes," den „Papſt bei Laune" und andere antiklerikale Spottlieder Berangers geleſen hat, und eingedenk iſt, daß man ein guter Chriſt und Katholik ſeyn kann, ohne gerade Freude an gewiſſen ultramontanen Extravaganzen zu haben, der wird aus dieſem poetiſchen Nachruf ſich von der Wärme einer Religioſität angeweht fühlen, die uns abermals lebhaft an Goethe und ſein Glaubensbekenntniß erinnert, das er in einem Brief an Lavater niedergelegt hat. „Daß du mir," ſchreibt er ihm, „in deinem Briefe noch einmal den innern Zuſammenhang deiner Religion vorlegen wollteſt, war mir ſehr willkommen; wir werden ja wohl nun bald einmal einander über dieſen Punkt kennen und in Ruhe laſſen. Großen Dank verdient die Natur, daß ſie in die Exiſtenz eines jeden lebenden Weſens auch ſo viel Heilungskraft gelegt hat, daß es ſich, wenn es an dem einen oder dem andern Ende zerriſſen wird, ſelbſt wieder zuſammenflicken kann, und was ſind die tauſendfältigen Religionen anders als tauſendfache Aeußerungen dieſer Heilungskraft? Mein Pflaſter ſchlägt bei dir nicht an, deines nicht bei mir — in unſeres Vaters Apotheke ſind viele Recepte. — Wir ſollten einmal unſere Glaubensbekenntniſſe in zwei Columnen neben einander ſetzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten."

Eben ſo klar und beſtimmt ſpricht ſich Beranger ſelbſt aus über die kirchlichen und religiöſen Fragen, die er ſcharf zu unterſcheiden weiß:

„Einige meiner Lieder ſind als gottlos verſchrieen und behandelt worden, die armen Dinger, durch die königlichen Procuratoren, Staatsanwälte und Subſtituten, lauter Leute, die in der Sitzung äußerſt fromm ſind. Ich kann hier nur das hundertmal Geſagte wiederholen. Wenn die Religion, wie in unſern Tagen, ſich als politiſches Werkzeug brauchen läßt, ſo ſetzt ſie ſich der Gefahr aus, ihre Heiligkeit mißachtet zu ſehen; die Toleranteſten werden für ſie intolerant; die Gläubigen, die manchmal etwas anderes glauben, als was ſie lehrt, bringen oft, Repreſſalien übend, bis in ihr Allerheiligſtes. Ich, der ich einer dieſer Gläubigen bin, habe dieß nie gewagt. Worüber ich mich luſtig machte, das iſt nur die Livrée des Katholicismus. Iſt das Gottloſigkeit?"

Digitized by Google

Im Jahr 1835 veranſtaltete Beranger eine „Ausgabe letzter Hand“ ſeiner »Oeuvres complètes,« die ſeitdem in vielen Auflagen mit und ohne Illuſtrationen im größten wie im kleinſten Format erſchienen ſind. Die nachrevolutionären Dichtungen unterſcheiden ſich übrigens von ſeinen vorrevolutionären ſehr weſentlich. Beranger fühlte das ſelbſt und fürchtete, ſie möchten manchem allzu ernſthaft vorkommen: „Wenn mich viele darüber tadeln, ſo werden hoffentlich andere damit zufrieden ſeyn; ſie werden erkennen, daß der Geiſt der neueſten Zeit nicht minder, als mein Alter, das Seinige dazu beigetragen hat, die Auswahl meiner Stoffe ernſter, philoſophiſcher zu machen. Die ſeit 1830 entſtandenen Lieder ſcheinen in der That ſich mehr an Fragen von ſocialem Intereſſe, als an bloß politiſche Discuſſionen anzuknüpfen.“ — Er entſchuldigt ſich, daß auch er ſich in die hohen Fragen von ſocialen Verbeſſerungen miſche. Eine Reihe junger, muthiger, aufgeklärter und begeiſterter Männer, ſagt er, habe zum Glück dieſe Fragen in ein helleres Licht geſetzt und volksthümlich gemacht. Er wünſche, daß einige ſeiner Gedichte dieſen geiſtvollen Männern ſeine Theilnahme an ihrem edeln Unternehmen bethätigten. „Chimäriſche Hoffnungen und Rathſchläge“ hat er übrigens conſequent abgewieſen, wie er denn ſein Leben lang auf realiſtiſchem Boden geſtanden und allen „imaginirten oder imaginären“ Intereſſen ferne geblieben iſt. Im Gegenſatz zu den rein lyriſchen und den ſatiriſch politiſchen kann man dieſe letzte Gattung von Dichtungen ſocial philoſophiſche nennen, deren Grundſtimmung eben jene tiefe Trauer iſt, deren melancholiſcher, ernſter Glockenton den Hörer zugleich wehmüthig ſtimmt und tröſtet. Zur Vergleichung mit den zahlreichen Ewigen-Juden-Dichtungen, die wir Deutſche beſitzen, mag hier auch der Berangerſche einen Platz finden.

Der ewige Jude.

Nichts als ein Becher Waſſers iſt
Des Wandrers Flehn an deiner Schwelle;
Ich bin der ew'ge Jude, Chriſt,
Mich jagt der Sturm von jeder Stelle.
Des Alters Roſt verzehrt mich nicht,
Nichts träum' ich als vom jüngſten Tage;
Nichts hoff' ich, immer wieder bricht
Der Tag an über meiner Klage.
Und fort und fort,
Ohn' Ende fort
Rollt dieſer Ball, wo ich von Ort
Zu Ort muß wandern ewig fort.

Zweitauſend Jahre bald! Wie Laub
Hin über Roms und Hellas Aſche
Durch Staatentrümmer, Völkerſtaub
Treibt mich der Sturm, der ewig raſche.
Stets kämpfen ſah ich Böſ' und Gut,
Oft mußte ſich das Gute beugen.
Die alte Welt iſt ſiech, der Flut
Sah ich zwei neue noch entſteigen.
Und fort ꝛc.

Zur Strafe gab mir Gott Gefühl,
Was ſterben kann, jetzt muß ich's lieben.
Doch winkt mir wo ein Ruhepfühl,
Schnell hat der Sturm mich fortgetrieben.
Dem Bettler an des Weges Rand
Geb' ich den Pfennig: weh mir Armen!
Noch drücken will er meine Hand,
Sie darf in ſeiner nicht erwarmen.
Und fort ꝛc.

Bin ich allein, im dunkeln Hain,
Auf Wieſen, wo die Bäche rollen,
Und wiege meine Schmerzen ein,
Hör' ich den Sturm dawider grollen.
O Gott, auch die Minute Ruh
Mißgönnſt du unbarmherz'ger Weiſe?
Reicht eine Ewigkeit denn zu,
Um auszuruhn von ſolcher Reiſe?

Dort ſpielen Kleine kindiſch wild,
Den meinen ähnlich, auf dem Raſen;
Kaum weid' ich mich am trauten Bild,
Weht mich hinweg des Sturmes Raſen.
Nicht Neid — Erbarmen, Greiſe, müßt
Bei meiner Jahre Zahl ihr fühlen;
Die Kinder, die mein Lächeln grüßt,
Mein Fuß wird ihren Staub zerwühlen.

Die Mauern ſah ich wüſt und alt
Der heil'gen Stadt, die mich geboren;
Anſtemm' ich mich und mache Halt,
Da ſchreit der Sturm mir in die Ohren:
„Hinweg! Sinkt Alles auch hinab,
Geh' aufrecht durch die öden Gaſſen.
Dir haben keinen Raum im Grab
Die Väter deines Stamms gelaſſen!“

Ein teufliſch Lachen war mein Gruß,
Als einſt der Gottmenſch ſank darnieder;
Der Boden weicht mir unter'm Fuß,
Lebt wohl, der Sturm ergreift mich wieder.
So höret denn mein letztes Wort
Und ſey es nicht umſonſt geſprochen:
Nicht ſeine Gottheit war es dort,
Die Menſchheit war's, die Er gerochen!

Ein ſchneidend ſcharfer ſocialiſtiſcher Hauch weht uns aus dem „alten Bettler,“ „Johann,“ die „arme

Digitized by Google

Frau" ꝛc. an, und die Geſellſchaft der Zukunft ſehen wir in poetiſcher Perſpektive in den „Vier Zeitaltern," den „Narren," dem „Rath an die Belgier," in der „Weiſſagung des Noſtradamus." Eine tragiſche Dorfgeſchichte aber, der ſchönſten eine, die je gedichtet worden ſind, iſt:

Die rothe Lene.

Ein's ſchläft ihr an der Bruſt in Ruhe,
Ein's liegt ihr auf dem Nacken ſchwer.
Das Größte, ſchnatternd, ohne Schuhe
Und Strümpfe zieht ſie hinterher.
Dort ſchleppen ſie ihn, ihrer Zehne,
Sie ſieht's, wie er vor Wuth erblaßt.
Herr Gott, ſey mit der rothen Lene,
Den Wilddieb haben ſie gefaßt.

Ich ſah ſie einſt in ſchönſter Blüthe,
Sie nähte, las und ſang und ſpann;
Ein frommes Kind, voll Herzensgüte,
Im Dorf geliebt von Jedermann.
Die Hand ſo weiß, wie Flaum der Schwäne,
Drückt' ich ihr einſt beim Tanz in Haſt.
Herr Gott, ſey mit der rothen Lene,
Den Wilddieb haben ſie gefaßt.

Ein Bauer, reich und jung an Jahren,
Gab ihr ſein Wort und hielt es nicht,
Weil man von ihren rothen Haaren
Im Dorfe mit Verachtung ſpricht.
Dann kamen Andre, die und jene,
Doch ſie war arm, zum Betteln faſt.
Herr Gott, ſey mit der rothen Lene,
Den Wilddieb haben ſie gefaßt.

Da ſprach ein Lump: Komm, du dort hinten,
Roth oder blond, dich nehm' ich doch.
Man ſtreift nach mir, doch ſieh, drei Flinten
Hab' ich und dort im Wald mein Loch.
Mein Bett iſt Moos und Reis und Späne,
Der Schloßpfaff ſegnet unſre Raſt.
Herr Gott, ſey mit der rothen Lene,
Den Wilddieb haben ſie gefaßt.

Da hat ſie ſich ihm zugeſchworen,
Iſt ihm gefolgt zum Felſenhorſt,
Und hat nun dreimal ſchon geboren
Allein und hülflos tief im Forſt.
Drei Buben ſind's voll Mark und Sehne,
Friſch wie im Lenz ein Blüthenaſt.
Herr Gott, ſey mit der rothen Lene,
Den Wilddieb haben ſie gefaßt.

Was kann des Weibes Herz noch laben?
O Mutterliebe, wunderbar!
Sie lächelt, denn die Buben haben
Doch von dem Vater ſchwarzes Haar.
Sie lächelt und zerdrückt die Thräne,
Ihr Troſt erleichtert ihm die Laſt.
Herr Gott, ſey mit der rothen Lene,
Den Wilddieb haben ſie gefaßt.

Von dieſen Gedichten aus der reifſten Periode unſeres Dichters gilt noch mehr als von den übrigen der Ausſpruch Goethes: „Wie meiſterhaft iſt bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und runket er den Gegenſtand in ſeinem Innern, ehe er ihn ausſpricht! Und wenn Alles reif iſt, welcher Witz, Geiſt, Ironie und Perſiflage, und welche Herzlichkeit, Naivität und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet!"

Wir haben aber ſchon zu viel Raum in dieſen Blättern in Anſpruch genommen, als daß uns erlaubt wäre, weitere Belege hier mitzutheilen; die gegebenen werden aber genügen, um in dem franzöſiſchen Chanſonnier ein poetiſches Talent erſten Rangs, einen liebenswürdigen Menſchen und einen patriotiſchen, aufopfernden Bürger erkennen zu laſſen. Wir haben vielleicht ſpäter Gelegenheit, auch von den Gedichten Berangers, des greiſen Einſiedlers, die ſein Nachlaß zu Tage fördern wird, noch einiges mitzutheilen. Sein letztes Lied war „an die Studenten" gerichtet.

Jeder Dichter iſt ein Prophet. Ob nun die Weiſſagungen Berangers jetzt oder ſpäter in Erfüllung gehen, mag dahingeſtellt bleiben. Von Einer aber wiſſen wir gewiß, daß ſie an Berangers Namen *nicht* in Erfüllung gehen wird:

„Der Weiſe, Dichter, Künſtler hofft
Umſonſt, daß ihm ſein Ruhm verbleibe;
Ruhm iſt ein Leichenhemd, das oft
Die Nachwelt Einem reißt vom Leibe."

Sein Ruhm iſt kein *gemachter*, er wird ihn alſo lange überleben, zumal ihn ſelbſt der Schild eines Goethe deckt. „Was ich den literariſchen Scharfrichtern zu ſagen habe," bemerkt Beranger in ſeinem Abſchied vom Publikum und der Kritik, „iſt weiter nichts als das, daß ich völlig unſchuldig bin an den übertriebenen Elogen, die man mir gemacht hat, daß ich nie den geringſten mir günſtigen Artikel veranlaßt, dagegen meine Freunde unter den Journaliſten oft gebeten habe, ihr Lob etwas zu mäßigen, daß ich weit entfernt, Lärm zu ſchlagen, alle Ovationen vermied, die ihn vermehren,

Digitized by Google

und den Coterien fremd blieb, die ihn fortpflanzen, daß ich meine Thüre nie den Commis Voyageurs des literariſchen Rufes geöffnet, die es ſich zum Geſchäft machen, eine Reputation in die Provinz und in's Ausland zu colportiren."

Nach einer Pariſer Timescorreſpondenz vom 19. Juli d. J. beſtünde der literariſche Nachlaß Berangers aus vierzig bis fünfzig Chanſons, welche vor einigen Jahren von ihm bei einem Notar in Paris deponirt worden ſeyen. Während ſeines Aufenthalts in Paſſy habe er das Material zu einer Skizze der revolutionären Periode Frankreichs geſammelt und ſeine Memoiren begonnen, habe aber die Arbeit bald wieder aufgegeben und ſoll die zu dem Zweck geſammelten Papiere verbrannt haben. Außerdem hinterlaſſe Beranger eine beträchtliche Correſondenz. Wir müſſen die Herausgabe dieſes Nachlaſſes abwarten, um zu wiſſen, was an dieſen Zeitungsgerüchten Wahres iſt, ob nicht vielleicht „unvorhergeſehene Hinderniſſe" ſich der vollſtändigen Veröffentlichung des Nachlaſſes, des proſaiſchen wie des poetiſchen, entgegenſtellen. Derſelbe zeigt dem Vernehmen nach deutliche Spuren, daß Beranger ſeinen Napoleonkultus nicht auf alle Napoleoniden ausgedehnt hat.

Als letzte That des faſt achtzigjährigen Mannes wird berichtet, daß er ſich kurz vor ſeinem Ende noch ſeine Papiere bringen und alle Empfangs-, Darlehensſcheine und ähnliche Aktenſtücke, die in großer Anzahl vorhanden waren, verbrennen ließ, um nicht allein die Schulden, ſondern auch die Namen derer, die von ihm Geld oder Geldeswerth empfangen hatten, zu vernichten.

Die „Unabhängigkeit der Seele," die ihm ſelbſt über Alles ging, wie er denn ihr zu lieb, im Jahre 1848 zum Abgeordneten der Nationalverſammlung mit ungeheurer Stimmenmehrheit gewählt, ſeine Wähler um Diſpenſation von dieſer Würde bat, achtete er auch an Andern bis zu ſeinem letzten Athemzuge.

Wir ſchließen dieſe Studie über Beranger mit ſeinem eignen Abſchiedsgruße; denn „Götter ehrt man nur mit ihren eignen Gaben."

Fahrt wohl, ihr Lieder.

Jüngſt ſann ich noch einmal auf neue Lieder,
Zu ſehn, ob nicht die Ader mir verſiegt.
Wie ich begann, erſchien die Fee mir wieder,
Die einſt beim alten Schneider mich gewiegt:
Such' eine Freiſtatt für die langen Nächte,
Der Winter hat die Haare dir bereift,
Du haſt dich müd' geſungen, müd' gekeift,
Biſt zwanzig Jahr geſtanden im Gefechte!
Fahrt wohl, ihr Lieder, meine Zeit iſt um,
Der Nordwind pfeift, der Vogel duckt ſich ſtumm.

Die Zeit iſt hin, wo deine Seele glühte,
Und wo die Harf' in allen Tönen klang,
Wo unerſchöpft dein Frohſinn Flammen ſprühte,
Und blitzend durch die Nacht der Zeit ſich ſchwang.
Auch deiner Freunde Lachluſt will ermatten,
Dein Streifchen Himmel dunkelt allgemach.
So Mancher ging hinab, du ſeufzſt ihm nach,
Liſette ſelbſt iſt ach! nur noch ein Schatten. —
Fahrt wohl ꝛc.

Doch ſey getroſt! Zum armen Volke nieder
Drang dein Geſang, und klingt ſchon überall.
Die Melodie ergriff das Ohr, die Lieder,
Sie fanden auch im Herzen Widerhall.
Wer leſen kann, wird eure Redner loben:
Was deine Kunſt dem armen Volk verlieh,
Das klingt; du haſt die Gaſſenmelodie,
Zum Tort den Königen, zum Lied erhoben.

Die Pfeile, die zurückgeprallt vom Ziele,
Sie wurden niederfallend aufgerafft,
Im Volke fanden ſich der Schützen viele,
Die warfen ſie hinauf mit friſcher Kraft.
Der Blitzſtrahl, den der Thron herab geſchoſſen,
War ſein Verderben, nach drei Tagen ſchon.
Von all den Kugeln, die zerſchellt den Thron,
Wie viel hat deine Muſe nicht gegoſſen!

Du haſt dein ſchönes Theil an dieſen Tagen,
Von deren Beute du dich abgekehrt;
Du wirſt der Nachwelt dieſe Kunde ſagen,
Dein Alter ſey durch ihren Glanz verklärt.
Sey du der Jugend Führer und Berather,
Und ſchaut das Vaterland mit ſtolzem Blick
Dereinſt auf ſie, dann ſegne dein Geſchick,
Am Ruhm des Sohns verjünge ſich der Vater.

Zum Rückzug bläſt du, gute Fee; der Barde,
Der arme, folgt, wohl iſt es Zeit dazu.
Bald wohnt Vergeſſenheit in der Manſarde
Bei mir, die Mutter und das Kind der Ruh'.
Und wenn ſie einſt zu meinem Grabe kommen,
Spricht naſſen Augs vielleicht ein Veteran:
„Der Stern, den wir die Nacht erleuchten ſah'n,
Gott löſcht' ihn, lang bevor er ausgeglommen!"

Ludwig Seeger.

Digitized by Google

Der arme Student.

Nach W. Carleton.

(Schluß.)

Nach drei ſchrecklichen Schuljahren wendet ſich des armen Jakobs Geſchick. Ein Vicar, der ſich ſeiner menſchenfreundlich annimmt, ſteht in näherem Verhältniß zum Obriſt, deſſen Verwalter Jakobs Vater unmenſchlich und widerrechtlich von ſeiner Pachtung vertrieben hat und, wie alle „Abſentees," gar nicht weiß, was auf ſeinen fernen Gütern vorgeht. Jakob wird demſelben vorgeſtellt. Das offene, verſtändige Weſen des Knaben gefällt dem Herrn. Der Bericht, den der arme Student vom Schickſal ſeiner Eltern entwirft, erſchüttert den Obriſt; er reist auf ſein Gut und überzeugt ſich von der Schlechtigkeit des Verwalters; dieſer wird geſtürzt und Jakobs Vater wieder in ſeine Pachtung eingeſetzt. Jakob aber tritt, vom Obriſt großmüthig unterſtützt, in's Prieſterſeminar, wo er ſich durch ſeine mehr als gemeine Begabung auszeichnet. Er erhält vom Biſchof, der ihn als armen Kranken am Straßengraben hat kennen lernen, die Prieſterweihe und eine gute Vicarſtelle. Kaum aber iſt er inſtallirt, ſo zieht es ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt fort, die Heimath und die Seinigen wieder zu ſehen.

An einem herrlichen Sommermorgen ward die Reiſe angetreten. Der Weg führte an dem uns bekannten Hofe des Langhans'ſchen Ehepaars vorüber, wo ſeiner Zeit Jakob ſo freundliche Aufnahme gefunden.

In dem Pächterhauſe ſieht es jetzt ganz anders aus als damals. Alles daſelbſt iſt in haſtiger und ſchmerzlicher Aufregung; die Töchter laufen abwechſelnd auf eine nahegelegene Anhöhe und blicken ängſtlich nach der Hauptſtraße; ſogleich ſind ſie wieder im Hauſe zurück, um eben ſo ſchnell wieder nach der Höhe zu eilen, von der aus ſie einen ſehnſüchtig Erwarteten zu erſpähen hoffen. Alles vergebens! Händeringend und mit allen Zeichen tiefſten Schmerzes ſtehen ſie da; auch die Mutter geſellt ſich zu ihnen, um ihre verweinten Augen in die Ferne ſchweifen zu laſſen; ſie ſchwankt hin und her, wie in der Regel die iriſche Frau thut, wenn Kummer ſie drückt. Sie hält die Hand über das Auge, ob ſie nicht irgendwo einen auffallenden Punkt gewahr werde, und bricht, in's Haus zurückkehrend, in verzweifelte Wehklagen aus. Sie eilt durch die Küche nach der Schlafſtube, ſetzt ſich neben dem Bett auf einen Stuhl und fängt von Neuem an leiſe, aber bitterlich zu jammern. Ihr Mann liegt im Todeskampf.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen," ächzte der Sterbende, wie er ihrer anſichtig wurde, „iſt keine Spur von ihnen zu ſehen?" — „Nicht eine Haarſpitze groß; aber ſie werden — ſie müſſen ſogleich hier ſeyn, Lieber, und dann wird es dir wieder leichter um das Herz werden." — „Ach! Elſe, Elſe, wüßteſt du, wie angſt mir iſt, ohne den Prieſter zu ſterben, du hätteſt Mitleiden mit mir!" — „Ich habe Mitleiden mit dir, mein Engel; aber nimm es dir nicht allzuſehr zu Herzen, denn ich vertraue auf Gott, daß er dich in deiner letzten Stunde nicht verlaſſen wird. Du thateſt was du konnteſt, mein Augentroſt; du demüthigteſt dich vor ihm bei Tag und Nacht und nie ging ein armer Nachbar ohne ein Gott vergelt's von deiner Schwelle."

Der Sterbende erhob mühſam ſeine Hände von der Decke. „Ach!" rief er, „ich glaubte viel gethan zu haben, Elſe, und nun — nun kommt es mir wie gar nichts vor, gegen das, was ich hätte thun ſollen. Aber zu Leide gethan hab' ich keiner lebendigen Seele etwas. Nur mit dem Prieſter möcht' ich mich noch abfinden." — „Das weiß ich, Lieber: keinem Kinde konnteſt du wehe thun!" — „Elſe, vergib mir, Liebe, wenn ich dir irgend etwas zu leide gethan. Ruf' auch die Kinder — auch ſie ſollen mir vergeben. Sie werden's wohl, denn es waren alle Zeit gute Kinder, die mich lieb hatten."

In dem Augenblick ſtürzten die Töchter in die Stube: „Lieber Vater, Peter iſt da, aber kein Prieſter! Gnadenreiche Himmelskönigin, was ſollen wir thun! O, Vater, lieber Vater, ſollſt du ohne die letzte Oelung ſterben!" — Der Kranke ſchlug die Hände zuſammen, blickte gen Himmel und ſtöhnte laut: „Ach! das iſt hart, ſehr hart für mich armen Mann! Ich will mich aber nicht ganz und gar niederbeugen laſſen. Meine Hoffnung ſteht auf dem guten Gott!"

Als ſeine Frau vernahm, ihr Sohn ſey ohne den Prieſter zurück, hüllte ſie ihr Geſicht in die Schürze und weinte ſo jämmerlich, wie es nur Leute können, die auf die Gebräuche ihrer Kirche einen unausſprechlichen Werth legen. Die Kinder ſchienen zerſtreut; ihr Schmerz glich eher der Beſtürzung über einen unerwarteten Unfall, als der Bekümmerniß um Einen, der Schritt um Schritt dem Grabe näher rückt.

Digitized by Google

Jetzt kam auch der Bote herbei und berichtete unter Thränen, beide Priester seyen bei einer Pfarrconferenz und werden erst spät heimkehren. — Die bisher immer noch gemäßigten Wehklagen der Pächtersfrau wurden nunmehr so laut und stürmisch, daß der bevorstehende Tod ihres Mannes nicht der eigentliche Grund seyn konnte. Weit schrecklicher als die Trennung war für sie der Gedanke, daß er „ungeölt" und mit den ihm anhaftenden Flecken menschlicher Schwachheit abscheiden sollte. Sie schrie verzweiflungsvoll, schlug ihre Hände zusammen, als ob er bereits eine Leiche wäre. Hätte er zuvor das Viaticum oder das letzte Sacrament empfangen, würde der Tod gar nichts so Schreckhaftes für sie gehabt haben; so aber konnte sie sich gar nicht trösten und die Kinder stimmten in das Wehegeschrei mit ein.

So blieb es nahezu drei Stunden; der arme Mann wurde schwächer und schwächer, er konnte kaum noch sprechen und erkannte die Seinigen mit Mühe. Eine Menge Nachbarn versammelten sich nach und nach in dem Sterbezimmer, um durch lautes Gebet den abwesenden Priester zu ersetzen. Viele knieten vor der Thüre, da Kammer und Küche nicht alle fassen konnten. Da ritt, gerade im bangsten Augenblick, ein schwarzgekleideter Herr auf das Haus zu. Sogleich drehte jeder Hals sich ihm entgegen, in der Hoffnung, es werde der Pfarrer oder Vikar seyn; aber ach! abermalige Enttäuschung. Niemand kannte den fremden Mann, der indessen beim ersten Blick auf die kniende Menge die Ursache ihres Beisammenseyns erkannte.

„Was gibt es?" rief er; „ist ein Kranker oder Sterbender da?" — „Der arme Herr Langhans ist eben am Abscheiden, Gott sey gepriesen! Und das Schrecklichste, was ihm und der Familie begegnen konnte, ist, daß er ohne Beistand eines Priesters sterben muß. Sie sind alle beide auf der „Caunfirenz," Herr, und können nicht kommen." — „Macht Platz," sagte der Fremde, indem er vom Pferde stieg und rasch die Menge durchbrach. „Zeigt mir die Krankenstube, aber schnell, meine Freunde; ich bin ein katholischer Geistlicher."

Im Nu war der Weg frei und der Fremde stand neben dem Sterbebette. Die lauten Wehklagen verstummten unverzüglich. — „Meine lieben Leute," begann er, „ihr wißt, daß es bei einem Sterbenden stille hergehen soll. Pfui! pfui! Laßt das Schreien, das doch nur den Kranken zerstreut und ihn hindert, sich für den feierlichen Schritt zu sammeln, den er zu thun im Begriffe steht."

„Herr," rief die Pächtersfrau, indem sie seine Hand in ihre beiden nahm und ihm zerstreut in's Gesicht blickte, „sind Sie ein Priester? Um des Himmels Barmherzigkeit willen sagen Sie es uns!" — „Der bin ich," lautete die Antwort. „Verlaßt nunmehr Alle die Stube. Ich hoffe, Euer Mann ist noch nicht sprachlos." — „Gebenedeiete Mutter Gottes, er ist noch nicht so weit, Lob und Preis sey ihr! Aber nahe daran ist es und wir haben wenig oder gar keine Zeit mehr zu verlieren."

Während dem sie sprach, hing sie ihm das Meßgewand um, worauf er allein beim Kranken zurückblieb und seine Beichte hörte. Das Erscheinen eines Priesters verlieh dem guten Pächter neue Lebenskraft; er konnte gesammelt und vollständig beichten und empfing das Sacrament der letzten Oelung. Die Wirkung grenzte an's Wunderbare: stille Heiterkeit voll Hoffnung und Zuversicht lagerte sich auf den blassen und eingefallenen Zügen, die noch vor wenigen Minuten durch unbeschreiblichen Schrecken entstellt waren. Sobald die herbeigerufene Frau und Kinder dieß gewahr wurden, verstummte ihr Schmerz urplötzlich: der Tod hatte für sie seinen Stachel, die Trennung ihre Bitterkeit verloren, und so tief auch ihr Gram war, so wurde er wenigstens nicht durch die Angst vor der künftigen Pein vergiftet. Der Priester, der sich inzwischen neben dem Kranken niedergesetzt, sah diesem genauer in's Gesicht.

„Ich wäre recht froh," redete der Pächter ihn an, „wenn ich vor meinem letzten Stündchen erführe, wen Gott in seiner Barmherzigkeit hergesendet hat, um mir das Sterben zu versüßen; wären Sie wohl so gütig, Herr, es mir zu sagen?" — „Erinnert Ihr Euch," erwiederte der Priester, „des jungen Burschen, der vor einigen Jahren auf seiner Reise nach Münster als armer Student bei Euch war? Ihr und die Eurigen bewiesen sich besonders freundlich gegen ihn, so freundlich, daß er seither Eure Liebe und Gastfreundschaft nicht vergessen konnte." — „Ja, Hochwürden, ich erinnere mich. Ein sanftes, gutes Geschöpf war der arme Junge. Möge Gott ihm aufgeholfen haben!" — „Ihr seht ihn vor Euch. Ich bin derselbe Knabe und danke Gott, daß ich ein wenn auch schwaches Zeugniß davon ablegen kann, wie sehr Eure Großmuth mich gerührt hat, obwohl ich wünschen möchte, die Veranlassung wäre weniger traurig."

Der Pächter richtete seine Augen und Hände gen Himmel. „Lob und Preis dir, guter Gott! Nun weiß ich, daß du mich nicht vergessen hast, da du mir das bischen Gutthat, die ich um deinetwillen an dem Knaben übte, in der Stunde meiner Bedrängniß so überreichlich lohnest! Kinder, denkt daran, auch wenn ich nicht mehr bei euch bin, steht dem Fremdling bei und dem Armen und Nothleidenden. Lassen Sie mich noch

Digitized by Google

einmal in Ihr Geſicht ſehen, Herr. Etwas mehr gegen das Licht! So, jetzt kann ich Sie ſehen! Derſelbe milde und offene Ausdruck, aber ohne den ſorgenvollen Zug. Erlauben Sie mir meine Hand auf Ihr Haupt zu legen; ich möchte Sie ſegnen, bevor ich ſterbe."

Der Prieſter kniete nieder, da der Sterbende die Hand nicht mehr emporheben konnte. „Aber ſagen Sie mir," hob dieſer an, „waren Sie im Stande, Ihre Familie, wie Sie wollten, zu unterſtützen?" — „Gott erſah in mir das Werkzeug, den Meinen aus der Noth und Armuth zu helfen." — „Nun, das ſagt' ich ja, daß Ihr Beginnen geſegnet ſeyn werde. Und hiemit empfangen Sie meinen Segen. Bleiben Sie ſtets auf dem rechten Wege! Kinder, ich werde ſchwach, tretet näher, damit ich euch zum letztenmale ſegne. Gott verzeih' mir die Sünde, aber mein Herz hängt noch immer in Liebe an euch. Verzeiht mir, wenn ich gegen Eines oder das Andere, mehr als recht war, ſtreng geweſen."

In Schmerz aufgelöst umſtanden die Kinder das Bett und konnten längere Zeit kein Wort hervorbringen. — „Nie, niemals, herzliebſter Vater, haſt du uns wehe gethan. Uns, Theuerſter, haſt du zu vergeben, denn jetzt erſt fühlen wir, wie oft wir uns gegen dich vergangen haben. Verzeih' uns!"

Alle knieten nieder, um den väterlichen Segen zu empfangen. Zuletzt kam die Reihe an ſein Weib und die Scene nahm nunmehr einen wahrhaft erhabenen Charakter an. Es lag etwas Jubelndes in ihrem Benehmen und ein Ausdruck freudigſter Hoffnung in ihrem Auge bei dem Gedanken, daß ihr Mann mit allen vorgeſchriebenen Tröſtungen der Religion ſterbe. Allmählig freilich gewann der Schmerz über die nahe Trennung die Oberhand. Zuletzt wandte ſich der Pächter noch einmal an den Prieſter und bat ihn um ſeinen Segen und ſeine Fürbitte.

„Eure Hochwürden erinnern ſich vielleicht noch, um was ich Sie damals erſucht habe." — „Ja," ſagte der Prieſter, „Ihr meint die Meſſen, die Ihr mir für Euch zu leſen aufgabt, falls ich die Weihe empfangen ſollte. Beruhigt Euch deßhalb. Ich werde nicht bloß für die Ruhe Eurer Seele Meſſe leſen, ich kann Euch auch verſichern, daß ich bisher ſchon namentlich Eurer gedacht habe in jeder Meſſe, die ich ſeit meiner Ordination gefeiert."

Der junge Geiſtliche ließ nicht ab, dem Kranken erbaulichen Troſt einzuſprechen, bis ſein Stündlein gekommen war. Als er geendet, betete derſelbe: „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, denn ſie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach." Er ſetzte ſich, hielt ſein Tuch vor's Geſicht und weinte bitterlich.

Er hatte jetzt nur noch eine kleine Tagereiſe bis zu ſeiner Heimath. Langſam ritt er dahin und bei jedem wohlbekannten Hügel oder Teich, deſſen er anſichtig wurde, ſchlug ſein Herz ſtärker. „Es iſt beſſer," dachte er, „ich richte meine Ankunft ſo ein, daß die Meinen von der Tagesarbeit zurück und um den Herd verſammelt ſind. Gott! wie bin ich dir zu Danke verpflichtet, mich ſo wunderbar geführt zu haben!"

Es mochte gegen ſieben Uhr ſeyn; der Abend war ruhig und die Sonne ſchien dunkelroth durch die warme Sommerluft. Der Reiſende hatte eben die Anhöhe erſtiegen, von der aus man einen freien Blick über den fruchtbaren Streifen Landes hatte, der ſich ringsum ausdehnte. Da lag ſeine Heimath, ſein Dorf in der ganzen Herrlichkeit der zum Niedergang eilenden Sonne. Die Felder waren grün, die Bäche gleich geſchmolzenem Silber, die Wieſen mit Heuhaufen bedeckt, auf den friſchen Gründen weideten Schafe, auf den ſpiegelglatten Teichen zeichneten ſich die anliegenden Hügelreihen ab. Hie und da erſchien ein Herrenſitz, von Bäumen umſchattet, und zur Rechten ragte der Kirchthurm in den weſtlichen Himmel. Es war kein großartiges Naturgemälde, jeder einzelne Gegenſtand von beſcheidener und einfacher Schönheit; aber der ſtille Reiz, das heitere Licht, die glückliche und friedliche Stimmung, die über dem Ganzen lag — Alles rief tauſend zarte Empfindungen in einem Herzen wach, deſſen Stimmung dem umgebenden Naturſchauſpiel ſo ganz entſprach. Der Rauch, der aus einigen Pächterhäuſern und Hütten in zierlichen Säulen emporſtieg, verlieh der Scene das Leben, deſſen ſie bedurfte, wozu noch ein Paar Geſtalten kamen, die mit verlängerten Schatten gerade zu den Füßen unſers Reiſenden durch Felder und Auen dahinſchritten.

Der Punkt aber, auf welchen derſelbe mit Anſtrengung und unverwandt hinblickte, war der Hof, an dem alle ſeine Kindheitserinnerungen haften. Die übermächtige Empfindung machte ſich in einigen ſchluchzenden Schmerzenslauten Luft, wodurch ſich das beſtürmte Gemüth erleichterte. Er ſchlug den grün bewachſenen Fußpfad, der nach der väterlichen Wohnung führte, ein, weil er da von den Seinigen nicht von ferne geſehen werden konnte. Er trat durch die Thüre und die Familie, die ſo eben ihr Abendbrod eingenommen hatte, erhob ſich aus Achtung vor dem Fremden.

„Iſt dieß das Haus, wo Dominik Mack wohnt?" fragte er. — „So iſt mein Name, Herr," erwiederte der Angeredete. — „Die Familie, hoff' ich, befindet ſich — befindet ſich — wohl. Man hat mich verlangt

Digitized by Google

— doch nein! — nein! — ich kann nicht! Vater! Mutter!"

„Er iſt's!" ſchrack die Mutter zuſammen. „Er iſt's! — mein Jokele!" — „Jokele! Jokele!" jubelte der Vater, daß es weithin ſchallte. — „Jokele! unſer armer Jokele!" riefen Brüder und Schweſtern. — „Gemach, Kinder!" fiel der Vater ein, „gemach! Laßt die Mutter zu ihm! Laßt ſie zu ihm! Wer hat ein Recht dazu wie ſie? Mein Schatz — mein Engel, faſſe dich! — Gott im Himmel, was macht ſie? Sie hat den Verſtand verloren!"

„Vater, laßt ſie machen!" bat der Sohn. „Laßt die Arme, wo ſie ſind; es iſt freilich lange her, daß ſie mich nicht mehr umhalst haben. Oftmals, oftmals hätt' ich die ganze Welt darum gegeben, wenn meine geſegnete und geliebte Mutter mich in ihre Arme genommen hätte! Ja, ja! Weint, Vater, weinet Alle zuſammen! — Theure Mutter! komm zu dir! — Sie kennt mich nicht — ihre Augen wandern. Ich fürchte, der Schreck war zu groß für ſie! Setzt einen Stuhl unter die Thüre, und ich bringe ſie an die friſche Luft."

Den Bemühungen der Kinder gelang es, die Mutter wieder zu ſich zu bringen, wenigſtens inſoweit, daß ſie ihren Sohn erkannte. Noch hatte ſie keine Thräne vergoſſen, jetzt aber blickte ſie ihn an, lächelte und nannte ſeinen Namen, wobei ſie ſeine Kleidung mit einem eigenthümlichen Ausdruck ſchmerzlicher Erregung prüfte.

„Ich will iriſch mit ihr ſprechen," ſagte Jakob, „das geht ihr gerade zum Herzen: Mhair Avurnin, tha nu, loht, anisch!« (Lieb Mütterlein, endlich bin ich wieder bei dir!) — »Schamus, arun avick machri, wuil thu lhum? wuil thu — wuil thu lhum? (Jokele, mein Lieber, Sohn meines Herzens, biſt du bei mir? biſt du — biſt du bei mir?)" — »Isch mahin a tha in, a vair dhilisch machri! (Ich bin es, der bei dir iſt, theuerſte Herzensmutter!)"

Abermals lächelte ſie, aber nur einen Augenblick, dann ſah ſie ihn an, legte ſein Haupt an ihre Bruſt, ließ ihre Thränen auf ſein Geſicht niederthauen und erhob in ſanfter Tonart den iriſchen Freudenruf.

Nichts fehlte mehr zum Glück der Familie: ſie hatte ihren Hof wieder und einer der Ihrigen war Prieſter.

Literatur.

Gedichte von Friedrich Hebbel. Geſammtausgabe, ſtark vermehrt und verbeſſert. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1857.

Hebbel den Dramatiker kennt wohl jedermann. Nicht ebenſo iſt es mit dem Lyriker Hebbel. Daß ein Dichter, der ſich durch dramatiſche Schöpfungen ausgezeichnet, auch in andern Gattungen der Poeſie nicht ganz unfruchtbar bleiben werde, konnte man ſich wohl denken; mancher hat auch ohne Zweifel ſchon da oder dort, z. B. in dieſen Blättern, ein Gedicht von ihm geleſen; daß aber ſeine lyriſchen Produkte allein ſchon hinreichen werden, Hebbel einen ausgezeichneten Platz unter den neueren Dichtern zu ſichern, das haben ſicherlich die wenigſten gewußt, ehe dieſe Geſammtausgabe vor ihnen lag. Für eine nähere Kenntniß der dramatiſchen und der Geſammteigenthümlichkeit eines Dichters überhaupt aber wird nichts förderlicher ſeyn als eine genauere Charakteriſtik deſſelben nach der lyriſchen Seite. Weit mehr noch als an den dramatiſchen Hervorbringungen, wo ſchon durch den Stoff jede Aeußerung der Subjektivität in ein beſtimmtes Maß zurückgedrängt und gebunden wird, muß hier das Intimſte der ganzen Gefühls- und Anſchauungsweiſe zu Tag kommen.

Als Hebbel mit ſeinen erſten Dramen hervortrat, trugen ſich viele mit dem Gedanken, er werde es verſuchen die ganze Poeſie umzugeſtalten, insbeſondere dem Schauſpiel einen gänzlich veränderten Inhalt zu geben. Eine mißliche Erwartung, ſofern darin immer die Vorausſetzung enthalten iſt, der, von dem man ſie hegt, habe ganz abſonderliche und ungerechtfertigte Prätenſionen. Von einer totalen Umgeſtaltung des Vorhandenen kann man auch bei den epochemachendſten Geiſtern nicht ſprechen; vielmehr haben ſie immer nur dem Gegebenen, dem in der Zeit Liegenden zu ſeinem klarſten, vollendetſten Ausdruck verholfen, die einſeitigen, auseinanderlaufenden Richtungen zuſammengefaßt und rectificirt, und ſo zwar keineswegs eine Welt aus Nichts geſchaffen, aber doch dem, das nicht war, das nicht klar und bewußt vorhanden war, gerufen, daß es ſey. Die Meinung von ſich ſelbſt, daß man berufen ſey, etwas noch nie Dageweſenes zu leiſten, iſt immer ein Zeichen eines unreifen, windigen Geiſtes. Man hat darum bald erkannt, daß man ſich in Hebbel ſehr getäuſcht hätte,

Digitized by Google

wenn man von ihm eine ſolche gründliche Neologie erwartete. Es iſt ſein Verdienſt, dem Drama neue und zeitgemäße Gebiete eröffnet zu haben; er hat dieß aber nicht in nichtiger, anſpruchsvoller Weiſe gethan, ſondern ſich immer mehr als einen ernſten, maßhaltenden Geiſt gezeigt.

Daſſelbe Urtheil müſſen wir nun auch über ſeine lyriſchen Gedichte fällen. Sie unterſcheiden ſich allerdings durch eine ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit, aber dieſe Eigenthümlichkeit iſt nirgends Caprice und Prätenſion, nichts Gemachtes, ſondern wahres Weſen. Man wird auch hier nicht ſagen wollen, daß ſeine Gedichte durchaus neu ſeyen; hiemit würde ihm wohl der ſchlechteſte Dienſt erwieſen; aber das ganze Weſen der modernen Poeſie findet in ihnen einen ſelbſtſtändigen, charakteriſtiſchen Ausdruck. Für das unterſcheidende Weſen der modernen Poeſie aber halten wir jene Miſchung vom Sentiment und Spekulation, von zerfließendem elegiſchem Gefühl und tiefſinnigem oder haarſpaltendem Philoſophiren, welche in Lenau ihren kräftigſten und intereſſanteſten Repräſentanten gefunden hat. In dieſem düſtern Wühlen der Gefühle glauben wir die Subſtanz auch der Hebbelſchen Gedichte finden zu müſſen. Wenigſtens kam auch ihm wohl von dieſer Seite der erſte Anſtoß. Ganz an die Lenau'ſche Weiſe erinnern uns z. B. die Waldbilder, vor allen: „Böſer Ort.“ Das unheimliche Naturgrauen iſt hier in einer Weiſe ausgedrückt, welche das Gedicht den beſten dieſer Gattung an die Seite ſtellt. Von beſonderem Intereſſe ſind uns ferner die Gedichte, in denen ſich die philoſophiſche Weltanſchauung des Verfaſſers, ſein ſpekulatives Bewußtſeyn kund gibt. Daſſelbe iſt, wie ſich erwarten läßt, ein pantheiſtiſches. Sehr vortheilhaft aber unterſcheidet ſich dieſer poetiſche Pantheismus von der Art und Weiſe, wie ihn ſo viele Dichter auszuſprechen pflegen, indem er keineswegs in jener matten Reſignation des Zerfließens in das All, in der herkömmlichen Vernichtungsſeligkeit aufgeht. Ein geſunder, wahrhaft poetiſcher Pantheismus iſt vielmehr derjenige, der mit Energie in alle Formen des Werdens und der Erſcheinung eindringt, der ſich ſelbſt als dem Allem erſt Leben und Bewußtſeyn gebenden Geiſt weiß. So im Proteus:

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erſchuf und erſchafft,
Sie hat es in Formen, in ſteife, gehüllt,
In ſtarrende Normen das Leben gefüllt.

Und wie's in den Formen auch brauſet und ziſcht,
So bleibt es doch immer mit Erde gemiſcht,
Nie kann ſich's entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es ſo trübe, da wird es ſo kalt.

Doch mich hat ſie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem ſie grauſam die Weſen umfing,
Ich ſteige hinunter, ich ſteige empor
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich ſchlürfe begierig aus jeglichem Seyn
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir ſchnell
Die Pforten entriegeln zum innerſten Quell.

Ich bin's, der die Quelle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigſte Strömung erregt,
Und dann, was ſie innerlich eigen beſitzt,
Enteilend, in's dürſtende Weltall verſpritzt.

Hier iſt das eigentliche Bewußtſeyn der Zeit kräftig und mannhaft ausgeſprochen; ähnlich in dem ſchönen, tiefgefühlten Gedicht S. 283:

Alles Leben iſt Raub;
Funken, die Sonnen entflammen,
Lodern, das All zu entflammen,
Da verſchluckt ſie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchſte und tiefſte Gewalten
Drängen in allen Geſtalten!
Trotze, ſo bleibt dir der Sieg.

. . . . . .

Greife in's All nur hinein!
Wie du gekämpft und geduldet,
Sind dir die Götter verſchuldet,
Nimm dir, denn Alles iſt dein!

Wer auf dieſe Weiſe „in ahnungsvollem Schmerz den Geiſt des Weltalls hat empfunden,“ wer ſich ſelbſt „in die engen Grenzen der Sterblichkeit als den reichſten Gaſt geſchloſſen, um jedwedes Daſeyn zu ergänzen durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,“ der hat auch ein Recht zu ſich zu ſprechen:

Du trinkſt das allgemeinſte Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und in's Unendliche verſchweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß.

Wir glaubten dieſe Seite der Hebbel'ſchen Gedichte beſonders hervorheben zu müſſen, weil wir von ihr aus den tiefſten Einblick in die Gedankenwelt des Dichters bekommen, weil wir an ihr einen hauptſächlichen Probirſtein haben, ſeinen geiſtigen Gehalt zu meſſen. Durch Gedichte, wie die eben angeführten, denen wir namentlich auch noch S. 213 „Reminiſcenz“ beigeſellen möchten, hat nun nach unſerer Ueberzeugung Hebbel ſeine ſpeculativ poetiſche Befähigung auf's unzweideutigſte documentirt. Hier iſt nicht der ordinäre pantheiſtiſche Catechismus, der uns mit ſeiner ſchwächlichen Sentimentalität eine eben ſo häufige als leidige Erſcheinung iſt, verſifficirt, ſondern tiefſinnige Gedanken vereinigen ſich mit kühnen Bildern in einer Weiſe, die uns eben ſo philoſophiſch wie poetiſch anzuregen und zu befriedigen vermag.

Dabei ſind wir nun aber weit entfernt, die ganze

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit der Hebbelſchen Muſe in düſtern Waldbildern oder in kühnen Spekulationen, bei denen wir ebenfalls an Lenau erinnert werden, finden zu wollen. Was ihn auszeichnet, iſt gerade das, daß das Moderne in dem vorhin angegebenen Sinn bei ihm nur ein einzelnes Moment iſt, das nicht grell und einſeitig hervortritt, ſondern in die Geſammtheit ſeiner poetiſchen Leiſtungen harmoniſch aufgenommen wird. Seine ganze Bedeutung glauben wir nicht beſſer zuſammenfaſſen zu können als in dem Urtheil, daß Modernes und Claſſiſches bei ihm in ſeltener Vereinigung zuſammen gehen. Unter dem Namen des Claſſiſchen aber verſtehen wir hier eben ſo den begeiſterten Schwung des Schillerſchen Idealismus als die Unmittelbarkeit und den ruhigen Fluß der Goetheſchen Lyrik. Alle dieſe verſchiedenen Elemente ſehen wir in den vorliegenden Gedichten zu einem originellen und ſelbſtſtändigen Ganzen vereinigt. „Das Opfer des Frühlings“ z. B. iſt ein ächtes Produkt des claſſiſchen Idealismus, bei dem wir uns an die ſchönſten derartigen Gedichte Schillers erinnert fühlen. Ungleich tiefer und weiter gehend aber iſt offenbar die Goetheſche Wahlverwandtſchaft. Aeußerlich ſchon gibt ſich uns dieß in den häufigen kurzen und leichten Metren kund. Die innere Verwandtſchaft ſcheint ſich uns bisweilen ſogar bis auf die Goetheſchen Fehler und Härten auszudehnen. Hebbel erklärt ſich zwar nicht einverſtanden mit Goethes poetiſcher Theorie und ſagt in dieſer Hinſicht:

Drum geb' ich denn mit Goethe nicht
Für den Gedanken alle Reime,
Ich fordre beides vom Gedicht,
Denn beides wächst aus Einem Keime.

Dennoch aber wollte es uns vorkommen, als dränge ſich auch bei ihm der Gedanke da und dort eben ſo hart und unmittelbar vor, wie dieß öfters bei Goethe ſelbſt in ſeinen ſchönſten und berühmteſten Gedichten der Fall iſt. So iſt z. B. S. 263 „Meiſenglück“ gewiß ein höchſt leichter und zarter Klang, wird aber nicht jeder Leſer in dem Genuß deſſelben geſtört und muß er es nicht für eine proſaiſche, vermittelte Reflexion erklären, mit was die erſte Strophe ſchließt:

Aus dem goldnen Morgen-Qualm
Sich herniederſchwingend,
Hüpft die Meiſe auf den Halm,
Aber noch nicht ſingend.

Wir würden uns nicht erlauben, auf eine ſolche Einzelnheit aufmerkſam zu machen, wenn wir nicht überzeugt wären, es mit einem ausgezeichneten Dichter zu thun zu haben, bei welchem einiger Schatten das Licht nur um ſo heller hervortreten läßt. Als Beiſpiel ſchönſter Durchdringung von Form und Inhalt, bei welchem uns die Goetheſche Poeſie durchklingt, können wir uns nicht verſagen, „die Weihe der Nacht“ anzuführen:

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen ſchwer,
Säuſelt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreiſe
Auf in's Weit'ſte ſtrebte,
Sanft und leiſe
Sank es in ſich ſelbſt zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Friſche regen,
Und aus ſeinen Finſterniſſen
Tritt der Herr, ſo weit er kann,
Und die Fäden, die zerriſſen,
Knüpft er alle wieder an.

Nehmen wir alles in allem, ſo glauben wir verſichern zu dürfen, daß der Leſer in dieſen Gedichten nicht nur oberflächlichen Genuß, ſondern auch tiefere Befriedigung finden wird. Wer bemüht iſt, Hebbel literarhiſtoriſch zu begreifen und ihm ſeine gebührende Stellung in dem ganzen Entwicklungsgang der poetiſchen Literatur anzuweiſen, dem können gerade dieſe lyriſchen Gedichte die beſten Fingerzeige geben. Aus ihnen ſcheint ſich uns als ſeine Miſſion die ſchon genannte Vereinigung des Modernen und Claſſiſchen zu ergeben. Wie uns dieſes aus den einzelnen Gedichten hervortritt, ſo glauben wir nicht zu irren, wenn wir auch in ſeinen dramatiſchen Hervorbringungen das Streben erblicken, den modernen, ſocialen, politiſchen und philoſophiſchen Inhalt in die einfach natürliche claſſiſche Form zu gießen.

Seyen die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sey es die Weiſe ſogar, die ſie bedächtig gewählt.
Fand ein Goethe doch Raum in dieſen gemeſſenen Schranken,
Wären ſie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz ſich erneut:
Alt ſind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Roſen,
Friſch iſt der Duft und im Kranz thut ſich der Meiſter hervor!

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, September.

(Schluß.)

Grammarſchools. — Der Bankerott der Surrey-Gardens-Geſellſchaft.

Während man von nichts anderem als von Gräuelſcenen dieſer Art ſpricht und lieſt, und von nichts anderm die Rede iſt, als von der Rache, die man an dieſer kannibaliſchen Menſchenbrut von zweihundert Millionen Seelen zu nehmen hat, iſt es ein wahrer Troſt, daß es in England noch Anſtalten gibt, wo man alle dieſe Gräuel in dem Studium des claſſiſchen Alterthums vergeſſen kann. Zu dieſen Anſtalten gehören vor allem die ſogenannten Grammarſchools, die vor mehreren Jahrhunderten geſtiftet und mit Land ausgeſtattet wurden, deſſen Einkünfte dazu beſtimmt ſind, die Lehrer, einen Headmaſter und einen Maſter, zu beſolden. Nun iſt der Werth des Landes im letzten Jahrhundert bedeutend geſtiegen, und nirgends mehr als in Lancaſhire, wo die Mühlen oder Fabriken und die neuen Städte, die in Folge dieſer Mühlen aus dem Boden geſprungen, ſich jeden Fleck Landes ſtreitig machten und in Anſpruch nahmen. So haben ſich in Lancaſhire die Einkünfte des Headmaſter und des Maſter auf's Zehnfache geſteigert. Die Verwaltung des Schulfonds iſt nach der urſprünglichen Stiftungsurkunde gewöhnlich einem Comité von fünfzig Bürgern der Stadt anvertraut, die die jedesmaligen Lehrer auf die Dauer ihres Lebens zu wählen haben. Die Unabhängigkeit der beiden Lehrer, denen der ganze Ertrag der Güter zufällt, ihre Unabſetzbarkeit und ihre Unverantwortlichkeit gibt ihrer Thätigkeit eine Richtung, die oft von den beſten Folgen iſt. Auf der andern Seite iſt es eine tröſtliche Erſcheinung, daß gerade in Lancaſhire, gerade durch das Ueberhandnehmen der Fabriken die Antipoden des Fabrikweſens, die Grammarſchools ſich ſo vortrefflich entwickelt haben. Sie erſcheinen mitten unter dieſen Mühlen wie Oaſen in der Wüſte. Während alle Welt von Blackburn und ſeinen Fabriken und ſeinem trefflichen Calicot ſpricht, vergißt man, daß unter dem Getöse der Mühlräder und dem Sauſen der Webſtühle ganz im Stillen die Humaniora gehegt und gepflegt werden. Es iſt dieß ganz beſonders dem Umſtand zu verdanken, daß das Comité der fünfzig Bürger vor mehreren Jahren den Verſtand und das Glück hatte, zwei Männer von ausgezeichneter claſſiſcher Bildung, die Gebrüder Ainsworth, zum Headmaſter und Maſter der Grammarſchool von Blackburn zu wählen. Lange Zeit zählte die Schule nur einen einzigen Schüler, und dieſer Schüler war noch dazu der Sohn des früheren Headmaſters, der deßungeachtet die ganze Zeit über die beträchtlichen Einkünfte der Schule bezog. Der frühere Headmaſter hielt nämlich ſo feſt am Wortlaut der Stiftungsurkunde aus den Zeiten der Königin Eliſabeth, daß er durchaus nichts weiter in ſeiner Schule gelehrt wiſſen wollte, als griechiſche und lateiniſche Grammatik, und ſo war es kein Wunder, daß die Schule verödet blieb. Die Wahl der Gebrüder Ainsworth hat dieſem Zuſtande ein Ende gemacht; die Schule zählt jetzt an achtzig Schüler und gehört zu den blühendſten im Lande. Beſonders erfreulich iſt es dem Deutſchen, wenn er beim Eintritt in die gaſtfreundliche Wohnung der Herrn Ainsworth ſogleich das Bildniß eines ehemaligen deutſchen Candidaten der evangeliſchen Theologie erblickt, der früher ſehr eifrig in der Schule gewirkt hat, und deſſen Angedenken im Herzen der Schüler wie der Lehrer fortlebt.

Wer hätte das gedacht! Der ſalbungsreiche Prediger Spurgeon und der lärmende Concertdirektor Jullien ſind auf die ſonderbarſte und merkwürdigſte Weiſe in den famoſen Bankerott der „Surrey-Gardens-Geſellſchaft" verwickelt. Ich ſetze voraus, daß Sie von dieſem Bankerott gehört haben, der an Skandal den Bankerott der „königlichen brittiſchen Bank" bei weitem übertrifft. Gerade wie im letzteren Falle, ſo ſind auch dort wieder die einflußreichſten und bisher als unbeſcholten daſtehenden Männer, Members of Parliament und Aldermen und Councellors auf die ſchmählichſte Weiſe bloßgeſtellt. Aber daß Spurgeon und Jullien dabei ebenfalls, wenn nicht gerade compromittirt, doch auf ſehr unangenehme und dabei, was noch ſchlimmer iſt, auf lächerliche Weiſe darein verwickelt werden ſollten, daran hatte niemand gedacht.

Die Surrey-Gardens waren, wie Cremorne-Garden und Vauxhall, dazu beſtimmt, das Publikum auf jede mögliche Weiſe zu beluſtigen, ihm für einen Schilling die größtmöglichſten Genüſſe für das Auge ſowohl als für das Ohr zu verſchaffen. Sie hatten dabei noch den Vorzug vor ähnlichen Etabliſſements, daß mit ihnen ein Saal verbunden war, der zu den größten in London gehörte, Tauſende von Perſonen faſſen und zu allen möglichen Zwecken, zum Tanzen, Predigten und zu Concerten benutzt werden konnte. Die Gärten hatten alles aufzuweiſen, was das Auge entzücken kann: ſeltene Thiere, ſeltene Blumen, ſeltene Menſchen, und wenn nicht ſeltene Kunſt, doch ſeltene Kunſtſtücke. Denn hier handelte es ſich vorzüglich darum, dasjenige Seltene aus der Natur und Kunſt zu vereinigen, was die größte Maſſe von Menſchen zu beluſtigen im Stande iſt. Kunſtreiter, Ballettänzer

Digitized by Google

und Seiltänzer und Herkules und Hanswürſte gehörten daher ebenfalls zu den Sehenswürdigkeiten, welche das vergnügungsluſtige und einen Schilling zahlende Publikum in Surrey-Gardens antraf. Aber damit waren die Direktoren der Geſellſchaft (es war eine joint stock, d. h. auf Actien gegründete Geſellſchaft) nicht zufrieden. Sie wollten dem Publikum das Ausgeſuchteſte aller Seltenheiten verſchaffen und warfen daher ihre Augen auf Spurgeon und auf Jullien, auf Spurgeon, der mit ſeinen überſchwenglichen Predigten, und Jullien, der mit ſeiner überſchwenglichen Muſik die Menſchen und die Schillinge zu Tauſenden anziehen mußte, und die beide nirgends einen Saal finden konnten, groß genug, um die Zuhörer zu faſſen, die ſich zu den fantaſtiſchen Predigten und zu der noch fantaſtiſcheren Muſik drängten. Da ſprachen die Direktoren: „Unſern Saal wollen wir euch gerne zur Verfügung ſtellen; aber es wird nothwendig ſeyn, daß ihr euch ernſtlich und nachhaltig an der Geſellſchaft intereſſirt. Wir wollen euch keinen Pfennig von eurer Einnahme vorenthalten; ihr mögt ſelbſt euern eigenen Kaſſier halten, der euch beſondere Rechnung ablegt. Aber wir machen es zur Bedingung, daß ihr den Reinertrag dieſer eurer Einnahmen in Actien ſteckt, die zehn Procent abwerfen. Ihr könnt übrigens euer Geld auf keine beſſere Weiſe anlegen, da alle Welt ſich in dieſem Augenblick um Actien der Surrey-Gardensunternehmung ſchlägt, und uns gebt ihr dadurch eine Art Garantie, daß ihr euch wirklich für das Unternehmen intereſſirt und unſern Saal nicht im Stiche laßt, wenn der eine etwa eine neue Kirche, der andere einen neuen Concertſaal gebaut haben ſollte.“ — Spurgeon und Jullien willigten mit Freuden ein und wurden Actionäre der Geſellſchaft, und ſo waren denn die Intereſſen des Predigers und des Muſikanten mit dem ganzen Unternehmen innig verknüpft, da ihnen die zehn Procent Dividende nur dann bezahlt werden konnten, wenn Seiltänzer und Kunſtreiter, ſeltene Blumen und wilde Thiere ſo viel Zugkraft übten, als Predigt und Muſik. Und mit jedem Sonntag (das war der Tag der Predigt) ſah ſich Spurgeon, und mit jedem Montag (das war der Concerttag) ſah ſich Jullien inniger an den an den andern Tagen vorgeführten Kunſtſtücken oder ausgeſtellten Seltenheiten betheiligt, da der eine mit jeder Predigt und der andere mit jedem Concert die Anzahl ſeiner Actien ſich vermehren ſah.

Trotz dem nun, daß die Predigten, die Concerte, Seil- und Ballettänze und Kunſtſtücke und Naturwunder auf's beſte gingen, trotz dem daß die Geſellſchaft zehn Procent Dividende ihren Actionären auszahlte, vernahm England eines ſchönen Morgens zu ſeinem nicht geringen Schrecken, die Geſellſchaft ſey bankerott. Das war nun allerdings nicht die Schuld Spurgeons, ſo wenig wie Julliens. Es war einzig und allein die Schuld jener feinen Spekulanten, weiſen Parlamentsmitglieder und andern finanziellen Genies, die als Direktoren ſich an die Spitze des Unternehmens geſtellt und alle nach einer Dividende von zehn Procent lüſternen Actionäre als Opfer und Dupes auserkoren hatten. Sie hielten dabei ganz daſſelbe Verfahren ein wie die früheren Direktoren der brittiſchen Bank. Bei den Meetings der Direktoren wurde gezecht und gejubelt auf Rechnung der Actionäre, und dann theilten jene unter ſich das Geld ganz ehrlich, d. h. im Verhältniß des Einfluſſes, den jeder der Direktoren durch ſeinen Namen oder ſeine Stellung ausübte. Nun aber handelte es ſich darum, die Sache vor dem Publikum zu rechtfertigen und den Bankerott ſo viel möglich zu beſchönigen. Und was ſagen die Direktoren? „Allerdings haben wir uns nicht über Spurgeon zu beklagen; ſeine Predigten haben, wie alle Welt weiß, Tauſende von Menſchen angezogen und Tauſende von Pfunden eingetragen.* Jullien hat uns ruinirt, die Concerte ſind am ganzen Bankerott Schuld. Was wir an Spurgeon gewonnen, das haben wir an Jullien wieder verloren. Wenn Sonntags Spurgeon vor Tauſenden gepredigt, die alle ihren Schilling bezahlt und alle zu Thränen gerührt waren, ſo war die Nachwirkung am Montag eine höchſt traurige für uns, da niemand das Concert beſuchen wollte. Es war, als ſey der Geruch der Predigt vom vorigen Tage im Saal verblieben; odor mansit. Oder die Leute waren noch zu ſehr von der Predigt erſchüttert, die Donnerſtimme Spurgeons tönte noch zu laut in den Ohren, als daß Jullien mit ſeiner wilden Muſik die Stimme hätte übertönen können. Das Unglück war, daß wir Spurgeon Jullien vorangehen, d. h. daß wir Spurgeon am Sonntag predigen und Jullien am Montag muſiciren ließen, ſtatt umgekehrt. Die wilde Muſik, die wilden Gallopaden und die ausgelaſſenen Polkas hätten der feierlichen und die Herzen ergreifenden Predigt vorangehen ſollen; d. h. erſt die Sünde und dann die Vergebung. Aber der Sonntag iſt nach unſerer Conſtitution heilig; am Sonntag dürfen wir in England keine Muſik machen, und ſo waren wir von vornherein darauf angewieſen, dieſen Tag Spurgeon einzuräumen. Nun hätte allerdings der Samſtag Jullien angewieſen werden können; aber da trat uns wieder die Conſtitution entgegen, die gebietet, daß am Samſtag alle öffentlichen Vergnügungsorte, Theater, Concerte und Bälle zwiſchen eilf und zwölf Uhr Abends geſchloſſen ſeyn müſſen, und ſo hätten wir den Leuten, die namentlich bei Nacht Amüſement bei uns ſuchen, für ihren Schilling nicht ihr volles Quantum Vergnügen und Muſik liefern können.“

Auf dieſe Weiſe ſuchen die Direktoren den Bankerott zu erklären und zu beſchönigen: ſie ſchieben die Schuld auf die engliſche Conſtitution. Wie dem aber auch ſey, Spurgeon und Jullien erleiden ſchwere Verluſte und die Moral der Geſchichte iſt, daß das Heilige und das Profane ſich in

* Bekanntlich war es im Saal der Surrey-Gardens während einer Predigt Spurgeons, wo nicht weniger als achttauſend Menſchen anweſend waren, daß ein falſcher Feuerlärm entſtand, in Folge deſſen im Gedränge viele Menſchen ihr Leben verloren.

Digitized by Google

England nicht zu einem gemeinſamen Zwecke vereinigen laſſen. Wer aus dem Heiligen Gewinn ziehen will, muß ſich einzig an das Heilige halten und ſich nicht mit dem Profanen abgeben. Was Jullien betrifft, ſo kann derſelbe den Verluſt, wie den Skandal, den dieſe Geſchichte erregt, leichter ertragen. Der Skandal kommt ihm ſogar zu ſtatten, indem derſelbe ſeinen Namen abermals dem Publikum in's Gedächtniß ruft und nicht wenig dazu beitragen wird, den erlittenen Verluſt wieder gut zu machen. Anders verhält es ſich mit Spurgeon; der Skandal ſteht in direktem Gegenſatze mit ſeinem Beruf und ſeine Verehrer und Freunde ſehen mit dem größten Mißvergnügen, daß ſein Name in einer ſo fatalen Verbindung mit Surrey-Gardens genannt wird, des Geldverluſtes nicht zu gedenken, der keineswegs ein unbedeutender iſt. Das Geld war bekanntlich dazu beſtimmt, eine der größten Kirchen, oder vielmehr Kapellen (der Name Kirche kommt in England nur der Staatskirche par excellence zu) zu bauen, die je in oder um London geſehen worden. Der größte Theil dieſes Geldes iſt nun verloren und Spurgeon muß von neuem anfangen ſich eine Kapelle zuſammenzupredigen. Er hat zu dieſem Zweck Reiſen in die Provinzen unternommen und beſucht ganz beſonders die Diſtrikte von Lancaſhire, wo ſich die meiſten Diſſenters finden und die Menſchen am dichteſten beiſammen wohnen. Vor kurzem hat er in der Fabrikſtadt Bury gepredigt und die Anzahl der Zuhörer ſoll ſich auf nicht weniger als 8000 belaufen haben. Es iſt aber auch zu bemerken, daß Monate vorher dieſe Predigt in allen Zeitungen von Lancaſhire im pomphafteſten Style angekündigt und mit beſonderem Nachdruck der Vorkehrungen gedacht war, die zu dieſem Zwecke getroffen worden. So wurde unter andern das ungeheure Zelt beſchrieben, das auf's ſinnreichſte eingerichtet ſey, um die große Menſchenmaſſe zu faſſen. Und wirklich drängten ſich die Menſchen zu der Predigt und dem Zelte und erbauten und erfriſchten und ergötzten ſich, gerade wie bei einem militäriſchen Manöver, nur daß die Menſchen unter dem Zelte keine Soldaten waren, ſondern friedliche Menſchen, die gerne ihren Schilling oder auch mehr daran ſetzten, um Spurgeon, deſſen Bildniß in allen Läden hängt, mit eigenen Augen zu ſehen und mit eigenen Ohren zu hören.

Aus Holſtein, September.

Der Sommer. — Die Stände. — Eine neu projektirte Eiſenbahn. — Die Landesuniverſität. — Thierſchau. — Auswanderung.

Der heurige wahrhaft tropiſche Sommer, wie wir einen ſolchen hier zu Lande höchſtens alle Menſchenalter einmal erleben, hat denn jetzt endlich einem entſchiedenen Herbſte Platz gemacht, und Natur und Menſchen kühlen ſich allmählich wieder von der ungewohnten Gluth ab. An kühle, regnigte und veränderliche Sommer ſind Natur und Menſchen hier einmal ſo gewöhnt, daß beide gewiſſermaßen ihre Haltung verlieren, gefällt es einmal dem lieben Gott, einen Sommer über's Land zu ſchicken, der wirklich ein ſolcher iſt. Wenn Felder und Menſchen nicht wenigſtens jeden andern Tag hier beregnet werden, ſo wird das für ein öffentliches Unglück angeſehen, und namentlich prophezeien dann die Landleute den Eintritt ſchrecklicher Naturbegebenheiten. Wie in andern, nicht ſo beregneten Ländern Feldfrüchte gedeihen und Menſchen und Vieh ihren Unterhalt finden können, iſt den meiſten Holſteinern eine ſchier unerklärliche Sache. Ich glaube nicht, daß es irgend ein Land auf dem weiten Erdenrund gibt, das jäheren und größeren Temperaturwechſeln unterworfen wäre, als das hieſige. Das Thermometer macht an einem und demſelben Tage oft die wildeſten und gewagteſten Sprünge, und wollte ein hieſiger Menſch ſich mit ſeiner Bekleidung einigermaßen mit den Temperaturſtänden in Einklang ſetzen, ſo müßte er wenigſtens drei- bis viermal am Tage ſeinen Anzug wechſeln. Fremde empfinden die Veränderlichkeit des hieſigen Klimas ſehr ſchwer, die einheimiſche Bevölkerung erfreut ſich aber im Ganzen, trotz der ſo ungünſtigen Witterungsverhältniſſe, einer guten leiblichen Geſundheit. Als die Oeſterreicher im Jahr 1851 ihre Heerfahrt nach Holſtein antraten, hatten ſie ſich unter andern auch mit Naſenfutteralen verſehen, weil ſie eine ſtarke Kälte in ſo hohen Breiten vermutheten; aber ſie waren nicht wenig erſtaunt, als ſie, wie ſie ſich ausdrückten, hier weder einen Winter noch einen Sommer fanden. Uebrigens hat der nunmehr geſchiedene Sommer wirklich nicht eben lauter gute Dinge gebracht, ſondern auch manche Uebelſtände, an denen wir noch den ganzen Winter leiden werden. Gediehen nämlich auch die meiſten Feldfrüchte außerordentlich, und ſchüttet auch der Herbſt jetzt einen reichen Baumſegen auf uns herab, ſo ſtellte ſich doch daneben wegen des dürren Frühjahrs ein ſo großer Futtermangel ein, zu dem ſich noch an manchen Stellen ein eben ſo großer Waſſermangel geſellte, daß das Vieh Noth litt und man es jetzt kaum durch den Winter zu bringen weiß, in Folge deſſen die Milch- und Butterpreiſe zu einer fabelhaften Höhe ſteigen müſſen. In

Digitized by Google

Hamburg, wo man freilich im ſtrengen Sinne des Worts Milch eigentlich nie kannte, ſondern nur eine weißliche Flüſſigkeit unbekannter Herkunft mit dieſem Namen belegt, ſetzt die drohende Milchnoth ſchon viele Federn in Bewegung, während man als Surrogat für die nicht zu bezahlende Butter das Oel der Buchennüſſe empfiehlt, obgleich ich nicht glaube, daß ein hieſiger Menſch ſein Brod mit dieſer zur Zeit noch hier ganz unbekannten Fettigkeit jemals beſtreichen wird. Aber nicht bloß Futter- und Waſſermangel, ſo wie ſtarke, vielfach zündende Gewitter waren im Gefolge des heurigen Sommers, ſondern leider durchſtreiften auch Seuchen, wie Cholera, Ruhr und gaſtriſche Fieber, das Land und ſchreckten die Bevölkerung. Namentlich wurde die Stadt Glückſtadt, die einſt von Chriſtian IV. in einer Wildniß an der Elbe in der eben ſo chriſtlichen wie freundnachbarlichen Abſicht gegründet wurde, um Hamburg zu ruiniren (eine Beſtimmung, die dieſe gute Stadt jedoch bis jetzt gottlob nur ſehr ſchlecht erfüllt hat), ſo ſchwer von der Cholera heimgeſucht, daß bei einer keineswegs ſehr ſtarken Bevölkerung 240 Menſchen an dieſer Seuche ſtarben, während die Erkrankungen ſich über 500 beliefen. An hohe Preiſe der nothwendigſten Lebensmittel ſind wir übrigens hier in dieſem geſegneten Lande ſchon ſeit einiger Zeit ſo gewöhnt, daß faſt niemand ſich mehr darüber beklagt, obgleich die nicht Ackerbau und Viehzucht treibende hieſige Bevölkerung dieſen Umſchwung der Verhältniſſe zum Theil ſchwer empfindet. Seitdem nämlich nach Aufhebung des Einfuhrzolls in England und der Errichtung der Dampfſchifffahrt ſich die Herzogthümer vorgenommen haben, England zu verproviantiren und auf dem dortigen ſo theuern Markt ihre Produkte zu verkaufen, leben wir hier in einer beſtändigen Theuerung, und der Brodkorb hängt uns ſo hoch, wie nur möglich. Es iſt anerkennenswerth, wie gründlich und allſeitig man dieſer übernommenen Verpflichtung nachkommt, und welch ungeheure Menge von Ochſen, Kälbern, Hämmeln, Schweinen, Geflügel, Eiern, Butter und Korn wöchentlich die Reiſe nach England antritt. Als daher während der letzten Kriegsjahre in Folge der däniſchen Blokade dieſer Export halbwegs aufhörte, gab es hier, trotz Krieg und Ueberſchwemmung des Landes mit Truppen aller Art, billige Zeiten, und an einen Mangel an Lebensmitteln wurde nicht gedacht. Der Landmann ſteht ſich begreiflich bei ſolchen Verhältniſſen überaus wohl, und ungeachtet der ſo hohen Abgaben und Steuern, womit eine väterliche Regierung ihn lieberoll belaſtet, wird er immer wohlhabender, und der Anblick des täglich ſtraffer werdenden Geldbeutels tröſtet ihn dann hinſichtlich der anderweitigen ſo traurigen Zuſtände, worin ſein Vaterland ſich in Folge nur zu bekannter Vorgänge leider derzeit noch immer befindet.

Dieſer Sommer zeichnete ſich auch noch dadurch vor den vorhergehenden aus, daß er uns eine Ständeverſammlung brachte, die von der beſtehenden Staatsgewalt ſich einer gewiſſen Berückſichtigung erfreute und wider ſonſtige Gewohnheit ganz anſtändig behandelt wurde. Die Rollen waren dießmal etwas vertauſcht; während die Stände ihre Bedeutung fühlten und von der ihnen zugeſtandenen Redefreiheit einen ziemlich guten Gebrauch machten, war der landesherrliche Commiſſär, der ſonſt ſtets den Ständen in die Rede fuhr, etwas mundfaul und fühlte ſich augenſcheinlich etwas unbehaglich. Daß die Stände mit ſeltener Einmüthigkeit den ihnen vorgelegten Regierungsentwurf ablehnten und ſich auf nichts einlaſſen wollten, bevor die Stellung Holſteins zur Geſammtmonarchie beſſer geordnet ſey, wird jeder Beſonnene nur billigen; denn es nützt zu nichts, daß einem hübſch dekorirte Zimmer und eine bequeme häusliche Einrichtung verſprochen werden, wenn man das Haus nicht bauen will. Uebrigens glaube ich nicht an irgend eine zufriedenſtellende Löſung der obſchwebenden holſteiniſchen Frage und halte alle desfälligen Hoffnungen für nicht begründet. Es iſt klar, daß Dänemark dieſe Frage zu einer europäiſchen macht, die vor dem Richterſtuhle des deutſchen Bundes nicht entſchieden werden dürfe. Ueberdieß iſt dieſe Frage augenſcheinlich mehr eine ſchleswig-holſteiniſche, als eine rein holſteiniſche, und ihre gute Löſung wird an der ſchleswigſchen Frage ſcheitern. Wäre ſie wirklich nur eine rein holſteiniſche, ſo würde die Ordnung der hieſigen ſo ungeordneten Verhältniſſe keinen allzu großen Schwierigkeiten unterliegen. Dieſer Umſtand, und nicht etwa die vorgeſchützte Incompetenz, war denn auch die eigentliche Urſache, weßhalb die Stände keine Vorſchläge wegen der ſtaatsrechtlichen Stellung Holſteins zur Geſammtmonarchie machen wollten, ſo ſehr man dieß auch von gewiſſer Seite wünſchte. Sie ſcheuten die Berührung der ſchleswigſchen Frage, weil ſie die Rechte Holſteins auf Schleswig in nichts beeinträchtigen wollten.

Die Erlaubniß zur Anlegung einer direkten Eiſenbahn zwiſchen Hamburg und Lübeck iſt nunmehr endlich von Seiten der däniſchen Regierung erfolgt und das Privilegium der Geſellſchaft der Lübeck-Buchener Bahn ertheilt worden. Dieſe Bahn, die man im deutſchen Eiſenbahnnetze ſchmerzlich vermißte, wurde bisher hartnäckig verweigert, weil ſie die Intereſſen des Sundzolls ſtark beeinträchtigt hätte. Sie wird ohne Zweifel eine der frequenteſten und einträglichſten Eiſenbahnen in Deutſchland werden, und ſollte das dazu erforderliche Geld nicht bereits ſchon in Lübeck gezeichnet ſeyn, ſo würde es ſich in Einer Stunde an der Hamburger Börſe zuſammenbringen laſſen. Durch dieſe Bahn kommt Lübeck eine gute Meile von Hamburg zu liegen, indem man dann den Weg zwiſchen beiden Städten in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurücklegen wird, wobei es übrigens unentſchieden gelaſſen werden ſoll, ob eine ſo große Annäherung an Hamburg den materiellen Intereſſen Lübecks entſprechen mag.

Es war bekanntlich der Graf von Criminil, welcher in ſeiner Eigenſchaft eines hieſigen Miniſters der Univerſität zu Kiel das Leben rettete, als man im Jahr 1852 nach glücklich erfolgter Auslieferung des hieſigen Landes an die däniſche Regierung die Aufhebung dieſer deutſchen Hochſchule und ihre Verſchmelzung mit der Kopenhagener

Digitized by Google

von däniſcher Seite verlangte, indem dieſer Miniſter ſein Bleiben im Miniſterium vom Fortbeſtande dieſer Univerſität abhängig gemacht haben ſoll. Sein Nachfolger im Amte, Herr von Scheele, deſſen Verwaltung bis auf die jüngſte Zeit dauerte, ließ die Univerſität zu Kiel freilich am Leben, verlieh ihr aber in der Perſon eines däniſchen Oberſtlieutenant einen Curator und Aufſeher, eine Maßregel, die trotz der ſo großen Erſtarrung, worin die hieſige Bevölkerung verſunken lag, nicht verfehlte ein gewiſſes Erſtaunen zu erregen, und zwar um ſo mehr, als zugleich mit dieſem Aufſeheramte noch anderweitige Funktionen der gedachten Militärperſon übertragen wurden, die nach der Meinung der dem Hergebrachten huldigenden Welt ſich noch weniger für einen Militär zu ſchicken ſchienen. So neu jedoch dieſe Reform hier erſchien, ſo war ſie doch offenbar nur aus Rußland entlehnt, wo man ſeit langer Zeit ſchon gewohnt iſt, die Hut und Pflege der gelehrten Körperſchaften Militärperſonen anzuvertrauen. Nur darin möchte ſich die Einrichtung des Herrn von Scheele von der in Rußland üblichen unterſcheiden, daß man in Rußland, indem man den Univerſitäten Generale vorſetzt, die Profeſſoren als Stabsoffiziere betrachtet, während Herr von Scheele, indem er ihnen einen Oberſtlieutenant zum Vorgeſetzten gab, ſie offenbar nur als Subalternoffiziere angeſehen wiſſen wiſſen wollte. Hat man nun auch nicht ſofort bei der Wiederbeſitzergreifung des hieſigen Landes die Kieler Univerſität durch ein ſtandrechtliches und ſummariſches Verfahren vom Leben zu Tode gebracht, ſo läßt doch leider vieles die Befürchtung aufkommen, daß man ſie allmählig an einem chroniſchen Uebel dahinſterben laſſen will, da für die Hebung und Ausbildung derſelben nicht das Geringſte von oben geſchieht, und es ſelbſt eine geraume Zeit dauerte, bis die durch die jüngſten Vorgänge in ihrem Lehrperſonal entſtandenen großen Lücken wieder nothdürftig ausgefüllt wurden. Die Univerſität Kiel zeigt daher gegenwärtig das ſogenannte hippokratiſche Geſicht, und dieſe zwar ſtets nur kleine, aber in früheren Zeiten nichtsdeſtoweniger geiſtig höchſt rege und friſche Univerſität, welche eine nicht unbeträchtliche Anzahl bedeutender Männer der Wiſſenſchaft unter ihre Lehrer zählte — ich will hier nur an Dahlmann, Welcker, Heinrich, Weber, Pfaff, Twesten und Olshauſen erinnern — liegt offenbar in Agonie und wird, wenn nicht an der galoppirenden, ſo jedenfalls an der chroniſchen Schwindſucht dahinſterben, falls nicht ein Umſchwung der Verhältniſſe ihr noch rechtzeitig zu Hülfe kommt. Von Ausländern, d. h. Nichtſchleswig-Holſteinern, wurde die hieſige Landesuniverſität zu keiner Zeit zahlreich beſucht, da aber jetzt in Folge neugetroffener Anordnungen auch die meiſten Schleswiger wegbleiben und ihre Studien in Kopenhagen machen, ſo iſt die Zahl der Studirenden in Kiel ſehr zuſammengeſchrumpft und beträgt augenblicklich nur 156, das iſt ungefähr die Hälfte derer, die in früheren beſſeren Zeiten hier zu ſtudiren pflegten. Von einem eigentlichen ſtudentiſchen Leben, wie ſolches früher auch hier herrſchte, iſt ſelbſtverſtändlich unter der hieſigen ſtudirenden Jugend faſt keine Spur zurückgeblieben. Die Folgen erſchütternder Ereigniſſe und der ſchwere Druck der Zeit laſten auf ihr wie auf allen übrigen Schichten der Geſellſchaft; ſie iſt altklug und materiell geworden, und wenn Fleiß und Sittlichkeit auch äußerlich zugenommen haben ſollten, ſo iſt es doch noch immer ſehr fraglich, ob dieſe guten Eigenſchaften eben nur etwas mehr als ein äußerer, glänzender Firniß ſind. — Eine Erſcheinung, die, wie ich glaube, auch noch in andern deutſchen Ländern ſich zeigt, macht ſich ſeit einiger Zeit auf der hieſigen Univerſität bemerklich, nämlich die Abnahme von Theologie Studirenden. Bildeten die Theologen hier früher die bei weitem ſtärkſte Fakultät, ſo haben ihnen jetzt die Juriſten und Mediciner den Vorrang abgelaufen. Sollte dieſe Theologenebbe von Dauer ſeyn und nicht etwa wieder eine Strömung eintreten, ſo würde man im Laufe der Zeit zur Beſetzung der hieſigen ſo fetten Pfarrſtellen der Hülfe des Auslands bedürfen, wie dieß im vorigen Jahrhundert vielfach vorzukommen pflegte. Vor der Hand jedoch möchte für den Bedarf noch ausreichend geſorgt ſeyn, da ſich aus früherer Zeit noch ein bedeutender Ueberſchuß von Candidaten der Theologie vorfindet, der nunmehr ſeine Verwendung erwarten kann. Waren doch unter den hieſigen Candidaten der Theologie fünfzigjährige Mitglieder gerade keine große Seltenheit. Die Theologie macht an ihre Bekenner jetzt ſo eigenthümliche Anforderungen, daß man eine Abneigung gegen das Studium derſelben ſehr begreiflich finden muß; denn es möchte nicht jedem Menſchen gegeben ſeyn, ſich in dem Ideenkreiſe und den Tendenzen der heutigen herrſchenden Theologie heimiſch und behaglich zu fühlen. Ueber die hieſigen theologiſchen und kirchlichen Zuſtände ließe ſich überhaupt manches ſagen, zumal wenn man dabei einen Blick auf die däniſchen wirft, und ich finde vielleicht nächſtens Gelegenheit, Ihnen eine kleine Schilderung davon zu entwerfen.

Es gab eine Zeit, und ſie liegt noch nicht allzu weit hinter uns, wo man ſich auch hier in Geſangfeſten gefiel. Während der beſſeren Jahreszeit folgte ein Sängerfeſt auf das andere, und ſie geſtalteten ſich zu wahren Volksfeſten, wobei es an politiſchen Demonſtrationen niemals fehlte. Der Abhaltung ſolcher Sängerfeſte iſt aber die Zeit nicht günſtig und ſie ſind zu einer halben Unmöglichkeit geworden. Nichtsdeſtoweniger aber will man ſich verſammeln und beluſtigen, und da man keine Lieder mehr ſingen und hören kann, ſo iſt man auf eine andere Beluſtigung, auf ſogenannte Thierſchauen verfallen, die weit mehr als Volksfeſte denn als ökonomiſch landwirthſchaftliche Ausſtellungen betrachtet werden müſſen. Sie ſind nicht allein politiſch harmlos, ſondern entſprechen auch überdieß der materialiſtiſchen Richtung der Zeit. — Jede Stadt, jeder Marktflecken, ja faſt jedes größere Kirchdorf trachtet daher nach der Abhaltung einer Thierſchau, und überall bilden ſich Comités zu dieſem Zwecke. Muſik und Tanz, ſo wie vielfach auch ein Pferderennen

Digitized by Google

en miniature und andere Volksbeluſtigungen ſind die Begleiter dieſer Thierausſtellungen und bilden die eigentliche Würze derſelben. Da nun Holſtein ſich bekanntlich durch die Trefflichkeit ſeiner vierbeinigen Bewohner vor andern Ländern rühmlich auszeichnet und in dieſer Beziehung auch unlängſt zu Paris den Sieg über England, Belgien und die Schweiz davon getragen, ſo fehlt es gottlob für die würdige Ausſtattung ſolcher Feſte nicht an den nöthigen Prachtexemplaren von Thieren, die als tüchtige Repräſentanten ihrer Gattung figuriren können. Es beſchleicht einen bei ſolchen Feſten und Thierſchauen unwillkürlich die Befürchtung, daß bei einer etwa anzuſtellenden Menſchenſchau, wie ſie das alte Griechenland einſt kannte, vielleicht nicht ganz dieſelben befriedigenden Ergebniſſe zu erwarten wären, obgleich ich dem hieſigen Menſchenſchlag nichts Böſes, namentlich in phyſiſcher Hinſicht, nachſagen möchte, und die neuere Zeit es gottlob genugſam bewieſen hat, daß die hieſige Bevölkerung ſich auch noch für andere Dinge als für ihre bloß leiblichen Bedürfniſſe zu intereſſiren und, wenn es ſeyn muß, auch zu opfern verſteht.

Kein anderes deutſches Land liegt ſo günſtig für die überſeeiſche Auswanderung als Holſtein. Man hat hier nicht weit zum Schiffe und die Koſten der Reiſe ſtellen ſich um vieles billiger. Wenn dennoch bis auf die neueſte Zeit die hieſige Auswanderung eine nur höchſt geringe war und in Vergleich mit andern, namentlich ſüddeutſchen Ländern von einer hieſigen Auswanderung eigentlich gar nicht die Rede ſeyn konnte, ſo mußte man dieß theilweiſe freilich den beſſeren materiellen Verhältniſſen zuſchreiben, in denen die hieſige Bevölkerung lebt, und die Holſtein zu einem der wohlhabendſten Länder der Welt machen, theilweiſe aber auch der bekannten Seßhaftigkeit des alten Sachſen- oder Saſſenſtammes, der an dem Boden klebt und nicht gern ſeinen Wohnplatz wechſelt. Dieſe Seßhaftigkeit macht, daß man die Bauernfamilien in den einzelnen Dorfſchaften Jahrhunderte hinab verfolgen kann, ſo daß die Bewohner eines ſolchen Dorfs faſt ſämmtlich Verwandte ſind. In vielen ländlichen Gemeinden galt es noch vor nicht gar langer Zeit für einen Tadel, wenn jemand ſich außerhalb ſeines Dorfes verheirathete. Die hieſige Bevölkerung altſaſſiſchen Stammes iſt nur Einmal maſſenhaft ausgewandert, und das geſchah vor langer Zeit, im alten grauen Heidenthum, nämlich als ſie ſich England erobern wollte; denn die gewaltſame Wegführung eines großen Theils der hieſigen Bewohner durch Karl den Großen kann man nicht füglich eine Auswanderung nennen, ſo ſehr ſie auch das Land verödete und es wehrlos gegen Dänen und Slaven machte. Jetzt aber ſcheint die Luſt zur Auswanderung auch die hieſige Menſchheit ergriffen zu haben und ſie zahlreich über das Meer zu führen. Namentlich iſt die Auswanderung auf den Gütern des öſtlichen Holſteins ſtark, wo es freilich von jeher den Gutsuntergehörigen nicht eben am beſten erging, und möchte hier bald einen Mangel an Arbeitskräften herbeiführen, ſollte nicht etwa die Erfindung landwirthſchaftlicher Maſchinen auch hier die Menſchenhand demnächſt überflüſſig machen. Man iſt jetzt ſo eifrig darauf aus, Säe- Dreſch- und ſelbſt Pflugmaſchinen u. ſ. w. zu erfinden, daß die Menſchen bald gar nicht mehr arbeiten werden, außer höchſtens mit ihrem Kopfe. Der üble Umſtand, daß die meiſten Menſchen eben nur durch die leibliche Arbeit leben können, iſt allerdings nicht wegzuläugnen, kann aber bei den Verbeſſerungsplanen unſerer Staatsökonomen nicht in Betracht kommen. Der Landarbeiter kann offenbar auf keine größere Berückſichtigung ſeiner Intereſſen Anſpruch machen, als der Fabrikarbeiter, und der menſchliche Erfindungsgeiſt muß ſeinen freien Lauf haben. Uebrigens wandert natürlich auch hier nicht der eigentliche arme und hülfsbedürftige Theil der Bevölkerung aus, weil Reiſen bekanntlich Geld koſtet, ſondern der ſogenannte Mittelſtand. Könnte die wirklich arme und nothleidende Bevölkerung auswandern, ſo wäre es ein Glück für dieſelbe und für das Land. Dieß iſt aber ſo lange gänzlich unthunlich, bis von Staatswegen zu dem Ende Schritte geſchehen, woran aber nicht zu denken ſeyn möchte. Die Frage aber, warum man jetzt auch hier von der Auswanderungsluſt ergriffen iſt, beantwortet ſich ganz von ſelbſt, wenn man an die hieſigen öffentlichen Zuſtände und an Ereigniſſe denkt, die noch in zu friſchem Andenken ſtehen, als daß ſie genannt zu werden brauchten. Der Holſteiner hat wie der deutſche Schleswiger ſein Vaterland im eigenen Lande verloren, kein Wunder, daß es ihn nicht länger zu halten vermag und er ſich in der Fremde ein neues ſucht. So viel iſt wenigſtens gewiß, die ſchwüle, drückende Luft, in der jeder ſich hier mehr oder weniger unbehaglich fühlt, kommt nicht von der Sonne her, ſo brennend ſie auch in dieſem Sommer ihre Strahlen auf das Land warf.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 42.

Inhalt.

Vom Feste bei der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals, am 4. September in Weimar. Seite 985.
Der Posten der Frau. Anekdote. I. Seite 992.
Florentinische Bilder. Seite 997
Korrespondenz-Nachrichten.
Wien. Seite 1001.
Berlin. Seite 1004.
Hamburg. Seite 1007.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[56] Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

OSTINDIEN,

seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner.

Resultate

vieljähriger Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle

von

Philipp van Mökern.

Deutsche Original-Ausgabe.

Elegant brochirt. Zwei Bände. Gross-Octav. 4¼ Rthlr.

Durch das vorstehende Werk, die Frucht langjähriger Studien und Forschungen auf dem weiten Gebiete des mächtigen Ostindischen Reichs, werden nicht nur viele historische Lücken ausgefüllt, irrige Ansichten und Thatsachen berichtigt, sondern es tritt uns aus dem Ganzen ein grosses lebensvolles Bild jener Länder und ihrer Bewohner vor die Augen.

Die Darstellung vereinigt das historisch, geographisch, ethnographisch und merkantilisch Wichtige sehr glücklich in einer unterhaltenden und fesselnden Form, so dass das Werk ausser Fachmännern jeden Gebildeten lebhaft interessiren wird.

Für die dortigen kriegerischen Verhältnisse ist dies Werk jetzt von doppelter Wichtigkeit!

Leipzig, 1857. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

---

[58] So eben erschien in **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin:

Krummacher (Adolf), Harfenklänge.

gr. 18. eleg. geh. 20 Sgr.

Diese Dichtungen, getragen von einer religiösen Grundstimmung und ausgezeichnet durch Tiefe der Empfindung wie Vollendung der Form, dürfen wir der Theilnahme aller gebildeten Christen empfehlen. Dem innern Werthe des kleinen Buches entspricht die würdige Ausstattung.

---

[60] Jetzt vollständig und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Thronbesteigung

Kaiser Nicolaus I. von Rußland

im Jahre 1825.

Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und den Erinnerungen der Kaiserlichen Familie.

Auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers Alexander II.

herausgegeben vom

Staatssekretair Baron **von Korff.**

Deutsche Uebersetzung.

16 Bogen. Preis 22½ Sgr.

(Berlin, Verlag von Julius Springer.)

Es ist dieß die einzige bis jetzt erschienene, das Russische Original mit den erläuternden Anmerkungen ꝛc. vollständig und ohne Sinnentstellungen wiedergebende deutsche Ausgabe.

☞ Bücher zu ermäßigten Preisen. ☜

[61] Bücherkäufer werden auf das von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ausgegebene

Verzeichniß werthvoller Werke

zu bedeutend ermässigten Preisen,

eine reiche Auswahl aus allen Fächern der Literatur enthaltend,

besonders aufmerksam gemacht. Dasselbe ist in jeder Buchhandlung **gratis** zu erhalten.

Die Braut von Cypern.

Novelle in Versen

von

Paul Heyse.

Mit einem lyrischen Anhang.

Miniatur-Ausgabe. In Leinwand gebunden mit Goldschnitt.

fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Paul Heyse's treffliches Talent ist längst anerkannt und bekannt genug, wir glauben uns daher jeder Anpreisung überheben zu können, indem wir unsere Freude darüber aussprechen, mit der vorliegenden Publikation betraut worden zu seyn.

Eduard Mörike, dem der Verfasser dieselbe zueignete, schreibt uns darüber:

„Diese Braut von Cypern muß jeden Leser, dem ein gebildeter Sinn für ächte, heitere Schönheit in der Poesie beiwohnt, als eine herzerfreuende Erscheinung ganz besonderer Art auf's angenehmste überraschen, und ist gewiß, nebst ihrem lyrischen Anhang, ein bleibender Gewinn für die deutsche Literatur."

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) Miniatur-Ausgabe (16te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis fl. 4. 30 kr. oder Rthlr. 2. 20 Ngr.

2) Octav-Ausgabe (10te Auflage) mit dem Bildniß des Verfassers. Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 7½ Ngr.

3) **Zwischen den Garben.**

Eine Nachlese älterer Gedichte.

8. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

4) **Englische Gedichte**

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch.

Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 7½ Ngr.

5) **Der Sang von Hiawatha.**

Von

Henry Wadsworth Longfellow.

Uebersetzt von

Ferdinand Freiligrath.

8. geheftet. fl. 2. 18 kr. oder Rthlr. 1. 10 Ngr.

Freiligrath's Portrait

in Stahl gestochen von Schwerdgeburth.

4. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 42. 18. Oktober 1857.

Non semel dicemus, Jo triumphe!
Civitas omnis, dabimusque divis
Thura benignis.

Horat:

Nun müſſen unſre Nachbarn uns den Ruhm denn endlich gönnen,
Daß die Heroen auch bei uns zur Noth gedeihen können.
Doch rufen ſie uns jetzt noch zu: Ihr wißt ſie nicht zu ehren!
Laßt ſie uns denn des Gegentheils, und nicht bloß heut', belehren

Hebbel

Vom Feſte

bei der Enthüllung des Schiller-Goethe-Denkmals, am 4. September in Weimar.

„Thon iſt Leben, Gips iſt Tod, Marmor und Erz iſt Auferſtehung.“ Dieſe Worte eines bildenden Künſtlers ſprachen ſich mir immer in Gedanken, während wir am ſonnenhellen Herbſttage auf der Eiſenbahn gen Weimar fuhren. Es geht gewiß auch andern ſo, daß ſolch ein comprimirter Spruch wie eine leichtfaßliche Melodie plötzlich in der Erinnerung auftaucht und Text und Thema zu allerlei Variationen wird, die gerade während des Eiſenbahngeräuſches zu eigenthümlichem traumfreiem Abſpielen gelangen. Gerade weil die Gegenſtände ſo ſchnell vorbeiſauſen, daß unſer Denken ſie nicht faſſen kann, und doch in der flüchtigen Berührung mit der Außenwelt die ſtille innere Sammlung ſo ſchwer möglich iſt, wird ein ſolcher Spruch zur Axe für allerlei phantaſtiſche Kryſtalliſation. Mir ging der oben bezeichnete Gedanke nicht aus dem Sinn.

„Thon iſt Leben!“ Wer ſich oft in der Werkſtatt eines Bildhauers aufgehalten, wird den Ausſpruch zutreffend finden. Dieſe bräunliche Farbe des Thons, dieſer flüſſige Glanz der bis in's kleinſte Stäubchen vertheilten Feuchtigkeit gibt dem Thongebilde eine Bewegung, ſo zu ſagen ein organiſches Getriebe, das ſich dem Belebten nahe ſtellt. Jenes Wort der bibliſchen Schöpfungsgeſchichte, wornach (nachdem der erſte „Nebel von der Erde aufgeſtiegen war und alles Land feuchtete“) Gott den erſten Menſchen aus Erde bildete und ihm den Odem einblies, erweckt auch eine künſtleriſche Anſchauung, wenn wir uns das Gebilde aus Thon denken. Der Thon in ſeiner Feſtigkeit, Zähigkeit und Schwere ſteht dem organiſchen Leben am nächſten. Der Humus, die Dammerde, von der eigentlich das Pflanzenleben abhängt, würde nicht das Gleiche darſtellen; ſie würde zu locker erſcheinen, und zuſammengeballt zu dunkel und ſchwer. Der Thon hat das Fleiſchige durch die Dichtigkeit, und er hat etwas von der Befreiung des Stofflichen zur organiſchen Belebung, trotz ſeines zuſammengedrängten Volumens, durch das innere, flüſſig gewordene Bewegtſeyn.

„Gips iſt Tod!“ Der Gips hat etwas Kaltes, Trockenes, Geſtandenes, ja faſt Gefrorenes. Er gibt die Form wieder mit einer von nichts anderem erreichten Treue; aber es iſt die bloße Form, keine Spur von jenem Rieſeln der innern Bewegung; und ich meine, man könnte ſich ein Gebilde von Gips nicht zum Leben

Digitized by Google

erwachend denken. Man ſieht ihm das Bröckliche, Zerbrechliche an; es ſteht dem Organiſchen ſpröde gegenüber.

„Marmor und Erz iſt Auferſtehung!“ Jenes flüſſige Leben, das im Thon, wenn auch geſteigerter, doch zugleich auch vergänglicher erſcheint, jener Lebensglanz hat in Marmor und Erz eine Immanenz gewonnen, die ſie eben vor Allem zur monumentalen Faſſung des Lebens eignet. Die Flüſſigkeit iſt leuchtender Glanz geworden, das ſtrömende Leben, das beim Thon das Waſſer in ſich hat, iſt in dieſem Glanze des Marmors und Erzes zur Plaſtik fixirt. Die todte Starrheit des Gipſes iſt überwunden und die dem Leben relativ ſo nahe ſtehende flüſſige, vorübergehende Beweglichkeit des Thons iſt innewohnend feſt geworden und, wenn man ſo ſagen kann, zu einem abſoluten Ausdruck gekommen. Dieſer Stoff erinnert nicht mehr an das reale Leben und doch hat er Leben in ſich; er ſieht ſich geſchmeidig, weich und biegſam an, trotz der in ihm gegebenen Feſtigkeit. Das, was im Thon als Flüſſigkeit glänzte, iſt hier zu einem unvergänglichen, gemilderten und doch gehobenen Ausdruck des Stoffs in ſich geworden. Es iſt nicht das wirkliche Leben, ſondern das auferſtandene.

Vielleicht könnte man auch ſchon in der Behandlung, die die drei Stoffe als Entwicklungsſtufen des plaſtiſchen Kunſtwerks erheiſchen, ihre nähere und entferntere Beziehung zum unmittelbaren Leben und zum ſchaffenden Künſtler erkennen. Den Thon modelt und drückt der Künſtler größtentheils unmittelbar mit der Hand; das Gipsmodell iſt weſentlich ein Produkt der Maſchine, während das Erzgebilde durch Ciſelirung, noch mehr aber das Marmorgebilde durch Behandlung mit dem Meiſel wohl aus der Kraft des Künſtlers hervor geht, aber mittelſt eines in ſeine Hand gegebenen Werkzeugs. Der dem Leben zunächſt ſtehende und damit auch vergänglichſte Stoff läßt ſich von der Hand des Künſtlers ſelbſt beſtimmen, Erz und Marmor ſtellen ihm ſchon einen feſten Beſtand entgegen, den er nur modeln, aber nicht bauen kann. An dem Gegebenen, ewig Dauernden iſt nur die Modalität unſer, wie der Menſch ſelber nur eine Modalität des ewig Geſetzten iſt.

Es ging mir mit dieſen Gedanken allerdings wie mit einer Melodie, die plötzlich in der Erinnerung erwacht; ſie ſingt ſich fort. Ich ſetzte ſie hieher, weil ſie zugleich auch als Vorſpiel gelten möge zu dem Feſte, dem wir entgegengingen, und ich mich in dieſer Darſtellung ausſchließlich an die künſtleriſche und nationale Bedeutung der Dichtergruppe halten werde.

Ich habe die beiden erſten Stationen dieſes Denkmals genau im Auge gehabt, und ich empfand eine eigenthümliche Erhebung, daß ich nun auch die dritte abſchließende ſchauen ſollte. Ich war ſo ganz verſunken in dem Gedanken, dem großen Feſte beizuwohnen, daß es mich faſt wunderte, wie nicht alle Leute auf allen Stationen an daſſelbe denken mußten, wie nicht alles plötzlich von Einer Strömung erfaßt war, und ſo wunderlich das auch erſcheinen mag, es iſt faſt ein nothwendiges Bedürfniß, daß wir wünſchen müſſen, die Welt möge unſern perſönlichen Sonntag mit uns feiern. Das iſt ja der Drang nach Gemeinſamkeit, der unſere Zeit ſo ſchmerzlich bewegt und von dem wir doch nicht laſſen können, nicht laſſen dürfen.

Es mag einer gewaltſamen, in ihrer Iſolirung ſich groß dünkenden Vornehmigkeit beſſer dünken, am Werktage, wenn alle andern von ihrer Thätigkeit in Anſpruch genommen ſind, ſich in freiem Luſtwandeln zu ergehen. Ich glaube, daß eine geſunde Natur ihre rechte freudige Erhebung erſt an einem Sonn- und Feiertage gewinnt, wenn die Mitmenſchen, die gleichzeitig jetzt das Leben athmen, ſich des Daſeyns erfreuen.

Warum ſoll es denn nicht möglich ſeyn, daß wir wieder Feſte gewinnen, die alle Volksgenoſſen einigen? Sind die olympiſchen Feſte, die Feſte zu Jeruſalem nicht in neuer, mit unſerem Leben zuſammenſtimmender Weiſe möglich? Iſt eine ſolche Verbröckelung in der Menſchheit, daß ſich keine Volksgenoſſenſchaft mehr zuſammenſchließen mag zur Feier des Daſeyns? Gibt es nur eine Einordnung in Reih und Glied zu Krieg und Tod, und nicht auch zu Frieden und Leben?

Vor zwei Jahrzehnten wurde der Cultus des Genius beiſtimmend und widerſtreitend vielfach verhandelt; er iſt ſeiner ganzen Natur nach kein dogmatiſcher und noch viel weniger ein geregelter. Man frage ſich aber, wie die Ausſprüche Goethes und Schillers beſtimmend wirken in Freud und Leid, in der Einſamkeit wie in der Gemeinſamkeit, und es wird ſich finden, daß es einem gebildeten Deutſchen faſt nicht denkbar iſt, ſein inneres Seyn und Empfinden ohne die Eindrücke von Goethe und Schiller ſich vorzuſtellen. — Und nun, mußte es nicht Bedürfniß, ja ich möchte ſagen nothwendige Andacht ſeyn, dorthin zu wallfahrten, wo die wunderthätigen Geſtalten dieſer beiden erſten Geiſter deutſcher Nation aufgerichtet wurden?

„Ich fürchte den Trouble! Ich mag den Trouble nicht!“ So ſpricht eine Männerwelt, die ihr halbes Leben im Schlafrock zubringt. Wenn heute eine große und erhebende Bewegung uns riefe, wir wären nicht dazu angethan, uns ihr anzuſchließen; und dazu gilt es noch für vornehm, ſich von einer großen Gemeinſamkeit fern zu halten. Ein jeder ſitzt auf ſeinem Iſolirſchemel. Aber fragt euch: ſchloſſen ſich die großen

griechiſchen Weiſen aus von einer Feſtfeier, weil der oder jener, der ihnen nicht genehm war, auch dabei ſeyn würde? Ihr rühmt es in gelehrten Büchern, daß Herodot dem verſammelten Volke ſeine Geſchichte, Sophokles ſeine Tragödien vortrugen, und ihr ſelbſt, ihr wollt euch nicht einmal durch perſönliches Erſcheinen kundgeben? Und noch näher dem gegenwärtigen Leben: Schließen ſich denn die Kirchlichen aus von der Gemeinde, weil dieſer oder jener zu ihr gehört? Iſt es nicht vielmehr in aller Weiſe Pflicht, daß jeder, ſo viel an ihm iſt, einſetze für die Gemeinſamkeit? — Mußten hier nicht die Bannerträger deutſchen Geiſtes ſich zuſammen finden? Gibt es ein nationaleres Feſt als das hier zu begehende, und mußte es nicht auch ein Nationalfeſt werden?

Ich geſtehe, ich war anfangs ſehr betrübt, da ich in Weimar hörte, daß von den hohen Würdenträgern deutſcher Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft keiner kommen würde. Uhland, Rückert, Humboldt, Schloſſer, Ritter, Liebig, Rauch, Cornelius, Kaulbach, Leſſing, ſie werden nicht erſcheinen, ja auch nicht die deutſchen Univerſitäten und Akademien werden durch Abgeordnete vertreten ſeyn.

Es gibt freilich noch Profeſſoren genug, ordentliche und ſogar außerordentliche, die Goethe — wenn ſie es auch nicht offen bekennen — doch eigentlich als Literaten über die Achſel anſchauen. Schiller wird mehr reſpektirt, er war ja ſelbſt Profeſſor und hat nie wie Goethe an allen rite conſtituirten Fakultäten gerüttelt und Neues aus reiner freier Anſchauung aufgeſtellt. Diejenigen aber, die in der Bildung den Zweck der Gelehrſamkeit ſehen und ſelbſtthätig im großen Sinne dazu mitwirken, mußten ſich hier einfinden.

Aber es wurde eben wieder ein Feſt, vom Zufall zuſammengeſtellt, und ſelbſt die Parole: Schiller und Goethe! konnte nicht alle deutſchen Heerlager einigen.

Es mag Einzelne geben, die ſich durch Vermißtwerden bemerklich machen wollen. Von den Trägern der großen Namen iſt das nicht zu denken, ihr Ausbleiben iſt eben nur eine Folge jener Iſolirung, jener Scheu vor perſönlicher Vertretung, die das Leben der neuen Zeit immer zu einem geſchriebenen und gedruckten Daſeyn macht.

Goethe ſelbſt berichtet, wie es ihm an's Herz ging, daß unſer modernes Leben und das deutſche insbeſondere kein lebendiges iſt. Nach einem Beſuche in der Akademie der Olympier zu Vicenza ſchreibt er (Italieniſche Reiſe, den 22. September 1786): „Wenn man auch vor ſeiner Nation ſo ſtehen und ſie perſönlich beluſtigen dürfte! Wir geben unſer Beſtes ſchwarz auf weiß; jeder kauzt ſich damit in eine Ecke und knoppert daran wie er kann."

Goethe ſelber war in ſeinem ſpäteren Leben, das weſentlich ein Warten und Ausbauen ſeiner eigenen großen Natur war, nicht dazu gekommen, ſelber jenem Drange Genüge zu leiſten. Nun aber war in der Feier, die ihm und ſeinem Genoſſen galt, Gelegenheit gegeben, jenes „ſich in eine Ecke kauzen" zu überwinden, und Deutſchland konnte einmal lebendig inne werden, welch eine Geiſtesmacht ihm jetzt zu eigen iſt. Es ſollte nicht ſeyn.

Wenn auch ſolche Gedanken ſchmerzlich bedrücken mußten, ſo war doch der ganze Anblick von Weimar ein ſo feſtlich freudiger, daß man ſich der entſprechenden Stimmung nicht erwehren konnte.

Als wir am Theaterplatz vorüber kamen, ſahen wir die Dichtergruppe noch verhüllt von grauer Leinwand und von dem Gerüſte zur Aufrichtung umgeben. In allen Straßen ſah man Menſchen mit Kränzen, Blumen und Fahnen umherwandeln, um die Häuſer zu zieren, und Freude ſprach aus jedem Antlitz. Man begrüßte bald von fernher kommende und einheimiſche Freunde und in alter und neuer Berührung erhob ſich das Herz immer mehr. Am Morgen ſah man, daß der Dichtergruppe eine weiße Hülle gegeben war, deren Saum die großherzoglich Sächſiſchen Landesfarben trug, und das Gerüſt wurde abgebrochen.

Ich halte mich hier ausſchließlich an die Enthüllung der Dichtergruppe; ich habe in dieſen Blättern bereits meine Anſchauungen bei Gelegenheit der Ausſtellung der Gipsmodelle ausgeſprochen. Durch einen günſtigen Zufall war ich Ende Mai auch beim Erzguß in München gegenwärtig, und ich will nun nur noch die dritte Station in der Geſchichte dieſes Denkmals nach perſönlicher Wahrnehmung verzeichnen.

Ich wohnte bei dieſem Feſte mit Freund Rietſchel in einem und demſelben gaſtlichen Hauſe, und der edle, beſcheidene Künſtler mag es mir verzeihen, wenn ich ihn hier perſönlich einführe. Wer der Nation ein ſolches Wahrzeichen gegeben, muß es ſich gefallen laſſen, daß auch von ihm Kunde gegeben wird, da er durch ſolches Kunſtwerk mit zur Geſchichte des Nationallebens gehört.

Es hat immer etwas erſchütternd Bewegendes, das, was man jahrelang in ſich getragen, nun zu entlaſſen. Der flüſſige Gedanke iſt Geſtalt geworden, und was man in einer Stimmung ſchuf, die niemals wiederkehrt, ſteht nun da für alle Zeiten, für Fremde,

Digitized by Google

die jetzt nichts empfinden von jenen fliegenden Pulſen, die unter der ſchaffenden Hand des Künſtlers klopften, und es ſoll gelingen, die Ruhigen mit hinein zu verſetzen in jene Erregung oder doch ſie des letzten unwandelbaren Ergebniſſes derſelben theilhaftig zu machen.

Jede Thätigkeit gewinnt ein eigenes Leben für ſich und der Arbeitende wird zum Werkzeuge ſeines Berufes. Vor allem aber gewinnt jedes Kunſtgebilde unter der Hand des Künſtlers ein eigenes Leben, das ſich ſelber fortſetzt. Wie der Künſtler in der Geſchichte ſeiner Kunſt nur ein einzelner Ausdruck iſt, zu dem er werden muß, ſo auch wird das einzelne Kunſtwerk zu einem Ausdruck ſeines beſondern Lebens, das der anfänglich freien Bedingung im Fortgange die Nothwendigkeit zugeſellt.

Wer je im Gebiete künſtleriſchen Schaffens geſtanden, weiß es, welch ein eigenthümliches Bangen, welch eine eigenthümliche Leere ſich zeigen will, wenn das ſo lange in der Seele Getragene ſich endlich abgelöst hat vom ſchaffenden Künſtler zum ſelbſtſtändigen Daſeyn. Das ganze Leben des Künſtlers war hoch geſpannt, und nun tritt auf einmal eine Erſchlaffung, eine gewiſſe Entfremdung ſeiner ſelbſt, eine Ablöſung ein. Wir wiſſen ſelbſt von Schiller, daß er nach jeder großen Produktion ſich wie ausgeſchöpft, wie zu nichts Neuem mehr fähig vorkam, und daß er den ganzen Inhalt ſeines Daſeyns hergegeben, bis ſich allmählig wieder Neues in ihm entwickelte und geſtaltete.

Und dann, jeder ſchaffende Künſtler weiß, daß das Vollbrachte nicht ganz dem entſprechen will, wie es ſich im reinen Gedanken darſtellt. Wäre es möglich, daß ein Künſtler einem vollbrachten Werke gegenüber denken und ausſprechen könnte: Das iſt Alles, wie ich es wollte; ich habe Alles in rein gedachter Vollkommenheit erfüllt — er wäre keines neuen Thuns mehr fähig. Eben jener Reſt, der in jedem vollbrachten Werke ſich dem Künſtler in ſeiner Ehrlichkeit vor ſich ſelbſt darſtellt, belebt ihn neu und gibt ihm Muth und Trieb zu erneuter Produktion. Es gibt auch im Geiſte keine Sättigung, die für immer ausreicht.

Es iſt ein tiefdeutiges Wort, daß es in der Bibel heißt, als Gott die Welt geſchaffen, ja nach jedem einzelnen Tagewerke (ausgenommen am zweiten Schöpfungstage, da nur das Vorhandene abgeſondert wurde): „Und der Herr ſahe, daß es gut war.“ Nur vom abſoluten Geiſte kann es heißen: Und er ſahe, daß es gut war. Jeder Endliche findet einen Reſt, der ihm dieſen Ausſpruch verſagt, und das bedingt das Streben des einzelnen Geiſtes und ein Fortwirken bis ans Lebensende und das Fortwirken der Geiſter, die ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht an einander anſchließen und die Geſchichte der Menſchheit bilden.

Ich folgte gerne der Aufforderung Rietſchels, mich ihm bei dem großen Momente, der ihm bevorſtand, nahe zu halten. Wir kamen von der Enthüllung des Wieland-Denkmals und ſtanden an der Seite der Dichtergruppe links neben Schiller. Eine Cantate begann, die nur wenig Eindruck machte. Ich glaube, daß zu ſolcher Feier keine künſtliche Muſik, ſondern ein einfaches, in der Melodie leicht faßliches Lied am geeignetſten wäre. Es müßte zu ſolch einem Feſte eine neue leicht faßliche Melodie gefunden werden, die ſich der Erinnerung einprägte und gewiſſermaßen die ganze Feſtfeier in Gedanken begleitete. Von ſolchen Feſten müßten neue Lieder ausgehen, die allgemein bekannt würden, ſo daß man wie in alten Chroniken in veränderter Weiſe ſagen könnte: „Damals ſang man dieſes Lied.“ Durch ſolch ein Lied könnte man mehr als durch alles Andere ein Erinnerungsmal feſthalten, das fort und fort lebte in allen Gauen durch lange Zeit.

Die thätige Betheiligung der Menge bei großen Verſammlungen ſollte immer mehr in Anſpruch genommen werden. Ein Geſang, von einem Liedervereine vorgetragen und vom Orcheſter begleitet, macht die große Maſſe immer nur zur empfangenden und paſſiven, und das Hoch, das ſchließlich geſtattet iſt, gibt nicht die eigentliche Erlöſung durch die thätige Theilnahme. Wir beſchränken uns bei großen Verſammlungen noch immer zu ſehr auf das tönende Wort, das geſprochene und geſungene. Die Verſammlungen, wie ſie die Eiſenbahn heutigen Tages ermöglicht und bedingt, gehen weit über den Bereich der Menſchenſtimme. Die Druckerpreſſe müßte gleicher Weiſe mitwirken, um einer großen Feſtverſammlung eine Einheit in Gedanken und Ausdruck zu geben. Hier müßte das fliegende Blatt erneuert werden, das unmittelbar im Feſtesjubel alle Stimmen zuſammenhielte und für ſpätere Zeiten ein Gedenkzeichen bliebe.

Es war ein Glück, daß der Feſtredner, Profeſſor Heiland, ſeinen vortrefflichen Vortrag auf ſolcher Höhe hielt und in ſo gediegener Weiſe ſteigerte, daß auch Rietſchel ganz davon ergriffen war und mehrmals in kurzen Ausrufen ſeine Begeiſterung kundgab, ſo daß er durch dieſe Rede ganz hinweggehoben wurde über die Schauer, die die nächſten Momente ihm bringen mußten.

Und als die Bänder der Umhüllung gelöst waren und ein Luftzug den weiten weißen Mantel aufblähte, gleich als wollten die Geſtalten nun endlich heraus und ſich in ihrer Glorie zeigen unter den Verſammelten, mit Dank und Lobpreis Erfüllten — als die Umhüllung endlich fiel und die Sonne, die im Rücken der Denkmäler

Digitized by Google

ſtand, ſie zum erſtenmale beſchien, und mit dem Sonnenglanz der Jubelruf wetteiferte, der ſich freudig aus der Bruſt Aller löste und nicht enden wollte, da, wer kann ſagen, was da das Herz des Meiſters bewegte, der dieſes edle Werk geſchaffen? Alles war hingegeben in den Einen großen Augenblick, und man konnte nicht anders, immer wieder mußte ſich der Jubelruf wiederholen.

Es gibt Hochpunkte des Lebens, deren Temperatur gar nicht auszumeſſen iſt, weil es nicht gegeben iſt, inmitten der Erhobenheit dieſer ſelber Herr zu ſeyn.

Wir begrüßten die Heroen deutſchen Geiſtes in ihrer Auferſtehung durch die Kunſt; es war, als könnte man ihnen lebendig darbringen den Dank, den die Nation und die ganze gebildete Welt ihnen ſchuldet, und die Blumen, die die Jungfrauen ſtreuten, waren wie ein ſchönes Opfer, das man den Verklärten darbrachte, und ſie ſtanden da in Erz gegoſſen, lebendig und doch wortlos.

Wer vermöchte die beiden Heroen, wie ſie erzgegoſſen daſtehen, zu ſchildern in Worten? Ihr Daſtehen iſt ein Wort, ein großes, unausſprechliches. Und was das Wort nicht ſagen kann, das ſpricht ſich im Bilde aus für das Auge. Die Hand, das Auge des bildenden Künſtlers ſpricht die Dinge ſelber; das Wort faßt die Dinge nicht, ſondern nur unſere Wahrnehmung von ihnen in Empfindungen und Gedanken. Im Ausdruck der Erſcheinungen und innern Wahrnehmungen ſind alle Künſte verſchiedene Sprachen. Der Gedanke läßt ſich überſetzen, jede Sprache behält aber etwas für ſich, das nur ihr eigen iſt.

Und wenn auch die Menſchengeſtalt zu allen Nationen ſpricht, dieſe Geſtalten hier ſagen uns Deutſchen noch etwas mehr. Es iſt unſer eigenes erhöhtes Leben, das wir in ihnen erſchauen. Die Tauſende und aber Tauſende, die mit Bewunderung und Dankbarkeit zu allen Zeiten hier heraufſchauen werden zu dieſem Denkmal, ſie werden mit ſtiller Freude erfüllt daſtehen. Der Augenblick aber, da die Sonne vom Himmel herab und Tauſende von hell glänzenden Augen zum erſtenmal zu ihnen aufſchauten, dieſer Augenblick war ein Stück Beſeligung aus der Unendlichkeit.

Und wieder, wie mußte es dem Künſtler zu Muthe ſeyn? Er ſtand da und hielt beide Hände auf der Bruſt; in ſeinem frommen Gemüthe war Andacht und Dank gewiß das einzig Lebendige. Und iſt es nicht eine hohe Gunſt des Geſchickes, nach einem ſolchen heilig beſeligenden Momente, nach einem Augenblicke Eingedrungenſeyn in die Unſterblichkeit noch feſt und friſch im hellen Leben zu ſtehen? In dieſem Augenblick mußte der Meiſter die Weihe ſeines Daſeyns als höchſten Lohn empfinden.

Als nun der Großherzog mit heller Stimme von der Tribüne rief: „Rietſchel! kommen Sie doch herauf!“ da begann von neuem begeiſterter Jubelruf, während der Großherzog dem Künſtler die eine Hand auf die Schulter legte und mit der andern die Hand faßte, die ſo Herrliches geſchaffen. Der begeiſterte junge Fürſt wendete den Künſtler nach den Verſammelten hin, und auf's neue erhob ſich der Jubelruf.

In alten Zeiten ließ man bei Kaiſerkrönungen Wein aus Brunnen ſpringen, davon alles Volk ſich erlabte, und vom ſelben Getränke belebt, gewann Alles eine gleiche Stimmung, war ein gemeinſamer Puls des Lebens in Allen. Das war heute ein Geiſtesbrunnen mit einem Feuerwein ohne gleichen, der nun ſtrömte und Alle mit Einem Göttertranke belebte.

Die alten Kaiſer hießen Mehrer des Reichs, und ein Künſtler, der in irgend einem Gebiete ein Neues ſchafft, das nicht Vergangenes nochmals neu ummodelt, ſondern ſein Eigenes ausdrückt, ein ſolcher Künſtler kann ein Mehrer des Geiſtesreichs genannt werden. Von dieſem Tage an hat das Reich des deutſchen Geiſtes eine Mehrung gewonnen, deren es ſich vollauf erfreuen darf.

In einer Zeit vorherrſchender Negation iſt es ſchwer, daß da, wo etwas Poſitives geſchaffen wurde, ſich nicht allerlei Wünſche, Begehrniſſe, Bemäckelungen ausſprechen. Dieſes Werk iſt ein poſitives, es wird noch ſpäteſten Zeiten Kunde geben von dem, was in unſerer Zeit lebte, wie die Kunſt ſich dem Leben nahe ſtellt und doch den großen Styl, das Ideale und Ewige in allem wandelnden Leben damit verbindet. Die bildende Kunſt hat hier in ihrer Weiſe und einem einzigen Blick erfaßbar das Gleiche vollzogen, was die Literatur nur zerſtreut und weitſchichtig erfaſſen kann: jene Freude, alle Lebensbezüge der beiden Dichterheroen in Briefen und Aufzeichnungen feſtzuhalten, die das Geſammtbild nur um ſo weiter und machtvoller erſcheinen laſſen, iſt hier in plaſtiſcher Weiſe vor Augen geſtellt. Die Aufgabe der Doppelſtatue (und ſie war eine hiſtoriſch gegebene, nothwendige) iſt einzig in ihrer Art und einzig in ihrer Art erfüllt.

Es wurde in dieſen Blättern ſchon bei Ausſtellung der Modelle auf die Eigenthümlichkeit des Kunſtwerks hingewieſen, jetzt da es in unvergänglichem Stoffe vor uns ſteht, ſey es für alle Zeit mit den Worten des Dichters begrüßt:

„Dieß iſt unſer, ſo laß uns ſagen und ſo es behaupten.“

Den ganzen Tag und auch am Abend war der Platz angefüllt von verſchiedenen Gruppen, und Landleute, die heimfuhren, hielten eine Weile ſtill davor. —

Digitized by Google

Welche Anſchauungen, welche Gedanken werden ſie davon heimbringen!

Es wird eine Zeit kommen — mag man auch über ſolche Prophezeiungen lächeln — es wird eine Zeit kommen, wo Schiller und Goethe in ihrem beſten Seyn allem Volke offenbar ſeyn werden. Vor wenigen Jahrhunderten galt es allgemein, daß das tiefſinnigſte aller Bücher, die Bibel, dem Volke unzugänglich ſey, und nun iſt ſie in weiteſten Kreiſen zum Gemeingut der Anſchauungen und Gedanken geworden. Die Cultur zieht ihre Bogen in ungeahnter Ausdehnung und unſere Zeit hat den Rhythmus der Jahrhunderte beſchleunigt. Wer möchte beſtimmen, wann — aber es wird die Zeit kommen, wo man dieſe beiden hier in ihrer Weſenheit allgemein erkennen wird, wo man ſie beide kennen und erkennen wird: den dort, der nicht den Menſchen allein in ſeinen Empfindungen, Beſtrebungen und Wünſchen, ſondern den Menſchen in der Natur als Ganzes und doch als Theil des Ganzen erfaßte,

„welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt,“

und den dort, der die menſchliche That, alles flammende Empfinden und lichte Wollen allein ſich zum Gegenſtande erkoren, der in nie ablaſſender Begeiſterung voll war

„Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.“

Es war von Intereſſe, aus manchen Gruppen herauszuhorchen, welchen Eindruck das Werk machte. Schiller wirkt allgemein dramatiſcher, poetiſcher, auch als Erſcheinung, weil das Strebende, das Bewegte ſich natürlicher einprägt als das Gelaſſene, Herrſchermächtige. Ich hatte Gelegenheit, das vielfach zu bemerken, wozu kommt, daß der Unglückliche, oder doch minder vom Schickſal Begünſtigte der allgemeinen Sympathie näher ſteht als der Glückliche, Geſättigte.

Das Apolliſche in Goethe iſt vor dem eigentlich Joviſchen ſeines ſpäteren Alters zurückgetreten; aber wie im ganzen Weſen Goethes, ſo iſt es auch hier in ſeiner Erſcheinung: je länger man ſich in ihn vertieft, um ſo mächtiger gewinnt er auch an dem hier plaſtiſch dargeſtellten Gleichgewicht, wenn auch nicht — wie in der Doppelſtatue nur zu billigen iſt — an Uebergewicht gegenüber dem Schnellkräftigen und Hinreißenden ſeines ſo großen Freundes; und es iſt nur zu wünſchen, daß, wie ſich dieſe beiden Bilder in der Anſchauung feſtſtellen, auch ihr innerſtes Weſen in der Nation immer lebendiger werde, daß ſtetiges feſtes Maaßhalten nicht minder erkannt und ausgebildet werde als die flammende Begeiſterung.

Der Kranz, der allerdings faſt noch wie ein Fremdwort an der vollauf deutſch redenden Erſcheinung ſich zeigen will, ſtellt ſich doch als vollkommen zugehörig dar. Eine Gruppe iſt ein Satz, der Subjekt und Objekt haben muß, und hier, wo zwei Subjekte gegeben ſind, iſt der Kranz das Objekt. Er kann in doppelter Beziehung als ſolches gefaßt werden, und der Feſtredner hatte zu meiner beſonderen Freude ähnlich wie ich in dieſen Blättern hervorgehoben: „Der Kranz aber, der ſie verbunden hält, iſt zugleich dein Kranz, mein deutſches Volk, der Kranz, mit dem ſie dich königlich geſchmückt haben vor allen Völkern der Erde.“

Der Mond ſtand hell am wolkenloſen Himmel, er ſchien zum erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. Da droben glänzen die ewigen Sterne, und es gibt auch Sterne am Himmelszelte des Geiſtes, die nimmer vergehen. Mit Homer, Sophokles und Shakeſpeare und Leſſing werden dieſe Beiden hier fortleben; aber wie oben am Himmelszelte über uns ſich immerdar neue Sterne bilden, ſo auch iſt die Ausſtrahlung des Geiſtes eine ewige. Die Welt iſt eine ewig werdende, das iſt ihr Leben. Wäre ſie einmal eine gewordene, ſie wäre bald auch eine geſtorbene. Da ſtehen die Heroen, es wird lange Keiner kommen, der ſich ihnen gleichſtellen darf, aber es werden wiederkommen. Denn das Leben der Menſchheit bedingt immer neue, ungeahnte Erſcheinungen. Was vom Gewordenen den Hauch der Ewigkeit in ſich hatte, das bleibt, aber auch das Werden iſt ein unendliches.

In der großen Gedankenoffenbarung der Menſchheit ſind einzelne Perioden, einzelne Genien nur Worte, Accorde, die ſich endlich zuſammenſchließen. Es beginnt immer wieder ein Stottern, ein Suchen, bis der Geiſt ſein neues Wort gefunden, und der ganze Inhalt des Menſchenthums iſt unerſchöpflich und ewig wie das unergründliche Meer. Man darf es wohl die eigentliche Gottloſigkeit nennen, wenn man mit falſcher Demuth leichtfertig ſagt: Nun iſt der Kreis geſchloſſen!

Das aberwitzigſte aller Worte iſt das vom Epigonenthum. Alle Menſchen ſind Epigonen, keine Periode der Geſchichte, und ſey ſie noch ſo glanzvoll, iſt die Erfüllung der höchſten und letzten Kraft. Die deutſche Poeſie und alles reine Empfinden hat in dieſen beiden hier und in jenem dort in Braunſchweig eine Fülle erhalten, die kein Vorlebender ahnen konnte, und ſo kann auch kein Vorlebender ahnen, was nach ihnen kommen mag. In einer alten Tiroler Sage ſpricht ein Berggeiſt:

„Ich bin ſo grau, ich bin ſo alt,
Sah den Berg ſechsmal als Wieſe und ſechsmal als Wald."

So auch mag der deutſche Genius ſprechen. Der Hochwald der claſſiſchen Periode unſerer Dichtung iſt gefällt und Niederholz bedeckt den Raum. Wenn nur jeder ehrlich das zu ſeyn ſtrebt, was er zu ſeyn beſtimmt iſt! Jenſeits des Niederholzes wird wiederum ein Hochwald erſtehen, und wer weiß wie prangend und wie gewaltig! Es iſt die Unmacht der Eitelkeit, die immer vom Epigonenthum ſpricht; weil ſie in ſich die Unfähigkeit naturgemäßer Hervorbringung fühlt und ſich doch gern in der Ueberhebung zu den Hochſtämmen aufgipfeln möchte, ſpricht ſie aller Gegenwart und Zukunft das Leben der Fortentwicklung ab.

Der Geiſt einer Nation, ja einer ganzen Menſchheitsperiode wiederholt ſich nicht alsbald in derſelben höchſten Form des Ausdrucks; er wandelt ſich in andere. Im ganzen Ausdruck der gegenwärtigen Menſchheit hat nächſt dem Gewerbfleiß die ſtrenge hiſtoriſche und naturwiſſenſchaftliche Erforſchung und Darſtellung eine Macht der Vollendung erhalten, wie noch nie vorher, und wir Deutſchen haben dazu noch in der bildenden Kunſt eine Höhe erreicht, wie noch zu keiner andern Zeit. Und wir dürfen hoffen, daß nach dieſem Ausdrucke des großen Geſammtlebens wieder eine neue Poeſie erſtehe, mit neuem ungeahnten Inhalt.

Wie es nicht dieſelben Familien ſind, in denen ſich der Genius forterbt (denn das wäre die unerträglichſte aller Ariſtokratien), ſo iſt es, wenn man ſo ſagen kann, auch nicht dieſelbe Familie der Ideen, in denen ſich der Geiſt ſtetig kund gibt; er wählt ſich neue und ſchließt Alles zur Einheit zuſammen.

Der Mond ſcheint heute zum erſtenmal nieder auf die freien Häupter der Dichter. — Welch eine Wandlung des Nationallebens und des Lebens der Menſchheit überhaupt werden dieſe ewigen Geſtalten an ſich vorüberziehen ſehen? Wer weiß, was für eine Welt zu ihren Füßen ſich bewegen wird, wenn Nacht und Tag und die Jahreszeiten alle dieſe jetzt hellglänzenden Gebilde mit dem grünlichen Schimmer der Patina übergoſſen haben werden?

Der Menſch kann die Gebilde hinſtellen, aber erſt die Jahre und die in ihnen herrſchenden Elemente kleiden ſie neu mit einem Glanze, den wir nicht ſchaffen können. Seyen es frohe, freie und gute Geſchlechter, die einſt dieſe grünlich glänzenden Geſtalten erſchauen werden, und mögen ſie Ebenbürtige ihnen zugeſellen!

In dem wieder ruhiger gewordenen Weimar beſchloß ich meine Feſtfeier damit, daß ich die Arbeitszimmer Schillers und Goethes beſuchte und dann hinausging nach dem Kirchhof in die Fürſtengruft. Das Arbeitszimmer Schillers iſt etwas zu ſehr zu einer Ausſtellung verwandelt, in dem Goethes hat man noch weit mehr das Gefühl, als ob er eben erſt von dannen gegangen wäre. Auf ſeinem Stehpulte am Fenſter ſteht noch ein weißer Teller mit Gartenerde angefüllt, mit der er ſich zuletzt, es läßt ſich nicht ſagen zu welchen Unterſuchungen, beſchäftigte. Eine Handvoll Erde war noch in ſeiner Hand, bevor die hohe Erſcheinung abgerufen wurde, um zur Erde zu werden.

In der Gruft neben dem Fürſten, der ein wahrhafter Menſch war, dort ſteht der Sarg Goethes und der ſeines ebenbürtigen Freundes Schiller. Die Särge waren in dieſen Tagen über und über mit Blumen und Kränzen bedeckt geweſen; aber jeder der Beſuchenden hatte ſich etwas davon zum Andenken mitgenommen, und ſo waren ſie jetzt leer.

Wunderlicher Zug unſerer heutigen Welt, ſich mit äußerlichen Gedenkzeichen und Albumserinnerungen zu ſchleppen! Aber es iſt immer ſo geweſen, immer muß das rein Geiſtige, Innerliche ſeine Wandlung durch das äußerlich Faßbare machen, von Opfern und Symbolen bis zum reinen Denken, und die Erinnerungszeichen-, die Reliquien- und Handſchriftenſammlerei wird auch bald überwunden ſeyn, wenn der Geiſt im Innern auferſteht.

Wie hier die lebendigen Körper der Geiſtesheroen zu Staub verſunken und dort in Erz auferſtanden ſind, ſo mögen ſie auch in gediegener Kraft auferſtehen im Geiſte der Nation! Die äußeren Lebenszeugniſſe werden ſchwinden, aber das Fortleben wird von ſich ſelbſt Zeugniß geben.

Im September 1857.

Berthold Auerbach.

Digitized by Google

Der Poſten der Frau.

Anekdote.

I.

Es war am Spätnachmittag des dreißigſten Oktobers, juſt hundert Jahre vor heute, als ein ſchon bejahrtes, dünnleibiges geiſtliches Herrlein in ſchwarzſeidenen Strümpfen, kurzen Beinkleidern und Schnallenſchuhen, ein ſchmales Chormäntelchen von Serge über dem Leibrocke am Rücken niederhängend, in weiß gepuderter Lockenperrücke, und trotz des nebelnden Regens den kleinen, flachen Hut unter dem Arm, vor der Thüre des „polniſchen Hauſes" ſtille hielt, das umfangreiche Wetterdach des grauleinenen Regenſchirms zumachte und, die beiden franzöſiſchen Ehrenpoſten höflich grüßend, durch die offene Flurthür ſeinen Eingang nahm.

Das „polniſche Haus" war ein von Gärten umgebenes ſtattliches Gebäude der kleinen Stadt im Leipziger Kreiſe, welche Stadt ſeit dem mehr als Jahrzehend, daß ihr eigener Herzogszweig erloſchen und ſie dem kurfürſtlichen Mutterſtamme wieder heimgefallen war, ein gar verödetes Anſehen hatte. Das große Schloß, das auf der Höhe das Städtchen überſchwebt wie eine Henne einen Haufen winziger Küchlein, ſtand unbewohnt, die einzeln hervorragenden herrſchaftlichen Gebäude, zu ſeinen Füßen aufgerichtet, um die Hofumgebung zu beherbergen, hatten ihre adeligen Inſaßen großentheils an die neue angenehmere Reſidenzſtadt abgegeben, und nur in den Zeiten der Leipziger Meßpaſſage verbreitete ſich ein lebhafter Verkehr in den Straßen, Gaſthäuſern, Fuhrleuten und dahin einſchlagenden Gewerben einen zeitweiſen Ertrag gewährend. Seit einem Jahr freilich hatte ein ununterbrochenes Treiben die guten Bewohner wenig zu Athem kommen laſſen; aber es war kein ſegenbringendes für die Stadt wie für das Land, deſſen Herr vor den Siegen des kühnen Tageshelden geflüchtet war. Das Städtchen theilte das Loos einer eroberten und doch herrenloſen Provinz, in welcher keiner mehr wußte, wer Koch oder Keller ſey. Der ehrwürdige Magiſtrat machte ſeine Bücklinge bald nach rechts, bald nach links, die geängſteten Bürger leerten ihre Speicher und Fäſſer heute für den Ziethen und Katt, morgen für den Purpien und Lothringen. Glaubte man ſich nach einem hrilloſen Winter einen Augenblick in Ruhe, ſtand wie ein Wetter ſchon wieder ein anderes Corps vor den Thoren. Der Deſſauer Moritz, der große König ſelber zogen zwiſchen Torgau und Erfurt hin und her, bis dann endlich der Marſchall Soubiſe vor einigen Tagen ſeinen Einzug hielt, und der Chef der executirenden Reichsarmee, Prinz von Hildburghauſen, auf dem Schloſſe ſeiner weiland Vettern ſeine zeitweiſe Reſidenz aufſchlug.

Das Städtchen, dazumal rings von Laubbäumen umwaldet, iſt, von Oſt nach Weſt lang geſtreckt, freundlich am Flußufer gelegen, mit deſſen erhöhten Rändern und anmuthigem Thaleinſchnitt der Thüringer Kreis, die Kornkammer des Landes, ſeinen Anfang nimmt. Aber dieſe Kammer war kläglich ausgeleert, die armen Bewohner wußten kaum mehr, wie ſie all die verſchiedenen Requiſitionen von Freund und Feind befriedigen ſollten, und doch ſtand man erſt am Anfang der ausſichtsloſen kriegeriſchen Verwirrung. Die Pferde waren genommen, Rinder und Schweine geſchlachtet, die Lebensmittel zu unerſchwinglicher Höhe empor getrieben, die Kaſſen entführt, der Bodenwerth ſank von Tag zu Tage. Das ſchwer und ſpät überwundene Drangſal des dreißigjährigen Krieges, Blut- und Hungerzeiten wie jene, wo die Leiche des hochherzigen Schwedenkönigs im Amthauſe des Städtchens geruht, um von da nach der fernen Heimath geführt zu werden, ſchienen wieder aufleben zu wollen. Man wußte ſchon jetzt ſeinem Leibe keinen Rath und blickte mit banger Ahnung in die Zukunft.

Solchergeſtalt waren denn auch die Gedanken des geiſtlichen Herrn geweſen während des Wegſtündchens von ſeinem jenſeitigen Pfarrdorfe zum Hauſe ſeines gnädigen Patrons, und mancher ſchwere Seufzer hatte ſich ſeiner Bruſt entrungen, als er mit aufgeſpanntem Parapluie, die Zipfel ſeines Sergemäntelchens, es vor dem Beſpritzen zu wahren, vorſichtig um den krampfhaft den Hut klemmenden Arm gewickelt, mit ſeinem leichten Schuhwerk ſich mühſam einen Weg durch den Moraſt der ungepflaſterten Straße ſuchte. Jetzt ſtand er nun ſchon faſt eine Viertelſtunde, eifrig bemüht, ſich auf Decken und Bürſten vom anklebenden ſchwarzen Kothe zu befreien, im Eingangsflur des polniſchen Hauſes, das ſeinen Namen von früheren Zeiten beibehalten hatte, ehe es aus den Händen eines herzoglichen Kammerherrn und polniſchen Grafen in die ſeines

gegenwärtigen Beſitzers und zeitweiſen Reſidenten, eines kurfürſtlich-königlichen Kammerherrn und ſächſiſchen Grafen überging, eines jungen luſtig lebenden Herrn, der für den reichſten Edelmann der Gegend galt und auf ſeinem nahegelegenen Stammſchloſſe der geiſtliche Patron ſeines gegenwärtigen Beſuchers war.

Eben hatte dieſer ſein Reinigungsgeſchäft zu allenfallſiger Befriedigung zu Ende gebracht, als er ſchon wieder in die Lage kam, das ehrwürdige dünne Haupt freundlich zu neigen, und zwar gegen ein Individuum, das ſo eben mit noch kauenden Backenknochen aus der geräumigen Küche im untern Geſchoſſe trat: eine ſtattliche Figur von mindeſtens ſechs Fuß Höhe, breitſchulterig, ſtraff hintenüber gerichtet, mit kurzem, gerundetem, ſchnurrbärtigem Angeſicht und einem ziemlich glotzenden himmelblauen Augenpaar. Der ſteif im Nacken hängende Zopf und die martialiſche Haltung ſchienen ſo wenig als die Schmarre über der Stirn und der ausgeſtopfte linke Arm zu dem hechtgrauen, ſilberbetreßten Livreeanzuge zu paſſen, in welchen der ſtramme Körper gezwängt war.

„Wünſche wohl geſpeist zu haben, Lehmännchen!“ grüßte der geiſtliche Herr mit lächelnder Gutmüthigkeit. — „Proſit, Herr Magiſter,“ lautete der Dank des Kammerdieners. — „Kann Er mir wohl ſagen, mein Lieber,“ fragte Jener, „ob ich unſerer Gnädigen alleweile mit meiner Aufwartung gelegen komme?“

„Die gnädige Gräfin ſind juſt beim Putz. Verziehen der Herr Magiſter ein Paar Minuten, ſo will ich rapportiren.“ — „Keine Eile, keine Eile, lieber Lehmann, ich kann mich gedulden. Es iſt nur von wegen des Berichtes über unſer Junkerchen. Gänzlich zur Zufriedenheit, alter Freund, ſo zu ſagen munter wie ein Fiſch.“ — „Wird die Frau Gräfin freuen, Herr Magiſter.“

„Alſo beim Putz? will heißen bei der Toilette. So ſpät noch am Tage? Schien mir ja ſonſten keineswegs der Caſus bei unſerer Gnädigen, Lehmann? Hm hm! beim Putz, beim Putz? Will mir gar nicht recht in den Sinn!“ — „Ja, ja, Herr Magiſter, dieſe heilloſen franzöſiſchen Windbeutel kehren Alles um. Heute Abend iſt Ball im Scheffel. Wie die Preußen da waren, hat keine Fiedel ſich gerührt, aber dieſe Zierbengel — Hol' ſie alle der Teufel!“

„Sachte, ſachte, Lehmännchen! Denke Er an das zweite Gebot! Will mir freilich nicht in den Kopf, reſpective in das Herz, ſolches Feſtweſen, ſintemalen rings um uns her ein ausgebeutetes Land, alles kahl wie eine flache Hand; fort fouragirt, fort requirirt, fort ravagirt in Scheune und Stall. Ein heilloſer Zuſtand, daß Gott erbarm!“

„Soldaten wollen leben, Herr Magiſter. Aber wer iſt d'ran Schuld als die Franzoſenbrut und das hundsföttiſche Reich, die unſerem Herrn und König keine Ruhe laſſen?“ — „Unſerem Herrn, unſerem König, Lehmann? Man beſinne ſich! Wer iſt Sr. kurfürſtlichen Gnaden ins Land gefallen? Wer hat Seine geheiligte Perſon in die Flucht gejagt, den Frieden gebrochen und die Brandfackel wieder angezündet?“ — „Wer,“ fiel der Kammerdiener ein, „wer hat dem König ſeine Provinzen nehmen, ſein Land theilen wollen, Herr Magiſter? Preußen theilen, Herr Magiſter! Ei da ſoll ja gleich das Donnerwetter —“

„Nicht ſchwören und fluchen, Lehmann! — Wie oft muß ich ſagen: beherzige Er das zweite Gebot, eventualiter auch das fünfte, Lehmann! Alles unſchuldig vergoſſene Blut kommt über den König!“ — „Ueber den König? Kreuz — nein, nein, ich fluche nicht — über den König, unſern Herrn!“ — „Unſer Herr, unſer Landesherr, Lehmann, betet im fernen Polenreiche, auf daß Recht und Gerechtigkeit wieder kehren.“ — „Ihr Herr vielleicht, Herr Magiſter, Ihrer, meiner nicht. Ich bin meiner gnädigen Comteſſe gefolgt, um ihr zu dienen im fremden Lande, wie ihr Herr Vater, mein braver Oberſt, mir anbefohlen, im Herzen aber bleibe ich des großen Fridericus getreuer Soldat und Unterthan, und geht die tolle Wirthſchaft ſo fort — hole mich dieſer und jener“ — —

„Sachte, ſachte, alter Freund!“ — „Hat ſich was ſachte, Herr Magiſter! Den will ich ſehen, dem bei dieſer Wirthſchaft die Galle nicht überläuft. Alle Tage andere Gäſte. Ziehen die Preußen ab, huſch haben wir die Franzoſen in den Thoren; wie ein Wetter ſind meine Preußen wieder da und wieder fort, und nun kommen Panduren, Reichsvölker, Kroaten, und ſchließlich fehlen nur die Koſaken, die Bulle voll zu machen. Der Teufel hole die ganze Sippſchaft!“

„Nichts für ungut, Lehmann, aber Er führt eine Zunge wie ein preußiſcher Corporal, ſo Er allerdings Seiner Zeit geweſen iſt, aber nicht wie der Leibdiener einer jungen edlen Gräfin, allwelcher Er ſo zu ſagen nach Gelegenheit doch gegenwärtig eigentlich iſt.“ — „Ach was, man verlernt wohl den Kammerdiener unter derlei Gezücht. Was haben wir nicht erleben müſſen, nur allein in den paar Wochen, daß wir vom Lande wieder hier in der Stadt ſind! Kommt der Purpien mit ſeinem Corps, zieht mein hochweiſer Magiſtrat in Corpore ihm in's Quartier und wedelt und ſchwänzelt und bittet um Verhaltungsbefehle bei dem bocksbeuteligen Franzoſen!“

„Die Franzoſen ſind die Freunde und Helfer unſeres Landes, Lehmann!“ — „Zum Henker mit den

Digitized by Google

Freunden und Helfern, Herr Magiſter! Das Land iſt erobert und die Stadt gehört dem Preußen. Kam aber auch gut an der Herr Bürgermeiſter mit ſeiner Fuchsſchwänzerei! Der Herr General commandiren: Gute Verpflegung und eine Maaß Wein für jeden Mann. Wein! Wein! hat man ſo was erlebt? Kaum ein Glas Fuſel für einen braven Preußiſchen, und für dieſe Pommadebüchſen Wein, und pro Mann eine ganze Maaß! Aber mein Wein wird geſchafft, vom eigenen Gewächs, verſteht ſich. Sauer genug mag's geweſen ſeyn, aber immer noch zu ſüß für die Zuckerſtengel. Was geſchieht aber nunmehro, heh? Die Rotte dringt auf's Rathhaus vor die hochweiſe Verſammlung und zetert und kauderwälſcht, der Wein wäre Eſſig und Scheidewaſſer, Rheinwein müſſe es ſeyn! Der Hochweiſe zieht lange Geſichter: Rheinwein für 1200 Mann und pro Mann eine ganze Maaß! Aber da hilft keine Raiſon; Rheinwein ſoll's ſeyn, und meine ehrwürdigen Herrn ſchleichen nach Hauſe und kriechen in ihre Kellerlöcher, und kehren wieder zurück, ſchwerbeladen ein Jeder mit ſo ein Dutzend Flaſchen, ſo ſie für Hochzeiten und Kindtaufen geſpart. Der Eine nennt's Franzwein, der Andere Moſel, der Dritte gar Ungar. Die Herrn Officiere ſchreien darob und facriren und machen ein Halloh, daß Alles kracht, bis ſich denn endlich unſer Herr Graf in's Mittel legt und zwei Fäſſer von unſerem alten Rheinwein zum Beſten gibt. Ach, unſer Herr! Eine Backpfeife wäre mir lieber geweſen, als die Fäſſer aus unſerem Keller ſchleppen zu ſehen. Herr Magiſter, Herr Magiſter, ach, unſer Herr!"

Der Pfarrer räuſperte ſich und ſprach begütigend: „Es war nobel von unſerem Herrn, Lehmann, die arme bedrängte Bürgerſchaft dermaßen aus ihrer grauſamen Verlegenheit zu erlöſen und die Freunde ſeines Landes nach ihrer Gewohnheit zu ſtärken, ſintemal —" „Schöne Freundſchaft, ſchöne Nobleſſe!" fiel der unwirſche Kammerdiener, immer zorniger werdend, dem beſänftigenden alten Herrn in's Wort. „Ach, unſer Herr! Das iſt das Schlimmſte von der ganzen Geſchichte. Wenn mich die Frau Gräfin nicht dauerte, lange wäre ich fort über alle Berge. Ach, unſer Herr!"

„Nun höre Er auf, Lehmann!" unterbrach ihn der Pfarrer ernſt. „Ich habe Seine Schmähreden geduldig mit angehört, ſintemal Er ſo zu ſagen ein alter Preuße iſt und Jedweder getreulich an der Fahne halten ſoll, zu der er geſchworen hat. Aber ſeinen Brodherrn verunglimpfen um deßwillen, daß er gleichermaßen ſeine Treue bewahrt —"

„Ja, 's kommt nur d'rauf an, wie er ſie bewahrt, Herr Magiſter; aufrecht und ehrlich dem Feinde in's Geſicht, und wenn ſie dem Leibhaftigen geſchworen wäre, unſer Herrgott wird's zu lohnen wiſſen. Aber Muth gehört dazu, Muth!" — „Vergeſſe Er nicht, Lehmännchen," wendete der geiſtliche Herr begütigend ein, „daß unſer Herr Graf ſeines Zeichens nicht ein Kriegsmann ſind, Freund, au contraire, im Gegentheil, Kammerherr unſeres durchlauchtigen Kurfürſten."

„Das ſoll wohl ſo viel heißen, Herr Magiſter," unterbrach ihn der alte Haudegen ſpöttiſch, „das ſoll wohl ſo viel heißen, daß ein kurfürſtlicher Kammerherr eine andere Art von Treue hat, als andere Chriſtenſeelen, und ſtatt der Courage einen Katzenbuckel zeigen kann? Nun meinethalben! Aber einen hübſchen Spaß hat's doch noch gegeben mit dieſen Franzoſen, Herr Magiſter. Schickt der Purpien, da wir ihn endlich vom Halſe haben, ein Commando von Merſeburg und verlangt, daß ſämmtliche Armatur und Effekten, ſo von der Katt'ſchen Winterbeſatzung noch hierorts reſtiren, ausgeliefert werden, inſonderheit drei große Koffers mit koſtbarem Schmuck und Silbergeräth, ſo der Lieutenant von Ihenplitz im Neuhaus'ſchen Quartier am Marktplatze ſoll haben ſtehen laſſen, bei Strafe der Confiskation von des Hehlers Vermögen. — Demgemäß macht ſich eine Deputation unſeres Hochweiſen auf die Socken, der Herr Bürgermeiſter an der Spitze, und zieht mit dem Commando hinüber in das Neuhaus'ſche Quartier. Ein ellenlanges Protokoll wird aufgeſetzt, das große Amtsſiegel d'runter gedruckt, der Koffer, denn 's war nur Einer und noch obendrein ein ganz kleiner, feierlich aufgeſchloſſen, und was für Preciosa ziehen die Hochweiſen hervor: einen abgetragenen grünen Pelz, eine ſchmutzige weiße Weſte, ein Paar Pantoffeln und — und, ja nun kommt's! — und ſorgfältig eingewickelt das Bildniß einer alten Frau; hahaha, einer alten Frau!"

Der bittere Franzoſenhaſſer rieb ſich vergnügt die Hände, der gutmüthige Pfarrer aber ſagte gerührt: „Einer alten Frau, Lehmännchen? Vielleicht der Frau Mutter des jungen Herrn Offiziers? Wolle Gott, daß es gebührentlich reſpektirt worden iſt, maßen es mir eine ſeltſame Hochachtung von einem jungen Cavalier zu bekunden ſcheint, das Conterfei einer alten Frau in die Campagne mit ſich zu führen."

„Ja, eine junge in Natura iſt ihnen gemeiniglich lieber, Herr Magiſter," erwiederte der Preuße noch immer lachend, „inſonderheit dieſen Franzoſen. Da ließe ſich was von Gottes Worte ſagen, Herr Magiſter! Das ſteckt an wie die Peſt, Freund oder Feind. Haben wir da im Hauſe einen franzöſiſchen Herzog, einen Mann wie ein Bild, das muß man ihm laſſen, aber warum er nicht lieber oben auf dem Schloſſe bei dem Hildburgshauſer logirt —" — „Halte Er ein, Lehmann!" unterbrach ihn der geiſtliche Herr mit ſeiner

ſtrengſten Miene. „Hüte Er ſeine Zunge! Derlei Erörterungen gehen Ihn wie mich nichts an. Sey Er jetzt ſo gut, mich der Gnädigen zu melden, Freund.“

„Gleich, gleich, Herr Magiſter!“ ſagte der Kammerdiener, der Miene machte, die gute Gelegenheit, ſein Herz auszuſchütten, feſt beim Schopf halten zu wollen. „Gleich, gleich! Aber was ich noch ſagen wollte von dem Hildburgshauſer und den Truppen vom Reich. Mit denen wurden freilich weniger Umſtände gemacht als mit den franzöſiſchen Herrn. Nicht einmal Betten konnten ihnen verabfolgt werden von wegen der mancherlei Ungelegenheiten, ſo ſie mitgeſchleppt. Sie campiren auf der Streu, bequem genug für das verl— — Geſindel. Und ſo geht's Tag aus, Tag ein! Alle Stunden was Neues und ſelten was Gutes. Aber wartet nur, wartet, eure Herrlichkeit iſt bald zu Ende! Wenn erſt der große Friedrich kommt und klopft nur auf die Hoſen, da läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzoſen!“

„Lehmännchen, Lehmännchen!“ ſagte der geiſtliche Herr, freundlich mit dem Finger drohend. „Er iſt ein arger Dichterling, aber Er könnte leichtlich ein ſchlechter Prophet ſeyn. Sein König ſoll ein gar armſelig abgehetztes Häuflein bei Leipzig zuſammengebracht haben nach ſeiner grauſamen Niederlage bei Kollin; halb Europa iſt wider ihn, die alliirten Armeen ſtehen ihm vierfältiglich gerüſtet gegenüber. Was dann, Lehmännchen, was dann?“ — „Was dann,“ verſetzte der alte Wachtmeiſter, auf einmal ernſthaft, „was dann, Herr Magiſter, was dann? Gott weiß es! Aber König Friedrich bleibt doch oben, das weiß ich. — Da kommt der Herr Herzog in den Hof geſprengt. Ich will jetzund gehen und Sie der Frau Gräfin melden.“

Wir haben zu berichten unterlaſſen, daß dieſes politiſche Zwiegeſpräch keineswegs unten im Flur des polniſchen Hauſes zu Ende geführt worden war, ſondern ſich nach und nach hinauf bis in den gräflichen Empfangsſaal gezogen hatte. Der Kammerdiener klopfte jetzt an die Thür eines Cabinets, in welchem ſeine Herrin eben mit dem Puderbeutel ihre Toilette vollenden ließ. Sie ſprang bei dem Geräuſch haſtig vom Stuhl auf, warf einen prüfenden Blick in den Spiegel und fragte das die Thür öffnende Kammerkätzchen: „Der Herr Herzog, Liſette?“ — „Nein, der Herr Magiſter, gnädige Gräfin,“ lautete der Beſcheid.

Die Dame legte ihren Pudermantel ab und trat in den Saal, eine anmuthig ſtattliche Erſcheinung von kaum vierundzwanzig Jahren, deren ſchlanken Wuchs und vornehme Haltung der modiſch reiche Anzug von weißem Silberbrokat und die Roſengarnirung im hochgethürmten Toupé gar vortheilhaft hoben. Sie hatte mit Recht für die ſchönſte Frau an dem in Deutſchland noch immer ſchönheitskundigſten Hofe von Sachſen gegolten, ſo daß man ihrem Liebreiz ſelber die offen an den Tag gelegte, aus der Heimath herübergebrachte preußiſche Anhänglichkeit, wie die in Ausdruck und Ton gegen die ſächſiſche Biegſamkeit verſtoßende, etwas kurze, beſtimmte preußiſche Art und altväteriſche Sittenſtrenge zu gute hielt.

Der geiſtliche Herr machte ſeine unterthänigſte Reverenz und Gräfin Eleonore ſagte, ihm freundlich die Hand reichend: „Sie bringen mir Nachricht von meinem Leo, lieber Herr Pfarrer? Wie gut von Ihnen bei dem böſen Weg und Wetter!“ — „Ach, es trippelt ja nur ein klein bischen, Gnädigſte,“ erwiederte der Angeredete deprecirend. — „Sie freundlicher Sachſe!“ ſagte die Dame lächelnd, „ſelbſt den Regen möchten Sie entſchuldigen! Aber wie geht es meinem Knaben? er iſt doch wohl?“ — „Wohl und vergnügt wie ein Vögelchen, Gott behüt' ihn, gnädige Gräfin.“ — „Und Sie haben wirklich keine Blatterkranken im Dorfe?“ — „Gottlob und unberufen, nicht einen einzigen, gnädige Frau, ſo groß auch unſere Noth im übrigen iſt.“ — „Die häßliche Krankheit ſoll in der Stadt bedenklich verbreitet ſeyn, ich mußte das Kind von mir geben, — ſo lange mein Gemahl während der Anweſenheit unſerer fremden Gäſte mein Verweilen hier im Hauſe wünſchte.“

Die Gräfin war bei dieſen Worten unwillkürlich erröthet und ihr geiſtlicher Freund hatte verlegen die Augen niedergeſchlagen. Sie bemerkte es, ihr Blick ruhte eine Weile prüfend auf ihm, dann ſtrich ſie mit der Hand über die Stirn, wie um einen peinlichen Gedanken zu entfernen, und fuhr nach einer kleinen Pauſe fort: „Unſer unſtetes Leben kann auf die Dauer dem Kinde nicht zuträglich ſeyn, wir werden an eine feſtere Einrichtung denken müſſen. — Aber Sie wollten von der Noth auf unſern Gütern ſprechen, lieber Freund. Kann ich etwas thun, ſie zu lindern?“

„Im Einzelnen,“ antwortete der Pfarrer, „geſchieht ja ſo Vieles von Seiten meiner gnädigen Herrſchaft, und kann, wenn ich mir den Freimuth geſtatten darf, nach Gelegenheit noch des Mehreren geſchehen, was ich mir zu geeigneter Stunde erlauben werde, Hochderſelben zu unterbreiten. Alle Gutthat aber iſt, ſo zu ſagen, doch im Grunde nur Waſſer auf einen heißen Stein, und ſo dürften wir im großen Ganzen gehalten ſeyn, uns in Demuth zu ſubmittiren, inſofern es des Herrn Barmherzigkeit gefallen hat, ſeine Geißel über unſerer unglücklichen Gegend loszubinden. Obgleich — wiewohl —“

Die Dame blickte ziemlich ungeduldig nach ihrer Uhr und unterbrach den Zug des Predigers, ſich erhebend und freundlich mit dem Finger drohend. „Sie

Digitized by Google

ſind auf dem Wege unſern alten Disput zu erneuern, lieber Freund, wenn ſich mit einem ſo frommen Mann wie Sie überhaupt disputiren läßt. Sie ſind ein alter Sachſe, ich bin eine Preußin. Auf Ihren Boden verpflanzt, kann ich von meiner anerzogenen Bewunderung, von der Hoffnung auf meinen Helden ſo wenig laſſen, als Sie von Ihrer angeſtammten Treue. Auch habe ich ſeit meiner Verheirathung an den Höfen, und leider nicht an dieſen allein, ſo viel ungeahnte Verderbniß, ſo viel erbärmliche Schwäche wahrgenommen, daß eine reinigende Flamme mir Noth ſcheint. Gottlob, daß dieſe Flamme von einem Helden ausſtrömt."

„Von einem Tyrannen, Frau Gräfin!" fiel der alte Sachſe ein, an der Stelle gefaßt, an welcher auch er widerborſtig wurde. — „Wer damit beginnt, ſich ſelber zu beherrſchen," ſprach Gräfin Eleonore ernſt, „iſt kein Tyrann, Herr Pfarrer, und hat das Recht, ſtrenge Maßregeln zum Heile einer großen Idee aufzuerlegen. Aber, wie geſagt, laſſen wir dieſen Gegenſtand, über welchen wir uns niemals einigen können. Wir wollen ſtillſchweigend reſpektiren, was uns an einander unbegreiflich ſcheint. Iſt doch das Edelſte im Menſchen die Treue gegen das, was er liebt und was er ſeiner Liebe für würdig hält."

„Verzeihung, gnädige Gräfin," wendete der Pfarrer ein, „nicht bloß gegen das, was er liebt und was er der Liebe für würdig hält." — „Nun doch wohl nicht gegen das, was ihm unwürdig und haſſenswerth erſcheint?" — „Ich meine juſt nicht das, Gnädigſte." — „Und was ſonſt?" — „Ich meine, ſozuſagen, nach Gelegenheit die Treue in allen Stücken, die Treue gegen ſein von Gott verliehenes Amt." — „Und wäre es nicht unſeres Amtes, unſeres innerlichen Amtes, beharrlich bei dem Guten und Kraftvollen zu ſtehen und die Schwachen und Böſen zu meiden?" — „Unter Umſtänden, nein, gnädige Frau. Denn wäre ſonſt die Treue eine Tugend und die Liebe ein Opfer? Unſer Herr und Heiland hat ſein theures Blut nicht vergoſſen für die Engel und Geiſter des Himmels, ſondern für uns arme Schwache und Sünder, für welche ſein Vater ihn als Anwalt auf die Erde geſendet hat."

Eleonore blickte mit Verwunderung auf ihren plötzlich ſo beredtſamen Gegner. „Was heißt das?" fragte ſie ſich heimlich lächelnd, „er ſcheint ſeine Sammlung von Beiwörtern vergeſſen zu haben und direkt auf einen Zweck losſteuern zu wollen. Aber auf welchen?"

„Und deſſelbigen gleichen," fuhr jener fort, ſich von ihren Blicken nicht irre machen laſſend, „deſſelbigen gleichen ſollen wir armen Schwachen und Sünder getreulich erfunden werden nicht nur gegen die Guten und Starken, nicht nur nach Freiheit und Wohlgefallen, ſondern auf jeglichem Poſten, dahin der Herr uns geſtellt, und da am getreulichſten, wo wir einen Schwächeren zu vertreten haben." Hier ſtockte der eifrige Mann plötzlich in ſeiner Rede, indem er ſich auf eine ſchickliche Wendung für ſeinen Ideengang zu beſinnen ſchien. — „Inſonderheit," nahm er nach einer Pauſe den Faden wieder auf, „inſonderheit Sie, gnädige Frau Gräfin, will ſagen nämlich — im Allgemeinen das weibliche Geſchlecht."

„Es thut mir leid, Sie unterbrechen zu müſſen, verehrter Freund," nahm die junge Frau das Wort. „Sie ſehen mich feſtlich angethan; der Graf hat ein Ballfeſt arrangirt, dem ich beiwohnen ſoll — es muß wohl ſchon ſechs ſeyn." — „Bitte tauſendmal um Entſchuldigung, gnädige Gräfin," ſtammelte der Paſtor, indem er ſich anſchickte ſeinen Rückzug anzutreten. — „Ich danke Ihnen nochmals von ganzem Herzen, beſter Freund. Behalten Sie meinen Liebling im Auge; morgen komme ich, die Reformationspredigt aus Ihrem Munde zu hören."

Sie hatte während dieſer Worte die Klingel gezogen und befahl, daß man den Herrn Pfarrer nach Hauſe führen ſollte. — „Beileibe nicht dieſe Umſtände — Lehmännchen — gnädige Gräfin," deprecirte der geiſtliche Herr. „Das Endchen Wegs macht ſich ja weit leichter zu Fuß ab."

Die Dame beharrte bei ihrem Anerbieten, den ſchlechten Weg und die eingebrochene Nacht in Erwägung ziehend, aber ihr Zureden war fruchtlos. — „Meine Gewohnheit, meine Gewohnheit zu ſpazieren," ſagte der alte Herr. „Laſſe Er das Fuhrwerk unterwegs, Lehmann; ich müßte mich ja ſchämen, ſo viele Gliedmaßen von Menſchen und Vieh zu moleſtiren, um meinem alten Leichnam eine Güte zu thun, inſonderheit jetzund, wo der Beladenſte ſich nicht ſchonen kann, und ſelber das Geſpann fehlt, um den Acker zu beſtellen." Und mit einer nochmaligen Reverenz war er aus dem Zimmer verſchwunden. Die Gräfin blickte ihm nicht ohne Rührung nach. — „Er iſt mitunter ein wenig langweilig, der gute Magiſter," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „aber doch, wie wenige gibt es ſeines Gleichen!" Sie ging einige mal unruhig im Zimmer auf und nieder, klingelte dann von neuem und fragte: „Iſt der Graf zurück, Lehmann?" — „Nein, gnädige Gräfin." — „Der Herr Herzog?" — „Zu Befehl, gnädige Gräfin."

Der Diener entfernte ſich auf ihren Wink und ſie blieb allein. Die eben gehabte Unterredung kam ihr wieder in den Sinn. So hatte ſie ihren alten Seelſorger niemals geſehen. Im weltlichen Geſpräch, wie auf der Kanzel war der raſchen Dame wohl manchmal

Digitized by Google

die Geduld ihm gegenüber geriſſen, und ſie hatte wiederholt zu ihrem Gemahl geſagt: „Daß ein Menſch ſo richtig handeln und doch ſo viel überflüſſige Worte machen kann! Der brave Mann iſt zum Pfarrer verdorben, er ſollte auf einem andern Platze ſtehen.“ Jetzt fiel es ihr ein, daß der Mann, wenn auch ein etwas weitläufiger Kanzelredner, doch ein kundiger, ſcharf und fein blickender Seelſorger ſeyn, Auge in Auge vor dem Einzelnen das richtige Wort treffen und am geeignetſten Platze in ſeiner Gemeinde ſtehen könne.

„O, er fühlte mein Erröthen,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „er merkte die Lüge! Mein Mann, ſagte ich, wünſche meine Nähe? Gott, mein Mann, mein Mann!“ Sie ſtützte den Kopf in die Hand und verfiel in ſtilles Sinnen. Die Bilder ihrer Kindheit, ihrer frühen Jugend zogen an ihrem Geiſte vorüber. Sie ſah ſich wieder am Strande der Oſtſee, wo jene ſich friedlich abgeſponnen; ein einziges, einſames mutterloſes Kind an der Seite des alten Vaters, des Kameraden Leopolds von Deſſau unter dem erſten Schimmer der über Preußen aufſteigenden Heldenſonne. Alle Erinnerungen ihrer Familie, wie ihres Bodens, auf welchem der große Schwedenkönig gelandet, knüpften ſich an kühne Fahrten und Thaten; die rege Phantaſie verklärte den preußiſchen Zopf in eine ritterliche Lockenmähne, das Blut prickelte ungeduldig in ihren Adern während der Lektionen des ſteifen Informators, über der lateiniſchen Grammatik oder Zinzendorfs geiſtlichen Schriften, mit Gier verſchlang ſie dagegen die wenigen Mährchen und Heldenſagen, welche der Zufall ihr in die Hände ſpielte. Es wimmelte um ſie von kühnen Recken und Reißigen, und den kühnſten von allen, den tapferſten Ritter, den hatte ſie ſich auserkohren zu einem ſelbſterſchaffenen Herrn. Und doch wurde ſie die Gattin dieſes Mannes, wurde es in freiwilliger Neigung. Hatte ſie ihn geliebt? Er ſtand vor ihr jung, ſchön, galant, er durfte ihrem Auge wohl gefallen. Glich er auch nicht in allen Stücken ihrem ritterlichen Ideale, er war ein Edelmann, ein edler Mann, dachte ſie, der Erbe eines ehrwürdigen Namens. Sie war zum erſtenmal in der Hauptſtadt, hatte den erſten Blick in die lebendige wirkliche Welt gethan und bei ihrem Anblick erkannt, daß ſie bis heute geträumt; ſie glaubte ſich im Erwachen, und der Morgen war lachend genug. Er zog ſich durch Jahre des Genuſſes und ungewohnter Herrlichkeit an dem glänzendſten Hofe Deutſchlands, in einer reizvollen Gegend, unter Gebilden der Kunſt, unter den verwirrenden Heroldsrufen eines Voltaire und Rouſſeau, unter Feſten und Huldigungen, unter zierlichen Männern und üppigen Frauen. Wie hätte er nicht ihre Sinne gefangen nehmen, die Heldenbilder ihrer Jugendträume verdunkeln ſollen in ſeinem blendenden Gegenſatz zum kahlen heimiſchen Strand?

Aber nun ſeit länger als einem Jahre, welche Kehrſeite des ſchimmernden Bildes! Rathloſigkeit und Schwäche, Untreue, Verrath, Halbheit, Hohlheit, Elend und Noth! Und ihr Mann, der, dem ſie angehörte, der ihr Herr und Hort ſeyn ſollte, ihr Mann! Sie faßte krampfhaft nach dem Herzen und ſuchte die peinliche Unterſuchung abzubrechen. Eine neue Geſtalt tauchte vor ihrem innern Auge auf: der ſchöne fremdländiſche Gaſt ihres Hauſes, der Feind ihres Königs mit ſeiner adeligen Geſtalt, mit der feinen, ritterlichen Sprache ſeines Volkes. Glich er dem Helden ihrer Träume, war er, über ſeine Worte hinaus, nicht bloß ein Cavalier, ſondern ein Mann von Ehre und Adel?“

(Fortſetzung folgt.)

Florentiniſche Bilder.

(ſ. Nr. 14.)

Straßenleben am Sonntag.

Es iſt Sonntag Morgen; die friſche kühle Märzluft weht mir von dem blauen Himmel herab entgegen, indem ich die Fenſter meines Schlafzimmers öffne. Draußen in der Via San Gallo herrſcht ſchon trotz der frühen Stunde und des Feiertags ein reges, lebendiges Treiben. Geputzte Bauern und Bäuerinnen kommen vom Thore her, theils um ihre Gemüſe und Früchte auf den Markt zu bringen, theils um die Kirchen der Stadt zu beſuchen. Die Dienerſchaft der vornehmen Familien, denen meiſt dieſe Stunde zum Gottesdienſt angewieſen iſt, eilt zu den verſchiedenen Tempeln, um die Frühmeſſe zu hören. Junge Prieſter, meiſt ſelbſt den Zügel führend, raſſeln

Digitized by Google

in ihren leichten Caleſſini herein und hinaus, um in den ihrer Obhut übergebenen Kapellen des heiligen Amtes zu warten, auch wohl um in einer der großen Kirchen der Stadt eine ihnen bewilligte Meſſe für drei Paoli (13½ Groſchen) zu leſen. Eine bekannte Stimme ruft mich aus der vorbeieilenden Menge an: es iſt mein Blumenlieferant, der mit zahlreichen Collegen beiderlei Geſchlechts die duftigen Schätze des Landes in eigenthümlich gebogenen flachen Körben zur Stadt bringt. Für einen Spottpreis ſchmücke ich mein ganzes Zimmer mit gefüllten Veilchen, vielfarbigen Nelken, Maiglöckchen, Reſeda und Anemonen. Unter meinem Fenſter, und ſo weit rechts und links mein Auge reicht, iſt man damit beſchäftigt, kleine, luftige Buden zu errichten und mit Spielwaaren der allergröbſten und billigſten Art von Holz und Thon, mit Naſchwerk und Heiligenbildern zu füllen. Denn es iſt heute die fiera — der Markt — von San Gallo. Jeden Sonntag in den Faſten findet in einer der zu den verſchiedenen Thoren führenden Straßen eine ſolche Fiera ſtatt, ein Volks- und Kinderfeſt, deſſen Luſtbarkeiten ſich jedoch auf ein Auf- und Niederwandeln im dichten Gedränge im möglichſten Putz und allenfalls auf den Genuß einiger unſchuldigen Näſchereien zu beſchränken pflegen.

Es iſt neun Uhr geworden; ich gehe, mein Frühſtück in dem Café Doney, dem erſten Kaffeehauſe der Stadt, unweit der Säule von Santa Trinità einzunehmen. Unterwegs begegne ich nur Kirchgängern, zumal Frauen und Kindern; denn das männliche Geſchlecht gehört in Florenz ſeiner großen Mehrzahl nach zu den Indifferenten in religiöſen Dingen. Hielten nicht die Prieſter ſo ſcharfe Aufſicht, wäre nicht der öſterliche Beichtzettel und zöge nicht die Vernachläſſigung religiöſer Pflichten zumal für die Beamten die Gefahr empfindlicher materieller Nachtheile nach ſich, ſo wäre zu fürchten, daß die Zahl der frommen Kirchgänger auf ein Minimum herabſinken würde.

An der Ecke des Domplatzes drängt ſich das Volk um einen zweiräderigen Karren, auf dem eine große Tafel horizontal befeſtigt iſt und den ein Menſch vor ſich her ſchiebt. An Werkeltagen füllen dieſe »baroccino« dutzendweiſe alle Hauptſtraßen, bald mit Tüchern, Bändern und allerhand kurzen Waaren, bald und am häufigſten mit Büchern und Kupferſtichen bedeckt, die von den Führern mit einer Stentorſtimme für fabelhaft billige Preiſe ausgeboten werden. Am Sonntag aber iſt aller Handel verpönt, nur der mit Eßwaaren ausgenommen. Das hat ſich irgend ein ſpekulirender Kopf zu Nutze gemacht: auf der Tafel ſeines baroccino ſteht ein förmliches Gaſtmahl aufgetragen; nicht allein Fleiſch und Gemüſe, ſondern ein vollſtändiges Diner mit allen Zuthaten bis auf's kleinſte herab, ja ſelbſt die Kohlen, um das Eſſen zu bereiten, fehlen nicht. Dabei iſt alles ſo appetitlich arrangirt und mit Blumen aufgeputzt, daß den armen Leuten, die ſich hungrig umher drängen, das Waſſer im Munde zuſammenläuft. „Un magnifico pranzo per due crazie!“ (ein herrliches Mittageſſen für einen Silbergroſchen) ſchreit der Schiebende. »Prendete, Signori, vincerete, mangerete!« (Nehmt, ihr Herren, ihr werdet gewinnen, ihr werdet eſſen). Dabei hält er ein Bündel Looſe empor, und es dauert nicht lange, ſo hat er ſie bis auf das letzte an den Mann gebracht; die Ausloosung findet auf der Stelle ſtatt, und der glückliche, vielbeneidete Sieger trägt den erbeuteten Schatz in ſeine Wohnung.

Bei Doney wimmelt es von Frühſtückenden; es ſind zum Theil allerdings Fremde aus aller Herren Ländern, deren Hauptſammelplatz hier Morgens iſt; doch finden ſich auch nicht wenige Einheimiſche; denn nur wenige frühſtücken im eigenen Hauſe, im Gaſthauſe niemand. Koſtet doch die große Taſſe des beſten Kaffees mit Milch, Zucker, Weißbrod und Butter nur vier Crazien, etwa zwei Groſchen unſeres Geldes. Ich nehme an einem der kleinen Tiſchchen vor dem Hauſe Platz, neben einer Gruppe junger Franzoſen, die mit der Fioraja, dem Blumenmädchen, in gebrochenem Italieniſch ſcherzen und plaudern. Auch ich bekomme ein Sträußchen aus dem reich gefüllten Korbe, freilich keines von den beſten, denn ich bin ſchon eingebürgert und gehöre nicht zu den freigebigſten Kunden. Die Fremden ſind anfangs meiſt entzückt über dieſe „reizenden Prieſterinnen der Flora,“ wie ſie ein begeiſterter Touriſt nennt, mit dem großen winkenden Strohhut und dem ſchelmiſchen Auge, die ihnen die ſchönſten Sträußchen in den Schooß werfen oder in das Knopfloch ſtecken und von augenblicklicher Bezahlung nichts wiſſen wollen. Ich könnte Einiges erzählen, was die Begeiſterung etwas herabſtimmen würde; aber ich will den künftigen Beſuchern der Blumenſtadt am Arno die Freude nicht verderben. Dort fliegt eine dieſer Nymphen im offenen Wagen in raſſelnder Eile vorüber und wirft uns noch einen Regen von Nelken und Veilchen hernieder. Sie fährt auf den Livorneſer Bahnhof, von dem eben ein Zug abgehen ſoll, um von ihren etwa abreiſenden Kunden einen letzten zärtlichen Abſchied zu nehmen.

An der nahen Ecke von Via de' Tornabuoni, wohin ich mich wende, um in dem beſtaffortirten Cigarrenladen der Stadt (auch dieſe ſind nämlich, vermuthlich weil der Tabak ein Regieartikel iſt, am Sonntag geöffnet) mit neuem Rauchſtoff zu verſehen, treffen fünf Straßen zuſammen. Zu welcher Tages- und Jahreszeit man dieſen Punkt auch paſſire, ſo iſt es faſt

unmöglich den Vetturinen und ihren Mezzani (Mäklern) zu entgehen, die ihn militärisch beſetzt halten. »Signore, si va a Bologna domattina. — Signore, un posto per Roma. — Vuol vettura per Arezzo a mezzo prezzo? — tönt es durcheinander. Freilich hat dieſes Treiben durch die »maledette strade ferrate« ſehr abgenommen, und es wird ihm hoffentlich durch die projektirten Eiſenbahnen nach Bologna und Arezzo bald völlig ein Ende gemacht werden.

Ich mache mich von ihnen los, um dem Arno zuzueilen; denn der proteſtantiſche (franzöſiſch reformirte) Gottesdienſt in der kleinen Kapelle unweit Ponte Carraja wird alsbald beginnen; aber ohne einigen Aufenthalt geht es nicht ab. Wer eine brennende Cigarre im Munde hat, muß ſich mit Geduld rüſten. In Florenz raucht man in den Häuſern ſehr wenig, auf der Straße deſto mehr. Feuerzeug iſt wenig gebräuchlich; man wartet eben, bis man Vorübergehenden mit brennender Cigarre begegnet. Ueberall hört man das: »Di grazia, Signore, mi permette un momento?« Der Florentiner iſt außerordentlich gefällig und wird nicht müde, den Fremden zurechtzuweiſen; dagegen muß man ihm auch, wie billig, auf alles Mögliche Rede ſtehen. Dieſes viele Cigarrenanzünden, Fragen und Antworten bringt eine Modifikation in der auf- und abwogenden Bewegung der Straßen hervor, wie ſie mir in dieſer eigenthümlichen Weiſe ſonſt nirgends vorgekommen iſt.

Auf der Brücke Alla Carraja ſitzt ein blinder Bettler im Sonnenſchein, mit ſtummer Geberde ein Almoſen heiſchend. Man gibt es dem wenigſtens ſcheinbar ſehr hülfsbedürftigen gern, wenn man auch weiß, daß einer dieſer privilegirten Brückenbettler kürzlich mit Hinterlaſſung eines bedeutenden Vermögens geſtorben. Er hat wenigſtens nicht, wie das ſonſt oft der Fall iſt, einen ſtarken jungen Mann bei ſich, den er ſich für einen beſtimmten Lohn miethet, um für ihn die Vorübergehenden anzuhalten. Die Bettelei iſt übrigens jetzt in Florenz, wenigſtens im Vergleich mit dem übrigen Mittel- und zumal Unteritalien, ſehr mäßig. Zur Revolutionszeit, 1848—49, war ſie freilich auch hier unerträglich, und die Almoſenfordernden von einer ſo unglaublichen Unverſchämtheit, wie ſie mir kaum in Meſſina, dem Paradieſe der Bettler, je vorgekommen iſt. Aber die neue Gendarmerie hat hier treffliche Früchte getragen.

Der proteſtantiſche Gottesdienſt iſt zu Ende, und mit ihm zugleich die Mittagsmeſſe der Katholiken. Aus allen Kirchen ergießt ſich ein Strom geputzter Menſchen, die elegant gebundenen, goldſchimmernden Gebetbücher unter dem Arm. Nun beginnt der Mittagsſpaziergang, la passeggiata della messa. Eine Stunde lang wandeln die Schönen die Hauptſtraßen, zumal die Via Calzajuoli, Mercato nuovo und den Lung' Arno auf und ab, um ihre neuen Toiletten bewundern und beneiden zu laſſen. Es iſt dieß die beſte Gelegenheit, die Florentinerinnen der mittleren Stände ohne Vermiſchung mit den Fremden, die ſonſt leicht an öffentlichen Orten dominiren, zu ſehen und kennen zu lernen. Wer Schönheitsideale unter ihnen ſucht, wird ſich freilich meiſt bitter enttäuſcht finden. Zwar trifft man unter den Frauen und Töchtern der Handwerker, Kaufleute u. ſ. w. wohl weniger rohe und grobe Züge, weniger gemeine Phyſiognomien als im Norden, auch oft ausdrucksvollere Geſichter und zumal ſchönere Büſten, aber eine regelmäßig ſchöne Geſichtsbildung gehört zu den großen Seltenheiten; ja das Gegentheil iſt ſogar im Allgemeinen geradezu vorwaltend. Die Florentinerinnen können es in dieſer Hinſicht nicht einmal mit den ländlichen Schönheiten der Umgegend, geſchweige denn mit den Römerinnen oder den Landmädchen der Albaner und Sabiner Gebirge aufnehmen.

Gegen zwei Uhr Nachmittags verliert ſich das Gedränge allmählig; die Straßen werden ſtiller und ſind gegen drei Uhr, zumal in den Sommermonaten, faſt ganz verödet. Es iſt das für den Florentiner Bürger und zumal für den größeren Theil der anweſenden Fremden die Zeit des Mittageſſens mit der daran geknüpften Sieſta. Faſt nur die höchſten Klaſſen der Florentiner Geſellſchaft diniren zwiſchen fünf und ſieben Uhr Abends.

Von der vierten Nachmittagsſtunde an beginnen zumal die nach den Thoren führenden Straßen ſich wieder zu beleben. Wir folgen dem Hauptſtrome, der ſich den ſchönen neuen Arnokai entlang der beliebten Promenade der Caſcine zudrängt und halten unſern Schritt nur einen Augenblick vor einem mitten auf der Straße aufgeſtellten Tiſche an, auf dem ein kleines, mit allerlei Flitterſtaat bunt aufgeputztes Mädchen ſteht. Neben ihm befindet ſich eine Urne mit Lottoloosen (cartelle del lotto) auf der einen, und eine Menge von Madonnenbildchen zu 1—2 Quattrini (Pfennige) auf der andern Seite. Der Papa oder die Mama ſteht dabei, preiſt der umgebenden Volksmenge den glücklichen Griff des Kindes, „eines Lieblings der Madonna,“ und weiß alle diejenigen, die, ſich auf ſeine Hand verlaſſend, ſchon gewonnen haben, an den Fingern herzuzählen. Hunderte jedes Alters und Geſchlechts bringen ihre Sparpfennige, oft auch den Preis ihres Abendeſſens oder den Erlös des letzten verpfändeten Hausraths dar, und erhalten nebſt dem Looſe von der freigebigen Kleinen noch ein Bildchen in den Kauf, beſtimmt, gleichſam als Bürgſchaft für den Gewinnſt zu dienen.

Eine bunte Menge durchwogt die langen Ulmen-

Digitized by Google

alleen der Caſcine. Aus wechſelnden Baumgängen, ſaftigen Wieſen, Boskets und ſchattigen Hochwaldpartien beſtehend, zieht ſich der Park eine Stunde lang längs des Arno abwärts. In der Mitte liegt an einem großen freien Platze ein Landhaus des Großherzogs mit den herrſchaftlichen Meiereien (cascine). Hier iſt in den ſpäteren Nachmittagsſtunden, zumal an Feſttagen, der Verſammlungsort für die ganze ſchöne Welt der Reſidenz, die Einheimiſchen ſowohl wie die Fremden. Auf dem Piazzale, dem großen Platze vor dem Palais, halten oft mehr als hundert elegante Equipagen. Die Herren ſind ausgeſtiegen, die Damen, in geſchmackvollen Toiletten, den unvermeidlichen großen Blumenſtrauß neben ſich, geben von ihren Plätzen aus ihren männlichen Bekannten und Verehrern Audienz. Man macht hier ſeine Beſuche am Wagen wie Abends in den Logen der Oper. Die Neuigkeiten des Tages, zumal die chronique scandaleuse des vorhergehenden Abends machen mit Blitzesſchnelle die Runde. Dabei gibt es oft ſeltſame Scenen. Ich erinnere mich, daß der Wagen einer Engländerin, die täglich mit ihrem vermeintlichen Ehegemahl und ihren erwachſenen flachshaarigen Töchtern in eleganter Equipage zu erſcheinen pflegte, plötzlich von einem Manne angehalten wurde, der auf den Sitz des Herrn als den ihm ſelbſt neben ſeiner Frau gebührenden Anſpruch machte. Es kam zu einem heftigen Wortwechſel zwiſchen den Männern, die Dame fiel in eine natürliche oder künſtliche Ohnmacht, Gendarmen wurden herbeigerufen und der Angreifer mit Gewalt hinweggebracht. Später erfuhr man, daß derſelbe wirklich der rechte Ehemann geweſen ſey, der aber ſchon längſt ſeine Familie um einen guten Preis an ſeinen Nachfolger abgetreten und jetzt dieſe Scene verurſacht habe, weil ſich der andere weigerte, neue Forderungen zu bewilligen.

Aehnliche Auftritte gehören hier eben nicht zu den Seltenheiten. Florenz iſt eine Art von Freihafen für die enfants perdus der großen Welt, für Leute beiderlei Geſchlechts von zweifelhaftem Rufe, die hier ohne Schwierigkeit Aufnahme in die beſte Geſellſchaft finden. Der Florentiner iſt gaſtfrei, liberal, von aller Prüderie möglichſt entfernt, und ſeine ſittlichen Grundſätze ſind lax genug, um ihn keine großen Anſprüche an andere machen zu laſſen. Die Fremden, welche hier längere Zeit verweilen, ſelbſt die prüden Söhne und Töchter Albions nicht ausgenommen, haben ſich der hieſigen Denk- und Auffaſſungsweiſe bequemt, und es beſteht gleichſam ein ſtillſchweigendes Abkommen, Florenz als eine Art von terrain neutre zu betrachten, wo man ſelbſt mit denjenigen freundlich verkehrt, die man in London und Paris fliehen würde wie die Peſt.

Schwärme von Kindern umſpielen die Urne in der Mitte des großen runden Raſenplatzes, des Tondo, zwiſchen dem Schloßplatz und dem Arno, während die horchende Menge der Fußgänger ſich um die am Rande aufgeſtellte Regimentsmuſik drängt. Ein ziemlich ſchmutziges Kaffeehaus in der Nähe bietet Eis und andere Erfriſchungen; aber unter den ſparſamen Gäſten unter dem großen Zelte bemerkt man faſt nur ausländiſche Phyſiognomien. An öffentliche Orte zu gehen mit dem Neben- oder Hauptzweck materieller Genüſſe, das iſt dem Florentiner durchaus fremd. Das ſchlechte kleine Kaffeehaus der Caſcine iſt der einzige derartige Ort an einem öffentlichen Spaziergang, wo überhaupt Erfriſchungen zu haben ſind. Die Genügſamkeit des Italieners iſt in dieſer Hinſicht für einen Deutſchen faſt unbegreiflich. Er kann einen ganzen Sonntagnachmittag lang, ſeine Frau am Arm, die langen Alleen auf- und abwandeln, ohne an Bier oder Wein, Kaffee oder Thee zu denken. Nur Abends, wenn er in die Stadt zurückkehrt, führt er die Seinigen wohl in ein Kaffeehaus, wo in der größten Eile, nicht ſelten ſtehend, ein Glas Eis verzehrt oder ein erfriſchendes Getränk genoſſen wird, um dann die unterbrochene Wanderung oft noch ſtundenlang in den Straßen fortzuſetzen. Daß dabei von deutſcher „Gemüthlichkeit“ nicht viel zu finden iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Nur Leute aus den untern Ständen ſieht man öfters mit ihrem einfachen Mittags- oder Abendmahl, wobei der gewaltige ſchmutzige Fiasco natürlich die Hauptrolle ſpielt, hinausziehen, um es, auf dem Raſen der Caſcine oder auch wohl an einem bloßen Raine oberhalb der ſtaubigen Chauſſée gelagert, zu verzehren. Am Morgen des Himmelfahrtstages wimmeln die Gebüſche der Caſcine von kleinen Geſellſchaften von Frühſtückenden, während die Kinder ſich an dem Zirpen, der ſeltſamerweiſe an dieſem und nur an dieſem Tage zu tauſenden in kleinen Holzkäfigen zum Verkauf ausgebotenen Heimchen ergötzen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, September.

Das fünfzigjährige Jubiläum eines Hofſchauſpielers. — Sonſt und jetzt. — Gerüchte über Cornets Abdankung. — Die vorwitzigen Kalender. — Etwas von Banknoten und Kleingeld. — Setzer und Correktoren in ihrer Entartung.

Der alte Anſchütz hat ſein fünfzigjähriges Künſtlerjubiläum begangen. Bei Gelegenheit dieſer Feier iſt einmal wieder ein Stückchen Altwien, und zwar ein recht liebenswürdiges, in den Vordergrund getreten. Zwei oder drei Tage lang ſprach man faſt ausſchließlich nur von dem rüſtigen Jubelgreis, alle Welt nahm freundlichen Antheil und allgemein war der Jubel, als bekannt wurde, daß dem alten Künſtler eine Auszeichnung von bisher unerhörter Art zu Theil geworden, nämlich daß ihm der Kaiſer den Franz-Joſephs-Orden gegeben. Anſchütz iſt in Oeſterreich der erſte Schauſpieler, der für Leiſtungen in ſeiner Kunſt einen Orden erhalten. Dieſer Umſtand kennzeichnet noch außerdem in der auffallendſten Weiſe den Unterſchied zwiſchen ſonſt und jetzt. Als vor einem halben Jahrhundert Heinrich Anſchütz als zweiundzwanzigjähriger Jüngling zum erſtenmal die Bühne betrat, da erblickte er eine Laufbahn vor ſich, deren Ende nichts weniger zu verheißen ſchien, als ein geehrtes Alter, auch wenn (wohlgemerkt) in allem übrigen der Verlauf ein entſchieden günſtiger war. Ich will nicht von dem reden, was Baſen und Gevatterinnen ſagten, denn ſie werden heutzutage eben ſo ſprechen wie vor fünfzig Jahren. Der junge Menſch hatte ſeine Collegienhefte dem Käſtecher überlaſſen, ſeine hebräiſche Bibel beim Antiquar verſilbert und ſeinen Tintenſtecher einem Fuchs geſchenkt, mithin hieß es, er habe „bis an den Hals ſtudirt“ und ſey aus liederlicher Faulheit unter die Comödianten gelaufen. Der Comödiant war damals in der Meinung des Volks ungefähr daſſelbe, wofür im ſiebzehnten Jahrhundert noch der Kriegsmann galt, von welchem ſich das alte Lanzknechtſprichwort erhalten: „Junger Soldat, alter Lump.“ Die Väter waren unter das „Volk“ gelaufen, wenn ſie daheim nicht gutthun wollten; die Nachkommen gingen zu den Comödianten. Allerdings gab es damals ſchon mehr oder weniger ſtändige Bühnen, und viele „Banden“ waren bereits zu „Truppen“ vorgerückt, welche noch ſpäter die Benennung von „Geſellſchaften“ annahmen, aber in des Volkes Meinung, welche den thatſächlichen Zuſtänden bekanntlich immer nachhinkt, waren die Schauſpieler eine Art von Zigeunern, die Brüder derjenigen, welche mit freien Mannskünſten auf Meſſen, Dulten und Kirchtagen um Pfennige warben. In unſern Tagen ſogar gibt es noch Banden, in welchen ſich die urſprünglichen Ueberlieferungen fortpflanzen, und wie lange ähnliche Zuſtände im laufenden Jahrhundert noch die vorherrſchenden waren, haben wir zum Theil entweder ſelbſt geſehen oder wiſſen es wenigſtens aus mancherlei vielbekannten Aufzeichnungen, wie z. B. aus Spindlers „Mein Theaterlauf,“ worin der Verfaſſer unter dem angenommenen Namen Max Hufnagl eigene Erlebniſſe ſchildert. Von den ganz kleinen Wandergeſellſchaften, im Rothwälſch des Theatervolkes „Meerſchweinchen“ geheißen, nahmen die Leute immer noch ihren Maßſtab für den bürgerlichen Werth der Darſteller, als — um nur Ein Beiſpiel anzuführen — das Burgtheater bereits eine berühmte Kunſtanſtalt war. Ich ſelbſt entſinne mich aus meiner grünen Zeit zu Ende der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts recht wohl, wie Fremdlinge zu Wien ſtaunten, wenn ſie Schauſpieler und Schauſpielerinnen vom Burgtheater in den anſtändigſten Geſellſchaftskreiſen antrafen und letztere dort vermißten, wo ſie dieſelben zu ſuchen ſich befugt geglaubt. Aus noch ſpäterer Zeit weiß ich, daß mancher unbedeutende Philiſter ſehr duldſam und ſogar großmüthig zu handeln wähnte, weil er Spindlers theatraliſche Jugend wiſſentlich vergaß. Dieſelben Philiſter bildeten ſich ein, daß ein Mitglied der fröhlichen Zechgeſellſchaft Spindlers zu Baden-Baden im Sommer 1832 darum in den Kreis gezogen worden, weil der Mann des Prinzen Emil von Heſſen Kammerdiener war und obſchon er früher Schauſpieler geweſen. Weil und Obſchon müſſen ein paar Zwillingsbrüder ſeyn, bilde ich mir ein, da ſie ſo häufig verwechſelt werden. — Alſo: der alte Anſchütz hat vom Kaiſer einen Orden erhalten und niemand iſt darüber in Erſtaunen gerathen, ſondern alle haben ſich gefreut, als habe Seine Majeſtät ihnen damit einen lieben Wunſch erfüllt. Am Vorabend wurde im Burgtheater Hermann und Dorothea dargeſtellt, um dem Publikum Gelegenheit zu bieten, ſeinen alten Liebling auszuzeichnen, was auch in vollem Maße geſchah, ſelbſt von Seiten der jüngſten Theaterbeſucher, die unbeſtochen von früheren Erinnerungen in Anſchütz einen kernkräftigen Darſteller ſchätzen. Auf der Bühne merkt man ihm von ſeinen hohen Jahren nichts an, als die Reiſe. Von anderweitigen Aufmerkſamkeiten ſey nichts erwähnt, als der Schluß, welcher ſich von ſelber verſteht, wie am Schluß einer Zauberpantomime das bengaliſche Feuer. Das Feſtmahl war von den Mitgliedern des Burgtheaters unter ſich veranſtaltet worden. Ein Feuilleton hat ſich bitterlich darüber beſchwert, daß keine Literatur zugezogen worden, denn ohne die Dichter könnte die Bühne ja nicht beſtehen. Dieſe Klage hat natürlicherweiſe zu mancherlei ſcharfgeſalzenen

Digitized by Google

Spöttereien Anlaß gegeben, die insofern wohlverdient erscheinen, als das Festmahl ja keine öffentliche, sondern gleichsam eine Familienfeier war, wie sie zu veranstalten jeder Gilde freisteht. Wenn man Dichter zuzog, so konnten sich die Maler beschweren, daß man sie übergangen, wiewohl ohne Dekorationen keine Darstellung möglich sey. Und am Ende durften auch die Besucher des Burgtheaters sagen, daß sie, welche die Räume des Schauspielhauses allabendlich zu füllen pflegten, wohl auch das Recht gehabt hätten, ihre Vertreter in das Hotel Munsch zu senden. Natürlich hat der Beschwerdeführer an nichts anderes gedacht, als daß man den Dichtern die Liste zum Unterzeichnen hätte mittheilen sollen, aber eine böswillige Auslegung drängte sich durch die Umstände von selber auf; in einer fast unvermeidlichen Gedankenverbindung gerieth man auf die Vorstellung vom freien Eintritt, und damit war die Waffe gegen den unglücklichen Feuilletonisten gefunden.

Da wir vom Theater reden, so sey erwähnt, daß die Leitung der Oper (im Hoftheater nächst dem Kärntnerthor) in andere Hände übergehen soll. Herr Cornet hat, wie gerüchtweise verlautet, seine Entlassung verlangt. Als seinen Nachfolger bezeichnet man den Direktor des Thaliatheaters im neuen Lerchenfeld, der den Muth gehabt hat, in seiner Bretterbude den Tannhäuser zur Darstellung zu bringen. (Wenn mir recht ist, habe ich auch bereits von der Zukunftsmusik in der Lerchenfelder Kneipenstadt in einem meiner früheren Briefe erzählt.) Gewiß ist, das man im Ganzen hier mit der Hofoper nicht sonderlich zufrieden ist und den Grund davon dem Leiter der Anstalt in die Schuhe schiebt; ob mit Recht oder Unrecht, weiß ich nicht, da ich mich um die Oper sehr wenig kümmere. Der angebliche Zurücktritt Cornets wird mit einem mißliebigen Vorfall in Verbindung gebracht. Er ist von dem Verlobten einer Sängerin, mit deren Leumund er unsäuberlich verfahren seyn soll, durchgeprügelt worden. Ich für mein Theil kann eine solche Ursache mit einer solchen Wirkung nicht zusammen reimen. Wenn ein Offizier mißhandelt worden, mag er allenfalls genöthigt seyn, den Waffenrock abzulegen, aber ein Beamter verklagt den Angreifer, läßt sich durch das Gericht Genugthuung geben, und die Sache ist abgethan. Der Mann ist ja kein Cornet, sondern heißt nur so. Sänger und Sängerinnen werden doch nicht erklären wollen, sie könnten ehrenhalber nicht unter einem geprügelten Direktor dienen? Der Angreifer soll der Anklage eine Widerklage entgegengestellt haben. Muthmaßlich wird sie ihm wenig helfen, nachdem er zu verbotener Selbsthülfe gegriffen, und zwar unter erschwerenden Umständen; er hat nämlich den alten Mann in seiner Amtsstube angefallen und kann keine zufällige Begegnung vorschützen, da er in Geschäften dort nichts zu thun hatte. Ich füge noch eine Bemerkung hinzu; mich hat die schadenfrohe Weise verdrossen, in welcher der Vorfall besprochen wurde und noch besprochen wird; die Müßiggänger der Kaffeehäuser scheinen den rohen Angreifer Cornets für ihren Kämpen zu erklären, der ihr Mißvergnügen über die Oper zu seiner eigenen Sache gemacht. Wir erleben damit das Seitenstück zu dem Hallo, welches hier gegen Laube losging, als die abenteuerliche Beschuldigung auftauchte, der Fechter von Ravenna sey gestohlenes Gut und Heinrich Laube der Hehler. Er habe, hieß es damals, seine Entlassung verlangt, und diese Erinnerung berechtigt uns zu dem Schlusse, daß Cornet vielleicht auch nur der Held eines Mährchens ist und gar nicht daran denkt, seine Stellung aufzugeben; wenn er es aber doch thut, so wird wenigstens die Ursache anderswo zu suchen seyn als in der verdrießlichen Begegnung mit dem Bräutigam der Sängerin, der sich als Raufhahn kundzugeben scheint, damit man nicht etwa jenen Gellertschen Vers auf ihn anwende: „Ein Zeisig war's und keine Nachtigall."

Mit den erwähnten Theatergeschichten mögen wir die Stadtzeit von 1857—1858 als eröffnet betrachten. Die Landwohnungen leeren sich, die Bäder stehen verödet und das Hochwasser der Kalender ist bereits wieder im Abnehmen. Ich rede von den Kalendern für das nächste Jahr, denn für 1859 ist meines Wissens noch kein einziger erschienen, so daß wir zum hundertjährigen Kalender unsere Zuflucht nehmen müssen, wenn wir uns überzeugen wollen, ob nicht etwa der Aschermittwoch 1859 auf einen Freitag falle. Ich denke es übrigens noch zu erleben, daß die Kalender zwei bis drei Jahre vorher erscheinen und dann zu Anbeginn des betreffenden Jahrgangs nur noch antiquarisch zu haben seyn werden. Es würde vollkommen zur Wirthschaft unserer Tage passen, die in allen Stücken von vorgegessenem Brode leben.

Nur in Einer Beziehung sind bei uns die wirthschaftlichen Zustände besser geworden; die Banknoten stehen bloß noch um fünf und einige Bruchtheile vom Hundert unter dem Werth des Silbers und würden zweifelsohne mit demselben gleich stehen, wenn es nicht immer noch an einer wenigstens halbamtlichen oder doch dienstbeflissenen Erklärung fehlte, daß Banknoten und Staatspapiere bei Einführung des neuen Münzfußes nach dem ursprünglichen alten Silberwerth eingelöst, beziehungsweise berechnet werden sollen. Die neue Münze wird nämlich leichter seyn, als die alte war, und wenn die Banknoten mit der neuen Vereinsmünze nach dem Nennwerthe eingelöst werden, so gewinnt die Bank fünf vom Hundert daran, im Ganzen ungefähr fünfzehn bis zwanzig Millionen. In der Besorgniß, daß so etwas im Werk seyn könnte, will niemand sein Silber für Papier hingeben, ohne sich zum voraus gegen den möglichen Verlust von einem Groschen am Gulden zu decken. Die groben so wie die Scheidemünzsorten nach dem neuen Münzvertrage werden theils bereits geprägt, theils sind die Stempel dazu nach endgültig festgestelltem Vorbilde in der Arbeit. Der Gulden wird in hundert Theile zerfallen, die nicht Kreuzer, sondern Deut heißen sollen. Von Kupfermünzen sollen Stücke von ½, 1 und 2 Deut umlaufen, von silberner Scheidemünze Stücke zu 5, 10, 15 und 25 Deut. Die kleinste Silber-

Digitized by Google

münze wird mithin dem Groschen der Thalerländer entsprechen und im kleinen Verkehr bis zum allmähligen Verschwinden des alten Geldes ohne weiteres für drei Kreuzer angenommen werden. Der Uebergang zum allgemeinen Decimalsystem scheint dadurch wirksam angebahnt, so daß unsere Enkel gewiß nur noch mit Zehntheilen rechnen werden. Wie langsam ein solcher Uebergang sich macht, wissen wir von Frankreich her, wo bis zum heutigen Tag fünf Centimes noch als ein Sou bezeichnet werden. Wir haben auch noch andere Beispiele, nämlich in den deutschen Thalerländern, wo das Landvolk häufig noch nach alten Groschen rechnet; selbst in Berlin wird ein Sechstelthaler (fünf Silbergroschen) noch häufig als Viergroschenstück bezeichnet. Ueberall hängt das Volk mit zäher Hartnäckigkeit an alten Gewohnheiten, die gleich dem Queckengrase fast unvertilgbare Wurzeln treiben, welche immer und immer wieder neue Schößlinge bringen. Auch hier wird gelten, was oben von der Langsamkeit des Begriffsvermögens in Bezug auf das Theater gesagt wurde. Diese Langsamkeit ist hierlandes ohnehin so merklich als irgendwo in der Welt, wenn wir Altbayern ausnehmen. Als ein Beispiel möchte ich unsere Druckereien anführen. Ich weiß recht wohl, daß es in der bürgerlichen Gesellschaft Fortschritte gibt, durch welche sich ein Rückschritt in der Wahl menschlicher Werkzeuge unabweislich bedingt. Längst ist die Zeit vorüber, wo der Apotheker ein Heilkünstler, der Uhrmacher ein Sternkundiger seyn mußte, und bei dem ungeheuren Verbrauch von Setzern in unsern Tagen kann man nicht mehr verlangen, daß sie auch nur den zehnten Theil dessen verstehen sollen, was ihre Vorgänger, „die Gesellen der schwarzen Kunst," wußten. Aber lesen sollten sie können, nämlich nicht bloß die Buchstaben, sondern auch den Sinn, und man sollte keine Lehrlinge annehmen, die erst am Setzkasten nothdürftig buchstabiren lernen, so oft ihnen ihre Geschäfte Muße dazu lassen, welche Geschäfte unter anderem darin bestehen, für die Herren Setzer Bier zu holen oder sonstige Gänge zu machen. Von den Correctoren wird ebenfalls nicht zu verlangen seyn, daß sie Gelehrte seyen, wie der weltbekannte Scholastiker Ortwinus Gratius, der zu Köln am Rhein bei Meister Quentel die geschossenen Böcke beseitigte; aber ein Corrector sollte doch wenigstens den vollständigen Gymnasialunterricht genossen haben, ein bischen Französisch verstehen und die Fähigkeit besitzen, aufzupassen. Von alledem ist bei uns meistentheils nichts zu finden, und wenn man unsere Tageblätter sieht, so staunt man oft über die großartige Unwissenheit und Fahrlässigkeit der Correctur. Die klarste Handschrift schützt keinen vor der Demüthigung, sich schwarz auf weiß Unsinn sagen zu sehen. Um die Zeichensetzung kümmert sich der Corrector vor allen Dingen gar nicht. Ein Semicolon zwischen Hauptwort und Beiwort läßt ihn ungerührt, ebenso der falsch angebrachte oder vergessene Schluß einer Parenthese und eine durch ein willkürlich angebrachtes »Alinea« zerrissene Satzfolge. Wenn der Verfasser ein seltener vorkommendes Wort braucht, das mit einem mehr gewöhnlichen eine gewisse Aehnlichkeit besitzt, so wird der gedankenlose Setzer in drei Fällen unter fünf das letztere wählen; und wenn er vielleicht, aufmerksam gemacht durch einen Röthelstrich von des Verfassers Hand unter dem Worte, die rechten Buchstaben wählt, so steht immer noch zu befahren, daß der weise Corrector den Bock hineinverbessert, so daß man hernach richtig für eingerammt entweder eingerannt oder eingerahmt, für verbitten: verbieten, für ermannen: ermahnen oder umgekehrt zu lesen bekommt. Vom Unterschiede zwischen Geißel und Geisel u. dergl. hat der Corrector keinen Begriff, und auch nicht die leiseste Ahnung mahnt ihn, daß in französischen Worten ein c mit der Cedille (ç) vor e und i ein Unsinn seyn könne. Von der Rechtschreibung im Ganzen will ich natürlich hier nicht reden, weil diese bei uns Deutschen überhaupt sich einer republikanischen Unabhängigkeit erfreut. Der eine ist ein Todfeind des Buchstaben C, der andere liebt ihn dergestalt, daß er nicht nur in griechischen Worten, sondern sogar in deutschen (wie Karl und Punkt) das K verdrängt. Wieder einer ist dem ph so abhold, daß er Toy-Haneh und Schnapphahn in Tofana und Schnapfahn verwandelt. Auch das Y besitzt seine unerbittlichen Verfolger, welche sogar den Eigennamen des weltberühmten Y (bei Amsterdam) in ein schlankes J umgestalten. Gegen eine solche Verwirrung möchte ich gar nichts sagen; im Gegentheil, ich freue mich darüber, denn je toller die Meisterlosigkeit wird, um so näher steht die Ankunft eines Meisters bevor. Die überhand nehmende Gährung unserer Rechtschreibung ist ein Vorzeichen der Klärung wie beim neuen Wein, und wir werden hoffentlich damit fertig werden, ohne daß „die zwei Neffen" sich in diese rein deutsche Angelegenheit mischen. Der festgestellten Rechtschreibung möge dann auch die Reinigung der Sprache folgen. Einstweilen tröste ich mich über unsere Sprachmengerei mit der schadenfrohen Betrachtung, daß auch bei andern Völkern Zeichen derselben Krankheit zu Tage treten, namentlich bei den Briten und bei den Angelsachsen jenseits des Weltmeeres. Oder wäre etwa die Ausbreitung des Uebels ein Zeichen, daß die Völker der Erde alle ihre Sprachen in einen Topf werfen wollen, um sie zu einer Weltsprache zu verquirlen? Damit wäre die Trennung vom babylonischen Thurmbau wieder gutgemacht und das tausendjährige Reich vor der Thüre.

Digitized by Google

Berlin, September.

Evangelica Alliance. — Der Berliner. — Der „Bummler." — Taschendiebe. — Negative Vestalinnen.

△ Die Evangelical Alliance hat bereits gegen Mitte dieſes Monats ihre Sitzungen geſchloſſen. Die Verhandlungen derſelben, ſelbſt der verhängnißvolle Kuß, den Merle d'Aubigné aus Genf zum größten Aerger des Paſtor Krummacher vom Ritter Bunſen empfangen hat, werden Ihnen aus den Zeitungen zur Genüge bekannt ſeyn, ſo daß ich nicht wage, ausführlich auf dieſe Dinge zurückzukommen. Was die Allianz erreicht hat, ich weiß es nicht, habe es auch nicht in Erfahrung bringen können. Die Verhandlungen erinnerten häufig an die babyloniſche Sprachverwirrung, nicht weil verſchiedene Sprachen geſprochen wurden, ſondern weil die meiſten Gegenſtände, die zum Vortrage kamen, nicht erſchöpfend beſprochen werden konnten. Und warum nicht? Um nicht das Lokal der Allianz in einen Kampfplatz der verſchiedenen Anſichten und Parteien zu verwandeln. Sind auf dieſe Weiſe viele Erwartungen nicht erfüllt worden, ſo haben auch auf der andern Seite die Befürchtungen ſich als leer und nichtig erwieſen, die von der Allianz einen Untergang oder wenigſtens eine Schwächung der beſondern Kirchen und der beſondern Bekenntniſſe erwarteten. Die Zahl ſämmtlicher Mitglieder, die ich, wenn ich nicht irre, in meinem früheren Briefe auf 1000 ſchätzte, betrug am Schluſſe 1254. Davon gehörten 1222 Europa an, 3 Aſien, 3 Afrika, 23 Amerika und 3 Auſtralien. Unter den 1222 europäiſchen Mitgliedern befanden ſich 979 Deutſche, 1 Spanier, 12 Franzoſen, 2 Italiener, 7 Ungarn, 11 Schweizer, 10 Holländer, 4 Belgier, 166 Engländer, 11 Dänen, 2 Schweden, 12 Ruſſen, 2 Türken und 2 Griechen. Von deutſchen Staaten waren nicht vertreten: das Herzogthum Koburg-Gotha, das Herzogthum Meiningen, die Reußſchen und die Schwarzburgſchen Fürſtenthümer; von den übrigen europäiſchen Staaten nicht: Portugal, Neapel, Toskana und der Kirchenſtaat. Die Zahl der Preußen betrug 876, ſo daß Preußen und England die meiſten Mitglieder geſchickt haben. Erwägt man dazu, daß von den Preußen 355 Mitglieder auf Berlin, 252 auf die Provinz Brandenburg kommen, alſo für die übrigen ſieben Provinzen des Staats nur 269 übrig bleiben, und zieht man ferner noch in Betracht, daß die Engländer eine verhältnißmäßig weite Reiſe zu machen hatten, ſo ſtellt ſich aus den gegebenen Ziffern als unbeſtreitbare Thatſache heraus, daß England den größten Eifer für die Allianz an den Tag gelegt hat. Dem Lebensberufe nach vertheilen ſich übrigens die 1254 Mitglieder dergeſtalt, daß unter ihnen ſich 29 Profeſſoren befanden, 689 Geiſtliche, 90 Lehrer, 12 Offiziere, 85 Beamte und 349 Privatperſonen. Wünſchenswerth wäre es, wenn künftig die Mitglieder der Allianz zugleich auch angäben, welcher Confeſſion oder Kirche ſie angehören. Man will ja die Beſonderheit nicht aufgeben, und da wäre es doch intereſſant zu wiſſen, aus welchen Beſonderheiten die Einheit beſteht.

Zahlen beweiſen, aber Zahlen täuſchen auch. Wer z. B. lieſt, daß Berlin 355 Mitglieder zur Allianz geſtellt hat, und nun ſchließt: darunter mögen viele Neugierige geweſen ſeyn, aber immerhin hat die Stadt einen regen Eifer für die Allianz an den Tag gelegt — der ſchließt falſch, aber auch gründlich falſch. Der Berliner hat im allgemeinen wenig religiöſen Sinn; er zieht Schauſpiel, Oper und Concert der Kirche vor. Dennoch kann man nicht ſagen, daß er genußſüchtiger, roher oder laſterhafter wäre, wie die Bewohner anderer großen Städte; im Gegentheil, es gibt ſelbſt in Preußen Städte, wo Genußſucht, lockeres Familienleben und Rohheit verhältnißmäßig mehr an der Tagesordnung ſind, als in der Reſidenz. Wie das zuſammenhängt, iſt mir zum Theil unklar, in dem Maße unklar, wie der Charakter des Berliners überhaupt. Woraus beſteht derſelbe? Deutſch iſt er nicht, und doch liegt etwas Deutſches darin, franzöſiſch erſt recht nicht, und doch hat er durch die Emigration einen franzöſiſchen Zuſatz erhalten. Deutſchfranzöſiſche Bevölkerung und dazu als ein wichtiges geiſtiges Ferment die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts, das ſind die Elemente, zu der es meine Analyſe zu bringen vermag, wenn ich die Gegenwart als geworden aus der Vergangenheit begreifen will. Aber daneben laufen viele Züge, die in dieſe Kategorien nicht hinein gehören, ſondern ihre beſondere Erklärung verlangen. Nicht einmal der Berliner „Bummler" iſt ein ſo einfaches Weſen, daß er mit wenigen Worten zu charakteriſiren wäre. „Bummler": ſie finden ſich in anſtändiger Kleidung und in zerriſſener, ſie ſind alt und ſie ſind jung, und je nach dieſer Verſchiedenheit ganz verſchiedene Charaktere. Welches ſind da die gemeinſchaftlichen, welches die individuellen Züge? Wer in Berlin lebt, fühlt es leicht heraus, aber es in Worte zu faſſen, fällt ſchwer. Ich will deßhalb ab und zu Beiſpiele vorführen und fange heute mit einem ſolchen an.

Vor kurzem ſtand vor dem hieſigen Criminalgericht ein ſolcher Bummler, angeklagt wegen thätlichen Widerſtandes gegen einen Beamten. Er habe, als er eines Tages wegen ungebührlichen Benehmens aus dem Dienſtlokale des Polizeipräſidiums gewieſen worden und nicht Folge geleiſtet habe, gegen den mit ſeiner gewaltſamen Entfernung betrauten Schutzmann (Conſtabler) den Stock erhoben und gedroht, daß er jedem, der ihm nahe käme, über den Kopf hauen würde. So die Anklage. Die gerichtliche Verhandlung lautet nun wörtlich: — Präſident: Was haben Sie auf die Anklage zu ſagen? —

Digitized by Google

Angeklagter: Die Wahrheit. Ick ſage immer die Wahrheit. Wat ick jemacht habe, hab' ick jemacht, un det leugne ick nich. — Er räuſpert ſich und fährt dann fort: Es war anno 1849, un ick wurde verhaftet. Wieſo? Dat is janz enjal (egal); kurz, ick mußte meine Papiere zu die Akten einreichen, da ſind ſie aber noch jeblieben. Zurückjekriegt hab ick ſie noch nich. Nu bin ick acht Jahre — denken Sie ſich, hoher Herr Gerichtshof! — acht janze Jahre bin ick ohne Papiere rumgelofen. Alſo vor wenige Monate denke ick: „Menzel, en Kerl ohne Papiere is jar ken Kerl, du wirſt dir alſo deine Papiere wieder ausbitten.“ Ick gehe auf der Polizei zu Seegern (Direktor der fünften Abtheilung) un ſage: Herr Direktor, wie is et nu von wegen meine Papiere? Der ſagt: Laſſen Sie ſich man ufnehmen. Ick gehe uf die vierte Abtheilung un ſage, ſie ſollen mir ufnehmen, Seeger hätte es jeſagt. Ja, aber das war nich. Sie menten, ick möchte mir man bei meinen Leitnant (Polizei-Lieutenant, Vorſteher eines Stadtbezirks) melden, der hätte Allens. Ick mache mir alſo uf'n Weg. Erſt ging ick noch beim Präſidenten ſeinen Bedienten ran und erzähle ihm die Sache. Der ſagt: Ja wohl, Aufuſt — wir ſind Landsleute — jeh man zu'n Leitnant, der hat Allens. Wie ick nu zum Leitnant komme, ſage ick: Juten Morgen, liebſter Herr Leitnant, Sie werden entſchuldigen, aber ick möchte meine Papiere haben. „Menzel,“ ſagt er, „hier is niſcht!“ Ick ſage Gar niſcht? Noch kene telegraffiſche Depeſche anjekommen (die verſchiedenen Büreaus der Polizei ſtehen durch Telegraphen in Verbindung)? „Ne,“ ſagt er, „hier is niſcht!“ Na, ick ward falſch, un ick muß Sie man gradezu ſagen, hoher Herr Gerichtshof, dat ick mich 'n halb Pfund Kümmel koſte, weil ick ufmucken wollte. Ick drinke ene Ration un avancire wieder uf die vierte Abtheilung. Ick ſage: Meine Herren, entweder ick bin Ihr Narre, oder Sie ſind meine Narren! Wie ick fortfahren wollte, packt mir der Schutzmann un will mir rausſchmeißen. — Präſident: Ja, darüber brauchen Sie ſich auch nicht zu wundern, wenn Sie die Beamten ſo angeredet haben! Geſtehen Sie denn ein, daß Sie den Stock gegen den Schutzmann erhoben und ihm gedroht haben? — Angeklagter: Ja, des is möglich, des is ſogar ſehr wahrſcheinlich; aber ick kann es nich wiſſen. En halbes Pfund Kümmel macht zu viel Courage. — Die Zeugen beſtätigen hierauf die Anklage, und Menzel, zu vierzehn Tagen Gefängniß verurtheilt, verläßt den Saal mit den Worten: Hoher Herr Gerichtshof, wir werden uns noch öfter ſprechen!

Wie ſoll man nun einen ſolchen Menſchen erſchöpfend charakteriſiren? Nicht einmal die gegebenen Worte thun es, man muß ſie ſelbſt von einem ſolchen Bummler hören. Und wo, frage ich weiter, auf deutſcher Erde außer in Berlin kann eine derartige Gerichtsverhandlung vorkommen? Und iſt es nicht Jammerſchade, daß Menzel in ſeiner Rede auf der vierten Abtheilung unterbrochen worden iſt? „Meine Herren! Entweder bin ick Ihr Narre, oder Sie ſind meine Narren. Wie ick fortfahren wollte packt mir der Schutzmann —“. Hätte ich als Beamter auf der vierten Abtheilung geſeſſen, ſo wäre die Neugierde auf die weitere Rede Menzels größer geweſen, als das Gefühl der Amtswürde, und Menzel hätte fortreden können.

Von den Bummlern komme ich auf eine verwandte Sorte von Menſchen, auf die Taſchendiebe, an welchen Berlin, wenn auch nicht ſo reich wie London und Paris, doch immerhin reich genug iſt. Das amtliche Central-Polizeiblatt, und nach ihm eine Berliner Gerichtszeitung, der „Publiciſt,“ brachten vor kurzem eine Liſte hervorragender Berliner Taſchendiebe, die theils in Haft ſind, theils frei umher gehen. Der „Publiciſt“ claſſificirt ſie mit Recht in ſolche, die einzeln auf eigene Rechnung ſtehlen, und in Societätsdiebe. Am zahlreichſten vertreten iſt die zweite Klaſſe. Zwei, drei oder (in der Regel) vier Diebe thun ſich zuſammen, um „in Kabruſe“ einen Diebſtahl auszuführen. Natürlich wird ein Platz gewählt, auf dem Menſchengedränge ſtattfindet. Die erſte Aufgabe iſt, ein Individuum zu erſpähen, „auszubaldowern,“ an dem ſich der Diebſtahl begehen läßt. Derjenige, der eine ſolche Entdeckung zuerſt gemacht hat, gibt ſeinen Theilnehmern, „Kabbern,“ einen „Zinken,“ und nun beginnt die zweite Aufgabe, „den Freier zu ſtellen.“ Zu dieſem Behufe drängt ſich einer oder mehrere an ihn heran, ſchieben und drücken ſo lange, bis die Taſche, die geleert werden ſoll, dem eigentlichen Diebe, dem „Drücker,“ handrecht kommt. Einer deckt dabei die Hand des Diebes mit ſeinem Körper und noch ein anderer ſtellt ſich hinter den Dieb, um das Geſtohlene in Empfang zu nehmen, damit, wenn die vorderen wegen Verdachts feſtgenommen, „verſchüttet“ werden, ſich nichts mehr bei ihnen findet. Iſt die Entwendung mit einigen Schwierigkeiten verbunden, ſo haben die „Vertuſchmacher“ dafür zu ſorgen, daß der zu Beſtehlende in dem Augenblick, wo er beſtohlen wird, mit etwas anderem beſchäftigt wird. Zu dem Zwecke tritt man ihm auf den Fuß und bittet um Entſchuldigung, man richtet eine Frage an ihn, oder man wirft ſich ihm auf den Leib und ſchimpft über das abſcheuliche Gedränge u. d. m. Sie ſehen, die Sache iſt zwar noch immer mit Schwierigkeiten verbunden, aber durch die Deviſe »unitis viribus« doch lange nicht ſo gefahrvoll, als das Stehlen auf eigene Hand, das in kurzer Zeit den Dieb in die Hände der Polizei bringt. Die auf der erwähnten Liſte verzeichneten Taſchendiebe ſind deßhalb mit einigen Ausnahmen nur ſolche, die ihr Gewerbe allein betrieben haben. Um die Art dieſes Betriebes anzudeuten, theile ich einige der jedem Namen beigefügten Charakterzüge mit. Bei einem Namens Rau heißt es: „Er iſt ſehr gefährlich als Taſchendieb, da er ſich der verſchiedenartigſten Verkleidungen bedient und ſich ſehr unkenntlich zu machen verſteht.“ Bei einem andern Namens Siebrandt iſt unter andern hinzugefügt: „Er iſt ein ſehr gefährlicher Taſchendieb, der ſich ſeit beinahe drei Jahren auf Reiſen befindet und möglicherweiſe auf angenommene Namen außerhalb inhaftirt iſt. Er war in Frankfurt a. M., Erfurt, Frankfurt a. d. O.,

Digitized by Google

Leipzig und zuletzt in London wegen Taschendiebstahls in Haft. Vor zwei Jahren im Juli wurde er auf dem Bahnhofe in Nürnberg verhaftet, entsprang aber dem ihn verhaftenden Polizeibeamten." Bei Closius heißt es: „Derselbe stiehlt seit seinem vierzehnten Jahre und hat bisher vorzüglich seine Verbrechen in Theatern und Concertlokalen ausgeführt." Bei Saltasch: „Er ist hauptsächlich in den Badeörtern thätig, auch bereits in Baruth und Leipzig wegen Taschendiebstahls verhaftet gewesen. Seit Mitte vorigen Jahrs hält er sich in Frankfurt a. M., Mainz, Mannheim, Heidelberg und Wiesbaden auf, soll auch Ende 1856 in London gewesen, jedoch bald von dort zurückgekehrt seyn." Von Stadler wird gesagt, er sey in Stuttgart ergriffen worden und büße in der Arbeitsanstalt eine einjährige Arbeitshausstrafe ab; er sey auf Messen und in Bädern thätig gewesen.

Aehnlich lauten die übrigen Bemerkungen. Es geht daraus hervor, daß die Taschendiebe, die auf eigene Hand stehlen, sich nicht auf Berlin beschränken, sondern Geschäftsreisen durch die ganze Welt machen. Es sind gewiegte Gauner, die des Gedränges und der Gehülfen nicht bedürfen, um geographische Untersuchungen in fremden Taschen anzustellen. Aber dafür kann ihres Bleibens an demselben Orte nicht lange seyn: sie wandern fortwährend, sie sind so zu sagen nomadisirende Taschendiebe, während die Klasse der Taschendiebe, die „in Kabruse" stehlen, ansäßig ist und sich daheim, wenn auch nicht redlich, nährt. Sie halten sich an den Plätzen Berlins auf, wo in großen Buchstaben zu lesen ist: „Vor Taschendieben wird gewarnt!" und wer eine Probe ihrer Geschicklichkeit haben will, braucht nur seine Taschen mit irgendwelchen Gegenständen von Werth zu füllen und sich an besagten Orten vor Taschendieben warnen zu lassen. Nur nicht mit einem baumwollenen Taschentuche! Hat dieses der Dieb zur Hälfte herausgezogen, so wird er den „Freier" anstoßen und mit verächtlich mitleidigem Blick hinzufügen: „Mein Herr, Sie verlieren Ihr Taschentuch."

Eine vollständige Umwandlung hat die Physiognomie Berlins in Bezug auf seine negativen Vestalinnen seit einigen Jahren und namentlich im letzten Jahre erlitten. Es wird behauptet, Berlin habe vor zehn Jahren 14,000 dieser Wesen besessen und besitze deren gegenwärtig nur noch 8000. Ich lasse es dahin gestellt seyn, ob diese Zahlen richtig sind; sie sind aber gleichgültig für die äußere Physiognomie der Stadt geworden. Vor zehn Jahren noch stieß man bei Schritt und Tritt auf „Privatdocentinnen," wie sie damals galanterweise genannt wurden. Selbst die Restaurationen wetteiferten darin mit einander, daß sie schöne Schenkmädchen suchten. Der Kellner wurden abgedankt, an seine Stelle trat das „Volkamädchen." Bizarre Dinge kamen allmählig an die Tagesordnung. Nicht nur, daß die Schenkmädchen, gekleidet in eine Art Reitercostüm, mit der einen Hand den Gästen das Bier reichten, während sie in der andern die Reitpeitsche hielten, ich habe es sogar gesehen, mit eigenen Augen gesehen im Winter 1847, daß in einem Bierlokal der Karlsstraße ein solches Volkamädchen auf einem Pony reitend den Gästen das Bier kredenzte. Man glaubt geträumt zu haben, wenn man sich jene Tage wieder vor die Seele und die Phantasie zurück ruft. Es wird einem ungefähr so wunderlich zu Muthe, wie wenn man Zeitungen aus dem Jahr 1848 oder gar Berliner Plakate aus jenen Tagen liest. — So lagen die Dinge bis zum Jahr 1849; von da an beginnt von Seiten unserer Polizei eine systematische Bekämpfung jeder öffentlichen Indecenz. Der erste Schlag traf die Volkamädchen; sie mußten dem Kellner wieder Platz machen und nach ihrer Heimath wandern, nach Böhmen, Tirol, der Schweiz u. s. f. Ein weiterer Schritt war, daß man das eigentliche Heer zu disciplinieren suchte, was auch gelang. Man konnte am Ende selbst zum Versuch vorschreiten, sie von den öffentlichen Lokalen, die von anständiger Gesellschaft besucht werden, fern zu halten. Alle Mittel, sich einzuschmuggeln, erwiesen sich auf die Dauer als vergeblich; selbst die gemietheten Tanten wurden nicht respektirt. Es blieben schließlich für den Besuch nur die bekannten öffentlichen Lokale, wie Musenhalle, Elysium, Colosseum u. s. f. übrig, und auch dort soll die Polizei seit einiger Zeit strenge Aufsicht halten, daß wenigstens in den Lokalen nichts Unziemliches vorkommen kann. Kurz, weder die Straßen noch die öffentlichen Lokale Berlins bieten zur Zeit dem Auge irgend etwas dar, woran es in sittlicher Beziehung Anstoß nehmen könnte. Wie umfangreich die Mittel sind, um solchen Zustand aufrecht zu erhalten, ist mir nicht bekannt, wohl aber, daß von der Ueberwachung nur der etwas gewahr wird, der überwacht wird, d. h. die Mädchen selbst.

Ich bin allmählig tief auf der Skala der Berliner Bevölkerung hinabgestiegen; ich könnte noch einen Schritt hinab thun, doch fürchte ich des Schlechten zu viel zu thun. Deßhalb das Weitere für später. Zudem lacht ein so reiner Himmel durch mein Fenster, daß ich das Freie suchen will.

Digitized by Google

Hamburg, September.

Die Nicolaikirche. — Stadttheater. — Ein großer Dieb. — Die Lübecker Eisenbahn. — Cholera.

Wenn unsere Stadt seit Jahrhunderten schon von dem Geschäftsmanne als ein Ort angesehen wird, wo es sich vorzugsweise gut leben läßt, so ist sie nebenbei auch ihrer Lage und ihres großartigen Verkehrs wegen der Zielpunkt solcher Reisenden, die weniger dem Gewinn als dem Vergnügen nachgehen. Mit dem erleichterten Verkehr durch Eisenbahnen und Dampfschiffe wächst von Jahr zu Jahr die Zahl der Reisenden, und tritt nun gar so günstiges Wetter ein, wie in diesem nunmehr zu Ende gehenden Sommer, dann beginnt ein wahres Menschenschwärmen. Nie haben wir Fremdenzüge in solcher Anzahl hier eintreffen sehen, wie in den letzten Monaten. Viele reisen nun freilich bloß durch, um weiter an die Seeküste zu gehen und in den Umarmungen Aphrodite's zu neuer Lebenslust zu erstarken. Die Mehrzahl aber weilt doch tagelang hier, diese des materiellen Genusses wegen, jene, um zu schauen und das Auge zu laben an unsern glitzernden Wasserspiegeln, grünen Waldgehegen, Gärten und Villen. Die eigentliche Stadt bietet an Sehenswürdigkeiten nicht gerade viel, obwohl einzelne Gebäude, einzige Straßen und besonders die Hafengegend für viele fortwährend ihre Anziehungskraft behalten werden. Zu wünschen wäre es deßhalb, daß die größte Handelsstadt Deutschlands außer ihrem Schiffsverkehr und ihrem Straßenleben auch etwas besäße, das jedes Auge fesselte. Die Börse kann das nicht, das Johanneum auch nicht, und unsere permanente Kunstausstellung bleibt hinter andern Instituten ähnlicher Art immer noch weit zurück. Nur Ein Bauwerk gibt es in Hamburg, das, wenn es je ganz zu Stande kommen sollte, tausende anlocken und der Stolz der alten Hansestadt seyn würde. Es ist dieß die gegenwärtig noch im Bau begriffene und leider erst kaum zur Hälfte beendigte St. Nicolaikirche. Dieses Gotteshaus wird in reinstem gothischem Style aufgeführt und soll einen Thurm von über 400 Fuß Höhe erhalten. Zur Zeit ist das Schiff der Kirche mit seinen schlanken Säulen bis zur Wölbung gediehen. Die Fenster mit ihren meisterhaften Verzierungen, die herrliche Rosette an der Süd-, das große Fenster an der Nordseite sind ganz fertig und fordern jeden Vorübergehenden zum Schauen auf. An der Außenseite erheben sich auf den Pfeilern die zierlichen, luftigen Baldachine, die kleinen schmucken Thürmchen und andere kunstvolle Zierrath, so daß schon jetzt die Betrachtung dieses Bauwerks allen, die Sinn haben für Werke der Architektur, Genuß verschafft. Leider aber steht zu besorgen, daß über kurz oder lang der ganze Bau in Stocken geräth; die Mittel zum Weiterbau sind, wenn nicht gerade erschöpft, doch bei weitem nicht ausreichend. Gewiß wird man Sorge tragen, so viel Geld zusammen zu bringen, um der Kirche wenigstens ein Dach aufsetzen und sie zum Gotteshause einweihen zu können. Ob aber dann nicht die Lust zu weiteren Gaben oder zu größeren Geldbewilligungen sich verliert, ist sehr fraglich. Der Kunstfreund fürchtet dieß und möchte eine solche Calamität — denn so könnte man die Sistirung des Baues füglich nennen — gern abgewendet sehen. Bliebe die Nicolaikirche ein bloßer Torso, ohne Thurm, vielleicht auch ohne Taufkapelle, so verlöre durch diese Nichtvollendung Hamburg die schönste Zierde, während die vollendete Nicolaikirche es mit einem Baudenkmale bereicherte, wie es keine andere Stadt des deutschen Nordens aufzuweisen hat. Von andern Neubauten, die kürzlich entstanden sind, ist hier noch der neue israelitische Tempel auf den Kohlhöfen zu erwähnen und die neue Wandrahmsbrücke unfern des Berlin-Hamburger Bahnhofes.

„Klagen, nichts als Klagen! Bittschriften, nichts als Bittschriften!" Diese Worte sollte man eigentlich über den Eingang zu unserem Stadttheater als Devise setzen, denn es hat wirklich den Anschein, als werde auch unter der neuen Direktion, die nunmehr ein Jahr die Bühne leitet, dieses ehemals so berühmte Institut nicht floriren. Vor wenigen Tagen ist eine Supplik des Direktors Sachse in die Oeffentlichkeit gelangt, aus welcher hervorgeht, daß die finanziellen Verhältnisse des Stadttheaters schon wieder sehr mißlich sich gestalten. Es wird darin durch Zahlen bewiesen, daß ein Fortbestehen der Bühne ohne Unterstützung durch den Staat kaum denkbar sey. Das Ausgabebudget beträgt jenen Angaben zufolge 320,992 Mark Courant. Sämmtliche Gagen nebst Honoraren für Gastspiele verschlingen allein 268,492 Mark, der Rest vertheilt sich auf Miethe, Gasbeleuchtung, Beiträge zum Pensionsfond, Reisen, Garderobe, Dekorationen ꝛc. Die Honorare an Autoren und Componisten machen die Direktion nicht arm; denn sie figuriren unter den Ausgaben mit 3000 Mark. Es ist schade, daß die Supplik neben die ausführlich aufgezählten Ausgaben nicht auch die Einnahmen gestellt hat. Sie gibt nur die Einnahmen einer Monatsfrist an — vom 14. Mai bis zum 13. Juni — die sich auf bloß 9704 Mark 2 Schilling belaufen und, da 30 Tage durchschnittlich 28,500 Mark kosten sollen, allerdings ein fürchterliches Deficit ergeben. Allein diese letztere Angabe beweist gar nichts, theils, weil die erwähnten dreißig Tage für die schlechtesten Einnahmetage im ganzen Jahre gelten können, theils, weil ja die für Jahresabonnements eingegangenen Summen ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Nur wenn die Direktion durch Aufmachung ihres ganzen Ausgabe- und Einnahmeetats den Beweis führte, daß unter den obwaltenden Umständen der Fortbestand des Unternehmens in Frage gestellt werde, könnte die Supplik allseitig Theilnahme erwecken. So wie sie jetzt

Digitized by Google

vorliegt, wird sie viele Gegner finden und schwerlich den gewünschten Erfolg haben.

Seit einigen Tagen ist unsere ganze Polizei in lebhafter Bewegung. Es ist nichts Seltenes, daß entschlüpfte Verbrecher in dem Augenblicke hier ergriffen werden, wo sie ein englisches Dampfboot betreten. Die polizeiliche Ueberwachung abgehender Schiffe ist scharf, und namentlich müssen alle Auswanderer sich einer strengen Controle unterwerfen. Dieß gebietet, so fatal es Manchem seyn mag, die Nothwendigkeit; denn der leichtsinnigen Ausreißer, die herzlos Weib und Kind verlassen und sich nach dem transatlantischen Dorado flüchten, gibt es nur zu viele. Jüngst nun verhaftete einer unserer Polizeiofficianten zwei Männer auf dem Huller Dampfboote, von denen der eine gar keine, der andere keine genügende Legitimation hatte. Auch wollte das Signalement der vorgezeigten Paßkarte mit dem Aussehen des Inhabers nicht übereinstimmen. Auf die Polizei geführt, wurde der Verhaftete mit der Paßkarte von einem gerade anwesenden preußischen Polizeibeamten sogleich als ein entsprungener Dieb erkannt. Geschlossen brachte man nun beide Complicen in das Detentionshaus, nachdem man dem mit der Paßkarte Versehenen eine Summe Geldes von 400 Thalern in Gold abgenommen hatte. Der Fesseln hier entledigt, zieht der Verhaftete ein im Aermel verborgenes Dolchmesser und stürzt sich mit solcher Wuth auf die beiden anwesenden Polizeiofficianten, daß diese sich des Angriffes nicht erwehren können. Schwer verwundet sinken sie nieder; auch der zu Hülfe eilende Schreiber hat gleiches Schicksal. Nun eilt der Verbrecher, um aus dem Hause zu kommen, muß aber an der verschlossenen Thür wieder umkehren. Eine Luftklappe im Fenster des Zimmers, wo die drei Niedergestoßenen in ihrem Blute liegen, zeigt ihm hier den Weg in's Freie. Ein kühner Sprung läßt ihn glücklich entkommen, und obwohl dieser ganze Vorgang am hellen Tage geschieht, hat der Frevler das seltene, ja fast unbegreifliche Glück, von Niemand angehalten zu werden. Er ist und bleibt verschwunden, obwohl sofort nach allen Seiten hin telegraphirt wird und alle Einschiffungsplätze der Niederelbe wie der Weser von Polizeibeamten, die den Verbrecher kennen, scharf überwacht werden. Dieser tollkühne Mensch, dessen wirklicher Name Priebe seyn soll, ist ein überaus gewandter Dieb, wie sich bereits herausgestellt hat. In seinem Koffer fanden sich Werthpapiere von einigen zwanzigtausend Mark, die unlängst bei einem gewaltsamen Einbruche in oder bei Stettin entwendet wurden. Die Verwundungen der beiden Polizeiofficianten wie des Schreibers sollen zwar nicht lebensgefährlich, aber doch so bedeutend seyn, daß Wochen vergehen dürften, ehe sie genesen sind. Dieser Vorfall macht begreiflicherweise viel von sich reden, da unsere Polizeileute bekannt sind als starke, rasch entschlossene und vorsichtige Männer. Man gibt sich deßhalb auch die größte Mühe, des gefährlichen Menschen wieder habhaft zu werden, was gelingen kann, da man Ursache hat anzunehmen, daß er entweder in Hamburg selbst oder doch in der Nähe irgendwo sich versteckt hält. Ein Entkommen zu Schiffe ist nicht leicht möglich, es müßte denn dem Entsprungenen gelingen, von den holsteinischen Marschen aus in einem Nachen ein vorüberseglendes Schiff zu erreichen, was nicht wahrscheinlich ist.

Der Plan, den Berlin-Hamburger Bahnhof durch eine Eisenbahn mit dem Altona-Kieler Bahnhofe zu verbinden, scheint gegenwärtig wieder zu ruhen. Die Altonaer wollen nichts davon wissen, und hier ist man über die Richtung, welche einer solchen Verbindungsbahn zu geben wäre, nicht einig. Dagegen ist dieser Tage die Concession zur Vermessung eines Schienenwegs, welcher Hamburg mit Lübeck direkt verknüpfen soll und Wandsbeck nebst Oldesloe berühren würde, seitens der dänischen Regierung gegeben worden, und zwar in der Weise, daß diese Concession zugleich die Genehmigung des Baus der Bahn involvirt. Es dürfte demnach bald Hand an's Werk gelegt werden, obwohl man über den Platz, wo diese Bahn münden soll, wie es scheint, auch noch deliberirt.

Die ungewöhnlich hohe Temperatur, die mit sehr geringen Unterbrechungen volle drei Monate angehalten hat und erst seit wenigen Tagen in herbstliche Kühle umgeschlagen ist, blieb nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung. Wir sind daran gewöhnt, einige Wochen hindurch um die Zeit der Hundstage die Cholerine bei uns einkehren zu sehen. In der Regel spricht niemand davon, auch dann nicht, wenn die Unfälle sich mehren und mitunter tödtlich verlaufen. Nur wenn der plötzlichen Todesfälle viele vorkommen, gibt es hie und da Ungläubige, welche sich erlauben, zu bestreiten, daß ruhrartige Zufälle einen so raschen Verlauf nehmen. Auswärtige Zeitungen wollen wissen, es trete bei uns die Cholera sporadisch auf. Wir erinnern uns sogar die Zahl derer gelesen zu haben, die daran gestorben seyn sollen. Woher die Berichterstatter jener Zeitungen sich diese Kunde geholt haben, möchten wir wohl wissen. Der Gesundheitsrath, der über diese Dinge unterrichtet seyn muß, könnte allerdings Auskunft geben, er wird sich aber wohl hüten, aus der Schule zu plaudern. Auch die Polizei wäre eine zuverlässige Quelle, doch zweifeln wir, daß sie sich in dieser Beziehung ausfragen läßt. Darum behauptet der patriotische Hamburger steif und fest, daß wir keine Cholera haben. Wir können sie auch wirklich nicht brauchen, denn sie würde unserer Handelsthätigkeit Fesseln anlegen; was aber den Handel hemmt, was unsern Verdienst schmälert, das darf nicht existiren, und da der Wille des Menschen, wenn er nur recht fest ist, beinahe Wunder zu bewirken vermag, so wird es ihm doch wohl auch gelingen, eine launenhaft auftretende Krankheit von sich fern zu halten.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 43.

Inhalt.

Der Posten der Frau. Anekdote. II. Seite 1009.
Shakespeare'sche Charaktere. (Schluß.) Seite 1015.
Florentinische Bilder. (Schluß.) Seite 1021.

Korrespondenz-Nachrichten.
Wien. Seite 1026.
London. Seite 1029.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[56] Im Verlage des Unterzeichneten erschien und ist in allen Buchhandlungen vorrathig:

OSTINDIEN,

seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner.

Resultate

vierjähriger Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle

von

Philipp van Mökern.

Deutsche Original-Ausgabe.

Elegant brochirt. Zwei Bände. Gross-Octav. 4½ Rthlr.

Durch das vorstehende Werk, die Frucht langjähriger Studien und Forschungen auf dem weiten Gebiete des mächtigen Ostindischen Reichs, werden nicht nur viele historische Lücken ausgefüllt, irrige Ansichten und Thatsachen berichtigt, sondern es tritt uns aus dem Ganzen ein grosses lebensvolles Bild jener Länder und ihrer Bewohner vor die Augen.

Die Darstellung vereinigt das historisch, geographisch, ethnographisch und merkantilisch Wichtige sehr glücklich in einer unterhaltenden und fesselnden Form, so dass das Werk ausser Fachmännern jeden Gebildeten lebhaft interessiren wird.

Für die dortigen kriegerischen Verhältnisse ist dies Werk jetzt von doppelter Wichtigkeit!

Leipzig, 1857. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

---

[62] Bei **Friedr. Vieweg & Sohn** in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Für den Friedhof

der

evangelischen Gemeinde

in

Gratz in Steiermark.

Erzählungen, vermischte Aufsätze und Gedichte

von

Einhundertsechsundzwanzig

deutschen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern

diesem Zwecke gewidmet.

Mit einer musikalischen Beilage von **G. Meyerbeer.**

690 Seiten in 8. eleg. broch.

Preis 2 Thlr. 3 fl. 36 kr. rhein. 3 fl. Conv.-Münze.

„Tod ist ja nur ein Menschenwort,
Denn Tod ist weder hier noch dort."
Schmidt von Lübeck.

Die mittellose evangelische Gemeinde zu Gratz in Steiermark ist nicht im Stande, die Kosten für den Ankauf eines Platzes zu einem eigenen Friedhofe zu erschwingen; eines ihrer Mitglieder, ein Veteran unserer Literatur, der so vielen unserer Leser wohlbekannte und lieb gewordene **Carl von Holtei**, hat daher für sie das Wort ergriffen und auf seinen Ruf sind Gaben erfolgt, welche das vorliegende Sammelwerk bilden, dessen ganzer Ertrag zur Deckung jener Kosten bestimmt ist. Dasselbe enthält in reicher bunter Mischung die verschiedensten geistigen Spenden wissenschaftlicher, literarischer, poetischer Gattung, und führt Einhundertsechsundzwanzig Namen von trefflichen Gebern auf, die sich bereit fanden, den vorgesteckten humanen Zweck zu unterstützen. Wenn wir, als die bekanntesten derselben, folgende: **Elis. Bagreef-Speranski, Bauernfeld, August Böckh, Eichendorff, E. Geibel, Fr. Gerstäcker, Fr. Grillparzer, Wilh. Grimm, Anastasius Grün, Bernd von Guseck, A. Kahlert, Kertbeny, G. Kühne, G. von Leitner, A. Pancritius, Betty Paoli, L. Pape, K. G. Prätzel, G. zu Putlitz, K. Rosenkranz, Leop. Schefer, Karl Scherzer, Frh. von Schlechta, M. J. Schleiden, Gust. Schreiner, von Tschabuschnig, Fr. Unger, J. N. Vogl, Ferd. Wehl**, herausheben, so soll damit nicht gesagt seyn, daß nicht auch vieler Anderer Beiträge hohen Werth haben; namentlich weisen wir darauf hin, daß mehrere jüngere Talente von großer Bedeutung hier zum Erstenmale vor die Oeffentlichkeit treten. Fast alle Gegenden Deutschlands haben ihre Vertreter freundlich gestellt, und wer dies Buch kauft, übt nicht nur ein gutes Werk an einer unbemittelten evangelischen Gemeinde, von welcher er reichen Dank erntet, sondern empfängt auch eine für Geist und Herz willkommene und erfreuliche Gegengabe. Der persönlichen Beziehung des Herausgebers (Holtei) zu Meyerbeer verdankt die Sammlung einen für diesen Zweck eigens componirten Canon.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Egmont

für die Bühne bearbeitet

von

Schiller.

8. geheftet. Preis fl. 1. — oder 20 Ngr.

Diese Bearbeitung, die auf mehreren Bühnen bei der Aufführung des Egmont benutzt und von den Kritikern theils lobend, theils mit starkem Tadel besprochen worden ist, erscheint hier nach einundsechzig Jahren zum erstenmale im Druck. Es ist unstreitig eine der merkwürdigsten und lehrreichsten Thatsachen in der Geschichte unserer Literatur, daß das Werk des Einen der zwei größten deutschen Dichter von dem Andern, mit des Ersteren Vorwissen und Zustimmung, umgestaltet und mit Zusätzen versehen wurde. Goethe und Schiller legten einen großen Werth auf dieses ihr gemeinschaftliches Werk, das uns überdieß als ein Zeugniß ihrer innigen Freundschaft, als vollgiltiger Beweis für den gänzlichen Mangel an Autoreitelkeit in Goethe und als Beispiel von Schillers dramatischem und theatralischem Blick und Geschick dienen kann.

Stuttgart und Augsburg, October 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schiller und Goethe

im

Xenienkampf.

Von

Eduard Boas.

Zwei Theile.

gr. 8. geheftet. fl. 3. 48 kr. oder Rthlr. 2. 12 Ngr.

„Der Xenienkampf ist ein so ganz besonderes, merkwürdiges Ereigniß, daß keine Literatur eines andern Volkes etwas Aehnliches aufzuweisen hat." Mit diesen Worten beginnt der Verfasser die Einleitung des Werkes, welches uns den interessantesten Zeitraum der deutschen Literatur vorführt. Wir sehen unsere beiden großen Dichter in reger Wirksamkeit, und belauschen, durch die Lösung tiefsinniger Räthsel, ihre geheimsten Gedanken über Welt und Leben, über Kunst und Wissenschaft. Die satyrischen Xenien sind hier mit erstaunlicher Sorgfalt und Sachkenntniß erläutert; die philosophischen Votivtafeln treten als ein Ganzes zusammen und werden für jeden Leserkreis verständlich. Dann begegnet uns die Schaar der Feinde, welche mit wilder Epigrammenwuth wider Schiller und Goethe heranrücken: auch in diesem Abschnitt sind alle persönlichen Beziehungen genau erklärt, um die Mysterien jener merkwürdigen Literaturzeit zu enthüllen. Der anerkannten Gründlichkeit und Tüchtigkeit des Verfassers gelang es, ein Werk zu schaffen, das eben so wichtig für den Gelehrten von Fach als für denjenigen Leser ist, der die feineren Züge der Literatur nur im leichten, gefälligen Vortrag kennen zu lernen wünscht. Deßhalb wird dies Buch jedem gebildeten Deutschen eine höchst willkommene Erscheinung seyn.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Nr. 43. 25. Oktober 1857.

Surely, a goodly count-confect! — Manhood is melted into courtesies, valour into compliment, and men are only turned into tongue, and trim ones too. — I cannot be a man with wishing, therefore I will die a woman with grieving

Shakespeare.

Der Posten der Frau.

Anekdote.

II.

Die großen blauen Augen Eleonorens wurzelten sinnend am Boden, als die Flügel der Thür sich öffneten und Lehmanns Stimme laut anmeldend rief: „Sr. Durchlaucht der Herr Herzog von Crillon!“ Der Gegenstand ihrer Gedanken, der junge, schöne Maréchal de Camp, Herzog von Crillon folgte der Meldung, mit raschen Schritten auf die Gräfin zutretend und ihre Hand an seine Lippen drückend. — „Ich bin ein Egoist, Madame,“ sagte er, „der um jeden Augenblick der holdesten Nähe geizen möchte. Aber ich störe Sie, Sie waren in Gedanken, Madame?“ — „Ich träumte ein wenig mit offenen Augen, Herr Herzog, da ich zwischen Toilette und Ball just nichts Beßeres zu thun wußte.“ — „Und von was, von wem träumten Sie, schöne Frau?“ — „Ich träumte von einem Helden, Herr Herzog.“ — „Von Ihrem Helden, Madame? Glückseliger König — trotz seiner Verlassenheit!“

„Sie irren, mein Herr. Meine Träume hatten keine so präcise Gestalt, und König Friedrich schickt sich wenig zu einer Erscheinung, die einer Frau in der Dämmerstunde aufsteigt. Er ist der Held des Lichts und des Tages, der Held des Gedankens; mein Traum war mehr eine Grübelei. Was macht den Helden, Herr Herzog?“ — „Der Muth und die Treue, Madame.“ — „Die Treue? die Treue gegen wen?“ — „Wenn er ein König ist, die Treue gegen sich selbst, als die Incarnation seines Volkes; wenn er ein Edelmann ist, die Treue gegen den König.“ — „Und wenn er das beides nicht ist, mein Herr?“ — „Dann weiß ich es nicht, Frau Gräfin.“

Die Dame unterdrückte lächelnd eine Bemerkung und fragte weiter: „Wenn aber der König eines Edelmanns ein Schwächling wäre, Herr Herzog?“ — „So bindet die Ehre die Treue auch an den Schwachen und macht ihn stark. O, Madame, ich bewundere Sie um der Standhaftigkeit willen, mit welcher Sie an Ihrem Helden hängen, doppelt hängen, seit eine Welt sich gegen ihn erhoben hat, und ich beklage es, zu einem wenig ruhmvollen Feldzuge in Ihr Land gekommen zu seyn.“

„Ei, wie soll ich diese plötzliche Entmuthigung deuten, Herr Herzog?“ — „Entmuthigung, schöne Frau? O nein, uns fehlt nicht der Muth, nur ein Gegenstand für den Muth. Ihrem starken, siegreichen König

Digitized by Google

gegenüber zu treten, wäre uns eine Ehre gewesen; den Hartbedrängten übermächtig anzugreifen, scheint mir fast eine Schmach für den französischen Namen."

„Und wenn Sie angegriffen werden sollten, mein Herr?" — „Es wäre Tollkühnheit, Madame, Verzweiflung, Raserei. Diese ärmlichen, müdegehetzten Trümmer gegenüber einer französischen Armee! Ich ehre Ihren König, den Zögling französischer Weisheit, zu sehr, um zu glauben, daß seine Bravour sich so aller Vernunft entschlagen und den selbstgeschaffenen Ruhm freiwillig wieder zerstören sollte." — „Oder auch ihn unsterblich machen, Herr Herzog. Aber lassen wir diesen Gegenstand. Was weiß eine Frau von Helden und Heldenthum!" — „Sie weiß ihn zu ehren, Madame, sie weiß es zu lohnen. Was helfen Ihrem König seine Siege, wenn, wie man sagt, keine schöne Frau ihm den Kranz auf die Stirne drückt?"

Wieder zog er die feine, von Ringen blitzende Hand der Dame an seine Lippen, als der rechtmäßige Eigenthümer derselben, der Gemahl der Dame, rasch in das Zimmer trat. Eine dunkle Röthe breitete sich über Eleonorens Wangen, deren zarte, jugendfrische Färbung nicht vom modischen Aushülfsmittel der Schminke gedeckt zu werden brauchte. Dem jungen Eheherrn konnte die Huldigung seines fremdländischen Gastes in Wort und Bewegung nicht entgangen seyn, auch biß er einen Augenblick die schmalen Lippen ziemlich unmuthig übereinander; schnell aber hatte er sich besonnen, daß sächsische Gewandtheit der französischen nichts nachgeben dürfe, daher verbeugte er sich tief gegen den Herzog mit einer arglosen Courteoisie, die man andern Orts und zu anderer Zeit vielleicht Frivolität genannt haben würde, und sagte lächelnd:

„Glücklich retournirt, Herr Herzog, und schon im Costüm? Und Sie, liebe Eleonore, Ihre Migraine glücklich beseitigt? Charmant!" — „Migraine, mein Gemahl?" fragte die Dame verwundert. — „O, diese böse Plage, Migraine, mon duc! Hatte ich doch kaum mehr zu hoffen gewagt, die Gräfin auf dem Balle zu sehen. Sie werden sehr nachsichtig seyn müssen, Herr Herzog. Ein kleines Landstädtchen! Wahrhaftig, wir müßten uns schämen, wenn wir nicht hoffen dürften, Ihnen bald an würdigerer Stelle die Honneurs unseres Landes zu machen und Ihnen zu zeigen, daß wir aufmerksame Zöglinge des Ihrigen gewesen sind." — „Das Schönste und Anmuthigste, was Ihr Land, was jedes Land uns zu offenbaren vermöchte, Herr Graf," erwiederte der Franzose mit einer galanten Verbeugung gegen die Dame, „haben die Mauern dieser kleinen Stadt uns unvergleichlich und unvergeßlich vor die Augen geführt."

Eleonore machte lächelnd eine leichte, ihr Gemahl eben so eine tiefe Reverenz, als der Wachtmeister Kammerdiener eintrat und die bereit stehende Sänfte der Frau Gräfin ankündigte. Der Herzog verließ das Zimmer und der Graf sagte hastig und leise, während seine Gemahlin den goldenen Fächer von dem kleinen, künstlich aus Schildkröte geschnitzten Repositorium, dem sogenannten „Treforchen," herunter langte: „Sie werden nicht auf den Ball gehen, Eleonore!" — „Nicht auf den Ball gehen, Moritz?" fragte die Dame mit ungläubigem Erstaunen. „Welcher seltsame Scherz!" — „Kein Scherz, Gräfin. Sie werden mir nicht zumuthen, die Galanterien, die Beleidigungen dieses Mannes unter den Augen aller Welt zu dulden, sollte ich meinen." — „Und ich sollte meinen, Graf, wenn es sich wirklich um Beleidigungen handelte, würden Sie den Beleidiger nicht unter Ihren Augen dulden und ihn mit Zeichen Ihrer Verehrung überhäufen. Sie haben mich in Gegenwart des Herzogs zu dem von Ihnen bereiteten Feste aufgefordert, und ich wüßte keinen Grund, der eine so plötzliche Weigerung rechtfertigen dürfte."

„Eine Frau braucht niemals einen Grund für einen veränderten Entschluß. Einfälle, Launen, Vapeurs, eine Migraine sind ihre Raison." — „Nicht die meine, Herr Graf, und deßhalb werde ich den Ball besuchen, wenn Sie nicht durch Ihr entschiedenes Verbot in des Herzogs Gegenwart mir eine triftigere aufnöthigen." — „Und mich ridicül mache als ein sächsischer hobereau! Ich danke Ihnen, Frau Gräfin, ich danke Ihnen viel tausend mal!" — „Nun, auch ich habe keine Lust, mich lächerlich zu machen; darum auf Wiedersehen bei der Menuet, mein Gemahl," sagte die Dame mit spöttischem Blick und wollte sich entfernen.

„Eleonore, Sie bleiben!" rief er aufgebracht, sie bei der Hand zurückziehend; da aber just der Gegenstand seiner Eifersucht in das Zimmer zurück trat, führte er mit bewunderungswürdiger Fassung die schöne Hand tändelnd an seine Lippen. Eleonore entzog sie ihm rasch mit einem fast verächtlichen Ausdruck und strich unwillkürlich mit den Kanten ihres Taschentuchs darüber hin, als ob sie die Spuren der Heuchelei entfernen wollte. Herr von Crillon war indessen auf sie zugekommen, ihr mit verbindlichen Worten ein Ballbouket von den feinsten, den natürlichen gleich duftenden Blumen zu überreichen. Sie nahm es stumm, getheilt zwischen Verlegenheit und Aufregung, aus seiner Hand, ihr Gemahl aber, der seine völlige Unbefangenheit wieder gefunden hatte, sagte mit der unvermeidlichen obligaten Verbeugung, welche der Kammerherrndienst ihn gelehrt: „Mit dem Schwert wie mit der Rose —."

Digitized by Google

Die Apostrophe wurde nicht zu Ende gebracht, da der Angeredete bereits die Fingerspitzen der Dame gefaßt hatte, um sie nach ihrer harrenden Sänfte zu führen. Der Gemahl blieb noch einen Moment im Saale zurück, den sich Entfernenden einen Blick nachschleudernd, so zornig, als seinem im Grunde ziemlich harmlosen Augenpaare möglich war. — „Die Garnison rückt morgen früh aus," sagte er zu sich selbst, „und sie soll, sie darf ihn nicht wieder sehen!"

Damit folgte er dem voranschreitenden stattlichen Paare. Die vergoldete Portechaise der Dame wurde aus dem Thore getragen, die beiden Herren aber stiegen in die bereithaltende Carosse und fuhren friedfertig mit einander nach dem Gasthause, in welchem das Fest zu Ehren der fremden Gäste seinen Verlauf haben sollte, und nach wenigen Minuten standen sie im Flur, oder richtiger im Thorweg des silbernen Scheffels, das nachfolgende Vehikel der schönen Frau erwartend.

Die Cultur in unserem Städtchen — ich weiß nicht, wie hoch sie heute gestiegen seyn mag — vor hundert Jahren aber war sie nicht so weit gedrungen, daß auch die Vorhallen einer Ergötzlichkeit einer entsprechenden Deloration bedürftig erschienen. Der unverdeckte Rinnstein floß inmitten eines halsbrechenden Pflasters, der Blick in den mit Fuhrwerk aller Art gefüllten Hof war frei und der Duft nachbarlicher Ställe mischte sich mit dem des Wildbratens und polnischen Karpfens, der aus der Küche drang. Der kurfürstliche Kammerherr bemerkte das epigrammatische Lächeln seines verwöhnten Gastes von der Seine beim Mustern dieser Propyläen der Freude und begleitete es mit einem mitleidigen Achselzucken; dabei aber verneigte er sich höflich nach allen Seiten, gab den eintretenden Huldinnen des Kreises seinen Arm bis zur Treppe, die nach dem Tanzsaal im obern Stockwerk führte, er erinnerte die schöne Gemahlin des Herrn Amtshauptmanns an ihre Zusage der ersten Menuet, er lächelte, er lispelte, mit Einem Wort: er war ein würdiger Epigone der großen Epoche des galanten Sachsens, der kurfürstliche Kammerherr Moritz Graf von Fink. Welches seelenkundige Auge hätte entdecken können, daß eine große That in seinem Haupte reif geworden war?

Wir wollen mit dieser Andeutung keine beängstigenden Apprehensionen im Herzen unserer Leserinnen erwecken, und keineswegs behaupten, daß das Blut eines Othello in den Adern des gereizten Ehemanns kochte; ja wir gestehen, wäre seiner Zeit die Missethat des schwarzen Afrikaners schon über das Meer in die Musentempel an Elbe und Pleiße gedrungen gewesen, dieselbe möchte ihn schwerlich zu blutiger Nachahmung gereizt haben. Immerhin aber entbehrte unser Mann nicht der Dosis Eitelkeit, die zum Mixtum der Eifersucht auch in einem weißen Männerherzen unerläßlich ist und schnell eine unvorhergesehene Catastrophe herbeiführen kann.

Die Sänfte der Dame ließ nicht lange auf sich warten und der ritterliche Franzose eilte herbei, sie statt des nebenherschreitenden Kammerdieners zu öffnen und seiner schönen Wirthin die Hand zum Geleit in den Festsaal zu reichen. „Einen Moment, mon duc!" rief der Eheherr lächelnd. „Sie kennen unsere Damen noch wenig, wenn Sie glauben, daß sie ohne vorherigen Blick in den Spiegel in einen Ballsaal treten würden. — Ein Zimmer für meine Gemahlin!" rief er dem aus der Küchenthür tretenden Wirthe entgegen.

Mit endlosen Bücklingen und Entschuldigungen, daß nur noch ein einziges und keineswegs standesgemäßes Stübchen zu seiner Disposition sey, öffnete der eilfertige Meister, dem bei seinen heutigen unerhörten Obliegenheiten gegen Einquartierung und Ballgäste im buchstäblichen Sinne der Kopf unter der weißen Zipfelmütze wirbelte und wackelte, die Thüre eines langen Corridors, auf eine zweite am entgegengesetzten Ende desselben deutend und mit gewaltigen Sätzen in den Flur zurückspringend, wo seine Gegenwart von den verschiedensten Stimmen aus Küche und Keller gefordert wurde.

Gräfin Eleonore hatte ihren Gemahl bei seiner unerwarteten und ihr vollkommen überflüssig scheinenden fürsorglichen Forderung verwundert angeblickt, da sie sich aber in keine auffälligen Erörterungen einlassen wollte, nahm sie dem Wirthe rasch den Leuchter aus der Hand, schritt unmuthig ihrem Gemahl voran den schmalen, an beiden Seiten ihren Reifrock streifenden Gang entlang und öffnete die Thüre des angewiesenen Zimmers. Der Herr von Crillon hielt es indessen für angemessen, nicht länger im Hausflur des rückkehrenden Ehepaars zu warten, sondern oben am Eingang in den Tanzsaal seinen Posten als harrenden Ritter einzunehmen, bis seine schöne Tänzerin ihre Toilette beendet haben würde.

Zehn Minuten mochten ihm so vergangen seyn, als sein gräflicher Wirth ihm entgegentrat — ohne seine Frau Gemahlin. „Die Damen sind incalculabel, mon duc," sagte dieser scherzend. „Eine verschobene Schleife, eine in der Abendluft aufgelöste Locke machen ihnen Migraine. Die Gräfin —"

In diesem Augenblicke erschallten die Töne der eröffnenden Polonaise; der kurfürstliche Kammerherr reichte der Gemahlin des kurfürstlichen Salinendirektors Freiherrn von Tettenborn die Fingerspitzen und verschwand im Gedränge des Saales. Ueber die Züge

Digitized by Google

des getäuschten französischen Cavaliers hatte sich eine verdrießliche Wolke gelagert. Was sollte er auf diesem Balle ohne sie? Er ging in ein Nebenzimmer und nahm seinen Platz am Pharotische unter einer Gruppe von Landsleuten, die gleichfalls keine Lust zu haben schienen, die des Pariser Parkets gewohnten Tanzkünste auf diesen rauhen Dielen zu versuchen. Der Champagner floß, es wurde hoch pointirt; der Herr Herzog zeigte seine Kühnheit und seinen Reichthum in den gewagtesten Sätzen. Er siegte, er ließ sich besiegen mit dem nobelsten Gleichmuth. Der Graf dagegen, als einer der vornehmsten maîtres de plaisir, wetteiferte in kunstfertigen Pas mit den jüngsten französischen Helden. Die sich plötzlich verbreitende Nachricht, daß die Besatzung am nächsten Morgen die Stadt zu verlassen und sich über den Fluß zu ziehen habe, schien ihn wenig zu überraschen. In der That hatte er, früher selbst als sein französischer Gast, den betreffenden Befehl attrapirt, als er dem Prinzen von Hildburghausen seine Aufwartung machte, wenige Minuten bevor er das polnische Haus betrat, in welchem seine ehemännische Galle so bedenklich aufgeregt werden sollte.

Wo aber und wie befand sich die schöne Gräfin, während Gemahl und Cavalier sich dergestalt mit ritterlichen Spielen unterhielten? Es wird uns schwer fallen, dieses unglückliche Opfer der Rache in einer Lage darzustellen, die dazu angethan ist, seiner Heldenrolle bedenklichen Eintrag zu thun.

Wir sahen die Dame mit hastigem Unmuth, den Leuchter in der Hand, ihrem Gemahl zu dem improvisirten Toilettenzimmer voranschreiten und seine Schwelle betreten. Noch einmal faßte er nach ihrer Hand und sagte flüsternd: „Sie bestehen auf Ihrem Willen, Eleonore? Sie wollen wirklich auf dem Balle erscheinen?“

Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern leuchtete an den Wänden umher, bis sie endlich den Spiegel von der Größe einer Schiefertafel entdeckte und einen flüchtigen Blick hineinwarf in der unbestimmten Erwartung, eine der Redressur bedürfende Unordnung zu entdecken. Allein dieser flüchtige Blick reichte hin, der Dame zu beweisen, daß alles gut und daß sie schön genug sey, um auch die schönste Nebenbuhlerin nicht zu fürchten. Sie wendete sich daher, so schnell als sie gekommen, der Thüre wieder zu, vor welcher ihr Gemahl sich gebührlich gehalten hatte, und eben hatte sie den Ausgang erreicht, als — wir können den unfeinen Ausdruck nicht vermeiden — die Thür ihr recht eigentlich vor der Nase zugeschlagen, der Schlüssel von außen umgedreht und hörbar abgezogen wurde.

Die schöne Frau stand einen Augenblick regungslos, dann aber war sie mit einem Sprung an der Thür; sie rüttelte am Drücker — das Schloß gab nicht nach: sie rief laut und immer lauter den Namen ihres Mannes, ihres Dieners, selbst den des Wirthes — keine Antwort; sie versuchte durch das Schlüsselloch zu lugen — alles finster; sie stürzte nach dem einzigen Fenster des kleinen Zimmers und riß es auf, — aber auch hier rabenschwarze Nacht, keine menschliche Spur zu entdecken, keine menschliche Hülfe zu errufen. Die schöne Frau war eine Gefangene!

Bei dieser Entdeckung überfiel unsere Heldin ein Zustand — wir können es nicht glimpflicher bezeichnen — ein Zustand von Wuth. Zornesröthe wechselte mit tödtlicher Bläße auf ihrem Gesicht, ihre Glieder zitterten, ihre Brust rang nach Athem und Luft. Von oben herab drang die sanfte Weise der Polonaise; sie riß die Rosen aus ihrem Haar und trat sie mit Füßen, sie rannte im Zimmer auf und nieder, die geballten Hände fest vor ihre Stirn gepreßt. „O, diese Feigheit, diese Gemeinheit!“ stöhnte sie mit einem convulsivischen Lachen, das zu ihrer Erleichterung jedoch bald in einen Thränenstrom überging.

Sie setzte sich auf den niedrigen Fenstertritt, vergrub das Gesicht in ihre Hände, und während die heißen Tropfen auf das silberstrahlende Ballkleid niederrieselten und die Tanzmusik in einladenden Tönen zu ihr drang, wechselte in ihrem Herzen ein Kreislauf schmerzlicher Empfindungen vom bittersten Hohn und Haß bis zu dem ihrer stolzen, feurigen Seele so ungewohnten Mitleiden mit sich selbst. Die Thränen versiegten allmählig und sie versank in ein dumpfes Brüten und saß mit geschlossenen Augen, während die Bilder einer süßen Vergangenheit und einer Zukunft von unausdenkbarer Schmach und Qual vor ihrer Seele kamen und schwanden. Eine unberechenbare Zeit verging auf diese Weise. Von oben herab wechselte die Musik verschiedener Tänze, von der Straße herauf wirbelte der Zapfenstreich, der die Garnison in ihre Quartiere zurückrief. Sie hörte es nicht, sie saß unbeweglich in wühlenden Gedanken.

Endlich aber sprang sie auf. „Niemals, niemals,“ rief sie leidenschaftlich, „will ich in dieses Haus zurückkehren, niemals diesem Manne wieder unter die Augen treten! Treue um Treue, Treue bis in den Tod! Aber ausharren, wo man verachten muß, macht verächtlich und elend!“ Unwillkürlich fielen ihr in diesem Augenblicke die Reden ihrer beiden abendlichen Besucher wieder ein. „Auch an die Schwachheit bindet die Treue und macht sie zur Kraft,“ hatten sie gesagt, ein Jeder in seinem Sinne. Aber nein, nein, die also sprachen, es war ein Priester und ein Soldat. Was wußte der

Digitized by Google

eine von den Kämpfen eines weiblichen Herzens in den überfeinerten Zuſtänden der großen Welt? was wußte der andere von den Leiden des Menſchenherzens überhaupt? Gelte, was ſie behaupten, für die Maſſe des ſtumpf in Arbeit und Nothdurft ringenden Volkes, ſey es ein Geſetz für Männer unter irgend welchem Panier; — aber eine Frau verliert ihren Adel, wenn ſie ſich an einen Unwürdigen bindet, und ihr Leben wird zur Schmach! — Der Herzog — der Herzog? War ſie ſich einer Schuld bewußt? hatte ſie ſich auch nur einen ſträflichen Gedanken, ein ſträfliches Verlangen vorzuwerfen? hatte ihr Mann einen Schein des Rechtes, Schande und Erniedrigung über ſie zu verhängen? Sie preßte die Hand krampfhaft gegen ihr Herz, ſie ſuchte gleichſam ſeine Schläge zu zählen; aber: „nein, nein," ſagte ſie, „ich taſtete nach einem Ideal, um meinen abſterbenden Glauben zu ſtützen, ich tändelte mit einem Bilde, um meine leer werdenden Stunden zu füllen, aber ich bin rein vor Gott, rein vor mir ſelbſt, auch von einem unwillkürlichen Fehle!"

„O, wohl der Frau," fuhr ſie etwas beruhigter fort, „wohl der Frau, welche einem ungeliebten Manne ihre Treue verpfändet hat, aber einem Manne, den ſie ehrt und dem ſie vertraut! Man kann mit dem Leben fertig werden auch ohne Glück, ja ohne die Liebe ſelbſt. Aber Einem in Neigung ſich zugeſellen und von Stunde zu Stunde mehr und mehr ſeine Hohlheit inne werden, ſehen, wie er an keine Tugend glaubt, wie er ehrlos den Schwachen demüthigt und ſich feige vor dem Mächtigen beugt, das iſt das herbſte Schickſal, das iſt *mein* Schickſal; in dieſer Stunde iſt es mir klar geworden in ſeiner vernichtenden Bedeutung, und in dieſer Stunde will ich es fliehen!"

Wieder ſaß ſie eine Weile unbeweglich. Eine liebliche kleine Geſtalt trat vor ihre Seele, — ihr Knabe, ihr einziges Kind. „Mutter," fragte er, „was wird aus mir, wenn du mich verläßt?" — Ihre Thränen floſſen von Neuem, ſie rang verzweifelnd die Hände. Bald aber faßte ſie ſich auch jetzt. „Mein Leo," rief ſie, „mein Sohn, du gehörſt zu mir! Auch dich muß ich retten, retten von dem Fluche, deinen Vater verachten zu müſſen! Ich entführe dich zu meinem Vater, zu meinem alten, herrlichen Vater; er wird uns ſchützen, vor ihm wollen wir uns beugen, unter ſeinen Augen ſollſt du ein Mann werden. Ja, Ehre und Ehrfurcht ſind wie der Athem in unſerer Bruſt, entflieht er uns, ſo ſteht ihr Leben ſtill."

Sie überdachte nun, raſch entſchloſſen, den Weg und die Mittel zur Flucht. In ihr Haus konnte, wollte ſie nicht zurückkehren, auch nicht auf eine Stunde. Wenn ihr Mann, wenn der Herzog ihr unter die Augen träten? ſie hätte verſinken müſſen vor Entrüſtung und Scham. Der Herzog, ſie fühlte es, er würde ſie geſchützt, würde ſie gerächt haben. Aber geſchützt gegen wen? gerächt an wem? An ihrem Gatten, am Vater ihres Kindes. Und welchen Schein gewann dann ihr Entſchluß? Nein, nein, auch er durfte ihre Flucht nicht ahnen, auch ihn durfte ſie niemals, niemals wiederſehen.

Sie ſann und ſann. Es mußte ſchon tief in der Nacht ſeyn. Von der Straße, vom Hofe her kein Laut, nur von oben erſchallte ohne Unterbrechung die Muſik, welche ihrem Gatten zum Tanze aufſpielte. Sie öffnete leiſe das Fenſter und ſpähte in den düſtern Raum. Ein Lichtſtrahl, von einem Seitengebäude herüber ſtreifend, ließ ſie allmählig erkennen, daß ſie einen engen Seitenhof vor ſich habe, nach der Sprache des Landes einen „Schlüfter," der nach dem großen Hofe mündete, und daß ein Haufen Schutt und Scherben ihr die Flucht durch das Fenſter leicht machte. Sie neſtelte die glänzenden Zitternadeln aus ihrem Haar, die Diamantgehänge von Bruſt und Ohr, nahm Collier und Armſpangen ab und verwahrte ſie in ihrer Poche. Wenn nur der Brocat des Gewandes auch ſo leicht zu verhüllen geweſen wäre! Aber Lehmann mußte ja die weite, dunkle Saloppe bei ſich haben und ihrer längſt als Führer der Sänfte harren. Auf dieſen treuen Mann konnte ſie bauen. Er war ihr von ihrem Vater als zuverläſſiger Diener, ja als ein Freund aus der Heimath mitgegeben worden. Wenn ſie nur ihn aufgefunden, war ſie geborgen.

Sie ſtieg beherzt auf die Brüſtung des Fenſters, der Kopf, die ſchlanken Schultern waren glücklich durch den ſchmalen Rahmen geſchlüpft; nun ein einziger Sprung, und ſie war frei. Aber, o weh! der Reifrock hinderte ihr Entkommen: ſie mußte noch einmal zurück, ſich dieſer Feſſel der Mode zu entledigen. Da ſtand das eherne Gerüſte gleich einem Haus. Nun war es leicht; ein Schritt, und ſie hatte ihren Kerker verlaſſen.

Sie glitt längs der Mauern hin und hatte bald den Ausgang nach dem großen Hofe erreicht, welchen ein Schimmer aus der einzigen dunkel glimmenden Oellampe des Thorwegs nothdürftig erleuchtete. Sie barg ſich hinter einem Karren und rekognoscirte das Terrain. Die Flur war gefüllt mit Sänften, welche der rückkehrenden Tänzerinnen harrten, aber die Träger und Diener hatten ſie verlaſſen; ſie hörte unten aus der Wirthsſtube ihre klappernden Krüge und lärmenden Stimmen. Nur eine einzige Geſtalt hatte dicht an der Hofthür auf einer Bank Platz genommen. Der Gräfin Herz ſchlug freudig, das Schickſal begünſtigte ihren Entſchluß: es war Lehmann, der Getreue. Sie ſchlich auf ihn zu, faßte ſeinen Arm und ſagte leiſe: „Folge

Digitized by

mir, Lehmann!“ — „Um's Himmels willen, gnädige Gräfin!“ rief der Alte erſchrocken, als ſähe er eine Spukgeſtalt. — „Still, ſtill, verrathe mich nicht, folge mir!“

Er ging ihr nach und ſie traten in das geöffnete Thor einer Scheune, die heute Abend als Remiſe aushelfen mußte. — „Sind wir hier ſicher, Lehmann? kann uns niemand hören?“ — „Höchſtens eine Maus, gnädige Gräfin; ſie ſitzen Alle in der Kneipe, mir wurde aber der franzöſiſche Spuk zu toll.“

„Höre mich, Lehmann. Du biſt mir und meinem Vater ſeit lange ein treuer Diener, ja ein Freund geweſen; du folgſt mir gern, nicht wahr?“ — „Gnädige Comteſſe, bis in den Tod.“ — „Ich danke dir, alter Freund. Nun merke auf. Mein Gemahl hat mich ſchwer beleidigt, ich werde nicht mehr in ſein Haus zurück kehren.“ — „Die gnädige Comteſſe haben ſächſiſche Lunte gerochen? Hahaha! Nun meinethalben.“ — „Still, Lehmann, ſtill! Ich fliehe!“

„Wir fliehen!“ wiederholte der Alte, hielt aber plötzlich inne, als ob ihm eine unerwartete Bedenklichkeit aufſtieße. — „Aber — Frau Gräfin — aber — nicht wahr —“ fuhr er, ſich im Kopf kratzend, fort, „nicht wahr —?“ — „Was haſt du, ſprich!“ — „Nicht wahr, es iſt nichts Franzöſiſches dabei?“ platzte er endlich dreiſt heraus.

„Schäme dich, Lehmann!“ antwortete die Gräfin unwillig und ein wenig entmuthigt, denn war nicht dieſer Argwohn ſelbſt im treueſten Herzen der erſte bedenkliche Stein auf ihrer Bahn? „Wir gehen zu meinem Vater nach Preußen.“ — „Nach Preußen, hurrah, nach Preußen! — Soll ich die Sänfte beſtellen, Comteſſe?“ — „Nein, Lehmann, ich ſage dir ja, daß ich nicht in des Grafen Haus zurückkehren will.“ — „Oder unſern Wagen?“ — „Nein, nein, das würde mich verrathen; ich muß unbemerkt auf preußiſches Gebiet zu kommen ſuchen. Ich muß zu Fuße aus der Stadt.“

„Zu Fuße in dieſen Flitterſchuhen? Aber ich weiß ſchon Rath. Vor der Küchenthür hat die Hanneliese ihre Klappantoffeln ſtehen laſſen, die mauſen wir.“ — „Schon gut, Lehmann; aber gib mir meine Sachen, mich friert.“

Der Diener hüllte die junge Frau ſorgfältig in Saloppe und Abendſchleier, die er auf ſeinem Arm gehalten, und jene fuhr fort: „Wir müſſen ſo ſchnell als möglich hinüber, meinen Leo zu holen.“ — „Ja, ja, gnädige Comteſſe, das Leochen muß mit, mit nach Preußen.“ — „Aber der Weg über die Brücke wäre zu weit und unſicher, wir würden entdeckt werden.“ — „Gnädige Comteſſe, wir ſchlagen uns durch.“ — „Wir ſind auf der Reiſe, Lehmann, und nicht im Kriege. Wir müſſen einen andern Weg nehmen. Der Fährmann Adam iſt dein Freund, du kannſt dich auf ihn verlaſſen?“ — „Wie auf mich ſelbſt, gnädige Gräfin. Eine ehrliche Haut bis auf die Knochen!“

„So gehen wir nach der Fähre, Lehmann, und fahren hinüber. Ich warte im erſten Hauſe im Dorfe bei der Mutter Veit, bis du den Leo mit ſeiner Wärterin weckſt und mit dem erſten beſten Fuhrwerk zu mir bringſt. Vor Morgen müſſen wir aber ſchon über der Grenze ſeyn. Haſt du mich verſtanden, Lehmann?“ — „Verſtanden, zu Befehl.“ — „So ſieh dich in der Thorfahrt um, ob ich unbemerkt hindurch kann.“

Der Alte ging und kehrte nach einigen Augenblicken zurück, ein paar ſchwere Holzpantoffeln triumphirend in die Höhe haltend. — „Glücklich erbeutet!“ rief er, „und keine Katze zu ſpüren. Nur dreiſt zu, gnädige Comteſſe!“ — „Noth kennt kein Gebot!“ ſagte die Dame wehmüthig lächelnd. „So beginnt denn meine Befreiung mit einem Raub!“ — „Die Hanneliese ſoll ſchon entſchädigt werden,“ tröſtete der Diener.

Aber das Klappern der ſchweren Geſtelle konnte Aufmerkſamkeit erregen, man mußte ſich begnügen, ſie einſtweilen in der Hand zu tragen. Die Dame ſchlich hinter dem Diener her, aber plötzlich inne haltend, fragte ſie: „Iſt der Graf noch oben, Lehmann?“ — „Zu Befehl, Frau Gräfin.“ — „Und — und der Herr Herzog?“ — „Auch noch, Frau Gräfin.“ — „Deſto beſſer!“ ſagte ſie leiſe ſeufzend und einen ſchmerzlichen Blick nach der Höhe werfend. „Sie tanzen, und ich — werde ſie niemals wieder ſehen!“

Sie traten in das Thor und wanden ſich durch das Gewirre der Sänften. Noch aber hatten ſie den Ausgang nach der Straße nicht erreicht, als eine Stimme auf der Treppe die Flüchtige erbeben machte. Der Graf, ihr Gemahl, rief von oben herab: „Die Träger der Frau Amtshauptmännin!“ — „Steh ſtill, Lehmann, rühre dich nicht!“ flüſterte die Dame, ſchnell hinter den geöffneten Thorflügel ſchlüpfend. „Weiche nicht von der Stelle!“

Der Graf erſchien im Flur, die ſtattliche Dame an der Hand. Die Träger ſtellten ſich ein auf ſeinen nochmaligen Ruf. Er hob ſeine Begleiterin in ihr Vehikel, ihr zum Abſchied den vollen Arm küſſend und einige galante Redensarten flüſternd. Die Sänfte verſchwand. Jetzt ſah ſich der Graf ziemlich ſcheu nach allen Seiten um und befahl dann, den Diener bemerkend: „Gehe Er hinein, Lehmann, und hole Er die Träger der Gräfin.“ Dann verſchwand er im Corridor, der zu dem verhängnißvollen Toilettenzimmer führte. Im Fluge war ſeine Gemahlin aus ihrem

Digitized by Google

Versteck. — „Schnell, schnell, Lehmann!“ rief sie und stürzte aus der Thür.

Das Haus bildete eine Ecke; als sie eben in die dunkle Seitenstraße bogen, hörten sie noch einmal die Stimme des Grafen, der athemlos des Dieners Namen rief, dann war alles still. So war denn ihre Flucht gleich im Beginn bemerkt worden, ihre Ergreifung konnte jeden Augenblick folgen, die Minuten waren kostbar. Eleonore flog athemlos durch die einsame Straße, der alte Diener vermochte kaum mit ihr Schritt zu halten; sie nahm sich nicht die Zeit, im fußhohen Moraste die unbehülflichen Ueberschuhe anzuziehen; nur durch, fort, hinüber, nur frei um jeden Preis! Vor dem Thore hatte ein französischer Posten die Wache: „Kammerfrau und Diener der Gräfin Fink!“ flüsterte die Dame ihrem Begleiter zu. — „Kammerfrau und Diener der Gräfin Fink!“ wiederholte dieser mit lauter Stimme.

Der Posten ließ das unverdächtige Paar passiren, und nun erst gestattete sich die Dame, einen Augenblick inne zu halten, um Athem zu schöpfen und dann in gemäßigterem Schritt der Vorstadt zu folgen, die sich lang und schmal wie ein Darm zwischen dem Flusse und seinem erhöhten Uferrande hinzieht. Die große Straße nach Leipzig führt von den letzten Häusern dieser Vorstadt, und gleich dieser von Berg und Strom eng eingeschlossen, etwa tausend Schritte weit bis zu der am Anfang einer aufsteigenden Schlucht gelegenen Wohnung des Fährmanns. Das Thal auf dem rechten Flußufer erweitert sich von diesem Punkte aus, auf dem linken, etwas weiter stromab sieht man das gräflich Finksche Dorf und Stammschloß, dem unsere Flüchtigen zueilten, anmuthig zwischen Wiesen, Gärten und Weinbergen die Höhe hinansteigen.

(Fortsetzung folgt.)

Shakespearesche Charaktere.

(s. Nr. 41.)

(Schluß.)

Helena. (Ende gut, Alles gut.) — Im „Kaufmann von Venedig“ sind die beiden Träger der Handlung Shylock, dessen absonderlich gierige Rachsucht die Verwicklung, die wir eine tragikomische nennen können, wenn wir nicht den unmittelbaren Charakter, sondern den Hintergrund der Situation in's Auge fassen, herbeiführt, und Portia, deren glückliches Dazwischentreten sie löst. Beide Persönlichkeiten stellen einen äußersten Gegensatz dar, der sich nach allen Seiten nachweisen läßt, und auch darin eine besondere Spitze erhält, daß der besiegte „Held“ — eine Bezeichnung, die auf den Juden insofern anwendbar ist, als er als Rächer seines Stammes erscheint — sich in unmächtigem Grimme unterwirft, die siegende Heldin aber ihren Sieg fortsetzt, indem sie, wie zuerst den auf das äußerliche Recht trotzenden Haß, so schließlich die sich an Aeußerlichkeiten bindende und durch sie verpflichtende Liebe beschämt.

In „Ende gut, Alles gut“ wird die Verwicklung wie die Entwicklung durch Helena herbeigeführt, und sie ist, streng genommen, die einzige Trägerin der Handlung. Der König ist als Person, und zwar als „leidende“ Person, nur Mittel für Helenens Zweck, und beweist als Vertreter der königlichen Macht, daß diese trotz ihrer Unbeschränktheit eine sehr beschränkte ist; der junge Bertram aber ist der Gegenstand von Helenens Liebe, den sie trotz seiner Empörung, die den Wendepunkt der Handlung ausmacht, schließlich erringt.

Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß mit diesen Andeutungen die Handlung beider Stücke vorläufig parallelisirt wird, wie die Charaktere Portias und Helenas nachher zusammen und gegenüber gestellt werden sollen. Nachdem Portia den haßvollen Gegner nicht nur besiegt, sondern wesentlich vernichtet hat, spielt sie in heiterster Gewißheit ungetrübten Besitzes ein übermüthiges Spiel mit vorgeblicher gegenseitiger Treulosigkeit. Helena dagegen sieht sich, nachdem sie den Besitz des Geliebten erkämpft hat, plötzlich durch eine weite und schmerzvolle Kluft, die seiner Abneigung, von ihm geschieden; die Schwierigkeit ihrer Aufgabe stellt sich erst im Momente des scheinbaren Siegs heraus, und sie muß die wirkliche Treulosigkeit des Gatten als Mittel benutzen, um wirklich seine Gattin zu werden. Bei dem heitern Nachspiel, das sich Portia erlaubt, und bei dem ernsten, in jedem Momente, auch dem

Digitized by Google

entſcheidend glücklichen, peinvollen, das Helena durchführen muß, hat der Ring, das Symbol der ehelichen Angehörigkeit, eine wichtige Rolle; dort aber ſoll die demſelben beigelegte phantaſtiſch übertriebene Bedeutung ironiſirt werden, hier handelt es ſich darum, ſeine wahre Bedeutung zu verwirklichen, weil ſich die äußere Form der Ehe als ein an ſich nichtiges Bindemittel herausgeſtellt hat.

Hiemit iſt der Punkt bezeichnet, in welchem die Gedankenrichtung der beiden Stücke zuſammentrifft und ſich ſcheidet. Im „Kaufmann" wird durchgängig das äußere Recht und die äußere Verpflichtung ironiſirt, aber der ernſthafte Conflict, in den der natürliche Verſtand und das natürliche Gefühl mit der Formberechtigung geräth, iſt in das weitere Gebiet der ſocialen Beziehungen verlegt, während das innigſte Verhältniß zweier Perſönlichkeiten, das eheliche, nur als naturgemäß geſtaltetes, ſeinem Begriff entſprechendes erſcheint. Dagegen bewegt ſich in „Ende gut, Alles gut" die Handlung weſentlich um die Darſtellung einer unwahren Ehe, die erſt künſtlich zu einem wirklichen Verhältniß durchgeſetzt wird, und um den Contraſt, in welchen die nachhaltige und die launenhafte, als ſolche der Selbſttäuſchung ausgeſetzte Neigung geſtellt ſind, womit wir in ein Gebiet eingeführt werden, das an pſychologiſchen Räthſeln beſonders reich iſt. Das Thema der Unveräußerlichkeit des Gefühls, welches ſeine Freiheit gegenüber der formellen Verpflichtung behauptet und aus ihr zurückgewinnt, des Gegenſatzes zwiſchen dem natürlichen und äußern Rechte, iſt demnach in „Ende gut, Alles gut" einſeitiger, aber tiefer gefaßt als im „Kaufmann," wobei zu beachten iſt, daß beide Stücke das äußere Recht und die formelle Verpflichtung in ihrem Rechte belaſſen, weil ſie nicht gebrochen oder aufgelöst, ſondern gegen ſich ſelbſt gewendet und angewendet, hiedurch aber zur Congruenz mit den Forderungen des natürlichen Rechts und mit der Wahrheit des Bedürfniſſes, der inneren Nöthigung gebracht werden.

In dieſer Beziehung iſt hervorzuheben, daß im „Kaufmann" vorzugsweiſe, wie die Gefahr der formellen Verpflichtung, ſo die Unbeſtimmtheit der ſcheinbaren Beſtimmtheit, die Dehnbarkeit der bloßen Form, in „Ende gut, Alles gut" aber zugleich die Beſtimmbarkeit des ſcheinbar freien, weil abſtrakt oppoſitionellen Gefühls aufgezeigt wird. Denn das wahre, weil zwingende Gefühl Helenas hat den äußerlich rechtlichen Anſpruch *für ſich* und überwindet ſchließlich die an ſich berechtigte, aber gehaltloſe Oppoſition des ſeine Willkür behauptenden Gefühls, die im Grunde nur die Oppoſition der Gefühlloſigkeit iſt.

Hiernach beſtimmt ſich auch der Unterſchied für die in beiden Stücken durchgeführte Darſtellung der weiblichen Ueberlegenheit. Portia tritt rettend ein, als der Witz der Männer am Ende iſt, und obgleich der Entſchluß zur rettenden That aus der Klarheit und Innigkeit ihres Gefühls hervorſpringt, ſo beruht doch das Gelingen derſelben auf ihrer Fähigkeit, ſich zu einer männlichen Rolle zu erheben, und insbeſondere auf der Ueberlegenheit eines ſich unbefangen erhaltenden feinen Verſtandes. Helenas Sieg dagegen iſt durch die Zähigkeit eines leidenſchaftlichen Gefühls und die Nachhaltigkeit des ſtetig auf Einen Zweck gerichteten Willens bedingt, und während dieſer Zweck als ein unweiblicher, ihre Energie als eine überweibliche bezeichnet werden dürfen, verläugnet ſie doch in der Form ihres Auftretens und Benehmens, in dem Ausdruck ihrer Leidenſchaft und in der Wahl ihrer Mittel niemals das Weib, wie denn die Liſt, die ſie anwenden muß, durchaus in dem Umkreiſe der weiblichen Intrigue bleibt. Damit aber iſt ſchon der Gegenſatz angedeutet, in welchem die Charaktere Portias und Helenas zu einander ſtehen, ein Gegenſatz, der die gleiche Ungewöhnlichkeit der Anlage und den gleichen Adel der Geſinnung zur Vorausſetzung hat, aber innerhalb dieſer Gleichheit ein entſchieden und allſeitig ausgeprägter iſt.

Der Inhalt der Fabel von „Ende gut, Alles gut" läßt ſich als die einfache Thatſache ausſprechen, daß ein liebendes Weib, das gewöhnliche und naturgemäße Verhältniß umkehrend, den Beſitz eines ſpröd widerſtrebenden Mannes erringt. Da wir nun mit Recht gewohnt ſind, das Werben des Weibes um den Mann — trotz dem, daß man es neuerdings als eine altgermaniſche Eigenthümlichkeit behaupten will — im Widerſpruch zu der weiblichen Sittlichkeit, d. h. zu dem Begriffe der Weiblichkeit zu ſehen, und da wir, wenn es uns entgegen tritt, eine Entartung des weiblichen Liebesbedürfniſſes entweder durch das Hinzutreten einer dieſem Bedürfniß an ſich fremdartigen Leidenſchaft, wie des Ehrgeizes und der Habſucht, oder durch eine einſeitige Entwicklung des eigentlichen Triebs vorausſetzen, ſo hatte der Dichter, der in ſeiner Heldin eine edle weibliche Natur darſtellen wollte, die ſchwierige Aufgabe, das unweibliche Handeln derſelben einerſeits zu motiviren, und zwar, ſollte die Löſung nicht eine oberflächliche ſeyn, nicht durch zufällige Umſtände, ſondern gerade durch die beſondere Tiefe einer allerdings abſonderlich entwickelten Weiblichkeit, andererſeits, was ſich aus einer *ſolchen* Motivirung von ſelbſt ergibt, den unweiblichen Charakter, den die Handlung an ſich hat, durch die Art der Ausführung, d. h. durch die weibliche Zartheit, welche ſich bei dieſer behauptet und offenbart, zu verdecken oder vielmehr aufzuheben. Wenn wir aber ſagen,

Digitized by Google

daß der Dichter dieſe Aufgabe wirklich gelöst hat, ſo iſt hiemit das Charakterbild Helenas in ſeinem allgemeinſten Umriß gegeben, und wir können zunächſt hervorheben, daß ihre Neigung, um als Motiv ihrer Handlungsweiſe gelten zu dürfen, d. h. um dieſe zu rechtfertigen, eine ihr innerſtes Weſen unwiderſtehlich ergreifende und auf einen Punkt concentrirende, ein wirkliches Leiden ſeyn muß.

Einer ſolchen Leidenſchaft iſt Portia, deren innerſtes Weſen trotz aller Lebhaftigkeit des Temperaments und trotz aller Beweglichkeit des Geiſtes eine ruhige Klarheit iſt, nicht fähig. Sie hegt die zärtliche Erinnerung, welche der ſchöne Venetianer in ihrem Gemüth hinterlaſſen hat, ohne daß die natürliche Heiterkeit deſſelben in quälender Sehnſucht aufginge, und ihre Liebe entfaltet ſich erſt dann, als ſich ihre geheime Hoffnung, der ſie ſich ohne ungeſtümes Verlangen in glücklichen Träumen hingab, erfüllt hat und Baſſanio als Werber auftritt. Man kann dieſes abwartende Verhalten, in welchem ſich die Hoffnung und die Reſignation zu einem „unſchädlichen" Vorgefühle der Liebe durchdringen, bis dieſe in der Leidenſchaft des Geliebten das Recht der freien Entwicklung erhält, das weiblich normale nennen, während eine ſich unmittelbar, ohne Anregung und Erwiederung, zur Leidenſchaft ſteigernde Liebe, wie es von Anfang an die Helenas zu Bertram iſt, bei den Frauen als eine Ausnahme gelten muß. Eine ſolche Ausnahme zu machen war Portia von Natur nicht angelegt, und die Lebensverhältniſſe, unter denen ſie aufwuchs, waren keineswegs geeignet, eine derartige Anlage, auch wenn ſie vorhanden geweſen wäre, auszubilden. Denn während ſie gewöhnt wurde, ſich dem Willen eines ſtrengen und achtbaren Vaters, den wir uns nothwendig als Sonderling denken müſſen, unbedingt zu fügen, konnte es ihr andererſeits bei dem Reichthum deſſelben nicht an mannigfacher Anregung und Befriedigung fehlen. Unter ſolchen Verhältniſſen entwickelte Portia, ihrer Naturanlage gemäß, jene zunächſt bewußtloſe und durch die Gewohnheit der Reſignation eingeengte Freiheit des Geiſtes, welche ihr mit der lebhaften Empfindung, die ſie beſaß, zu ſpielen erlaubte. Was aber die Anlage zu einſeitiger Leidenſchaft, wie ſie bei beſonders liebebedürftigen oder beſonders phantaſievollen Frauen vorhanden iſt, begünſtigt und hervortreibt, iſt entweder die einſeitige Verwöhnung durch die Leichtigkeit des Genuſſes, die frühzeitig ausgebildete Blaſirtheit, oder die einſeitige Abgeſchloſſenheit der Exiſtenz, das äußerlich bedingte Innenleben.

Wenn wir berückſichtigen, daß Helenas Vater ein berühmter, aber arm verharrender Gelehrter war, und annehmen, daß er die Erziehung der einzigen Tochter als einzige Erholung, aber ernſt behandelte, ſo erhalten wir das Bild einer in beſchränkten Verhältniſſen, in ſtiller und ernſter Umgebung verlebten, auf die Erfüllung einfacher Pflichten und geiſtige Beſchäftigung angewieſenen Jugend, durch welche bei Helenas urſprünglicher Eigenthümlichkeit einerſeits eine weltfremde, theoretiſch gebildete und pathetiſche Anſchauungsweiſe, andererſeits eine nach innen concentrirte, verſchloſſene und ſich ohne Entwicklung ſteigernde weibliche Bedürftigkeit bedingt waren, die zuſammen den verborgenen Hintergrund einer einfach anmuthigen, obgleich bedeutenden Erſcheinung, eines ſtillen, beſcheiden geſchäftigen, die geiſtige Bildung nur gelegentlich verrathenden Weſens abgeben, deſſen Anſpruchsloſigkeit dennoch eine gewiſſe Würde behauptet. Während alſo Portia zunächſt als die muthwillige, durch eine faſt geſuchte Natürlichkeit ihre Stellung verdeckende Herrin erſcheint, bietet Helena, die nach dem Tode ihres Vaters in ein dienſtliches Verhältniß eingetreten iſt, ein Bild deſſen, was wir das „Magdthum" im poetiſchen Sinne nennen können.

Dieſer Gegenſatz der Erſcheinung iſt an ſich ein Gegenſatz des Schönheitscharakters, der bei Portia in dem Reize einer graziöſen und beweglichen Geſtalt, und in der Verſchmelzung des Lieblichen und Kecken in den Geſichtszügen beſteht, während wir uns Helena „madonnenhaft," als eine ſchlanke, züchtig ausgeformte Geſtalt mit einem regelmäßigen, gleichfarbigen Geſicht und dunkeln, ernſt verlangenden Augen vorſtellen müſſen. — Daß ein ſolcher Schönheitscharakter den jungen, übermüthigen Bertram, auch abgeſehen von ſeinem Geburts- und Rangſtolze, kaum anziehen konnte, iſt leicht erklärlich, ſchwieriger aber, wie gerade er der Gegenſtand von Helenas Leidenſchaft werden mußte — ein Punkt, auf den wir weiterhin zurückkommen. Den Eindruck, den er auf Helena machte, vorausgeſetzt, werden wir zunächſt die durchaus innerliche, gewaltſam zuſammen gehaltene und gewaltſam fortſchreitende, in gewiſſem Sinne krankhafte Entwicklung ihrer Leidenſchaft nicht unmotivirt finden können. Die ganze Unbefriedigung einer vereinſamten Jugend, die unmerklich geſteigerte Bedürftigkeit eines im engſten Lebenskreiſe einſeitig auf die Welt des Gedankens gerichteten Gemüths müſſen ſich nothwendig in die einmal entſtandene Neigung hineinlegen, ſie zu plötzlicher Entwicklung treiben und eine Herrſchaft gewinnen laſſen, für welche die Gewohnheit eines reflektirenden Innenlebens keine Schranke, ſondern eine begünſtigende Hülle iſt. Helena vermag es nicht wie Portia, die Bedürftigkeit der weiblichen Natur und des weiblichen Gemüths im muthwilligen Spiele

Digitized by Google

der Phantaſie auflöſend zu beſchwichtigen: ihrem durchaus pathetiſchen Weſen fehlt nicht nur der mehr äußerliche, die Empfindungen ableitende, ſondern auch der tiefere Humor, in welchem ſich die hervortretende Leidenſchaft auflöst. Der gezwungene Scherz in der Scene mit dem frechen, prahleriſchen und geſucht witzigen Parolles zeigt nur, daß ſich Helena zum Scherzen kaum zu zwingen verſteht. Die Bildung, die ſie beſitzt, dient ihr nur dazu, ihr Gefühl für ſich ſelbſt zum Ausdruck zu bringen, ſie fühlt aber um ſo tiefer, weil ſie nicht zu fühlen *gelernt* hat. Die einzige Aufgabe, welche ſie ſich zunächſt ſtellt, iſt die, ihre Liebe zu verbergen, aber die Anſtrengung, die ſie hiezu bedarf, kann die Fieberhaftigkeit ihrer Leidenſchaft nur erhöhen, und dieſe iſt eine derartige, daß ihr, wie ſie klagt, das Bild des erſt vor ſechs Monden geſtorbenen Vaters aus der Erinnerung verſchwunden iſt. Ihr ganzes Sinnen und Denken iſt in dem ſchmerzlichen Genuſſe aufgegangen, ſich das Bild des Geliebten, das ihre Phantaſie mit übernatürlichen Reizen ausſtattet und in eine dem Verlangen unerreichbare Höhe rückt, ſtetig zu vergegenwärtigen. Eben deßhalb iſt es keine Lüge, wenn ſie ſelbſt ihre Liebe eine „keuſche“ nennt, da ſich die ſinnliche Glut derſelben fortgeſetzt in dem Pathos des Gemüthes aufhebt, um es zu ſteigern, und da ſie „in das Sieb der Hoffnungsloſigkeit den Strom ihrer Liebe ſchüttet, ohne Verluſt zu fühlen,“ alſo ihre Krankheit für unheilbar hält. Aber ſie iſt die würdige Tochter eines großen „Arztes,“ und der ihr angeborene, durch eine ſtrenge Bildung geförderte Willensernſt kann ſie nicht dem Schickſale verfallen laſſen, an einer hoffnungsloſen Liebe dahin zu ſiechen; ſie wünſcht, den Geliebten *verdienen* zu können, und ſchon mit dieſem Wunſch, der bei ihr kein beiläufiger, ſondern ein ernſt gemeinter, der naive Ausdruck ihrer erwachenden Energie iſt, erhebt ſie ſich über das Leiden der Hoffnungsloſigkeit, die paſſive Reſignation, ſo daß ſich an dem günſtig eintretenden Zufall ſofort der zweifelloſe Entſchluß geſtaltet.

So glücklich wie Portia den Rechtsgelehrten ſpielt Helena den Arzt, und offenbart in den Scenen mit dem König die hohe Naivität, die ruhige und tiefe Feſtigkeit ihres Willens, ohne einen Augenblick die Demuth und Zartheit des Weibes zu verläugnen, weil ihr in der That überweiblicher Ernſt nicht nur durch die männliche Bildung, die ſie erhalten hat, ſondern noch mehr durch die zuſammengedrängte Innerlichkeit ihres weiblichen Gefühls, durch eine faſt unnatürliche Jungfräulichkeit, die in ihrer Leidenſchaft zum Pathos wurde, bedingt iſt. Nichts kann rührender ſeyn als der Kampf der Schamhaftigkeit, der ſich in der künſtlichen Verzögerung ihrer „Wahl“ ausſpricht, die Zurücknahme dieſes Wortes, als ſie ſich endlich an Bertram wendet, und der einfache Ausdruck der Ergebenheit, als die harte Erwiederung des hochmüthigen Jünglings ihren geträumten Himmel einreißt. Sie kommt in dieſem Augenblick zum Bewußtſeyn, daß die Liebe nicht äußerlich verdient oder erkauft werden kann, und daß ſie Bertram gegenüber, weil ſie ſeinen Beſitz erzwingen wollte, im Unrecht iſt. Als der Wille des Königs dennoch die Ehe abſchließt, hält ſie es für ihre Pflicht, die Unweiblichkeit deſſen, was ſie gethan, durch die unbedingteſte Unterwerfung unter den Willen des Gatten zu ſühnen, und macht einen ſchüchternen Verſuch, ihn durch den Reiz der erſten Annäherung milder zu ſtimmen. Bertram ſtößt ſie kalt zurück, und der Brief, den er ihr nach ſeiner Flucht zuſchickt, ſcheint jede Hoffnung auf Glück auf immer bei ihr vernichten zu müſſen.

Sie entſchließt ſich in der That, zu reſigniren, aber in der Art ihrer Reſignation ſpricht ſich nicht eine Spur verletzten Stolzes, ſondern nur die Unwandelbarkeit und Unbedingtheit ihrer Liebe aus, und obgleich ſie durch ihre Entſagung das begangene Unrecht, die unweibliche Erhebung über die Weiblichkeit ſühnt, alſo eine ſittliche That vollbringt, ſo kann doch andererſeits *nur* ihr Schuldbewußtſeyn die Art ihrer Ergebung und Ergebenheit, die an Selbſtentwürdigung ſtreift, rechtfertigen. Denn das Recht der Selbſtaufopferung hat eine Grenze, jenſeits deren wir ſie nur noch als einen pathologiſchen Zuſtand, nicht mehr als eine Offenbarung der Perſönlichkeit empfinden und anerkennen können, und die nicht ſeltene Erſcheinung, daß ſehr begabte Frauen gerade in der ungewürdigten oder gemißbrauchten Liebe keine Grenze der Aufopferung finden, nimmt allerdings zunächſt unſer Mitleid in Anſpruch, läßt aber daſſelbe ſehr bald in ſittlichen Widerwillen übergehen.

Wenn nun Helena den Entſchluß der Entſagung, allerdings nachdem ſie den Ernſt deſſelben bewieſen hat, wieder aufgibt und, durch zufällige Umſtände veranlaßt, oder, wenn man will, begünſtigt, den andern faßt, die unmöglich zu erfüllenden Bedingungen, von denen Bertrams Brief in grauſamem Scherze die Wirklichkeit ihrer Ehe abhängig macht, dennoch zu erfüllen, alſo zum zweiten mal das „Recht“ an Bertrams „Beſitz“ zu gewinnen, ſo muß uns dieſe erneute Aufnahme der Handlung zwar inſofern befriedigen, als die einfache Reſignation ein unbefriedigender Abſchluß für die Charakterentwicklung Helenas ſeyn würde, aber andererſeits ſind wir berechtigt zu fragen, ob nicht dieſe erneute Aufnahme der Handlung eine Erneuerung der Schuld iſt, ein zweiter Verſuch, die Liebe in äußerlicher

Digitized by Google

Weiſe zu verdienen oder ſich einen formell rechtlichen Anſpruch auf dieſelbe zu erwerben, und ob es demnach, vom poetiſch ſittlichen Standpunkt betrachtet, motivirt iſt, daß der Dichter dieſen Verſuch gelingen läßt? Es handelt ſich mit andern Worten darum, ob wir nicht in der Energie, die Helena *jetzt* entwickelt und auf die geduldige Durchführung eines liſtigen Plans verwendet, eine Offenbarung der Charakterloſigkeit, und in dem wiederholten Unternehmen, ſich des Geliebten zu bemächtigen, eine bewußte, alſo moraliſche Schuld ſehen müſſen, während das erſte eine Schuld des Irrthums und inſofern eine *nur* tragiſche war. Denn daß Helena jetzt zur weiblichen Liſt ihre Zuflucht nimmt, während ſie zuerſt mit männlicher Entſchloſſenheit auftrat, kann ihre Handlungsweiſe für unſer ſittliches Gefühl nicht beſchönigen, muß ſie vielmehr, die innere Unberechtigung derſelben vorausgeſetzt, verhäßlichen, da gerade die weibliche Form der Liſt eines überwiegenden ſittlichen Motivs bedarf, um nicht eine äſthetiſche Verſtimmung hervorzubringen.

Die Berechtigung Helenas, aus der Reſignation des Schuldbewußtſeyns wieder herauszutreten, kann ferner auch nicht darin gefunden werden, daß Bertram die Bedingungen, unter denen er ihr angehören will, ſelbſt geſetzt hat, und daß ſie mit Glück und Verſtand das Unmögliche möglich macht. Denn daß Bertram in dem Netze einer ſcheinbar unverfänglichen Verbindlichkeit, die er mit ſeinem grauſamen Scherze eingeht, gefangen wird, daß ſich alſo, wie im „Kaufmann," die Gefährlichkeit der förmlichen Verpflichtung herausſtellt, und daß andererſeits die weltfremde Helena die Ueberlegenheit eines ſtetigen Willens und eines theoretiſch gebildeten Verſtandes über den männlichen und edelmänniſchen Uebermuth bewährt, kann uns nur eine negative Befriedigung gewähren, aber uns nicht zu der Ueberzeugung bringen, auf die es ankommt, daß Bertram durch einen ſolchen Sieg wirklich gewonnen wird.

Dennoch iſt es ſchon nicht belanglos, daß Bertram dießmal ſeine *Ehre* verpflichtet hat, eine Verpflichtung, die ſich weſentlich von dem äußeren Zwange unterſcheidet, und die durch den Umſtand, daß er die Affektation des Familienſtolzes durch die leichtſinnige Abgabe des Ringes bloßgelegt hat, nur erhöht werden kann. Eben ſo dient die von ihm bewieſene Launenhaftigkeit der Leidenſchaft, die, durch den Widerſtand zum Aeußerſten geſteigert, nach der Befriedigung erliſcht, um ihm die Nachhaltigkeit von Helenas Liebe um ſo entſchiedener zum Bewußtſeyn zu bringen, und ihn insbeſondere zu überzeugen, daß dieſelbe keineswegs in dem Widerſtande, den *er* ihr geleiſtet hat, ſondern in der Wahrheit der Neigung begründet iſt, und daß er andererſeits kein Recht hat, ſeine Abneigung durch das „unweibliche Werben" Helenas zu motiviren. Denn wenn der ſpröde Widerſtand nur vorübergehend reizt, ſo kann das umgekehrte Verhalten, inſofern es irgend einer Nothwendigkeit entſpringt, keinen Grund zu einer dauernden Abneigung abgeben.

Ferner aber iſt zu berückſichtigen, daß Helena, ohne daß dieß zum Gelingen ihrer Liſt durchaus nothwendig war, ſich als todt ankündigen ließ, und dadurch Bertram zu einer Rückerinnerung an ſie nöthigte, die das Eigene hat, daß ſie das Bild des Geſchiedenen in ein helleres Licht ſtellt, eine Wirkung, die Helena, wie aus ihren Aeußerungen hervorgeht, ausdrücklich bezweckte, und die bei Bertram nicht ausblieb.

Hiernach fehlte es dem Plane Helenas keineswegs an einer tieferen Anlage, d. h. er war darauf gerichtet und dazu geeignet, das innere Widerſtreben Bertrams, und zwar zunächſt alle Vorwände deſſelben zu überwinden, wenn wir auch nicht annehmen dürfen, daß die einzelnen Wirkungsmomente des Planes in Helenas, und die entſprechenden Wirkungen mit voller Klarheit in Bertrams Bewußtſeyn traten. Das entſcheidende, weil am tiefſten greifende Moment des wirklichen Gelingens aber, das wir als ſolches nicht unberückſichtigt laſſen, obgleich ſeiner Natur nach nur andeuten dürfen, lag darin, daß Helena Bertrams Weib geworden, wenn ihm auch zunächſt unbewußt, daß dadurch die Scheidewand zwiſchen ihnen gefallen, und die Unſinnlichkeit Helenas für Bertrams Phantaſie, die den wahren, obgleich verborgenſten Grund ſeiner Abneigung abgegeben hatte, aufgehoben war. Denn eine Erſcheinung wie die Helenas, deren ſinnliche Gluth in ſtiller Begeiſterung aufging, bei welcher die *natürliche* weibliche Koketterie, wie ſie nicht nur die Beweglichkeit beſtimmt, ſondern im eigentlichen Sinne plaſtiſch wirkt, durchaus unentwickelt geblieben war, mit deren zwar nicht ungraziöſer, aber entſchieden ſpröder Haltung der aus dem Blick ſprechende Fanatismus der Liebe unvermittelt contraſtirte, wie ihre Demuth die innere Hoheit nicht verbarg, ſondern offenbarte, mußte auf den eben ſo begehrlichen wie hochfahrenden Jüngling, ſobald ſie zu ihm in eine unvermeidliche Beziehung trat, einen faſt unheimlichen Eindruck machen.

Wenn hienach die Unempfindlichkeit, ja der Widerwille Bertrams gegen die Schönheit Helenas erklärlich iſt, ohne daß wir dieſe Thatſache aus ſeiner Empörung gegen den äußeren Zwang, zu der er allerdings an ſich berechtigt war, abzuleiten brauchen oder ableiten dürfen, ſo fordert es andererſeits eine Erklärung, wie es möglich war, daß Helenas Liebe ſich an Bertram heften konnte, und wir dürfen dieſe Frage um ſo

Digitized by Google

weniger umgehen, als der Dichter alles mögliche zu thun ſcheint, um Bertram einer ſo tiefen Liebe, wie die Helenas iſt, unwürdig erſcheinen zu laſſen. Außer den Vorzügen jugendlicher Schönheit und ritterlicher Tapferkeit, die er ihm beilegt, ſtattet er ihn mit aller der Untugend, oder ſagen wir lieber gleich Ungezogenheit, aus, die ſich mit beiden Eigenſchaften verträgt und ihren Werth für das männliche Urtheil aufhebt. Ich kenne dich ſchon! ſagt der alte Lafeu, als Helena ſchamhaft ihre Wahl verzögert, und meint damit Bertrams hochmüthige Sinnesart, die allerdings mit einem feurigen Temperamente verbunden, aber keineswegs Charakterfeſtigkeit iſt oder bedeutet, und kein anderes Pathos hat, als das äußerliche der Geburt und des Ranges. Die an ſich berechtigte Weigerung, ſich „zur Ehe befehlen“ zu laſſen, weiß er nicht anders zu motiviren, als dadurch, daß Helena eines armen Arztes Tochter iſt, hält ſie aber der drohenden königlichen Ungnade gegenüber nicht aufrecht, und rächt ſich an dem Weibe durch ein Benehmen und Verfahren, welche ſeiner Mutter, die ihn liebt, aber kennt, die unwillige Aeußerung abnöthigt, daß zwanzig ſolcher „rüden Jungen“ nicht zu gut ſeyen, dem Gemahle Helenas zu dienen und ſie Herrin zu nennen. Die Unreife ſeines Urtheils beweiſt er durch das Vertrauen, das er in den nichtswürdigen Parolles ſetzt, der, im Allgemeinen leicht zu durchſchauen und deßhalb unſchädlich, auf ihn einen ſchädlichen Einfluß übt, und die erſte Beſchämung, die er erfährt, iſt die ausdrücklich veranſtaltete Entlarvung dieſes geckenhaften, feigen und ehrloſen Prahlhanſen, deſſen Gönner und Protektor er geweſen war. Seine ſinnliche Leidenſchaft weiß er ſo wenig zu beherrſchen, daß er kein Verſprechen und kein Opfer, ſelbſt nicht den Bruch der Ehrenhaftigkeit, der für ihn in der Auslieferung eines Familienerbſtückes liegt, ſcheut, um zu einer Befriedigung zu gelangen, die nach ſeiner Abſicht nur eine vorübergehende ſeyn ſoll. Nach ſeiner Rückkehr benimmt er ſich auffallend fügſam gegen den König, indem er die ihm angebotene Tochter Lafeu's ſchon früher geliebt zu haben verſichert, ohne daß uns dieſe Verſicherung glaublich erſcheinen kann, dagegen höchſt unedel gegen Diana, die er frech verläumdet, und die Miſchung von ungeſchickter Lüge und ungeſchicktem Trotz, mit der er ſeine Beſchämung zu verdecken ſucht, bringt den ehrlichen Lafeu zu der Aeußerung: „Ich will mir einen Schwiegerſohn auf dem Jahrmarkt kaufen, dieſen mag ich nicht.“

Wäre Bertram nicht in eine ſo innige Beziehung zu Helena geſetzt, ſo könnten wir uns begnügen zu ſagen, daß es dem Dichter trefflich gelungen ſey, in ihm die Charakter- und Haltloſigkeit des vornehm knabenhaften Hochmuths, die Inhaltloſigkeit des üppigen Dünkels, der die äußerlich gefaßte Ehrenhaftigkeit zu ſeinem Pathos macht, die Unwahrheit dieſes Pathos, das für die Ausartung der Frivolität in wirkliche Ehrloſigkeit keine Schranke iſt, mit Einem Wort, die unreife, ſich überhebende und übertreibende Junkerhaftigkeit darzuſtellen, und daß die Mitgift „perſönlichen“ Muthes und auffallender Schönheit, die Bertram beſitzt, nur dazu diene, dieſer Darſtellung das Nebenintereſſe eines gewiſſen Bedauerns zu geben und ſie dadurch zu heben. Weil aber die Beziehung zu Helena gegeben, weil Bertram der Gegenſtand einer wunderbar conſequenten Neigung iſt, ſo haben wir zu fragen, ob dieſe Neigung einfach als die Verirrung eines edeln und begabten Weſens betrachtet werden kann und muß.

Dieſe Frage iſt zu verneinen, weil eine ſolche Verirrung nur ein Gegenſtand der tragiſchen Darſtellung ſeyn kann, aber dieß nur dadurch wird, daß die „Heldin“ — und auch der „Held“ — mit der Erkenntniß und Anerkennung des verhängnißvollen Irrthums oder der verhängnißvollen Schwäche zu Grunde geht. Dennoch hat die Liebe Helenas zu Bertram allerdings einen „pathologiſchen Charakter,“ weil ihr weibliches Bedürfniß ein abnorm entwickeltes, oder vielmehr nicht zu der normalen Entfaltung gelangtes, aber intenſiv erhöhtes iſt. Daß ihre Neigung ſich auf Bertram richtet, wird durch äußere Umſtände, die wir nicht weiter auseinander zu ſetzen brauchen, begünſtigt; aber dieſer iſt auch in der That die „Geſtalt,“ die ihrem Bedürfniß entſpricht, weil er in ſeiner jugendlichen Friſche, deren blühender Reiz den Ausdruck eines kecken, weltluſtigen und unternehmenden Weſens umgibt, gewiſſermaßen das, was *ihrer* Weiblichkeit abgeht, und zugleich den entſchiedenſten Gegenſatz zu *derjenigen* Männlichkeit verkörpert, welche ihre Jugend beherrſcht, ihr früheres Gemüthsleben erfüllt und unbefriedigt gelaſſen hat — zu der Geſtalt ihres Vaters, die ſie durch Bertram aus ihrer Erinnerung verdrängt fühlt. Die energiſche Beſtimmtheit der Rede und des Auftretens, die dieſer affektirt und die ihn gereifter erſcheinen läßt, als er iſt, kann den Reiz ſeiner jugendlichen Blüthe in Helenas Augen nur erhöhen, und daß ihre Phantaſie das einmal ergriffene Bild „vergöttert,“ liegt in der Natur der Liebe überhaupt und in dem Charakter der ihrigen insbeſondere. Daß ihr nun Bertram eine „fertige Geſtalt“ iſt, der ſie eine ausgeprägte ideale Innerlichkeit leiht, und daß ſie den „Himmel ſeines Beſitzes“ durch ein verdienſtliches äußeres *Werk* erwerben will, weil ſie in der religiöſen Unſchuld ihrer Liebe nicht daran denkt, daß das Weib das Verlangen des Mannes reizen muß, und daß der Wille unendlicher Hingabe auf den

Digitized by Google

Widerwillen der Verachtung ſtoßen kann, iſt ein zweifacher Irrthum, den ſie hart zu büßen hat.

Soll aber die Leidensgeſchichte ihrer Liebe in der That zu einem „guten Ende“ geführt werden, ſo darf ſie darin, daß ſie es für möglich hält, die Abneigung Bertrams zu überwinden und in eine wirkliche Neigung zu verwandeln, nicht irren, und damit iſt zugleich ausgeſprochen, daß auch ihre irrige Vorſtellung von Bertrams Charakter keine abſolut falſche ſeyn darf. In der erſteren Beziehung haben wir gefunden, daß ihr Plan mit inſtinktiv feiner und tiefer Berechnung angelegt war; wir müſſen aber hinzufügen, daß, da die Neigung überhaupt beſtimmbar, alſo erwerbbar iſt, dieſe Möglichkeit durch die ausdrückliche Oppoſition der Abneigung nicht ausgeſchloſſen wird, ſondern gerade in ihr gegeben ſeyn kann, und daß dieß hier in der That der Fall iſt. Helena entſpricht dem höheren, noch unentwickelten Bedürfniß Bertrams, wie er ſelbſt dem Helenas. Wenn ſich ſeine Sinnlichkeit gegen den unvermittelten Gegenſatz der Leidenſchaft und Kälte in Helenas Erſcheinung, der in der That der Auflöſung bedarf und ſie weiterhin findet, ſträubt, ſo ſpricht ſich eben hierin das Bedürfniß für ſein beſſeres Selbſt aus, in dem Weibe ſeiner Liebe die ſinnliche Gluth mit der reinſten und tiefſten Gemüthskraft verſchmolzen zu finden, und wenn ſich ſein Hochmuth gegen die Hoheit auflehnt, die aus der Demuth Helenas hervor leuchtet, ſo iſt dieſe Oppoſition darin begründet, daß er den Seelenadel des einfachen Weibes widerwillig empfindet. Inſofern alſo die Unreife Bertrams nicht eine ein für allemal gegebene, ſein falſches und äußerliches Pathos der Auflöſung, die edleren Elemente ſeiner Perſönlichkeit der Geſtaltung fähig ſind, iſt Helena das Weib, deſſen er zu ſeiner Erhebung und Läuterung bedarf.

Der Dichter ſcheint ſich aber zu begnügen, die Willensſtetigkeit des demüthigen Weibes zu der Haltloſigkeit des hochfahrenden Mannes, das durch ſeine Wahrheit berechtigte Pathos der Liebe zu dem falſchen der äußerlichen Ehrenhaftigkeit in den ſchärfſten Contraſt zu ſtellen, weil von dem Standpunkte der Lebensbetrachtung, den er überhaupt einnimmt und demnach vorausſetzt, die Entwicklung des männlichen Charakters aus dem Widerſpruch, in dem er mit ſich ſelbſt liegt, eine ſelbſtverſtändliche Nothwendigkeit iſt, und die jugendliche Verirrung, Ueberhebung und Ausſchweifung, inſofern durch ſie die Mäßigung des Triebs und die Welt- und Selbſterkenntniß erkauft wird, der ſchließlichen Charaktergeſtaltung dienen. Unter der Vorausſetzung dieſes Standpunktes — deſſen weitere Bedeutung hier nicht entwickelt werden kann — hat der Dichter in der That für die „Rechtfertigung“ von Helenas Liebe genug gethan, wenn er uns überzeugt, daß Bertrams Charakter nicht nur „adelig,“ ſondern auch von edler Anlage iſt, und daß er in der Liebe zu Helena, weil er derſelben fähig iſt, zu ſich ſelbſt kommen wird. Auch Helena erfährt im Verlauf der Handlung eine äußere und innere Umwandlung, welche dem Fortſchritte, den Portias Charakterentwicklung zeigt, gerade entgegengeſetzt iſt; beide Frauen aber ſollen die weibliche Ueberlegenheit zur Darſtellung bringen, und es iſt daher „in der Ordnung,“ wenn Helena in dem ehelichen Verhältniß, das ſie doppelt, äußerlich und innerlich verwirklicht, trotz ihrer Hingebung und Demuth die vorherrſchende Stellung und die pädagogiſche Rolle hat und behält.

Heinrich Deinhardt.

Florentiniſche Bilder.

(Schluß.)

Fragt man die Florentiner — und ich kann ſagen, die Italiener überhaupt — nach der Urſache des vollſtändigen Mangels an öffentlichen Vergnügungsorten, ſo antworten ſie mit einer Philippica gegen die Deutſchen, die überall ſofort an's Eſſen und Trinken dächten. Iſt dieſer Vorwurf vielleicht nicht ganz ungegründet, ſo könnten wir ihnen doch mit einem andern und vielleicht ſchwerer wiegenden antworten. Der Italiener, und insbeſondere der Florentiner hat weder Sinn für einen ruhigen und heitern Austauſch von Gedanken und Gefühlen, für eine gemüthliche Geſelligkeit im höheren Sinne, noch für Naturgenuß. Deßhalb hält er ſich im Innern der Stadt an öffentliche Vergnügungen, an Theater, Schauſpiele aller Art, Concerte, Bälle u. ſ. w.

Digitized by Google

oder beſucht ſeine lärmenden, ſchmutzigen, langweiligen Kaffeehäuſer; deßhalb fühlt er auch bei ſeinen Ausflügen in's Freie nicht das Bedürfniß eines geſelligen Verkehrs, zu dem die materiellen Genüſſe das Bindemittel und die Gelegenheit liefern. Ausflüge aber um des bloßen Naturgenuſſes willen gehören für die Florentiner zu den größten Seltenheiten. Man geht ſpazieren, theils aus diätetiſchen Rückſichten, theils weil es die Mode ſo will, auch aus Langeweile oder andern Gründen, die alle mit der Naturſchönheit des Ortes gleich wenig zu thun haben. Der beſte Beweis liegt darin, daß die herrlichen Spaziergänge und Ausſichtspunkte, an denen die Umgegend von Florenz ſo reich iſt, faſt ausſchließlich nur von Fremden beſucht werden. Man geht Tag für Tag in die Caſcine, höchſtens einmal in den Garten Boboli (in der Stadt hinter dem Palaſt Pitti), den jedoch die Gouvernanten und Bonnen mit ihren Pflegbefohlenen ziemlich monopoliſirt haben, oder nach dem kahlen und öden „Parterre“ vor der Porta San Gallo.

Der Verfaſſer führte einſt einen ihm befreundeten Florentiner in den mittleren Jahren, der doch verhältnißmäßig weit mehr Sinn für dergleichen zeigte als die große Maſſe ſeiner Landsleute, nach Monte Oliveto, dem Hügel mit dem Kapuzinerkloſter, von dem aus man eine der prachtvollſten Ausſichten über die Stadt, das Thal und die Gebirge genießt. Der Hügel liegt unmittelbar über der Stadt, der Weg dahin iſt ohne alle Beſchwerde und ſo hübſch wie irgend einer der Umgegend; dennoch war mein Freund noch nie dort oben geweſen und hatte kaum je von dieſem Spaziergang gehört. Die Florentiner leben eben nach einer Schablone, einer wie der andere; es iſt unglaublich, wie wenig Originalität und Individualität in ihrer Lebensweiſe und ihren Sitten hervortritt, und welche Anſtrengungen es ihnen koſtet, nur ein weniges aus dem gewohnten Geleiſe herauszutreten. Deßhalb iſt auch hier das geſellſchaftliche Leben im Allgemeinen ſo außerordentlich einförmig, und Frau von Staël hat vollkommen Recht, wenn ſie ſagt: »La vie qu'on mène à Florence, est singulièrement monotone: on va se promener tous les après-midi sur les bords de l'Arno, et le soir l'on se demande les uns aux autres si l'on y a été.«

Der Abend dunkelt herein; eine Equipage nach der andern rollt an uns vorüber, der Stadt zu, die Töne der Muſik ſind verſtummt. Von Lung' Arno leuchtet die lange Reihe der Gaslampen. Alles drängt nach dem Centrum der Stadt zu; die großen Kaffeehäuſer füllen ſich mit einem von Minute zu Minute wachſenden Publikum, vor der eleganten Conditorei Caſtelmur in Via Calzajuoli hält, wenigſtens im Sommer, eine Reihe glänzender Carroſſen, deren Inhaber eine gewaltige Menge vielfarbigen Fruchteiſes, im Wagen ſitzend, verzehren. Ueberall herrſcht ein luſtiges und bewegtes Leben, bis zwiſchen acht und neun Uhr Abends die verſchiedenen Theater ihre Vorſtellungen eröffnen und bald nachher die Abendgeſellſchaften ihren Anfang nehmen. Die Kaffeehäuſer und Straßen leeren ſich allmählig; was jetzt noch in den letzteren umherſchweift und im Schatten der Paläſte und Kirchen den vorübergehenden, leicht erkannten Fremden erwartet, verträgt ſelten eine nähere Prüfung und meidet gewöhnlich ängſtlich die Nähe der lichtausſtrahlenden Gasröhren.

Des langen Umhertreibens müde, verlaſſe ich die gasbeleuchtete innere Stadt und trete in die Straßen des Viertels von San Lorenzo, wo die ſparſamen qualmenden Oellampen wie rothe Sterne durch die rings herrſchende Dunkelheit flimmern. Da erhellt plötzlich ein rother Schein die nächſte Straßenecke; der näſelnde unharmoniſche Geſang einer frommen Bruderſchaft verkündet, daß ſie die ſterblichen Ueberreſte eines Mitbruders zur Ruhe geleitet. Der Zug kommt an mir vorüber; der offene Sarg wird von acht in weiße Kutten gehüllten Männern getragen, während eine gleiche oder größere Anzahl eben ſo Gekleideter zum Theil mit brennenden Fackeln ſingend folgt. Unmittelbar hinter dem Sarg geht ein Prieſter. Das Ganze geht im Geſchwindſchritt vorwärts; aus den Bewegungen und Geberden aller Betheiligten ſpricht eine emporende Gleichgültigkeit oder Rohheit. Iſt es ein Vornehmer, ſo iſt der Sarg gewöhnlich verſchloſſen, die Decke deſſelben verziert und zur Seite gehen einige Bediente in Livrée, mit Wachsfackeln in den Händen. Die Leiche wird dann meiſt nach einer Kirche gebracht, um dort ausgeſtellt zu werden, während die Prieſter die Seelenmeſſen leſen und die Freunde und Verwandten Paternoſter und Ave Maria für das Heil des Verſtorbenen beten. Die ſterblichen Ueberreſte der Armen aber werden nach dem Leichenhauſe von Santa Caterina, unweit des Platzes Maria Antonia, gebracht, um von hier in der Stille der Nacht auf einem Karren nach Trespiano gefahren zu werden. Es liegt in der Art der Todtenbeſtattung in Florenz etwas unbeſchreiblich Rohes und unſere Gefühle Verletzendes. Iſt es ſchon für uns ein ſchrecklicher Gedanke, daß in der Todesſtunde regelmäßig alle zunächſt Betheiligten den ſterbenden Freund, Bruder, Vater oder Gemahl Fremden überlaſſen und das Sterbezimmer nicht eher wieder betreten, bis die Beerdigung vorüber iſt, ſo iſt der allein von bezahlten Lohndienern ohne alle Theilnahme der Verwandten oder Freunde in unanſtändiger Eile beſorgte

Transport der Leiche faſt noch verletzender. Im Leichenhauſe ſelbſt werden die Körper auf Stroh gelegt und gegen Mitternacht nackt auf einen Karren geladen, um auf dem ungeheuren, drei Miglien von Florenz entfernten Todtenhofe von Trespiano ohne Sarg wie ohne Sang und Klang eingeſcharrt zu werden. Mehr als Einmal bin ich dieſem Karren begegnet, wie er, von Einem Pferde gezogen, von einem ſchlaftrunkenen Kutſcher geführt, im Trabe durch die nachtſtillen Straßen rumpelte, während die Vorübergehenden ihm ein Kreuz ſchlagend ausweichen wie zur Peſtzeit.

In den früheſten Zeiten waren die Begräbniſſe außerhalb der Stadt, wurden jedoch durch die Vergrößerung der letzteren, wie die von Santa Felicita und San Giovanni, in den Umkreis der Mauern mitaufgenommen. Erſt vom neunten Jahrhundert an begann die unglückliche Sitte des Begrabens in den Kirchen herrſchend zu werden; nur in den Baſiliken blieb es verboten, ſo daß es eines Senatsbeſchluſſes bedurfte, damit der „Vater des Vaterlandes," der ältere Cosmus, ein Grab unter den Hallen von San Lorenzo erhielt. Inzwiſchen begann die Ueberfüllung der Kirchen mit Leichen in Miasmen und Seuchen ihre Früchte zu tragen, ſo daß endlich 1784 ein Geſetz erſchien, das alle Leichname auf den neuen Gottesacker von Trespiano verwies. Doch geſtattete Ferdinand III. den Privaten ſich einen Platz in einem Kloſter außerhalb der Stadt zu kaufen, und bald fingen auch die Mönche der innerhalb der Mauern gelegenen Klöſter wieder an mit dem Verkauf von Begräbnißplätzen auf ihren Friedhöfen und in ihren Kreuzgängen einen lucrativen Handel zu treiben, ſo daß jetzt nur noch die Armen auf das große Leichenfeld von Trespiano wandern.

Zum letzten mal beleben ſich die Straßen, wenn, meiſt zwiſchen eilf und zwölf Uhr, die Vorſtellungen der Theater geſchloſſen werden. Nochmals füllen ſich die Kaffeehäuſer; denn der Florentiner liebt es, am ſpäten Abend noch eine Taſſe Caffé-latte, d. h. ein Getränk aus ¾ Milch und ¼ Kaffee beſtehend, zu ſich zu nehmen. Erſt jetzt beginnen einige der faſhionabelſten Geſellſchaften. In warmen Sommernächten ſchwärmt der Domplatz um Mitternacht von Kühlung ſuchenden Spaziergängern, während ſich die zahlreichen grünen Bänke vor dem Kaffeehauſe des Bottegone zum letzten mal füllen. Aber mit der erſten Morgenſtunde iſt alles ſtill. Nur lichtſcheues Volk treibt noch in den verödeten Straßen ſein Weſen, dem der Heimkehrende ſorgfältig ausweicht, wenn es auch zum Theil wohlthätigen Zwecken, wie der Reinigung und Bewachung der Stadt dienen mag.

Santiſſima Annunziata.

Von dem Marcusplatz führt die kurze Via della Sapienza, die Weisheitsſtraße, dem großherzoglichen Marſtall vorüber auf einen der ſchönſten, wenn auch keineswegs der größten Plätze von Florenz. Er bildet ein regelmäßiges Quadrat und iſt mit zwei bronzenen Brunnen und einer ſchönen Reiterſtatue des Großherzogs Ferdinand I. von Giambologna geſchmückt. Hohe Treppen führen zu den Säulenhallen, welche, ein beliebter Spaziergang der Umwohner bei Regenwetter, das obere Stockwerk der Gebäude an der Oſt- und Weſtſeite des Platzes tragen. Eine ganze Reihe prächtiger Kinderfiguren, Reliefbilder von glaſirtem Thon in Luca della Robbias bekannter Manier, ſchmückt die Front des einen derſelben, des Findelhauſes oder Spitals des Unſchuldigen (Spedale degli Innocenti), wie es der Florentiner in ſeiner poetiſchen Sprache nennt. Nördlich ſchließt die ſchöne Façade der Kirche der Santiſſima Annunziata, mit der Inſchrift: Alexander et Robertus Pucciі reginae coeli, auf dem Frieſe der ebenfalls auf Säulen ruhenden Vorhalle, den Platz, während ſich ſüdlich die ſchnurgerade Via de' Servi öffnet, an deren fernem Ende die bunten Marmorwände der Kathedrale die Perſpektive ſchließen.

An Sonn- und Feſttagen wird der Platz nicht leer von Kirchgängern, denn die St. Annunziata iſt bei weitem die beliebteſte und zumal die faſhionabelſte Kirche der Stadt. Die Equipagen des hohen Adels halten oft die ganze Front beſetzt, während ihre Inhaber und zumal ihre ſchönen Inhaberinnen vor den Beichtſtühlen und an den Altären der Kirche knieen. Auch der Hof kommt mehrmals im Jahr, um hier ſeine Andacht zu verrichten. Ja, an einem Sonntage zu Anfang des Mai kann man einen großen Theil der Bevölkerung des umliegenden platten Landes hier feſtlich verſammelt ſehen. Proceſſionen kommen zum Theil ſtundenweit her, der Himmelskönigin ihr Frühlingsopfer zu bringen. Faſt die ganze Gemeinde nimmt Theil. Die Mädchen eröffnen den Zug, die jüngſten voran, alle in weißen Kleidern und mit dem oft fein geſtickten und mit ſilbernen Nadeln an dem kohlſchwarzen Haar befeſtigten Blondenſchleier geſchmückt. Ihnen folgen die Frauen, meiſt in dunkleren, nicht ſelten ſeidenen Kleidern. Den Mittelpunkt bildet ein kleines Kind, das in weißem luftigem Gewande, mit vergoldeten Flügeln, einen Engel darſtellend, auf einem Eſel reitet, der zugleich das Fäßchen friſch gepreßten Olivenöls und andere Gaben trägt, die der heiligen Jungfrau dargebracht werden, damit ſie auch heuer wieder ihre Fürbitte für eine geſegnete Ernte einlege. Die Männer, wieder von den Knaben beginnend,

Digitized by Google

meiſt zu in Kutten und Kapuzen verhüllten Bruderſchaften vereint, ſchließen den Zug unter wenig harmoniſchem Geſang.

Den Glanzpunkt aber für die St. Annunziata bildet die Mitternachtsmeſſe des Chriſtfeſtes. Ein dichtes Gedränge durchwogt die hohen, trotz des Meeres flammender Kerzen nur dämmerig erhellten, von Weihrauchwolken erfüllten Räume des Tempels. Ein trefflich eingeübter Chor männlicher und weiblicher Stimmen ertönt aus den obern Gallerien, mit den Tönen der Orgel und eines ebenfalls verborgenen Muſikcorps, in der tiefen Stille der Mitternacht und bei der geheimnißvollen Beleuchtung nicht ohne große und erhebende Wirkung, zumal wenn um die zwölfte Stunde plötzlich nach langer Erwartung die Jubeltöne erſchallen, welche die Geburt des Heilandes verkünden. Aber in dem Dunkel der zahlreichen Kapellen, die durch geöffnete Thüren mit einander in Verbindung ſtehend, rechts und links das Hauptſchiff einfaſſen, ſollen inzwiſchen oft ſeltſame Dinge vorgehen, die mit der Heiligkeit des Orts und der Stunde nicht allzuſehr harmoniren. Nicht genug, daß die Taſchendiebe dort mit Erfolg ihrem Metier nachgehen, auch Herzen werden dort geſtohlen; zu zahlreichen Rendezvous bietet ſich die Gelegenheit und mehr als Eine Verlobung ſoll hier ohne Beiſeyn und Vorwiſſen der Eltern ſtattgefunden haben. Das iſt nun freilich in ganz Italien nichts Ungewöhnliches. Die junge Damenwelt lebt unter ſo ſtrenger, faſt klöſterlicher Ueberwachung von Seiten der Eltern, ſie hat ſo wenig Gelegenheit ſich öffentlich zu zeigen oder nur ein Wort zu reden oder zu hören, das nicht auch das aufmerkſame Ohr einer Mutter oder Gouvernante vernähme, daß die Kirche, der einzige Ort, zu dem man ſie allein gehen läßt, deßhalb oft genug zu fremden Zwecken mißbraucht wird. Wer die Zeichen- und zumal die Fächerſprache verſteht und ſich auf das Beobachten verlegen will, der kann zwiſchen den knieenden Schönen und ihren in der Nähe poſtirten Verehrern häufig genug einen Wechſel telegraphiſcher Depeſchen beobachten, die mit den religiöſen Uebungen, in die vertieft zu ſeyn ſie ſich den Anſchein geben, ſchwerlich im engſten Zuſammenhang ſteht. Am ſchlimmſten iſt es zur Zeit der ſogenannten Novena, der neuntägigen kirchlichen Vorbereitung zum Weihnachtsfeſt, einem Gottesdienſt, der vom 15. zum 23. December täglich in der Abenddämmerung ſtattfindet und zumal von jungen Leuten beiderlei Geſchlechts in großen Schaaren beſucht wird. Das weltliche Treiben herrſcht dabei dermaßen unverblümt vor, daß der Florentiner Volkswitz dieſe Zeit den piccolo carnavale, den kleinen Faſching, genannt hat.

Das Innere der Kirche von St. Annunziata iſt mehr reich als geſchmackvoll dekorirt; doch fehlt es nicht an Werken der bildenden Kunſt von bedeutendem Intereſſe, unter denen Andrea del Sartos berühmte Fresken in der Vorhalle den erſten Rang einnehmen. Ein Bild aber iſt es vor allen, das durch ſeine wunderbare Entſtehung nicht minder als durch ſeine wunderthätigen Wirkungen berühmt, die hülfsbedürftigen Gläubigen in die Kirche lockt, und deſſen Umgebung nie leer wird von Flehenden, die rings um das vergoldete Gitter der Kapelle knieen, welche ihm als Schrein dient. Es iſt eine Verkündigung, dem Anſchein nach aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, nicht ohne Talent al fresco gemalt, wenn auch durchaus kein Meiſterwerk erſten Ranges. Einſt, ſo erzählt die Sage, war der Maler, nach mannigfachen Verſuchen an dem Gelingen ſeines Werkes verzweifelnd, über demſelben eingeſchlafen. Als er wieder erwachte, ſiehe, da war das Bild vollendet von Meiſterhand, ſo daß er ſelbſt anbetend davor niederfiel. Ein Engel, den die Gottesmutter ſelbſt geſendet, hatte es mit unſterblichem Pinſel geſchaffen. Von nah und fern ſtrömten alsbald die Gläubigen hinzu, das Bild anzubeten, das ſeine himmliſche Herkunft durch tauſend Wunderthaten bekräftigte. Das Servitenkloſter, dem die Kirche gehört, wurde durch die von allen Seiten her fließenden Spenden immer reicher und angeſehener, ſo daß die Mönche endlich beſchloſſen, in dankbarer Verehrung für ihr größtes Heiligthum, daſſelbe am Tage des Geburtsfeſtes der Madonna, am 8. September 1852, feierlich mit einer reichen goldenen Krone zu ſchmücken.

Schon ſeit Wochen waren großartige Vorbereitungen zu dem Feſte getroffen. Mehrere der höchſten Würdenträger der Kirche hatten ihre Theilnahme verheißen; man ſprach ſelbſt davon, daß Pius IX. von Rom dazu herkommen würde. Am Tage vor der Krönung drängten ſich dichte Maſſen von Bürgern und Landleuten durch die nahen Straßen, um das Bild und die prachtvoll geſchmückte Kirche zu ſehen. Leicht unterſchied man die zahlreichen Provinzbewohner an ihren ſchwerfällig aufgedonnerten Anzügen, ihrem Arm in Arm gehen, ihren verwunderten Blicken und lauten Exclamationen. Zwiſchen den eleganten Sommertoiletten der Reſidenzbewohner erſchienen die radförmigen winkenden Strohhüte und die vielfach den braunen Hals umgebenden Perlenſchnüre der Contadine neben den ſchwarzen Sammtjacken und rothen Tuchweſten der Bauern. Innerhalb wie außerhalb der Kirche überwog das ſchöne Geſchlecht bedeutend.

Die Vorhalle des Tempels war mit rothen Behängen geſchmückt und die entſtellenden Glaswände vor

Digitized by Google

Andrea del Sarto's Fresken entfernt. Das Innere war mit verschwenderischer Pracht decorirt. Draperien in Gestalt von Festons von schwerem rothem Sammt mit breiten goldenen Säumen und Streifen, wechselnd mit schimmerndem Silber- und Goldbrocat, schwangen sich leicht und geschmackvoll von Säule zu Säule, die Eingänge der Kapellen bezeichnend. Zwischen und über ihnen hingen zahlreiche große Kronleuchter von geschliffenem Krystall. Der Hochaltar, auf dem ein ganzes Heer von Riesenkerzen brannte, hatte seine Hülle abgelegt und leuchtete im Glanze des reinsten gediegenen Silbers, mit Basreliefs von bedeutendem Kunstwerth geschmückt, die Abrahams Opfer und andere alttestamentliche Scenen darstellen. Die reichste Verzierung aber zeigte die hohe viereckige Kapelle des Madonnenbildes selbst links vom Haupteingang der Kirche. Silberne Gefäße von allen Größen und Formen, mächtige Kandelaber von demselben Stoffe tragend, umgaben das goldschimmernde Gitterwerk; große, schöngearbeitete silberne Weihrauchpfannen hingen, mit Ampeln wechselnd, von der Decke herab. An der Brust des Frescobildes leuchtete, künstlich befestigt, ein reicher Perlen- und Brillantenschmuck.

In der Kirche, auf dem Platze, in den Klosterhöfen und angrenzenden Straßen herrscht nun acht Tage lang das bunteste Leben. Alles wogt lachend und plaudernd in den besten Feierkleidern durcheinander; Speculanten schreien die Wunderthaten des Madonnenbildes per due sole crazie (für einen einzigen Silbergroschen) aus, die Festmedaille und einen geweihten Ring dazu gar für eine Crazie. Zahllose Festinschriften und Gedichte bedecken die Wände der Kirche in italienischer, lateinischer, griechischer und syrischer Sprache. Lateinische Distichen zu Ehren der Madonna sind dutzendweise im großen Klosterhofe zu lesen. Hier begegnen wir in den Säulengängen unter den schönen alten Fresken einer Unzahl scheußlicher Oelbilder, die Wunder der Madonna darstellend, bald einen seit 24 Stunden Gehängten, der wieder lebendig wird, bald ein todtgebornes Kind, das auf das Flehen der Eltern lange genug zum Leben erwacht, um die heilige Taufe zu empfangen, und dergleichen mehr. Eine Abtheilung Pompiers steht bereit, wenn je die Draperien Feuer fangen sollten; der Schlauch der Spritze ist durch ein Fenster in die Kirche geleitet. Detachements von Soldaten ziehen auf und ab, sich ablösend, um einige Ordnung in dem dichten Volksgewühl zu erhalten. Kinder spielen schreiend und jubelnd auf dem grünen Platze in der Mitte des großen Kreuzganges.

Am Morgen des Hauptfesttages selbst fand nach einem von dem Erzbischof von Theben in partibus unter Assistenz der Erzbischöfe von Florenz und Siena und des päpstlichen Nuntius gehaltenen Hochamt in Gegenwart der großherzoglichen Familie und des ganzen Hofes die feierliche Krönung statt. Die Krone, bestimmt einem Wandbilde aufgesetzt zu werden, war natürlich flach, von Gold und mit Edelsteinen reich besetzt. Um sie über dem Bilde anzubringen, hatte man einen Haken in die Wand schlagen müssen. Als der Erzbischof sie daran befestigte, verkündeten 101 vom Castell donnernde Kanonenschüsse der Hauptstadt das große Ereigniß.

Gegen Abend durchzog eine ungeheure Procession die Straßen. Eine Copie des Wunderbildes wurde unter einem blausammtnen, mit silbernen Sternen bedeckten Thronhimmel im Triumph umhergetragen; alle Häuser, an denen der Zug vorüberkam, waren reich illuminirt, am reichsten die Kirche selbst, die mit zahllosen kleinen Lämpchen wie mit feurigen Streifen dicht bedeckt, gleich einem prachtvollen Meteor leuchtete. Bis zum Grauen der Morgendämmerung — denn der Florentiner wird des Schauens und Flanirens nie müde — durchwogte das Volksgedräng die Straßen.

An den folgenden Tagen besuchten endlose Processionen aller geistlichen und weltlichen Brüderschaften die Kirche; immer neue Ströme von Landleuten bevölkerten die Straßen, bis eine grandiose Illumination das Fest zum Abschluß brachte. Die Kosten desselben beliefen sich auf 60—70,000 Lire für die Mönche; aber die Mildthätigkeit der Gläubigen ließ sie im Opferstock reichlichen Ersatz finden.

O. Speyer.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, Oktober.

Ein bemerkenswerthes Opfer des großen Glücksſpieles. — Noch einmal Cornet. — Ein ungariſcher Altconſervativer. — Das Lager von Parendorf. — Scholz. †. — Die Trauben-Ente. — Ein unglücklicher Erfinder. — Bankerotte. — Der Donauwirr ein Raucher.

Als im Beginn des vorigen Jahrs unſere Bevölkerung von der Drehkrankheit befallen ward, iſt von mehr als einer Seite, und auch in dieſen Blättern auf die alte Geſchichte von der Pariſer Straße Quincampoix hingewieſen worden. Ich war damals gerecht genug, anzuerkennen, welch ein bedeutender Unterſchied in der Grundlage herrſchte; denn der Boden, auf welchem unſer Schwindel taumelte, war ein feſter und ſteht noch ſicher, während die Miſſiſſippiactien in den Tagen der Regentſchaft nichts als „Puff" waren, und auch das nächſte Pariſer Vorbild unſerer Creditanſtalt, der Crédit mobilier, nicht zu den ſichern Unternehmungen zählen darf, weil er ſich mit Börſenſpiel befaßt, was der „k. k. privilegirten Creditanſtalt für Handel und Gewerbe" ſo unbedingt verwehrt iſt, daß ſie nicht einmal ſich auf das Prämienſpiel einlaſſen darf, das doch mehr Aehnlichkeit mit einem Handelsgeſchäft als mit einem Glücksſpiel beſitzt. Die Creditanſtalt war beim Spiel mit ihren eigenen Antheilſcheinen nicht betheiligt und hat die Gelder, welche von den Käufern in ihre Kaſſen geliefert wurden, muſterhaft gut verwaltet, ſo daß ſie ihre Schuldigkeit gewiſſenhaft erfüllt hat und nicht für die Nachtheile verantwortlich gemacht werden kann, welche ihr Papier den Spielern brachte, als dieſe, vom Schwindel getrieben, ein Aufgeld bis zu 95 Procent und darüber bezahlten. Die Anſtalt hat vom Aufgeld keinen Kreuzer erhalten. Aber ein erſchütternder Fall, der ſich eben zugetragen, zeigt, daß ein Mann, welcher zum Verwaltungsrathe gehörte, ſich nicht vom Spiele ſo entfernt gehalten, wie es Pflicht und Gewiſſen von ihm erheiſcht hätten. Wer eine Stelle des Vertrauens bekleidet, ſollte die Rückſichten auf die Körperſchaft, welcher er anzugehören die Ehre hat, keinen Augenblick vergeſſen. Ein ſolches Vergeſſen des Zartgefühls aber fällt dem Doctor Zugſchwerdt zur Laſt, der in dieſen Tagen mit Hinterlaſſung ungelöſter Verbindlichkeiten verſchwunden iſt. Er ſoll ſich erſchoſſen haben. Ich trage um ſo weniger Scheu, den Namen mit allen Buchſtaben auszuſchreiben, als ihn die hieſige „Preſſe" ohne Umſtände veröffentlicht hat; abgeſehen davon, war ich nie ein Freund von halben Enthüllungen mit Anfangsbuchſtaben, denn in ſolcher Zimpferlichkeit liegt mehr feige Heimtücke als menſchenfreundliche Schonung. Zugſchwerdt, kein jüngerer Mann mehr, ſondern nach dem franzöſiſchen Ausdruck „vom Alter aller Leute," war urſprünglich Notar, und zwar einer der erſten und angeſehenſten. Sein Geſchäft ging gut und er hatte ſich im Laufe der Jahre ein anſtändiges Vermögen erworben, doch ſoll er dabei, wie man jetzt wiſſen will, dem Börſenſpiel nicht ganz fremd geblieben ſeyn. Wenn es wahr iſt, was man ſagt, ſo iſt es jedenfalls ſehr heimlich geſchehen. Vor ein paar Jahren verfaßte er eine Flugſchrift, deren weſentlicher Inhalt ſich um den Vorſchlag drehte, dem Grundbeſitz durch Banknoten zu Hülfe zu kommen, für deren Betrag der Boden als Pfand zu haften habe. Solche Noten, meinte der Verfaſſer, könnten ſich im Verkehr nicht entwerthen. Die Schrift machte vieles Aufſehen. Der Gedanke galt in weiten Kreiſen für glänzend, neu und geſund. Glänzend war er allerdings durch die Beredtſamkeit, aber keineswegs neu, denn nicht nur im Lehrbegriff war er früher ſchon vorgekommen, ſondern auch in der Ausführung. Die franzöſiſchen Aſſignate waren gewiß ein wohlbegründetes Papiergeld, und wer Nationalgüter kaufte, die immer feil ſtanden, gab ſie der Republik für voll; dennoch wurden ſie gegen Metall nicht für voll angenommen. Der Verfaſſer war einer von den Heilkünſtlern, welche eine Krankheitserſcheinung für das Uebel ſelbſt nehmen, und die man deßhalb Symptomenjäger heißt. Zugſchwerdt wurde in den Verwaltungsrath der Creditanſtalt berufen und ſpäter auch in den der Weſtbahn. Er gab ſein Notariat auf und widmete ſich ausſchließlich den Geſchäften „unſerer Leut'." Eine Zeit lang ging das ganz gut, aber ſeit dem Ende des vorigen Jahrs war der arme Mann in's Waſſer gerathen. Er mußte „ſchwimmen," wie man im Rothwälſch der „Geſchäftchen" ſagt. Es ſcheint, daß ſchwere Leute Wechſel von ihm in Händen hatten, deren Verlängerung er nicht mit Geld erkaufte, ſondern indem er ausplauderte, was zu verſchweigen ſeine Pflicht geweſen wäre. Sein Spiel auf der Börſe wurde immer verzweifelter. Bei den ungeheuren Schwankungen der Curſe, die in der letzten Zeit einem tollen Wirbelwinde glichen, machte er einige arge Mißgriffe und gerieth in einen Strudel, wo es mit dem Schwimmen nicht mehr ging; er mußte ſinken. Zugſchwerdt iſt eines der fetteſten Opfer des goldenen Kalbes geworden, um das wir tanzen, von der Einbildung befangen, daß wir alleſammt berufen ſeyen, ohne fruchtbare Arbeit reich zu werden. Die Seuche hat viele kleine Leute, ſogenannte „Actiengreißler," zu Grunde gerichtet, (Greißler iſt ein Verkäufer von Lebensmitteln im Kleinen;

Digitized by Google

der Spottname rührt von einem Volksstück her, worin ein Greißler vorkommt, der auf der Börse reich werden will und seine Ersparnisse dabei einbrockt.) Auch manches hübsche Vermögen ist in die Brüche gerathen, aber Zugschwerdt bleibt unter allen warnenden Beispielen das auffallendste, kaum so sehr durch die Ziffern, um die es sich handelt, wie bedeutend diese auch seyn mögen, als durch die Verhältnisse der Stellung. Er hat um des schnöden Mammons halber einen ehrenvollen Beruf aufgegeben, der ihm bereits zu Ansehen und Vermögen geholfen, der ihm die Genüsse des Lebens in ausreichendem Maße gewährte und nebst einem sorgenlosen Alter die Zukunft seiner Kinder verbürgte. Wenn eine schier albern klingende Redensart hier erlaubt wäre, möchte ich sagen: „Er hätte es gar nicht nöthig gehabt, ein Millionär zu werden."

Ich muß auf Cornet zurückkommen, um zu ergänzen, was ich neulich von ihm erzählte. Er ist in Folge der Ehrenkränkungsklage, welche von Seiten einer Sängerin gegen ihn erhoben worden, zu einer zweimonatlichen Haft verurtheilt und hat einen Urlaub von zwei Monaten angetreten. Das Gericht hat mithin die Sängerin nicht für mitbetheiligt an der handgreiflichen Genugthuung gehalten, die ihr Verlobter sich an dem Direktor genommen, sondern die zwei Streitsachen von einander getrennt. Jedenfalls wird die Verurtheilung Cornets den Angreifer nicht der Strafe entziehen können, obschon die Kundschaft des Kärtnerthortheaters schadenfroh munkelt: »Les battus payent l'amende.« Ob Cornet seine Stelle behalten wird, ist zweifelhafter denn je zuvor geworden.

Die Gerichte sind gegenwärtig mit noch einer Handlung roher Gewaltthätigkeit beschäftigt, zu deren Untersuchung ein „gemischtes" Gericht (nämlich von militärischen und bürgerlichen Beamten) niedergesetzt ward. Ein Rittmeister in einem ungarischen Regiment hat zu Hütteldorf den Bürgermeister auf die Bank legen lassen und die einschreitenden Gendarmen mit gleicher Schmach bedroht. Da die Gendarmen weder der Uebermacht gewachsen waren, noch von ihren Waffen Gebrauch gegen die kaiserliche Uniform machen konnten, so mußten sie den Bürgermeister prügeln lassen und sich damit begnügen, den Vorgang beim Generalcommando zur Anzeige zu bringen. Natürlich hat sich auch der Mißhandelte beschwert, und das altconservative Verfahren des ungarischen Junkers und seiner Husaren ist gegenwärtig Gegenstand einer Untersuchung. Der zu gewärtigende strenge Urtheilsspruch wird nicht nur dazu dienen, dem Mißhandelten Genugthuung zu verschaffen, sondern auch den Husaren überhaupt begreiflich zu machen, daß der Ungar im Oesterreicher aufzugehen habe. Solche Belehrung thut vor allen den ungarischen Regimentern zu Pferde Noth, und das kürzlich abgehaltene Lager von Parendorf wird vieles dazu beigetragen haben, sie zu schleifen. — Das Lager wurde von den Wienern fleißig besucht und soll einen anregenden Anblick dargeboten haben, ein Tröpflein Trost in der damals so bedenklichen Stimmung. Wir glaubten den Krieg, den wir einige Wochen vorher auf wenigstens zehn Jahre hinausgeschoben gehalten, bereits vor der Thüre, und so freuten wir uns, wenigstens unser Kriegsvolk so trefflich gedrillt zu sehen. Seitdem ist uns die Angst vorläufig wieder vergangen. Die Zusammenkunft von Weimar hat uns beschwichtigt. Wir erfuhren davon am 24. September, doch nicht etwa durch die Zeitungen, welche keine Hofnachricht melden dürfen, bevor sie in der Wiener Zeitung gestanden. Im gegebenen Falle schwiegen sie sogar noch, als die Allgemeine Zeitung die eben so erfreuliche als wichtige Mittheilung brachte. — Das Lager hat leider ein unerfreuliches Nachspiel gehabt; eines der vielen Schadenfeuer, von denen wir im laufenden Jahre erschreckt werden, richtete in der Ortschaft Parendorf schweres Unheil an. Es soll „gelegt" worden seyn.

Der Komiker Scholz, geboren zu Innsbruck 1785, ist gestorben. Die Theaterbesucher verlieren in ihm einen ihrer ältesten Lieblinge, dem heranwachsenden Geschlechte gestern noch so werth, wie den Alten vor (und wohlgemerkt: seit) Jahrzehnten. Das Herz ging dem Zuschauer auf, wenn Scholz mit seinem vergnügten Gesichte nur hinter den Lampen erschien. Auf dem Sterbebett hat er gesagt: „Aber es ist doch recht dumm, so ohne Abschied vom Publikum weggehen zu müssen." Der Name Scholz war ein angenommener; der wahre lautete von Plümecke, doch gehörte der beliebte Schauspieler nicht in die Klasse der durchgegangenen Cavaliere, wie man sie zuweilen auf der Bühne findet, und zu welcher z. B. Eßlair und Wilhelmi zählten. Eßlair stammte aus einem österreichischen Adelsgeschlechte und hatte den weißen Rock getragen, weßhalb er im Jahr 1824 seine Gastrollen nicht im Burgtheater geben durfte. Ich glaube, er war ein Graf Khevenhüller. Wilhelmi war preußischer Offizier gewesen und hatte sich in Folge eines unglücklichen Zweikampfes in eine neue Welt geflüchtet. Vom verstorbenen Direktor Carl munkelte man etwas ähnliches, aber ohne Grund; die Leute hatten seinen Vater, den Haarkräusler, aus Höflichkeit Baron geheißen, weil er die Tochter eines Edelmanns geheirathet. Wenzel Scholz hatte nicht nöthig gehabt, sich von aristokratischen Umgebungen loszuschrauben, doch war auch er nicht ohne Kämpfe auf die Bretter gelangt. Sein Vater, welcher dem Theater angehörte, wollte seinen Sohn der bürgerlichen Welt zurückgeben und widmete ihn dem Handelsstande. Vergebens bemühte sich Wenzel um die Vergünstigung, die Bühne zu betreten. Endlich kam ein Zufall ihm zu Hülfe. Zu Klagenfurt, wo seine Mutter das Theater leitete, ging eines Tages der Komiker durch, und Wenzel übernahm in aller Eile die Rolle desselben, was man ihm zugestehen mußte, weil sonst die Darstellung hätte unterbleiben müssen. Der Anfänger erfreute sich eines so entschiedenen Erfolges, daß es nicht mehr möglich war, ihn von der Bühne zum Ellenmaß zurückzusenden. Ein paar Jahre darauf kam er zum Burgtheater, wo er jedoch

Digitized by Google

nicht lange blieb. Er ging in die Provinz, wo er auf verschiedenen Bühnen wirkte, bis er im Jahr 1826 wieder nach Wien, und zwar zum damaligen Leopoldstädter, (dem jetzigen Carl-) Theater kam. Seitdem blieb er ständig zu Wien, theils auf dem genannten, theils auf dem Theater an der Wien unter Carls Direktion.

Eine niedliche Ente von unverschämt dreister Erfindung ist kürzlich durch die gedruckten Tagesneuigkeiten geschwommen; man beschrieb ausführlich eine Traubenausstellung im großen Saale des Landhauses und erzählte sogar von einem Künstler, der sie nach einer Photographie auf Stein gezeichnet habe. Auch hieß es, die Trauben würden alle Tage erneuert und — nachdem sie ihren Dienst als Augenweide verrichtet — dem Publikum als Schnabelweide verabreicht. Gar viele Leute wallfahrteten zur Herrengasse, um die süßen Trauben zu kosten, und brachten durch ihre Anfragen den Pförtner des Landhauses zur Verzweiflung. Manche meinten, er verleugne aus Bosheit oder Neid die Ausstellung, von der sie doch sogar in der Wiener Zeitung gelesen, deren bekannte Behutsamkeit ihr den Ruf einer Zuverlässigkeit erworben hat, welcher (beiläufig gesagt) durch den einen kleinen Fehlgriff natürlich nicht erschüttert worden ist. Auch ein amtliches Blatt kann in seinem nichtamtlichen Theile irrthümliche Mittheilungen „begehen." (Sit venia verbo.)

Viele Theilnahme erregt die Verurtheilung eines Mannes, in welchem vielleicht ein Salomo von Cauß oder ein Fulton steckt, der aber, indem er seine Erfindungen im Maschinenfach ausführte, zugleich einen Abweg des Schwindels betrat, ausnahmsweise nicht auf der Börse, sondern, seinem Berufe als Erfinder getreu, auf selbstgebrochener Bahn. Er beschäftigte sich damit, eine „Weltagentie" zu errichten, und verwickelte fremde Gelder dergestalt in sein Unternehmen, daß die Gerechtigkeit sich bemüßigt sah, ihn zur Rechenschaft zu ziehen und ihm eine Strafe von sieben Jahren schweren Kerkers zuzuerkennen. Ein erster Erfinder ist meistens übel daran und opfert sich nur gar zu häufig für seinen Nachfolger, der oft nicht einmal unmittelbar in seine Fußstapfen tritt. Salomo von Cauß war zu früh für seine Zeit gekommen, gleichwie der viel jüngere Erbauer der vielgenannten „Feuermaschine," die in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunders im fürstlich Schwarzenbergschen Garten zu Wien stand, und jene Dampfkraft, welche zur Weltherrschaft in späterer Zeit berufen war, zum Wasserschöpfen für einen Springbrunnen brauchte, wofür sie als eine artige Spielerei gelobt ward. Das Wunder, welches schon ein Hero von Alexandria im Alterthum, ein Blasco de Garay im sechzehnten, ein Salomo von Cauß und ein Branca im siebzehnten Jahrhundert geahnt, ward, nachdem ein Papin die Wirkung des Dampfes auf den Kolben gefunden, und nachdem ein Fischer von Erlach die Erfindung zum Wasserschöpfen angestellt, im Anbeginn des neunzehnten Jahrhunderts von Napoleon I. für unfähig erklärt, ein Schiff gegen Strom und Wind zu treiben. Wie es unserem deutschen Junker Gensfleisch zum Guttenberg ergangen, wissen wir alle. Darum dürfen wir nicht die Möglichkeit bestreiten, daß unter den Erfindungen des „Eingekasteiten" sich eine von großer Bedeutung befinde, weßhalb wir aufrichtig beklagen, daß der Unstern, welcher den ersten Erfindern zu leuchten pflegt, für ihn zum Irrlichte ward, wodurch er sich in die Sümpfe des Verbrechens locken ließ. Der Schaden, welchen er andern zugefügt, beläuft sich auf eine runde Summe von etlichen Tausenden, und er behauptet, vielleicht nicht ohne guten Grund, daß er keinen Menschen auch nur um einen Kreuzer gebracht haben würde, wenn eine heimtückische Anzeige nicht die Gerechtigkeit veranlaßt hätte, ihn mitten aus seinen archimedischen Kreisen wegzureißen und seine kostbaren Maschinen als altes Metall zu versteigern. — Jedenfalls hat der arme Schelm keinen so großen Schaden angerichtet, als das Pesther Haus Boskowitz durch seinen eben erfolgten Sturz, der gestern gleich den Fall von ein paar hiesigen „guten" Häusern nach sich zog. Die Verluste des Hauses belaufen sich auf etwa vier Millionen, von denen etwas mehr als eine den hiesigen Platz trifft. Als Ursache des Sturzes bezeichnet man das Börsenspiel. Die in den Sturz verwickelten Wiener Bankiers sind die ersten, aber nicht die einzigen Opfer; eine Menge von Fabrikanten und Kaufleuten werden schwer betroffen, vor allen in Ungarn. Die Einbußen der Mittelklasse und der kleinen Leute in der Welt des Kunstfleißes und des Handels machen jede für sich vielleicht keine bedeutende Summe aus, aber an jeder davon hängen Wohl und Weh mehr als einer Familie — einer Stufenleiter von Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft, angefangen von solchen, die mit eigenen Pferden fahren, bis zu denen, die beim Greißler Schulden machen. Außerhalb des Kronlandes Ungarn werden Fabriken zu Graz, Brünn, Reichenberg, Rumburg, Zwittau und Sternberg zu Schaden gebracht und voraussichtlich eine Masse von Arbeitern jetzt an der Schwelle des Winters brodlos gemacht. Mancher fleißige Familienvater, der vom Graben und Steinklopfen zum Webstuhl zurückgekehrt ist, wird feiern und hungern müssen, weil ein Millionär auf hundert Meilen Wegs von ihm das Steigen oder Fallen der Creditactien nicht richtig errathen hat. Wie es in diesem Stück mit unserer „Vorstadt" (nämlich der Arbeiterbevölkerung in den Vorstädten) werden wird, läßt sich denken, da der gestern schon bekannt gewordene Verlust der Vorstadt sich der halben Million nähert. Die Vereine, von welchen die „Internationalen" nichts wissen wollen, werden ihre Sendung der Hülfe nach Kräften und des frommen Zuspruchs mit dem einzig nachhaltig wirksamen Troste noch sehr erschwert finden, doch sicherlich nicht den Muth verlieren, sondern nach wie vor in schlichtem Sinne selber vollführen, was jene, die „Weltgeschichte bei Wildpret und Champagner machen," mit lautem Geschrei von andern verlangen.

Die Wuth des Rauchens nimmt in unserer Zeit doch

Digitized by Google

in schaudererregender Weise überhand. Selbst der Donaunix zeigt sich nach Cigarren lüstern. Dieser Tage hat er auf dem Strudel ein Schiff gegen die Felsen gestoßen, um es gleich einer Nuß zu knacken und sich der Ladung zu bemächtigen, worunter sich viertausend Kistchen mit je hundert Cigarren befanden. In des Oheims Kühleborn Grotten von Krystall werden sich jetzt blaue Wölkchen durch die kühle Luft kräuseln.

London, Oktober.

Der gehängte Capitän. — Soldatenwerth. — Ladendiener und Schreiber.

Großes Aufsehen macht die eben erfolgte Verurtheilung und Hinrichtung des Schiffscapitäns Rogers, der auf seiner letzten Seereise einen Matrosen seiner Mannschaft unter Schauder erregenden Umständen zu Tode gequält hat, aus keinem andern Grunde, als weil der Mann unreinlich war und er ihn von jeher nicht leiden konnte. Zwei seiner Offiziere leisteten ihm bei der Mißhandlung des Unglücklichen hülfreiche Hand. Alle drei sind von den Geschworenen zum Tode verurtheilt und dieses Urtheil ist an dem Capitän wirklich vollzogen worden, während die Todesstrafe für die beiden Lieutenants in Transportation auf Lebenszeit verwandelt wurde. Die Vollziehung dieses Urtheils hat nun in ganz England kein geringes Erstaunen erregt. Rogers ist für ein Verbrechen gehängt worden, das in Amerika kaum als solches betrachtet wird und das in England bisher mit der größten Nachsicht weniger bestraft als gerügt zu werden pflegte. Die Mannschaft eines Schiffes steht unter der strengen Disciplin des Capitäns, der unbeschränkt über dieselbe gebietet und sie nach Willkür bestrafen kann. Auf dem weiten Ocean, der die Mannschaft von der übrigen Welt trennt, im engen Schiffsraume, der *ihre* Welt, ihr Land ausmacht, ist eine solche absolute Gewalt nothwendig, so wie es sich auf der andern Seite sehr wohl begreifen läßt, daß in dieser seiner Stellung ein Capitän nur zu leicht Anlaß findet, seine Macht zu mißbrauchen. Im gegenwärtigen Falle läßt sich zu Gunsten des Capitäns allerdings gar nichts sagen, als daß der Matrose äußerst schmutzig war. Berechtigte dieses nun den Capitän so wenig wie die Lieutenants zu so grausamer Bestrafung und Folterung, so steht doch fest, daß zu jeder andern Zeit alle drei selbst im schlimmsten Falle mit kurzer Gefängnißstrafe davon gekommen wären. Erstens war es sehr zweifelhaft, ob der Fall in die Kategorie von willful murder (Mord) oder von manslaughter (Todtschlag) falle, und nur im ersten Falle konnte die Todesstrafe verhängt werden; die Jury selbst konnte sich in der ersten Berathung nicht darüber einigen und mußte sich noch besonders vom Präsidenten deßhalb belehren lassen. Und als sie wirklich das Urtheil: willful murder, ausgesprochen hatten, waren sie selbst über die Folgen, welche dasselbe haben konnte, so erschrocken, daß sie sofort alle drei Verbrecher der Gnade der Königin empfahlen. In England, wie man weiß, kann die Königin nichts thun ohne ihre Minister, und die Minister würden auch, wie gesagt, zu anderer Zeit keinen Augenblick angestanden haben, diese Gnade allen drei zukommen zu lassen. Aber dieses mal sollte dem nicht so seyn; der Capitän ist trotz aller Bemühungen seiner respektabeln Familie und seiner eigenen Respektabilität gehängt und die Todesstrafe der beiden Lieutenants in Transportation auf Lebenszeit verwandelt worden.

Wir haben nun vor allen Dingen den Grund eines so auffallend strengen Urtheils zu untersuchen. Wäre es den Ministern bloß darum zu thun gewesen, ein Exempel zu statuiren, so möchte wohl die Transportation aller drei hinreichend gewesen seyn, ohne daß es noch besonders des Strickes für den Capitän bedurft hätte, zumal das Verbrechen unter ganz andern Umständen als ein gewöhnlicher Mord und unter Verhältnissen begangen wurde, die allerdings im englischen Sinne mildernd genannt werden konnten. Die schlechten Sitten des Matrosen, die strenge Disciplin auf den Schiffen und die sprichwörtlich gewordene Rauheit und Brutalität der Capitäne der Kauffahrer, das alles hätte unter andern Umständen für eben so viele Milderungsgründe gegolten und die Minister würden sich gescheut haben, ein so strenges Urtheil an einem so respektabeln Manne, wie ein Schiffscapitän, vollziehen zu lassen. Aber dieses mal hatten die Minister einen andern Zweck vor Augen; es handelte sich darum, sich populär zu machen und dem Volke zu zeigen, daß sie Grausamkeiten, von Engländern begangen, so streng zu bestrafen wissen wie die, welche in diesem Augenblick in Indien

Digitized by Google

begangen werden und die ſie ſpäter zu beſtrafen haben. Und da gerade in Folge der blutigen Ereigniſſe in Indien alle Welt von nichts ſpricht, als von blutiger Rache, ſo glaubten die Miniſter weiſe zu handeln, wenn ſie dieſem Rachgefühl und dieſem Blutgeſchmack im voraus huldigten und vorläufig den Capitän zum Opfer brachten, ohne auf das Flehen des armen Weibes und der fünf unmündigen Kinder zu achten, die ſich perſönlich an den Miniſter gewendet hatten. In hundert andern und ſchlimmeren Fällen hatten die Miniſter Gnade für Recht ergehen laſſen und einen wirklichen Mörder vom Galgen befreit; dieſes mal ſtand mit dem Galgen philanthropiſches Kapital für die Regierenden in Ausſicht, und aus philanthropiſchen Gründen hingen ſie den Capitän. Der Mann ſtarb als ein ächter Seemann, ohne eine Spur von Angſt. Die Hinrichtung fand in Liverpool ſtatt und vom Platze, wo der Galgen ſtand, konnte man das Meer in ſeiner ganzen Majeſtät erblicken. Von der wie das Meer tobenden Menge, die den Galgen umgab, ſich abwendend, warf der Mann einen letzten Blick auf das Element, auf dem er dreißig Jahre ſeines Lebens tadellos gehaust, und überließ ſich dann dem Henker ohne Oſtentation aber auch ohne Zagen.

Während in England von nichts anderem die Rede iſt, als Soldaten nach Indien zu ſchicken, um die Grauſamkeiten der Empörer zu rächen, tritt der Biſchof von Salisbury auf, und will vor allen Dingen Miſſionäre nach Indien geſandt wiſſen, um die Indier zu bekehren und ihnen chriſtliche Geſinnungen einzuflößen. Indien war von jeher das Land der Miſſionäre und der Stapelplatz, auf den die Bibelgeſellſchaften ihre Anſtrengungen concentrirten. Die Menge von Bibeln, die jährlich nach Indien geſandt wurden, überſteigt alle Vorſtellung. Die Miſſions- und Bibelgeſellſchaften hatten aber auch unermeßliche Fonds zu ihrer Verfügung. Alle die Direktoren und Unterdirektoren, Inhaber von indiſchen Papieren und Opiumverkäufer und Opiumpflanzer, die ſo viel Gold aus Indien bezogen, ſo wie alle, die ſich aus den Dienſten der oſtindiſchen Handelscompagnie zurückgezogen hatten, glaubten ſich im Gewiſſen verpflichtet, das Land, das ſie mit Gold überhäuft hatte, nunmehr mit Bibeln und Miſſionären zu überſchwemmen, um die Heiden zu bekehren. Das Reſultat ihrer Anſtrengungen liegt nunmehr klar im jetzigen allgemeinen Blutbade vor Augen. Deßungeachtet will der Biſchof von Salisbury abermals eine Collekte veranſtalten, um im jetzigen Augenblicke neue Bekehrungsbeſuche zu machen. Man muß aber auch ſehen, wie jetzt ſelbſt die eifrigſten Heidenbekehrer, die am meiſten zu den Bibelgeſellſchaften beiſteuerten, gegen dieſe Collekte auftreten und dem Biſchof opponiren. „Subjekte, die der Strafe verfallen ſind," ſagen ſie, „haben vor der Hand aufgehört, würdige Subjekte für die Bekehrung zu ſeyn. Erſt die Strafe, und dann die Bekehrung. Kann man bekehren mit der Rache im Herzen und dem Schwerte in der Hand? Und können wir den indiſchen Boden anders als mit Rachegefühlen betreten? Oder ſollen wir mit dem Schwerte in der Hand ihnen das Chriſtenthum beibringen? Ein Weg der Bekehrung, wie Karl der Große und Mahomed ihn eingeſchlagen, iſt unſerer Zeit fremd. Die moderne Moral macht einen Unterſchied zwiſchen Bekehren und Beſtrafen, und in einem Augenblick, wo wir nichts zu thun haben, als die Leute zu Dutzenden, zu Hunderten zu hängen, zu erſchießen und vor der Kanonenmündung wegblaſen zu laſſen, da ſchickt es ſich wahrlich nicht, von Bekehren zu ſprechen. Der Biſchof muß warten; die Zeit wird ſchon kommen, wo er freies Feld zur Bekehrung findet, aber die Gegenwart gehört den Soldaten."

Die Bibelgeſellſchaften, ſtatt wie früher für Miſſionen zu ſammeln, haben ſich jetzt dazu verſtanden, die ihnen zu Gebote ſtehenden Mittel denen zuzuwenden, die das Opfer derjenigen geworden ſind, bei denen die Bekehrungsverſuche ſo übel angeſchlagen haben.

Was in Frankreich der garçon d'epicier, das iſt in England der draper's assistant, oder Ladengehülfe: die nämliche moraliſche Selbſtgefälligkeit, derſelbe, Dünkel dieſelbe ſchwengelhafte Beweglichkeit, mit derſelben inſinuirenden, ſchmeichleriſchen Beredſamkeit. Der Drapers Aſſiſtant iſt der Gehülfe in einem Drapersſhop. Unter Drapersſhop iſt aber keineswegs bloß ein Tuchladen oder eine Tuchhandlung zu verſtehen. Außer Tuch, außer allen Arten von Gewebtem, Gewirktem und Gedrucktem findet man in einem Drapersſhop alle die unzähligen und unnennbaren Kleinigkeiten, die heutigen Tages zur Toilette einer Frau gehören. Es iſt die Vereinigung einer Kurzwaaren-, Ellenwaaren- und Modehandlung. Was einem neben der unermeßlichen Auswahl von Waaren in einem ſolchen Laden zunächſt in die Augen fällt, iſt die Unzahl von Ladendienern, die wie ein Regiment hinter dem Comptoir aufgeſtellt und mehr oder weniger beſchäftigt ſind, die Kunden, die faſt ausſchließlich aus Damen beſtehen, mit Waaren und ſchönen, glatten Worten zu bedienen. Es ſind lauter handfeſte, junge Leute, die ſich zu einer andern, männlicheren Beſchäftigung vielleicht beſſer ſchickten als in einen Laden. Nun iſt es eine bekannte traurige Thatſache, daß England in dieſem Augenblicke keine ſtarken jungen Leute zu Soldaten auftreiben kann. In den Fabrikdiſtrikten ſind die Fabrikarbeiter durch ihre Lebensweiſe zur Soldatenarbeit untauglich geworden, und in den Ackerbaudiſtrikten, welche früher die „Felſenſchicht" der Geſellſchaft bildeten, iſt einerſeits durch die Einfuhr der Maſchinen und andererſeits durch den beſtändigen Abfluß in die Fabrikdiſtrikte und die Auswanderung in die Colonien die Bevölkerung verhältnißmäßig ſo dünn geſäet, daß dieſelbe kaum noch hinreicht, die nothwendigen Geſchäfte des Ackerbaus zu beſorgen. Nun kommen die Journale und die weiſen Staatsmänner und Politiker aller Art und ſagen: „Warum kann der rekrutirende Feldwebel keine Soldaten für Indien auftreiben? Einzig und allein, weil er ſie am unrechten Orte ſucht. Nicht in den

Digitized by Google

Fabrikſtädten, wo der rieſige Automat von Stahl und Eiſen die Menſchen verſtümmelt, hat der Werber nach Menſchen zu ſuchen, nicht in den Ackerbaudiſtrikten, wo das, was der Automat oder die Colonien nicht bereits weggenommen, ſich auf dem beſten Wege der Verkümmerung befindet. Nein, in den Shops, die alle handfeſten jungen Leute abſorbiren, muß man ſich vor allem nach Soldaten umſehen. Iſt es nicht eine Schande, daß alle dieſe Ladenſchwengel, die ſo treffliche Soldaten abgäben und ſo gut in Indien zu brauchen wären, ihre Zeit und ihre Kraft in dieſer einfältigen, weibiſchen Beſchäftigung des Abmeſſens und Abſchneidens vergeuden? Verſähen nicht Weiber und Mädchen dieſen Dienſt weit beſſer, wie wir es ja in allen Ellen- und Modehandlungen auf dem Continente ſehen? Gott weiß, wir haben überflüſſige Mädchen genug; was uns fehlt, das ſind Männer." — Nun haben ſich auch wirklich einige dieſer jungen Leute eingeſtellt und feierlich erklärt, ſie ſeyen bereit, der Seide und der mousseline de laine auf immer Valet zu ſagen, wenn man ihnen eine anſtändige Stellung in der Armee anweiſe, wenn man ſie zu Lieutenants oder auch nur zu Fähndrichen mache. Ihnen, die beſtändig in honigſüßen Worten mit dem zarten Geſchlecht verkehrten, und ſich durch dieſen täglichen Verkehr eine keineswegs zu verachtende Bildung erworben, könne nicht zugemuthet werden, als gemeine Soldaten zu dienen, wie ſie aus der Hefe des Volks zu einem Shilling per Tag angeworben würden. Eine Offizierſtelle zu erkaufen, dazu hätten ſie weder die Geldmittel, noch den Einfluß, die allein zu einer ſolchen verhelfen. — So ſprechen natürlich die beſſeren Ladendiener, die, über ihre Profeſſion erhaben, ſich zu einem höheren Berufe beſtimmt fühlen. Nun aber kommen die eigentlichen Ladenſchwengel, diejenigen, die, geborene Ladenſchwengel, ſtolz auf ihren Beruf ſind, und fragen, wie man ihnen zumuthen könne, ihre reſpektable, comfortable Stellung und ihre weiße Cravatte und ihren ſchwarzen Frack mit dem rothen Soldatenrock und dem ſteifen stock (Halsbinde) zu vertauſchen? Sie in ihrer Stellung ſeyen eben ſo gut Gentlemen, wie die hochedlen Lords und Earls. Englands Größe ſey auf dem Shop, dem Laden, der Boutike gebaut. Englands Stolz beſtehe darin, daß es eine Nation von Shopkeepers ſey, was auch immer Napoleon, der Alte, dabei gedacht haben möge, und ſie, die Drapers-Aſſiſtants fühlen ſich keineswegs geneigt, ihren Stand zu verläugnen. Sie ſeyen als Ladendiener geboren und wollen als ſolche ſterben. Wolle man dagegen eine Legion von Gentlemen bilden, d. h. von Männern, die, mit der weißen Halsbinde und dem ſchwarzen Frack geboren, von früheſter Jugend hinter dem Laden geſtanden, ſo ſeyen ſie keineswegs abgeneigt, in dieſe Legion einzutreten, vorausgeſetzt jedoch, daß ſie ſelbſt ihre Offiziere unter ſich wählen und ſofort nach beendigtem Kriege unbeſchadet ihrer Ehre in den Laden zurücktreten dürften. „Unbeſchadet ihrer Ehr" darf in dieſer Zuſammenſtellung nicht mißverſtanden werden. Sie wollen hiemit keineswegs ihre Soldatenehre verſtanden haben, als wenn das Zurücktreten in ihren alten Stand dieſer Abbruch thun könnte. Im Gegentheil, ſie fürchten, der Soldatenſtand möchte ihre bürgerliche Stellung und ihre Ehre als Aſſiſtants gefährden und ſie verhindern, dieſer Ehre und dieſer Stellung wieder theilhaftig zu werden. Nichts wird nämlich in England als herabwürdigender betrachtet, als das Eintreten in die Armee als gemeiner Soldat; es iſt gewöhnlich die letzte Zuflucht aller, die nichts mehr auf dieſer Welt zu verlieren haben und für einen Schilling des Tags ſich dem Werber verkaufen. Gegen dieſe Gefahr, gegen dieſe Schmach wollen ſich die Ladendiener ſicher ſtellen.

Während nun begeiſterte Politiker und Journaliſten bereits die Compagnien zählen, die aus den Laden hervorgehen können, und in ihrer Berechnung jeden Laden mit ſeinem wohlorganiſirten Stab von Ladendienern als eine fertig daſtehende Compagnie anſehen, deren Hauptmann im Nothfall der Shopkeeper ſeyn könnte, treten die Shopkeepers ſelbſt auf und ſagen: „Eure Berechnung iſt falſch, ihr geht von ganz irrigen Vorausſetzungen aus. Unſere Ladendiener können keineswegs durch Ladendienerinnen erſetzt werden. Das Geſchäft iſt keineswegs ein ſo leichtes, wie ihr euch einbildet, und Mädchen und Weiber ſind demſelben durchaus nicht gewachſen. Ehe wir ein Stück Tuch oder eine Elle Mouſſelin verkaufen, haben wir hundert Stück Zeug aus den Fächern zu holen, vorzuzeigen, ab- und aufzurollen und die Leiter hundertmal auf- und abzuſteigen. Es iſt keineswegs eine ſo leichte Sache, den Geſchmack eines Kunden richtig zu treffen. Die Weiber ſind bekanntlich ſehr launenhaft und lieben zu wählen, zu handeln und zu feilſchen. Dazu kommt noch, daß die Weiber ſich lieber von Männern, beſonders von jungen Leuten, als von ihrem eigenen Geſchlechte bedienen laſſen. Warum? das iſt ſchwer zu ſagen, aber die Weiber dulden hierin, wie in andern Dingen, keinen Widerſpruch. Wenn ich heute allen meinen jungen Leuten aufkündige und ſie als Soldaten nach Indien gehen laſſe und an ihrer Stelle junge Mädchen nehme, ſo kann ich gewiß ſeyn, daß mein Laden morgen leer ſteht. Mit der Entlaſſung meiner männlichen Dienerſchaft verliere ich ſofort meine weibliche Kundſchaft, die ſich an einen Concurrenten an der Straßenecke wendet, der nicht ſo thöricht war, ſeinen Intereſſen dem Patriotismus oder vielmehr der indiſchen Schwärmerei zum Opfer zu bringen, und wenn gleich ſeine Artikel nicht halb ſo gut und dabei doppelt ſo theuer ſind als die meinigen, die Weiber geben ihm doch den Vorzug, einzig und allein, weil ſein Laden von jungen Leuten bedient wird. Man verſtehe mich ja nicht falſch, man thue ja unſern engliſchen Weibern kein Unrecht und glaube nicht etwa, daß ich hier an Hofmachen oder dergleichen denke. Ehe ich ein Draper und Shopkeeper war, war ich ſelbſt Drapers-Aſſiſtant und ſpreche alſo aus täglicher Erfahrung. Damen, die meine beſten Kunden ſind, tagtäglich bei mir einſprechen und mit dem Ladenweſen ſo vertraut ſind, wenn nicht vertrauter als

Digitized by Google

mit dem Küchenweſen, haben mich verſichert, daß es keine gefälligeren, langmüthigeren und höflicheren Menſchen gebe als Ladendiener, lauter Eigenſchaften, die man vergebens bei andern Männern, geſchweige denn bei Ladendienerinnen ſuchen wird. Wenn eine Dame denſelben Shawl hundertmal in die Hände nimmt und am Ende doch verwirft, oder ſich hundert Stücke Cattun zeigen läßt und am Ende doch nichts kauft, ſo kann ein Ladenmädchen niemals die Engelsgeduld haben und dabei dieſelbe Liebenswürdigkeit entwickeln wie ein Ladendiener. Die Frage hinſichtlich der Bildung einer Legion von Ladendienern iſt daher eine Frage, welche die tiefſten Intereſſen des Landes, die Handelsintereſſen berührt, und ich werde mich aus allen meinen Kräften der Verwirklichung eines ſolchen Plans widerſetzen.“ — So ſprechen die Ladeninhaber und die Kaufleute im Allgemeinen in dieſem Augenblick. Man ſieht, ſie haben wenig Luſt, ſich als Hauptleute der zu formirenden Compagnien von Ladendienern an die Spitze des Unternehmens zu ſtellen. Es heißt: Schuhmacher bleibe bei deinem Leiſten und Ladendiener bei deiner Elle!

Wenn wir die Ladendiener beſonders hervorgehoben haben, um ihr Verhältniß zum Laden, zur Armee und zu Indien klar zu machen, ſo iſt damit nicht geſagt, daß ſie die einzigen ſind, welche die weiſen Politiker in Soldaten umwandeln wollen. Ihr Augenmerk iſt auch auf die zahlreichen Commis, Schreiber, Rechnungsführer und Buchhalter gerichtet, von welchen die City wimmelt. Nun iſt allerdings nicht zu läugnen, daß ſich in den letzten Tagen eine Art kriegeriſcher Schwindel in der Geſellſchaftsklaſſe gezeigt hat, wo man dergleichen am wenigſten vermuthet hätte. All die Commis fühlten eine tugendhafte Entrüſtung über die Schmach, die den engliſchen Frauen widerfahren, und zeigten ſich mehr oder weniger bereit, die Schmach zu rächen und für die Frauen zu Felde zu ziehen. Dieſe Wallung gab ſich zunächſt kund in einer Unmaſſe von Briefen, die an den „Editor“ der verſchiedenen Journale gerichtet waren, und worin ſie dieſe abſtrakte Perſon, die in den Leitartikeln nie anders als per „Wir“ ſpricht, um Rath fragten, wie ſie dieſen ihren Entſchluß in Ausführung bringen könnten. Die Schreiber und Buchhalter hatten ſich, gerade wie die Ladendiener, alle vorher an die Militärbehörde gewendet und ihre Dienſte als Lieutenants, Fähnriche oder auch als Freiwillige in einem beſondern unabhängigen Corps angeboten, und die Militärbehörde hatte dieſe Anerbietungen zurückgewieſen. Die Militärbehörde konnte nichts thun, als ſie als gemeine Soldaten in die plebejiſche Armee aufnehmen. Nun aber ſind die Schreiber eben ſo gut Gentlemen wie die Ladendiener; alle haben eine anſtändige, comfortable und reſpektable Stellung, ja einen beſſeren Gehalt als die Ladendiener, und das alles wollten ſie gerne zum Opfer bringen in ihrer jetzigen Begeiſterung, wenn ſie nur dabei Gentlemen bleiben könnten. Ein Soldat iſt aber kein Gentleman, und, was noch ſchlimmer iſt, kann es nach engliſchen Geſetzen nie zum Gentleman bringen, da er nie Offizier werden kann, wie ſehr er ſich auch durch Tapferkeit und Kenntniß auszeichnen mag. Kurz, die Bildung einer Legion von Gentlemen, die für die Ehre der Frauen zu Felde ziehen will, liegt noch in weitem Felde. Beſſer ſteht es mit der Legion von Ladies, die ſich in dieſem Augenblicke bildet, um die Beſtrafung der ihrem Geſchlechte zugefügten Schmach auf eigene Koſten zu übernehmen. Es hat ſich nämlich unter jenem Namen eine Geſellſchaft von Frauen zuſammengethan, die in allen Städten Englands Geld ſammeln will, um Soldaten zu einem höheren Preiſe anzuwerben, als die Regierung bietet. Durch die höhere Löhnung, die ſie in Ausſicht ſtellen, gelingt es ihnen vielleicht, mehr Soldaten aufzutreiben, als die Regierung. Inwiefern die auf dieſe Weiſe aufgekauften Soldaten Gentlemen ſind, haben wir nicht weiter zu unterſuchen. Die Hauptſache iſt, Männer zu bekommen, die das Gewehr tragen können. Mitten in dieſem Haſchen nach Männern und Soldaten, die man in England, wie es ſcheint, mit der philoſophiſchen Laterne ſuchen muß, hat ſich eine dritte Partei gebildet, die behauptet, man müſſe mit der Schule und nicht mit dem Laden oder dem Büreau anfangen, wenn es ſich darum handelt, Männer zuſammen zu bringen, die zu Soldaten taugen. Man ſolle in den Schulen gymnaſtiſche Uebungen und allgemeine Waffenübungen im einführen, wie in Deutſchland, dann werde man nie in Verlegenheit um Soldaten ſeyn. Leider iſt es jetzt etwas zu ſpät, um dieſen Plan auszuführen, wo es vor allen Dingen darauf ankommt, waffengeübte Männer fix und fertig in Bereitſchaft zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 44.

Inhalt.

Aus dem Leben einer deutschen Dichterin. VI. Seite 1033.
Der Posten der Frau. Anekdote. III. Seite 1041.
Gedichte von Fr. Hebbel. Seite 1047.

Korrespondenz-Nachrichten.
Aus der Pfalz Seite 1050. — Königsberg. Seite 1053. — London. Seite 1055.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Zu Festgaben empfohlen!

[63] In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung in Berlin ist erschienen:

Luise, **Königin von Preußen.** Ihr Leben, Leiden und Sterben. Dem Volke erzählt von Friedrich Adami. 8. geh. 20 Sgr.; in engl. Einbd. 1 Rthlr.; mit Goldschn. 1⅓ Rthlr.

„Das Leben einer großen patriotischen Frau in einer erbärmlichen Zeit muß für jeden Patrioten eine treffliche Lectüre seyn, besonders wenn es wie dieses — aus den besten Quellen geschöpft — so reich an lieblichen Zügen wie an ergreifenden Momenten ist."

Bernhardi's Wegweiser durch die Volksschriftenliteratur.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Egmont

für die Bühne bearbeitet

von

Schiller.

8. geheftet. Preis fl. 1. — oder 20 Ngr.

Diese Bearbeitung, die auf mehreren Bühnen bei der Aufführung des Egmont benutzt und von den Kritikern theils lobend, theils mit starkem Tadel besprochen worden ist, erscheint hier nach einundsechzig Jahren zum erstenmale im Druck. Es ist unstreitig eine der merkwürdigsten und lehrreichsten Thatsachen in der Geschichte unserer Literatur, daß das Werk des Einen der zwei größten deutschen Dichter von dem Andern, mit des Ersteren Vorwissen und Zustimmung, umgestaltet und mit Zusätzen versehen wurde. Goethe und Schiller legten einen großen Werth auf dieses ihr gemeinschaftliches Werk, das uns überdieß als ein Zeugniß ihrer innigen Freundschaft, als vollgiltiger Beweis für den gänzlichen Mangel an Autoreitelkeit in Goethe und als Beispiel von Schillers dramatischem und theatralischem Blick und Geschick dienen kann.

Stuttgart und Augsburg, October 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die Märchen

des

Clemens Brentano.

Zum Besten der Armen

nach dem letzten Willen des Verfassers herausgegeben

von

Guido Görres.

2 Thle. gr. 8. broch. Preis fl. 9. oder Rthlr. 5. 12 Ngr.

Geh betteln, armes Lied!
Geh um von Thür zu Thür.
Sprich: diesem Haus sey Fried!
Das Gott die Herzen rühr.

Mit diesen eigenen Worten Clemens Brentano's veröffentlichen wir diese Märchen, zu deren Erben er die Armen einsetzte; ihnen sollten die goldenen Früchte von den duftenden Blumen des überreichen Frühlings seiner dichterischen Phantasie, zur Stillung des Hungers, zur Bedeckung ihrer Blöße, zur Heilung ihrer Wunden, zur Unterweisung der Unwissenden, zur Besserung der Verirrten und zum Heile ihrer Seele zu Gute kommen. — Sein Wunsch geht nun in Erfüllung, und zwar in der Weise, daß die Summe des ganzen Honorars ungeschmälert milden Zwecken zugewendet wird. Möge Brentano's Poesie, wie er es selbst wollte, als eine barmherzige Schwester, nicht um den Beifall der Welt, sondern zur Erleichterung der Noth und um Gotteslohn in die Welt eintreten und denen, welche sie gastlich aufnehmen, zum Danke die Stunden mit ihren reizenden Liedern und Bildern erheitern.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Zur Kenntniß von St. Petersburg

im kranken Leben.

Von

Aurelio Buddeus.

Zwei Theile.

gr. 8. brochirt. Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Die Krankheiten des Staaten- und Städtelebens sind es vorzugsweise, denen sich in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendete: weitverbreitetes Siechthum der Bevölkerung, Massenarmuth und Häufigkeit des Verbrechens. Die allgemeine Betrachtung ihrer Erscheinungen in St. Petersburg, die Erörterung ihrer Entwicklungen zur jetzigen Gestalt, die Schilderung der Wege, welche man zu ihrer Bekämpfung eingeschlagen hat, bilden die nächste Aufgabe dieses Buches. Es ist dasselbe keine streng wissenschaftliche, noch weniger eine rein medicinische Arbeit, um so mehr schien dagegen dem Hrn. Verfasser: Unbefangenheit in der Anschauung und Unparteilichkeit in der Darstellung die hauptsächlichste Aufgabe und das unumgänglichste Erforderniß. Trotz der Menge von Schriften über das Czarenreich und seine Residenz, machen sich doch fortwährend Unkenntniß in jenen Dingen und grelle Widersprüche in deren Beurtheilung unter einem so großen Theile des nichtrussischen Publikums geltend, daß die Veröffentlichung gegenwärtiger Beiträge zur näheren Kenntniß von St. Petersburg von allgemeinstem Interesse seyn dürfte.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Einleitung

in die

Schriften des Neuen Testaments.

Von

Dr. Joh. Leonhard Hug.

Vierte Auflage.

Durch Abänderungen, Zusätze und Citate des seligen Verfassers verbessert und vermehrt.

Zwei Theile.

gr. 8. broch. fl. 7. — oder Rthlr. 4. 6 Ngr.

Die seltene Anerkennung, welche Hugs Einleitungswerk bei den gelehrten Theologen aller Confessionen in und außerhalb Deutschland gefunden, gibt uns das zuversichtliche Vertrauen, es werde diese neue Auflage als eine höchst erfreuliche Erscheinung begrüßt werden. Das Bedürfniß einer neuen Edition schien den Männern vom Fache um so dringender geworden zu seyn, je mehr die neutestamentliche Kritik in jüngster Zeit theilweise von dem ihr zugehörigen Standpunkte abgekommen ist. Der kritische Standpunkt Hugs ist, was Grundlage und leitendes Princip betrifft, der historische, welcher bei Fragen geschichtlicher Natur, wie es die der biblischen Kritik durchweg sind, der allein richtige ist und einzig zu wahren Resultaten führen kann. Indem sich seine kritischen Forschungen auf einer historischen Basis bewegen, so ist er eben dadurch zum biblischen Apologeten geworden, und dieß bezeichnet weiter den Standpunkt seiner Kritik in Anbetracht ihres Zieles und ihrer Resultate, daß sie einen apologetischen Charakter hat. Diese vierte Auflage seines Einleitungswerkes ist schon von ihm selbst zum Drucke vorbereitet worden. Die Abänderungen und Zusätze, welche im Titel angezeigt sind, fallen größtentheils dem ersten Theile zu; aber es sind hier, wie im zweiten Theile, die Grundansichten der früheren Auflagen ohne irgend welche Modificationen festgehalten, indem sie der selige Verfasser auch nach wiederholter sorgfältiger Prüfung noch als sichere Ergebnisse anerkannte.

(Ausführlicheren Bericht über dieses Werk in der Freiburger Zeitschr. für Theologie, Jahrg. 1847. Heft 1.)

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 44. 1. November 1857.

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas,
Gaudia discursus, nostri est farrago libelli.

Juvenal.

Aus dem Leben einer deutſchen Dichterin.

(ſ. Nr. 24)

VI.

Der Verlauf dieſer Aufzeichnungen erleidet mancherlei Unterbrechungen. Zu den verſchiedenartigſten Störungen von außen geſellt ſich auch eine von innen: dem Verfaſſer kommt zuweilen die Unbefangenheit abhanden, und ſo oft er das merkt, legt er die Feder aus der Hand. Wenn einer ſchreibt, ſoll er überhaupt nicht an den Preßbengel denken, am wenigſten aber, ſobald es ſich um Erinnerungen aus dem häuslichen Leben handelt; denn ſonſt ſtellen ſich Zweifel ein, und ſtatt friſchweg zu ſagen, was ihm eben durch den Sinn ſchwirrt, fängt er an zu zaudern, zu feilſchen, zu wählen. Der und jener kleine Zug kommt ihm allzu unbedeutend vor und er vergißt darüber, daß gerade dieſe kleinen Züge dem Bilde das lebendige Gepräge der Wirklichkeit verleihen und die Zeit kennzeichnen, von welcher eben die Rede iſt. Wer einen Reiter malt, darf den Sporn nicht vergeſſen (wiewohl der Sporn ein unbedeutendes Ding iſt, das ſich der Beſchauer leicht dazu denken könnte, abgeſehen davon, daß ein zukünftiger Beſchauer daraus lernen kann, wie man in einem gewiſſen Zeitraum die Sporen trug). Wenn der Reiter eine Geſtalt von geſchichtlicher Bedeutung iſt, kommt es freilich auf ſolche Einzelheiten nicht an, aber ihre Wichtigkeit wächst in demſelben Verhältniß, in welchem die dargeſtellte Figur unter dem Gipfel ſteht, von wo die Geſchicke der Zeit ihre Richtung erhalten. Derlei Kleinigkeiten laſſen ſich jedoch, wie geſagt, nur vorbringen, wenn man nicht an die große Oeffentlichkeit denkt, und leider vermag ich zuweilen des Gedankens daran mich nicht zu erwehren, beſonders ſeit ich von mehreren Seiten Zuſchriften in Bezug auf die bereits veröffentlichten Abtheilungen dieſer Erinnerungen erhalten habe. Nichtsdeſtoweniger bin ich den Zuſendern für dieſe Zeichen wohlwollender Aufmerkſamkeit von ganzem Herzen dankbar, auch einer ungenannten Freundin, die mir aus Berlin geheimnißvolle Tröſtungen zukommen läßt, aus denen ich entnehme, daß meine Mittheilungen irgendwo bittere Aeußerungen hervorgerufen haben müſſen. Wenn meine Schlußfolgerung zutreffen ſollte, ſo bitte ich die Ungenannte, die Verpflichtung meiner Dankbarkeit dadurch zum höchſten Grade zu ſteigern, daß ſie ihre gütigen Tröſtungen ſo lange ausſetzt, bis ich meine Aufzeichnungen abgeſchloſſen habe. Hernach will ich ihr erlauben, wenn es ihr Vergnügen

Digitized by Google

macht, ihre Winke in Aufschlüsse zu verwandeln, obschon mir's — offen gestanden — lieber wäre, auch späterhin nichts von Dingen zu vernehmen, denen ich immer gern aus dem Wege gegangen bin. So lange ich noch in der Arbeit begriffen bin, bleibt meine Unbefangenheit nicht unzugänglich für Anfechtungen von außen, gleichwie sie deren von innen heraus erfährt. Hernach bin ich allerdings bombenfest, aber vom Lärm gar nichts zu hören, ziehe ich dennoch vor. — Und nun wieder zur Sache.

Nach dem überlangen Sommeraufenthalt von 1820 zu Schandau rückte Helmina in's späte Winterquartier. Zwischen Allerheiligen und Martini brachte eine Gondel die Dichterin mit Kind und Kegel nach Dresden zurück, ausgerüstet mit dem zurückgewonnenen Raube aus Babettes schwarzer Kasse. Eine kleine Wohnung in der Moritzstraße nahm sie auf. Die Knaben wurden wieder der Kreuzschule zugewiesen, was nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten geschehen konnte. Bei der Abreise nach Schandau war nämlich dem Schulvorstand keine Meldung gemacht worden und der gestrenge Herr Magister Gröbel hatte diesen Formverstoß übel vermerkt. Zum guten Glück setzte der Conrector Baumgarten-Crusius seinem Vorgesetzten, dem Schulfuchs, den dicken Kopf zurecht, und Wilhelm durfte abermals aus Cäsars gallischem Kriege Vocabeln lernen, wobei es ihm überlassen blieb, sich nach Belieben um den geistigen Inhalt sothaner Vocabeln zu bekümmern oder nicht. Max wurde unter die Quintaner gesteckt, blieb aber nicht gar lange. Zum Lernen hatte er keinen guten Kopf, desto mehr aber zu muthwilligen Streichen, und da er, ohnehin bei den Lehrern wenig beliebt, sich eines Tages Ohrfeigen zugezogen, so lief er aus der Schule davon und blieb weg. Die Mutter ließ ihn auf die Malerakademie gehen, da er Anlagen zur bildenden Kunst zu besitzen schien und — wie sich bald erwies — auch wirklich besaß. Er pflegte später zu sagen, der Magister Heider habe ihm den Malerschlag ertheilt.

Helmina war den Winter über sehr fleißig. Unter ihren Erzählungen — oder, wie man damals sagte, „Novellen," — welche in jener Zeit erschienen, hat eine besonderes Glück gemacht; sie hieß: „Die Zeit ist hin, wo Bertha spann." Nach der „Emma" hatte keine ihrer Schöpfungen mehr eine so weitverbreitete Anerkennung gefunden. Aber die Dichterin war mit dem Erfolge auf der betretenen Bahn nicht zufrieden; sie wollte mit aller Gewalt ihre Kräfte einem Fache zuwenden, wofür ihr die rechte Begabung fehlte, nämlich dem Drama, und zunächst wünschte sie — seltsam genug — einen Operntext zu dichten. Eines Abends brachte sie eine Flasche Madeira mit nach Hause, die am nächsten Morgen ihre Hippokrene vorstellen sollte. Die Flasche ward auch glücklich leer und nebenbei manches Blatt Papier voll. Doch nachdem die Dichterin Nachmittags ihre Ruhe gehalten, ihren Kaffee geschlürft und die Handschrift durchgelesen, wurden die Blätter in den Ofen gesteckt. Wein sey wohl ein gutes Ding, sagte sie, aber zum Dichten helfe er nicht, und es sey gescheiter, ihn nach der Arbeit zu genießen. Am nächsten Tage fing sie abermals an, doch ohne Wein, brachte aber auch wieder nichts rechtes zu Stande. Mit diesen Versuchen wurde eine Menge Zeit verwüstet und dabei ein Fleiß aufgeboten, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Zu derselben Zeit hatte Karl Maria von Weber seinen „Freischütz" vollendet und das Werk war in Berlin zur Darstellung angenommen worden. Natürlich konnte man den ungeheuren Erfolg nicht voraussehen, welchen die Oper zu erringen bestimmt war, aber man versprach sich doch nicht wenig von der Musik, da Weber durch die Begleitung zur „Preciosa" bereits seinen Ruf gegründet hatte. Helmina und ihre Freunde beklagten, daß der ausgezeichnete Maestro nicht vor die rechte Schmiede geritten sey, sondern seine hohen Gaben an eine Arbeit von untergeordnetem Werthe verschwendet habe. Versteht mich wohl, ich will dem guten Friedrich Kind hier nicht etwa zu nahe treten, sondern wiederhole nur, was in einem Kreise gesagt wurde, welcher zwar den Verfasser kannte, aber nicht das Werk. Ich für mein Theil halte den Freischützen für einen der vorzüglichsten Operntexte, die je geschrieben wurden. Er ist von Anfang bis zum Schlusse in seiner Anlage ein gutgemachtes Drama, das heißt: er führt eine Handlung lebendig vor, die unsere Theilnahme gleich erregt und in der Entwickelung steigert. Zu diesem Haupterforderniß eines jeden Schauspiels gesellt sich der Vorzug, daß der Stoff sich zur musikalischen Behandlung eignet. Nirgends finden wir uns durch die Musik unliebsam aufgehalten, so daß Text und Musik sich zu einem Ganzen verschmelzen, das wir getheilt uns nicht als lebend vorstellen können. Der Mangel aber an höherem poetischen Schwung in der Ausdrucksweise ist gerade ein Vorzug, denn es ist ja die Aufgabe der Musik, dem einfach nüchternen Ausdruck der Gedanken die Schwingen anzusetzen. Vier Flügel an einem Vogel, zwei Hauptsegel vor einem Mast fördern weder Flug noch Fahrt. Das aber sahen die poetischen Seelen nicht ein; sie suchten das Wesen einer ächten und rechten Oper dort, wo es nicht zu finden ist, und hielten den „prosaischen" Kind für unwürdig, zum Träger Weber'scher Weisen zu werden. Weber selbst theilte zwar diese Ansicht nicht; er meinte, daß der Text

Digitized by Google

Gedanken anregen müſſe, weil ſonſt dem Gefühl, das die Muſik auszudrücken habe, aller Boden fehle; aber zugleich bedachte er, daß Helmina's Name ſchwer genug in der Schale liegen würde, und ſo ging er denn bereitwillig auf Unterhandlungen ein, welchen ſpäter die „Euryanthe" ihren Urſprung verdankte.

Einige Stoffe, die Helmina ihm der Reihe nach theils roh, theils im Plan und theils auch mit begonnener Ausführung vorlegte, fand er nicht für ſeine Abſichten geeignet, bis er ſich endlich für Euryanthe erklärte, — einen altfranzöſiſchen Ritterroman, welchen Friedrich Schlegel nebſt andern Erzeugniſſen altfranzöſiſcher Dichtung unter ſeinem Namen herausgegeben. Die Ueberſetzungen dieſer Ritterbücher hatten Dorothea Schlegel und Helmina beſorgt. Der Operntext Euryanthe kam in ſeiner erſten Faſſung im Sommer 1821 zu Stande und wurde dann ein halbes Dutzendmal vollſtändig umgearbeitet, die einzelnen Aenderungen ungerechnet, deren letzte noch auf den Correkturbogen des gedruckten Textbuches kurz vor der erſten Aufführung (Wien, im Spätjahr 1823) vorgenommen wurden.

Die perſönliche Bekanntſchaft Helmina's mit Weber ſtammte aus dem Liederkranz der Hofräthe. Er war ein angenehmer Geſellſchafter, munter, witzig und oft ſogar von ſehr geſteigert heiterer Laune, in welcher er zur Guitarre griff und mit ſeiner tonloſen Stimme allerlei weſtſüddeutſche Schelmenlieder vortrug. Sein Ausſehen war das eines Schwindſüchtigen, bleich, leidend und leibarm. Er hinkte, doch weiß ich nicht, ob von Natur oder in Folge eines Unfalls. Seine Frau war ausgezeichnet hübſch, ſo daß ſie nicht leicht eine Nebenbuhlerin zu fürchten hatte; nichtsdeſtoweniger litt ſie in hohem Grade an der leider nur zu ſehr verbreiteten Frauenkrankheit Eiferſucht. Ich habe ſchon früher erwähnt, durch welches eigenthümliche Zuſammentreffen von Umſtänden Helmina in ihrer harmloſen Zerſtreutheit vielfach das Unglück hatte, die unſchuldige Urſache häuslicher Stürme zu werden, und muß nun hinzufügen, daß ſie an Frau von Weber keine Gönnerin beſaß.

Die Haushaltung Helmina's in der Moritzſtraße trug ganz und gar das Gepräge des Feldlagers. Sie hatte beim Umzug nach Schandau mit der Wohnung in den Rochſchen Häuſern einige Schränke und andern Hausrath weggegeben, weil die Wohnung im Badeorte derlei im Ueberfluß enthielt. Jetzt fehlte es an alledem. Die Bücher lagerten auf einem Fenſtertritt, die Wäſche unter dem Sopha. Ein gezähmtes Rothkehlchen, deſſen einziger Käfig die Stube war, gab von Büchern und Schriften noch ganz andere Dinge wegzuwiſchen, als bloßen Staub, inſofern ſie ſich überhaupt wegwiſchen ließen. Sydow ſogar, der doch in dieſer Hinſicht ſeinen rechtſchaffenen Puff vertrug, konnte ſich nicht enthalten, von einem gewiſſen Mangel an Ordnung zu reden. Vor allem aber verdroß ihn der Abgang auch des kleinſten Spiegels. Er fühlte ſich unglücklich, wenn er nicht alle zehn Minuten ſein Geſicht betrachten konnte. „Wo hebt ihr denn euer Gewand auf?" fragte er die Knaben. „Nachts auf dem Stuhl," hieß die Antwort. Bei Tage nämlich trug jeder von ihnen ſeine ſämmtlichen Kleider auf dem Leibe, und hatte da kaum genug daran, weil der untere Theil in jenem Winter aus Hoſen von dunkelfarbigem Sommerzeug beſtand, — zum größten Aerger der beiden, nicht etwa, weil ſie froren, ſondern weil ſie von ihren Geſpielen verſpottet wurden. Das Tuch zu neuen Hoſen wurde zu Weihnachten gekauft und zu Oſtern dem Schneider übergeben, der ſie gegen Pfingſten ablieferte.

Die Koſt wurde abwechſelnd aus einer Garküche geholt oder im benachbarten Hotel de Saxe genommen, und dazwiſchen gab es wieder Zeiten, in welchen Babette die Küche beſorgte. In ſolchem Wechſel fand Helmina einen Reiz; ſie verſetzte ſich dadurch gleichſam auf eine Reiſe mit Unterbrechungen beſtändigen Aufenthalts.

Im Frühjahr 1821 verließ Helmina die gar zu enge Wohnung, um ſie mit einer gar zu großen zu vertauſchen. Statt des kleinen Zimmers mit der winzigen Kammer und der lichtloſen Küche bekam ſie eine wahrhaft herrſchaftliche Wohnung. Aus dem geräumigen Vorgemach mit zwar nur zweitem, aber doch hellen Licht trat man in eine breite und tiefe Stube, der ſich rechts ein großes Eckzimmer, links ein ſtattlicher Salon anſchloſſen. Dem Salon folgte ein einfenſteriges Zimmer, von welchem man einige Stufen empor zu einer Art von länglichem Lerchenkäfig mit etlichen Fenſtern an einer langen und an einer kurzen Seite ſtieg, die bis zum Eſtrich hinab gingen. Dieſes ſeltſame Gemach befand ſich über einem Saal, deſſen Decke etwas höher lag, als die der andern Räume des erſten Stockwerks. Hinter dem Salon zog ſich ein großer Alkoven hin mit einem Ausgang zum Vorgemach. An das Vorgemach ſchloſſen ſich rechts eine Küche und eine geräumige Kammer. Die Ausſicht war zweifelsohne die reizendſte, welche ſich in Dresden finden ließ. Man überblickte die Elbe, die Neuſtadt, die Gegend rings umher. Die große Brücke mit ihrem lebhaften Verkehr hatte man vor Augen. Jean Paul, der eines Tags zum Beſuche da war, ſagte, auf die Brücke deutend: „So habe ich's gern; ich ſehe den Lärm, ohne ihn zu hören." — Das Haus ſteht unterhalb des italieniſchen Dörfchens und iſt der linke Flügel eines großen Bauwerkes, das heutigen Tags noch zu den bezeichnenden Punkten des

Digitized by

maleriſchen Anblicks der Stadt vom rechten Ufer aus gehört. Der Urſprung dieſes Bauwerks fällt in die Zeit, von welcher dieſe Blätter eben reden, und der Bauherr war ein »public character« von Dresden. Er hieß Kalberla und war als armer Handwerksburſche, ſeines Zeichens ein Drechsler, eingewandert. Fleiß, Verſtand und gutes Glück hatten ihm ein Los gegründet, zum Wohlſtand und endlich zu größerem Vermögen verholfen, das ſich ſpäter zu wirklichem Reichthum gehoben zu haben ſcheint, nachdem er es an ein Unternehmen gewagt, welches die Spießbürger für ein verzweifeltes hielten.

Kalberla nahm nämlich der zuſtändigen Behörde ein Stück der alten Befeſtigungen beim italieniſchen Dörfchen zwiſchen der Elbe und dem Zwingerwall ab. Er erbot ſich, dieſelben abzutragen und die Verbindung mit der Vorſtadt herzuſtellen, wofür er nichts verlangte, als die gewonnenen Steine und einen gewiſſen Theil des Grundes zu Bauſtellen. Die Behörde fand den Vorſchlag ſehr annehmbar; ſie erſparte dadurch das viele Geld für die unabweislich nothwendige Schleifung der Bollwerke, deren Koſten durch den Verkauf der Steine und der Baugründe — dem damaligen Schätzungswerthe nach — ſich nicht zur Hälfte gedeckt hätten. Von Kalberla aber hieß es, er ſey ein Narr, dem ſeine paar Groſchen in der Taſche weh thäten. Der „Narr“ machte ſeine Gelder flüſſig, vielleicht auch Schulden dazu, und ging friſch an's Werk. Er trug den Wall bis ungefähr zu der Stelle ab, wo heutigen Tages die Anlagen beim Zwinger grünen, welche ich nur vom Hörenſagen kenne. Um einen geräumigen Hof führte er drei Häuſer auf, durch halbrunde Galerien mit einander verbunden. Im Mittelbau, der zuerſt fertig wurde, legte er eine Zuckerraffinerie an, wozu er den Rohzucker aus Hamburg auf der Elbe kommen und vom Schiffe gleich in den Hof ſchaffen ließ. Die Raffinerie erwies ſich ſchleunigſt als ein gutes Geſchäft. Der Flügel zur Rechten wurde zu irgend einem öffentlichen Zwecke, ich glaube zu einer Börſe beſtimmt. Den linken Flügel hatten die Freimaurer gemiethet, bevor nur der Grundſtein gelegt worden. Die Einrichtung eines Saales mit erhöhter Decke, welcher die ganze Flanke gegen die Elbe einnahm, war zur Bedingung gemacht worden. In den Zimmern über dem Saal wohnte der Aufſeher der Loge; nur eines davon gehörte zu der Wohnung, welche der Hausherr zum Vermiethen ſich vorbehalten, und war der oben erwähnte Lerchenkäfich, welchen Helmina zu ihrem Schreibzimmer erkor. An Miethzins bezahlte ſie jährlich die fabelhafte Summe von hundert Thalern. Ihr verſteht wohl, daß ich nicht fabelhaft groß ſagen will, doch muß ich hinzufügen, daß damals die Wohnung zwar nicht für theuer, aber keineswegs für geſchenkt galt. Die Kalberlaſchen Häuſer ſtanden in entlegener Wildniß. Aber heutzutage klingt es gar zu mährchenhaft, daß man aus neun Fenſtern in einer Reihe und noch etlichen an beiden Flanken für hundert Thaler ein ganzes Jahr lang hinausſchauen durfte, und zwar auf die reizendſte aller Ausſichten und auf den „ſtummen Lärm“ einer weltberühmten Brücke. Der Miethvertrag war in Verſen abgefaßt, und zwar in achtzeiligen Stanzen. Kalberla hatte der Dichterin geſagt, es bedürfe keiner Urkunde, und als er den gereimten Vertrag unterzeichnete, war er gewiß überzeugt, daß derſelbe keine Urkunde ſey. Es iſt in der That Schade, daß es nicht zu Streitigkeiten wegen der Miethe gekommen, wodurch die königlich ſächſiſchen Gerichte den Anlaß erhalten hätten, ſich darüber auszuſprechen, ob ein in Reimen abgefaßtes Schriftſtück einen rechtsgültig abgefaßten Vertrag vorſtellen könne?

Helmina hatte von allem Anfang an den unternehmenden Drechsler nicht für den Narren gehalten, für welchen ihn die Spießbürger erklärten. Ihre Ueberzeugung rührte jedoch nicht etwa von ihrem Scharfblick in Sachen des Zuckerhandels und des ſteigenden Werthes liegender Gründe, ſondern aus einer weit einfacheren Urſache her. Kalberla hatte nämlich ein Pfand des Glücks erhalten. Als er beim erſten Beginn der Arbeiten für die Zuckerraffinerie an einem Februartage im Hofe ſtand und dem Eisgang auf der Elbe zuſah, ſagte ihm ſein Werkmeiſter, daß die Anſchaffung eines tüchtigen Hofhundes dringend nothwendig geworden. „Gut,“ verſetzte Kalberla, „ich werde dafür ſorgen.“ Kaum war das Wort heraus, als er ein winſelndes Gebell, gleichſam einen Hülferuf vernahm. Auf einer Eisſcholle trieb ein ſtattlicher Hund einher, nicht weit vom Geſtade, der bellend und wedelnd die Leute auf dem Uferdamm aufforderte, ihn aus ſeiner peinlichen Lage zu befreien. Eine Ruderſtange war zur Hand. Das Thier, ein mopsfarbiger Metzgerhund, ward glücklich geborgen und unter dem Namen Sultan in Pflicht genommen. Er ſtand ſeinem Amte muſterhaft vor, ohne jedoch in blindem Dienſteifer die Rückſichten zu vergeſſen, welche er wohlgekleideten Leuten bei Tage ſchuldig war. Sein Beigeordneter, ein Spitz in preußiſchen Farben, ſetzte dieſe Rückſichten dagegen nur zu oft aus den Augen. Die Art, wie Kalberla zu ſeinem Hunde gekommen, war für Helmina ein ſicheres Vorzeichen des Erfolgs der großen Unternehmung. Sie würde unbedenklich zwanzigtauſend Thaler hinein ſtekken, ſagte ſie, und wenn ſie es bleiben ließ, ſo lag die Schuld nicht an ihr, ſondern an den dummen Thalern. Als

jemand äußerte, dem Kalberla ſitze ein Sparren ſchief im Dache, verſetzte ſie: „Gehen Sie mit ihm nur auf den Sonnenſtein, wir wollen dann ſehen, welchen von beiden der Doctor Bienitz behält.“

Hier iſt einzuſchalten: Sonnenſtein heißt das Schloß über dem Städtchen Pirna und es enthält eine Heilanſtalt für Irre. Helmina hatte im Verlauf des Sommers 1820 die Anſtalt öfters beſucht. Sie hatte einen Schützling dort. Ein junger Maler aus Kurland war eines ſchönen Morgens im Winter von 1819—20 raſend geworden. Die ſinnloſe Behandlung, welche dem Aermſten im Dresdener Krankenhauſe zu Theil geworden, hatte Helmina beſtimmt, ihn in eine ihrer Wohnungen in den Rochſchen Häuſern zu nehmen, ihm einen Wärter zu beſtellen und ſeine Aufnahme auf dem Sonnenſtein einzuleiten. Er iſt ungefähr ein Jahr dort verblieben und hergeſtellt entlaſſen worden, vor einem Rückfall inſofern geſichert, wie der Doctor Bienitz (Bünitz? Pienitz?) äußerte, als er nicht zu einer traurigen Gewohnheit zurückkehrte, welche ihm die Störung zugezogen. Die Geldklemme, woran Helmina im Winter von 1820—21 mehr als gewöhnlich gelitten, rührte großentheils von den Auslagen für den armen Narren her. Daß die Laſtermäuler auf dem Boden dieſer kleinen Begebenheit reichliche Aeſung fanden, brauche ich wohl nicht erſt zu ſagen. Helmina wird die üble Nachrede eben ſo vollſtändig, wenn auch nicht ganz ſo ſchnell verſchmerzt haben wie das Geld.

Die Einrichtung mußte in der neuen Wohnung vervollſtändigt werden, was durch einige Tiſche und Schränke geſchah. Der Salon erhielt ein Sopha, ſechs Stühle und einen Theetiſch. Die Fenſter blieben ohne Vorhänge, die Pfeiler zwiſchen ihnen ohne Spiegel, die hohen und breiten Wände kahl. Außer den Stühlen im Salon beſaß die Haushaltung noch vier Rohrſeſſel und einen Küchenſtuhl, welche herbeigeſchleppt wurden, wenn mehr Leute kamen. Begab man ſich in ein anderes Zimmer, ſo wurden die Stühle nachgetragen. Oft genug war der Beſuch ſtärker, als die Zahl des geſammten Aufgebotes von verfügbaren Sitzen, ſelbſt Wilhelms Schlafſopha aus dem Eckzimmer mit inbegriffen. Doch ſolche Kleinigkeiten trübten Helminas heitere Laune auch nicht einen Augenblick. Mit vollem Recht. Wer einer wohlgeordneten Haushaltung ſeinen Beſuch abſtatten wollte, mochte zu Thereſe gehen, oder zu den Hofräthen, oder — zum Satan. Nichtsdeweniger lag viel komiſches im Gegenſatz, welchen die vornehme Wohnung und die Fahrniſſe bildeten; indeſſen hegte Helmina davon kaum eine Ahnung, weil ihre Zerſtreutheit ſie ſtets am Aufmerken gehindert und ihre Kurzſichtigkeit vor unwillkürlichen Wahrnehmungen beſchirmt hatte, ſo daß ſie nur höchſt unvollkommen wußte, wie es eigentlich in andern Häuſern ausſah.

Die Bewirthung des Schwarmes, der Abends zuweilen hereinfluthete, bot keine Schwierigkeiten. Theetaſſen gab es genug im Hauſe, lauter einzeln geſpendete Andenken, die zuſammen einen buntſcheckigen Heerhaufen bildeten, der viel ergötzlicher ausſah als ein einförmiges Theegeſchirr. Hier trug eine blaue Taſſe einen Namenszug, dort eine grüne einen Wahlſpruch und eine braune ein Wappen. Den Kern dieſer Freiſchaar ſtellte ein kleines Häuflein in Uniform dar, — die Taſſen von der Malsburg. Als Troß ſchloſſen ſich die Frühſtücktaſſen der Familie an. Sein Butterbrod zum Thee nahm man ſich von dem aufgeſtellten Teller, und wer zufällig kein Löffelchen bekommen, rührte mit dem Butterbrode um.

Die Dichterin ſtand zur Zeit ihres Aufenthalts in der Zuckerraffinerie (vom Frühjahr 1821 bis Ende Juli 1823) auf dem Gipfelpunkt ihrer Berühmtheit. Die oben erwähnte Novelle von der Spinnerin Bertha, welche übrigens gar nicht zu ihren beſſeren gehörte, hatte ihr einen gewaltigen Ruck nach oben gegeben, und dann kam der Erfolg des Freiſchützen, um ſie mit bengaliſchem Feuer zu verklären. Ich habe mich nicht etwa verſchrieben, ſondern meine wirklich den Freiſchützen ſelbſt und nicht etwa die Euryanthe. Der Freiſchütz hatte nämlich zu Berlin einen nachhaltigen Beifallsſturm erregt, der von allen Seiten her beſtätigenden Wiederhall weckte. Weber war der Mann des Tages. Barbaja in Wien, „der große Impreſario,“ beſtellte eine Oper bei ihm für die deutſche „Stagione“ von 1823. Für Wien, für das Theater am Kärntnerthor ward Euryanthe beſtimmt, die Hauptrolle aber einer jungen Sängerin, wie der Kunſtausdruck lautet, auf den Leib geſchrieben. Auf dieſe Sängerin, welche bei den Wienern nicht viel galt, hielt Weber große Stücke, und er prophezeite ihr eine glänzende Zukunft. Um zu beweiſen, wie recht er hatte, brauche ich nur den Namen zu nennen; ſie hieß Henriette Sontag. Man erwartete allgemein von der Euryanthe die unglaublichſten Erfolge, da Weber, wie man behauptete, einen Text vom erſten poetiſchen Werth erhalten habe, der ihn zu den ſüßeſten Weiſen begeiſtern müſſe. Den billigen Antheil am künftigen Erfolge des Tondichters eſcomptirte die Welt zum voraus der Dichterin, und darum ſagte ich eben, daß der Ruhm des Freiſchützen ſie mit bengaliſchem Feuer beleuchtete. Ueber die Einlöſung des eſcomptirten Ruhmes wird das Erforderliche an ſeinem Ort geſagt werden; hier iſt nur einiges über die Geſtaltung des Textbuches beizubringen.

Weber wollte keine Spieloper, ſondern — wenn

Digitized by Google

der Ausdruck erlaubt iſt — eine durchgeſungene. Die Recitative erklärte er nicht in ſprechendem Vortrage halten zu wollen. Zu dieſem Zwecke erſchien ihm unter den vorgeſchlagenen Stoffen der aus dem Ritterbuche am geeignetſten. Der Stoff aber bot zwei Schwierigkeiten, die gleich beim erſten Anblick in die Augen ſprangen, eine ſehr große und eine geringere. Die urſprüngliche Handlung dreht ſich nämlich um ein Geheimniß, das durch die alte Amme der Heldin dem Böſewicht für Geld verrathen wird. Der Beweggrund zum Verrathe mußte eine poetiſchere Geſtaltung erhalten, die Amme alſo in eine junge Vertraute verwandelt werden, welche ein verſchmähtes Herz zu rächen hatte. Das ließ ſich leicht thun. Das Geheimniß jedoch iſt im Roman von einer Art, welcher die Bühne unerbittlich ſich verſchließt. Man mußte ein anderes finden, und das koſtete viele Arbeit und mehrere völlige Umgeſtaltungen des Textbuches. Ob die Wahl eine glückliche war, iſt der Welt unbekannt geblieben, da beſagtes Geheimniß in einem Geſangſtücke verrathen wird, deſſen Text noch kein ſterbliches Ohr verſtanden hat. Wer die Worte lieſt, kann ſich durch ſtandhaftes Nachdenken allenfalls eine Vorſtellung davon erwerben. — Im Roman führt Gerhart von Nevers (in der Oper: Adolar) die vermeintlich treuloſe Euryanthe in den wilden Forſt, um ihr den Kopf abzuſchlagen. Auch in der Oper ſoll ſie den Tod in ſolcher Weiſe erleiden, weil ſie ein Geheimniß ausgeplaudert, obſchon dieſe Plauderhaftigkeit nicht den Schluß auf eine begangene Untreue nothwendig bedingt. Ein Ungethüm, das die beiden anfällt und von Gerhart-Adolar erlegt wird, bringt dieſen auf andere Gedanken und er überläßt Euryanthe ihrem Schickſal. Die Wahl des Ungethüms verurſachte vieles Kopfzerbrechen, bis endlich auf Webers Andringen eine Schlange beliebt wurde, nachdem Helmina lange für einen Löwen geſtritten. Wilhelm, der bei einer der bezüglichen Berathungen zugegen war, nahm ſich die Freiheit heraus, zu äußern, man könne wohl einen Lindwurm oder einen Bären nehmen, doch weder den Leuen noch die Rieſenſchlange, die in Frankreich niemals vorgekommen. Er wurde dafür vor die Thüre gewieſen. Eine noch herbere Zurechtweiſung zog ihm ſpäter ſeine Einrede gegen die Stelle im Jägerchor zu, welche heißt: „Erreicht den Aar im hohen Horſt, erlegt die Schlang' im dichten Forſt." Er behauptete nämlich, die beiden erwähnten Geſchöpfe ſeyen kein jagdbares Wild, und namentlich kein Gegenſtand der franzöſiſchen Jagd mit den Laufhunden. Der Knabe kannte damals das edle Waidwerk zwar nur aus Büchern, aber er hatte nichtsdeſtoweniger recht, was ihm natürlich nichts half. Er war überhaupt ein ausgemachter Bücherwurm, obſchon er ſehr viele Zeit mit ſtundenlangem Umherſtreifen durch Wald und Wieſen verſchwendete. Namentlich ließ er ſich das Leſen der Claſſiker angelegen ſeyn, wobei ihm einige in die Hände fielen, von denen mich nachträglich wundert, daß ſie ihn nicht gründlich vergiftet haben. Jedenfalls wird ſein Schutzengel alle Hände voll zu ſchaffen gehabt haben, um das Aergſte zu verhüten, und dabei ſchwerlich im Stande geweſen ſeyn, die Einbildungskraft ſo durchaus ſauber zu halten, als es für die nahenden Jahre der reiferen Jünglingszeit wünſchenswerth geweſen wäre.

Unter den Erſcheinungen, welche im Kalberlaſchen Zeitabſchnitte die Bahn Helminas ſtreiften oder kreuzten, ſind hier einige anzudeuten. Der Herr von Schindel, ein Lauſitzer Grundherr, war im Zuge, ſein Lexikon deutſcher Schriftſtellerinnen herauszugeben, und kam häufig zu Helmina. Sie verhalf ihm zu mancherlei Angaben für ſein Werk und gab ihm Mittel an die Hand, hie und da das richtige Alter einer ſchriftſtellernden Zeitgenoſſin zu erfahren, was die dornigſte ſeiner Aufgaben ſey, wie er klagte. Von einer erzählte er, ſie habe ſich jünger gemacht, als ihr zuerſt erſchienenes Werk ſey; allen aber ſagte er nach, daß ſie wenigſtens fünf Jahre abhandelten. Indeſſen hat er ſich doch ziemlich gut aus der Sache gezogen, und ſein Lexikon gehört zu den geſchätzten Quellenwerken. — Schindel war gelehrt, aber zerſtreut; wenn ihm etwas nicht gleich beifiel, ſagte er: „Ich weiß es, ich weiß es in meinen Büchern."

Jean Paul beſuchte Dresden für kurze Zeit im Frühſommer 1822 und war, wie ſich denken läßt, ſo ſtark in Anſpruch genommen, daß er möglicherweiſe ſich um die Dichterin nicht bekümmert hätte, wäre Helmina ihm nicht aus früheren Tagen bekannt geweſen. Er kam als lieber alter Freund, der er war, und trieb die Leutſeligkeit ſo weit, daß er eine Einladung zum Eſſen annahm. Richtig ſtellte er ſich ein, und zwar um vierundzwanzig Stunden zu früh, mußte mit einer Mahlzeit aus dem Stegreif vorlieb nehmen und lachte aus voller Seele über ſeine Zerſtreuung. „Ich bin aus dem Legationrath ein wahrer Confuſionrath geworden," ſcherzte er, um dann die Verſicherung hinzuzufügen, daß ihn die feinſte Abfütterung nicht ſo vergnügt haben würde. (Er ſagte und ſchrieb grundſätzlich „Legationrath" ſtatt des üblichen „Legationsrath," wie er überhaupt mancherlei Eigenheiten in der Rechtſchreibung hatte.) Er war ein wohlbeleibter Mann mit rothem Geſicht und ſo kurzem Halſe, daß er unmöglich ein Halstuch tragen konnte, geſchweige denn eine der damals modiſchen Cravatten. Darum ging er wohlweislich mit offenem Hemdkragen, wodurch er ein

angenehm freisames Aussehen gewann. Für einen dicken alten Herrn war er hübsch genug mit seinem geistreich jovialen Gesicht und seiner muntern Lebendigkeit. Das übrige that sein Ruf, so daß es kein Wunder war, wenn die Weiber sich um ihn rissen, und zwar die jungen zu allermeist. Wie die Kletten hängten sie sich an ihn, und manche schöne Dresderin ließ um seinetwillen den unvermeidlichen Strickstrumpf wohl viertelstundeweise feiern. Ich glaube kaum zu übertreiben.

Am nächsten Tage kam Jean Paul, ein Mann von Wort, getreulich wieder, um seine officielle Fütterung abzusitzen. Das Futter war eben nicht feiner, als Babette es herzustellen vermochte, aber sie erntete großes Lob, weil sie mit bayerischen Dampfnudeln oder etwas dergleichen sich selbst übertroffen. Auch hatte Helmina für Gesellschaft gesorgt, wie der werthe Gast sie liebte. Die schöne Frau Kraukling, ihr Mann und Krauklings alter Freund Wolke bildeten eine willkommene Tischgenossenschaft. „Vater" Wolke, aus Berlin zum Besuche gekommen, war eine Gestalt aus verschollenen Tagen, einundachtzig Jahre alt, aber wunderbar frischen Geistes. Von seiner Vergangenheit weiß ich wenig. Wenn mir recht ist, gehörte er seiner Zeit zu den Dessau'schen Erziehungs-Philanthropen, welche bekanntlich das heranwachsende Geschlecht ohne allen und jeden Zwang erziehen wollten, und in ihrem Eifer gegen die alte Schulfuchserei gleich das Kind mit dem Bade verschütteten. In Berlin war er einer der Gründer der deutschen Gesellschaft und machte sich durch Bestrebungen für die deutsche Sprache bemerklich, bei denen er ganz nach der Weise Basedowscher Erziehungslehre auch das Kindes mit dem Bade verschüttete. Er warf nicht nur die übliche Rechtschreibung über den Haufen, sondern ließ auch eine Menge von hergebrachten Sprachformen nicht gelten, als ob überhaupt eine Sprache möglich wäre, wenn sie sich nicht durch das Herkommen gebildet. „Begleiterin" zu schreiben, sagte er, sey Unsinn, insofern man nicht etwa die Frau eines Begleiters damit meine. Eine begleitende Frau sey eine „Begleitin." Erfahren könne nur der Fuhrmann; der wahrnehmende Mensch erwahre. Die Sylbe „ung" war ihm in zusammengesetzten Worten ein Gräuel. Er schrieb „Erziehlehre," und darin traf er übereinstimmend mit Jean Paul zusammen, dem er das ausgelassene „s" (z. B. im oben erwähnten Legationrath) höher anrechnete als den ganzen Heiperus. Die beiden gefielen einander ganz gut, besonders nachdem sie ein paar Flaschen Rothwein vom langen Kork vertilgt hatten. Jean Plau glänzte im hellsten Sonnenschein seiner gemüthlichen Liebenswürdigkeit, der schönen Nachbarin zu Ehren, wobei er nicht versäumte, die hellen Witzfunken des Vaters Wolke durch einen Sprühregen von Witzsternen zu überglänzen. Er war ungehalten, als sein Neffe (oder Vetter) Richard Spazier erschien, um ihn verabredetermaßen abzuholen, ich weiß nicht wohin. Sie gingen zusammen fort und der Vorhang fiel. Helmina sagte, nicht sehr verbindlich für Richard Spazier, mit dem Käthchen von Heilbronn: „Da kam die dumme Margret und brachte Licht."

Im ersten Sommer fühlte sich Helmina von ihrer schönen Wohnung viel zu sehr gefesselt, um dieselbe für längere Zeit zu verlassen. Sie begnügte sich mit einem Ausfluge von etwa zehn Tagen nach Teplitz. Den Anlaß dazu gab ein nordischer Freund, der sich einige Zeit zu Dresden aufgehalten. Er war ein junger Mann, der am Weltschmerz der Langeweile litt, wie sie jeden befällt, der, wenn er der Sorge für das tägliche Brod enthoben ist, nicht irgend ein Ziel des Ehrgeizes oder wenigstens der Liebhaberei verfolgt. Der Freund hegte die Sehnsucht, sich ernstlich zu verlieben, konnte es aber nicht dazu bringen, sogar in Teplitz nicht, wo die schöne Gräfin Harrach in aller Pracht ihrer Schönheit die Herzen bezauberte. (Sie ist nicht gar lange nach jener Zeit die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen geworden und erhielt den Titel einer Fürstin von Liegnitz.) Den Rückweg nahm Helmina mit ihren Söhnen über Aussig, von wo sie auf einer Gondel die Elbe hinabfuhr. Zu Tetschen ließ sie anlegen, um der Gräfin Thun einen Besuch abzustatten, die eine Schwester des preußischen Theaterintendanten Grafen Brühl war. Die Gräfin und ihr Gemahl nahmen sie sehr freundlich auf und behielten sie zur Tafel. Die Lage von Tetschen ist sehr hübsch. Das Schloß auf der Höhe über dem Städtchen, der Strom, die hohen Gebirge rings umher, die breite Thalsohle mit ihren üppigen Wiesen geben ein Bild voll Anmuth. Gegenüber von Tetschen befindet sich am linken Elbufer ein kleines Bad mit einer kalten Eisenquelle, an Gehalt der von Schandau gleich. Den Namen des Bades habe ich vergessen. Die Dichterin besuchte im nächsten Jahr (1822) den Curort und von dort aus ziemlich fleißig das Schloß. Der Verkehr mit der liebenswürdigen und geistreichen Gräfin zog sie an. Der Wunsch, diese Dame öfter zu sehen, hatte die Wahl bestimmt, denn ohne diesen würde die Badecur in Schandau abgehalten worden seyn. Den Söhnen war Tetschen in ihrer Weise ebenfalls lieber, und zwar aus dem seltsamen Grunde, weil sie hohe wilde Waldberge näher zur Hand hatten, wo es weder gebahnte Wege noch zurechtgemachte Sehenswürdigkeiten gab. Max fand auf den Höhen viele Punkte, von wo er das Schloß mit Städtchen und Fluß in eigenthümlich gestellter

Digitized by Google

Anſicht zeichnen konnte. Wilhelm verwendete einen Theil ſeiner Muße darauf, möglichſt viele Kirſchen zu verzehren, um die Kerne einer braunen Thereſe mit weißem Kopftuch verehren zu können. Und was machte die Reſi mit den Kirſchkernen? Schnitzelte ſie vielleicht Ohrgehänge? O nein, ſie warf dieſe Kerne ihren borſtigen Pfleglingen im Kober vor, um das Krachen und „Knatſchen“ zu hören, das wie Muſik in ihrem Ohre klang. Gewiß ſehr idylliſch! Ich glaube kaum, daß den Beziehungen zwiſchen dem ſechzehnjährigen Knaben und der fünfzehnjährigen Dirne eine Beimiſchung von Zärtlichkeit fehlte, aber ſie kam nicht zum Bewußtſeyn, trotz Ovid, Martial und Properz. Zweifelsohne jedoch wäre der Durchbruch nicht ausgeblieben, wenn der Faden ſich länger fortgeſponnen hätte. — Auf dem Rückwege von Teſchen verweilte Helmina einige Zeit zu Schandau und traf mit der Hitze des Hochſommers zu Dresden ein.

Zu ſelbiger Zeit führte Helmina einen leidenſchaftlichen Federkrieg, nicht etwa mit irgendwem, ſondern gegen irgend etwas, das nichts geringeres war, als die Rechtspflege im preußiſchen Rheinland, gegen die ſie ſeit der Zeit ihrer kölniſchen Händel einen gründlichen Abſcheu hegte. Es iſt die Art der Weiber, alle Dinge nach dem kleinen Punkte zu beurtheilen, auf dem ſie mit ihnen in Berührung gekommen, und in dieſem Stücke war die geiſtreiche Dichterin nicht anders beſchaffen als die beſchränkteſte Frau Gevatterin. Sie ließ einmal ein Donnerwetter über Wilhelm ergehen, weil er mit großem Eifer ein Buch von Luden las. Sie kannte keines der Werke Ludens, aber für ſie war er ein heillos ſeichter Schmierer, weil er eine ihrer Dichtungen ungünſtig beurtheilt hatte. So war denn auch die linksrheiniſche Rechtspflege ein Scheuel und Gräuel, den man mit Stumpf und Stiel ausrotten mußte. Den Anlaß zum Sturme hatte die bekannte Streitſache, „der Staat gegen Peter Anton Fonk“ gegeben. Das jüngere Geſchlecht wird wenig davon wiſſen, ſo groß der Lärm auch war, den zu ihrer Zeit die Angelegenheit in der Welt erregte.

Fonk war ein Kaufmann zu Köln am Rhein. In Geſellſchaft mit einem Fabrikanten zu Krefeld, Namens Schröder, getreten, hatte er unbefriedigende Geſchäfte gemacht. Schröder, der ſich für übervortheilt hielt, ſchickte ſeinen Angeſtellten Cöhnen nach Köln, um Fonks Bücher einer genauen Durchſicht zu unterwerfen. Bevor dieſe Arbeit zum Schluſſe gediehen, verſchwand Cöhnen auf geheimnißvolle Weiſe. Die Leiche ward nach Verlauf von etwa zwei Wochen aus dem Rheine gezogen. Der Befund ergab, daß der junge Mann ermordet worden, bevor er in's Waſſer gekommen. Der Verdacht richtete ſich gegen Fonk, beſonders nachdem bekannt geworden, daß Cöhnen ſowohl in Briefen an Schröder als mündlich gegen ſeine Freunde ſich äußerſt ungünſtig über das geäußert, was er bereits in den Büchern gefunden haben wollte. Die Unterſuchung ward eingeleitet, doch Fonk unverurtheilt aus der Haft entlaſſen. Sein Küper Hamacher wurde als Mitſchuldiger an Cöhnens Ermordung zu einer Zuchthausſtrafe von ſechzehn Jahren verdammt. Ein paar Jahre darauf ergaben ſich neue Inzichten, Fonk ward abermals eingezogen, und wenn es bisher allgemein geheißen, er habe den Hamacher zum Morde angeſtiftet, ſo lautete jetzt die Anklage dahin, daß er mit eigener Hand den Cöhnen erſchlagen. Die Geſchworenen gaben in ihrem Wahrſpruche der Anklage recht und Fonk wurde zur Todesſtrafe verurtheilt.

Wer die gedruckten Verhandlungen vor dem Schwurgerichtshofe lieſt, muß ſich bekennen, daß er als Geſchworener ebenfalls ein Schuldig ausgeſprochen haben würde. Ich entſinne mich noch recht wohl, daß ich als ſechzehnjähriger Knabe dieſe Verhandlungen mit einem entſchiedenen Vorurtheil für des Angeklagten Schuldloſigkeit geleſen habe und darüber ſehr kleinlaut geworden bin, obſchon ich ſeit mehreren Jahren immer nur vernommen, daß Fonk ein beklagenswerthes Opfer der ſchändlichen Rechtspflege im Rheinlande ſey; denn Helmina hatte ſich der Angelegenheit ſchon bei ihrem erſten Auftauchen angenommen, um zur Sühne für die „falſche“ Anklage die Beſeitigung der Schwurgerichte zu verlangen. (Sie bildete ſich nämlich ein, ſie ſey zu Köln vor die Geſchworenen beſchieden geweſen, weil ſie vom Unterſchiede zwiſchen Schwurgericht und Zuchtpolizei nicht den geringſten Begriff hatte, wie ſie es überhaupt über die Dinge dieſer Welt ſelten zu klaren Vorſtellungen brachte.) In ſpäteren Jahren erzählte mir Spindler, er habe zu Trier den Verhandlungen beigewohnt und würde als Geſchworener den Angeklagten unbedenklich verurtheilt haben. Dieſer Ausſpruch war für meine Ueberzeugung ſehr wichtig; Spindler vereinigte mit einer außerordentlichen Gabe von Scharfſinn eine große Uebung im Aufmerken bei öffentlichen Gerichtsverhandlungen, und theilte als Fremder, der kürzlich angelangt war und bald wieder gehen ſollte, durchaus nicht das Vorurtheil, welches manchen Einheimiſchen gegen Fonk befangen mochte. Die Rheinländer konnten leicht verleitet werden, gegen Fonk Partei zu nehmen, weil er der Schützling, oder beſſer geſagt der Vorwand jener Altpreußen war, die nicht müde wurden, gegen das rheiniſche Gerichtsverfahren Himmel und Hölle aufzubieten.

Ich habe bereits angedeutet, daß dieſe altpreußiſche Feindſeligkeit gegen den Code Napoleon der Dichterin

in ihrem Rechtshandel gegen General Zaſtrow nicht wenig zu ſtatten kam. Jetzt bewies ſie ſich erkenntlich, ſo viel in ihren Kräften ſtand. Die gute Vespertina brach für Fonk Lanze um Lanze. Zu Chemnitz, Freiberg und Meißen ſchlug man die Hände über dem Kopf zuſammen, indem man das Mißgeſchick der armen Rheinländer beklagte, die Preußen nach ſiebenjährigem Beſitz immer noch nicht vom ſchnöden Joche der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerichte erlöst habe. Man hoffte indeſſen, es werde jetzt endlich geſchehen. Und dieſe Hoffnung ſollte, beiläufig bemerkt, bald einen Anhaltspunkt mehr bekommen. Statt nämlich den Verurtheilten ſeiner Zeit zu begnadigen, wozu der Krone das Recht zuſtand, machte der König dem Verfahren ein Ende und verfügte Fonks Loslaſſung durch einen Machtſpruch, bevor der oberſte Gerichtshof die Berufung erledigt hatte. In dieſer Maßregel barg ſich eine ſchwere Drohung gegen die rheiniſchen Einrichtungen, doch iſt ſie darin verborgen geblieben, und ein Vierteljahrhundert ſpäter hat man den Spieß umgekehrt.

Frau Fonk ging nach Berlin, um mit den Beſchützern ihres verurtheilten Gemahls perſönlich zu verkehren. Helmina, die eines Vormittags davon erfuhr, machte ſich ſchon am nächſten Morgen auf den Weg nach Berlin, begleitet von ihren Söhnen und mit ſehr geringem Gepäck belaſtet. Sie wollte in drei bis vier Wochen zurückkommen, blieb aber etwas länger aus, als ſie ſich vorgenommen, — ungefähr ſechs bis acht Monate.

(Fortſetzung folgt.)

Der Poſten der Frau.

Anekdote.

III.

Eleonore war bis jetzt in ſo leidenſchaftlicher Aufregung geweſen, daß ſie nur wenig über die Ausführung ihres Abenteuers hatte nachdenken können; ſie ſchien ihr leicht, weil das Verlangen darnach ſie beherrſchte. Jetzt, wo für die nächſten Augenblick die dringende Gefahr der Entdeckung beſeitigt ſchien, tauchten, als ſie in der finſtern Nacht, längs des leiſe rauſchenden Fluſſes an der Seite ihres ſtummen Begleiters dahinſchritt, die Bedenklichkeiten und Fahrniſſe des Unternehmens deutlich genug vor ihrem innern Auge auf. Eine junge Frau, ein zartes Kind in herbſtlicher Jahreszeit, unter kriegeriſcher Aufregung, ohne Geld, ohne Gepäck, ohne jegliche Vorkehrung auf der Flucht weit über hundert Meilen nach einem unwirthlichen Lande! Denn eine Reiſe aus dem Leipziger Kreiſe nach der Oſtſee war vor hundert Jahren kein Katzenſprung wie heute und wäre auch in friedlicheren Tagen und von beſonnenen Männern ſchwerlich ohne ein rechtsgültig auf dem heimiſchen Amte niedergelegtes Teſtament unternommen worden. Aber die Tochter des alten preußiſchen Soldaten war nicht ſo leicht von einem gefaßten Entſchluſſe abzuſchrecken. Sie hatte einen ſtolzen, energiſchen Willen, deſſen Feuer ſieben Jahre verweichlichenden Genuſſes nicht gedämpft, und was ſelten der Fall bei phantaſievollen, raſch auflodernden Naturen, ſie hatte dabei eine kluge, umſichtige Art, welche die Mittel zu den Zwecken zu finden weiß. Mit Einem Worte: Eleonore hatte Charakter, ſie konnte Gutes und Böſes thun, was juſt nicht Vielen, auch Männern nicht, gegeben iſt, und jetzt, ſo ſchien es, ſtand ſie auf dem Scheidewege zwiſchen beiden.

„Komme es, wie es wolle," ſagte ſie ſchließlich zu ſich ſelbſt, „zurück kann ich nicht. Nur über die Grenze, und ich bin geborgen und ſollte ich mich an den König ſelber wenden!"

„Haſt du Geld bei dir, Lehmann?" fragte ſie jetzt. — „Dreißig Species und zwei Zwanziger, gnädige Gräfin," lautete die Antwort. — „Welche Summe, alter Freund!" rief die Gräfin erfreut. — „Meine ganze Baarſchaft. Seitdem die fremden Raben im Lande ſind, hat Jeder ja nur, was er auf ſeinem Leibe trägt." — „So wirſt du mir vorſchießen müſſen, bis wir unterwegs meine Juwelen verkaufen können."

Sie verſank wieder in Schweigen; aber nach wenigen Minuten ſtanden ſie ſchon vor dem kleinen Fährhauſe und es dauerte eine Weile, ehe ihr Begleiter durch Rufen und Klopfen ein menſchliches Weſen erwecken konnte. Endlich wurde das Fenſter geöffnet und

Digitized by Google

eine weibliche Stimme brummte ziemlich unwirsch: „Der Fährmann ist nicht heim. Kann nicht übergesetzt werden.“ — „So lasse Sie uns ein, Hanne, wir wollen auf ihn warten.“ — „Zum Kukuk warten!“ entgegnete das mürrische Weib und wollte das Fenster zuschlagen.

Aber Freund Lehmann packte mit seinem langen Arme den ihren und rief: „So sperr' Sie doch Ihre Augen auf, Hanne: wir sind ja die gnädige Gräfin von drüben!“

„Eine schöne Gräfin, in pechrabenschwarzer Nacht auf den Beinen, und so ein Gebrüll wie ein Kanonier!“ — „Sie ist noch im Schlafe, Hanne, sonst würde Sie den Lehmann ja wohl kennen. Steck' Sie die Lampe an und riegle Sie auf, sonst trei' ich Ihr die Thür in Stücke.“ Und damit machte er Anstalt seine Drohung auszuführen, als rechtzeitig die Alte aufriegelnd in der Thür erschien und die Lampe in der Hand die seltsame Gruppe mit weitaufgerissenen Augen betrachtete.

„Weiß der Herr, die Gnädige!“ sagte sie verblüfft. — „Wo ist Ihr Mann, Mutter Hanne?“ fragte die Dame hastig. „Ich muß auf der Stelle hinüber zu meinem Sohn.“ — „I freilich hinüber!“ erwiderte Mutter Hanne. — „So rufe Sie den Adam! Rasch, rasch!“ — „Aber der Adam ist nicht da.“ — „Wo ist er?“ — „Auf's Fischen ist er.“ — „Und wann kommt er zurück?“ — „Wann er was gefangen hat, kommt er zurück.“ — „So mag mich Lehmann hinüber rudern; leuchte Sie nur zum Kahn, Hanne!“ — „I freilich zum Kahn! Aber der Kahn ist nicht da.“ — „Wo ist der Kahn?“ — „Der Adam fährt darin und fischt.“

Ein Donnerschlag für die vor Ungeduld zitternde Frau. Fährmann und Fahrzeug nicht da! Sollte sie die unersetzliche Zeit mit Warten verbringen? Ein anderer Fischer hätte sie hinüber rudern können; die städtischen Bewohner bestanden wohl zum vierten Theil aus Mitgliedern dieser Innung, die sich seit Jahrhunderten ansehnlicher Privilegien im Flößen und Fischen von Seiten weiland Landgrafs Ludwig von Thüringen erfreuten, zum Dank dafür, daß ein Schiffer des Städtchens den gefangenen Herrn nach seinem kühnen Sprung aus dem Thurme von Giebichenstein in den rettenden Kahn aufgenommen hatte. Die lange Vorstadt, welche die Flüchtigen eben durchwandert hatten, war Haus bei Haus von Fischern und Holzhändlern bewohnt. Aber das Wecken in der Nacht hätte Aufruhr erregt, ein Erkennen der schönen Frau wäre unvermeidlich, eine Entdeckung von Seiten ihrer Verfolger wahrscheinlich gewesen. So hart es schien, still zu warten, immerhin war es räthlicher als jenes Wagniß; wurde der Fährmann doch jeden Augenblick zurückerwartet.

So folgte denn die Dame Mutter Hannen in das kleine Unterstübchen, bat sie, sich in ihrer nächtlichen Ruhe nicht stören zu lassen, öffnete das Fenster, da die eingesperrte Luft ihren Athem beklemmte, zog die Zobelsaloppe fester um ihre Schultern, setzte sich und blickte in die nur von einzelnen durch den Nebel dringenden Sternen erleuchtete Nacht hinüber nach ihrem nahen und doch so unerreichbaren Schlosse. Lehmann ging als Schildwacht vor dem Hause auf und nieder; Mutter Hanne hatte sich schließlich wieder in ihr Kämmerlein zurückgezogen. Das Unisono ihres Schnarchens und des rauschenden Flusses waren die einzigen Töne, welche die Stille unterbrachen und allmählig auch die aufgeregte Gräfin in einen halben Schlummer lullten. Wirre Bilder von Helden und Ungethümen, von Tänzern und Kämpfern, von Flucht und Verfolgung drängten und scheuchten sich vor ihrem Sinn. Von Zeit zu Zeit sprang sie auf, machte einen Gang durch das Zimmer, störte den schwach glimmenden Lampendocht auf und erkannte an der alten Schwarzwälder Uhr das ängstigende Fortschreiten der Stunden. Dann setzte sie sich wieder, um sich von neuen Hallucinationen beklemmen zu lassen. Sie schwimmt auf hohem Meer, ihr Kind fest an die Brust gedrückt, der Nordwind braust, die Wogen drohen den leichten Kahn zu verschlingen. Vor ihr die rettende Düne, in der Ferne ihr heimisches Schloß: nur noch einen kräftigen Ruderschlag, alter Adam, und wir sind frei! Da, da am Strande ein Punkt, ein elender Zwerg, aber immer wachsend und wachsend; jetzt ist es ein Riese mit weitausgreifenden Armen. Heiland der Welt — es ist ihr Gemahl!

Sie fährt entsetzt in die Höhe. Die Uhr schlägt vier. Wie fern hatte sie gehofft um diese Stunde schon zu seyn, und nun noch immer harrend am Saume der Stadt! Sie blickt hinüber zum Schlosse, das vorhin im Dunkel gelegen; jetzt sieht sie Leben und Bewegung darin; unruhige Lichter blinken durch die Scheiben, als ob Menschen eilig die Zimmer durchliefen. In tödtlicher Angst stürzt sie hinaus vor die Thür. „Hinüber, Lehmann, hinüber!“ ruft sie. „Wecke einen Fischer! Siehst du die Lichter drüben? Mein Leo ist krank!“ — „Behüte, Comtesse, behüte!“ antwortete der Diener beruhigend. „Der Herr Graf werden gekommen seyn, uns zu suchen. Ein Glück, daß sie alles in Ruhe finden, hier hüben werden sie uns nicht vermuthen.“ — „Du kannst Recht haben, Freund,“ antwortete Eleonore einigermaßen beschwichtigt. „Dennoch müssen wir jetzt eilen. Der Graf wird sich nicht aufhalten und mich weiter verfolgen. Der Morgen naht. Geh, suche einen Kahn!“

Lehmann stand im Begriff dem Befehle zu gehorchen, als er plötzlich aufhorchend stille hielt. „Was

Digitized by Google

haſt du, Lehmann?“ fragte die Gräfin, ebenfalls ſtutzend. Man hörte Pferdegetrappel und flüſternde Stimmen auf der Straße hinter dem Hauſe. — „Hurtig hinein!“ rief der Diener, breit vor der Thüre Poſto faſſend.

Eleonore war kaum wieder in das Zimmer getreten, als Tritte und Stimmen dicht vor ihrem Fenſter hörbar wurden. Sie verbarg mit glücklicher Faſſung die Lampe im Ofenloch und ſich ſelbſt hinter dem geöffneten Fenſterflügel und bemerkte im Sternenſchimmer einen Trupp berittener Geſtalten.

„Hier iſt das Fährhaus, in welchem wir das Licht ſchimmern ſahen,“ ſagte eine Stimme. — „Das iſt nicht meines Mannes, das iſt eine preußiſche Stimme,“ ſagte Eleonore zu ſich ſelbſt. — Preußen, Preußen! — rief Lehmann triumphirend zu ihrem Fenſter hinauf.

„Wer ſpricht hier?“ fragte der zuvorderſt Haltende vom Pferde herab. — „Ein Preuße!“ lautete die Antwort des alten Soldaten. — „Iſt dieß das Fährhaus vor dem Leipziger Thor?“ — „Das Fährhaus, zu Befehl.“

„Iſt Er der Fährmann?“ — „Mit Permiß, nein.“ — „Wer iſt Er?“ — „Wachtmeiſter Lehmann, ehemals von Colberg Dragoner.“ — „Der bei Molwitz einen Arm verlor?“ — „Zu Befehl.“ — „Wie kommt Er hieher?“ — „In Dienſten meiner Herrſchaft, der gnädigen Comteſſe von Loos, verehelichten Gräfin von Fink.“ — „Loos von Ganditten?“ — „Zu Befehl.“ — „Sind noch Franzoſen in der Stadt?“ — „Zu Befehl.“ — „Wie ſtark?“ — „Circa zweitauſend Mann, incluſive derer vom Reich.“ — „Der Prinz von Hildburghauſen?“ — „Logiren oben auf dem Schloſſe.“

„Kennt Er die hieſige Gegend genau?“ — „Zwei Meilen in die Runde jedweden Weg und Steg.“ — „So folge Er uns und zeige Er uns den Weg auf die Höhen.“ — „Zu Befehl, ſobald ich meine gnädige Comteſſe an Ort und Stelle escortirt.“ — „An Ort und Stelle, wohin?“ — „Nach Ganditten, zu Ihres Herrn Vaters Excellenz.“ — „Da würden wir ein Weilchen warten müſſen, ehe unſere Kanonen den Weg fänden, Freund. Aber die Frau Gräfin wird ihre Reiſe wohl verſchieben können, bis Er wieder da iſt?“

„Halten zu Gnaden, nein; ſie kann ſie nicht aufſchieben. Wir müſſen gleich hinüber, unſern Junker zu holen, wir warten nur auf den Kahn.“ — „Wo iſt die Gräfin?“ — „Drinnen im Hauſe.“ — „Da mag ſie warten, bis Er wieder kommt; vor Tage iſt Er wieder da. Faſſe Er ſich kurz! Allons, Marſch!“

Der alte Preuße ſtand einen Augenblick rathlos, was zu thun. Seine Herrin aber hatte das ganze Zwiegeſpräch von ihrem Fenſter mit angehört. Die Ankunft der Preußen war ein Zwiſchenfall, von welchem ſie nicht deutlich einſah, ob ſie ihn für tröſtlich, oder für unheilvoll halten ſollte. Doch war ſie zu einer freudigen Regung geſtimmt und erkannte zudem ſchnell, daß Widerſtand unmöglich ſey. Sie raffte ſich daher muthig zuſammen, nahm die Lampe aus ihrem Verſteck und trat unter die Thür.

„Thu', was der Herr dir befiehlt, Lehmann, wir können nicht widerſtreben,“ ſagte ſie, und ſich gegen den das Wort führenden Reiter wendend, ſetzte ſie würdevoll hinzu: „Ich ſtelle mich unter den Schutz eines preußiſchen Offiziers.“

Die ſchöne junge Frau im ſilberdurchwirkten Gewande, zu nächtlicher Zeit, in der einſamen Fiſcherhütte war wohl eine überraſchende Erſcheinung ſelbſt für die wenig zur Romantik geneigten preußiſchen Helden. Auch lief ein leiſes Gemurmel durch die Truppe, deren Führer einen Augenblick ſchwieg, ſich dann zu einigen Zurückſtehenden wendete und leiſe mit ihnen ſprach. Nach einigen Minuten kehrte er zu dem Wachtmeiſter zurück mit der Frage: „Liegt die Garniſon auf dem Schloß?“ — „Nein, bei den Bürgern in der Stadt.“ — „Und in den Vorſtädten?“ — „Keine.“ — „Wo ſteht die übrige Armee?“ — „In den jenſeitigen Dörfern stromauf.“ — „Wie weit iſt es vom —bach bis auf die Höhen über uns?“ — „Kaum eine Stunde.“ — „Weiß Er einen nahen und ſicheren Uebergang für ſchweres Geſchütz?“ — „Zu Befehl.“ — „So folge Er dem Piket. Wir werden bei Seiner Dame Wache halten, bis Er wieder kommt.“

Der Wachtmeiſter machte kehrt mit einem ermuthigenden Blicke auf ſeine Herrin, die er ja ſicher unter preußiſchem Schutze zurück ließ. In wenigen Augenblicken waren die Schritte des Detachements in der Schlucht verhallt. Der Reſt der Preußen — ihre Zahl ließ ſich in der Nacht nicht im Entfernteſten beſtimmen — ſchien ſich rings um das Haus zwiſchen Berg und Fluß zu poſtiren. Alles ſchwieg, man hörte nur das Wiehern der Pferde und das Klirren einzelner Waffen. Der, welcher als Führer bis jetzt das Wort geführt, war vom Pferde geſtiegen und allein auf das Haus zugeſchritten, auf deſſen Schwelle die Gräfin noch immer in zweifelhafter Erwartung ſtand. In dem Augenblick, als ſie ihrem unbekannten Schutzherrn voran in die Thür treten wollte, erſchallte vom gegenſeitigen Ufer der Ruf: „Hol über!“

Der preußiſche Offizier ſtutzte, Eleonore aber rief entſetzt: „Der Graf, der Graf!“ — „Welcher Graf?“ fragte der Preuße. — „Mein Verfolger, mein Gemahl!“ antwortete die Dame. — „So wird er ſeine Ungeduld zähmen oder durch den Fluß ſchwimmen müſſen,“ ſagte der Fremde; „ein Fahrzeug iſt ja nicht da.“

Digitized by Google

Sie athmete erleichtert auf und trat in das Zimmer. Mutter Hanne, die durch den preußiſchen Ueberfall nicht in ihrer Ruhe geſtört worden war, ſchnarchte in ihrer Kammer fort. Eleonore ſetzte ſich auf ihren früheren Platz am Fenſter und horchte auf den von drüben noch mehrmals wiederholten Ruf nach dem Fährmann, bis endlich, da derſelbe keine Erwiederung fand, die Rufer ſich zu entfernen ſchienen. Dann erſt wagte ſie es neugierig nach dem Preußen hinüber zu ſchielen, in der Hoffnung, vielleicht ein bekanntes Geſicht zu entdecken. Aber ſeine Züge ließen ſich nicht unterſcheiden; er hatte auf einer Bank hinter dem Ofen Platz genommen und ſaß dicht in einen dunkeln Mantel gehüllt, den Hut tief in die Stirn gedrückt, den Kopf vorwärts gebeugt und das Kinn auf den Griff ſeines Degens ſtützend, den er zwiſchen beiden Händen gefaßt hielt. Das Dämmerlicht, welches das ſchwache Oelflämmchen im Zimmer verbreitete, geſtattete keine genauere Unterſuchung.

Jung und gefährlich ſchien aber der preußiſche Held nicht zu ſeyn, denn er machte keine Miene, ſein Tete-à-tete mit der ſchönen Frau auch nur zu einem Zwiegeſpräch zu benutzen. Indeſſen durfte die Gräfin, nach der Haltung, welche die Truppe ihm gegenüber beobachtet hatte, mit Recht annehmen, daß ſie einen höheren Befehlshaber vor ſich ſehe, und ſo faßte ſie ſich denn das Herz, ihn noch einmal um ſeinen Beiſtand anzuſprechen.

„Ein glücklicher Zufall," ſagte ſie nach einer Weile, „ſcheint mir die Hülfe entgegengeführt zu haben, welche ich aufzuſuchen im Begriffe ſtand. Sie würden mich verbinden, mein Herr, wollten Sie mir die Schritte bezeichnen, die ich einzuſchlagen habe, um für mich und meinen Sohn einen Geleitsbrief Sr. Majeſtät des Königs durch preußiſches Gebiet zu erlangen."

„Die Straßen in Preußen ſind ſicher, Madame," antwortete der Fremde ziemlich kurz angebunden. „Ein gehöriger Paß iſt hinreichendes Geleit." — „Ich weiß es, mein Herr; aber eben dieſen mir fehlenden Paß wünſchte ich durch eine Legitimation von königlicher Hand zu erſetzen, um vor dieſſeitigen Reklamationen geſchützt zu ſeyn."

„Vor weſſen Reklamationen, Madame?" — „Mit kurzen Worten denn, mein Herr, vor den Schritten des Grafen Fink, mich, oder meinen Sohn — —" „Seinen Sohn, Madame?" — „Allerdings." — „Geben Sie ſich keine Mühe, Madame. Die preußiſchen Geſetze ſchützen keine Frau, die ihrem Manne davon läuft."

„Mein Herr!" fuhr die Gräfin beleidigt auf. — „Iſt es nicht ſo, Madame?" fragte der Preuße gleichmüthig. „Deſto beſſer, wenn ich falſch verſtanden habe." — „Ich bin eine Preußin, mein Herr." — „Geweſen, jetzt ſind Sie eine Sachſin, Gräfin Fink, wenn Sie das Kurfürſtenthum nicht etwa als eroberte Provinz betrachten wollen. Doch das wäre gleichviel."

„Ich bitte um Schutz auf dem Wege zum Hauſe meines Vaters, eines preußiſchen Edelmanns, und um Sicherheit unter ſeinem Dache für mich und meinen Sohn, einerlei aus welchen Gründen." — „Nicht einerlei, Madame. Ein Kind gehört ſeinem Vater und eine Frau in das Haus ihres Ehemanns." — „Und wenn ihr die Ehre verbietet, in demſelben zu bleiben?" — „Eine Frau hat keine Ehre, Madame." — „Unverſchämt!" rief Eleonore in höchſter Entrüſtung.

„Beruhigen Sie ſich, Gräfin. Was Ehre iſt, wiſſen nur Männer, denn ſie allein wiſſen ſie zu vertheidigen. Bei den Weibern heißt das Ding anders." — „Und wie heißt es, mein Herr?" — „Es heißt Keuſchheit und Treue." — „Und welche Genugthuung ſoll aus dieſer Unterſcheidung für eine beleidigte Frau deducirt werden, wenn ich bitten darf?" — „Die Genugthuung einer übereinſtimmenden Pflicht, Madame. Denn gleichwie ein Mann von Ehre ſeinen Poſten nicht verlaſſen darf, — wie zum Exempel ich den meinigen nicht verlaſſen dürfte, ehe der Wachtmeiſter Lehmann mich ablöst, — gleichermaßen iſt es Sache der Frau, treu auf dem ihrigen auszuhalten."

„Und was nennen Sie den Poſten der Frau?" — „Allemal das Haus, in welchem ihre Kinder erzogen werden müſſen." — „Aber wenn ſie eben auf dieſem Poſten beleidigt worden iſt?" — „Mag ſie ſtille halten und keine Geſichter ſchneiden, Madame; ein jeder Wachdienſt hat ſeine Laſt."

„Eine bequeme Theorie für Männer, die ihre Beleidigungen rächen dürfen!" wendete die Gräfin mit den Achſeln zuckend ein. — „Au contraire, Madame, eine bequeme Theorie für Weiber, deren Beleidigungen gerächt werden." — „Von wem gerächt werden? möchte ich fragen." — „Wenn ſie einen Mann haben, zunächſt von ihrem Mann." — „Sobald es aber der Mann ſelber iſt, der ſie beleidigt, wie dann?" — „Ein Mann, der eine Frau beleidigt, iſt ein Poltron, Madame, und hat alle Chancen, ein Pantoffelheld zu werden — zu ſeinem Nutz und Frommen verſteht ſich und durch eine vernünftige Frau. Sie mag ſich nicht ins Bockshorn jagen laſſen, und die Hoſen anziehen ſtatt ihres Gemahls, ſo werden ihre Schutzbefohlenen ſich nicht zu beklagen haben."

Die Gräfin wendete ihr Geſicht nach den Scheiben. Ihre Wangen glühten, ihr Herz klopfte hörbar. Wer war der Mann, der es wagte, dieſe Sprache zu führen,

Digitized by Google

und der ſo unbeweglich in ſich gekrümmt ihr gegenüber ſaß? Sie war beleidigt, entrüſtet, und doch fühlte ſie ſich in eigenthümlicher Weiſe imponirt.

„Ich ſehe," nahm ſie nach einer Pauſe noch einmal das Wort, „daß ich auf die erbetene Unterſtützung von Ihnen nicht zu rechnen habe." — „Nein, Madame, das haben Sie nicht," erklärte der Preuße. — „So werde ich mich an einen Höheren wenden." — „Verſuchen Sie Ihr Heil, Madame," lautete die Erwiderung.

Die Gräfin ſchwieg und verſank von Neuem in die beängſtigendſten Gedanken. Sonnenaufgang mußte nahe ſeyn: was ſollte ſie beginnen, wenn der grobe Soldat hinter dem Ofen recht hatte, der König ſie nicht ſchützte, den Grund einer Scheidung, einer Trennung mindeſtens nicht gelten ließ, die Reklamationen ihres Gatten anerkannte, ſie ſelbſt, oder ihren Sohn — welche vernichtende Vorſtellung! — demſelben überlieferte? Unter dieſen qualvollen Erörterungen mochte wohl eine Stunde vergangen ſeyn. Ihr ſeltſamer Beſchützer rührte ſich nicht, er ſchien in unveränderter Stellung eingeſchlummert. Der Morgen dämmerte endlich und der Preuße erhob ſich. Sie ſah ihn aus der Thür auf die Mannſchaft zuſchreiten, die gleich einer Mauer um die Fiſcherhütte geſchaart ſtand und vor ihm in ſchweigender Ehrfurcht ſalutirte.

„Wer iſt dieſer Mann?" fragte ſich Eleonore von Neuem. „Sollte es —?" — Aber nein, nein, er war es nicht. Seine Züge konnte ſie auch jetzt unter dem tief eingedrückten Hut, im grauen Morgenlicht nicht unterſcheiden, aber dieſe kleine, faſt dürftige Geſtalt, dieſe halbgebeugte Haltung, dieſer kurze ungewählte Ton — ſo war, ſo ſchritt, ſo ſprach nicht der Held, der Dichter, der geiſtreichſte Mann des Jahrhunderts! Sie folgte ſeinen Bewegungen, ſah ihn den Berg auf halbe Höhe hinaufſteigen und die Gegend nach allen Seiten beobachten. Ein Reiterpiket ſprengte von oben herab und nach einigen meldenden Worten des führenden Offiziers wendete ſich ihr geheimnißvoller Wächter nach dem Hauſe zurück und trat mit freundlicherer Miene als zuvor wieder zu ihr.

„Die Ablöſung naht, Madame," ſagte er. „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich meinen Poſten treulich gehütet habe. Thun Sie desgleichen, Gräfin Fink. Sie ſollen mit Nächſtem auf demſelben viſitirt werden."

Er reichte ihr bei dieſen Worten mit einem herzgewinnenden Lächeln und mit einer Bewegung von ſo einfacher Hoheit die Hand, daß Eleonore unwillkürlich erbebte und ſich ehrfurchtsvoll neigte. „Darf ich nicht wiſſen," fragte ſie mit ungewohnter Schüchternheit, „wer es iſt, der mir dieſe Ehre in Ausſicht ſtellt und wem ich ſo ritterlichen Schutz und Rath zu verdanken habe?" — „Einem Preußen, Madame, und einem Freunde Ihres braven Vaters. Es iſt ein kräftiges Mark in dem Stamme der Loos; ſorgen Sie dafür, Gräfin Fink, daß er in fremdem Boden friſche Wurzeln ſchlage. Nicht nur die Ehre, auch die Treue hat ihr Heldenthum, junge Frau, und es ſind vielleicht nicht die ſchwerſten Kämpfe, die in Schlachten zum Austrag kommen. Denken Sie daran, daß die beſte Frau die iſt, welche im Nothfall ihren Söhnen den Vater zu erſetzen weiß."

Er wollte gehen. Eleonore folgte ihm in tiefſter Bewegung. „O Gott, Gott!" ſagte ſie und Thränen ſtürzten aus ihren Augen. „Sie gehen! Alles verläßt mich, was ſoll ich thun?" — „Stand halten, Haus halten, Ihr Haus halten, Gräfin Fink," antwortete der Preuße bedeutend. „Einſt war der Ehrenſpruch einer Frau: »casta vixit, panem fecit, domum servavit; das heißt auf deutſch —" — „Ich weiß, was es heißt," fiel die Dame unter ihren Thränen lächelnd ein, „aber — wir ſind keine Römerinnen." — „Schlimm genug, Madame, denn wir brauchen wieder Römer."

Er ging hinaus und beſtieg ſein Pferd, gefolgt von der ganzen Truppe. Die Schlucht, der Berg, die geſammte Umgebung ſchienen plötzlich lebendig geworden. Eleonore ſah mit Erſtaunen, daß ſie die Nacht an der Spitze einer Armee zugebracht. In demſelben Augenblick bog ihr alter Diener von der Straßenſeite her um die Ecke des Hauſes.

„Kennſt du dieſen Preußen, Lehmann?" fragte die Gräfin in höchſter Aufregung. — „Welchen, gnädige Comteſſe? Sie ſind alle da, alle!" — „Der da oben reitet, Lehmann?" — „Meine Augen tragen nicht ſo weit: aber ſie ſind alle da, alle!" — „Auch — der König?" — „Seine Majeſtät commandiren den Vortrab, wie man ſagt." — „Haſt du ihn geſehen, Lehmann?" — „Nein, Frau Gräfin, ich mußte der Artillerie den Weg auf die Höhen weiſen. Da oben ſtehen ſie. Hurrah! wir werden bald ein preußiſches Wörtchen zu hören kriegen!"

„Aber jener Mann, Lehmann?" — „Welcher Mann, gnädige Comteſſe?" — „Der dieſe Nacht mit dir ſprach?" — „Die Nacht war ſchwarz wie ein Bärenfell, ich habe ihn nicht geſehen." — „Lehmann, ich glaube, ich glaube, dieſer Mann war —"

In dieſem Augenblick machte eine Salve von der Höhe das Haus und das Thal erbeben. „Um Gottes willen, was iſt das?" rief die erſchrockene Dame. — „Das ſind die Preußen, die Preußen!" triumphirte der Veteran. „Nun fahre hin Hildburghauſen und Franzoſenbrut! König Friedrich iſt da! Hurrah, hurrah!" — „Schaffe einen Kahn, Lehmann!" rief Eleonore außer

Digitized by Google

ſich; „wir müſſen hinüber! Raſch, raſch!“ — „Wie ſollen wir denn hinüber kommen, Comteſſe, wenn die Kugeln ſo mir nichts, dir nichts über das Waſſer fliegen?“ — „Aber ich muß hinüber, ich muß; hörſt du nicht, Lehmann? Mein Kind, mein Sohn iſt in Gefahr!“ — „Behüte, Frau Gräfin, das Leochen ſitzt wie in Abrahams Schooß, und wir deßgleichen unter dem vorſpringenden Berge. Sehen Sie doch hin, die Kugeln fliegen alle nach der Stadtſeite; was ſollten ſie auf unſerem Schloſſe zu ſuchen haben? Hier heißt's Geduld haben, bis die Windbeutel alle hinüber geflogen ſind. Die Preußen haben ſich zwiſchen uns geſchoben, an eine Verfolgung iſt jetzund nicht zu denken.“

Der alte Diener hatte recht. Die Dame mußte ſich überzeugen, daß ſtill halten und warten der beſte Rath ſey, den ſie ſich ſelber geben konnte. Aber welche Stunden der Spannung und Todesangſt, welche ſie jetzt zu durchleben hatte! Sie ging aus dem Zimmer in's Freie und aus dem Freien in's Zimmer in raſtloſer Unruhe. Das Feuern gegen die Stadt, Kanonen- und Gewehrſalven mehrten ſich von Sekunde zu Sekunde. Sie hatten auch Mutter Hannen aus ihrem kräftigen Schlummer aufgeſtört, die ſie aber kaltblütiger als ihre Gäſte aufzunehmen ſchien.

Eleonore hatte endlich ihren Platz am Fenſter wieder eingenommen, mit jener Ruhe, welche das eherne Wörtchen Noth auch dem Aufgeregteſten ſchließlich einzuflößen weiß. Das Abenteuer, das ſie ſo kühn unternommen, für ſo leicht ausführbar gehalten hatte, in welch bedenklichem Lichte erſchien es ihr jetzt! wie ſchmerzlich erkannte ſie, was es für eine Frau heißt, ihren Poſten zu verlaſſen! Die Warnung vor der Gefahr hatte ſie überhört, jetzt hatte ſie eine ſtrenge Lehre erhalten. Aber was ſollte ſie thun? Der ewige Zuchtmeiſter dort oben — was war ſein Wille, ſein Gebot? Sie faltete ihre Hände und betete inbrünſtig: „Anwalt der Schwachen, lehre mich thun, was ſtark macht! Herr und Vater, ſchütze, erhalte mein Kind!“

Stimmen vor dem Hauſe unterbrachen ihre frommen Gefühle. Meiſter Adam war von der Stadtſeite her nach ſeinem Hauſe zurückgekehrt, und der alte Soldat, welchem unter dem Donner der Kanonen von der Höhe, dem Gewehrfeuer und Trommelwirbel von den Thoren her das preußiſche Herz vor Ungeduld nicht weniger zitterte als ſeiner ſchwer beängſtigten Herrin, überſchüttete ihn in polternder Haſt mit allerlei Erkundigungen über die preußiſchen Erfolge in der Stadt, die der gleichmüthige Fiſcher, das glückliche Ebenbild ſeiner Ehehälfte, zu beantworten gar nicht Zeit fand. Bald drängte ihn nun auch die Gräfin mit der ungeſtümen Forderung, an das jenſeitige Ufer gerudert zu werden, koſte es was es wolle.

Ein gelaſſenes Kopfſchütteln war Adams ganze Antwort; aber die Dame gab ſich damit nicht zufrieden, ſie ſtellte die großmüthigſte Belohnung in Ausſicht, ſie bat, ſie forderte von neuem. — „Es iſt ja keine Gefahr, lieber Meiſter,“ ſtellte ſie ihm vor; „die Kugeln gehen alle nach jener Seite hin.“ — „Geht nicht, Gnädige,“ war die lakoniſche Antwort, „geht nicht; der Kahn —“

„Herr Jeſus, Adam, wo haſt du denn deinen Kahn?“ fragte plötzlich ſtutzend Mutter Hanne. — „Bei Meiſter Mundten unten am Thor. Wie Hagel flogen die Kugeln über's Waſſer.“ — „Und wie biſt du denn 'runter gekommen, Adam, ohne Kahn?“ — „Durch die Gärten bin ich geſchlichen, hart am Berge hin.“ — „O ſchaffe Er, ſchaffe Er einen Kahn!“ bat von neuem die Gräfin. — „Geht nicht, Gnädige, geht wahrhaftig nicht, bis das Feuern nachläßt.“

Noch einmal mußte ſich Frau Eleonore zur Ruhe geben, noch einmal ſich an das Fenſter ſetzen und den Lauf der Kugeln beobachten, die bei der kleinſten Veränderung der Richtung ihr Haus und ihr Kind bedrohen konnten. Auch ihr Mann war in Gefahr und ſie fühlte am Klopfen ihres Herzens, daß er doch noch nicht ſo von demſelben gelöst ſey, als ſie vor Kurzem noch geglaubt. Die Erbitterung ſchwand unter der Sorge, und ſo horchte ſie denn, nach Beruhigung verlangend, auf den knappen Bericht, welchen der Fiſcher auf Lehmanns dringende Fragen erſtattete.

Die Garniſon iſt, dem geſtrigen Befehle zu Folge, ſchon auf dem Marktplatz zum Ausmarſch verſammelt, als die preußiſchen Kanonenſchläge ſo unerwartet über der Stadt erſchallen. Die Preußen ſuchen durch das öſtliche und ſüdliche Thor einzudringen, die Beſatzung bemüht ſich ſie ſo lange aufzuhalten, bis ſie ſich über die Brücke zurückgezogen. Aber ſchon ſind die Thore genommen, eine Schaar Oeſterreicher zu Gefangenen gemacht. Nur an der Brücke leiſten die Franzoſen noch tapfere Gegenwehr.

„Wer commandirt die Franzoſen?“ fragte die Gräfin, von ihrem Sitze in die Höhe ſpringend. — „Der Herzog aus dem polniſchen Hauſe,“ lautete die Antwort, und Eleonore ſank leichenblaß auf ihren Stuhl zurück.

„Die Brücke brennt!“ riefen jetzt die drei Stimmen unter ihrem Fenſter wie aus Einem Munde, und in demſelben Augenblick erdröhnte Kanonendonner von den der Stadt gegenüber liegenden Höhen. Die Beſatzung mußte demnach glücklich hinüber gekommen ſeyn, die hölzerne Brücke angezündet haben und durch ihr Feuer die Feinde vom Löſchen und der Verfolgung

Digitized by Google

abzuhalten ſuchen. Eleonore ſtieg die Leiter hinan, welche auf den Boden des Häuschens führte, und überblickte aus einer Dachlücke den hell lodernden Brand. Das Schießen von den dieſſeitigen Höhen hatte nachgelaſſen, aber die Franzoſen waren nun drüben; wie leicht und ſchnell konnten ſie ſich nach der Seite ihres Gutes wenden, vielleicht ſchon dort ſeyn, dort bei ihrem verlaſſenen, bedrohten Kind! Jetzt hatte ſie keine Wahl, ſie mußte hinüber. Sie bat von neuem unter heftigem Schluchzen. — „O, nur einen Kahn, Adam!“ flehte ſie händeringend. „Lehmann rudert mich hinüber, Er ſoll nicht in Gefahr kommen. Nur einen Kahn, einen Kahn!“

Der Alte kratzte ſich eine Weile nachdenklich im Kopfe. Endlich ſchien er ein Auskunftsmittel gefunden zu haben. Sein Kahn lag weit oben bei Meiſter Mundten am Thore, den konnte er nicht ſchaffen; aber wenn die Gräfin ſich getraute, die Strecke bis zum letzten Hauſe der Vorſtadt zurück zu gehen, wollte er ſie wohl überſetzen. Meiſter Arnolds Fahrzeug lag dort am Ufer feſtgebunden. Der Weg, man konnte ihn vom Boden aus überblicken, war einſam und ſicher, der Fluß an jener Stelle ſchmal bis zu der kleinen Inſel, die jetzt, bei dem niedern Waſſerſtande, durch eine Sanddüne mit dem jenſeitigen Ufer verbunden war. So ging es, ſo konnte es gehen. Freilich, der Weg nach dem Schloſſe drüben machte auf dieſe Weiſe einen gewaltigen Bogen.

„Gleichviel!“ ſagte die Gräfin entſchloſſen, „ich wage es!“

(Schluß folgt.)

Gedichte von Fr. Hebbel.

Aus der neuen Ausgabe der Gedichte von Fr. Hebbel, die wir kürzlich in dieſen Blättern beſprochen (ſ. Nr. 41), theilen wir einige Stücke mit, die ſich in früheren Sammlungen größtentheils nicht befinden. Indeſſen hat der Dichter faſt Alles für dieſe Geſammtausgabe ſo überarbeitet, daß es im äſthetiſchen Sinne als neu erſcheint.

* * *

Ein nächtliches Echo.

Blitzend
Ziehn die Sterne auf am Himmelsrand,
Sprizend
Senkt der Thau ſich auf das durſt'ge Land.

„Liebe!“
Singt der Knabe in die Nacht hinein.
„Liebe!“
Klingt es wieder aus dem Myrtenhain.

Säuſelnd
Schleicht der Wind durch die gewürzte Luft,
Kräuſelnd
Jeden Blütenzweig voll Hauch und Duft.

„O Traum!“
Ruft der Knabe aus in ſüßem Schmerz.
„O Traum!“
Hallt's zurück, als hätt' die Nacht ein Herz.

Knabe
Glaubt entzückt, was Seel' und Sinn ihm füllt,
Habe
Schmeichelnd ſich in Luft und Duft gehüllt.

„Komm! Komm!“
Quillt es ihm aus heißer Bruſt hervor.
„Komm! Komm!“
Spielt es lind und weich ihm um das Ohr.

Seine
Seufzer gibt der Wald ihm treu zurück,
Keine
Himmliſche Geſtalt erſcheint dem Blick.

„Nur Schall!“
Ruft er endlich, und er ruft nicht mehr.
„Nur Schall!“
Klagt es hinter dem Verſtummten her.

An Hedwig.

(Eine holſteiniſche junge Schauſpielerin.)

Es war in ſchöner Frühlingszeit,
Als ich dich fand bei Spiel und Scherz,
Da drängte all die Lieblichkeit
Sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Digitized by Google

Du ſelber warſt dem Frühling gleich,
Der nur verſpricht, doch nicht gewährt,
Drum ward ich nicht vor Sehnſucht bleich
Und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Feſt,
An dem man nur noch Träume tauſcht,
Das Weh, das keinen Stachel läßt,
Die Freude, welche nicht berauſcht.

Wie nur noch grün der Roſenſtrauch,
Doch auch ſchon grün die Neſſel war,
So glichen ſich die Stunden auch,
Die uns beglückten, wunderbar.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
Der uns, vielleicht auf ewig, ſchied;
Ich trug es, wie man's tragen mag,
Wenn man den Frühling ſcheiden ſieht.

Nur ſelten ſtieg dein holdes Bild
Mir auf in der erſtarrten Bruſt,
Doch ward ich einmal weich und mild,
So war ich gleich mir dein bewußt.

Und dieſes fühl' ich: blick' ich einſt
Von meinem Sterbebett zurück,
So iſt, daß du mir noch erſcheinſt,
Mein letzter Wunſch, mein letztes Glück.

Du warſt mein Lebensengel, ſey
Denn du mein Todesengel auch,
Dann miſcht noch in den Herbſt der Mai
Den überquellend vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Menſch erſteht
Für ſeinen ſchweren Tageslauf,
Und Abends, wenn er ſchlafen geht,
Da ſchaut er gern zum Himmel auf!

Das Hermelin.

Der Jäger ſpürt dem reinſten Hermelin
Seit lange nach, doch welches Netz er ſtellt,
Das edle Thier weiß jedes klug zu flieh'n
Und hüpft nur um ſo froher durch das Feld.

Da aber ritzt es ſich an einem Dorn
Und hält für einen Fleck ſein eignes Blut:
Den wäſcht es aus am nächſten klaren Born,
Und nun beſchleicht's der Feind und kühlt den Muth.

Auf die Sixtiniſche Madonna.

Das hätt' ein Menſch gemacht? Wir ſind betrogen!
Das rührt nicht her von einer ird'ſchen Hand!
Das iſt entſtanden, wie der Regenbogen,
Und auch, wie er, ein göttlich Unterpfand!

Als einſt die Himmelskönigin ſich zeigte,
Als ſie von ihrem Throne, ſanft und mild,
Sich auf die dunkle Erde niederneigte,
Da ſeufzte jedes Herz nach ihrem Bild.

Und ſieh: des Aethers reinſte Tropfen fallen,
Der Sonne hellſte Strahlen ſchimmern d'rein,
Und wie ſie blitzend durch einander wallen,
So fangen ſie den holden Widerſchein.

Er ſelber aber hält ſie nun zuſammen,
Und ein kryſtall'ner Spiegel bildet ſich
Aus glüh'nden Perlen und aus feuchten Flammen,
In dem auch keine Linie erblich.

Schau' hin! Dein Auge wird dir nimmer ſagen,
Was Thau iſt oder Licht im kleinſten Punkt;
Drum ſoll ſich keiner an dies Wunder wagen,
Der ſeinen Pinſel bloß in Farben tunkt.

Viel lieber ſoll's die Zukunft ganz betrauern,
Als nur zur Hälfte ſich erhalten ſeh'n;
In einer Sage mög' es ewig dauern,
In einem Abbild nicht zu Grunde geh'n!

Der Tod.

Die Glocken haſt du noch gepflückt,
Die uns den Lenz verkünden,
Doch nicht, vom ſchweren Schnee gedrückt,
In Farben ſich entzünden.

Auch haſt du dir zum Sonntagsſtrauß
Die Veilchen noch gewunden
Und ihren Duft im Gotteshaus
So ſüß, wie nie, gefunden.

Ein friſcher Maienblumenkranz
War dir in's Haar geflochten,
Als dir in deinem letzten Tanz
Die zarten Schläfe pochten.

Die Roſen treffen dich ſchon bleich
Im Kreiſe deiner Schweſtern:
Der weißen biſt du heute gleich,
Der rothen glichſt du geſtern.

Digitized by Google

Doch kommen ſie zur rechten Friſt,
Um deinen Sarg zu decken,
Und was du warſt und was du biſt,
Noch einmal zu erwecken.

Die Nelken blühen mir allein
Und können mich nur freuen,
Um ſie bei hellem Mondenſchein
Dir auf das Grab zu ſtreuen.

Rechtfertigung.

Jüngſt ward das Gold, das edle, hart geſcholten,
Die andern Erden ſchmähten es, und riefen:
Wir ſind's, in denen Baum und Blume ſchliefen,
Die jegliches Geſchöpf erquicken ſollten;

Wenn dich auch alle Sonnen küſſen wollten,
Die jemals um das ew'ge Centrum liefen,
Sie weckten Nichts in deines Schooßes Tiefen,
Drum haſt du uns auch ſtets für Nichts gegolten! —

Nun ſprach das Gold: Ich bin das längſt geweſen,
Was ihr jetzt ſeyd, und wenn euch ſo viel Lenze
Wie mir entkeimten, werdet ihr mir gleichen;

Von mir ſind keine Früchte mehr zu leſen,
Weil ich ſchon frei im eig'nen Daſeyn glänze.
Drum blüht und duftet fort, mich zu erreichen!

Der Sonnenjüngling.

Der Sonnenjüngling blickt zum erſten mal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen,
Er kehrt ſich glühend ab in ſüßem Bangen,
Doch blüh'n ſchon Veilchen auf vor ſeinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu ſeiner Qual
Iſt ſchnell die erſte Lilje aufgegangen;
Beim dritten mal ſieht er die Roſe prangen,
Nun muß er raſtlos blicken, ohne Wahl.

Und ach, je länger er ſie nun betrachtet,
Je größer wird in ſeiner Bruſt das Sehnen,
Weil ſie ſich immer lieblicher geſtaltet.

Er aber, der ſich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in ſeinem Weh und ſeinen Thränen,
Daß all' die Schönheit nur ſein Blick entfaltet.

Das letzte Glas.

Das letzte Glas! Wer mag es denken!
Und dennoch muß ein letztes ſeyn!
Mich drängt's, es haſtig einzuſchenken,
Fällt auch die Thräne mit hinein.
Stoß' an! Du fließeſt gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es ſchauen!
Und dennoch muß ein letztes ſeyn!
Du ziehſt nun bald in ferne Gauen:
Denkſt du im fremden Land noch mein?
Stoß' an! Ich zitt're gar zu heftig!
In tauſend Scherben liegt das Glas.
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wer mag es trinken!
Und dennoch muß ein letztes ſeyn!
Dir werden neue Freunde winken,
Ich aber bleib' hier ganz allein!
Stoß' an! Zu Boden werf ich's heftig!
Warum ſchon jetzt das letzte Glas!
Ein neues bringt mir ſchon geſchäftig
Der Kellner; nochmals füll' ich das.

Das letzte Glas! Wir laſſen's ſtehen!
Verſiegle und verſchließ' den Wein!
Wenn wir dereinſt uns wieder ſehen,
So ſoll es unſer erſtes ſeyn!
Komm', an den Mund preſſ' ich dich heftig,
Als wärſt du ſelbſt mein letztes Glas!
Was wir uns ſind, das fühl' ich kräftig:
Jetzt geh' mit Gott! Wir bleiben das!

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Pfalz, Oktober.

Sommerſtille. — Weinleſe und Traubenkur. — Dornröschen. — Retſcher-Almanach. — Geſangbuchsſturm. — Generalſynode. — Napoleon III. — Der Dom zu Speyer. — J. Gaſſers Statuen. — Weitere Reſtaurationsarbeiten.

Es iſt in der That ein langes Schweigen geweſen, das ich jetzt breche, um wieder einmal aus dem Pfälzerlande eine Stimme vernehmen zu laſſen. Die lange drückende Sommerhitze allein ſchon wäre Grund genug für mein Säumen und Schweigen. Hatten doch die Vögel ſelbſt ihre Fittige ſchlaff geſenkt vor der Glut, wer ſollt' es unſereinem verargen, wenn er keine Feder rühren mochte? Schlichen doch die Bäche ſo träg und waſſerarm dem tief geſunkenen Strome mit ſeinen zahlloſen Sandbänken zu, daß ſelbſt die Mühlräder einſchliefen und die Müller mit verſchränkten Armen träumend unter der Thüre ſtanden, ohne durch Geklapper oder Geklingel geweckt zu werden; wie hätte unſereiner wach und wacker bleiben mögen? Um das Königsſchloß auf Ludwigshöhe war es ſo einſamlich ſtille, daß das ſcheue Reh, wenn es dort noch eines gibt, ſich eben ſo unangefochten, wie ſonſt die jungen Hofdamen, im Schatten der Kaſtanien ergehen konnte. Kurz, das Mährchen vom Dornröschen ſchien ſich wiederholen zu wollen und die einzigen Blätter, die noch rauſchten, waren die Zeitungsblätter. Ja ſelbſt dieſe wären ſchlaff und matt geweſen, wären nicht die Lüfte Indiens zu Stürmen angeſchwollen, die ihren heißen Odem bis zu uns herüber trugen und bis zur äußerſten Thule.

Mitten in dieſer tiefen, einſchläfernden Sommerſtille aber waren im Pfälzerlande unſichtbare Geiſter — auch Diener eines indiſchen, aber eines freundlichen Gottes — Tag und Nacht geſchäftig, alles für die Hofhaltung ihres Herrn herzurichten, der einzuziehen verſprochen hatte, wenn die Sommerſchwüle vorüber wäre. Sie haben an den heißen Sonnenſtrahlen den ſüßen, würzigen und feurigen Lieblingstrank ihres Gebieters gar wohl gekocht. Am 12. Oktober, dem Namenstage unſeres Königs, iſt der Thyrſusſchwinger mit dem rebenlaubumkränzten Haupte jubelnd bei uns eingezogen; alles, was geſchlafen hatte, iſt erwacht und von den Rebenhügeln ſchallt das Evoe! laut in die Thäler hinein und über die Ebene hin. Das iſt einmal Freude, das iſt Leben nach langer, langer Harrenszeit. Viel jahrelanges Weh geht unter in dem reichen, ſüßen Strome, der aus der Kelter quillt. Ob deſſen Fluth ſüßer, würziger und ſtärker als die der Jahre 1846, 1834 und 1811, wie da und dort behauptet werden will, das vermag ich jetzt noch nicht zu entſcheiden, ja ich hege darüber noch einige beſcheidene Zweifel, aber daß er ſüß, ſehr ſüß und gut iſt, das ſteht außer Frage. Daß er mir nicht, wie Schiller von den Pfälzern ſagt, die Finger zuſammen klebt, dafür liefert dieſes Schreiben den Beweis. Indeſſen will ich auch nicht lange an ihm hängen und kleben bleiben. Ich habe Beweiſe dafür geſehen, daß das nicht gut thut; er gährt ſchnell und ſteigt leicht zu Kopfe. Es mögen ſich die Conſuln und die Väter hüten, daß das Capitolium nicht Schaden leide!

Schäden und Gebreſte zu beſſern, dazu haben ſich in dieſem Herbſte mehr Fremde von allen vier Winden in unſerer Pfalz zuſammen gefunden als je in einem andern Jahr. Dürkheim iſt ein zweites Meran geworden. Jedes bewohnbare Stübchen iſt einem Traubenkurgaſte eingeräumt und ſchon manchem Nachzügler mußte mit bedauerndem Achſelzucken bemerkt werden, daß ſich für ihn keine Stätte mehr finde. Zum Glück liegen außer Dürkheim und Gleisweiler, den beiden Badeorten, noch gar manche Städte und Flecken am Fuße und auf dem Hange der Haardt, in denen man die Traubenkur mit demſelben Erfolge, wie dort, gebrauchen kann. Die ächten Weintrinker bedauern, daß eine ſo große Maſſe köſtlicher Trauben vorweg conſumirt wird, zumal ſie jetzt ſchon wiſſen, daß der 1857er bei aller Fülle doch nicht wohlfeil werden kann. Es gibt der leeren Fäſſer zu viele, des Vorraths an beſſeren Weinen zu wenig, und wer weiß, wann der Himmel wieder einmal eine Weinlaune haben wird wie heuer.

Ich habe vorhin beiläufig des Mährchens vom Dornröschen gedacht. Es führt mich dieß auf ein anderes geiſtiges, poetiſches Gebiet. Auch auf dieſem iſt nämlich in der Pfalz eine Blüthe aufgegangen, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Es iſt keine von den gewöhnlichen, die für jedermann blühen und duften, es gehören vielmehr eigens geſchärfte Sinne dazu, um ſie in rechter Weiſe zu würdigen. Ich meine das vor wenigen Monden erſchienene philoſophiſche Gedicht von Pfarrer Th. Culmann, „Dornenröschen oder das Mährchen unſerer Welt, eine kosmogoniſche Dichtung nach Plato und Jakob Böhm.“ Wem Plato und Jakob Böhm Fremdlinge, wem die Schaden'ſche Logik ein völlig unbekanntes Gebiet, der wird ſich nur ſchwer oder gar nicht in dieſer Dichtung zurecht finden. Ich ſelbſt beſcheide mich gern, ein maßgebendes Urtheil über dieſelbe fällen zu wollen, wenn aber Stimmen, wie unter andern die des Theologen Thierſch, gewichtig genug ſind, der mag wiſſen, daß ſolche dem kosmogoniſchen Gedichte Culmanns ein ehrendes Zeugniß ausgeſtellt haben. Jedenfalls wird der Gegenſtand ſchon genügen, demſelben einen Leſerkreis, wenn auch nicht im ſogenannten Publikum, doch in der Region der philoſophiſch Gebildeten zu gewinnen. Wenn ich als

Pfälzer mich dieses poetischen Erzeugnisses auf heimischem Boden freue, so würde man das wohl meinem Patriotismus zu gute halten, selbst wenn ich ein minderes Recht dazu hätte, als ich es in der That zu haben glaube.

Da wir denn doch einmal auf literarischem Gebiete sind, so sey hier noch eines andern Büchleins erwähnt, das in diesen Tagen bei Perthes in Gotha erscheinen wird. Es ist dieß ein „Retscher-Almanach," der in die protestantische Welt hinaus gehen soll, um thätige Helfer zu werben für den Bau der neuen Kirche, welche sich zu Speyer auf der denkwürdigen Stätte erheben soll, auf der einst die evangelischen Fürsten im Jahr 1529 gegen den bekannten mißlichen Reichstagsbeschluß protestirten. Doch ich habe Ihnen davon schon im vorigen Jahr geschrieben und es ist noch vor wenigen Wochen bei der Versammlung der evangelischen Allianz in Berlin, wie auch auf dem Kirchentage zu Stuttgart von dem Projekte genugsam die Rede gewesen.

Wenn ich im Eingang meines Briefes von der tiefen, schwülen Sommerstille gesprochen habe, so muß ich nachgerade denn doch wieder ein wenig einlenken und gestehen, daß zwischen hinein doch auch einiger Sturm und Lärm gekommen war. Er ist auf kirchlichem Gebiet entstanden, und ich würde Anstand nehmen, denselben hier zur Sprache zu bringen, wenn der Gegenstand, über dem er sich erhoben, nicht auch in andern deutschen Landen lebhaft verhandelt würde, wenn der Streit über denselben nicht zur Signatur unserer Tage gehörte. Es handelt sich um die Wiedergewinnung eines der evangelischen und namentlich unserer unirten Kirche fast ganz abhanden gekommenen Gutes. Die alten herrlichen Kirchenlieder, die nicht nur auf dem Gebiete der Kirche, sondern auch auf dem der Poesie überhaupt als ein köstlicher Schatz betrachtet werden müssen, als welchen schon Herder und Goethe sie gerühmt haben, sie sollen auch der unirten Kirche der Pfalz nicht länger vorenthalten bleiben; dieß um so weniger, als das seitherige Gesangbuch, ein Kind der ersten zwanziger Jahre, zu den markloseſten und wasserreichsten Produkten seiner Gattung gehört und dem seit 1853 wieder gewonnenen Bekenntnisse der Kirche nicht selten auf's grellste widerspricht. Die bekannten Vorgänge in der lutherischen Kirche Bayerns haben die Anhänger des alternden, aber noch lange nicht erstorbenen Rationalismus ermuthigt, einen Adressensturm gegen die Abschaffung des bisherigen Gesangbuches zu erregen, und es hat, wie sonst zu allen möglichen Dingen, an bös- und gutmüthigen Remonstranten nicht gefehlt, die ihre Unterschrift hergaben, ohne nur recht zu wissen, um was es sich eigentlich handle. Der leidige Gottseybeiuns, den das bisherige Gesangbuch völlig ignorirt hatte, mußte dabei unter andern einen kräftigen Hebel abgeben. Es ist indeß den Agitatoren nicht gelungen, den König zu bestimmen, die von ihm sanktionirte Vorlage zurückzuziehen; die Generalsynode ist zu Ende Septembers zusammengetreten, und obwohl es in ihrer Mitte nicht an oppositionellen Elementen fehlte, so hat sie doch einstimmig anerkannt, daß das alte Gesangbuch nicht bleiben könne. Aus Vorlagen und deren Berathung ist nun ein neues hervorgegangen, das, wie die Eingeweihten behaupten, sich eben so fern hält von den Liebhabereien jener Archaisten, die jeden cruden Ausdruck eines „Kernliedes" als ein unantastbares Heiligthum verehren, wie von der Sucht modernisirender Plattschläger, die den kräftigsten poetischen Gedanken dran geben, um jede vermeintliche Härte zu entfernen und die Reimerei dem Gaumen des halbgebildeten Publikums mundgerecht zu machen. Hat der König einmal das neue Gesangbuch mit seiner Sanktion versehen, so wird, denk' ich, der ganze Gesangbuchssturm, der sich jetzt schon bedeutend gelegt hat, sein Ende erreicht haben.

Mitten in die Session der Generalsynode, die so viel von sich reden machte, fiel ein anderes Tagesereigniß, welches das Gespräch in andere Bahnen lenkte. Von Stuttgart her kam der Kaiser der Franzosen. Daß es in Ludwigshafen nicht an einer großen Menschenmenge fehlte, welche die bedeutsamste Persönlichkeit unserer Zeit von Angesicht zu Angesicht sehen wollte, das brauche ich kaum zu sagen. Auch ich habe in dieses dunkle, ernste Angesicht mit dem hellgrauen, feuchten Alexandersauge geschaut. Was ist nicht alles schon aus demselben herausgelesen worden, meist nur weil man es vorher hineingelegt hat! Was soll die Ruhe dieser Züge nicht alles wie hinter einem Vorhang bergen! Ich will nicht in denselben Fehler, oder wie man es sonst nennen mag, verfallen. Mir erscheint dieses Gesicht interessant um des Mannes willen, dem es angehört, wohl auch darum, weil es theilweise an die Züge des großen Oheims erinnert; alles übrige überlasse ich den Physiognomikern vom Fach und bin fern davon, ihnen zu widersprechen, wenn sie Absonderliches herausfinden können und wollen. Mich interessirte es vorzugsweise, den Kaiser nicht bloß im Wagen sitzend, sondern auch in Gang und Haltung und ganzem Gehaben zu sehen. Die unverkennbare Anlage zur Wohlbeleibtheit bei verhältnißmäßig geringer Höhe der Gestalt, der etwas unsichere Schritt und die Langsamkeit im Sprechen vermindern nicht wenig das Imponirende, das des Kaisers Gestalt im Sitzen allerdings hat, und die haben ohne Zweifel recht, welche behaupten, zu Pferd müsse man Napoleon III. sehen, um ihn auch seiner äußern Erscheinung nach zu würdigen. In dieser Beziehung war man in Stuttgart und Cannstatt besser daran, als wir in Ludwigshafen. Freundlich haben wir indeß den ernsten Mann auch gesehen. Offenbar war er zufrieden mit dem Empfang, dessen glänzendste Seite der militärische Theil war. Was französische Blätter von Enthusiasmus und daraus gefolgerten Sympathien schreiben, ist höchstens geeignet ein Lächeln zu erregen. Ich kann Sie versichern, daß sich auf pfälzischem Boden davon keine Spur erkennen ließ. Man war höflich genug, dem Kaiser ein Hoch zuzurufen, weiter nichts. Warum hätte man das nicht thun sollen, da der Landesherr selbst den Kaiser

Digitized by Google

mit den ihm ſelbſt gebührenden Ehren empfangen wiſſen wollte? Unter franzöſiſchem Scepter zu ſtehen, dafür haben die Pfälzer keinerlei Gelüſte; ſie müßten auch Thoren ſeyn, wenn ſie es hätten. Hin und wieder hatte man geglaubt oder doch gehofft, der Kaiſer werde mit dem Prinzen Luitpold von Bayern einen Abſtecher nach Speyer machen, um den Dom zu ſehen. Ich für meinen Theil habe daran nie gedacht. Für den Beherrſcher der franzöſiſchen Nation, die einſt jene Stadt und ihren Dom zerſtörte, müßte es, wie ich mir denke, etwas Peinliches haben, zu ſehen, wie man gegenwärtig mit Mühe und Koſten beſſert, was franzöſiſcher Vandalismus ſeiner Zeit verdorben hat.

Um auch wieder von dem Speyerer Dom zu reden, ſo kann ich jetzt melden, daß die prächtige Frontſeite vor kurzem fertig geworden iſt. Selbſt die reiche Ornamentirung der drei Portale mittelſt des Meiſels iſt vollendet und die fünf großen Niſchen, welche mit ihrer hervortretenden Säulen- und Bogenſtellung die Mittelpforte krönen, werden demnächſt von den koloſſalen Statuen eingenommen, die längſt fertig in J. Gaſſers Atelier ſtehen. Die Niſchen erwarten vorher nur noch ihre innere Bekleidung, welche, wie ich höre, aus einem im Feuer vergoldeten Thon beſtehen ſoll, dem das Wetter nicht ſo leicht etwas anhaben kann. Die Statuen ſelbſt darf man wohl Meiſterwerke nennen. Vor allen imponirt durch Maß und Schönheit die der Jungfrau Maria mit dem Kinde, die zu oberſt mit ihrem mächtigen Scepter thronen wird. Der Dom beſaß vor dem Umbau ſeiner Vorderſeite eine ſtehende Statue der heiligen Jungfrau, die für ihre Zeit ein recht wohlgelungenes Werk genannt werden muß; vor dieſer neuen Schöpfung aber tritt jene ältere weit zurück. Wer ſich aber der beiden Bildſäulen St. Stephans und St. Bernhards mit ihren verrenkten Gliedern und ihren windgeblähten Gewändern auf der früheren Frontmauer des Domes noch wohl erinnert, der begrüßt erſt recht mit Freude die beiden edeln Erſatzmänner derſelben von Gaſſers Hand und neben ihnen Johannis des Täufers ernſte und des Erzengels Michael jugendlich ſchöne Geſtalt. Dieſe Statuen ſind beſtimmt, in ziemlich bedeutender Höhe zu ſtehen und von ihr aus dem Beſchauer lebensgroß zu erſcheinen. Sie werden nicht verfehlen, von ihrem künftigen Standort aus guten Effekt zu machen, ich aber freue mich doch, daß ich auf gleichem Boden mit ihnen geſtanden und ſie ſo in der Nähe geſehen habe. Sie haben ſolches Nahetreten in keiner Weiſe zu ſcheuen, denn ſie ſind ſchön bis in die einzelnen Falten ihrer Gewänder hinein, ſowohl was die Zeichnung als was die Behandlung des Materials, eines ziemlich feinkörnigen weißgelben Sandſteins, betrifft.

Das Innere der Kaiſerhalle und des großen Saales über derſelben iſt es, was jetzt noch ſeiner Vollendung entgegen ſieht. Ich habe bis jetzt nur die untere Halle mit ihren ſchönen, chromiſtiſch gehaltenen Kreuzgewölben, Gurten und Geſimſen und mit ihren reich ornamentirten Pforten in die Thürme geſehen. Sie macht jetzt ſchon einen äußerſt gefälligen Eindruck, obwohl ihre ſchönſte Zierde noch fehlt, nämlich die Reliefſtatuen der acht im Dom ruhenden Kaiſer, mit deren Ausarbeitung der Bildhauer Fernkorn in Wien noch beſchäftigt iſt. Sie werden wohl erſt im nächſten Sommer von der Donau her an den Rhein kommen, um die für ſie bereit gehaltenen Standorte einzunehmen.

Mittlerweile hat man an einer andern Stelle des Domes zu bauen angefangen. In dem ſüdlichen Winkel zwiſchen Langhaus und Querſchiff ſteht nämlich noch die kryptenartig vertiefte St. Emerans- oder St. Martinskapelle, die offenbar nur den Unterbau des ehemaligen Baptiſteriums bildete. Das Domkapitel hat nun den Wiederaufbau dieſer Taufkapelle beſchloſſen, und bald wird ſich dieſelbe über der Martinskapelle wölben und, wie in alter Zeit, ihren Eingang vom ſüdlichen Seitenchore aus haben, wo ja die Thüre dazu noch vorhanden iſt. Auch der großen Krypta unter den Chören, in der bis jetzt nur die alten aus den Wänden des Domes herausgenommenen Sculpturen untergebracht waren, ſoll die reſtaurirende Hand wieder zugewendet werden, um die alte unterirdiſche, an Roms Katakomben erinnernde Kirche wieder aus ihr zu machen. Sie iſt es ſchon darum werth, weil ihr an Größe keine andere Krypta gleichkommt.

Der letzte Ueberreſt und Mittelpunkt des längſt verſchwundenen Kreuzganges, ein Oelberg aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, iſt ebenfalls wieder Gegenſtand erhaltender Obſorge geworden. Die Entfernung des Geſträuches, das in die Ritzen der künſtlich aufeinander gethürmten Felſen ſeine Wurzeln geſchlagen, hat zwar der ſchönen Ruine einen Theil ihres Reizes genommen, aber für ihre Erhaltung iſt dadurch beſſer geſorgt worden, und zugleich ſind die noch übrig gebliebenen Geſtalten der ſchlafenden Jünger wieder hervorgetreten, die viele Jahre lang von Strauchwerk überwuchert und völlig verdeckt waren. Ob auch dieſes Werk vergangener Tage, das man einſt als das „Speyerer Wunder“ pries, in ſeinem früheren Glanze wieder erſtehen wird, wer kann das jetzt ſchon wiſſen? Selbſt die, welche es wünſchen und hoffen, müſſen die Erfüllung ihrer Hoffnung noch ſo lange vertagen, als das wichtigere Werk der Domreſtauration, das noch keineswegs als vollendet zu betrachten, alle Mittel und Kräfte für ſich in Anſpruch nimmt.

Königsberg, Oktober.

Die Ziehnoth. — Cholera. — Der Neubau der Universität. — Theater.

Die jüngste Vergangenheit war für unsere Stadt eine Zeit der Bewegung und Unruhe. Nicht als ob Ereignisse und Vorgänge von allgemeinerer Bedeutung die Gemüther in Erregung versetzt hätten. Die Unruhe ward erzeugt durch den Wohnungswechsel und Umzug. Besser als der Kalender und lauter sagte einem jeden die Physiognomie der Straßen, auf denen hochbepackte und schwer beladene Möbelwagen sich endlos folgten und drängten, daß wir in den ersten Tagen des Oktobermonats waren. Die Klagen, welche aus andern großen Städten bei solcher Gelegenheit verlautbart sind, können auch von hier wiederholt werden. Mit arithmetischer Genauigkeit kann es allerdings nicht belegt werden, in welchem Verhältniß sich seit ein paar Jahren die Zahl der Ziehenden vermehrt hat; die Thatsache selbst, daß eine Vermehrung eingetreten, und zwar eine sehr beträchtliche, wird nicht zu bestreiten seyn. Die Hauswirthe haben ihre gute und große Zeit begriffen und wissen das Verständniß zu verwerthen. Früher wurden Miethcontrakte auf Jahre hinaus abgeschlossen; heute lächeln die Hausbesitzer über die naive Ursprünglichkeit jener antiquirten, patriarchalischen Anschauungsweise. Heute wird ein Quartier auf ein Quartal, höchstens auf ein Semester vermiethet. Ist die Zeit abgelaufen, steigert der Wirth ohne Rücksicht und Barmherzigkeit den Miethzins mit einer energischen Hartnäckigkeit, die nur bedauern läßt, daß die Energie nicht einer besseren und gerechteren Sache gilt. Die Miethpreise stehen mit dem Vermögen der meisten Familien in gar keinem Verhältniß; wer sich in einem leidlichen Quartier einigermaßen comfortabel einrichten und fühlen will, muß den Genuß durch eine kaum erschwingbare Summe erkaufen. Namentlich trifft dieß bei den Beamten zu, welche vermöge ihrer Stellung nicht ohne ein anständiges Quartier bleiben können und sich der Unverschämtheit und Blutsaugerei der Hausbesitzer auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Der karg bemessene Gehalt, schon an sich bei den durchgehends im Preise gesteigerten Lebensbedürfnissen unzureichend, wird durch die Wohnungsmiethe auf eine Weise in Contribution gesetzt, die geradezu als Brandschatzung bezeichnet werden darf. Unter freiem Himmel kann man doch einmal seine Tage und Nächte nicht zubringen; man muß eben bewilligen und zahlen. Man muß zufrieden seyn, wenn man selbst in den entlegensten und äußersten Theilen des Stadtbereichs in einem Hause, das vielleicht erst der Sommer unter Dach gebracht hat und in dessen unausgetrockneten, feuchten Räumen der Aufenthalt für die Gesundheit nichts weniger als zuträglich ist, ein paar Zimmer für theures Geld erhält; man muß sich den lästigen Bedingungen und Klauseln des Contrakts, den sophistisches Raffinement aufgesetzt, in Geduld fügen. Dazu kommt, daß die Höhe der Miethe insgemein von den Einschätzungscommissionen als Anhaltspunkt für die Vermögens- und Einkommensteuer angenommen wird; weil die Hauswirthe sie in der Wohnungsmiethe schrauben und prellen, gelten nicht wenige für wohlhabender und steuerfähiger, als sie wirklich sind, und werden demgemäß über Gebühr zu den Abgaben herangezogen. Ein weiterer Uebelstand, der mit dem häufigen Wohnungswechsel unvermeidlich verbunden ist, springt sofort in das Auge. Man ist förmlich verpflichtet, eine Ziehsteuer zu entrichten. Wir meinen die Unkosten, welche der Umzug verursacht, den Schaden, welchen der Transport der Möbel und des Hausgeräths herbeiführt, die Summen, welche auf die Instandsetzung der neuen Wohnung verwendet werden müssen. Unsere sonst so spekulationssüchtige und so actiengierige Zeit sollte eine Assekuranzgesellschaft gegen den Schaden durch Umzug und Wohnungswechsel errichten; nach altem Spruche heißt ja dreimal ziehen so viel als einmal abbrennen.

Unglücklich traf es sich für Königsberg in diesem Jahr, daß um die Ziehzeit die Cholera noch immer fort herrschte. Die Unruhe, welche einen Wohnungswechsel nothwendig begleitet, ist natürlich bei der Epidemie nichts besonders Wünschenswerthes. Die statistischen Ausweise, welche vor kurzem über das Auftreten und die Verbreitung der Cholera in Preußen seit dem Jahr 1830 veröffentlicht worden sind, haben es herausgestellt, daß Altpreußen unter allen Provinzen der Monarchie von der Krankheit am meisten zu leiden gehabt, und in der Provinz wiederum kein Ort mehr als Königsberg. Auch gegenwärtig hat die Seuche, zumal bei ihrem ersten Ausbruch, mit schreckenerregender Heftigkeit gewüthet und reiche Kirchhofsteuer eingetrieben. Die alljährliche Wiederkehr der Cholera hat uns mit der Krankheit bekannt und vertraut gemacht; an was gewöhnte sich nicht am Ende der Mensch! Der bittere Ernst indeß, mit dem am Anfange des vorigen Monats der Würgengel an die Thüren klopfte, unerbittlich seine Opfer fortraffend, erfüllte Aller Gemüther mit banger Furcht, unterbrach wenigstens auf Augenblicke die Rotation der rauschenden Vergnügungen und der lärmenden Schaustellungen, scheuchte Frivolität und Taumel gar unsanft von ihren Lotterkissen. Ein solcher Moment bietet Gelegenheit zu eigenthümlichen Beobachtungen und Wahrnehmungen, eine solche Situation fordert zu Betrachtungen und Reflexionen eigener Art heraus. Die Zeit wird kommen, sagt Lichtenberg mit bitterer Ironie, wo der Glaube an Gott seyn wird, wie der Glaube an Ammenmährchen, oder wie Jean Paul sich ausdrückt, wo man aus der Welt eine Weltmaschine, aus dem Aether ein Gas, aus Gott

Digitized by

eine Kraft und aus dem Jenseits einen Sarg machen wird. Die Verkündigung dieser Sarg- und Gasphilosophie scheint sich in unsern Tagen erfüllt zu haben. Was bedarf es mehr der Sammlung und Einkehr, was der ehrfurchtsvollen Pietät vor dem Walten der göttlichen Macht? Unsere Bildung und Aufklärung hat uns über derartig beschränkte Standpunkte hinaus gebracht. Mit unsern Dampfmaschinen und künstlichen Mechanismen und Manipulationen glauben wir nicht bloß die physische Natur, sondern auch den göttlichen Geist überwinden und das Firmament erklettern zu können. Früher mochte sich die Welt mit dem Flimmern der Nachtlichter und Schwefelhölzchen begnügen, jetzt wird, Dank der vorgeschrittenen Cultur, überall die Gasfackel der Wissenschaft mit solchem Erfolge geschwungen und herumgetragen, daß auch nicht das kleinste Mäuseloch in der Natur, in der Kunst, oder wo nur sonst immer unerleuchtet bleiben kann. Das ganze Leben und die ganze Umgebung des Menschen ist aufgedeckt und erhellt; es gibt keine Faser seines Körpers, seines Besitzthums, seiner Seele, die nicht untersucht, secirt, destillirt, getrocknet und wissenschaftlich zersetzt wäre. Es ist so weit gekommen, daß die Erschaffung und der Zweck des Erdplaneten, das Mysterium alles Lebens und alles Seyns keine größeren Geheimnisse darbietet, als das Kochen eines Kartoffelbreis. Einzelne Momente gibt es indeß, wo durch das sichtbare und empfundene, durch das tief einschneidende Walten der Schicksalsfügungen die Thesen jener Gasphilosophie erschüttert werden, wo die Gemüther in banger Besorgniß sich aufgefordert fühlen, Einkehr und Umschau zu halten bei sich selber, wo der Kassirer des großen Direktors der Welten, das Gewissen, an einen jeden heran tritt, ihm die Gage zu zahlen und Rechnung zu halten. Für unsere Stadt war ein solcher Moment der erste Ausbruch der Cholera.

Viele und lebhafte Befriedigung hat es erregt, daß jetzt endlich die Mittel zum Neubau der Universität angewiesen worden sind. Der Grundstein zu dem Gebäude wurde bekanntlich bereits durch den König bei der dritten Säcularfeier der Albertina gelegt. Mit dem Anfahren der erforderlichen Materialien soll schon im Winter begonnen werden; im Frühjahr wird man mit dem Bau vorgehen, der in drei Jahren vollendet seyn soll, so daß Anfang 1861 die Universität bezogen werden kann. Das prachtvolle, nach den Planen und Zeichnungen Stülers aufzuführende Gebäude wird die ganze eine Seite des schönen Platzes Königsgarten einnehmen, und zwar diejenige, welche gegenwärtig durch das Exercirhaus begrenzt wird. Zur besonderen Zierde wird dem Universitätsgebäude eine große Kolonnade gereichen, welche an seinem Erdgeschoß so angelegt werden soll, daß eine Verlängerung nach den angrenzenden Seiten des Königsgartens möglich bleibt. Eine lebensgroße Statue des Gründers der Universität, des Herzogs Albrecht, der im Jahr 1544 diese Hochschule stiftete, wird aus dem Frontispice des Gebäudes, auf einem Vorsprung sich erhebend, heraus treten. Die Hörsäle sind auf 500 Studirende berechnet, obwohl zur Stunde nur 380 inscribirt sind; man rechnet also auf eine gesteigerte Frequenz, eine sanguinische Anschauung, deren Realisirung wir stark bezweifeln. Der Aufenthalt auf der Universität Königsberg ist in keiner Hinsicht ein anziehender oder empfehlungswerther. Der Königsgarten wird nach Vollendung dieses Baus einer der schönsten Plätze seyn, deren sich eine Stadt rühmen kann. In seiner Mitte erhebt sich die großartige Reiterstatue Friedrich Wilhelms III., und zu zwei Seiten sind schon jetzt sehr geschmackvolle, pallastähnliche Gebäude aufgeführt, unter denen sich namentlich der Neubau der Königshalle, des hiesigen Kasinogebäudes der ersten Klassen der Gesellschaft, durch seine bedeutende und mit vielem Geschmack verzierte Façade auszeichnet. Auch das Kantdenkmal wird wahrscheinlich nicht auf dem Philosophendamm, wie es ursprünglich projektirt war, sondern auf dem Königsgarten seine Stelle erhalten. Vielleicht geschieht alsdann auch etwas zur Verschönerung des in unmittelbarer Nähe gelegenen Theaters. In seiner gegenwärtigen Gestalt gleicht der Königsberger Kunsttempel einem Pferdestall oder höchstens einer Menageriebude. Was die bisherigen Leistungen der Bühne in der angefangenen Saison betrifft, so sind dieselben im Großen und Ganzen unzureichend gewesen. Die Oper allein und das Ballet, das unvermeidliche, befanden sich in Thätigkeit; das recitirende Schauspiel setzt noch immer seinen Gastrollencyklus in den kleineren Provinzialstädten fort, und zwar, wenn den von dort einlaufenden Berichten Glaubwürdigkeit beizumessen ist, mit gutem Erfolg. Unter den Mitgliedern der Oper fehlt es nicht an einzelnen strebsamen Kräften, was aber gebricht und vermißt wird, sind hervorragende Kräfte, welche durch ihren Ueberschuß das Deficit des gewöhnlichen Mittelgutes decken.

Digitized by Google

London, Oktober.

Das Schreiben am Sonntag. — Der Buß- und Bettag. — Neue Werbungen.

Haben Sie je gehört, daß ein Mann polizeilich bestraft worden ist, weil er am Sonntage gemalt, gezeichnet, ich hätte beinahe gesagt, weil er geschrieben hat? Indem ich dieses schreibe, bleibt mir die Feder in der Hand stille stehen, aus Furcht, daß ich selbst der gesetzlichen Strafe verfallen könnte, wenn es bekannt würde, daß ich heute, am heiligen Sonntag, über einen Mann schreibe, der sein Schreiben oder Malen am Sonntag mit einer körperlichen Haft von sieben Tagen abzubüßen hatte. Das Arbeiten am Sonntag ist nach englischen Gesetzen eine Sünde, die ich nicht allein vor dem göttlichen, sondern auch vor dem weltlichen Gerichte zu verantworten habe. Nur verstand man bis jetzt unter Arbeiten vorzugsweise Beschäftigungen, welche mit körperlicher Anstrengung verbunden sind und mehr oder weniger öffentlich betrieben werden. Keinem Menschen ist es aber eingefallen, daß die stillen geistigen Arbeiten eines Künstlers, Schriftstellers u. s. w. in die Categorie der verbotenen Arbeiten gehören könnten. Kann ein Maler oder auch nur ein Photograph, die fern von den Augen der profanen — ich meine der gottesfürchtigen Welt der gottlosen Kunst obliegen, auf dieselbe Stufe mit dem Landarbeiter gestellt werden, der, wie man sich erinnern wird, vor zwei Jahren vierzehn Tage eingesperrt wurde, weil er am Sonntag, während alle Leute in der Kirche waren, sein Kornfeld mähte. Allerdings hatte der Mann keine andere Zeit für sich übrig als den Sonntag, da er an den andern Tagen der Woche einem fremden Herrn diente; und allerdings würde die überreife Saat, die paar Aehren, die sein einziges Eigenthum waren, verdorben seyn, wenn er den Sonntag, den einzigen Tag, den er frei hatte, hätte vorübergehen lassen, ohne seine spärliche Ernte in Sicherheit zu bringen. Aber der Magistrat betrachtete die Sache von einem andern Standpunkte: „du sollst unter allen Umständen am Sonntag dich des Arbeitens enthalten und dem Herrn dienen.“ So heißt es im englischen Statutenbuch, das weiter geht als die Bibel und nicht allein die Strafen festsetzt, die den Uebertreter treffen, sondern auch die verschiedenen Categorien von Arbeitern aufzählt, die sich ganz besonders der Arbeit zu enthalten haben. Und hier sehen wir denn auch den »artificer« namhaft gemacht, was offenbar so viel bedeutet als Gewerbsmann. Vergebens nun hat der Advokat, der für den photographischen Künstler auftrat, darauf bestanden, daß derselbe keineswegs ein „Artificer“ sey, sondern ein „Artist“ Der Magistrat wollte diese Distinction nicht gelten lassen und diktirte dem Artist als Artificer eine Geldstrafe von zehn Schilling, und im Falle der Zahlungsunfähigkeit eine vierzehntägige Haft.

Sie sehen also, daß ich in meiner Stellung als Correspondent keineswegs dem „Artificer“ so fern stehe, daß nicht das Correspondiren am Sonntag ebenfalls als eine Sünde betrachtet werden könnte, die ich mit Gefängniß- oder Geldstrafe abzubüßen hätte, und daß ich daher sehr vorsichtig seyn muß, wenn nicht in der Wahl der Gegenstände, so doch in der Wahl der Tage. So ist z. B. morgen ebenfalls ein Feiertag, an dem jede Arbeit strenge verboten ist. Es ist der Sühne- oder Bußtag, der von der Königin und Palmerston ausgeschrieben worden wegen der ungeheuern Calamität, welche Altengland in Indien betroffen. An diesem Tage sollen die Engländer Buße thun für ihre Sünden, denen allein das große Unglück zugeschrieben wird. Da ich nun kein Engländer bin, und einmal zu sündigen, d. h. zu correspondiren angefangen habe, so mag es wohl in Einem hingehen, wenn ich mich weiter versündige und ruhig weiter schreibe.

Als im Jahr 1853 die Cholera die schrecklichsten Verheerungen in England und ganz besonders in London anrichtete, wandte sich eine Anzahl presbyterianischer Geistlichen an einen hochgestellten Staatsmann, damit er die Königin dazu bestimme, einen allgemeinen Bet- und Fasttag anzuordnen, an dem alle Arbeiten eingestellt werden sollten. Der Staatsmann aber lehnte das Ansinnen ab, mit dem Bedeuten, ehe man den Gebieter des Weltalls mit Gebeten angehe, müßten vor allen Dingen die Menschen darauf bedacht seyn, das Ihrige gegen die weitere Verbreitung der Seuche zu thun. Die Sünden, für welche man Vergebung zu erflehen hätte, beständen hauptsächlich in der Nichtachtung der Naturgesetze, in der Vernachlässigung der einfachsten hygiänischen Maßregeln, darin, daß man die Themse habe versumpfen, die Menschen habe verkommen lassen in elenden, licht- und luftlosen Wohnungen. Ehe man daher an einem besondern Tag die Arbeit einstelle, thäte man besser, diesen Tag dazu zu benutzen, die Luft und das Wasser und die Wohnungen, diese Nester der Pest, zu reinigen. Auf Palmerstons Anrathen unterblieb damals der so leidenschaftlich verlangte Buß- und Bettag.

Später, als vor Sebastopol die Menschen auf grauenvolle Weise untergingen und die Königin auf den Rath des Ministeriums Aberdeen einen allgemeinen Buß- und Bettag angeordnet hatte, trat ebenfalls Palmerston auf

Digitized by Google

und meinte, es wäre beſſer ein drohendes Unglück abzuwenden, als über ein eingetroffenes zu lamentiren. Warum die Leute mitten im Ueberfluſſe, der in Balaklawa angehäuft ſey, auf ſo elende Weiſe vor Sebaſtopol zu Grunde gehen? Einzig und allein aus Mangel an guter Verwaltung, weil niemand zu rechter Zeit die rechte Hand an die rechte Sache zu legen wiſſe. Glaube man nun das Alles durch Beten und Faſten gut machen zu können? Im Gegentheil, der angeordnete Feſttag mache die Sache nur noch ſchlimmer, da nun noch ein Arbeitstag mehr verloren gehe in dieſen Zeiten der ſchweren Noth, wo man mit allem Arbeiten kaum die erhöhten Taxen, die der Krieg erheiſche, erſchwingen könne. — Und jetzt, wo Palmerſton der rechte Mann am rechten Platze zu ſeyn behauptet, und ungeachtet dieſes rechten Mannes ein anderes Unglück am unrechten Platze bereits eingetreten iſt, läßt derſelbe Mann, der ſo eifrig darauf bedacht war, daß kein Arbeitstag verloren gehe, im Namen der Königin einen allgemeinen Bußtag anordnen, an dem keine Hand ſich rühren und an dem Arbeiter ſowohl als Kunſtler, und ſogar Ihr Correſpondent nichts thun ſollen als beten und faſten, wenn ſie ſich nicht, wie jener Maler, geſetzliche Unannehmlichkeiten zuziehen wollen.

Die Thätigkeit der Werber iſt unbeſchreiblich; nicht mehr einzeln, ſondern gruppenweiſe, und mit einer ganzen Muſikbande ziehen ſie durch die Straßen. Der Zug hat wirklich etwas feierliches; die Werbeſergeanten mit gezogenem Säbel, die rothe Schärpe um die Hüften gewunden, als Zeichen ihres Mandats, ihre ſtillen, ernſten Geſichter und die kriegeriſche Muſik — das alles macht einen ſonderbaren Eindruck. An jeder Straßenecke halten ſie, die Muſik ſpielt: god save the queen; der Sergeantmajor tritt in die Mitte und hält an die verſammelte Menge eine Rede, die natürlich je nach dem Naturell des Sergeanten verſchieden lautet, die aber im Weſentlichen mit folgenden Worten übereinſtimmt, wie ich ſie ſelbſt gehört habe: „Engländer, die ihr ſtarke Arme und ein ſtarkes Herz habt, habt ihr nicht das Wehklagen eurer beſchimpften und gemordeten Landsleute vernommen, die euch zurufen: Rache! Rache! Ihr, die ihr Schweſtern oder Geliebte habt, ſo ſchön und liebenswürdig als jene, die Schmählicheres erlitten, als nur den Tod, und dann auf die gräßlichſte Weiſe zu Tode gemartert worden ſind, könnt ihr länger zaudern? Könnt ihr ohne Rührung ihr Angſtgeſchrei und das Wehgeſchrei der geſchlachteten Kinder vernehmen? Auf, Engländer! Legt eure Sichel nieder, die Arbeit iſt gethan, der kalte Winter nahet drohend. So nimmt denn das Bajonet von gutem engliſchen Stahl zur Hand und rächt die ſchmählichen Unthaten an jenen Ungeheuern! Vergeßt nicht, daß ihr alle Schweſtern und Geliebte habt, denen ein Gleiches hätte widerfahren können!“

Bis hieher iſt alles dramatiſch; nun aber kommt das Komiſche. Statt gerührt dazuſtehen, fangen die jungen Engländer an ſich gegenſeitig zu necken. „Geh, nimm den Schilling;“ ruft einer dem andern zu. „Du haſt das richtige Maß — 5 Fuß 5 Zoll.“ — „Nein,“ ruft der andere: „es fehlt mir gerade Ein Zoll.“ — Und es entſteht ein allgemeines Lachen, bis ein anderer wieder ſchreit: „Wahrhaftig, du kannſt nichts beſſeres thun, als einen Schilling per Tag verdienen, ſtatt ihn zu borgen oder zu erbetteln.“ — Und ſo gibt ein Wort das andere, bis der Werbetrupp, von der Menge gefolgt, unter kriegeriſchem Marſch weiter zieht und an der andern Straßenecke wieder hält. Die Menge ſchwillt mehr und mehr an; die reſpektabeln Leute, d. h. diejenigen, die etwas mehr als Einen Schilling täglich verdienen, halten ſich weiſe in reſpektabler Entfernung, bis endlich die Werber ſammt der Muſik in eine Kneipe, die ihr Hauptquartier bildet, einziehen, wohin ſich alsbald alle begeben, die weit mehr des gegenwärtigen Biers und des gegenwärtigen Schillings und des zu erwartenden bounty (Handgeld) gedenken, als der Frauen und Kinder, die ermordet worden und die der Sergeant in ſeiner Beredtſamkeit in ſo nahe Verbindung mit ihren eigenen Schweſtern, Kindern oder Geliebten gebracht hat, obgleich ein Abgrund die beiden Geſellſchaftsclaſſen trennt. Die Claſſe, welche die Soldaten für Indien liefert, hat keine Schweſtern oder Verwandte, die in Indien den Tod finden können; ſie hat keine Verbindungen, durch welche ſie für ſich oder ihre Angehörigen eines jener einträglichen Aemter erlangen könnte, welche den Freunden und Freundinnen der angeſehenen oder reſpektabeln Familien vorbehalten ſind. Die Claſſe, welche die Soldaten für England und Indien liefert, ſteht freund- und hoffnungslos da, und wenn ſich die Engländer darüber beklagen, daß ſich ſo wenige zum Soldatendienſte melden, und faſt ausſchließlich Menſchen aus der Hefe des Volks, ſo haben ſie das einzig und allein ihren eigenen Einrichtungen zuzuſchreiben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 45.

Inhalt.

Der Posten der Frau. Anekdote. IV. Seite 1067.
Aus dem Leben einer deutschen Dichterin. (Forts.) Seite 1063.
Shakespeare'sche Charaktere. Seite 1067.

Korrespondenz-Nachrichten.
Genf. Seite 1074. — Hamburg Seite 1077. — Berlin. Seite 1080.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[64] Im Verlage von **A. Büchting** in Nordhauſen erſchien ſo eben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben, ſowie in allen beſſeren Leihbibliotheken zu finden:

Großmann, Julie v., Freud' und Leid. Sechs einfache Geſchichten. 2 Bände. 8. 1858. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

Limbach, Arth., die Reiſe zum Oheim oder Irrthum auf allen Seiten. Eine Novelle. 8. 1858. geh. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Willkomm, Ernſt, Meteore. Novellen-Cyclus. 2 Bände. 8. 1858. geh. Preis 2 Thlr. 20 Sgr.

In Unterzeichnetem ſind ſo eben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

Geſammt-Ausgabe,

ſtark vermehrt und verbeſſert.

8. geheftet. Preis fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Dieſe Gedichte zeichnen ſich durch eine ſcharf ausgeprägte Eigenthümlichkeit aus, aber dieſe Eigenthümlichkeit iſt nirgends Caprice und Prätenſion, nichts Gemachtes, ſondern wahres Weſen. Wir glauben die ganze Bedeutung des Dichters nicht beſſer zuſammenfaſſen zu können, als in dem Urtheil, daß Modernes und Claſſiſches bei ihm in ſeltener Vereinigung zuſammengehen. Unter dem Namen des Claſſiſchen verſtehen wir hier ebenſo den begeiſterten Schwung des Schiller'ſchen Idealismus als die Unmittelbarkeit und den ruhigen Fluß der Goetheſchen Lyrik. Alle dieſe verſchiedenen Elemente ſehen wir in den vorliegenden Gedichten zu einem originellen und ſelbſtſtändigen Ganzen vereinigt. Der Leſer wird in denſelben nicht nur oberflächlichen Genuß, ſondern auch tiefere Befriedigung finden.

Stuttgart und Augsburg, October 1857.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Taſchenbuch

der engliſchen und deutſchen

Umgangsſprache

von

Carl Eulenſtein.

Zweite Auflage.

8. brochirt. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Dieſes Werkchen iſt zunächſt für ſolche beſtimmt, welche in einer möglichſt kurzen Zeit das nöthigſte der engliſchen Sprache erlernen wollen, und deren Hauptzweck es iſt, es bald zum Sprechen zu bringen. Um dieſen Zweck am leichteſten zu erreichen, ſind alle veralteten Ausdrücke ſorgfältig vermieden und nur ſolche Wörter und Phraſen gewählt worden, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen. Auch ſind die Geſpräche ſo eingerichtet, daß ſie ganz allmählig vom leichten zum ſchwereren fortſchreiten, wodurch ſie gleichſam einen Curſus der engliſchen Sprache bilden. Um dieſe zweite Auflage noch brauchbarer zu machen, hat der Herr Verfaſſer ſeine weiteren Erfahrungen von fünf Jahren benützt, und, ohne den Plan des Werkchens zu ändern, ſolche Zuſätze gemacht, welche geeignet ſind, das Büchlein noch progreſſiver zu machen. Dieſe Zuſätze beſtehen, neben den grammatikaliſchen Tabellen, in Phraſen und idiomatiſchen Ausdrücken, welche, weil ſie alle aus dem Leben gegriffen ſind, nicht wenig dazu beitragen werden, dem Schüler das Lernen und namentlich das Sprechen zu erleichtern.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Nacht und Morgen.

Neue Zeit-Gedichte

von

Franz Dingelſtedt.

8. geheftet. Preis fl. 1. 36 kr. oder Rthlr. 1. —

Der kosmopolitiſche Nachtwächter der alten Zeit begrüßt den Morgen der Neuzeit mit dieſer Sammlung politiſcher Gedichte aus den Jahren 1845 bis 1850, einer thatſächlich und poetiſch ebenſo bewegenden als bewegten Epoche. Die Sammlung, abgetheilt in: Letzte Nachtwachen — Nachtwächter als Hofpoet — Tagesanbruch — Erſter Reichstag — Licht und Schatten, enthält eine anſehnliche und in Stoff und Stimmung mannigfaltige Reihe von Bildern und Liedern aus Zeit und Leben, deren einzelne, in öffentlichen Blättern gelegenheitlich abgedruckt, bereits große Anerkennung fanden: ſo die Fresken in der Paulskirche, die Gedichte an S. K. H. den Erzherzog-Reichsverweſer, auf Radetzky's Einzug in Mailand, Latours Ermordung, die Epigramme aus Erfurt u. a. m. Dieſe Gedichte und eine große Mehrzahl bisher ungedruckter, erſcheinen hier zum erſtenmal zu einem vollſtändigen und organiſchen Ganzen geordnet, ſo daß die Sammlung, welche der Verfaſſer als ſeinen letzten Beitrag zur Lyrik bezeichnet, zugleich als Abſchluß der „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters" und als Nachleſe der unſerm Verlage angehörigen „Gedichte" dem Publikum angekündigt werden darf.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Erlinde.

Von

Wolfgang von Goethe.

Zweite Auflage.

Miniatur-Ausgabe in engliſchem Einband mit Goldſchnitt und einem Stahlſtich.

Preis fl. 2. 42 kr. oder Rthlr. 1. 20 Ngr.

Dieſes dramatiſche Gedicht iſt dem Stoffe nach eine der vielen Undinenſagen, der Behandlung nach aber durchaus originell. Eine poetiſche Erſcheinung, wie dieſe, in unſern unpoetiſchen Tagen hat etwas Fremdartiges, Erfreuliches und Schmerzliches zugleich. Die Entfernung alles Poetiſchen aus unſerer Zeit wird uns dann am meiſten fühlbar, wenn wieder einmal ein Hauch echter Poeſie uns, wie aus einer andern Welt anweht.

Wir halten den edeln Dichter, unſeres unſterblichen Goethe's Enkelſohn, dem es im geiſtreichen Spiele der Dichtkunſt heiliger Ernſt zu ſeyn ſcheint, vor vielen Andern für fähig und berufen, für ſeinen Antheil mitzuwirken, daß die ſo vielfach in's Gemeine verirrte Poeſie zum Hohen und Heiligen zurückgeführt werde.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Struenſee.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

von

Michael Beer.

Zum Erſtenmale dargeſtellt auf dem königl. Theater zu München den 27. März 1828.

Zweite mit einem Nachtrag vermehrte Auflage.

8. broch. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 45. 8. November 1857.

Such duty as the subject owes the prince,
Even such a woman oweth to her husband. —
My mind has been as big, as one of yours,
My heart is great, my reason, haply, more,
To bandy word for word, and frown for frown.
But now, I see, our lances are but straws,
Our strength as weak, our weakness past compare,
That seeming to be most, which we least are
Shakespeare.

Der Poſten der Frau.

Anekdote.

IV.

Eleonore ging mit haſtigen Schritten der Vorſtadt zu, ihre Begleiter keuchten hinterher. Sie erreichten ungefährdet das letzte Haus der kleinen Inſel gegenüber, deren dichte Baumgruppen noch nicht völlig ihres herbſtlichen Blätterſchmuckes beraubt waren. Die Vorſtadt ließ nichts von dem Tumulte ahnen, der die inneren Straßen erfüllte, die Bewohner hielten ſich ängſtlich innerhalb ihrer Häuſer verborgen, froh genug, daß die Kugeln vom Berge über ſie weggeflogen waren. Die Preußen hatten ſich ausſchließlich nach der Gegend der Brücke gedrängt und das feindliche Feuer von den jenſeitigen Höhen begann allmählig zu ſchweigen, ſeitdem das Löſchen des Brückenbrandes eine Unmöglichkeit geworden war. So wurde denn unter den günſtigſten Umſtänden der Kahn ohne weiteres losgebunden. Adam faß ſchon am Ruder, die Dame und der Diener ſprangen ihm nach. Im Augenblick des Abſtoßens richtete Eleonore noch einmal die Augen nach der eben verlaſſenen Straße und gewahrte erſt jetzt auf einem Felſenvorſprunge, halb von der auf der Südſeite den Berg hinan kletternden Häuſerreihe verborgen, unmittelbar ſich gegenüber ein preußiſches Detachement in gemeſſener Entfernung von einem Offizier, der durch ein Fernglas den Brand der Brücke und die Bewegungen des Feindes zu beobachten ſchien. Dieſer Führer, ſie täuſchte ſich nicht, war der kleine Mann im Mantel und dreieckigen Hut, ihr unbekannter Schutzherr in dieſer Nacht. Jetzt, im vollen Tageslicht, da er den Kopf zum Gebrauche des Glaſes etwas erhob, konnte ſie deutlich ſeine Züge unterſcheiden. Sie unterdrückte einen Schrei, um den der Gruppe den Rücken kehrenden, rudernden Schiffer nicht ſtutzig zu machen, ſie neigte nur leiſe das Haupt und faltete mit einer flehenden Geberde, vielleicht unwillkürlich, die Hände über ihrer Bruſt. Aber wie freudig bebte ſie zuſammen, als ſie eine erwidernde freundliche Handbewegung zu unterſcheiden glaubte, ähnlich der, welche ſie heute Morgen mit ſo electriſcher Ahnung durchzuckt hatte.

In der Ferne loderte die Brücke und ſprühte Funken über das ruhig dahingleitende Waſſer. Alles blieb ſtill und ſo landete ſie in wenigen Minuten an der kleinen buſchigen Inſel. Der Kahn lenkte raſch zurück, Eleonore aber bahnte ſich einen Weg durch das dichte Weidengeſtrüpp, wie ein gejagtes Reh dem alten Diener

Digitized by Google

voraneilend, der ihr auf Schritt und Tritt folgte wie ein Schatten. Plötzlich aber hielt ſie inne, regungslos, wie im Boden feſtgewurzelt.

Unter einem Erlengebüſch, kaum zehn Schritte von ihr entfernt, lagerte im Graſe ein franzöſiſches Piket um einen Offizier, der gleichfalls von dieſem günſtigen Punkte aus den Brand der Brücke beobachtete. Und dieſer Führer war — der Herzog von Crillon. So ſtanden Eleonorens Helden, Freund und Feind, ſich auf Schußweite gegenüber.

Sie hatte keine Zeit, ſich über den Eindruck dieſer Begegnung klar zu werden, ob es Freude, Schrecken oder Angſt war, was ihr Blut jäh zum Herzen trieb; ſie hatte auch nicht die Beſinnung ſich zu fragen, wie unter dieſen beobachtenden Blicken ihr kleines Fahrzeug ungefährdet an dieſer Stelle hatte landen können, oder ſich wohl gar die Antwort zu geben, daß über den dichten Weidenſaum hinweg man wohl die hochgewölbte Brücke und die gegenüber liegenden Höhen, nicht aber das nahe, niedrige jenſeitige Ufer im Auge haben konnte, und daß das zeitweiſe Rollen des Geſchützes, der Lärm von der Stadt her den leiſen Ruderſchlag decken mußte. Alles das ſagte Eleonore ſich nicht, ſie lauſchte in athemloſer Spannung auf eine Meldung, welche in dieſem Augenblick ein franzöſiſcher Offizier dem am Boden liegenden Herzog machte.

„Ich komme den Herrn Herzog zu fragen," ſo hörte ſie den Mann deutlich ſprechen, „ob ich auf den preußiſchen General ſchießen laſſen ſoll, der jenſeits hinter den Häuſern den Brand der Brücke beobachtet? Er iſt in unſerer Gewalt und nach ſeinen Bewegungen, wie nach der Ehrfurcht, welche ſeine Umgebung ihm erweiſt, wohl kein anderer als der König ſelbſt." — „Der König!" rief Eleonore, aus dem Gebüſche hervor und zu den Füßen des Herzogs ſtürzend. „Retten Sie, retten Sie den König!"

Der Herzog war vom Boden geſprungen und hatte einen Blick nach der bezeichneten Höhe geworfen. — „Seyen Sie ruhig, Frau Gräfin," ſagte er dann, der Dame die Hand reichend, um ſie vom Boden zu erheben. „Ihr König iſt nicht in Gefahr. Lieutenant Brünet," wendete er ſich hierauf mit ſtolzer Ruhe zu dem jungen Offizier, „Lieutenant Brünet, Sie ſind auf dieſen Poſten geſtellt worden, um die Bewegungen des Feindes zum Flußübergang zu beobachten, nicht aber, um einen recognoſcirenden General zu erſchießen, am wenigſten die geheiligte Perſon eines Königs anzutaſten, der ſelber als Feind noch unſere Ehrfurcht in Anſpruch nimmt. Thun Sie Ihre Schuldigkeit, Lieutenant Brünet!" Damit wendete er ihm den Rücken und nahm den Arm der erſchütterten Frau, welche mit freudeſchwimmenden Augen dieſe ritterlichen Worte gehört hatte.

„Eleonore," ſagte er, nachdem er einige Augenblicke ſchweigend an ihrer Seite gegangen war, „Eleonore, ich weiß, was Sie in dieſer Nacht gelitten haben, aber Ihre Beleidigung wird gerächt werden." — „O nichts von Rache, Herr Herzog!" erwiederte ſie mit zitternder Stimme, „nichts von Beleidigung! Sie iſt vergeſſen, ſie ſoll es ſeyn! Ich habe eine ernſte Lehre und eine große Wohlthat empfangen, ich habe den Glauben an Menſchenhoheit wieder gewonnen. Was Sie in dieſem Augenblicke gethan, Herr Herzog, wiegt ſchwerer als zehn gewonnene Schlachten."

„Hätte ein Edelmann anders handeln können, Gräfin?" fragte der Herzog. — „Ich weiß es nicht," antwortete ſie, „aber es hat mir den Muth und die Freude am Leben wieder gegeben. Nehmen Sie den Dank einer geretteten Seele, Herr Herzog, und leben Sie wohl." — „Sie fliehen? Wohin gehen Sie?" — „In mein Haus, zu meinem Sohn, ihn nach dem Vorbilde edler Männer zu erziehen."

„Schönes, angebetetes Weib!" ſagte der Herzog, ihre Hand an ſein Herz drückend. „Der Dienſt des Soldaten bindet mich in dieſer Stunde, aber vergeſſen Sie nicht, daß Sie einen Freund haben, deſſen theuerſte Aufgabe, deſſen höchſtes Glück es ſeyn würde, Sie zu ſchützen und zu verehren. Wir werden uns wieder ſehen, Eleonore!" — „Niemals, niemals, Herr Herzog! Die Erinnerung an dieſen Morgen wird meine Sterbeſtunde freudig machen, aber laſſen Sie uns niemals einander wieder ſehen!"

Sie riß ſich von ihm los und floh mit eilenden Schritten über die ſchmale Düne an das jenſeitige Ufer. Hier hielt ſie inne und blickte noch einmal zurück nach der Stätte einer ſchönen Erinnerung. Der Herzog ſtand noch immer unbeweglich auf dem Platze, wo ſie von ihm geſchieden war, der gegenſeitige Felſenvorſprung war von den Preußen verlaſſen. Mit hochgerötheten Wangen und ſtrahlenden Augen ſchwebte ſie über die Wieſen, den alten Diener weit hinter ſich laſſend. Kein Menſchentritt ſtörte ſie, ſo nahe dem wildeſten Getümmel; ein Strom von Begeiſterung wogte durch ihre Bruſt; ſie hätte es in die Lüfte hinausjubeln mögen: „Die Träume meiner Jugend ſind in Erfüllung gegangen: ich habe einen Helden und einen Ritter kennen lernen!"

Sie bog von der Fahrſtraße ab und gelangte auf einem Seitenwege durch ländliche Gärten zu den Terraſſen, die von dem Flußufer zu ihrem Schloſſe hinauf führen. Ohne Athem zu ſchöpfen ſtieg ſie in die Höhe, drängte ſich ohne Gruß und Laut durch die in banger

Digitized

Unruhe verſammelten Diener ihres Hofes und Hauſes bis zu dem Zimmer, aus welchem ihr Knabe ihr fröhlich entgegen ſprang. Sie ſtürzte vor ihm nieder, preßte ihn in ihre Arme und hielt ihn lange unter ſtrömenden Thränen an ihrem Herzen. — „Mein Kind!“ rief ſie endlich, „vor dir will ich Wache halten und meinen Poſten nicht verlaſſen, ſo wahr mir Gott helfe!“

Der würdige Pfarrherr, deſſen Bekanntſchaft wir zu Anfang dieſer Geſchichte gemacht, war es, deſſen Räuſpern endlich die junge Frau aus ihrer Ekſtaſe weckte. Der alte Lehmann, auf dem nächſten Wege im Schloſſe angekommen, hatte ihm mit wenigen Worten das Räthſel gelöst, das ihn ſeit dieſer Nacht, wo der Graf ſeine Gemahlin vergeblich auf ſeinem Schloſſe und ſelbſt im Pfarrhauſe geſucht, ſo unausſprechlich, ja mehr noch als die preußiſchen Kanonen gegenüber beängſtigt hatte. Er war der Gräfin in das Zimmer gefolgt und hatte ſchon lange ſchweigend hinter ihr geſtanden, als ſie ſich endlich von ihren Knien erhob und ihm beide Hände entgegenreichend ſagte: „Es iſt Reformationstag heute, mein Freund, und ich gelobe Ihnen eine brave Frau zu werden.“

Sie hatte darauf eine lange Unterredung mit ihm, oder richtiger, eine Beichte vor ihm, in welcher keine Falte ihres Herzens unenthüllt blieb. Der gute Mann hörte ſie an ohne Erwiederung, aber mit reichlichen Thränen, die, wo er nicht handeln konnte, immer ſeine beredteſte Sprache waren.

Er kam mit ihr überein, noch heute ſeinen Patron im polniſchen Hauſe aufzuſuchen und ihm die Heimkehr ſeiner Gemahlin und ihre gefaßten Entſchlüſſe mitzutheilen. „O, wenn Sie dieſe Nacht ſeine Angſt geſehen hätten, gnädige Frau,“ ſagte er, nach ſeiner Weiſe zur Sühne redend, „ſeine Zerknirſchung und Angſt! Es hätte einen Stein in der Erde erbarmen mögen.“

Die Gräfin zuckte mitleidig die Achſeln. Sie zweifelte ja nicht daran, daß er ihretwegen in Sorge geweſen, ſie wußte ja wohl, er hatte kein Kieſelherz, der heitere, leichtlebige Graf von Fink. Hätte er doch etwas von einem Kieſel in ſich getragen, hätte er doch Funken ſprühen können, wenn ein Stahl ihn berührte!

Noch am ſelbigen Nachmittage ſehen wir den guten Herrn Magiſter in demſelben Aufzuge, in welchem wir ihn geſtern kennen gelernt, in Schuhen und Sergemäntelchen, Hut und Regenſchirm unter dem Arm, in Meiſter Adams glücklich wieder an ſeinem gewohnten Ankerplatze ruhenden Kahne hinüber ſchwimmen nach der Stadt, in welcher die Preußen ſeit dem Morgen unbehelligt hauſen. Seinen Patron aber fand er nicht; er war im Geleit der Franzoſen von dannen gezogen. Am andern Morgen war der geiſtliche Herr ſchon wieder auf den Beinen, dießmal nach dem Lager der verbündeten Armeen, das kaum eine Stunde weſtlich von ſeinem Dorfe aufgeſchlagen war. Wohl klopfte ihm das Herz, als er ſich im Zelte des Herzogs von Crillon melden ließ, um ſich nach dem Verbleib ſeines gnädigen Herrn Grafen zu erkundigen. Der Herr Herzog hatte die Gewogenheit, ihn huldvoll zu empfangen und ihn zu unterrichten, daß Graf Fink eine kleine Geſchäftsreiſe auf ſeine thüringiſchen Güter angetreten, aber von dem glücklichen Retourniren ſeiner Frau Gemahlin bereits Kenntniß habe, ſo wie auch, daß ihm auf ſeinen Wunſch eine franzöſiſche Sauvegarde für dieſelbe bewilligt worden ſey. Mit dieſem Beſcheid kehrte der geiſtliche Freund zurück.

»Sapienti sat!« dachte er auf dem Wege, ſich vergnügt die Hände reibend. Denn wir wollen den Leſern nicht vorenthalten, daß außer ſeiner officiellen Miſſion noch eine andere, ſeelſorgeriſche, dem ſchönen, ritterlichen Cavalier gegenüber, in ſeiner Seele gerungen hatte. Jetzt aber, wo er aus hochdeſſen Mittheilungen ſich den Einfluß herausdeuten konnte, der den unartigen Gemahl eine Weile von dem Opfer ſeiner Eiferſucht ferne hielt, um dieſem, ſey es eine Pauſe zu freien Entſchlüſſen und Bewegungen zu gönnen, ſey es ein immerhin peinliches Wiederſehen mildernd zu verzögern, da glaubte er auch auf des Ritters fernerweitiges Zartgefühl rechnen zu dürfen, und war froh genug die mühſam in der fremden Sprache einſtudirte Exhortation zu Gunſten der Ruhe eines ehelichen Herzens in ſeinem Buſen verſchließen zu dürfen. Er ahnte nicht, der brave Sachſe, wie ſchwer es dem liebenswürdigen Franzoſen geweſen wäre, ſein Franzöſiſch zu verſtehen.

Die Sauvegarde that Noth, denn die nächſtfolgenden Tage waren ſtürmiſch und leidvoll für Gegend und Dorf. Franzoſen und Reichstruppen erpreßten und plünderten, Noth und Verlegenheit der armen Bauern waren unausſprechlich. Gräfin Eleonore hatte keine Zeit, ihr eigenes Schickſal in Betracht zu ziehen; der Pflicht getreu, die ſie ſich ſelber auferlegt, ſtand ſie Tag und Nacht auf ihrem Poſten, anordnend, Rath und Beiſtand ſpendend, die Hungernden ſpeiſend, die Obdachloſen beherbergend, ihre Vorräthe theilend. Mehr als einmal hörte man ſtundenlang Kanonendonner gegen die noch immer von den Preußen beſetzte Stadt; man ſah ſich mitten im Kriegsgetümmel und vermuthete einen nahen, entſcheidenden Zuſammenſtoß.

Nach einigen Tagen wurden die Lager etwas weiter weſtlich vorgeſchoben und die ausgeplünderten Dörfer für eine kurze Weile frei. König Friedrich hatte eine Brücke über den Fluß ſchlagen laſſen, genau in der Mitte der beiden Plätze, an welche ſich für Eleonore

Digitized by Google

ſo denkwürdige Erinnerungen knüpften. Sie beobachtete vom Thurme ihres Schloſſes den Uebergang der Preußen und ſah mit Unruhe ſtarkem Beſuch entgegen. Der König wendete ſich aber, auf der Höhe angelangt, vom Gute ab, den Lagern der Feinde zu, und ſo folgten denn nach der außerordentlichen Aufregung zwei Tage verhältnißmäßiger Stille, welche der Gräfin einen prüfenden Blick über ihre innere wie äußere Lage geſtatteten. Sie hatte die erſte Probe ihrer Tüchtigkeit abgelegt, hatte erkannt, daß Arbeit ihr nicht allein noth, ſondern auch wohl thue. Sie fühlte ſich je mehr und mehr ihrer Aufgabe gewachſen.

Auf dieſe Weiſe war der fünfte November 1757 angebrochen, als man gegen Mittag auf dem Schloſſe, wenn auch aus bedeutender Ferne, ein ſtarkes Schießen vernahm und die Gerüchte, welche ſeltſamer Weiſe ſo oft einer Thatſache vorauseilen, noch ehe dieſelbe vollendet iſt, eine entſcheidende Schlacht verkündeten. Lehmann konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, ſich in der Nähe des verhängnißvollen Platzes Gewißheit über den Stand der Dinge zu verſchaffen, einige Hofbedienten folgten ihm, und ſo blieb Eleonore in der höchſten Spannung zurück. Ihr König und Held, ihr Ritter und Freund ſtanden ſich gegenüber zwiſchen Sieg und Gefahr; dort ihr Preußen, ihr Vaterland, hier ihr Gemahl, ihr Haus, ihr Kind — wohin ſollte ſie ſich wenden mit Wünſchen und Sorgen?

Der Nachmittag war ſchon vorgerückt, als plötzlich der Graf mit triumphirender Miene in den Hof ſprengte. „In dieſem Augenblick muß alles entſchieden ſeyn!“ ſagte er, ſeiner Gemahlin die Hand küſſend, ſo unbefangen, als ob zwiſchen ihnen gar nichts abzumachen und aufzuklären wäre. — „Und der Sieg?“ fragte der Magiſter geſpannt, denn Eleonoren verſagte die Stimme. — „Wie kann der Sieg zweifelhaft ſeyn, mein Beſter!“ antwortete der junge Herr. „Dieſe Handvoll Preußen! Sie brachen in unſerem Angeſicht das Lager ab, und wir haben ihnen luſtig Muſik dazu gemacht. Für dieſen Winter, für immer, will's Gott, werden wir Ruhe vor den Störefrieden haben.“

„Aber woher,“ wendete der Prediger noch immer zweifelnd ein, „woher, gnädiger Herr Graf, wiſſen Sie. — Und was bedeutet dieſes anhaltende Schießen?“ — „Ich paſſirte, von Thüringen kommend, unſer Lager, juſt im Moment, als die preußiſchen Prahlhänſe aufbrachen, und machte eine nördliche Wendung um ſie herum. Das Schießen kann ich mir eigentlich ſelber nicht erklären. Man wird ihnen den Garaus machen, denke ich.“

Es entſtand eine Pauſe. — „Sie haben böſe Tage zu überſtehen gehabt, liebe Eleonore,“ ſagte der Herr Graf darauf freundlich lächelnd zu ſeiner Gemahlin; „aber Gottlob, ſie ſind zu Ende. Wir werden eheſtens nach Dresden aufbrechen können.“ — „Nicht ich, mein Gemahl,“ erwiederte die Gräfin ernſt, „nicht ich. Schenken Sie mir eine kurze Unterredung, Graf.“ — „Wozu, liebes Kind?“ unterbrach er ſie ſchmeichelnd. „Rühren wir das Vergangene nicht wieder auf!“ — „Ich muß auf dieſe Unterredung dringen, Graf, gleich jetzt; wir wiſſen nicht, was die nächſten Stunden uns bringen können.“

Der Pfarrer wollte ſich entfernen, aber die Gräfin hielt ihn zurück. „Es iſt mir lieb, wenn Sie Zeuge unſerer Unterhandlungen ſind, verehrter Freund,“ ſagte ſie ernſt. — „Mein Gott, welcher feierliche Eingang!“ rief der Graf, im voraus ungeduldig.

„Ich werde mich kurz zu faſſen ſuchen, mein Gemahl,“ fuhr Eleonore unerſchütterlich fort, „und das Vergangene ſo wenig als möglich berühren. Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß das unſtete, zerſtreuende Leben in der Welt mir ſelbſt, unſerem Sohne, unſerem Hauſe, unſerem gegenſeitigen Verhältniſſe, Graf, unzuträglich iſt. Ich habe mir in ſchwerer Stunde das Gelöbniß abgelegt, niemals wieder in dieſer Welt zu erſcheinen und hinfort ausſchließlich in meinem Hauſe und für daſſelbe zu leben. Nur mit dem unerſchütterlichen Vorſatze, dieſes Gelöbniß zu halten, bin ich, ich verhehle es Ihnen nicht, über Ihre Schwelle zurückgekehrt, und —“ —

„Laſſen Sie doch die Kindereien, beſtes Herz!“ unterbrach ſie der Graf von neuem. „Nennen Sie dieß das Vergangene nicht berühren?“ — „Nur ſo weit es unerläßlich iſt, Graf. Sie müſſen mich zu Ende hören. Ihre Neigungen, Ihre Verhältniſſe vielleicht, feſſeln Sie an einen weitläufigen geſelligen Verkehr und ich wage kaum Ihnen in dieſer Beziehung Vorſtellungen zu machen, Sie daran zu erinnern, daß unſeres Sohnes Geſundheit und Erziehung einen ſtetigen Wohnplatz und anhaltende Aufſicht, die Verwaltung Ihrer Güter in ſchwerer Zeit, die Bedrängniß unſerer Bauern der ordnenden Gegenwart eines Herrn bedürfen. Aber ſo lange Sie ſelbſt nicht geneigt ſind, ein ſo ernſtes Amt zu übernehmen, Moritz, bitte ich Sie, es in meine Hände zu legen. Ich verſpreche Ihnen, unſern Leo ſorgfältig und kräftig zu erziehen, keine Anſtrengung des Erlernens und Ausübens zu ſcheuen, treu und wachſam an der Schwelle Ihres Hauſes zu ſtehen. Verlangen Sie dagegen niemals von mir, daß ich dieſe Schwelle überſchreite, um in einen Kreis zurückzukehren, vor welchem Sie mir wie ſich ſelbſt erſt ein Brandmal aufdrücken mußten, ehe ich zu der Erkenntniß kam, daß ich in demſelben ein verlorener Poſten ſey.“ — „Gut,

ſehr gut!“ flüſterte der Magiſter mit einem ermuthigenden Blick; der Graf aber erwiederte: „Wie hartnäckig Sie ſind, Eleonore! Wer weiß um jene Uebereilung, wer denkt noch daran?“ — „Ich weiß darum, Graf, ich denke daran, und vergeſſen iſt ſchwerer als vergeben. Verſprechen Sie mir aber auf meine Forderung einzugehen —“

„Mein Gott, welch ſalbungsvolle Feierlichkeit, Beſte!“ fiel, immer ungeduldiger werdend, der junge Ehemann ein. „Sie haben meine Frau angeſteckt, lieber Magiſter. Ich könnte mir ja Ihren Pakt wohl gefallen laſſen, Eleonore, ſicher genug, daß Sie bald gelangweilt kommen würden, ſeine Zurücknahme zu fordern, — ich kenne die Frauen! — Aber was iſt das?“ rief er aufſpringend und an das Fenſter, dann aber zur Thür hinauseilend, froh genug, einen Vorwand gefunden zu haben, die läſtige Scene zum Schluß zu bringen. — „Der Uebermuth der Jugend und des Glücks, gnädige Gräfin,“ ſagte der Pfarrherr, der ſchmerzlich bewegten Eleonore tröſtend die Hand drückend. „Aber nur ſtandhaft, ſtandhaft, edle Frau! Sie haben zwei mächtige Verbündete, die beide nicht ferne bleiben werden: Zeit und Noth; der Sieg iſt Ihnen gewiß.“

„Sieg, Sieg!“ erſchallte eine jubelnde Stimme vom Hofe herauf. — „Was bedeutet das?“ rief der Pfarrer. Sie ſprangen auf und eilten in den Hof, der ſich im Nu mit den Bauern des Dorfes als Gefolge der rückkehrenden Späher gefüllt hatte. Lehmann war vom Pferde geſprungen und jubelte, freudetrunken den Hut in der Luft ſchwenkend und alle Devotion vor ſeiner gnädigen Herrſchaft vergeſſend: „Sieg, Sieg! Das war ein Tag, das war eine Gloria! Sieg, Sieg! Hurrah die Preußen!“

Der Graf war im Begriff, dem dreiſten Prahler mit ſeiner Reitgerte eine ernſthafte Ermahnung zu geben, als ſeine Gemahlin ihm in den Arm fiel. Die Mienen und Reden der Bauern beſtätigten das Unerhörte; ein preußiſches Piket, das in den Hof ſprengte, machte jedem Zweifel ein Ende. Was für ein Mährchen unglaublich geſchienen hätte, der raſcheſte, glänzendſte Sieg der Schwachen, die ſchmachvollſte Flucht und Niederlage der Starken, es war eine Thatſache. Von Minute zu Minute drängten ſich Kunde auf Kunde, Maſſe auf Maſſe. Ein hoher Verwundeter wurde zur Verpflegung auf dem Schloſſe angemeldet, für den königlichen Sieger ſelber zur Nacht Quartier beſtellt; die allgemeine Aufregung, die Beſtürzung des Grafen insbeſondere waren unbeſchreiblich.

„Schnell geſattelt!“ rief er ſeinem Reitknecht zu. „Ich muß fort auf der Stelle; hier bin ich nicht ſicher, der König kennt mich als ſeinen Feind.“ — „Ich bezweifle es,“ ſagte ſeine Gemahlin mit einem verächtlichen Anflug; „bleiben Sie ruhig da, wo Sie hingehören, der König wird nicht auf Sie achten.“ — „Doch, doch, Eleonore, ich bin verdächtigt, ich weiß es. Ich muß nach Warſchau zu entkommen ſuchen, zu unſerem König. Werden Sie mir folgen, Eleonore?“ — „Nein,“ ſagte ſie beſtimmt, „ich bleibe.“

„Ich darf Ihnen nicht zureden, eine Reiſe, eine Flucht unter dieſen Verhältniſſen — Sie ſind eine Preußin, man wird Rückſicht auf Sie nehmen, Ihnen eine Sauvegarde bewilligen.“ — „Seyen Sie ruhig, mein Gemahl, ich fürchte mich nicht.“

Ein in den Hof fahrender Wagen ließ die bitteren Empfindungen der Dame nicht weiter zum Ausdruck kommen; ſie blieb ruhig auf der Rampe ſtehen, während ihr Gemahl haſtig in das Haus ſprang. Preußiſche Huſaren umringten den Wagen, in deſſen Innerem ein Feldarzt und ein ältlicher Mann im Dienſtanzug des preußiſchen Hauſes den angekündigten Verwundeten zu unterſtützen bemüht waren. Der Schlag wurde geöffnet und der Kranke ſorgfältig herausgehoben. Eleonore hatte ſich bleich und ſchwankend am Eiſengeländer der Auffahrt feſtgehalten; der blutende, beſinnungsloſe Mann, der Gefangene Preußens, der ihrer Pflege anvertraute Gaſt — es war der Herzog von Crillon. Auch auf den Grafen, der aus ſeinem Verſteck hinter der Thür das erſchütternde Bild vor Augen hatte, wirkte der Anblick ſo überwältigend, daß er, ſeine Sicherheit vergeſſend, hervorſtürzte und ängſtlich fragte: „Iſt er todt?“ — „Nur ſchwer verwundet,“ antwortete der Arzt.

Eleonore raffte ſich zuſammen und leitete den Zug in ihr Zimmer neben dem untern Saal auf ihr eigenes Ruhebett. Man traf Anſtalten zum Verband, und ſo blieb ſie einige Minuten mit dem Unglücklichen allein, deſſen Haupt an ihrem zitternden Herzen ruhte. Er ſchlug die Augen auf und ſchien, indem ſein Blick den ihrigen traf, die verlorene Beſinnung wieder zu gewinnen; dann ſagte er mit ſchwacher Stimme: „Daß wir uns niemals wieder geſehen hätten, Eleonore!“ Der Arzt mit Lehmann und dem preußiſchen Diener traten ein, ehe die Gräfin ein Wort zu erwiedern vermochte. Der Verband ſollte angelegt werden und ſie mußte ſich entfernen. Sie lauſchte ängſtlich an der Thüre des Saales auf die Schmerzenslaute des Verwundeten. In dieſer Stellung überraſchte ſie ihr Gemahl, der leiſe, in der Livrée ſeines Reitknechts, den kleinen Leo auf dem Arm, in den Saal geſchlichen kam.

Digitized by Google

„Lebewohl, liebe Eleonore," ſagte er gerührt, „Gott weiß, wie ſchwer es mir wird, jetzt von dir zu gehen, aber ich muß, ich kann nicht anders!" — „Bleibe, Moritz," ſagte die Gräfin, ihn an der Hand zurückhaltend, „laß uns mit einander die Laſten der kommenden Tage tragen, bleibe bei unſerem Kind!"

Der junge Mann trocknete ſich die Augen, er ſtand unentſchloſſen, aber in demſelben Augenblicke hörte man Pferdetritte unten im Hofe und der donnernde Ruf: „der König!" machte beide Gatten erbeben.

„Der König!" rief Graf Moritz ſchaudernd und war mit einem Sprunge durch eine Seitenthür verſchwunden. „Der König!" rief auch Gräfin Eleonore, dem Fliehenden einen einzigen, ſchmerzlich verächtlichen Blick nachwerfend; dann ſtrich ſie mit der Hand über ihre Stirn und eilte mit ihrem Knaben nach der Thür, die auf die Rampe führte.

König Friedrich war vom Pferde geſtiegen und ſchritt die Stufen der Freitreppe herauf, der kleine Mann im blauen Mantel, den Hut tief in die Stirn gedrückt, ihr Wächter und Berather in jener verhängnißvollen Nacht! Ein zahlreiches Gefolge hielt unten im Hofe.

Die Gräfin hatte mühſam ihre Faſſung wieder gewonnen und neigte ſich tief zur Erde vor ihrem königlichen Gaſte mit jenem ſtolzen Anſtand, der ihrer Zeit eigen war. Er ſchien ſie nicht zu bemerken, ging flüchtig grüßend raſch an ihr vorüber und rief den ihm aus des Verwundeten Zimmer entgegentretenden Diener zu: „Der Herzog von Crillon, Deſeq?" — „Sind glücklich einpaſſirt, Majeſtät." — „Ruf' Er den Doctor!" befahl der König.

Der Arzt trat ein, Friedrich frägte: „Wie findet Er den Herzog, Schwarz?" — „Wir haben ihm den Verband angelegt, Majeſtät." — „Sind die Wunden gefährlich?" — „Ich hoffe nein." — „Werden wir die Reiſe wagen können?" — „Mit Vorſicht, ja, Majeſtät." — „Darf ich ihn ſehen, Schwarz?" — „Ich werde den Herrn Herzog auf dieſe Gnade vorbereiten."

Der Arzt ging wieder in das Nebenzimmer und der König ſtand einige Minuten unbeweglich. Die Gräfin harrte an der Thür in fieberhafter Spannung. „Was hat er vor?" fragte ſie ſich. „Ahnt er, weiß er —? O, er weiß es, er hat den Inſtinkt des Großen und den Scharfblick, der den Helden macht."

Der Arzt trat wieder ein und meldete ſich tief verneigend: „Der Herr Herzog von Crillon bitten um die Gnade, vor Sr. Majeſtät erſcheinen zu dürfen." — „Daß er ſich nicht rührt, Schwarz! Ich komme zu ihm," befahl der König und trat raſch und leiſe in das Nebenzimmer; die Gräfin folgte ihm bis zu der geöffneten Thür.

Der Gefangene ſtand mit verbundenem Kopf, den Arm in der Binde und den Blick zu Boden geſchlagen, vor ſeinem Ruhebett; der Wachtmeiſter Lehmann unterſtützte ihn mit ſeinem einen beweglichen Arm und ſuchte es durch ſeine martialiſche Haltung einzubringen, daß er am gebührenden Salut vor ſeinem König gehindert war. Der Herzog verſuchte einige Schritte ſeinem erhabenen Beſucher entgegen, aber dieſer kam ihm zuvor, reichte ihm die Hand und ſagte mit jenem eigenthümlichen Gemiſch von Würde und Freundlichkeit, das ihm die widerſtrebendſten Herzen ſo unwiderſtehlich zu eigen machte: „Herr Herzog, ich beklage den Unfall eines Mannes, deſſen Bravour ich bewundert habe."

„Sire," ſtammelte der Gefangene, und eine dunkle Röthe überflog ſein Geſicht, „Sire, dieſe Gnade — nach ſo viel Schmach." — „Keine Aufregung, lieber Herzog!" fiel der König lächelnd ein. „Ich habe die Franzoſen niemals für meine ernſtlichen Feinde halten können; der heutige Tag hat mir gezeigt, daß dieſe Stimmung gegenſeitig war. Aber wie fühlen Sie ſich, Herzog? Ich bin gekommen, Sie als werthen Gaſt mit nach Berlin zu führen, um Sie geſund und heil nach Ihrem Vaterlande entlaſſen zu können." — „Sire, Sie ſind größer als Türenne," ſagte der Herzog, ſich auf die Hand des Königs niederbeugend und ſie an ſeine Lippen drückend; „er verhöhnte ſeine Feinde und Ew. Majeſtät gießen Oel in ihre Wunden." Er ſchwankte tödtlich erbleichend; der König gab ein haſtiges Zeichen, ihm Ruhe zu verſchaffen, und wendete ſich nach der Thür. — „Thue Er Sein Beſtes, Schwarz," ſagte er, nachdem er dieſelbe überſchritten, zum Doctor. „Thu' Er Sein Beſtes, mir den Herzog glücklich nach Berlin zu ſchaffen. Die Franzoſen ſollen nicht ſagen, daß Roßbach ihnen *einen* Helden koſten konnte."

Der Blick des Königs ſtreifte jetzt die Gräfin, welche mit ſtrömenden Thränen Zeugin des Auftritts geweſen war. — „Ihr Gemahl, Madame?" fragte er, ohne eine Miene des Wiedererkennens. Eleonore unterdrückte ihre Bewegung und antwortete mit einer würdevollen Verbeugung: „Mein Gemahl iſt auf dem Wege nach Warſchau, an der Seite ſeines Königs die Folgen dieſes Tages zu erwarten."

„Und ſeine Gemahlin ſcheute ein raſches Impromptu ohne Paß und Legitimation?" — „Keineswegs, Majeſtät, aber man hatte ſie belehrt, der Poſten einer Frau ſey das Haus, in welchem ihr Sohn erzogen werden muß." — „Eine heilſame Lehre, Frau Gräfin, und richtig applicirt," ſagte der König, freundlich den

Digitized by Google

Kopf neigend. — „Sie dankt dieſelbe auch einem großen Zuchtmeiſter, Majeſtät, und der Gnade, auf ihrem beſcheidenen Poſten von dem ruhmreichſten Helden viſitirt zu werden.“

Der König nahm eine Priſe und klopfte ſie mit herzlichem Lächeln auf den Arm. — „Es ſcheint Ihnen nicht ſchwer angekommen zu ſeyn, Madame, die Hoſen anzuziehen. Bravo, bravo, ſchöne Frau, und wacker Stand gehalten auf Ihrem Poſten! So verſprechen Sie dem Stamm der alten Loos noch einen kräftigen Zweig, und das Haus der Grafen Fink wird juſt nicht übel dabei fahren.“

Aus dem Leben einer deutſchen Dichterin.

(Fortſetzung.)

Mittags um zwölf Uhr nahm „die gelbe Kutſche“ die Reiſenden auf, um ſie nach Großenhain und zur preußiſchen Grenze zu bringen. Wenn du heutzutage in Dresden nach der gelben Kutſche fragſt, ſo wirſt du wohl noch Leute finden, welche ſie gekannt und mit ſcheuer Ehrfurcht davon reden, ungefähr wie man in geſitteten Staaten von den Erinnerungen des Großvaters ſpricht, der ſeiner Zeit noch zugeſehen, wie man einen Menſchen räderte. (In Preußen iſt vor etwa fünfzehn Jahren freilich noch einer gerädert worden, aber nur, um die Abſchaffung des Rades aus dem Wortlaut des Geſetzbuches anzubahnen, weßhalb der vereinzelte Fall nicht mitgezählt wird.) Die gelbe Kutſche war ein wahrer Marterkaſten. An der Grenze wurde ſie mit dem preußiſchen Eilwagen vertauſcht. Die Eilwagen hatte Herr von Nagler kürzlich erſt erfunden. Man ſaß ziemlich bequem darin, wurde wenigſtens nicht zerſtoßen und die Beförderung war zwar noch ſchleppend genug, aber kein Schneckengang mehr. Das Einfordern des Trinkgeldes von den Reiſenden wollten ſich die Poſtknechte nicht abgewöhnen. Der Schirrmeiſter, bei welchem ſich Helmina darüber beſchwerte, zuckte die Achſeln und gab den Beſcheid, daß Herr von Nagler gut reden könne mit ſeiner Beſoldung von etwelchen tauſend Thalern. Er bedürfe freilich keiner Trinkgelder, wie ein armer Schelm von Poſtillon. Ein Poſtknecht aber ließ ſich vernehmen: „Wer ſo ſchundig is niſcht jeben, is eben 'n Schmutzfinke.“ Der Eilwagen hatte um Mitternacht im Poſthofe zu Berlin einzutreffen, ſo daß gewöhnlich die Fahrt von Dresden aus genau ſechsunddreißig Stunden dauerte, doch waren die Poſtknechte auf den letzten zwei Abtheilungen ſo gut gefahren, daß die Vorſtadt von Berlin um eine Stunde früher als gewöhnlich erreicht wurde. Dieſe Stunde kam jedoch nicht den Reiſenden zu gute. Vor einer Kneipe, wo getanzt wurde — es war Sonntag — hielt der Wagen an. Schirrmeiſter und Roſſelenker traten in die Schenke, verwandten die gewonnene Friſt zu ihrem Vergnügen und hatten auf alle Vorſtellungen nur die eine Antwort: „Pünktlichkeit iſt die Seele des Geſchäfts. Zu früh iſt ein Fehler wie zu ſpät. Wenn wir zu ſpät eintreffen, dann verklagen Sie uns.“

Der Wagen raſſelte mit dem Schlage der Geiſterſtunde richtig in den Hof ſeiner Beſtimmung. Helmina brachte den Reſt der Sommernacht auf einem der lederüberzogenen Divans im Warteſaal zu und begab ſich am frühen Morgen auf den Weg, um eine Wohnung zu ſuchen, die zu finden um ſo leichter war, als ſich keine Studenten und Maler auf dem Platze befanden. Es war gegen Ende Auguſt, mitten in der Ferienzeit. In Berückſichtigung dieſer Zeit geſchah es, daß die Frau mit den zwei Söhnen eine Stube nebſt Kammer erhielt, worin ſonſt nur ein einzelner Herr Aufnahme fand. Der Zins betrug fünf Thaler „Courant“ monatlich; die Wohnung befand ſich im dritten Stock des Eckhauſes der Leipzigerſtraße beim Dönhoffsplatz, dem Adler gegenüber, alſo im Herzen der Friedrichsſtadt. Helminas erſtes Geſchäft war, die Fonk aufzuſuchen, und dann die Leute, von denen ſie für den Schützling der altpreußiſchen Partei etwas hoffte. Hernach erſt ging ſie zu den alten Freunden und Bekannten.

Der Anfang wurde nun, wie billig, mit Hitzig gemacht, obſchon von ihm für Fonk gar nichts zu erwarten ſchien. Er war zwar wohlbeſtallter Criminalrath beim Kammergericht, aber ich habe allen Grund zu vermuthen, daß er, wenn er allenfalls die Rechtsungleichheit im preußiſchen Königreiche beklagte, die Abhülfe anderswo ſuchen mochte, als in der Aufhebung der rheiniſchen Gerichtsverfaſſung. Auch erlaube ich mir die fernere Muthmaßung, daß er nicht zu denen

Digitized by Google

gehörte, welche die Hand für Fonks Schuldloſigkeit in's Feuer geſteckt hätten, wiewohl er vielleicht zugab, daß ein altpreußiſcher Gerichtshof nicht im Falle geweſen wäre, den Angeklagten für überwieſen zu erklären. Meine Schlüſſe aber beruhen, ich ſage es ausdrücklich, auf keinerlei unmittelbaren Aeußerungen Hitzigs über die ſchwebende Frage. Nie habe ich ein Wort darüber aus ſeinem Munde vernommen. Wenn er mit Helmina etwa davon geſprochen, ſo rühmte ſie ſich deſſen nicht, und eben darauf beruhen hauptſächlich meine Folgerungen, die ſich nebſtdem noch auf die Vorſtellungen ſtützen, welche ich mir von ſeiner Denkart gebildet. An einem beſtimmten Abend in der Woche empfing er. Das Beſte unter allem, was damals gut und theuer war in Berlin, fand ſich bei ihm ein; keine Regel ohne Ausnahme, doch wird die Zahl der Ausnahmen verhältnißmäßig gering ausgefallen ſeyn.

Einen ſchmerzlichen Verluſt hatte der Kreis erlitten und lange noch nicht verwunden. Hoffmann war in der Blüthe des männlichen Alters geſtorben. Er hatte ſehr ſchnell gelebt und der Tod die zu Tagen gemachten Nächte ihm als Tage angerechnet. Unter den Werken ſeiner letzten Jahre befand ſich eines, das die Familie Hitzig beſonders anging, das Mährchen „Nußknacker und Mäuſekönig," worin ein Weihnachtsabend in Hitzigs Hauſe geſchildert wird.

Chamiſſo war von ſeiner Fahrt um den Erdkreis ſeit 1818 zurückgekehrt und in paſſender Weiſe angeſtellt worden, wie er es gewünſcht. Er war, wie Prinz Eugen, zwar ein geborener Franzoſe, aber ein guter Deutſcher durch und durch — nur in Einem nicht. Die deutſche Sprache, die er ſchriftlich in gebundener wie in ungebundener Rede ſo meiſterlich handhabte, wollte ihm nicht geläufig von der Zunge. Er ſprach in fremdländiſcher Betonung nicht nur langſam, oft ſogar unbeholfen, ſondern machte auch hie und da einen Schnitzer. Gemüth und Weſen gehörten einem ächten Dichter alten Schlages. In der Geſtalt des Peter Schlemihl zeichnet er ſich wohl nicht ganz, aber was er gibt, hat er der Selbſtſchau entnommen. Der Schlemihl auf dem Titelblatt der erſten Ausgabe des berühmten Buches, ein langer „Schlabodt" in einer Kurtka, war ſein äußerliches Abbild. Im Jahr 1822 waren die ſcharf gezeichneten Züge des Antlitzes eckiger geworden, die langen Locken mit Silberfäden durchzogen, und zwar ſo reichlich, daß ſie die ſchwarze Farbe bereits zu verdrängen begannen, und die hohe Geſtalt hatte ſich etwas vorgebeugt; aber Wilhelm erkannte doch den Mann wieder, auf deſſen Schulter thronend er einſt dem Schattenſpiel zugeſehen. Dieſe Erinnerung war eine ganz vereinzelte aus der früheſten Kinderzeit; ſie ſchwamm wie ein Nenuphar auf gleichförmiger Waſſerfläche.

Bevor Chamiſſo ſich auf die große Reiſe begab, brachte er noch den letzten Abend zu Berlin in ſeiner Stammkneipe, einer Kellerwirthſchaft („Kellerhals"), zu. Beim Abſchied übergab er dem Wirth ſeine Thonpfeife, die noch nicht vollkommen „behost," aber ſchon hübſch braun geraucht war. „Heben Sie mir die Feiſe gut auf," ſagte er, „ich muß jetzt verreiſen. Wenn ich zurück komme, werde ich ihn fertig cülottiren." Er ſprach das mit derſelben ruhigen Zuverſicht, womit er ein paar Stunden vorher zu der Schweſter ſeines Freundes Piaſte, einem vierzehnjährigen Kinde, geſagt hatte: „Warte auf mich, mein Schatz. Ich muß verreiſen; wenn ich zurückkomme, werde ich dich heirathen." Nach ſeiner Wiederkehr fragte er richtig nach der „Feiſe" und nach der Braut. Ob der Wirth im Kellerhalſe die Pfeife aufgehoben, weiß ich nicht, aber ich weiß, daß die Kleine zu einer ſchönen Jungfrau erblüht war und dem vierzigjährigen Manne mit Freuden die Hand reichte, obſchon er in der Zwiſchenzeit grau geworden. Chamiſſo würde ſich gewundert haben, wenn ſie ihn nicht genommen hätte. Sein Daſeyn gehörte der Dichtkunſt, der Wiſſenſchaft und ſeiner Familie. Das Getümmel der Welt liebte er nicht, obſchon er darin aufgewachſen war. In ſeiner Jugend war er Soldat geweſen; im dreißigſten Jahr hatte er die Hochſchule bezogen, und nun lebte er ſtill an ſeinem Herde, wohin ihm der Storch alljährlich ein neues Wickelkind brachte. Seine Freunde vernachläſſigte er darum nicht, doch mied er größere Geſellſchaft. Wilhelm, den er beſonders gern hatte, durfte Abends zu ihm kommen, um Schach zu ſpielen. Als Spieler paßten die beiden vortrefflich zuſammen, trotz des Unterſchiedes der Jahre. Die Einbildungskraft erſetzte bei ihnen Regel und Erfahrung. Für Chamiſſo gab es keine Vergangenheit auf den vierundſechzig Feldern; jede Partie war ein neues Leben ohne Erinnerungen der Seelenwanderung. Indeſſen ſpielte er nicht etwa ins Gelag hinein, wie einer, der auf die Kurzſichtigkeit oder gar auf Fehler des Gegners rechnet, ſondern er ſtellte ſich dieſen immer als einen feinen Kopf vor, der ſich weder übertölpeln noch verblüffen ließ. Der Knabe gewann ihm ſelten eine Partie ab, ungefähr eine unter vieren; wenn das aber geſchah, ſo freute ſich Chamiſſo wie ein Kind. „So iſt's recht, Junge," ſagte er, „nur drauf los! Das haſt du gut gemacht." Man erkennt aus dieſem kleinen Zuge, daß keine Ader von Eitelkeit in ihm ſtekte.

Helmina war ihm ſehr werth; aber im Verkehr mit ihr ſchien er keine wohlthuende Befriedigung zu finden. Ihre quirlende Unruhe ſagte ſeinem Weſen

offenbar nicht zu. Er liebte es nicht, wenn man ein Breites und Langes mit eifrigem Nachdruck über geringfügige Dinge ſprach, und mehr noch als die Rechthaberei haßte er eitle Fragen.

Fouqué kam zu kurzem Beſuche nach Berlin und zu einer beſondern Abendgeſellſchaft bei Hitzig, deren Abhaltung ihm zu Ehren verſchoben worden. Helmina ſollte Curyanthe vorleſen. Verſe, beſonders ihre eigenen, trug ſie gut und mit einer Stimme vor, die keinen ſtarken Ton beſaß, aber biegſam war und angenehm klang. An der Stimme iſt ſie oft von Leuten wieder erkannt worden, die ſie ſeit vielen Jahren nicht mehr geſehen. „Mir geht es wie der Echo," ſagte ſie bei ſolchen Anläſſen; „nichts iſt von mir geblieben als die Stimme." Da ſie früher ſpindeldürr geweſen und ſeitdem furchtbar dick geworden, ſo war es kein Wunder, daß einmal die Bemerkung fiel, man freue ſich, daß ſie wenigſtens nicht ſo ganz verſchwunden, wie jene liebeskranke Nymphe; ſie ſey eine umgekehrte Echo. Der Naſeweis hätte hernach aber lieber nichts geſagt gehabt. — Die Vorleſung lief ab wie alle ihres Gleichen. Unſere Zeit hat von ſolcher Art der geſelligen Unterhaltung keine rechte Vorſtellung, nicht im Süden des deutſchen Vaterlandes, wo ſie meines Wiſſens nie heimiſch geweſen, und nicht im Norden, wo ſie abgekommen ſeyn ſoll, wie ich höre.

Fouqué ſchmolz wie Butter an der Sonne. Er beſaß ein weiches Herz voll Wohlwollen, und war auch dem Ausſehen nach ein weiches Stück Menſchenfleiſch. Helmina verglich ihn mit einer fetten weißen Maus. Doch unterſchätzte ſie den Honig nicht, welchen er ihr reichte, indem er der Curyanthe in ſeiner überſchwänglichſten Weiſe den Dichterſegen ertheilte und eine glänzende Zukunft prophezeite. „Der Dichter ein Seher," ſagte er noch ausdrücklich, mit dem wohlgerundeten blanken Zeigefinger auf ſeine feiſte Bruſt deutend. Seitdem weiß ich nicht, ob das Sprüchwort nicht wahr redet, oder ob der ſingende Edelmann keiner von den Dichtern war, die es meint. Wilhelm war damals ein eifriger Verehrer Fouqué's, und zwar aus dankbarer Erinnerung an den Zauberring, obſchon bereits die Saat keimte, welche Tieck durch ſeinen Spott über den Dichter in des Knaben Seele angeblümt. Nichts erſchüttert wohl in einem Kinde ſo mächtig eine Vorliebe, als der Spott aus dem Munde eines bewunderten Mannes. Vielleicht gab es unter den Zeitgenoſſen keinen, deſſen Namen Tieck im vertraulichen Geſpräche mit ſchärferer Lauge übergoß. Die Benennung „Fouqué" war bei ihm völlig zum Schimpfwort geworden. „Pfui, das iſt ja ein Fouqué!" ſagte er eines Tages, um Helmina vom Gebrauch der Redewendung „mein Lieb" abzumahnen. Zu ſeinen Tiſchreden gehörte der Ausſpruch: „Fouqué iſt die Verweſung des Apfels, ſeine Frau die Verweſung des Fleiſches." — „Gräßlich wahr!" rief Helmina, als ſie den Spruch vernahm.

Eliſe von Hohenhauſen hatte ihren Gatten „vermocht" (um es gelinde auszudrücken), ſeine gute Stellung als Landrath in einer weſtphäliſchen Stadt aufzugeben und ſich auf Wartegeld ſetzen zu laſſen, um zu Berlin ſelbſt zu harren, bis eine paſſende Verwendung in der Hauptſtadt für ihn ausfindig gemacht würde. Mit ſchwerem Herzen hatte der gute Mann durch ſeine oder ſeines Weibes Gönner dieſe Vergünſtigung erwirkt, welche ihn drückte, wie ein enger Schuh den Fuß mit Hühneraugen. Er war gewohnt, gut zu leben, wozu der Halbſold in dem theuren Berlin nicht ausreichte, während die goldenen Berge, welche Eliſe ſich und ihm durch ihren Erwerb verheißen, nicht näher rücken wollten, ſo daß das eigene Vermögen angegriffen werden mußte, ſtatt ſich gehoffter Weiſe zu mehren. Dabei ſtürzte ihn der Mangel an regelmäßiger Beſchäftigung in einen bodenloſen Abgrund von langer Weile. Seine Ehehälfte befand ſich deſto beſſer; als Schriftſtellerin wie als ſchöne Frau fühlte ſie ſich wie der Fiſch im Waſſer. Sie war dreiunddreißig Sommer alt, ein Weib von üppiger Schönheit. Ihre reiche Fülle hatte nichts Schwerfälliges oder gar Plumpes. In ihrer erſten Blüthe war ſie zu Kaſſel eine der berühmten Schönheiten am Hofe jenes Königs geweſen, welchen Corſica den Weſtphalen als Gegengeſchenk für Theodor von Neuhof geſendet hatte. Bei den Vorbereitungen zu einem mythologiſchen Feſtſpiel war Eliſe von Ochs zur Rolle der Venus bezeichnet worden. Das hieß ſie für die Schönſte erklären. Die Mutter des Fräuleins erhob Einwendungen, weil ſie „von jener Venus" vernommen haben wollte, „daß ſie ein nichtsnutziges Weibsſtück geweſen." Die Schwierigkeit wurde dadurch gehoben, daß man dem Fräulein die Rolle der Aphrodite zuwies, über deren Aufführung nichts Nachtheiliges vernommen zu haben Frau von Ochs zugeben mußte. Zu Berlin bewegte ſich Eliſe in einem Kreiſe, welcher die Bewunderung für die ſchöne Frau bereitwillig genug auf die Erzeugniſſe ihrer Muſe übertrug, was auch dann geſchehen ſeyn würde, wenn dieſe minderen Werth beſeſſen hätten, als ſie wirklich beſaßen. Heinrich Heine kam in's Haus, als Dichter der Welt noch unbekannt, aber von einer Anzahl bedeutender Männer ſchon für eine große Zukunft vorgemerkt. Auch Helmina ſtimmte dieſem Urtheil bei, nicht etwa um der Gedichte halber, die Heine bereits geſchrieben, ſondern weil ſeine braunen Augen ſo ſchwärmeriſch in feuchtem Glanze ſchwammen. Jedenfalls hatte ihre Prophezeiung das Verdienſt, nicht

Digitized by Google

wie Senf nach Tiſche zu kommen, aber ich habe ſeitdem doch manche Augen von derſelben Art geſehen, aus denen ſehr nüchterne Seelen in die Welt ſchauten. — Noch wird Friedrich von Uechtritz zu nennen ſeyn, ein Freund Immermanns. Er ſchrieb in jedem Jahr ein oder zwei Trauerſpiele; eines davon, „Alexander und Darius," iſt ſpäter in weiteren Kreiſen unter Tiecks Fittichen bekannt geworden.

Den Berliner Aufenthalt, der einen Ausflug vorſtellte, unterbrach Helmina durch einen Unterausflug nach Viedniz in der Neumark, um den lange verſprochenen Beſuch bei Frau und Herrn von Oelßen abzuſtatten. Oelßen hatte ſich nach ſeiner Abberufung aus Dresden auf ſein Stammgut zurückgezogen, um die Erledigung irgend einer Präſidentenſtelle im Verwaltungsfache abzuwarten. Eine Art von Landkutſche ſchleppte die Reiſenden durch die öden Flächen der Altmark. Während der Mittagsraſt in einem Dorfe zwiſchen trockenen Föhrenwäldern beſuchte Helmina einen Ueberbleibſel aus verſchollenen Tagen, den Paſtor Schmied, welchen man ſpottweiſe den Sandſchmied zu nennen pflegte, weil er in ſeinen Gedichten die poetiſchen Reize der Altmark beſang. An den Sandſchmied hat Goethe bei den „Muſen und Grazien in der Mark" vorzugsweiſe gedacht, und Schlegel ihn in jenem ſeinerzeit berühmten Spottgedicht vorgeführt, worin noch Matthiſſon und Voß auftreten. Wenn mein Gedächtniß mich nicht täuſcht, beginnt der parodirende Rundgeſang:

Matthiſſon. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,
Und täuſcht von fern den Blick, als leb's.

Voß. Poeſie wie die ſchwarze Suppe
Schmeckt euch allen noch einſt, Gott geb's.

Schmied. Roth bedeckt wie ein gekochter Krebs
Grüßt die Muſe mich in ſchmutziger Juppe.

Das Gedicht wußte Wilhelm damals auswendig vom Alpha zum Omega, aber nichtsdeſtoweniger betrat er mit ganz andern Gefühlen, als denen der Schadenfreude, das beſcheiden hübſche Pfarrhaus. Er dachte in ſeinem Sinn, daß ein Dichter, an welchem Goethe ſich gerieben und den ſich Schlegel unter ſo vielen zum beſondern Ziele ſeiner Witzpfeile erkoren, nicht zum Troß gehören könne. Der alte Herr nahm die Enkelin der Karſchin ſehr freundlich auf. Er war ein heiterer Greis von friſch poetiſchem Gemüth, ein behaglich ruhendes Kind im Arme der Mutter Natur; die Mutter war nicht ſchön nach unſerem Geſchmack, aber er fühlte ſich zufrieden.

Zu Wriezen, wo Helmina über Nacht zu bleiben hatte, wurde ſie beim Ausſteigen aus dem Wagen vom Poſtmeiſter ſehr zuvorkommend willkommen geheißen. Der noch junge Mann, ein ehemaliger Offizier, der vor dem Feinde einen Arm verloren, freute ſich aufrichtig, die berühmte Dichterin zu ſehen, und führte ſie in den Kreis der Seinen, der aus einer hübſchen Frau und allerliebſten Kindern beſtand. Er ſelber war ein Dichter im Nachtrabe der abziehenden Romantik und hat ſich ſpäter durch Romane unter dem angenommenen Namen Scävola bekannt gemacht. Des Einarms Familiennamen lautete von der Heyden. — Der Abend war für Helmina ein ſehr genußreicher. Sie beklagte, nicht wenigſtens noch einen Tag verweilen zu können. Am nächſten Morgen in aller Frühe erſchien Oelßens Gefährt, um ſie abzuholen. Fort ging es in raſchem Trabe über den Straßendamm durch das Bruchland bis zur Oder, welche dort ſchon einen ganz anſtändigen Fluß vorſtellt, an deſſen anderer Seite ſich das wellenförmige Hügelgelände der Neumark mit ſeinen fruchtbaren Weizenfeldern erhebt. Das hohe Geſtade mahnte an Gebirg, die Föhrenwälder ſahen nicht mehr wie Büſchel Kienholz aus, hie und da glänzte die Waſſerfläche eines Landſees, wenn man dieſe natürlichen Tümpel von oft kaum hundert Klaftern im Durchmeſſer überhaupt Seen heißen darf. Auf den Stoppelfeldern weideten zahlreiche Schafheerden, von denen Helmina nicht begriff, weßhalb ſie in Schmutz verkamen, da man doch rechts und links Gelegenheit genug hatte, ſie in die Schwemme zu treiben. Als man ihr ſagte, daß durch das Baden der Schafe die Wolle an Werth verlieren würde, ereiferte ſie ſich gewaltig, denn die Natur ſchreibe die Reinlichkeit vor, mithin könne dieſe dem Thiere nicht ſchädlich ſeyn. „Dem Thiere gewiß nicht, aber der Wolle," ſagte der Kutſcher. Die Dichterin erklärte das für eine empörende Grauſamkeit, tröſtete ſich aber mit der Betrachtung, daß die ſchweiniſch ausſehenden Thiere im Grunde doch keine Schweine ſeyen, mithin auch kein Unglück vorbedeuten könnten. Die Wohnungen der Landleute ſahen Schweinſtällen nicht unähnlich. Wilhelm hielt dieſe Lehmhütten mit ihren Binſendächern für die äußerſte Leiſtung menſchlicher Armſeligkeit; er hatte damals noch kein walachiſches Dorf geſehen. Unter dieſen elenden Hütten nahmen ſich die ſchlichten Edelhöfe wie Paläſte aus. So auch Viedniz, deſſen Schloß ein Landhaus war, wie ſie ſich meiſtens in der Nähe großer Städte finden, nur daß dieſen die Umgebung weitläufiger Wirthſchaftsgebäude zu fehlen pflegt. Zu Viedniz gab es einen ſtattlichen Viehſtand und neben den Stallungen eine beſondere Anſtalt, wo hunderte von Gänſen, jede in ihrer beſondern Zelle, ein beſchaulich einſames Daſeyn führten, dem nichts weniger abging, als die reichlichſte Leibesnahrung. Die Beſtimmung dieſer der Einſamkeit

Digitized by Google

und Keuſchheit geweihten Großvögel war, an Umfang zuzunehmen, um den Markt mit Gansleberwürſten und „pommerſcher“ Spickgans zu verſorgen.

Helmina verweilte mit Max bis Martini zu Viedniz, aber Wilhelm wurde ſchon zu Anfang Oktober nach Berlin geſchickt, um den Anfang des Schuljahrs nicht zu verſäumen. Die Dichterin hatte ſich entſchloſſen, den Winter über in Berlin zu bleiben, und der Knabe ſollte im Gymnaſium zum grauen Kloſter ſeine ſeit dem Frühjahr unterbrochenen Studien fortſetzen. Die Unterbrechung war ſeine eigene Schuld geweſen; er hatte auf der Kreuzſchule ein Unrecht, das ein Lehrer ihm nur aus Verſehen zugefügt, in grober und trotziger Weiſe zurückgewieſen und ſich hernach geweigert, eine zuerkannte Carcerſtrafe von einer Stunde abzuſitzen, weil er durchaus nicht begreifen wollte, daß er in derſelben Sache zugleich Recht und Unrecht haben ſollte. Die Mutter theilte ſeine Auffaſſung, und ſo blieb dem Schulvorſtand nichts übrig, als die Ausweiſung des Widerſpenſtigen zu verhängen. Selbſt Baumgarten-Cruſius mußte das zugeben, indem er hinzufügte: „Ich verliere einen meiner liebſten Schüler.“

Die Fahrt von Viedniz zur Stadt und der Aufenthalt in Berlin war für den Knaben der erſte Schritt in die Selbſtſtändigkeit. Er machte ihn wie einer, der zum erſtenmal mit Schlittſchuhen auf's Eis geht. Die größte der zu überwindenden Schwierigkeiten beſtand darin, zu einem Mittageſſen zu kommen. Am erſten Tag begnügte er ſich mit einer „geſchmierten Schrippe“ und einer Salzgurke in einem Kellerhals. Am zweiten trieb ihn die hungrige Verzweiflung endlich in eine Reſtauration. Er ſah ſich mit derſelben Zuvorkommenheit bedient, deren ſich jeder andere Gaſt erfreute, und ging nicht nur geſättigt fort, ſondern auch mit Zuverſicht geſtärkt und gründlich geheilt von jeglicher Scheu. Was er eigentlich gefürchtet, weiß ich nicht; vielleicht glaubte er, der Wirth könnte ihm ſein Alleinkommen übel nehmen. Getroſten Muthes ging er nun Tag für Tag regelmäßig zur Fütterung. Vom abendlichen Kneipen hatte ſeine unſchuldige Seele noch keinen Begriff; er dachte nicht von weitem an dergleichen und hätte wohl auch kaum Muße dazu gehabt, da die Abende ohnehin beſetzt waren — Freitags bei Hitzig, Dienſtags bei der Hohenhauſen, Montags bei Frau von Waldow, an jedem beliebigen Abend bei Chamiſſo oder im Theater, wo er als Sohn ſeiner Mutter freien Eintritt genoß. Dazu gab es noch eine Anzahl von Häuſern, wo er ſich wenigſtens alle drei oder vier Wochen zu zeigen hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Shakeſpeareſche Charaktere.

(ſ. Nr. 43.)

Jago und Mercutio.

Jago (Othello). Die Tragödie der Eiferſucht, Othello, mit der Tragödie der Liebe, Romeo und Julie, zuſammenzuſtellen, liegt um ſo näher, je richtiger dieſe zwiefache Bezeichnung iſt. Denn in der That nehmen in allen übrigen Tragödien Shakeſpeares die Liebesverhältniſſe nur ein beiläufiges Intereſſe in Anſpruch, während die Eiferſucht, die doch ſonſt ein von den modernen Dichtern zu tragiſchen und komiſchen Verwicklungen auf das mannigfachſte ausgebeutetes und auszubeutendes Motiv iſt, bei ihm überhaupt nur ſehr ſelten, und dann, vom Othello eben abgeſehen, nie zu beſonders energiſcher Darſtellung kommt, wobei wir auch das „Wintermährchen“ keineswegs auszunehmen brauchen. Man darf ſomit, wie es geſchehen iſt, ſagen, daß Shakeſpeare die Kraft, die er auf die Darſtellung der Liebe und Eiferſucht, zweier Leidenſchaften, von denen die zweite als latente in der erſten enthalten iſt, verwenden konnte und wollte, in zwei eigenen Tragödien gewiſſermaßen concentrirt, oder auch, die Sache noch anders aufgefaßt, dem allgemeinen Intereſſe, welches für die Darſtellung dieſer beiden Leidenſchaften vorhanden iſt, beſonders genug gethan und ſich damit „abgefunden“ hat.

Dieſe Abfindung, die allerdings eine glänzende und verſchwenderiſche iſt — denn wir finden kaum irgendwo die reine Liebesgluth entzückender und ergreifender

Digitized by Google

als in Romeo und Julie, die Qual der Eifersucht quälender und erschütternder als in Othello dargestellt — hängt mit der großartigen Naturwahrheit und energischen Darstellungskraft der Shakespeare'schen Dichtung genau zusammen. Denn obgleich sich im Leben aus der Liebe und Eifersucht häufig genug sogenannte tragische Ereignisse entwickeln, so beruht doch diese Entwicklung durchschnittlich auf der Schwäche und Beschränktheit der betreffenden Personen, wie auf der Enge ihres Lebenskreises, während die freie Entfaltung des Gesammtlebens wie der Individuen im Allgemeinen die Concentration des Interesses auf ein bestimmtes geschlechtliches Verhältniß ausschließt oder die geschlechtlichen Spannungen zu Nebenmotiven herabsetzt. Es gehören also ausnahmsweise „historische" Zustände, wie ausnahmsweise Persönlichkeiten dazu, um die einfache und einseitige Entwicklung der Liebe und der Eifersucht im Shakespeare'schen Sinne tragisch interessant zu machen, d. h. sie kann es nur dann seyn, wenn sie unter den gegebenen Verhältnissen und Umständen wirklich eine besondere Energie der handelnden Personen oder im Gegentheil die verhängnißvolle Schwäche, die in der ungewöhnlichen Kraft gegeben ist, offenbart.

Wie wir nun sehen, charakterisiren sich die Zustände, welche in Romeo und Julie zunächst dargestellt werden, durch das Vorherrschen eines unnatürlichen, durchaus verkünstelten Pathos der Liebe und des Hasses, und *deßhalb* ist die unbedingte, die trennenden Schranken der Verhältnisse und die Förmlichkeit der Sitte rasch durchbrechende Hingabe an eine wahre Leidenschaft die Bewährung einer ungewöhnlichen natürlichen Energie und somit ein Durchbruch der Natürlichkeit, obgleich nicht nur die tragische Entwicklung als solche, sondern auch die Höhe und Ausschließlichkeit der Leidenschaft durch die gegebenen unnatürlichen Verhältnisse bedingt ist.

Im Othello dagegen haben wir eine vollkräftige, keineswegs überspannte, aufwallende, aber vertrauensvolle Natur vor uns, welche als solche die Schwäche der Eifersucht gewöhnlich ausschließt, aber dennoch ein Opfer dieser Leidenschaft wird, weil der Mangel des Mißtrauens im Allgemeinen zugleich eine Stärke und eine Schwäche des Charakters ausdrückt. Der Dichter ist also weit entfernt, die tragische Entwicklung aus einer ursprünglichen Anlage zur Eifersucht hervorgehen zu lassen; vielmehr *besteht* die Tragik des Stückes wesentlich darin, daß hier die Eifersucht ausdrücklich und künstlich erzeugt werden mußte, und daß dieselben Eigenschaften, die den Helden auszeichnen, zur Falle werden, in welcher er sich unrettbar verfängt. Shakespeare hat also in der That das Interesse, welches wir für das unglückliche Liebespaar und für den Eifersüchtigen, der in gräßlicher Täuschung sein Glück zerstört, nehmen sollen, *besonders* motivirt, d. h. er verlangt keineswegs, daß wir uns für die Liebenden, weil sie dieß in ungewöhnlich hohem Grade oder in romantischer Ueberschwenglichkeit sind, und für den Eifersüchtigen, weil er die selbstmörderische Blindheit der Leidenschaft darstellt, interessiren sollen; er verlangt überhaupt nie das Interesse für die Schwäche als solche, die dieß bleibt, so energisch sie sich geberden mag, sondern erhebt uns in seinen beiden Tragödien der Liebe und Eifersucht über die Gewöhnlichkeit jenes tragischen Mitleidens, welches in unzähligen dramatischen Werken nur allzu wohlfeil erzielt wird.

In einer dritten Tragödie, welche hier erwähnt werden kann, weil in ihr Held und Heldin wesentlich an ihrer nothwendig eifersüchtigen, aber unlöslichen, lustvoll unglücklichen, von Seiten des Mannes zugleich schmählichen und edeln, von Seiten des Weibes zugleich glühenden und falschen Liebe zu Grunde gehen, ist die Liebe als eine Schwäche dargestellt, welche mit der beiderseitigen hohen Begabung auf das Innigste verwebt und eine Nothwendigkeit für die volle Charakterentwicklung ist. Aber in „Antonius und Cleopatra," welches Drama nach seiner Anlage und theilweise auch nach seiner Ausführung zu den großartigsten gehört, die Shakespeare gedichtet hat, ist ein beträchtliches Stück wirklicher Geschichte, freilich in Shakespeareſcher Weise, d. h. mit poetischer Machtvollkommenheit verarbeitet, und die in voller Breite entwickelten historischen Verhältnisse nehmen ein selbstständiges Interesse in Anspruch, während dem „Othello" eben so wohl wie „Romeo und Julie" der Charakter historischer Dramen abzusprechen ist, obgleich für beide ein „geschichtlicher" Hintergrund gegeben wird, der im Othello eine weit schärfere und für die eigentliche Handlung belangvollere Gestalt annimmt, als in Romeo und Julie.

Schon damit ist ein Gegensatz beider Dramen angedeutet, der sich nach verschiedenen Seiten weiter ausführen läßt. Romeo und Julie versetzt uns in das Gebiet einer befestigten und förmlich gewordenen „Romantik," Othello auf den Boden eines ausgebildeten und beziehungsreichen Staatswesens. Dort ist ein erkünsteltes und, in so weit es allgemeiner Natur ist, inhaltsleeres Pathos vorherrschend, welches ein wirklich politisches Verhalten ausschließt, hier kommt das inhaltsvolle Pathos des Patriotismus, der politischen Größe und des Ruhmes zum Ausdruck, womit an sich auch dem Wetteifer des Ehrgeizes, dem Streben nach Stellungen, den Kämpfen der Intrigue Raum gegeben ist. Othello nähert sich also dem Charakter eines historischen Stückes wenigstens in der Form, obgleich

Digitized by Google

weder ein eigentlich hiſtoriſcher Inhalt verarbeitet, noch ein eigentlich hiſtoriſches Intereſſe in Anſpruch genommen iſt. In Romeo und Julie iſt der einfacheren Handlung — das Wort in dem eigentlichen Sinne der Thätigkeit genommen — eine weitere Umhüllung poetiſchen Schmuckes und ſpielenden Humors gegeben; in Othello iſt die Handlung complicirter, der Ton „proſaiſcher," der Humor beſchränkter und ſchärfer.

Dieſe durchgehends entgegengeſetzte Eigenthümlichkeit der beiden Dramen erhält indeſſen ihren beſtimmteſten Ausdruck durch die Beziehung ihrer Fabel auf den Begriff des Tragiſchen. In Romeo und Julie iſt die tragiſche Entwicklung einſeitiger als in irgend einem andern Shakeſpeare'ſchen Drama durch den Zufall bedingt, während ſie im Othello mittelſt der Intrigue, und zwar gleichfalls einſeitiger als irgendwo ſonſt, nämlich nicht durch das Gegenſpiel unterſchiedener Beſtrebungen, ſondern durch das planmäßige Handeln eines Einzelnen herbeigeführt wird. Der ſchließlich tragiſche Ausgang in Romeo und Julie wird durch den zufälligen Umſtand ermöglicht, daß der von Lorenzo abgeordnete Bote zurückgehalten wird, während wir außerdem auf eine glückliche Löſung hoffen durften, wie ſich ſchon früher Mercutios Ermordung, welche die Tybalts im Gefolge hat, als ein unglücklicher Zufall bezeichnen läßt. Mit dem Zufall greift allerdings die Höhe der Leidenſchaft, der Wille der Liebenden, nicht ohne einander zu leben, zuſammen, aber ſo, daß er nicht zum freien und gemeinſamen Entſchluß werden kann, während die Möglichkeit der glücklichen Vereinigung vereitelt wird. Iſt alſo auch die Beſtimmtheit des tragiſchen Ausgangs ohne die Unbedingtheit der Leidenſchaft unmöglich, ſo liegt doch zugleich in dieſer Unbedingtheit die einzige Verſöhnung mit einem Verhängniß, welches den Selbſtmord der Liebenden im Momente ihrer faktiſchen Wiedervereinigung herbeiführt, und die Freiwilligkeit dieſes Todes zum Produkte einer Täuſchung macht.

Im Othello dagegen geſchieht alles, was geſchieht, nach dem Plane und durch die Vermittlung Jagos, bis ſchließlich der Zufall eintritt, der aber inſofern ein glücklicher zu nennen iſt, als er die ſchurkiſche Abſicht Jagos dennoch noch vereitelt, ohne freilich das Geſchehene ungeſchehen zu machen, oder, tiefer gefaßt, den Ausgang, der ohne ihn ein unerträglich gräßlicher ſeyn würde, in einen tragiſchen verwandelt, der unſere Erſchütterung nur ſteigert, um ſie mit einem Gefühle der Genugthuung zu verſchmelzen. Denn durch den Zufall, daß Caſſios Ermordung mißlingt, und durch das wunderbare Wiederaufleben Desdemonas in Gegenwart Emiliens gelangt Othello zu dem Bewußtſeyn ſeiner wahnſinnigen That, ein Bewußtſeyn, welches wir als Sühne für Desdemonas unſchuldigen Tod fordern und in welchem ſich zugleich die Tragik des Geſchehenen vollendet. Sonach handelt es ſich im Othello nicht um eine Verſöhnung mit dem Verhängniß, ſondern um eine Verſöhnung mit der Thatſache, daß der gewiſſenloſe und energiſche Wille des Einzelnen die Geſchicke der andern unheilvoll beſtimmen kann, und dieſe liegt einestheils gerade darin, daß der böſe Wille an dem Zufall, den er nicht zu beherrſchen vermag, eine Schranke hat, und daß ſich insbeſondere der Schein, deſſen der böſe Wille zu ſeiner Wirkſamkeit ſtets bedarf, gegen den Zufall der Entdeckung, der eben die Unzulänglichkeit der Lüge gegenüber der ſtetigen Erſcheinung des Wirklichen ausdrückt, unmöglich fortgeſetzt behaupten läßt, anderntheils in der Gewißheit, daß die Conſequenz des böſen Willens nur als eine ſeltene Ausnahme erſcheint, und nur zu erſcheinen braucht, um eine allgemeine Reaktion hervorzurufen, daß alſo die Herrſchaft des Sittlichen an ſich geſichert iſt, aber um ſo beſtimmter durchgeſetzt wird, je entſchiedener die Gewiſſenhaftigkeit der Einzelnen zum wirklichen Willen wird. Denn eben die Thatſache, daß der böſe Wille, obgleich er nothwendig mit der Lüge operiren muß, einer weitgreifenden Wirkſamkeit fähig iſt, offenbart am frappanteſten die Gewalt des Willens über die Zuſtände und die Exiſtenz der Willensfreiheit, welche Jago dem ſchwächlichen Roderigo gegenüber auch theoretiſch vertritt, wie er es iſt, der den eben bezeichneten praktiſchen Beweis für das Willensvermögen führt. Gerade darin aber, daß Jago der theoretiſche und praktiſche Repräſentant der Willensfreiheit und der Willensenergie, und daß das Motiv ſeiner Handlungsweiſe nicht einſeitig der gemein egoiſtiſche Zweck, ſondern zugleich das Behagen an der Bethätigung eines ungewöhnlichen, aber verſteckt wirkenden Vermögens iſt, liegt die poetiſche Rechtfertigung dieſes Charakters, welcher, wenn er auf einer niedrigeren Stufe der Bosheit ſtände, d. h. ſich nicht bis zur Luſt am Böſen als ſolchem erhöbe, für unſer ſittliches und äſthetiſches Gefühl unerträglich ſeyn würde.

Was eine ſo gewaltige Natur wie Othello dem Jago unterwirft oder ihm gegenüber unfrei macht, iſt weit weniger die Leidenſchaftlichkeit dieſer Natur — denn leidenſchaftlich iſt auch Jago, und die Leidenſchaftlichkeit iſt das eine Moment der Willensenergie — als eine thatſächliche Willensſchwäche oder ein Mangel des Willensvermögens, inſofern dieſes die Energie des den Schein der Verhältniſſe und Perſönlichkeiten durchdringenden und aufhebenden Verſtandes einſchließt. Denn der Leichtſinn des Vertrauens, der den Leichtſinn des Mißtrauens enthält, beruht auf einer oberflächlichen

Digitized by Google

Idealität der Anſchauungsweiſe, welche überwunden werden muß, wenn ſich in der That die „edle Geſinnung“ zum ſittlichen Willen umſetzen ſoll. Othello offenbart daher die Schwäche, die in der edlen Geſinnung als ſolcher liegt, und es läßt ſich leicht nachweiſen, daß auch Desdemona ihr Schickſal durch jene an ſich rührende Gläubigkeit, welche die Sache und den Schein nicht auseinander hält, tragiſch verſchuldet.

Inſofern ſich hiernach überhaupt ſagen läßt, daß eine tragödiſche Dichtung Etwas beweiſt und beweiſen ſoll, iſt in Othello ſowohl die Stärke wie die Nothwendigkeit des verſtändigen Willens bewieſen, während in Romeo und Julie, wo ſich der menſchlichen Planmäßigkeit gegenüber die Macht des Verhängniſſes gleichſam ſpielend bethätigt, die Höhe des Gefühls zugleich als eine „Handhabe“ für dieſes Spiel und als eine Entſchädigung für die Abhängigkeit von demſelben dargeſtellt iſt.

Wollten wir die Parallele beider Stücke bis zu einer Gegenüberſtellung der Charaktere fortſetzen, ſo würden wir Othello und Romeo, Desdemona und Julia, Jago und Mercutio zu vergleichen haben, und dürften ſelbſt für Emilie und die Wärterin charakteriſtiſche Vergleichungspunkte finden. Ueberall aber würden wir die Beſtimmtheit des Unterſchiedes in der Beſtimmtheit der Verwandtſchaft begründet ſehen müſſen, nicht nur weil ſich auf andere Weiſe überhaupt nicht vergleichen läßt, ſondern weil damit in der That ein objektives Geſetz für das Verhältniß der Charaktere zu einander ausgeſprochen iſt. Natürlich ſehen wir von einer ſolchen ſyſtematiſchen Vergleichung ab, ſtellen aber, da es uns auf die Charaktere des Mercutio und Jago ankommt, wenigſtens dieſe „auf kurze Zeit“ gegenüber, um ſie durcheinander in ein helleres Licht zu ſetzen.

Mercutio vertritt in Romeo und Julie, gegenüber der vorherrſchenden pathetiſchen Befangenheit, den freien ironiſchen Standpunkt, und daſſelbe läßt ſich offenbar von Jago in Bezug auf den eigenthümlichen Lebenskreis, in den uns Othello ſtellt, behaupten. Er iſt der bewußte „Humoriſt“ des Stücks, wie es Mercutio in Romeo und Julie iſt, während alle übrigen Perſonen, inſofern ſie nicht im äſthetiſchen Sinne edel gehalten ſind, nur die unwillkürliche und bewußtloſe oder „objektive“ Komik vertreten. Hierbei iſt indeſſen ſofort der äußere Unterſchied zu bemerken, daß die humoriſtiſchen Auslaſſungen Mercutios einen weit breiteren Raum einnehmen als die Jagos, während ihr Antheil an der Handlung im umgekehrten Verhältniſſe ſteht, da der Mercutios in Romeo und Julie ein möglichſt geringer, Jago aber im Othello der vorzugsweiſe Träger der Handlung oder die am entſchiedenſten handelnde Perſönlichkeit iſt. Schon hieraus ergibt ſich aber, daß die Ironie Mercutios eine theoretiſche bleibt, während das ironiſche Verhalten Jagos, inſofern es nicht bloß ein beiläufiges, ſondern ein Grundzug des Charakters ſeyn ſoll und wirklich iſt, praktiſch wird.

Da nun die Ironie immer die Befangenheit — ſey es eine naive oder pathetiſche — zum Gegenſtand hat, alſo die Freiheit und Ueberlegenheit des Bewußtſeyns ausdrückt und ihr Genuß iſt, ſo bedeutet das praktiſche ironiſche Verhalten die Bethätigung der Freiheit und Ueberlegenheit des Bewußtſeyns, welche einerſeits als ſolche den Willen der andern beſtimmt, alſo ihre Unfreiheit praktiſch macht, andererſeits ihre Bewußtloſigkeit, d. h. den Schein ihrer Freiheit beſtehen läßt, weil es der Ironie weſentlich iſt, den Contraſt des Scheins und der Wirklichkeit herauszuſtellen und ſich an dieſem Contraſte zu ergötzen. Demnach iſt das praktiſche ironiſche Verhalten nothwendig ein unſittliches, nämlich Lüge und Betrug, darf aber, um in der That ein ironiſches zu ſeyn und zu bleiben, nicht einſeitig durch das egoiſtiſche Intereſſe, den praktiſchen Zweck bedingt, ſondern muß unmittelbarer Genuß, das Behagen an der aus der eigenen Unbefangenheit und Ueberlegenheit ſich ergebenden verſteckten Herrſchaft über die andern ſeyn. Mit andern Worten: der praktiſche Ironiker erhebt ſich über die Gemeinheit des unſittlichen Verhaltens — in ſoweit dieſes die Richtung und den Charakter des Betrugs hat — und gewinnt demnach an äſthetiſcher Würde, indem er ſeine Unſittlichkeit zum ſelbſtbewußten Genuß derſelben, zur Freude am Böſen potenzirt, wie es bei Jago, der fortgeſetzt den Triumph einer Schlauheit feiert, die das Böſe in den Andern erzeugt, in der That der Fall iſt.

Weiterhin hat die Ironie Mercutios, indem ſie ein „theoretiſches“ Spiel bleibt, das erkünſtelte und hohle Pathos, und insbeſondere das affektirte, alſo unwahre Pathos der Liebe und der Ehre zum Gegenſtande, weil in dem Lebenskreiſe, in welchem er ſich bewegt, dieſe doppelte Affektirtheit vorherrſchend iſt. Dagegen hat es Jago einestheils mit dem wahren Pathos des Patriotismus und des Ruhmes, der Liebe und der Ehre, anderntheils mit der beſchränkten Natürlichkeit zu thun, und deßhalb iſt ſeine Ironie einerſeits nicht ſowohl gegen den Schein der leidenſchaftlichen Begeiſterung, als gegen die Begeiſterung als ſolche, und andererſeits nicht ſowohl gegen die Unnatur als gegen die bewußtloſe Natur, das naive und aus unmittelbaren Antrieben hervorgehende Verhalten gerichtet. Daher iſt allerdings die Anſchauungsweiſe des einen wie des andern eine realiſtiſche zu nennen, aber der „Realismus“ Mercutios

Digitized by Google

iſt durch die Herrſchaft des Scheins, die er ſich gegenüber hat, bedingt, ſchließt alſo die Anerkennung der wahren Empfindung ein und iſt die Forderung der Natürlichkeit, während Jago, indem er das wahre Pathos als Selbſttäuſchung, die Natürlichkeit als Bewußtloſigkeit, beide als Unfreiheit für ſein eigenes Bewußtſeyn negirt, die eben ſowohl von dem natürlichen Gefühl, das ſich als innere Nothwendigkeit geltend macht, wie von jedem — durch die Phantaſie vermittelten — Pathos *befreite* egoiſtiſche Befriedigung als realen Inhalt des Willens ſetzt. Aber er hat die Entſchloſſenheit, dieß nicht nur theoretiſch, ſondern auch praktiſch zu thun, weil er von Haus aus eine praktiſche Natur iſt; er handelt alſo für wirkliche, egoiſtiſche, aber willkürlich beſtimmte Zwecke mit völliger Freiheit, d. h. ohne ſich durch irgend eine der Rückſichten, Gefühle und Grundſätze, die er bei andern als Befangenheit anſieht und benutzt, einengen zu laſſen, und ſein Verhalten iſt ein ironiſches, d. h. er nimmt nicht nur, um ſeinen Zwecken zu dienen, mit Leichtigkeit den jedesmal angemeſſenen Schein deſſen an, was in ſeinem Sinne Befangenheit iſt, ſondern ergötzt ſich an dieſer Leichtigkeit, alles das zu ſcheinen, was andere wirklich zu ſeyn ſich theilweiſe fortgeſetzt anſtrengen müſſen. Er iſt ſomit an ſich im Scheinbeſitz aller möglichen löblichen Eigenſchaften, ein vollendeter Schauſpieler der Tugend und, wie jeder Künſtler, von der Ausübung ſeiner Kunſt befriedigt; aber er kann es ſich zugleich nicht verſagen, ſeine wirkliche Anſchauungsweiſe, wo es ſich ohne Beeinträchtigung ſeiner Zwecke thun läßt, zum Ausdruck zu bringen, und iſt andererſeits viel zu praktiſch, um ſeine Proteusfähigkeit zu zeigen oder ahnen zu laſſen, um alſo nicht einen *beſtimmten* Charakter, der ſeinen Zwecken am beſten entſpricht und zugleich ſeinen wirklichen Neigungen am bequemſten ſitzt, auszuprägen und feſtzuhalten.

Dieſer Charakter kann unter den gegebenen Verhältniſſen kein anderer ſey, als der des geſinnungstüchtigen Biedermanns, der etwas derber und heftiger Natur iſt, ſeine Geſinnung nicht gern zur Schau trägt und zu einer gewiſſen halb luſtigen, halb bittern Spaßhaftigkeit neigt, die indeſſen nie böſe gemeint iſt. Dieſer Scheincharakter Jagos, der indeſſen, wie geſagt, nicht nur durch die gegebenen Verhältniſſe und Zwecke bedingt, ſondern in ſoweit ein natürlicher iſt, als wir von dem gänzlichen Mangel irgend einer Geſinnung und von der Verſtandesüberlegenheit, die er nicht *ſpielen* laſſen darf, abſehen, hat offenbar mit dem *wirklichen* Charakter Mercutios eine gewiſſe Aehnlichkeit, oder iſt vielmehr geradezu die plebejiſche und ſoldatiſche Vergröberung deſſelben.

Deßhalb dürfen wir weiter ſagen, daß Jago in der That eine dem Mercutio von Haus aus verwandte Natur iſt, und daß, wenn wir uns ihn unter ariſtokratiſchen und für ihn beſonders günſtigen Verhältniſſen entwickelt denken wollten, der Unterſchied zwiſchen beiden weſentlich in der vorherrſchend praktiſchen Richtung Jagos und in ſeiner Neigung zur Intrigue beſtehen würde, die ſich dann jedenfalls einen weiteren Spielraum und bei gleicher, wenn auch vielleicht weniger entſchloſſener Gewiſſenloſigkeit eine den äußerlichen Ehrbegriffen mehr entſprechende Form geſchaffen hätte. Jago würde unter ſolchen Vorausſetzungen eine Geſtalt ſeyn, welche, glänzender und oberflächlicher entfaltet, unſer natürlich moraliſches Gefühl weniger empören, unſere Phantaſie angenehmer anſprechen, aber keineswegs dieſelbe eigenthümliche Bedeutung, dieſe Gedrungenheit des böſen Willens beſitzen würde, durch die ſie uns im Othello trotz der Empörung unſeres Gefühls wahrhaft imponirt.

Die Frage, wie ſich ein ſolcher Charakter, der eine ſeltene Ausnahme ſeyn muß, wenn die Bezeichnung „teufliſch“ mit Recht auf ihn anwendbar ſeyn ſoll, entwickeln konnte, hat die andere zur Vorausſetzung, wie es kommt, daß eine ſo entſchieden, und insbeſondere mit einem ſo überlegenen praktiſchen Verſtande begabte Perſönlichkeit, obgleich offenbar ſchon in reiferen Jahren, ſich in einer verhältnißmäßig ſo untergeordneten Stellung befindet. Denn der zwiſchen der äußeren Stellung und der inneren Befähigung gegebene Widerſpruch und die dadurch bedingte Unbefriedigung kommt allerdings weſentlich in Betracht, wenn wir uns vergegenwärtigen und erklären wollen, wie ſich das Bewußtſeyn der „Selbſtzweckloſigkeit“ in einem von Natur „kritiſchen“ Geiſte, wie es der Jagos war, auf die äußerſte Spitze treiben und die in öffentlicher Thätigkeit ungenügend beſchäftigte und entfaltete Kraft auf die geheime Wirkſamkeit eines entſchloſſen egoiſtiſchen Willens concentriren konnte. Wir dürfen aber jenen Widerſpruch nicht als einen einmal gegebenen hinnehmen, und müſſen die zunächſt liegende Antwort auf die darin enthaltene Frage, daß Jago eben, wie ſo viele andere, vom Glücke nicht begünſtigt worden ſey, ungenügend finden, und zwar auch dann, wenn nebenbei auf ſeine plebejiſche Abkunft, die allerdings vorauszuſetzen iſt, als auf ein wichtiges Hinderniß ſeines Emporkommens hingewieſen wird. Denn was zunächſt dieſes beiläufig wichtige Hinderniß anbetrifft, ſo zeigt uns das Beiſpiel Othellos ſelbſt, daß das venetianiſche Staatsweſen als ein derartiges vorgeſtellt iſt, welches dem Abenteurer überhaupt, und ſelbſt dem, der das Racenvorurtheil gegen ſich hatte, die Staffeln zu den höchſten Würden offen ließ, inſofern er ſich durch ausgezeichnete Leiſtungen aufzuſchwingen

vermochte, und außerdem müßte es auffallen, daß ſich Jagos Ironie nirgends gegen das Standesvorurtheil richtet, wenn er unter dieſem Vorurtheile gelitten zu haben ſich bewußt wäre. Weiterhin aber iſt es zwar eine unläugbare Thatſache, daß nicht nur bei ſonſt ungewöhnlicher Befähigung ungeſchmeidige und „unpraktiſche“ Männer, ſondern auch ſolche, die ſich recht eigentlich durch praktiſchen Verſtand auszeichnen und dabei die gewöhnlichen Mittel des Emporkommens nicht verſchmähen, vergebens gegen die Ungunſt des Glücks ankämpfen; aber dieſer „mythologiſche“ Ausdruck für eine allgemeine Erfahrung iſt nur im Allgemeinen zuläſſig, und ſobald wir eine beſtimmte Charaktergeſtaltung aus der thatſächlichen Ungunſt des Glückes ableiten wollen, dürfen wir auch nicht bei dieſem vagen Begriffe ſtehen bleiben, ſondern müſſen die der gegebenen Perſönlichkeit widrigen Verhältniſſe — denn erſt dieſe geben dem widrigen Zufall ſeine Bedeutung — genauer bezeichnen, das heißt zuletzt den Grund der „Glücksungunſt“ in der Perſönlichkeit ſelbſt aufſuchen.

Thun wir dieß nun bei Jago ſofort, d. h. ohne von den möglichen Verhältniſſen und Zufällen, die ſich ſeinem Aufſtreben entgegengeſtellt haben können, auszugehen, und indem wir von dem gewordenen Charakter auf den werdenden zurückſchließen, ſo dürfen wir annehmen, daß ein Menſch, der eine ſo gründliche Gleichgültigkeit gegen alle objektiven Intereſſen, ein ſo entſchieden ironiſches Verhalten gegen jedes Pathos, einen ſo ſelbſtbewußten Egoismus, und andererſeits eine ſo entſchiedene Neigung zu heimlicher Wirkſamkeit, eine ſolche Befriedigung an und in der Intrigue, eine ſolche Scheinſucht und Scheingewandtheit entwickeln konnte, wie wir ſie bei Jago vorfinden, zu keiner Zeit fähig geweſen iſt, ſeine Verſtandes- und Willenskraft an eine objektiv beſtimmte Thätigkeit hinzugeben, ſich alſo conſequent den Gefahren und Anſtrengungen zu unterziehen, die für die öffentliche Auszeichnung erforderlich ſind, daß er vielmehr, trotzdem daß ihm die Leidenſchaften der Ehr- und Geldſucht, wie das Bedürfniß zu herrſchen — die ſo vielfach die wahre Begeiſterung für den allgemeinen Zweck erſetzen müſſen — unzweifelhaft in hohem Grade eigen waren, von jeher auf dem Wege der Intrigue und mittelſt Scheinleiſtungen emporzukommen ſuchte. Dieſe Weiſe des Emporſteigens aber iſt, als einſeitige, mehr wie jede andere von günſtigen Gelegenheiten abhängig und erfordert eine kleinliche Geduld, eine unermüdliche Vorſicht und eine urſprüngliche Anlage zur Enthaltſamkeit, die ſich mit dem berechtigten Bewußtſeyn geiſtiger Ueberlegenheit von vornherein nie zuſammenfinden, und demnach bei dem jugendlichen Jago, d. h. bei dem Zuſammentreffen des Uebermuths einer ſich entwickelnden Ironie und ſtarker Bedürfniſſe mit ärmlichen Verhältniſſen, am wenigſten vorauszuſetzen ſind.

Wir müſſen demnach annehmen, daß die frühere Vergangenheit Jagos die des zweideutigen Abenteurers war, d. h. ſich durch eine Reihe mißlungener Intriguen, aber die ſtetige Ausübung der Fertigkeit, andere zu ſeinen Narren und Beutelträgern zu machen — eine Fertigkeit, die er an Roderigo ſpielend bewährt — charakteriſirte, daß er ſpäterhin damit zu thun hatte, dieſe Vergangenheit zu verdecken, um eine ſichere Baſis der Exiſtenz zu gewinnen, und daß endlich die Annahme und Ausprägung eines beſtimmten, des vorhin näher bezeichneten „biedermänniſchen“ Charakters ein Akt der Reſignation, daß aber in dieſer Reſignation die unbedingteſte Entſchloſſenheit, die erſte Gelegenheit, ſich zu einer unabhängigen und einflußreichen Stellung emporzubringen, mit dem Aufgebote ſeiner ganzen Schlauheit rückſichtslos zu benutzen, an ſich gegeben war.

Mit der Ausprägung ſeines Scheincharakters hatte Jago die Unruhe und Unſtetigkeit des Abenteurers vollſtändig überwunden, und während ſich jetzt das ruhige Behagen an der Bewußtloſigkeit und Unfreiheit der von ihm Getäuſchten von neuem zum Uebermuthe der Ironie, aber zu einem ſtrenger beherrſchten und tiefer empfundenen, entwickeln konnte, mußte ſich zugleich ſeine praktiſche Unbefriedigung ſteigern und ſeine Gewiſſenloſigkeit befeſtigen, alſo die negative Tendenz ſeines ironiſchen Bewußtſeyns und der Wille, ſich ſelber einziger Zweck zu ſeyn, auf die Spitze getrieben werden.

Faſſen wir die Entwicklungsgeſchichte Jagos in dieſer Weiſe, ſo wird es uns begreiflich, daß der Widerſpruch zwiſchen ſeiner ungemeinen Befähigung und ſeiner untergeordneten Stellung ein im doppelten Sinne nothwendiger war, weil einerſeits die eigenthümliche Befähigung Jagos eine gewöhnliche glückliche Carrière ausſchloß und ſich in öffentlicher Richtung überhaupt nicht entfalten konnte, ein Abſchluß ſeines Abenteurerthums aber ihm Bedürfniß ſeyn mußte, und weil andererſeits nur in der Enge einer abhängigen Stellung und nur an dem Zwange, einen beſtimmten und zwar gleichſam gewöhnlichen Charakter conſequent darzuſtellen, das Dämoniſche ſeines Weſens zu intenſiver Entwicklung und Geſtaltung kommen konnte.

Die Art und Weiſe, wie Jago den angenommenen biderben, hie und da aufbrauſenden, mürriſch luſtigen Charakter durchzuführen, den Perſonen, mit denen er es zu thun hat, gemäß zu modificiren, und einerſeits mit den Angewöhnungen eines gemeinſchurkiſchen Abenteurerthums — zu denen außer der gewohnten Ausbeutung reicher Tröpfe z. B. auch die Gewohnheits-

Digitized by Google

verläumdung eines jeden, der überhaupt den Rücken wendet, gehört — zu vereinbaren, andererseits zur Maske einer genialen Bosheit zu machen weiß, ist vom Dichter in der That bewunderungswürdig dargestellt worden. Während es sich aber von selbst versteht, daß er dem Othello gegenüber vorzugsweise den etwas ungestümen und ungefügen Pflichteifer, dem Cassio gegenüber den lustigen und theilnehmenden Cameraden heraus legt, vor den beiden Frauen den ergötzlichen Weiberhasser spielt und seine Frau, gerade als seiner Kenner der weiblichen Naturen, einfach durch Gleichgültigkeit und Launenhaftigkeit beherrscht, muß es besonders hervorgehoben werden, daß er gegenüber dem beschränkten Roderigo, während er sein fast grobes Spiel mit ihm treibt, zugleich seinen eigentlichen „moralischen" Standpunkt entwickelt, was allerdings bei ihm gefahrlos geschehen kann, aber doch auch zwecklos ist und auf das noch vorhandene Bedürfniß unmittelbar zu imponiren hinweist. Dem Cassio gegenüber ironisirt er nur momentan, während derselbe noch halb betäubt ist, den „Ehrbegriff," und zu Othello sagt er gelegentlich, daß es „in seinem Blute liege, dem Unfuge nachzuspüren," womit er eine wahrhafte Selbstcharakteristik gibt, da ihm der Glaube an die allgemeine Lasterhaftigkeit so sehr Bedürfniß ist, daß er sich diesen Glauben im einzelnen Falle mit humoristischem Bewußtseyn octroyirt.

Daß er seinen Haß gegen Othello und Cassio sophistisch motivirt, worin eine Art von Selbstrechtfertigung liegt, hat an sich nichts Auffallendes, ist vielmehr ein gewöhnlicher Charakterzug schurkischer Naturen; aber für ihn charakteristisch ist es, daß er sich seiner Sophistik, indem er sie entwickelt, bewußt wird und sich sofort auf die Berechtigung des bloßen Willens, d. h. der Willkür zurückzieht. Er will hassen, wie er — nach seiner wahrhaft unheimlichen, dämonisch aufblitzenden Erklärung — Desdemona lieben will. Uebrigens erinnert die Charakteristik, welche er von dem Cassio gibt, entschieden an jene, welche Mercutio vom Tybalt entwirft, obgleich Tybalt und Cassio wesentlich unterschiedene Charaktere sind, weil Jago, eben so wie Mercutio im Tybalt, im Cassio den ausgeprägten Gegensatz seiner selbst sieht, und weil beiden Antipoden eine gewisse pathetische Förmlichkeit, obgleich in unterschiedener Richtung, eigen ist. Gerade der Umstand, daß Cassio trotz seiner modischen Leichtfertigkeit wirklich ehrenhaft, und trotz seiner Pedanterie liebenswürdig ist, muß ihn für Jago, der die „rauhe Ehrlichkeit" zu spielen gezwungen ist und der Erfordernisse der „Liebenswürdigkeit" von Haus aus entbehrt, zu einer peinlichen Erscheinung machen.

Seine eigentliche Großartigkeit entwickelt Jago in der Herrschaft, die er über Othello gewinnt. Wie er in diesem das Mißtrauen zu wecken und durch fingirte Zurückhaltung zu steigern, die schnell erwachende Eifersucht mit entsprechenden Bildern gewissermaßen zu füttern, und den „Beweis" bis zum rechten Zeitpunkt, wo dieser von der gierigen Leidenschaft fast mehr ersehnt als gefürchtet wird, hinauszuschieben versteht, wie er die Löwennatur Othellos erweckt und mit dem Löwen spielt, wie er fortgesetzt zweckgemäß handelt und sich dabei an der furchtbaren Qual, die er erzeugt, diabolisch weidet, ist eine der gelungensten und ergreifendsten dramatischen Darstellungen, die wir überhaupt haben, für die es charakteristisch ist, daß unser tiefes Mitleid mit Othello, unsere Empörung gegen Jago die Bewunderung der Meisterschaft, mit der dieser das menschliche Herz behandelt, nicht ausschließt, sondern immer erneut hervortreten läßt.

Wir können diese Meisterschaft ohne die Annahme, daß Jago alle Nüancen der Leidenschaft aus eigener Erfahrung kennt, nicht begreifen, aber es wird uns zugleich klar, daß er von jeher Herr seiner Leidenschaft, und zwar von der Energie seines Willens abgesehen, schon dadurch gewesen ist, daß er sie gespielt hat.

Daß die mimische Darstellung Jagos eine außerordentlich schwierige ist, versteht sich von selbst, und wir wollen daher als ein Moment dieser Schwierigkeit nur das Eine herausheben, daß Jago selber eine bestimmte Rolle spielt und daß es daher sein Darsteller verstehen muß, das momentane Heraustreten seiner Eigenheit gehörig abzuheben und hiebei wieder den gemeinen Schurken und den dämonischen Menschen auseinander zu halten.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Das gegenwärtige Stadtbild. — Die Neubauten. — Bedeutung Genfs als der natürlichen Hauptſtadt des Lemanbeckens und der anſtoßenden Landſtriche. — Die ſtädtiſchen Aſyle des altgenfer Patricierthums.

Wollte ich in meinen Genfer Briefen einigermaßen Schritt halten mit der architektoniſchen Metamorphoſe, welcher die ſchöne Lemanſtadt ſeit etwa fünf Jahren wie keine andere im weſtlichen Europa, Paris ausgenommen, unterworfen iſt, ſo hätte ich mindeſtens alle Vierteljahre einen Bericht zu ſchreiben, der, ſollte er nicht zu einem kleinen Heft anſchwellen, ſich eben ausſchließlich mit den Genfer Neubauten zu beſchäftigen hätte. Es wird aber Zeit, wenn die Stadt Genf nicht ganz unſerer Kenntniß entwachſen ſoll, die baulichen Leiſtungen der letzten Jahre wieder einmal im Ueberblick zu überſchauen, um ſo mehr als ſie anfangen einem erſten größeren Abſchluß entgegenzugehen.

Wer Genf zuletzt vor einem Jahrzehent geſehen, wo noch die alten Feſtungsmauern, Wälle und tiefen Gräben die alte, in ihrem Innern finſtere und winkliche Stadt von ihren reizenden Umgebungen landeinwärts und den herrlichen Landhäuſern und Parks an beiden Seeufern abſchieden, der konnte wohl begreifen, daß in den damaligen Ausgaben des Murrayſchen Handbook zu leſen war: „Obgleich Genf jährlich von etwa 30,000 Fremden beſucht wird, ſo beſitzt es an ſich doch durchaus nichts Intereſſantes für den Reiſenden. Als Stadt bietet es nichts Bemerkenswerthes dar, nicht ein öffentliches Gebäude, das genannt zu werden verdiente; alle Anſichten im Innern der Stadt ſind äußerſt beſchränkt. Aber Genf verdankt ſehr viel der Schönheit ſeiner Umgebungen, der Nachbarſchaft von Chamouny, ſeiner Lage am See und an der großen Straße von Paris nach Italien.“ — Und der alte „Vater“ Zſchokke ſagt gar in ſeinen Schweizer Skizzen: „Der erſte Anblick der alten Allobrogerſtadt täuſcht manchen Fremdling, der aus dem Weltruhm derſelben den Schluß zieht, es müſſe ihm dieſelbe ſchon von ferne großſtädtiſch impoſant entgegentreten. Genf gleicht von außen, ſey es von der Seeſeite oder Landſeite betrachtet, vielmehr einer Stadt untergeordneten Ranges und iſt in ſeinen Anlagen nicht maleriſch. Auch im Innern hat man ſich durch viele unregelmäßig gebaute und ſäh anſteigende Straßen zu winden. Es gleicht manchem berühmten Manne, deſſen Name zu hohen Erwartungen von ſeiner Perſönlichkeit ſpannte, bei deſſen Bekanntſchaft wir dann aber, wegen ſeines beſcheidenen Aeußern und unſcheinbaren Weſens, ungewiß werden, ob Name und Mann auch wirklich zu einander gehören u. ſ. w.“ *

Man beſuchte früher in der That Genf nicht um der Schönheit der Stadt willen; der Fremdenzuſammenfluß, deſſen ſich Genf ſeit Jahrhunderten zu erfreuen hatte, galt der herrlichen landſchaftlichen Umgebung, dem See und den Alpen, nicht minder der hiſtoriſchen Berühmtheit des proteſtantiſchen Roms. Wie viel anders heute! Zu der majeſtätiſchen Gebirgslandſchaft, zu See, Fluß und Alpen, zu den großen hiſtoriſchen Erinnerungen, die bald wie mit unſichtbaren Fäden das ganze proteſtantiſche Europa eng mit Genf verbinden, bald durch Namen wie J. J. Rouſſeau, Voltaire, Sauſſure u. ſ. w. den Zuſammenhang der Lemanſtadt mit allem, was humane Bildung, Wiſſenſchaft und Denken heißt, glänzend documentiren — zu jener herrlichen Lage und dieſen hiſtoriſchen Bezügen des alten Genf iſt heute noch die Schönheit und Großartigkeit des modernen Genf, wie es ſich ſeit einem Luſtrum allmählig auf dem geebneten Boden der alten Feſtungswerke erhebt und immer weiter in's Land hinein ausdehnt, als neues Moment gekommen, welches ſeine Anziehungskraft ausübt nach allen Weltgegenden hin, und bereits anfängt Genf an die Seite der beſuchteſten Vereinigungspunkte der vornehmen und faſhionabeln Welt Europas und Amerikas zu ſtellen.

Wer vom Kai oder Hôtel des Bergues ausgehend ſeinen Weg über die Terreaux de Chantepoulet, durch die Rue Cornavin, Rue des Corps-Saints, Rue du Temple nehmend, ſich über die untern Rhonebrücken, dann über den Platz Bel-Air an dem Briefpoſtgebäude vorüber, über das untere Plainpalais und an den Gräben bei der Porte de Rive vorbei an das äußerſte Ende des Grandquai begeben, und ſich dann über die ſüdweſtliche Bucht des Sees ſetzen laſſen wollte, um ſeinen früheren Ausgangspunkt beim Hôtel des Bergues wieder zu erreichen, der hatte noch vor fünf Jahren ziemlich genau den Umkreis der ganzen innern Stadt beſchrieben, und man braucht durchaus kein Schnellläufer zu ſeyn, um dieſen Weg in einer guten halben Stunde zurückzulegen.

Man denke ſich nun einen 300 bis 500 Schritt breiten Gurtel neuer Grundfläche um den eben bezeichneten

* Bei dieſer Gelegenheit ſey noch erwähnt, daß auch der Artikel „Genf“ in der neueſten (zehnten) Auflage des Brockhauſiſchen Con-verſationslexikons keine Notiz von den gewaltigen Neubauten in Genf nimmt. Es heißt dort: „Der ſchönſte iſt der obere Theil oder die Altſtadt mit der breiten, durch prachtvolle Laufgewölbe gezierten Grande Rue.“ Dieß iſt gegenwärtig vollkommen unrichtig, da ſich die obere Stadt in keiner Weiſe mehr mit den Kais und den neuen Vierteln am rechten Seeufer meſſen kann, die ſchon 1852 theils vollendet, theils im Bau begriffen waren.

Digitized by Google

ehemaligen Umkreis der Stadt, ſo hat man zunächſt das Terrain, welches durch Abtragung, Ebnung und Ausfüllung der alten Feſtungswerke gewonnen und bereits zum größeren Theil mit neuen Straßen, Plätzen, ja ganzen Stadtvierteln bebaut iſt. So iſt in den letzten fünf Jahren am rechten Seeufer der Quai du Montblanc, die große Rue du Montblanc, die Rue Bonnivard, Rue Lévrier und Rue Pécolat, mit Einem Wort das ganze große Viertel zwiſchen dem See, den früheren Terreaux de Chantepoulet, dem großen Bahnhof der Genf-Lyoner Bahn und dem Pâquis entſtanden, mit Gebäuden, die jeder Hauptſtadt Europas zur hohen Zierde gereichen würden. Von der ehemaligen Porte Cornavin an zwiſchen den Terreaux du Temple, der Eiſenbahn und dem rechten Rhoneufer iſt ein zweites neues Viertel im Entſtehen begriffen, wo, während das erſtere hauptſächlich aus prächtig eingerichteten Fremdenwohnungen, Boarding- und Gaſthäuſern beſteht, die Genfer Nationalinduſtrie, die Uhrenfabrikation und Bijouterie, die von jeher im gewerbfleißigen anſtoßenden alten Faubourg St. Gervais ihren Sitz aufgeſchlagen hatte, beſonders ſich anſiedeln zu wollen ſcheint. Da, wo dieſes noch im Bau begriffene Viertel ſüdlich an die Rhone ſtößt, führt uns eine neue, noch nicht ganz vollendete Brücke hinüber auf den neuen Rhonekai, mit großartigen Gebäuden, unter welchen ſich das mit ſeiner Fronte dem Platz Bel-Air zugekehrte Briefpoſt- und Telegraphengebäude, in deſſen oberem Stockwerk ſich proviſoriſch die neu begründete Börſe befindet, und das Hôtel garni de la Poſte ganz beſonders auszeichnen. Ueber neue Bauplätze, wo noch alles chaotiſch durcheinander liegt, während wir das neu erbaute Schützengebäude mit ſeiner auf deutſchem Fuß eingerichteten großartigen Bierwirthſchaft zur Rechten laſſen, gelangen wir, in paralleler Richtung mit der Rue Corraterie fortſchreitend, zu der Place Neuve, in gewiſſem Sinne der Akropolis des neuen Genf. Hier erhebt ſich vor uns das Theater, gegenüber das „Muſée Rath," die Gemäldegalerie, zur Seite das noch nicht ganz vollendete Conſervatorium, welche zwei letzteren Gebäude im edelſten antiken Styl aufgeführt ſind. Die Oſtſeite des Platzes wird durch die rieſenhohen Mauern, welche den ſteil abfallenden Abhang der oberen Stadt zu ſtützen ſcheinen, gebildet. Oben auf der Höhe dieſes Abhangs erheben ſich die alten Steinpaläſte der Haute-Ville, die uns hier ihre von ſchönen Blumengärten verhüllte Rückſeite zukehren. Das ſind zwar nicht die hängenden Gärten der Semiramis, aber ſtille, lauſchige Plätze mit weiter Fernſicht nach Weſten, ächte Lug-ins-Land, beſchattet von uralten Kaſtanien, mit Orangen, Oleander, Roſen und andern herrlich duftenden Blumen beſetzt, und — wenig zugänglich »pour nous autres mortels.« Allein der Berichterſtatter einer vielgeleſenen Zeitſchrift hat noch mehr als der Romanſchriftſteller die Pflicht, hinter die Couliſſen, ſo weit dieß mit Discretion ſich vereinigen läßt, zu blicken, und ſo treten auch wir denn auf einen Augenblick in dieſe ſtillprächtigen Aſyle des altgenfer Patricierthums, welches wir in einem früheren Briefe einmal auf ſeinen Landſitzen aufgeſucht haben.

Es iſt noch früh Morgens, aber ſchon ſehen wir Damen auf den Gartenbänken ruhen oder im Garten ſpazieren. Die einen halten ein Buch in der Hand, andere eine feine weibliche Arbeit, einige ältere unterrichten ihre kleinen Töchter, die auf einem niedern Seſſel vor der Mutter ſitzend das große Auge aufmerkſam lauſchend zu ihr aufſchlagen. In vielen Genfer patriciſchen Familien iſt, ſoweit man ſich auch ſonſt dem Brauch der großen Welt fügt, die bürgerliche Sitte des Frühaufſtehens beibehalten. Charakteriſtiſch iſt das Unterrichten der kleinen Mädchen durch ihre Mütter, ſelbſt in den vornehmſten und reichſten Familien. Hält man auch dem Töchterchen eine deutſche und engliſche Gouvernante, ſo wird die Mutter doch irgend eine Disciplin, ſey es Religion oder Muſik oder Malerei, ausſchließlich ſich ſelbſt zum Unterricht vorbehalten. Die Genferinnen ſind geborene Erzieherinnen, und man muß zugeben, daß dieſer pädagogiſche Zug im Nationalcharakter, der auch bei den Männern ſtark hervortritt, nicht wenig dazu beigetragen hat, die Bedeutung Genfs weit über die Grenzen des kleinen Kantons auszudehnen. — Betrachten wir uns die äußere Erſcheinung dieſer Normalgenferinnen, die wir hier bei ihrer Morgenbeſchäftigung im Blumengarten belauſchen, ſo ſind es größtentheils hohe, ſchlank gewachſene Geſtalten; dunkle Augen, fein gebogene Naſe, braunes Haar ſind vorherrſchend, obwohl es auch nicht an Blondinen fehlt; trotz aller Miſchungen behauptet das burgundiſch germaniſche Blut zuweilen noch ſein volles Recht. Auch die Kleidung iſt charakteriſtiſch: äußerſt elegante Toilette, die Crinoline hat auch hier Eingang gefunden und der ächte Pariſer Schnitt iſt nicht zu verkennen, aber in Stoff und Farbe wird man bei aller Koſtbarkeit und Pracht doch jene ungeſuchte Einfachheit bemerken, die die Kleidung der weiblichen Ariſtokratie von Altengland kennzeichnet. Das ſind die Frauen und Töchter unſerer Genfer Patricier, jener feingekleideten Herren, die wir jetzt im Morgenſonnenſchein auf der Blumenterraſſe auf und ab wandeln ſehen, bald eine theologiſche oder andere gelehrte Abhandlung, bald das Journal des Débats oder den neueſten Pariſer Courszettel in der Hand, während im benachbarten Gartenſalon ein einfachſt gekleideter Diener das Frühſtück ſervirt, deſſen Frugalität mit dem ſchweren Silber der Kannen und Teller in größtem Gegenſatz ſteht. Rechnen wir zu dem ſo angewendeten Morgen noch im Laufe des Tags einige Börſenſpekulationen, größtentheils in Papieren, die mit der Genfer Induſtrie wenig zu thun haben, einige Comité-ſitzungen in Angelegenheiten irgend eines frommen oder wohlthätigen Vereins, Abends den Beſuch irgend eines kleinen Cirkels, worin die jetzigen politiſchen Zuſtände beklagt werden, ſo iſt der Kreis der täglichen Thätigkeit der Repräſentanten der alten Genfer Ariſtokratie ziemlich genau bezeichnet. Ob die Geſchichte der kleinen Republik von ihnen noch einmal zu berichten haben wird? Wir

Digitized by Google

glauben kaum: mit Klagen und Jammern iſt am allerwenigſten auf politiſchem Felde etwas auszurichten, wenn man einen thatkräftigen und entſchloſſenen Gegner ſich gegenüber hat.

Doch zurück zu unſerem Standpunkt auf der Place-Neuve, um unſere Wanderung durch das neue Genf fortzuſetzen. Die ſtädtiſche Behörde ſoll beabſichtigen, an jenen ſteil abfallenden Mauern, von welchen wir eben geſprochen, eine Waſſerkunſt mit plätſchernden Cascaden anlegen zu laſſen, jedenfalls ein glücklicher Gedanke, deſſen Ausführung der Stadt eine neue Zierde verleihen würde. Faſt hätten wir eine der größten Merkwürdigkeiten des modernen Genf vergeſſen, die ſich doch breit und anſpruchsvoll genug vor uns hinlegt; wir meinen den neuen Wahlpalaſt, die berühmte »Boite aux giffles,« wie ihn der Volkswitz, der in Genf wie anderwärts nicht ſelten den Nagel auf den Kopf trifft, getauft hat, was ſich mit „Prügel- oder Ohrfeigenkaſten“ ganz wohl in's Deutſche überſetzen läßt. Das iſt das Reſidenzſchloß des Genfer Souveräns, des ſtimmfähigen Volks, welches hier alljährlich, abwechſelnd in dem einen Jahr ſeine Regierung, in dem andern ſeine geſetzgebende Verſammlung, den großen Rath, wählt. Doch werden die ungeheuern Räumlichkeiten dieſes Gebäudes — der Hauptſaal faßt an 8000 Menſchen — auch noch zu andern Zwecken benutzt, ſo noch kürzlich, am 26. September, zu einer großen Muſikaufführung, dem erſten Genfer Kantonalconcert, und gegenwärtig für die Kunſtausſtellung.

In weiterer Verfolgung der Route oder richtiger Rue de Carouge, denn bereits hat ſich eine fortlaufende Reihe von Häuſern gebildet, die erſt an der Arvebrücke vor dem eine halbe Stunde entfernten Städtchen Carouge endigt, wenden wir uns links dem Hügel zu, der einſt einen der wichtigſten Punkte für die Befeſtigung Genfs nach der Landſeite hin bildete. Um uns zwiſchen dieſen Bauwerkſtätten, dieſen theils halb, theils ganz vollendeten Gebäuden, dieſen Erdarbeiten zur Linken, wo auf einer Art Eiſenbahn ungeheure Erdmaſſen von den alten Baſtionen herab in die noch übrig gebliebenen, täglich aber mehr verſchwindenden Feſtungsgräben geſchafft werden, einigermaßen zurecht zu finden, wird es gut ſeyn, einen Plan zur Hand zu nehmen, der uns dieſe werdenden Stadttheile bereits als vollendet darſtellt. Für dieſen Zweck genügt ſelbſt der kleine Plan in der neueſten Auflage des Bädekerſchen Reiſehandbuchs (ſiebente Auflage 1857), der ein recht überſichtliches Bild gibt nicht nur des gegenwärtigen, ſondern auch des zukünftigen Genf, wie es etwa nach einem Decennium in viermal größerer Ausdehnung als noch bis zum Jahr 1850 ſich darſtellen wird, und der auch ſeinen Werth behält, da der zu Grunde gelegte, von den bezüglichen Behörden amtlich feſtgeſtellte Plan eine Abänderung nicht mehr erleiden wird. Wir ſehen da, daß die Höhe, wie die beiden nach Südweſten und Nordoſten abfallenden Seiten der Feſtungswerke vollſtändig mit in's Bereich der neuen Stadt gezogen ſind, und daß ſich auf denſelben eine ganze Reihe großer Häuſerquadrate erheben wird. Hier dürfte wohl einer der großartigſten, wenn auch vielleicht nicht der belebteſten Stadttheile entſtehen, da zwiſchen Route de Carouge und Route de Chêne immerhin Raum für zehn bis zwölf neue Straßen ſich bietet. Daß dieſe gebaut werden, dafür ſorgt die Spekulation, und dafür, daß es ihnen auch nicht an Einwohnern fehlt, das Genfer Naturaliſationsgeſetz, die herrſchende Handels- und Gewerbefreiheit und die täglich klarer hervortretende Bedeutung Genfs als natürlicher Hauptſtadt nicht nur des Lemanbeckens, ſondern eines Ländercomplexes, der, freilich politiſch getrennt, einen Flächenraum von vielleicht vierhundert Quadratmeilen umfaßt. Für ganz Savoyen, wie für die franzöſiſchen Departements Jura und Ain iſt Genf der hauptſächlichſte Markt, wohin dieſe Länderſtrecken einen großen Theil ihrer Produkte abſetzen; in Genf und ſeinen großen Bank- und Creditinſtituten ſind andererſeits die Capitalien concentrirt, die als der eigentliche nervus rerum der Induſtrie derſelben Landſtriche angeſehen werden müſſen. In Genf iſt ferner der Hauptſitz der Uhrenfabrikation und Bijouterie, zweier Gewerbszweige, die den Namen einer Weltinduſtrie mit vollkommenſtem Rechte beanſpruchen. Alle dieſe Momente und der Umſtand, daß Genf bei dem in Ausführung begriffenen Eiſenbahnnetze ein Hauptknotenpunkt der ſchweizeriſchen, oſtfranzöſiſchen und norditalieniſchen Schienenwege werden muß, ſind wohl in's Auge zu faſſen, um die gegenwärtige und zukünftige Bedeutung Genfs richtig zu würdigen, auf welche wir ſowohl in dieſen Blättern wie gelegentlich in der Allgemeinen Zeitung wiederholt hinzuweiſen bemüht waren.

Das heutige Genf liefert in der That ein Bild, wie wir es in dieſem Jahrhundert in mancher Hinſicht nirgends in Europa in gleich großartigem Maßſtabe wiederholt ſehen. Faſt unabhängig von einer alten, gewiſſermaßen zurückgedrängten Stadt, die gleichwohl das Recht ihrer Exiſtenz durch eine Jahrhunderte alte, höchſt ehrwürdige Geſchichte documentirt hat, ſehen wir hier eine neue Großſtadt entſtehen, deren Emporblühen durch ganz andere Bedingungen getragen wird, als diejenigen waren, welche der Bedeutung der alten Mutterſtadt zu Grunde lagen. War die geſchichtliche Bedeutung dieſer eine vorzugsweiſe geiſtige, ſo ſind die Bedingungen der Größe des neuen Genf mehr auf materiellem Gebiete zu ſuchen. Wir haben noch im vorigen Jahrhundert, namentlich in Deutſchland, durch den Willen einzelner Fürſten wie durch Zaubergewalt Städte entſtehen ſehen, die nach der Abſicht ihrer Gründer große Centren der damals zuerſt wieder ſich mächtiger regenden materiellen Bewegung, des Handels und Gewerbfleißes, zu werden beſtimmt waren. Allein Handel und Induſtrie gehorchen ihren eigenen Geſetzen, und um nationalökonomiſche Probleme zu löſen, iſt's oft klüger, „ſich ſtoßen zu laſſen als ſelbſt zu ſtoßen.“ So ſind denn manche jener Städte, die in der angegebenen Weiſe entſtanden, jetzt öde und leer, bleibende Denkmäler der Unzulänglichkeit des Einzelnwillens gegen die

Digitized by Google

Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit geschichtlicher Entwicklung. Gerade im umgekehrten Falle befand sich Genf; alle die oben angegebenen Motive drängten bereits seit mehr als dreißig Jahren zu einer Vergrößerung der Stadt, allein eine Partei, die, in den Grundsätzen der Vergangenheit fußend, nur dort Heil auch für die Gegenwart und Zukunft suchte, stemmte sich mit aller Macht gegen die Ausführung derjenigen Verbesserungen, welche die immer mächtiger werdenden industriellen und mercantilen Verhältnisse des Platzes nothwendig erheischten. Erst eine Revolution vermochte alle Hindernisse zu besiegen und alle Fesseln zu sprengen, um einer Entwicklung Bahn zu brechen, die denn nun in kaum mehr als einem Lustrum Resultate erzielt hat, welche wir sonst nur jenseits des Oceans, auf dem jugendlichen Boden der neuen Welt, in so kurzem Zeitraum sich gestalten sehen.

(Schluß folgt.)

Hamburg, Oktober.

Feuerlöschanstalten. — Ostindien. — Geldentwerthung. — Aufschwung der Rhederei. — Amerikanische Zustände. — Auswanderung. — Theater.

Die Behauptung, alle Völker bleiben Kinder, ist ungefähr so alt, wie die Geschichte, und sie wird durch die Geschichte gerechtfertigt. Mit ihr eng zusammen hängt der zweite Erfahrungssatz, welcher das Massenpublikum einer großen Sorglosigkeit beschuldigt, die nach überwundenen Drangsalen, nach kaum verschmerzten furchtbaren Krisen immer von neuem wiederkehrt. Es muß dieß wohl so seyn, damit die Welt überhaupt Bestand habe; denn was würde aus unserem ganzen Leben werden, beherrschte uns Alle die Furcht vor möglichem Unglück, sähen wir immer, auch bei hellem Tage, Gespenster? Indeß darf die Sorglosigkeit auch nicht zu sehr überhand nehmen, sonst rufen wir das heimlich lauernde Unglück herbei und können ihm in unserer Ueberraschung nicht begegnen. Wohin zu große Sorglosigkeit und Pochen auf eigene Kraft führt, die Welt sieht dieß jetzt mit schauderndem Entsetzen an den Gräueln in Ostindien. Hätte kluge, nicht ängstliche Vorsicht die Beherrscher Ostindiens geleitet, Altengland brauchte sich jetzt nicht von einem Ende zum andern in Trauerflor zu hüllen. Die Sicherheit ist's, die das Schwert des Feindes schärft und die schlafenden Dämonen des Unheils wachruft. Unserem bürgerlichen Gemeinwesen steht nun zwar keine solche Katastrophe bevor, wie sie über die Engländer in Indien hereingebrochen ist, aber wir haben dennoch alle Ursache, uns zu ermuntern und wachsam zu seyn, damit nicht ein Feind ganz anderer Art verwüstend bei uns einbreche. Schon seit einiger Zeit nämlich zeigt es sich, daß unsere Feuerlöschanstalten bei der wachsenden Größe der Stadt nicht mehr ausreichen, wenn zu unglücklicher Stunde und an schwer zugänglicher Stelle eine bedeutende Feuersbrunst ausbrechen sollte. Wir haben freilich unsere Stadtwasserkunst, deren unbestreitbarer Nutzen sich wiederholt trefflich bewährt hat. Es können aber trotzdem Fälle eintreten, wo durch ein Ungefähr, durch ein Springen der Leitungsröhre im Augenblick der Gefahr der Wasserzufluß aufhört, und was dergleichen Möglichkeiten mehr sind. Ein Nothpfosten kann versagen, oder er läßt sich nicht öffnen, der Schlüssel dazu bricht und ein zweiter ist nicht sogleich zur Hand. Jedes solches mögliche Vorkommniß gibt der bereits lodernden Flamme Nahrung, und wenn endlich die verstopfte Quelle zum Fließen kommt, ist das verheerende Element über die Macht der Menschen bereits Herr geworden. Erst kürzlich, Ende vorigen Monats, brach in der Vorstadt St. Pauli zu nicht später Nachtstunde ein Feuer aus, das zwar bei ruhiger Luft nach einigen Stunden glücklich gedämpft wurde, dennoch aber drei Menschenleben kostete, weil es an ausreichenden Rettungsleitern und ungeachtet der Stadtwasserkunst auch an Wasser fehlte. Bei windigem Wetter würden wir höchst wahrscheinlich in die Annalen unserer Stadt einen bedeutenden Brand zu verzeichnen gehabt haben. Daß man für nöthige Rettungsapparate, wie sie andere große und auch kleinere Städte besitzen, nicht Sorge trägt, daß man ferner nicht daran denkt, Signale zu erfinden, welche die Bewohner der eigentlichen Stadt sofort von dem Ausbruch eines Feuers in St. Pauli oder Umgegend in Kenntniß setzen; daß man rechtzeitig zu Hülfe eilende Spritzen nicht ohne weiteres Wasser geben läßt, weil sie zufällig dem Feuerkassenverbande der Gegend, wo es brennt, nicht angehören, nennen wir sorglos. Mehr wie einmal schon hat uns das Feuer wieder bös geneckt, aber man zögert fort und fort, an die Stelle unpraktischer Einrichtungen zweckmäßigere treten zu lassen, und hält fest am Veralteten, bald aus Sparsamkeitsrücksichten, bald aus Eigensinn. Am allerübelsten in Bezug auf die Feuerlöschanstalten sind die Bewohner des Landgebietes daran. Hier wird denn auch ein Feuer, das gleich beim Entstehen reiche Nahrung findet, gewöhnlich groß. Dieß sahen wir erst dieser Tage, wo in Moorburg, am südlichen Elbufer, am hellen Tage ein Feuer ausbrach, das bis zum Abend wüthete und dreizehn Bauernhöfe nebst allen Scheunen und Stallungen zugleich in Asche legte. Die Bewohner konnten fast nichts als ihr Vieh retten,

Digitized by Google

alles andere, namentlich sehr reiche Torfvorräthe, womit Moorburgs Bewohner Handel treiben, eben so die ganze Ernte sind total verbrannt.

Wie überall in Europa, so ist auch hier Ostindien gegenwärtig das Augenmerk Aller. Jedermann sieht ein, daß jenes ungeheure Reich unter europäischer Oberhoheit bleiben muß, wenn nicht die wahre Gesittung und der moralische Fortschritt der Welt eine furchtbare Erschütterung erleiden soll. An der Besiegung der indischen Meuterei durch englische Tapferkeit und kaltblütige Ausdauer zweifelt man ebenfalls nicht, wenn auch noch geraume Zeit darüber vergehen sollte. Inzwischen bleibt einer handeltreibenden Bevölkerung etwas anderes nicht übrig, als ihre Börse zu ziehen und ein Schärflein zur Unterstützung derer beizutragen, die in den scheußlichen Metzeleien der entmenschten Sepoys unter Nena Sahibs Anführung ihre Angehörigen verloren und nun arm, hülflos und verwaist in ihr Mutterland zurück flüchten. Ein Comité, das sich aus einer Anzahl höchst achtbarer Firmen vor ein paar Wochen hier gebildet hat, nimmt Beiträge für jene Unglücklichen an. Selbstverständlich kann hier eigentlich nur der sehr Wohlhabende sich zu geben veranlaßt fühlen. Dieß ist denn bis jetzt auch geschehen. Die bekanntesten Chefs der größten hiesigen Firmen, die reichen Rheder, Bankiers ꝛc. zeichneten zum Theil ansehnliche Summen von 500 bis 1000 Mark Banco, so daß bis jetzt zwischen 12,000 und 14,000 Mark Banco eingegangen seyn mögen. Ende dieses Monats soll die Sammlung geschlossen werden. Der Senat seinerseits hat als Staatsbeitrag für den indischen Unterstützungsfond, wie man allgemein hört, 500 Pfund Sterling nach London gesendet, eine ganz respektable Gabe, wie mich bedünken will, die den Beitrag, welchen die Regierung Englands nach dem Brandunglück im Jahr 1842 dem damaligen Unterstützungscomité übermitteln ließ, sogar um ein Beträchtliches übersteigt.

Seit Jahren schon geht ein bedenklich klingendes Wort von Mund zu Munde. Dieses Wort heißt Entwerthung des Geldes. Wie aber das Geld so schnell seinen Werth habe verlieren können, diese Frage weiß niemand genügend zu beantworten. Der Goldreichthum Californiens und Australiens gibt dafür keine Erklärung, denn trotz jener goldenen Ernten sind wir in Europa wenigstens noch keineswegs mit Gold überschwemmt, noch ist das Gold auch in entsprechender Weise im Preise gesunken. Der Grund der Entwerthung des Geldes im Allgemeinen, die leider nicht mehr wegzudisputiren ist, muß also wo anders zu suchen seyn. Am auffallendsten aber bei dieser Sachlage bleibt es, daß doch nirgends nicht nur nicht Ueberfluß, sondern sogar der drückendste Mangel an Geld bemerkbar wird. Es hat den Werth verloren und doch bezahlt man es höher als seit Menschengedenken, wenn man desselben bedarf. Dieses wunderliche Räthsel zu lösen, möge denen überlassen bleiben, die mehr von diesen Geheimnissen verstehen, wie Ihr Correspondent. Uns arme Nichteingeweihte drückt die schwere Noth der Zeit schon so sehr, daß wir uns mit Lösungen solcher Fragen gar nicht befassen mögen. Entwerthung des Geldes auf der einen, Mangel desselben auf der andern Seite, ein Disconto, der kaum zu erschwingen und häufig nicht einmal zu erlangen ist, das sind so viele Widersprüche wie Worte. Aber wir fühlen vollkommen das Peinigende der Lage, und wenn vielleicht manchem großen Hause vor der Zukunft bangt, falls nicht bald ein Umschwung erfolgt, so wird man es dem Privatmanne schwerlich verdenken können, wenn er unter solchen Umständen die heitern Stunden ebenfalls zu zählen weiß. Der Beamte, welcher Theurungszulage erhält, ist zuletzt noch der glücklichste von Allen; der Gedrückteste bleibt jedenfalls derjenige, welcher bei sogenannter Fixirung nicht die Gelegenheit hat, sein Fixum durch einen Nebenverdienst in der Art zu vermehren, daß sich durch entsprechende Mehreinnahme die Mehrausgabe, welche die Theurung oder die Geldentwerthung bedingt, ausgleichen ließe. Wer hier eine Aushülfe zu entdecken vermöchte, der würde sich den Dank Tausender verdienen und Anspruch haben auf eine Bürgerkrone.

Durch die Eröffnung direkter Dampfschiffsverbindungen mit Nord- und Südamerika hat unsere Rhederei einen großen Schritt vorwärts gethan. Bremen war uns in dieser Beziehung lange Zeit voraus. Jetzt zeigt es sich, daß Hamburg weit günstiger für derartige Verbindungen gelegen ist und weit mehr Chancen für sich hat. Während unsere Rivalin an der Weser ihre Postdampfschifffahrtsverbindung mit Newyork aufgegeben hat, florirt unsere erst seit einem Jahr bestehende mit jenem Haurthafenplatze der nordamerikanischen Union nicht nur, sondern hat sich auch bereits erweitert. Anstatt der anfänglich in Fahrt gesetzten zwei eisernen Schraubendampfschiffe werden demnächst vier Schiffe von ziemlich gleich großer Tragfähigkeit abwechselnd eine regelmäßige Verbindung mit Newyork unterhalten, so lange die Jahreszeit dieß gestattet. Die Rentabilität dieses Unternehmens stellt sich schon jetzt glänzend heraus, denn keines dieser Postschraubendampfschiffe, welche die Hamburger Flagge führen, hat in diesem Jahr den hiesigen Hafen ohne volle Ladung und fast immer mit einer Anzahl von vier- bis fünfhundert Passagieren verlassen. Auch die zweite Linie nach Brasilien verspricht gute Resultate, weßhalb denn in der letzten Generalversammlung der Hamburg-Brasilianischen Paket-Schifffahrts-Actiengesellschaft eine Erweiterung der Linie bis nach den La-Plata-Staaten beschlossen wurde. Zu diesem Behufe soll ein kleineres eisernes Dampfboot erbaut werden, das von Rio de Janeiro aus, die bedeutenderen Küstenpunkte anlaufend, nach Buenos-Ayres fahren wird. So gewinnt denn der direkte überseeische Verkehr unserer Stadt mit jedem Jahr an Umfang und Ausdehnung, und wir dürfen wohl annehmen, daß ein Decennium später Hamburgs Flagge an den Gaffeln noch vieler andern Schraubendampfschiffe flattern wird, die in Süd und Nord die Wogen aller Meere durchschneiden.

Männer von Intelligenz und Welterfahrung, die Jahre lang in den Vereinigten Staaten gelebt haben, kehren jetzt nicht selten von dort zurück, um den Rest ihrer

Digitized by Google

Lebenstage in der alten Heimath zu verbringen. Andere, welche durch Geschäftsverbindungen oder andere Verhältnisse an Nordamerikas Boden gefesselt sind, schicken dem deutschen Geburtslande ihre Kinder, damit sie hier in alter Sitte und in deutscher Ehrlichkeit erzogen werden. Was man von solchen Heimkehrenden, die mit Recht Amerikamüde zu nennen sind, über die Zustände innerhalb der Union hört, kann wenigstens für Gebildete nichts Verführerisches haben. Nach solchen Schilderungen herrscht auch in den großen Städten des Ostens und vor allen andern in Newyork nur die Gewalt, nicht das Gesetz. Eine Freiheit, wie der Europäer von Gesittung den Begriff des Wortes zu fassen gewohnt ist, gibt es in jener Republik nicht. Wer Recht oder Ruhe haben will, muß selbst zusehen, wie er sie sich verschaffen kann. Und doch sind Tausende und Abertausende unserer Landsleute so thöricht, in jenes Land auszuwandern, weil sie der felsenfesten Ueberzeugung leben, es müßte ihnen dort viel besser gehen als im alten Vaterlande, weil jeder thun und lassen dürfe, was er wolle, weil alle gleich seyen vor dem Gesetz und keine Privilegien, keine widersinnigen Beschränkungen, wie die Heimath sie kenne, der freien Thätigkeit Zügel und Gebiß anlegten. Wie schrecklich werden die meisten dieser Verblendeten zu spät enttäuscht werden! Erst Mitte dieses Monats sind wieder weit über tausend Köpfe auf einigen Schiffen von hier nach Newyork abgesegelt. Die Mehrzahl kam aus dem Mecklenburgischen, wo jetzt für viele Menschen Boden zu finden seyn muß, und wohin gewiß tausend arbeitsame Menschen aus den unfruchtbaren Distrikten Mitteldeutschlands strömen würden, beliebte es denen, in deren Händen dort die Gewalt ruht, bessere Einrichtungen in's Leben treten zu lassen. Im Ganzen mögen nunmehr seit Anfang dieses Jahres wohl gegen 28,000 Auswanderer von hier aus zu Schiffe gegangen seyn, von denen bei weitem die Mehrzahl der Union, ein verhältnißmäßig nur geringer Bruchtheil Canada, Australien und den für deutsche Auswanderer ungleich mehr zu empfehlenden Küsten Brasiliens zuströmte. Noch dürfte für dieses Jahr dieser Auswandererstrom nicht versiegen, da das Wetter mit sehr geringen Unterbrechungen schön bleibt und einen ungewöhnlich warmen und langen Herbst uns in Aussicht stellt. Die letzte Hälfte des Oktobers wird daher jedenfalls nochmals eine Fracht leichtsinniges Menschenfleisch an Bord absegelnder Packetschiffe führen.

Knüpften sich für die ganze Geschichte des deutschen Theaters nicht so große Erinnerungen an das Hamburger Stadttheater, so würden wir allen Ernstes den Vorschlag machen, das große Haus frischweg in ein Opernhaus zu verwandeln, dem das Ballet als Beigabe nicht genommen werden dürfte. Wir glauben, das wäre der alleinige Weg, Hamburg nach Verlauf einiger Zeit auch wieder ein gutes Schauspiel zu geben. Ob dieses dann sich auf den Brettern der Thalia bildete oder in einem andern mittelgroßen Hause, wäre für das Publikum gleichgiltig. Die Behauptung, die man wohl zuweilen — namentlich von principiellen Gegnern der Thalia — hört, Hamburg könne keine zwei Theater erhalten, denn es mangele für solche an hinreichendem Publikum, beruht auf ganz irrigen Voraussetzungen. Das hiesige Publikum gehört vielmehr zu den schau- und vergnügungslustigsten, die man in Deutschland findet, nur wird es von den zahllosen Schaustellungen, die man ihm innerhalb und außerhalb der Stadt ununterbrochen bietet, zu sehr zerstreut. Wenn es aber dem Stadttheater den Rücken kehrt bei Schau- und Trauerspielvorstellungen, so beweist es damit nur, daß es einen noch ziemlich gesunden Geschmack hat. Besser gar kein recitirendes Drama, als ein solches, wie man es hier gewöhnlich zu sehen bekommt. Eine Stadt, welche in jeder ihrer großen Vorstädte eine Schaubühne für Drama, Lustspiel, Posse und Operette besitzt, die in den Sommermonaten zwei Tivolitheatern (eigentlich gar dreien) eine stets sehr zahlreiche Zuschauermenge zuführt, von allen sonstigen Erlustigungen gänzlich zu schweigen, eine solche Stadt kann auch ein gutes Schauspiel erhalten, wenn nur der rechte Mann dafür gefunden wird. — Die Direktion des Thaliatheaters thut, was sie kann. Große Künstler sind durch Aufführungen von Possen und Fadaisen aller Art, auf welche man diese Bühne ja größtentheils beschränkt hat, nicht zu bilden. Wer jedoch gerecht seyn will, muß zugeben, daß die Mitglieder thun, was sie können, um selbst unkünstlerischen Gebilden mindestens einen Schimmer von Kunst zu geben. — Im Laufe dieser Wochen trat ein sehr beliebtes und achtbares Mitglied dieses Theaters, der treffliche Komiker Julius Caspar, zum letzten mal auf demselben auf. Ein unheilbares Augenleiden, das leider in völlige Erblindung binnen Kurzem übergehen muß, zwingt den unglücklichen Mann, die Bühne zu verlassen. Man hat eine Sammlung veranstaltet, um dem noch dazu unbemittelten Künstler ein möglichst sorgenfreies Leben in der über ihn hereinbrechenden Nacht der Blindheit zu sichern. Die Abschieds-, zugleich Benefizvorstellung desselben soll ihm eine ansehnliche Einnahme gebracht haben. Einzelne Züge von Wohlthätigkeit, die man erzählt, machen denen, welche die Anregung dazu gegeben, alle Ehre. So wurde unter andern von den Besuchern eines öffentlichen Lokals, in welchem auch der erblindende Caspar häufig verkehrte, ein Parterrebillet zur letzten Vorstellung des Künstlers mit 150 Thalern erkauft.

Digitized by Google

Berlin, Oktober.

Der König. — Wohnungswechsel.

△ Wie gehts dem König? Das iſt die Frage, die man auf Schritt und Tritt hört, und die jedesmal der am beſten zu beantworten weiß, der es am wenigſten wiſſen kann, und der am ungenügendſten, der am beſten unterrichtet ſeyn könnte. Es iſt unglaublich, was Berlin jetzt faſelt; Abdankung, Regentſchaft, neue Miniſter, das und vieles andere ſind Dinge, über die ein guter Theil unſerer Einwohner die eingehendſten und zuverläſſigſten Nachrichten hat. Die Krankheit und der Verlauf derſelben iſt dieſen Leuten gewiß viel bekannter, als den Leibärzten des Königs. Hie und da hat man auch von vorne herein eine beſtimmte Theorie über dieſen Verlauf aufgeſtellt und erklärt die Bülletins für Mährchen, weil ſie nicht mit dieſer Theorie ſtimmen. Und woher dieſe Theorien? Wünſche für die Zukunft mögen ſie unbewußt erzeugt haben. Man wird erinnert an die Kaiſerwahl von Uhland im Herzog Ernſt: ein neu Weltalter ſcheint herauf zu ziehen, und es lebt mancher längſt entſchlafene Wunſch wieder auf, und manche längſt erloſchene Hoffnung. Ob dieſe ſtillen Hoffnungen in Erfüllung gehen werden? Vielleicht hie und da, im Ganzen ſicher nicht. Hievon abgeſehen hat die preußiſche Preſſe in den Tagen der Krankheit durchgehends eine ſehr würdige Haltung beobachtet, namentlich am 15. Oktober, dem Geburtstage des Königs. Auch das erwähnte Gerede des Publikums findet darin zum Theil Entſchuldigung, daß in der That nichtsſagende Bülletins veröffentlicht wurden, Bülletins, die eben ſo gut auf einen guten als auf einen ſchlimmen Ausgang der Krankheit ſchließen laſſen konnten und die eben deßhalb als Unheil drohende aufgenommen wurden, nicht deßhalb, weil man gern glaubt, was man wünſcht, ſondern aus banger Beſorgniß. Denn noch niemals habe ich bei den politiſchen Parteien Preußens eine ſolche ungeheuchelte Liebe zu dem König bemerkt, der ſeit ſiebzehn Jahren die Geſchicke Preußens lenkt, wie jetzt in den Tagen ſchwerer Krankheit. Links und rechts iſt man fortwährend unzufrieden geweſen; jetzt rechnet man nach, was man dem König dankt, und findet, daß er dem in der Büreaukratie erſtarrten preußiſchen Staate neues Leben eingegoſſen hat, das ſchließlich allen zu gute gekommen iſt. Ueberhaupt iſt die Zurückbeſinnung auf die Wirklichkeit in den letzten Jahren immer mehr an die Tagesordnung gekommen, und damit ſind auch die Schroffheiten zwiſchen den Parteien und die Ueberſchwänglichkeiten in der Politik mehr und mehr geſchwunden.

Am erſten dieſes Monats hat der gewohnte Quartalwechſel in den Wohnungen ſtattgefunden. Viele Straßen Berlins ſind alsdann förmlich bedeckt mit Möbeln. Nicht immer läuft der Wechſel friedlich ab, und nicht alle, die am Morgen auf die Straße gezogen ſind, haben am Abend ein Unterkommen gefunden. Früher wurden ſolche Familien, die keine neue Wohnung hatten ermitteln können, vorläufig in Polizeigewahrſam genommen, und erſt ſpäter, wenn ſich die Unmöglichkeit einer Unterkunft herausſtellte, wurden ſie dem Arbeitshauſe überwieſen; für dieſes mal ſind ſie jedoch gleich dem Arbeitshauſe übergeben worden. Mit dem Wohnungswechſel ſind zugleich die Miethen von den Hauswirthen geſteigert worden, eine Steigerung, die ſich ſeit einiger Zeit mit jedem Quartalwechſel einſtellt und zum Theil auch Urſache des Wohnungswechſels iſt. Eine andere Urſache deſſelben ſind die Kinder. Die Berliner Wirthe, ſo heißt es, wollen abſolut keine Familien mit Kindern, und die Unverſchämtheiten derſelben in dieſer Beziehung ſind ſo zahlreich und ſo koloſſal, daß die Berliner Preſſe ſeit geraumer Zeit den Wirthen den Fehdehandſchuh hingeworfen hat, und daß ſie bei Proceſſen, in welchen der Wirth dem Vermiether unterliegt, unverholen ihre Freude kund gibt. Indeß nicht immer iſt den Wirthen die Kinderfeindſchaft übel zu nehmen, und nicht überall iſt der Hauswirth ein Kinderfeind. Bei den Häuſern erſten Ranges, den herrſchaftlichen Häuſern, in denen ſich nur große Wohnungen befinden, kommen die Kinder ſelten oder gar nicht in Betracht; eben ſo nicht bei den Häuſern, die nur von kleinen Leuten, Handwerkern, untergeordneten Beamten u. ſ. f. bewohnt werden. Auf das äußere und innere Ausſehen ſolcher Häuſer wird wenig Gewicht gelegt und nur das Nothwendigſte verwendet. Der Wirth verliert deßhalb auch nicht ſeine Gemüthsruhe, wenn er die Kinder ſchreien hört oder ſie die Wände bemalen ſieht. Anders dagegen ſteht es mit den Häuſern, die in der Mitte zwiſchen dieſen beiden Klaſſen ſtehen, die im Vorderhauſe Mittelwohnungen für etwa 300 bis 400 Thaler jährlicher Miethe, in den Seitengebäuden und Hintergebäuden dagegen Wohnungen für kleinere Leute haben. Der Wirth will hier das Vorderhaus möglichſt elegant und wohnlich erhalten, um hohe Miethen erzielen zu können. Da ſieht er denn mit wachſamem und mißtrauiſchem Auge auf die Hinterhäusler, fürchtend, daß der Contraſt zwiſchen ihnen und den vornehmen Vorderhäuslern irgend welche Unannehmlichkeit herbeiführen könnte. Sind nun vollends viele Kinder im Hinterhauſe, die durch Lärmen die Ruhe ſtören und dieſen Lärm bis in das Vorderhaus und vor das Vorderhaus fortpflanzen, ſo reißt ihm die Geduld und er wird ein fanatiſcher Kinderfeind. Das iſt die Folge von dem Zwittercharakter ſeines Hauſes. Wohnungen für kleine Leute zu ſchaffen, iſt deßhalb mehr denn je ein unabweisbares Bedürfniß.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 46.

Inhalt.

Das Arcanum. Von H. Kurz. Seite 1081.
Shakespeare'sche Charaktere. (Fortsetzung.) Seite 1085.
Aus dem Leben einer deutschen Dichterin. (Fortsetzung.) Seite 1092.
Die Windsbraut. Von Feodor Löwe. Seite 1096.
Korrespondenz-Nachrichten.
London. Seite 1097. — Genf. (Schluß.) Seite 1099. —
Aus dem Weichselmarschlande. Seite 1102.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[65] Verlag von **A. Büchting** in Nordhausen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Frantz, Dr. **A.**, die Prätensionen der exacten Naturwissenschaft beleuchtet und mit polemischen Glossen wider Herrn Professor Dr. Schleiden begleitet. gr. 8. 1857. geh. Preis 20 Sgr.

---

[68] Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist so eben erschienen:

Die Papageienmährchen

erzählt

von **Moritz Wickerhauser.**

Mit 8 Skizzen von **F. Gauermann** illustrirt.

In Prachtband mit Goldschn. geb. 3 Thlr.

Der Herausgeber, durch seine Kenntnisse und seine Stellung dazu vollkommen befähigt, liefert hier eine Reihe der anmuthigsten Mährchen des Orients, wie solche durch die öffentlichen Erzähler in den orientalischen Versammlungsorten als ein wesentlicher Theil angenehmer Unterhaltung überliefert werden. Haben sich die Mährchen von 1001 Nacht fast in allen Ländern Europas als ein Lieblingsbuch eingebürgert, so werden es diese Mährchen gewiß nicht minder thun. Eine große Zierde des Buches sind die trefflichen Skizzen des berühmten Thiermalers Gauermann, aufs sauberste in Holz geschnitten.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch

der

praktischen Katechese

von

Dr. Heinrich Puchta,

evangelischem Pfarrer in Augsburg.

Erster Theil.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Bei aller Thätigkeit auf dem katechetischen Gebiete fehlt es doch noch immer an einem solchen Buche, worin wirklich katechisirt wird. Aus früherer Zeit gibt es deren genug; sie sind aber nach Form und Inhalt, durch ermüdende Breite und aufgeklärte Oberflächlichkeit, unbrauchbar geworden. Sieht man sich unter den neueren Erzeugnissen um, so gibt es eine Menge schätzenswerther Stoffsammlungen; aber es ist nicht darauf Rücksicht genommen, wie sich der dargebotene Stoff in die methodische Form bringen lassen werde. Ein solches Buch, worin das wirkliche Verfahren mit allen seinen technischen Erfordernissen zum Vorschein kommt, soll das vorliegende seyn; das anschauliche Bild einer vollständigen, eigentlichen Katechese. Die Grundsätze, nach denen es verfaßt ist, sind in der Vorrede ausführlich entwickelt.

Das Theolog. Literaturblatt der Darmstädter Kirchenzeitung vom 12. Sept. 1857 Nr. 37 äußert sich in einer sehr genau eingehenden Recension über vorstehendes Werk in folgender Weise: . . . . „Bei dem längstgefühlten Mangel an evangelischen Musterkatechesen war es mir eine besondere Freude, als ich ein Buch zu Gesicht bekam, welches solche bietet; und ich ergreife diese Gelegenheit, alle im Amt stehenden oder erst ins Amt tretenden Theologen darauf aufmerksam zu machen. Wer diese Katechisationen nicht blos liest, sondern studirt und praktische Anwendung von ihrer Weise zu machen versucht, der wird sich angezogen fühlen und immer williger werden von ihnen zu lernen. — Möge nur die Fortsetzung und Vollendung dieses bahnbrechenden Werkes nicht lange auf sich warten lassen." . . . .

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[67] In der unterzeichneten Verlagsbuchhandlung erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisen

in

Südwest-Afrika

bis zum

See Ugami

in den Jahren 1850 bis 1854

von

Charles J. Andersson.

Mit 16 Stahlstichen in Tondruck von Alexander Alboth und zahlreichen Holzschnitten, nebst einer Karte.

Brochirt. 2 Bände. Lexikon-Octav. Preis 5½ Thlr.

Der wichtigen **geographischen Erscheinung** des **Barth**'schen Werkes zur Kenntniß des **Nordwestens** von **Afrika** sucht sich vorstehende vierjährige Reise zur Kenntniß **des Südens und Südwestens von Afrika** würdig an die Seite zu stellen.

Der strebsame Verfasser, welcher vier Jahre in den Wildnissen **Südwest-Afrika's** zubrachte, die noch **keines Europäers Fuß** betrat, gibt die Ergebnisse und Entdeckungen seiner Reise in **ansprechendster** und **lebendigster Form** wieder.

Der bedeutende wissenschaftliche Werth, welchen Andersson's Entdeckungen bilden, wurde bereits rühmend in Petermanns Mittheilungen, im Auslande und anderen geographischen Blättern anerkannt.

Die Ausstattung schließt sich ganz der mit so vielem Beifall aufgenommenen **Reise nach Japan** von **Wilhelm Heine** an.

Leipzig, 1857. **Hermann Costenoble,**
Verlagsbuchhandlung.

Joachim Jungius

und

sein Zeitalter.

Von

G. E. Guhrauer.

Nebst Goethe's Fragmenten über Jungius.

gr. 8. brochirt. Preis fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Joachim Jungius, ein Zeitgenosse der Baco von Verulam, Galilei, Kepler und Carteſius, welcher nach dem Urtheil eines Leibniz, als Schöpfer der neuen Wissenschaft und Philosophie seinen Platz neben diesen Geistern ersten Ranges einnahm, wenn er gleich, durch einen Zusammenfluß eigenthümlicher Zustände, lange unter den Deutschen selbst ziemlich unbekannt blieb, wird hier zum erstenmale nach dem geschichtlichen Entwicklungsgange seines Lebens und Wirkens und nach der ganzen Bedeutung seines hohen und universellen Genius in einem jedem wissenschaftlichen Leser zugänglichen Gewande dargestellt. Für die Geschichte der wissenschaftlichen literarischen und socialen Kultur in Deutschland im siebzehnten Jahrhundert ist hier ein reiches, großentheils aus ungedruckten Quellen geschöpftes Material niedergelegt. Bei der allgemeinen Bedeutung von Jungius für seine Zeit und für die Nachwelt erklärt es sich, daß Goethe noch in der letzten Zeit seines Lebens dem Leben und den Schriften dieses großen Mannes ein eingehendes und liebevolles Studium widmete, wovon die dem Buche einverleibten ungedruckten Fragmente Goethe's für sich sprechen; wie wohl bereits vor Ablauf des achtzehnten Jahrhunderts Alexander von Humboldt seine Zeitgenossen auf die universelle Bedeutung des „großen, so lange verkannten Jungius, welchen in Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste keiner seiner Zeitgenossen übertraf," hingewiesen hat.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 46. 15. November 1857.

Here's a stay,
That shakes the rotten carcass of old death
Out of his rags! Here's a large mouth indeed,
That spits forth death, and mountains, rocks, and seas.
He speaks plain cannon, fire and smoke, and bounce.
Shakespeare.

Das Arcanum. *

Von H. Kurz.

„Kaſper, noch eine Kanne Türkenblut für mich und den Hanngeorg!“ rief der Graubart in der Fenſtereck dem Wirthe zu, indem er ſeinen Stelzfuß behaglich auf den leeren Stuhl neben ſich legte. „Die Glocken können derweil ohne mich ſchlagen.“ — „Gern, Thurmulrich,“ ſagte der Wirth. „Kommſt ohnehin ſo wenig zu mir herunter, und ſind doch alte Schulgeſpielen. Was iſt dem Hanngeorg?“ unterbrach er ſich und gab dieſem einen vertraulichen Puff. „Ich glaub' als, der blast Trübſal.“ — „Ja, und auf was für einer Poſaune!“ erwiederte der Angeredete, indem er ein hochrothes, vom Schmerz ſchief gezogenes Geſicht aus den Händen erhob. „Mag nichts mehr trinken, Thurmulrich, ſonſt muſicirt's noch ärger da drinnen.“ Er deutete mit dem Finger auf die Wange.

„Potz Schlankement, Zahnweh haſt?“ rief der Stelzfuß lachend. „Hätteſt du's gleich geſagt, ſo wär' dir ſchon geholfen. Nimm das und halt's mit der Hand drauf, in einer Viertelſtunde ſpürſt nichts mehr; das iſt ſo ſicher, daß du mir den Arztlohn in Wein vorausbezahlen kannſt.“ Er zog ein Läppchen heraus, das der Leidende mit einem ungläubigen Blicke nahm, aber doch folgſam auf die Wange drückte.

„Möcht' wiſſen,“ ſagte der Wirth, „auf welchem Kreuzweg der Ulrich in die Lehr' gegangen wär'. Der weiß mehr als Unſer eins, der kann Alles.“ — „Nur nicht Waſſer in Wein verwandeln,“ bemerkte der Alte. „Drum eben brauch ich dich, denn das iſt deine Kunſt. Haſt nicht umſonſt die Hochzeit von Kana dort an der Wand hängen. Voran, jetzt reg' deine Knochen! Aber auch einmal einen Ungetauften, Kaſper, du Täufer in der Wüſte, und einen, dem man nicht nöthig hat die Kratzborſten in Waſſer einzuweichen; ſonſt ſag' ich mit meinem durchlauchtigſten Prinzen Eugenius: lieber Belgrad noch einmal erobern als von deinem Krätzer trinken.“

Der Wirth brachte die Kanne. „Der,“ ſagte er, „wird's thun, wiewohl er nicht den Blutfahnen führt. Der iſt in den Pfalzgrafen gewachſen,“ ſetzte er mit feierlichem Tone hinzu, „in der beſten Lage, und zwar Anno damals, wo du aus der Stadt entlaufen biſt.“

* Aus den nächſtens erſcheinenden „Erzählungen“ des Verfaſſers.

Digitized by Google

„Iſt's möglich? Den Jahrgang laſſ' ich mir gefallen, der kann abgelegen ſeyn. Aber ſo oft auch ſeitdem die Reben wieder geblüht haben, ſo denkt mir's doch noch, als ob's erſt geſtern geweſen wär', wie der lange Aſſas vor mir am Boden lag und nicht mehr zuckte. Ich hab' unter der Zeit manchen ſo vor mir liegen ſehen, Türken und Chriſten, und hab' mich dran gewöhnt, aber ſelbiges erſte mal, und im Frieden, potz Schlankement, das war kein Spaß!" — „Zudem wenn man ſich an einem Rathsherrnſohn vergriffen hat."

„Freilich, Herren ſind überall Herren, auch wo ſie, wie hier, vom Rathhaus heim zu Fleiſchſchragen, Schuſterbank, Gerberloch und Schneiderhölle wandeln. Dem langen Aſſas ſtack das ſchon im Geblüt, bei jeder Luſtbarkeit wollte er mehr ſeyn als wir andern, und ſo ſtieß er auch damals gleich mit dem Meſſer drauf los, als ob er nach gar nichts zu fragen hätte. Mich aber machte das ſo wüthend, daß ich nichts mehr von mir ſelber wußte; nur das erinnere ich mich, daß ich den Aſſas gewürgt und zu Boden geworfen haben muß. Ich wurde juſt weggeriſſen, als ich auf ihm herumtrappelte. Wie ich aber ſah, daß er nicht mehr aufſtand, kam ich wieder zu mir und lief —" — „Bis nach Belgrad in Einem Tag." — „Das grade nicht, aber ſelbigen Tag doch weit genug, daß ich nicht geglaubt hätte, ich ſollte den langen Aſſas je wieder ſehen, weder lebend noch todt." — „Den Aſſas wieder ſehen?" fragte der Wirth verwundert. „Wie kommſt du denn auf den Gedanken?"

Der Veteran drückte ein Auge zu und ſetzte die Kanne an den Mund, hielt nach dem erſten prüfenden Zuge mit angenehmem Staunen inne, ſchaute eine Weile gleichwie andächtig auf die goldhelle Flüſſigkeit, ſetzte dann wieder an und vertiefte ſich liebevoll in die Kanne.

„Zwar lebendig hätteſt du ihn noch ein paar Jahre ſehen können," fuhr der Wirth fort, „und hätteſt nicht nöthig gehabt, deine Verlegenheit an den Heiden auszulaſſen; denn dem Aſſas hat dein Würgen und Treten nichts gethan, vielmehr iſt er nachher immer noch länger und länger geworden, als ob er erſt jetzt, ſeit du fort warſt, recht aufkommen könnte, und oft hat er gelacht über deine unnöthige Flucht, hat ſich auch nicht wenig gerühmt, daß er dich bis Belgrad gejagt habe. Aber deine Heimkehr hat er nicht erlebt, denn er war ſo in die Länge geſchoſſen, daß ihm die Lebenskraft in die Breite mangelte, und juſt auf den Tag, wo er hätte unter die Zwölfer kommen ſollen, wiewohl es wider die Statuten iſt, daß Vater und Sohn im Rath ſitzen, iſt ihm ſein engbrüſtiger Athem ausgeblieben. So viel hat ihm ſeine Wahl noch eingetragen, daß er als neugeborener Rathsherr nicht zu ſeinen gemeinen Mitbürgern auf den Todtenacker vor der Stadt gekommen iſt, ſondern man hat ihn in der Kirche begraben, allwo auch ſein Name auf ſeiner Familientafel prangt."

„Als ob ich nicht alles das wüßt'!" ſagte der Veteran, die Kanne lüpfend. — „In allweg," erwiederte der Wirth, „denn ſeit du von den Türken zurück und Thurmwächter bei uns worden biſt, haſt du ja Nachbarſchaft mit ihm, und das ſchon manch liebes Jährlein, nur keine ſichtbare."

Der Thürmer drückte beide Augen zu, blinzelte ihn an und reichte ihm die leere Kanne. „Biſt ein Biedermann," ſagte er; „dein Pfalzgräfler krabbelt mir bis in den Stelzfuß hinab, am End' thut er noch ein Wunder." — „Laß ihn aufwärts ſteigen, Ulrich," ſagte der vorſichtige Wirth, indem er nach dem Keller ging. „Abwärts iſt der Wunderthäter zu kurz, er macht ſchon ſeinen letzten Willen."

„Vor Belgrad habt Ihr Euch den hölzernen Fuß wachſen laſſen, Thurmulrich?" fragte einer der Gäſte, welche ſich, in der Hoffnung von der alten Kriegsgurgel eine Geſchichte zu hören, herzugeſetzt hatten.

„Nein, ſo weit braucht' ich nicht nach meinem Glück zu laufen, es lag näher. Der Türk' hat mir kein Härlein gekrümmt, und wo ich mit dabei geweſen bin, da hat er Haar laſſen müſſen. Gleich das erſte mal, daß ich dazu gekommen bin, bei Mohatſch, da hab' ich mich mit meinem jungen Prinzen Eugenius und mit dem alten Lothringer ſo gehalten, daß der Türk' hat aus Ungarn weichen müſſen. Das nächſte Jahr war ich mit bei griechiſch Weißenburg, wo unſere Kreisvölker die erſten in der Feſtung waren. Nachdem ſie aber abgerufen worden in's Reich, weil der Franzos, der Mordbrenner, über den Rhein gefallen war, ſchlug ich mich zu dem jungen Bayerfürſten und machte mit ihm den Sturm auf Belgrad, der durch den Vigor unſerer Truppe gelang. Das war ein Krachen und Donnern, als ob der Welt Einfall vor der Thüre wäre. Mein glorwürdiger Savoyer, der von der andern Seite ſtürmte, hätte ſchier ſeine Laufbahn beſchloſſen, da ſie noch in ihrem erſten Anfang war; aber er kam von ſeiner ſchweren Bleſſur wieder auf, denn ihm war ein anderer Tag von Belgrad in ſein Lebensbuch geſchrieben, der das Blut des erſten bezahlen ſollte. Darauf zog ich mit dem Markgrafen von Baden in's Feld und half ihm den Graf Deckele jagen, den ungariſchen Rebellen, daß er froh ſeyn mußte, ſein Leben als Weinhändler zu Konſtantinopel beſchließen zu dürfen. Drum ſagt man auch ſeit der Zeit: Hochmuth kommt vor dem Fall, wie beim Graf Deckele. War aber ein vigoroſer Herr, und gut evangeliſch, wie Unſer eins; wenn er's nur nicht

mit dem Erbfeind gehalten hätte. Und seine Frau Helene, die war euch ein Weib, über einen Mann; war Commandant in Munkatsch, und wenn sie nicht verrathen worden wäre, so hätten wir die Festung heut noch nicht. Wir haben ihr aber auch alle Reverenz angethan und haben sie gegen einen gefangenen kaiserlichen General ausgewechselt. Derweil aber hat der Halbmond wieder zugenommen die untere Donau herauf und hat uns alle unsere serbische Festungen auf die Hörner gespießt. Da haben wir auch Belgrad wieder verloren auf lange Zeit, weil es für unsern Fürnehmsten aufgespart bleiben sollte. Bin aber nicht dabei gewesen, wie der Türk' es nahm, sonst hätt' ich vielleicht auf der Taubenpost mitreisen können. Acht Regimenter sind dort dem Kaiser in die Luft geflogen auf Einen Schlag."

„Da mags erst gekracht haben!" sagte einer der Gäste. — „Ja," fiel der Wirth ein, „ich weiß noch, wie das Geschrei im Reich erging, der Türk' sey wieder in Belgrad. Man hat schon gemeint, morgen werde er vor Ofen und übermorgen wieder vor Wien stehen, wie Anno Dreiundachtzig."

„Das haben wir ihm vertrieben," sagte der Türkenfresser, indem er die krummen Spitzen seines Schnurrbarts nach beiden Seiten gerade zog und ein paar greuliche Augen dazu machte. „Bei Schlankement sind wir über ihn her, Anno Einundneunzig wars, am neunzehnten August, es ist mir wie gestern, und ist eine solche Action und Victori unerhört gewesen seit der Entsetzung von Wien. Aber der Durcheinander war auch darnach. Es gab keine Generalsperson, die nicht hätte ihr Gewehr lösen und sich ihrer Haut wehren müssen, so gut wie ein Gemeiner. Zuletzt rief der Markgraf: Drein gerafft! und mit donnerndem Hufschlag gings dem Feind in den rechten Flügel, den warfen wir auf den linken, und jetzt, eben wie der Türk' sich noch einmal zusammennehmen will, auf einmal verstummen seine Becken und Schellen, denn unter der Schlacht machen die Heiden an Einem fort türkische Musik. — Ist's noch nicht besser?" warf er dazwischen gegen Hanngeorg hin, welcher den Kopf schüttelte.

„Und da ist euch alles so still geworden, daß man hat sein eigen Wort hören können. Was wars? Der Mustapha Köpperle war gefallen, ihr Großwesier, das Teufelskind, vor dem der Kaiser nächstens nicht mehr in seiner Hofburg sicher gesessen wäre. Wir aber ersehen den Augenblick und brechen durch, denn der Türk' ist dagestanden wie eine vermähte Krot', ganz bestürzt, und drin sind wir im Lager, und zwanzigtausend pumphosige Heiden decken euch den Wahlplatz, wie die Garben, und Pascha an Pascha. Aber auch wir hatten viel hohe Offiziere eingebüßt und war schier die ganze Armata zerhauen, wie wenn sie von der Fleischbank käme; nur ich allein bin heil davongekommen."

„Wisset ihr denn nicht, daß er fest war, der gottlose Kerl?" rief der Wirth. „Er führte ein Galgenmännlein bei sich, ich hab's einmal gesehen." — „Habt Ihr's noch, Ulrich?" fragte einer der Gäste.

„Was werd' ich's noch haben?" versetzte der Thürmer. „Dann hätt' ich ja auch meinen Fuß noch. Nachdem wir mit dem Gröbsten fertig gewesen sind und die Sache weiter keine Gefahr gehabt hat, so hab' ich mich wieder in's Reich heraus gemacht, hab' auch bald verkundschaftet, daß über dem alten Verdruß Gras gewachsen ist, und hab' gedacht, es sey dem Kaiser eben so wohl gedient, wenn ich jeden Tag für ihn die Türkenglocke läute. Und weil ich nicht meinte, daß ich noch einmal in den Krieg müßte, so hab' ich mein Gläslein einem Dünewald'schen Küraſſierer, da sie hier im Quartier gelegen sind, verkauft."

„Wo habt Ihr denn aber Euern Fuß gelassen?" fragte ein Gast. — „Wo werd' ich ihn gelassen haben? Im lieben Bayerland. Wie Anno Zwei das Ungewitter von neuem losbrach und unsere Stadt an die dreihundert Mann zum Kreiscontingent stellen mußte, so sprachen mir die Herren zu, ich solle als ein versuchter Soldat mitgehen. Es war mir nur halb lieb; denn die Zunftmeister wählten insonders verthunliche Leute aus, an denen nicht viel verloren war; auch zog ich nicht gern gegen den Kurfürsten als meinen alten Alliirten von Belgrad her; doch verdroß mich's auch wieder an ihn, daß er sich mit dem Franzosen gegen den Kaiser verbunden und uns den Handstreich auf Ulm gemacht hatte; auch schafften mir's die Herren, daß mein Weib den Thurmdienst versehen durfte an meiner Statt, und so ließ ich mich bereden, zog den grauen Rock an und ging mit. In Heppach, Anno Vier, am neunten Juni, bin ich mit dabei gewesen als Schildwache, wie mein Prinz Eugenius mit dem Herzog von Malbruck und dem Wirtenberger Herzog Kriegsrath gehalten hat; denn der Herzog Eberhard Ludwig, als Kreisdirector, war damals noch gar ein martialischer junger Herr, und hatte lieber mit Haubitzen zu thun als mit Grävenitzen. Er bekam auch einen Schuß auf den Brustharnisch, der ihn quetschte, wie wir drauf am zweiten Juli den Schellenberg stürmten bei Donauwörth; auch der Prinz Karl Alexander, sein Vetter, der katholisch geworden ist, wurde blessirt. Wer aber am schlimmsten wegkam, das war ich, denn eine bayrische Karthaune machte mich um einen Fuß kürzer. Das half aber alles nichts; so hitzig sie sich in ihrem Retranchement wehrten, herunter mußten sie, Bayern und Franzosen alle miteinander, und wurden dreizehn

Digitized by Google

Bataillone und Esquadronen aufgerieben und bei achthundert Mann in die Donau gesprengt."

„Aber ohne dich!" brummte sein Patient, der die ganze Zeit über leidend und mürrisch mit dem Kopf in der Hand auf dem Tisch gelegen war. — „Freilich ohne mich, sonst hätt' ich's ja machen müssen wie die Gänse, wenn's regnet. Hab' dann auch im August nicht beim Kehraus seyn können und den Tallard mit seinen Unüberwindlichen fangen helfen. Aber was meint ihr denn? wenn wir nicht im Monat zuvor so sauber den Schellenberg gefegt hätten, so hätten die Unsern bei Höchstätt nicht so ebenen Tanzboden gehabt. Drum, wenn ich auch diese Tänze jetzt nur noch in meinem Thurmstüblein mitmachen kann, so oft mir der Organist den Postreiter zu lesen gibt, so ist mir's doch so leibhaftig, daß die Zeitungsbuchstaben wie ganze Regimenter vor mir aufmarschiren, und die letzten großen Actionen meines Savoyers, bei Peterwardein und Belgrad, sind mir gewesen wie Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein, und wenn mir die Glori meines Helden wohl thut wie die warme Mittagssonne, so denk' ich dran, daß ich schon am frühen Morgen mit ihm auf der Bahn gewesen bin, lang eh er's so weit gebracht hatte wie jetzt, und hab' mit ihm den Halbmund gestutzt und nachher auch noch den Gockelhahn gerupft, unsere beiden Erbfeinde."

„Das ist ein guter Trost für das Stillsitzen," lachte einer der Gäste, „aber ein schlechter für den seligen Fuß." — „Für den muß ich mich eben mit dem häuslichen Sinn trösten," erwiederte der Thürmer; „denn die vielen steilen Stiegen thut's freilich nicht oft, und geht mir allemal lang nach, klappert auch, wie nichts Gutes, absonderlich in der Nacht."

„Es muß doch etwas Apartes seyn," hob ein anderer an, „wenn man so hoch über den Häusern und Dächern sitzt im engen Thurmstüblein." — „Ja, ja," versetzte der Thürmer und schaute lange in die Kanne; sein Gesicht hatte einen eigenthümlichen Ausdruck, es war schlau und träumerisch zugleich. „Wenn man Abends so durch das einzige kleine Fensterlein auf das Meer von Lichtern drunten sieht, so ist's als säße man auf einem umgekehrten Felsen und hätte die Sterne unter sich. Oder," fuhr er abgebrochen fort, „man steht draußen unter dem Glockenstuhl im hohen Thurmfenster, zwischen den heraufragenden Thürmlein, Zacken und Löwenköpfen; die Lichter löschen eins um's andere aus, die Stadt liegt tief unten und thut keinen Athemzug, der Nachtgeist streicht durch die offenen Fensterbogen, haucht leis über die Glocken hin, endlich entschläft er; nun lebt nichts mehr in der Welt als unter den Füßen die Unruhe der Uhr mit ihrem Ruck-Ruck, Ruck-Ruck, und dann und wann rasselt's wie ein plötzliches Zusammenschrecken in den großen Rädern und Gewichten, so daß es Einem vorkommt, der Thurm sey ein lebendig Wesen mit Herz und Puls im Innern, und oben im Kopf da wohnt die metallene Stimme, und neben ihr das lichte Ding, das über allem diesem brütet und simulirt — versteht ihr, das ist der Wächter selbst, denn der sitzt recht dem alten Riesen im Kopf, wie der Gedank' im Kopf des Menschen sitzt. — Hast's immer noch im Zahn?" fragte er unversehens den Trübsalbläser, der sich bei den letzten Reden aufgerichtet hatte. — „Wie du's im Hirngehäus hast," brummte dieser, ohne jedoch die Hand mit dem Läppchen von der Wange zu entfernen.

„Ich glaub', ich thät' mich fürchten," sagte Einer, „wenn's bei stiller Nacht im Thurm so ruckt und lebt." — „Contrari," versetzte der Thürmer blinzelnd, „da droben ist man sicher wie in Abrahams Schooß und hört nichts von dem, was drunten vorgeht, tief unter der Uhr und unter dem Kreuzgewölb. Denn dort möcht' ich nicht jede Nacht seyn." — „Was? wo?" — „Nun, in der Kirche selber."

„Woher wisset Ihr das, Ulrich?" riefen die andern, indem sie näher zusammenrückten. — „Vom Sehen. Ich bin einmal dazu gekommen, es war am Bürgermeisterstag, die Herren feierten die Wahl mit einem Bankett und Tanz auf dem Rathhaus, und weil meine Glocken am Morgen so lustig zur Rathsprocession geläutet hatten, so meinte ich am Abend, mir könnte wohl auch einiges Türkenblut springen bei meinem Kasper da. Nun, es war spät geworden, aber eine glanzhelle Julinacht, der Vollmond stand am Himmel, und wie ich den steinernen Schnecken wieder heimsteige, schlägt's eben Mitternacht über mir. Nachdem es aber ausgeschlagen hatte, da war mir's, als hört' ich neben drunten ein Geräusch. Ich bleibe stehen, und richtig hör' ich ein Klopfen und Poltern von der Kirche her, daß ich gleich denken muß: da gibt's etwas. Ich steige also vollends hinauf bis zur Sommerlaube, gehe weiter, bis wo die Glockenseile durchs Gewölb ins Paradies hinabhängen, in die Vorhalle der Kirche, lege mich auf den Boden und gucke durch eins der Löcher hinunter. Aber was sehen meine Augen? Es war so hell drunten, daß man jede Fuge in den Bodenplatten unterscheiden konnte. Und da erlustirte sich eine Gesellschaft, wie man nicht leicht eine schauen wird, lauter Knochen und klapperdürre Gebeine ohne Haut und Fleisch. Sie wackelten an den Wänden und Nischen hin, klopften mit den beinernen Fingern an die Grabsteine, daß es hallte, und da kamen immer noch mehr, bis die ganze Vorhalle von ihnen erfüllt war. Man konnte nicht anders

denken, als ſie ſeyen dem Wahltag zu Ehren aus dem Bett geſchlupft, um geziemender Maßen als Rathsverwandte auch ihre Feſtivität zu haben."

„Ulrich, verbrenn' dir das Maul nicht!" unterbrach ihn der Wirth. „Und ihr," rief er den Gäſten zu, indem er die Stimme dämpfte, „hütet eure Zungen. Wenn's durch ihn lautbar würde, daß die todte Rathsherrenſchaft am Bürgermeiſterstag im Paradies bankettirte, er müßt' in den Diebsthurm, wie verwichen der Kantengießer, der mit den Herren gehadert hat im großen Rath."

„Wir ſagen's nicht weiter!" betheuerten die Andern in wonnig grauſiger Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

(Schluß folgt.)

Shakeſpeareſche Charaktere.

(Fortſetzung.)

Mercutio. (Romeo und Julie.) Von einer dramatiſchen „Oekonomie" in dem gewöhnlichen Sinne des Worts kann bei Shakeſpeareſchen Stücken gar nicht die Rede ſeyn; es muß uns genügen, wenn trotz aller Epiſoden und epiſodiſchen Scenen die in der gegebenen, d. h. irgendwo ergriffenen und feſtgehaltenen Fabel vorgezeichnete Handlung denn doch wirklich verläuft, und der Charakter der Grundſituation trotz der Selbſtſtändigkeit, mit der die einzelnen Perſonen in ſie hineintreten, genügend zur Geltung kommt. Der Reichthum Shakeſpeares offenbart ſich nun einmal als Ueberfluß, und wenn wir uns auf ſeiner Bühne, wie im Leben, gefallen laſſen müſſen, daß allerhand Nebenſcenen unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen und ſie ſcheinbar zerſtreuen, allerhand Nebenperſonen ſich mit ihrem eigenthümlichen Humor gerade ſo breit machen wie die Hauptperſonen mit ihrem Pathos, ſo beruht eben darauf, daß Shakeſpeare dem Geſchehen ſelbſt wie den Handelnden das Moment der Zufälligkeit nicht nur läßt, ſondern es mit Behagen herausarbeitet, die unendliche Lebenswahrheit, die der Shakeſpeareſchen Dichtung wie keiner andern eigen iſt, obgleich die meiſten Dramen nichts weniger als hiſtoriſche in dem gegenwärtig geläufigen Sinne des Wortes ſind, und uns zum großen Theil geradezu in das Gebiet mährchenhafter Geſchichten verſetzen. Schließlich finden wir immer, daß einerſeits die Geſtalten, welche der Dichter auf dem Boden irgend einer phantaſtiſchen Novelle, wie es ſcheint ganz launenhaft, zuſammenbringt, dennoch zu einander paſſen, ſich durch einander bedingen und an einander herausheben, und daß andererſeits der im engeren Sinne poetiſche Charakter der jedesmal gegebenen Situation durch die Mannigfaltigkeit der Stimmungen und Humore, welche zum Ausdruck kommen, nicht verloren geht, ſondern einen doppelten Reiz gewinnt, der aber keineswegs bloß in dem „Contraſte gegen die derbe Realität" die der Dichter in der „an ſich geſetzten poetiſchen Welt" erwachſen läßt, ſondern zuletzt und weſentlich in dem Bewußtſeyn eines zugleich realen und univerſellen, von der hiſtoriſchen wie phantaſtiſchen Coſtümirung unabhängigen Inhalts der Dichtung beſteht.

Faſſen wir z. B. die „Tragödie" Romeo und Julie, aus welcher wir einen Charakter, der hinſichtlich ſeiner Beziehung auf die Handlung füglich als Nebenperſon bezeichnet werden kann und dennoch ein ganz vorzugsweiſes Intereſſe in Anſpruch nimmt, herausheben und behandeln wollen, ſo fort aus dem eben bezeichneten Geſichtspunkte in das Auge, ſo fällt es auf den erſten Blick auf, daß es der Dichter einerſeits — ob „inſtinctiv" oder abſichtlich, kommt nicht in Betracht — vermieden hat, den hiſtoriſchen Hintergrund, welchen die ihm als Stoff dienende Sage hatte, mehr als ſkizzenhaft herauszuarbeiten und ſeine Tragödie zu einer Art hiſtoriſchen zu machen, während er doch andererſeits hier wie anderwärts genügend dafür ſorgt, daß wir uns nicht in ein Phantaſiegebiet oder in

Digitized by Google

ideale — d. h. im Sinne der Romantik ideale — Zustände mit einem mal und mehr oder weniger willig versetzt glauben können. In der ersteren Beziehung wird die Feindschaft der Capulets und Montagues als einfache Thatsache aufgenommen und hingestellt, auch einigermaßen zur Anschauung gebracht, ohne daß sich der Dichter verleiten ließe, diese Thatsache zu motiviren, ihr irgend einen tieferen Hintergrund in der Geschichte der beiden Geschlechter oder der italischen Städtekämpfe überhaupt zu geben, ja ihr auch nur eine wahrhaft pathetische Vertretung zu leihen, da von den beiden Alten, welche die Geschlechter repräsentiren, der Montague auf eine erscheinende und verschwindende Figur reducirt ist, und der Capulet nicht verfehlen kann, den komischen Eindruck zu machen, auf den er stellenweise berechnet ist. Er gehört also schon zu denjenigen Gestalten, welche, gemäß der bezeichneten Tendenz des Dichters, uns das Gefühl der Realität nicht abhanden kommen zu lassen, von vornherein dazu dienen, das dem Stücke eigenthümliche und die „hochpoetische" Wirkung desselben bedingende Pathos zu carrikirter, obgleich eben nicht naturwidriger, sondern naturwahrer Darstellung zu bringen.

Dieses Pathos ist kein anderes als das romantische der Kampflust und Liebe, dessen romantischer Charakter gerade darin besteht, daß die Kampflust und Liebe sich wesentlich selbst zum Inhalt, ihren Gegenstand also gewissermaßen nur zum Vorwand haben, eben deßhalb aber sich einerseits zu phantastischer Leidenschaftlichkeit hinauftreiben, andererseits einen formell geregelten Cultus, die Gesetze der Ehre und den Dienst der Minne, herausbilden. Es ist nun leicht zu sehen, daß dieses romantische Pathos in unserem Drama zunächst ein lokal beschränktes, durch das bestimmte städtische Wesen eingeengtes, und daß es weiterhin nicht mehr in seiner ursprünglichen, freieren, sondern schon in einer Uebergangsform vorhanden, d. h. zu der Verbindung eines streng förmlichen Rauferthums mit zierlicher Galanterie veräußert und zugespitzt ist, wobei natürlich der Dichter nicht sowohl die mittelalterlichen Zustände Italiens, als den Geist und die Sitten seiner Zeit, insoweit sie insbesondere die französische Ausprägung hatten, in's Auge faßte.

Indessen behauptet innerhalb des Kreises, in den uns unser Drama stellt, die Romantik noch immer die Herrschaft, und während die alte Feindschaft der Capulets und Montagues der Fechtlust der vornehmen jungen Leute zum Vorwande dient, führt Romeo selbst vor unsern Augen das Schauspiel eines schmachtenden — wie sich später herausstellt, im Grunde gegenstandlosen — Minnedienstes auf, dessen melancholische Schwärmerei zwar Selbsttäuschung, aber keine Heuchelei ist, und die Zeit der Troubadours vergegenwärtigen würde, wenn nicht ihr mythologisirendes Beiwerk für eine spätere Bildung charakteristisch wäre.

Warum beeilt sich nun der Dichter, sowohl der Ironie gegen die romantische Leidenschaft Romeos Ausdruck zu leihen — wozu ihm Mercutio dient — als den Streit der beiden Häuser, welcher in der „Novelle" den düstern Hintergrund abgibt, durch den die Liebe Romeos und Julias von vornherein einen absonderlichen und verhängnißvollen Charakter erhält, vorerst von seiner komischen Seite darzustellen, wie es in der einleitenden Bedientenscene — denn das Bediententhum ist stets die Carrikatur des Herrenthums — und dem ersten Auftreten der alten feindlichen Paare geschieht? Die Antwort hierauf ist im Allgemeinen schon gegeben: es liegt eben in der Natur des Dichters, von dem höchsten „historischen" und individuellen Pathos, von den möglichst idealistisch aufgefärbten und aufgeputzten Lebenserscheinungen überall sofort die Kehrseite aufzuzeigen, um sich und uns vor einer unfreien Hingabe an den idealistischen Schein zu bewahren, und dagegen die Wahrheit eines idealen Verhaltens um so lebhafter empfinden zu lassen. Daher ist Shakespeare weit entfernt, in Romeo und Julie die romantische Kampflust und Liebe überhaupt „feiern" zu wollen, er hat vielmehr zunächst keinen weiteren Zweck, als das erstere Pathos in seiner Kleinlichkeit und blinden Aufgeblasenheit, das letztere in seiner „Wunderlichkeit," beide als in sich zweck- und gehaltlos aufzuzeigen.

Die Kehrseite der Sache ist also zunächst die Sache selbst: über der Carrikatur der zur Seuche eines faulen Bediententhums gewordenen witzelnden Händelsucht entdecken wir nichts „Höheres" als die ohnmächtige, komisch wirkende Wuth zweier Greise, die stelzenhafte Leidenschaftlichkeit eines Tybalt, und die pathosfreie Rauflust Mercutios, so wie wir dessen Ironie kaum bedürfen, um die Rolle, welche der unglücklich schmachtende Romeo spielt, trotz des Anstandes und der „Bildung," die er dabei entwickelt, einigermaßen lächerlich zu finden.

Wenn nun dennoch aus dieser — vom Dichter durchweg carrikirten — Feindschaft der beiden Häuser sich tragische Ereignisse entwickeln — und schon daß Mercutio daran zu Grunde geht, ist für sich eine Tragödie in der Tragödie — so ist es zunächst überhaupt eine Art des Tragischen, daß an nichtswürdigen Zuständen Persönlichkeiten untergehen, die eines besseren Schicksals würdig gewesen wären, während andererseits das tragische Schicksal als solches nicht durch die

Digitized by Google

Verhältniſſe, ſondern durch die Perſönlichkeiten bedingt iſt. Weiterhin aber verſteht es der Dichter, uns von dem Momente an, wo die herrſchende Raufluſt tragiſch wirkt, einestheils die tapfere Geſinnung, die Kampfbereitſchaft als eine an ſich berechtigte, natürliche und unerläßliche männliche Eigenſchaft fühlbar, anderntheils die Motive, aus denen ſich der unverſöhnliche, weil die Nothwendigkeit der Sühnung fortſetzende Geſchlechterhaß naturgemäß entwickelt, anſchaulich zu machen, damit aber die bisher unterhaltene „kritiſche Stimmung" aufzuheben.

Wenn ferner Romeo, indem er plötzlich von der unwahren zur wahren Leidenſchaftlichkeit übergeht, einerſeits den Contraſt beider zur Anſchauung bringt, andererſeits aber beweiſt, daß in ſeiner romantiſchen Liebesſucht die natürliche Liebesfähigkeit keineswegs erſchöpft, ſondern vielmehr geſteigert worden iſt, ſo iſt damit ausgeſprochen, daß die Liebe zu Julia zwar keinen romantiſchen Charakter hat, ſondern auf der Anziehungskraft, welche die beiden Perſönlichkeiten auf einander ausüben müſſen, beruht, und an der ſüdlichen Gluth einer fein organiſirten Sinnlichkeit zu ſchneller Blüthe kommt, daß aber nicht nur für die zart poetiſche Form, die ſie annimmt, ſondern auch für die Ueberſchwenglichkeit der an ſich berechtigten Leidenſchaft, durch die ſie verhängnißvoll wird, die romantiſche „Bildung" Romeos und die romantiſchen, oder noch allgemeiner ausgedrückt, die ariſtokratiſchen Lebensverhältniſſe, in denen die beiden Liebenden erwachſen ſind, eine unerläßliche Vorbedingung abgeben. Was Julia insbeſondere anbetrifft, ſo beſteht ihr eigenthümlicher Reiz wie ihre eigenthümliche Liebesfähigkeit gerade darin, daß ſie ein „Naturkind" in dem vollſten und lieblichſten Sinne, voll keuſcher Friſche und bewußtloſen Verlangens iſt, zugleich aber ariſtokratiſch verzärtelt und frühzeitig entwickelt, eine über ihr Alter hinausreichende Feinheit des Verſtandes und der Phantaſie beſitzt.

Faſſen wir bei unſerer „Tragödie" den äußeren Fortſchritt der Handlung in's Auge, ſo iſt Mercutio vermöge des ſehr geringen Antheils, den er an derſelben hat, als Nebenperſon zu betrachten, da er eigentlich weiter nichts thut, als daß er ſich von Tybalt tödten läßt, und dadurch Romeo zu einer That hinreißt, die ihn mit ſeinen neuen Stimmungen und geheimen Verhältniſſen in Conflikt bringt. Außerdem muß er freilich zu dieſem Zwecke der Freund Romeos und des Schmerzes, den dieſer um ihn empfindet, werth ſeyn, darf alſo von vornherein nicht als eine bedeutungsloſe Figur erſcheinen. Aber wie die dem Dramatiker unentbehrliche Rolle des Vertrauten durch Benvolio ausgefüllt iſt, ſo würde dieſer auch vollkommen ausreichen, um das bezeichnete Ereigniß, das die Verbannung Romeos bewirkt, herbeizuführen. Mit andern Worten, Mercutio brauchte für den Zweck der dramatiſchen Verwicklung und Entwicklung zunächſt nicht Mercutio, d. h. eben dieſe eigenthümlich ausgeprägte und ſich ziemlich breit entfaltende Geſtalt zu ſeyn, und da er Benvolio, der gleichfalls die genügenden Requiſiten beſitzt oder beſitzen würde, um durch ſeinen Fall die leidenſchaftliche Aufregung Romeos zu motiviren, neben ſich hat, ſo iſt er vom Standpunkt der dramatiſchen Oekonomie eine überflüſſige Figur, folglich ein frappanter Beweis, wie die Shakeſpeareſchen Geſtalten nicht durch die gegebene Handlung bedingt ſind, ſondern ſelbſtſtändig auftreten und die Geltung erhalten, die ihnen das Bedürfniß des Dichters, Geſtalten zu zeichnen, einräumt. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß der breite Raum, den eine für die Handlung „überflüſſige" Perſon einnimmt, nur durch „überflüſſige" Reden derſelben ausgefüllt werden kann, und daß dieſe, wenn ſie überhaupt motivirt ſeyn ſollen, einen Charakterzug der Perſon ausmachen oder geradezu durch einen geſchwätzigen Charakter begründet ſeyn müſſen. Dieß iſt nun bei Mercutio eingeſtandenermaßen der Fall, da es nach der Charakteriſtik Romeos ein junger Herr iſt, der „in einer Minute mehr ſpricht, als er in einem Monate verantworten kann."

Indeſſen macht ihn dieſe Schwatz- und Scherzſucht, ſo ungenirt er ſich ihr hingibt, und ſo viele Trivialitäten dabei unterlaufen, keineswegs zu einer luſtigen Perſon in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, und darf es nicht, wenn die wahrhafte Freundſchaft Romeos für ihn begreiflich ſeyn und er demnach der einfachen dramatiſchen Beſtimmung, die er hat, entſprechen ſoll. Obgleich es alſo dem Dichter ſonſt gar nicht darauf ankommt, bloße Spaßmacher die Zwiſchenräume in der Handlung ſeiner Stücke gewiſſermaßen nach Belieben ausfüllen zu laſſen, ſo war er doch hier ſchon äußerlich darauf hingewieſen, der Schwatz- und Scherzhaftigkeit Mercutios den Kern und Hinterhalt einer tüchtigen Perſönlichkeit zu geben, wenn er ſich einmal mit einem Vertrauten und Freunde, wie es Benvolio iſt — und Benvolio iſt eigentlich nur ein abgeſchwächter Romeo — nicht begnügen, ſondern noch eine andere, charakteriſtiſch abſtechende Figur neben ihn ſtellen und dieſer die Rolle, von Tybalts Hand zu fallen, zuweiſen wollte.

Ein Grund für dieſen Willen aber liegt ſchon in der eben gemachten Bemerkung: der modiſche, gebildete, anſtändige und edelgeſinnte Benvolio ſtellt den Charakter Romeos in beſchränkterem Rahmen, zugleich aber den „beſſeren" Charakter der Zeit dar, ſo daß es noch eines

Digitized by Google

andern Verhältniſſes bedarf, in welchem ſich die glänzender ausgeſtattete Geſtalt Romeos gegenſätzlich abhebt, und welches beweiſt, daß er trotz ſeiner modiſch romantiſchen Befangenheit den Gegenſatz derſelben nicht nur verträgt, ſondern durch denſelben angezogen wird, alſo an ſich eine „frei angelegte Natur“ iſt. Somit iſt für die Charakteriſtik Romeos, und zwar um ſeine Erſcheinung als ein beſonders edles Produkt der vorausgeſetzten Lebens- und Bildungsverhältniſſe, ſein Weſen aber als ein ſelbſtſtändiges zu charakteriſiren, eine Eigenthümlichkeit ſeines Freundes gefordert, welche dem herrſchenden Pathos oppoſitionell iſt.

Zur Darſtellung einer ſolchen Eigenthümlichkeit iſt nun allerdings eine ſo ungenirte Schwatz- und Scherzhaftigkeit, wie ſie Mercutio entwickelt, nicht unbedingt erforderlich, vielmehr könnte ſie auch in der Form des ſtrengen Ernſtes und der verſtändigen Reflexion heraustreten, was um ſo näher zu liegen ſcheint, als der vorherrſchende geſellige Ton in dieſer Sphäre veräußerter und affektirt gewordener Romantik das unabläſſige Witzgefecht und der unendlich ſpitz und einförmig mit Worten ſpielende Scherz iſt. Aber abgeſehen von dem Abſtoßenden, was eine derartige ernſthafte Geſtalt für eine leichtſinnig pathetiſche und ſelbſtgefällige Jugend, und zwar auch für Romeo haben müßte, würde ſie die ganze Haltung unſeres Stückes, in welchem ſich die Tragik aus dem komiſch erſcheinenden Ernſte und dem anmuthigen Spiele entwickelt, weſentlich beeinträchtigen. So iſt denn auch der Pater Lorenzo, welcher allerdings den gereiften Lebensernſt und die natürliche Anſchauungs- und Empfindungsweiſe, obgleich in mönchiſcher Form, gegenüber der gezierten und aufgebauſchten Frivolität, welche in der Geſellſchaft vorherrſcht, vertritt, keineswegs ſchroff und ſtreng, ſondern gerade auffallend weich gehalten. Wenn ſonach der Dichter, ſeiner allgemeinen Tendenz und dem beſonderen Charakter des Stücks gemäß, das in demſelben vorausgeſetzte modiſche Pathos allſeitig, obgleich in gewiſſer Weiſe oberflächlich, ironiſiren wollte und mußte, ſo konnte zum Vehikel dieſer Ironie, inſoweit ſie eine entbundene, nicht unmittelbar in die objektive Darſtellung hineingelegte ſeyn ſollte, nur das Uebermaß jener als modiſch vorausgeſetzten wortreichen Scherzhaftigkeit dienen, ſo wie es nahe lag, den ſelbſtſtändig und gegenſätzlich auftretenden Freund Romeos zum Träger derſelben zu machen. Da nun Mercutio in der That hiezu gemacht und deßhalb mit einer beſondern Vorliebe behandelt worden iſt, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß er nicht nur keine überflüſſige, ſondern — wenn wir den Begriff der dramatiſchen Oekonomie der großartigen Eigenthümlichkeit Shakeſpeares anpaſſen wollen — eine höchſt unentbehrliche Geſtalt iſt, deren Redſeligkeit wir kaum beſchränkter wünſchen dürfen, da ſie nicht nur eine in dem entwickelten Sinne „zweckmäßige,“ ſondern auch durchweg ergötzliche iſt. Dabei verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Geſtaltendichter Shakeſpeare eine Geſtalt, die er nothwendig brauchte, und die in unſerem Stück gewiſſermaßen ſeinen eigenen Standpunkt vertritt — obgleich ſich die Ironie Mercutios keineswegs als eine durchaus „bewußte“ bezeichnen läßt — auf das Entſchiedenſte individualiſirt, d. h. die nothwendigen mit zufälligen Charakterzügen untrennbar verwebt hat.

Das ironiſche Verhalten Mercutios gegenüber der romantiſch pathetiſchen Verliebtheit und gegenüber dem Pathos der Rauflust iſt ein weſentlich verſchiedenes, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er ſich vor der Krankheit der Liebe durch ſeine ganze Individualität geſchützt weiß, während er zwar von dem Pathos der Rauflust frei, aber von Natur nicht nur kampfluſtig, ſondern im eigentlichſten Sinne händelſüchtig iſt, weßhalb er einerſeits ſeine Ironie gegen ſich ſelbſt kehrt — freilich in der Weiſe, daß er das komiſch übertriebene Bild ſeiner Händelſucht mit liebenswürdiger Unverſchämtheit auf einen andern, den unſchuldigen Benvolio, überträgt — andererſeits ſich über die pathetiſche Behandlung einer Sache, die er naturgemäß findet und als eine nothwendige Unterhaltung betreibt, wirklich ärgert, wie ihm denn Tybalt mit ſeinem ſchauſpielerhaft heroiſchen Anſtande faſt bis zum Haſſe widerlich iſt.

Nach beiden Seiten iſt der Hintergrund ſeiner ironiſchen Witzfülle eine entſchieden realiſtiſche Weltanſchauung, eine ſelbſtgewiſſe Verſtändigkeit, welcher der Schein, den die Phantaſie den Dingen und Leidenſchaften umwirft, die Beſchönigungen und Verfälſchungen der natürlichen Triebe und Verhältniſſe überaus klar und gegenſtändlich ſind. Aber dieſe Verſtändigkeit macht ihn weder zum „Philoſophen,“ noch zum „Praktiker,“ ſchon deßhalb, weil die Philoſophie und die ernſthafte Praxis den Witz ausſchließen, dieſer aber das eigentliche Element ſeines beweglichen Geiſtes iſt. Denn ohne ſich den ernſthaften Illuſionen der Phantaſie, vor denen ihn ſein nüchterner Schnellblick ſchützt, auch nur vorübergehend hingeben zu können, beſitzt er doch eine äußerſt lebhafte Phantaſie, deren Verſteckenſpiel mit einem ſcharf und raſch blickenden Verſtande überall das Weſen des Witzes ausmacht. Er iſt alſo von Natur witzig und genießt in der möglichſt bequemen, weil zugleich rückſichts- und anſpruchloſen Bethätigung ſeines Witzes das Behagen, von jeder pathetiſchen Befangenheit, ſo wie andererſeits von dem Zwange proſaiſch ernſthafter Lebenszwecke frei zu ſeyn.

Das letztere iſt allerdings ſchon eine Folge ſeines

Standes — er iſt zu vornehm, um einen beſtimmten Beruf zu haben — und ſodann der beengten Verhältniſſe, welche ſeinem offenbar vorhandenen unruhigen Thätigkeitstriebe keine irgend der Mühe werthe Gelegenheit der Kraftäußerung und Kraftanſtrengung bieten. Wie er ſich aber theoretiſch mit der gezwungenen Unthätigkeit verſöhnt, indem er ſie von der Seite der praktiſchen Ungebundenheit auffaßt, ſo geſtaltet er praktiſch den Müſſigang zu einem witzigen Geſchäft, indem er die Einförmigkeit des Vergnügens durch Neckereien und Händel würzt, wobei ſeine Ungenirtheit einen nie verſiegenden und nie verſagenden Muth zum Hinterhalt hat.

Eben ſo wenig indeſſen, wie er die „Leere der Zeit," die er mehr als alle Uebrigen empfindet, durch die vorgeſpiegelte Wichtigkeit kleiner Intereſſen ausfüllen kann und will, ſetzt er irgend eine Ehre darein, ein Duellheld zu ſeyn. Die förmliche Ausbildung der Raufergeſchicklichkeit und der Rauferehre iſt ihm nicht nur als eine „neue Mode" lächerlich, ſondern widerſtrebt ſeinem Gefühl für das Natürliche und der ihm eigenthümlichen Ungenirtheit auf das Entſchiedenſte, ſo daß er Tybalt, den Repräſentanten des pathetiſchen Rauferthums, den ernſthaften Renommiſten, der die vorgebliche Unverſöhnlichkeit ſeines Haſſes gegen die Montagues mit ſeiner Fechtbereitſchaft und Fechtgeſchicklichkeit zuſammen zur Schau trägt, ſchon lange vor dem Zuſammentreffen mit ihm auf das Korn genommen hat. Er charakteriſirt ihn Benvolio gegenüber mit ironiſchem Reſpekte als den höflichſten Umbringer, den Ceremonienmeiſter der Ehre, den unfehlbaren Mörder eines ſeidenen Knopfes, den hochgebildetſten Fechter, um dann plötzlich inne zu halten, und auf das geſpannte „was?" Benvolios in die Worte auszubrechen: „Der Teufel hole dieſe phantaſtiſchen, gezierten, liſpelnden Eiſenfreſſer!" worauf er etliche beliebte Redensarten citirt und ſich mit komiſchem Pathos an die Manen ſeines Ureltervaters wendet, um über die Seuche dieſer „ausländiſchen Schmetterlinge," das Gebahren dieſer pardonnez-moi Klage zu führen. Freilich iſt es im Grunde nicht die alte Sitte, welche er gegen die neue Mode vertritt — denn die Veränderung, die in dieſem Bezuge ſtattgefunden hat, beſteht nur darin, daß das Pathos der ritterlichen Kampffertigkeit ſich allmählig verengte und veräußerte — ſondern das verhältnißmäßige natürliche Verhalten gegenüber der Unnatur, die freie Entwicklung des Uebermuths oder der Leidenſchaft gegenüber der Förmlichkeit, mit welcher der „Ehrenpunkt" und die Waffenführung behandelt zu werden anfingen, wobei wiederholt daran erinnert ſeyn mag, daß in Romeo und Julie, was die „Sittenſchilderung" anbetrifft, trotz aller Einmiſchung ſpecifiſch italieniſcher Züge, nicht ſowohl irgend eine Epoche des mittelalterlichen Italiens, als die Uebergangszeit, in welcher Shakeſpeare lebte, vergegenwärtigt iſt, eine Bemerkung, die ſich bei ſehr vielen der Shakeſpeareſchen Stücke in gleicher oder doch nur wenig modificirter Weiſe machen läßt.

Daß der Haß der Capulets und Montagues Mercutio völlig gleichgültig und ſeine Parteinahme für die letzteren eine ganz zufällig bedingte iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Er iſt überhaupt nicht dazu gemacht, Parteimenſch zu ſeyn oder ſich in eine „allgemeine" Leidenſchaft hineinzuphantaſiren. Dagegen iſt er ſehr wohl der perſönlichen Theilnahme fähig, und ohne davon viel Aufhebens zu machen, ein wackerer, zuverläſſiger Freund, wie er ſeinerſeits die wahre Freundſchaft und die wirkliche Achtung derer beſitzt, denen er ſich enger angeſchloſſen hat. Daß Romeo leichthin über ihn abzurtheilen ſcheint, darf nicht auffallen, weil es in der Gewohnheit des Witzgefechtes, die ſich zwiſchen ihnen feſtgeſetzt hat, natürlich begründet iſt, daß beide ironiſirend von einander ſprechen, auch wenn ſie ſich nicht direkt gegenüberſtehen. Uebrigens gewinnt Romeo die nöthige Geiſtesfreiheit und Gewandtheit dem Mercutio gegenüber erſt dann wieder, als er von dem Traume ſeiner unglücklichen Liebe erlöst iſt, und die Freude, die Mercutio darüber äußert, daß Romeo endlich wieder er ſelbſt geworden ſey, iſt ſicher eine aufrichtige. Denn wie weit er auch ſeiner Laune in der Verſpottung des ſeufzenden Romeo den Zügel ſchießen läßt, und trotz alles humoriſtiſchen Behagens, das er bei dem carrikirenden Ausmalen eines für ihn ſelbſt unmöglichen Zuſtandes empfindet, hält er doch dieſen Zuſtand in der That für einen krankhaften, für ein von ausſchweifenden Phantaſien begleitetes Gemüthsfieber, welches zwar unſchädlich vorübergehen, ſich aber auch bedenklich feſtſetzen kann, weßhalb die Aeußerung: „Dieſes hartherzige Frauenbild, die Roſalinde, quält ihn ſo, daß er gewiß noch verrückt wird," wenigſtens ein halbernſtes Mitleid ausdrückt.

Seinen „praktiſchen" Standpunkt in Bezug auf die Liebe ſpricht er in den Worten aus: „Iſt Liebe rauh mit dir, ſey rauh mit Liebe, ſtich, wenn ſie ſticht, ſo wirfſt du ſie zu Boden;" und es läßt ſich annehmen, daß er hiebei ſeine perſönliche Erfahrung für ſich hat, wenn auch die Leichtigkeit der von ihm gewonnenen oder mitgenommenen Erfolge theilweiſe in ſeiner Genügſamkeit begründet geweſen ſeyn mag. Jedenfalls iſt ſeine Häßlichkeit, über die er ſo heiter zu ſprechen weiß — „Gebt mir ein Futteral für mein Geſicht, 'ne Maske für 'ne Maske" u. ſ. w. — ſo wenig für ihn, wie für irgend einen andern Mann, bei dem wir einige ſonſtige

Digitized by Google

Aehnlichkeit mit Mercutio annehmen, ein Hinderniß des „Liebesglücks“ geweſen. Wohl aber muß ihn das Bewußtſeyn dieſer Häßlichkeit — obgleich er ſie unzweifelhaft übertreibt — heimlich mitbeſtimmen, den Glauben an die abſonderliche Schönheit der geliebten Perſon als einen auf der Willkür der Phantaſie beruhenden anzunehmen und mit Vorliebe darzuſtellen. Die „Göttlichkeit“ der Erſcheinung iſt ſeiner realiſtiſchen Anſchauungsweiſe eine leere Phantaſieſpiegelung, während er für die menſchlichen Reize des Weibes einen genügend lebhaften Sinn verräth. Die „unglückliche“ Liebe erſcheint ihm nothwendig von vorn herein als Unnatur, weil er annimmt, daß dabei entweder nur der „rechte Angriff“ fehlt, und daß ein Weib, das ſich als unzugängliche Göttin geberdet, dazu ſtets dadurch, daß man es als Göttin behandelt, erſt verleitet wird, oder daß eine unauflösliche Disharmonie der Perſönlichkeiten gegeben, und die Hartnäckigkeit des Verlangens demnach Willkür iſt. Das willkürlich ſelbſtgemachte Leiden aber verdient an ſich kein Mitleid und fordert als auf der Einbildung beruhendes den Spott heraus, deſſen ſich ein Mercutio unter keiner Bedingung begeben, d. h. ihn auch dann, wenn er ein freundſchaftliches Mitleid empfindet, in ſeiner Weiſe ausſpinnen wird.

Dieſe dem Mercutio eigenthümliche Weiſe aber iſt die komiſche Uebertreibung des an ſich Frappanten, die Ueberbietung des Phantaſtiſchen, das Ausmalen des Unausſprechlichen — wobei das Ueberzarte und Verfängliche ſtets in einander überſpielen — demnach eine Ironiſirung des Pathetiſchen, deren vorzüglichſtes Mittel die Beweglichkeit der Phantaſie iſt. Ihren Gipfelpunkt erreicht dieſe Art des Humors offenbar in der Beſchwörungsſcene, wo Mercutio den verſchwundenen Romeo zunächſt auffordert, nur eine einzige der ihm bei ſeinem abgeſchmachteten Weſen noch möglichen und eigenthümlichen Lebens- und Kraftäußerungen von ſich zu geben, in eines Seufzers Nachtgeſtalt zu erſcheinen oder ein Ach zu jammern, einen Reim zu produciren, wenn es auch nur „Liebe“ und „Triebe“ ſeyn ſollte u. ſ. w., ſodann aber, da ſich Romeo nicht rührt und regt, zu einer ſtärkeren Beſchwörung übergehen zu müſſen erklärt, und indem er die Reize Roſalindens aufzählt — mit einer Steigerung, die Benvolio zu der Aeußerung veranlaßt: wenn er dich hört, ſo wird er zornig werden — bei *ihnen* verlangt, daß er in *eigener* Bildung erſcheinen ſoll, eine Wendung, die offenbar den Gedanken, daß die ätheriſche Kälte des Weibes nothwendig eine Lüge und deßhalb das ätheriſche Schmachten des Liebhabers eine um ſo größere Thorheit ſey, zum Hinterhalte hat. Die Warnung Benvolios dient natürlich nur dazu, den Uebermuth des Beſchwörers zu ſteigern; er beantwortet ſie damit, daß er ausſpricht, was *in der That* auszuſprechen bedenklich ſey, und deutlichſt eine Fortſetzung ſeiner Beſchwörung andeutet, die allerdings den Zorn des Liebhabers hervorrufen müſſe, während die bisherige nur geeignet ſey, „ihn aufzurichten.“ Weiterhin ironiſirt er noch das unthätige Liebesſchmachten mit der Bemerkung, daß Romeo wahrſcheinlich an einem Baum lehne und in aller Stille wünſche, daß ihm die Geliebte als reife Frucht in den Schooß fallen möge, um ſich dann plötzlich und proſaiſch — „ich will in's Federbett, das Feldbett iſt zum Schlafen *mir* zu kalt“ — zu verabſchieden.

Daß der Dichter den Mercutio mit dem Paris zum Verwandten des Fürſten macht, iſt nicht ohne Bedeutung. Beide ſind hiernach, von dem Fürſten abgeſehen, die „vornehmſten“ der auftretenden Perſonen, aber in einen Gegenſatz geſtellt, der durchaus keine Beziehung zwiſchen ihnen zuläßt. Der jugendliche, ſchöne und, wie aus ſeinem Verhalten gegen Julia hervorgeht, etwas eitle Paris hält ſich in der That vornehm zurück; ſein Benehmen iſt fein, ſtandes- und geſetzmäßig, und verräth eine gewiſſe Frühreife, welche ſtarke Leidenſchaften ausſchließt, aber eine Art von Sentimentalität *nebſt* einem „unzweifelhaften Muthe“ zuläßt oder vielmehr bedingt und ſich z. B. auch in der Neigung zu politiſirenden Sentenzen äußert. Dieſem in zierlicher Form ausgeprägten Standesbewußtſeyn iſt die Ungenirtheit des von Haus aus zugleich derber und geiſtreicher angelegten Mercutio auf das Entſchiedenſte entgegen geſetzt. Man darf zunächſt ſagen, daß Mercutio in ſeiner ganzen Art und Weiſe den zufälligen vornehmen Charakter gründlichſt verläugnet. Soll aber dieſe Verläugnung für ihn charakteriſtiſch oder ein Ausdruck ſeiner Eigenartigkeit ſeyn, ſo müſſen wir nicht nur die ariſtokratiſche Exiſtenz als ſolche, ſondern auch das Bewußtſeyn ſeiner zufälligen beſondern Vornehmheit als eine Vorbedingung ſeines ſelbſtſtändig entwickelten Weſens annehmen.

Wie nämlich Mercutio die Sorgloſigkeit, welche eine ariſtokratiſche Exiſtenz an ſich gewährt, feſtgehalten und für eine bequeme Entfaltung ſeiner Eigenthümlichkeit ausgebeutet hat, indem er ſich gegen die fingirten Intereſſen und künſtlichen Spannungen der höheren Geſellſchaftsſphäre negativ verhielt, ſo war offenbar das Bewußtſeyn, einen ausgezeichneten Adel zu beſitzen, zugleich ein Rückhalt und ein Reiz für ſeine Neigung, ſich gehen zu laſſen und für ſeine Fähigkeit ſich perſönlich geltend machen und mit jedermann verkehren zu *können*, hat alſo weſentlich dazu beigetragen, die Gleichgültigkeit gegen die Wahrung der äußern Würde, die ihm allerdings von Haus aus natürlich iſt, zu

entwickeln. Er hört dadurch keineswegs auf, Aristokrat zu seyn; denn die unbedingte Ungenirtheit, die übermüthige Harmlosigkeit läßt sich eben so als eine Steigerung des vornehmen Wesens betrachten, wie es andererseits die höfliche Abgeschlossenheit und der feinförmliche Stolz ist. Aber *diese* Steigerung ist diejenige, in welcher sich die Verwandtschaft der Extreme durchsetzt, und somit vertritt Mercutio die „Volksthümlichkeit" in der Sphäre der aristokratischen Existenz, und zwar die Volksthümlichkeit in dem specifischen Sinne, bei welchem man an das *unterhalb* der ständischen Gliederung — die sich im Bürgerthum fortsetzt — existirende „Volk" denkt, das man unberechtigter und berechtigter Weise Pöbel nennt. Daß mit der wirklichen Pöbelhaftigkeit des Volks die geistlose Frivolität, die sich innerhalb der höheren Stände entwickelt, correspondirt, ist oft genug und mit vollem Rechte bemerkt worden, daß aber bei einem Charakter wie Mercutio die bezügliche Berührung der Extreme nicht in dem Sinne der Ausartung verstanden werden kann, versteht sich von selbst, obwohl sich nicht läugnen läßt, daß die Witze Mercutios unserem Begriffe des Anständigen nicht immer entsprechen, was von dem Shakespeareschen Humor, auch insofern er durch im Ganzen edel gehaltene Persönlichkeiten vertreten ist, überhaupt gilt.

Mercutio vergegenwärtigt sonach die gesunde und lebendige Anschauungsweise, wie die natürlichen Manieren des Volks in der Form einer höheren Bildung und eines freieren Bewußtseyns, und eben diese Vereinigung ist es, welche seine Befähigung zur Ironie wie zu einem zwecklosen poetischen Bilderspiele ausmacht. So hat die Erzählung von der Fee Mab eine volksthümlich poetische Lebendigkeit, ohne indessen der ironischen Beziehung, und zwar auf das Thema verliebter Phantasien oder phantastischer Verliebtheit, ganz zu entbehren. In der Scene mit der Wärterin — deren komischer Charakter zu dem Mercutios insofern ein Gegenstück abgibt, als sie die Natur und Art des gemeinen Weibes mit einer gewissen Affektirtheit versetzt zeigt — überläßt sich Mercutio einer gewöhnlich zu nennenden Spaßhaftigkeit, die wir uns überdieß theilweise durch die Gesten und die Betonung unterstützt denken müssen, um sie überhaupt spaßhaft zu finden, wie z. B. den Abgangsworten: „Lebt wohl, alte Schöne! lebt wohl, o Schöne, Schöne, Schöne!" nur durch eine stark modificirte Betonung ein witziger Charakter gegeben werden kann. Wir müssen solche, an die Policinellmanieren anstreifenden Späße bei Mercutio in den Kauf nehmen, weil sie eine nothwendige Ausartung seines Humors sind, und weil uns Shakespeare nun einmal nichts, was sich aus der Eigenheit seiner Charaktere ergibt, zu schenken pflegt. Auch hier, wo sich Mercutio zu der Spaßhaftigkeit des Marktes herabläßt, bekundet er die ihm eigenthümliche, blitzartig schnelle Charakteraufassung, und wer behaupten wollte, daß die Gestalt Mercutios durch seine zuweilen unanständige Geschwätzigkeit und zuweilen triviale Spaßmacherei eine „unedle" werde, würde wenig Sinn für Charakterwahrheit und für den wahrhaft edeln Kern, der in Mercutions Wesen liegt, beweisen. Obgleich daher bei den Worten Benvolios: „O Romeo, der wackere Freund ist todt; sein edler Geist, der allzufrüh der Erde Staub verschmäht, schwang sich in die Wolken," die Rührung des Augenblicks und die Neigung Benvolios zu einer pathetischen Ausdrucksweise in Rechnung kommen, so lassen sie sich doch keineswegs als ein unangemessener Nachruf bezeichnen, da selbst die Redensart, daß Mercutios Geist „der Erde Staub verschmähe," näher betrachtet, aber von der Auffassung Benvolios wie von ihrer gewöhnlichen Bedeutung abgesehen, mehr als bloße Redensart ist. Denn liegt nicht in einer so gründlich ironischen Stimmung, wie sie die stetige Mercutios ist, trotz oder wegen ihrer durchaus heitern Färbung, die „Freiheit des Geistes von irdischen Interessen" ausgesprochen — eine Verachtung der menschlichen Mühen und des menschlichen Hochmuths, die gerade, weil sie ohne alle Bitterkeit ist, einen wehmüthigen Eindruck *hinterläßt* und uns sogar berechtigt, als *tiefsten* Hintergrund einer so gleichmäßigen Heiterkeit, wie sie hier zur Erscheinung kommt, die bei komischen Dichtern und Schauspielern so häufige Melancholie bei Mercutio, wie bei Shakespeare selbst anzunehmen? Dabei ist indessen festzuhalten, daß die „Weltverachtung" eines Mercutio nichts weniger als „Weltmüdigkeit" ist, sich vielmehr auf das Innigste mit einer ruhelosen Lebens*lust* verknüpft, und daß sie die Verachtung ihres eigenen *pathetischen* Ausdrucks einschließt.

Wir haben früher den Fall Mercutios eine Tragödie in der Tragödie genannt und brauchen nur noch wenig hinzuzufügen, um diese Bezeichnung zu rechtfertigen. Zunächst nimmt Mercutio neben Romeo unser vollstes Interesse in Anspruch, und zwar ohne daß ihm unsere Phantasie die Idealität der äußern Erscheinung zu leihen hat, mit der sie Romeo zu umkleiden veranlaßt wird. Wenn aber seine Figur für einen „tragischen Helden" nicht edel genug *erscheint*, so kann dieser Schein, insofern wir ihn als solchen erkennen, unsere Theilnahme für die Persönlichkeit nur erhöhen. Wir sind daher an sich gezwungen, den Schmerz Romeos und Benvolios über den raschen Tod des leben- und geistvollen Freundes zu theilen, und müssen die Anerkennung seines Seelenadels, welche sie aussprechen

Digitized by Google

mit einer eigenthümlichen Rührung empfinden, weil wir uns unwillkürlich sagen, daß sie eine solche gegen den Lebenden, der das pathetische Herauslegen des Gefühls verschmähte und ironisirte, nie ausgesprochen haben.

Weiterhin aber gewinnt der Schmerz über den Fall Mercutios einen besondern Stachel dadurch, daß es einerseits der ihm durchaus widrige Tybalt, der Repräsentant des aufgeblasenen Heroismus und der erkünstelten Leidenschaft ist, welcher ihn fällt, und daß dieß andererseits durch die wohlmeinende Dazwischenkunft Romeos ermöglicht wird, wobei wir die Meinung Benvolios theilen, daß Mercutio ohne diese Dazwischenkunft und Tybalts falschen Stoß die kunstgemäße Fechtweise des letzteren in der That zu Schanden gemacht haben würde. Unsere Rührung versetzt sich demnach mit einer Empörung unseres natürlichen Gefühls gegen die Heimtücke des Schicksals — eine Empfindung, die durch die Tragödie, allerdings vielfach modificirt, stets hervorgerufen, aber auch stets überwunden werden soll. Dieß wird sie aber hier durch die Befriedigung, mit welcher wir Mercutio bis zum letzten Augenblick seinem Charakter treu bleiben sehen. Die Gewißheit, zum Tode verwundet zu seyn, welche er sofort hat, gibt ihm nicht den leisesten Anflug von Sentimentalität; in der gewohnten Weise, mit scherzhaften und ironischen Wendungen, spricht er seine natürliche Erbitterung aus, daß Tybalt fort ist, ohne „etwas abgekriegt" zu haben, und daß ihn ein solcher Prahler, „der nach dem Rechenbuche ficht," zu Tode gebracht hat. Wenn er Romeo, der seine Wunde nicht beträchtlich findet, antwortet: „Nicht so tief wie ein Brunnen, noch so weit wie eine Kirchenthür; aber 's reicht eben hin; fragt morgen nach mir, und ihr werdet einen stillen Mann an mir finden," so empfinden wir vor dieser geistigen Elasticität, welche sich selbst im Momente des Todes nicht die Selbstironie versagt, eine wahrhafte Bewunderung, und wenn er schließlich über die „beiden Häuser," an deren Streite er Theil genommen hat, die Pest wünscht, so finden wir darin den Ausdruck des berechtigten Bewußtseyns, daß ein Mann wie er viel zu gut ist, um an einer so elenden Carrikatur eines geschichtlichen Kampfes zu Grunde zu gehen. Dieses Bewußtseyn aber ist ein tragisches in dem früher angedeuteten, bei Shakespeare häufig vertretenen Sinne, daß der Werth der einzelnen Persönlichkeit die Bedeutung der „historischen" Interessen oder Scheininteressen weit überragt, und enthält unmittelbar die „Versöhnung mit dem Schicksal," die der Shakespeareschen Behandlung des Tragischen allein entspricht und darin liegt, daß eine volle Individualität gewesen zu seyn eine genügende Entschädigung für den äußeren Untergang ist.

Aus dem Leben einer deutschen Dichterin.

(Fortsetzung.)

Die alte Frau von Waldow war eine Frau von eigenthümlicher Art und Weise, ein resches Weib, um es Wienerisch auszudrücken. „Resch" bedeutet scharf gebacken und ist der Gegensatz von „knatschig." Sie hatte in der Woche zwei feste Abende, und obschon stets sehr viele Leute kamen, hielt sie dennoch strenge Aufsicht, wenigstens über diejenigen, denen sie ihre Theilnahme zugewendet, für die sie sich „interessirte," wie man damals sagte, und hie und da auch heutzutage noch sagt, weil es so viele Leute gibt, die aus Bequemlichkeit oder aus Unkenntniß der Sprache gar zu gern die Dinge mit einem Worte abmachen, das alles und eben darum nichts bedeutet. Wilhelm, der einmal vierzehn Tage lang ausgeblieben, wurde dafür von der Waldow mit einem wohlgenährten Donnerwetter gemaßregelt. Um seinen Fehler zu sühnen, erschien er in der nächsten Woche zweimal, wofür ihm eine ungeahnte Belohnung ward. Frau von Waldow weihte ihn nämlich in die Geheimnisse ihres Hauses ein. Abseits vom Salon, wo man eine Tasse dünnen Thee und eine durchsichtige „Klappstulle" erhielt, gab es ein kleines Zimmer, wo die Eingeweihten mit den Gaben neumärkischer oder pommerscher Landwirthschaft ergötzt wurden. Da gab es Spickgans (geräucherte Gänsebrust), Gansleberwurst, kalten Braten, geräucherten Lachs, Aal, Neunaugen oder sonstige Leckereien derber Art in Hülle und Fülle. Die

Digitized by Google

Söhne des Hauſes, Landjunker von Erziehung, Huſaren von Beruf, pflegten mit einigen Kameraden in dieſem Dorado zu verweilen, ſelbſt als einmal Rahel, Bettina, Helmina und Hedwig Stägemann im Salon beiſammen waren. Ich fürchte ſehr, daß auch Wilhelm dort manche geiſtreiche Erörterung verſäumt haben dürfte. Doch Rahels Gatte machte es ſelber nicht anders.

Von älteren Bekannten gab es einige, mit denen Helmina lebhaft verkehrte. Ihren Stiefbruder Hempel, der zu Potsdam angeſtellt war, ſuchte ſie zu wiederholten malen heim. Unter dem Schirme des Gaſtrechts vertrug ſie ſich mit der Schwägerin ohne Mühe, beſonders da die Beſuche nicht lange dauerten. Der Dichterin Jugendgeſpielin und Gönnerin, Frau von Heydebreck, ward nicht vernachläſſigt, obſchon ſie auch im Winter weit draußen im Thiergarten wohnte. Die Heydebreck hatte unter ihren Kindern zwei, einen Sohn und eine Tochter, welche ſeit ihrem zehnten oder zwölften Jahr nicht mehr gewachſen waren. Aber der Geiſt des jungen Heydebreck war nicht verkrüppelt, wie ſein Leib. Er hatte die Rechte ſtudirt, war ſeit mehreren Jahren bereits Referendarius beim Kammergericht und konnte um ſo zuverſichtlicher einer Beförderung im Staatsdienſte entgegenſehen, als ſein Vater (von der Mutter getrennt) ein hohes und einflußreiches Amt bekleidete. Man ſagte, Hoffmann habe in ſeiner Erzählung „Klein Zaches“ den jungen Heydebreck geſchildert. Die Anſicht war gegründet, inſofern ſie ſich auf Aeußerlichkeiten bezog, und eben dadurch hat Hoffmann das Mißgeſchick des Zwerges erhöht, weil die Leute demſelben in ihrer gedankenloſen Einfalt die ſchlimmen Eigenſchaften des böſen „Klein Zaches“ zuſchrieben. So hatte er außer den Nachtheilen ſeiner Verkrüppelung auch ein ſchlimmes Vorurtheil gegen ſich, und deßhalb eine doppelt ſchwierige Stellung, wie ſie ihm zu bereiten gewiß nicht in des Dichters Abſicht gelegen. Der Gedanke zum Mährchen von dem kleinen Unhold ward in Hoffmann rege, als er eines Tages den zwerghaften Referendar durch den Thiergarten reiten ſah. Heydebreck nahm ſich zu Pferde in der That höchſt abenteuerlich aus.

Wilhelm Henſel hatte ſich in den letzten fünf Jahren eine Stellung als Bildnißmaler erworben. Seine Gemälde wurden gut bezahlt und es fehlte ihm nicht an Kundſchaft. Man ſagte ihm nach, er bewerbe ſich um Fanni Mendelsſohn, die Tochter des Bankiers, und da ſie ſpäterhin ſeine Frau geworden iſt, ſo wird wohl etwas wahres an dem Gemunkel geweſen ſeyn. Felix Mendelsſohn hatte die Kinderſchuhe noch nicht ausgetreten, war aber nahe an dieſem Ziel. Er trieb ſeine Kunſt mit rechtem Ernſte unter Zelters Oberaufſicht, war jedoch im übrigen ein ſo muthwilliger Bube wie ſein Altersgenoſſe Max. Auch mag ich nicht leugnen, daß Wilhelm, obſchon meiſtens ernſt und oft mürriſch, mit den beiden bereitwillig genug umherkugelte. Felix hatte ein Lieblingsſpiel von eigener Erfindung, das er „Katzenſtrapaziren“ nannte. Zwei Knaben hatten ſich gegen einander gekehrt auf alle Viere niederzulaſſen; auf jeden ſetzte ſich rittlings ein anderer, der ſeinem Widerpart die Hände von rückwärts über die Schultern reichte. Die „Roſſe“ zogen an, und der Sieg blieb bei dieſem umgekehrten Turnier demjenigen, welcher den andern mit ſich fortzog. Der Anblick dieſer Katzbalgerei ſcheint ſehr komiſch geweſen zu ſeyn. Papa Mendelsſohn lachte, daß ihm die Rippen wehthaten, die Mama rieb ſich in ſtillem Behagen die Hände. — Wie Helmina zu Mendelsſohn hingerathen, weiß ich zwar nicht, aber ich denke, man würde ſich gewundert haben, wenn ſie nicht hingekommen wäre. Vermuthlich hatte Henſel den Auftrag erhalten, ſie eines Abends mitzubringen.

Henſel pflegte Abends in Geſellſchaft während des Plauderns ſich damit zu beſchäftigen, irgend eine anweſende Perſon in ſein Skizzenbuch zu zeichnen. (Heutzutage ſagt man „Album,“ und zwar auch dann, wenn die Blätter nicht mehr weiß ſind.) Er erſuchte Helmina, ihm die Hohenhauſen zu einer ſolchen Sitzung in ganz kleinem Kreiſe zu verſchaffen. Es geſchah in der Dichterin Wohnung, wo keine größere Verſammlung Raum gehabt hätte. Niemand war zugegen, als das Ehepaar Hohenhauſen, Henſel und Uechtritz. Da jedoch Helmina von Henſels geheimer Abſicht geſprochen, ſo erſchien Eliſe in ſehr weit ausgeſchnittenem Geſellſchaftskleide, und dieſer Umſtand gab zu einem ſpaßhaften Auftritt Veranlaſſung. Des Kleides oberer Saum rutſchte über die Schultern hinab, ſo daß die volle Rundung ſichtbar ward. Helmina in ihrer Argloſigkeit glaubte ſich die Mühe geben zu müſſen, den Saum wieder auf die rechte Stelle zu ſchieben, worauf Eliſe nicht verſäumte, durch einen kaum merklich leiſen Ruck die reizende Unordnung herzuſtellen. Das Spiel wiederholte ſich öfters, ohne daß Helmina inne ward, wo Barthel den Moſt holte. Henſel biß ſich auf die Lippen, Uechtritz auf einen Finger.

Im Januar faßte Helmina plötzlich den Entſchluß, nach Dresden zurückzugehen. Irgend etwas dringendes rief ſie hin. Der Tag ward anberaumt, die Wohnung aufgegeben, doch ging die Reiſe vorläufig nicht weiter als zum Dönhofsplatz in den Gaſthof zum Adler. Der Aufſchub, auf zwei Tage berechnet, zog ſich von Tag zu Tage hin und die Fahrt nach Dresden fand erſt im April ſtatt, nachdem die theure Unbequemlichkeit des Gaſthofslebens ungefähr neunzig mal den Stoff zum Morgenſegen gegeben. Die Wohnung war

Digitized by Google

wirklich ſo unbequem als möglich. Sie beſtand aus Einem Zimmer: die Kammer wurde durch eine ſpaniſche Wand hergeſtellt. Zu alledem geſellte ſich noch ein Zwiſchenſtück von Jammer. Max erkrankte an einer Gehirnentzündung und wurde durch die Zimmernachbarn rechts und links geſtört, die nie vor Mitternacht und noch weniger nüchtern nach Hauſe kamen. In jedem der beiden Zimmer wohnten zwei ſolche Gutedel miteinander. Das eine Paar ließ ſich bedeuten, die andern aber antworteten auf die Vorſtellungen des Kellners: „Wer krank werden will, ſoll nicht in's Wirthshaus gehen, ſondern in's Spital.“ Da dieſe Herren ſogenannte gute Gäſte waren, ließ ſich nichts weiter ausrichten.

Max und Wilhelm hatten von einigen Freundinnen und Verwandten der Mutter viel auszuſtehen, beſonders von ein paar Unvermählten, die mit aller Gewalt die Knaben „bekehren“ wollten, um ihren eigenen Ausdruck zu gebrauchen und das harte Wort zu verſchlucken, das ich dafür eigentlich in Bereitſchaft hätte. Eine entſchiedene Rechthaberei, die nicht bloß ſich wehrt, ſondern immer angriffsweiſe vorgeht, gehört zu den bezeichnenden Zügen der Berliner; das heißt, man findet zu Berlin ſolche Angriffsrechthaberei bei weitem mehr verbreitet als anderswo, womit keineswegs geſagt iſt, daß ein Berliner dem andern gleiche, wie denn überhaupt — man kann es nicht oft genug wiederholen — der ſogenannte Nationalcharakter nicht einem ganzen Volksſtamm eigen iſt, ſondern nur irgend eine bezeichnende Eigenthümlichkeit vorſtellt, deren Miſchung nach Procenten gerechnet ſtärker erſcheint, als man ſie ſonſt antrifft. Die genannte Rechthaberei und ein gewaltthätiges Wohlwollen machte vor allen andern die zwei alten Jungfern zu zudringlichen Predigerinnen, vor denen die Knaben ſich kaum zu retten wußten. Sie ſannen auf Mittel und Wege, ſich Ruhe zu ſchaffen, nicht etwa weil ſie fürchteten, zum Abfall verleitet zu werden, ſondern weil das Drängen ſie langweilte. Es gibt nichts unausſtehlicheres, als wenn man uns mit Dingen, worüber wir mit uns ſelber im reinen ſind, fortwährend drangſalirt. Man empfindet dabei eine körperliche Pein, welche der Franzoſe treffend durch die Redensart ausdrückt: „Es hängt mir an allen Ohren.“ Das Mittel wurde gefunden. Max verlangte mit dem ernſthafteſten Geſicht ein Buch zur Belehrung, um der Sache auf den Grund zu kommen: ſobald das Buch aufmerkſam geleſen ſey, würden er und ſein Bruder ſich entſcheiden. Statt des einen Buches erhielten die Knaben ein Dutzend, was ihnen um ſo lieber war, da man ihnen um ſo mehr Muße gönnen mußte. Sie nahmen die Bücher zum Vorwande, jede vorläufige Erörterung abzulehnen, bevor ſie alles geleſen haben würden. So ließ man ſie denn den Reſt des Winters über in Ruhe, von der Wirkung der Bücher zum voraus überzeugt, die vermuthlich mit gutem Vorbedacht ausgewählt waren, aber ihren Zweck ſchon darum nicht erreichen konnten, weil ſie ungeleſen blieben. Max zog zum Leſen Romane vor und Wilhelm hatte ſich in Xenophon und Plautus vertieft, gewiß eine wunderliche Zuſammenſtellung.

Bevor Helmina nach Dresden ging, miethete ſie eine große und ſchöne Wohnung, die ſie im Mai beziehen ſollte. Sie war nämlich entſchloſſen, ganz nach Berlin überzuſiedeln, erſtens weil ſie des Dresdeners Aufenthalts müde geworden, zweitens weil ſich für die Fortbildung ihrer Söhne zu Berlin beſſer ſorgen ließ, drittens weil ſie auf ſolche Weiſe beſſere Gelegenheit zum Erwerb zu finden glaubte. Sie klagte über ſchlechte Zeiten, obſchon ſie damals im Jahre ungefähr zwölfhundert Thaler verdiente. Da ſie von ihrem Manne ſechshundert Thaler erhielt, hätte ſie eigentlich recht gut fortkommen können, ſo beſcheiden dieſe Summen auch heutzutage ſcheinen mögen. Zu Berlin war theurer zu leben, wie zu Dresden; doch galt in Berlin eine Rente von tauſend Thalern ſchon für ein ſehr anſtändiges Auskommen; man gehörte damit in die Klaſſe, welche der Brite als »respectable« bezeichnet. Aber die Dichterin wäre auch mit dem doppelten Betrage ihres damaligen Einkommens noch arm geweſen. Das Geld fiel ihr durch die Finger.

Wilhelm verlangte in Berlin zurückzubleiben, um die auf's neue begonnenen Studien nicht wieder zu unterbrechen. Ein Freund erbot ſich, ihn unter ſeine Obhut zu nehmen. Helmina zeigte ſich anfangs geneigt, nahm aber ihr Wort zurück, da es zum Klappen kam, und hatte dazu vernünftige Gründe. Der zum Jüngling reifende Knabe hatte im Winter angefangen zu kränkeln, und wuchs zwar in die Höhe, ward aber dabei mager und bleich, weßhalb die Mutter billiges Bedenken trug, ihn für ein paar Monate aus den Augen zu laſſen. So mußte er denn nach Dresden mitgehen, wie ungern er ſich auch dazu verſtand; doch tröſtete er ſich mit der Ausſicht, bald nach Berlin zurückzukehren.

Unterwegs war von wenig anderem die Rede, als von Luftſchlöſſern auf dem Boden der Berliner Zukunft in der neuen Wohnung. Der Miethzins ſey zwar ſehr hoch, ſagte Helmina, aber das habe nichts zu ſagen, denn ſie werde Geld wie Heu machen und die verlorene reizende Ausſicht von Kalberla's auf Strom, Brücke und Berge erſetze ſich durch die angenehme Ausſicht auf gutes Leben. — Mit dem hohen Miethzins hatte

es ſeine volle Richtigkeit, aber die Wohnung wurde nie bezogen, da Helmina nicht mehr nach Berlin zurückkehrte, ſondern ſich damit begnügte, beſagten Zins zu bezahlen; das kleine Vergnügen kam ſie über hundert Thaler zu ſtehen, bevor ſie nur den Auftrag gab, die Wohnung weiter zu vermiethen. Sie iſt übrigens dadurch nicht von der Leidenſchaft geheilt worden, mehrere Wohnungen theils in derſelben, theils in verſchiedenen Städten zu beſitzen.

Die alte Babette war ſehr zufrieden, die Familie wieder zu ſehen; ſie hatte ſich in der großen Wohnung allein gräßlich gefürchtet, da ſie, wie ſie ſich ausdrückte, Nacht für Nacht von Geſpenſtern „gepötzt" worden. In einer der tiefſten Kaſematten der alten Bollwerke neben Kalberla's hatten nämlich ſpielende Buben einen Franzoſen entdeckt, der im Winkel kauerte. Starr und ſteif ſaß er da, die verroſtete Muskete an's Herz gedrückt. Die Kinder liefen davon und erzählten draußen von der Erſcheinung. Man forſchte näher nach. Die Leute, welche mit einer Laterne kamen, ſahen den Blaurock ganz deutlich daſitzen, doch als ſie näher traten und einer mit dem Stock die Leiche antupfte, verſank die Geſtalt, ſo daß neben der Muskete nichts übrig blieb als ein Häufchen Staub. Dieſer Tapfere nun, aus ſeiner Ruhe geſtört, war mit andern Kameraden zur Wittwe des Gefallenen von Aspern gekommen, um die plattgedrückte franzöſiſche Kugel zurückzuverlangen, die ſie als letztes Andenken von ihrem Seligen bewahrte. Neben dem Spuk war Babette auch ſonſt noch geängſtigt worden, da ihre Karte von einem drohenden Todesfall in der fremden Stadt geſprochen. Als Helmina davon vernahm, ſagte ſie ganz ernſthaft: „Ich habe eine feine Naſe gehabt, daß ich Lem nicht in Berlin zurückgelaſſen." Ueber die Geſpenſtergeſchichte hatte ſie gelacht, aber an die Karte glaubte ſie mit voller Ueberzeugung.

Der große Fremdenſtrich aus dem Norden, von welchem im Frühjahr ganze Schwärme ſich zu Dresden niederzulaſſen pflegten, um die Badezeit zu erwarten, brachte den Grafen Strogonoff, der zur Zeit des Ausbruchs der griechiſchen Empörung ruſſiſcher Geſandter bei der hohen Pforte geweſen und in das Schloß der Sieben Thürme geſperrt worden. Die Anſichten der Deutſchen über die öſtliche Frage waren von den heutigen ſehr verſchieden. Die Politik Metternichs wurde mit Schimpf und Schande überhäuft, die ruſſiſche zu den Sternen erhoben, und Strogonoffs Name gehörte zu den gefeierten. Mit Strogonoff reiste ſeine nachherige zweite Gemahlin, die portugieſiſche Gräfin von Elga. Um ihre Verbindung zu einer geſetzlichen zu machen, mußte das Paar warten, bis ſich zwei Augen ſchloſſen. Ich glaube, daß es die Augen des Grafen von Elga waren, doch weiß ich es nicht gewiß. Dieſer Elga hatte ſich bei der beginnenden Befreiung Portugals vom Napoleonſchen Joche veranlaßt geſehen, zur Vermeidung ſchwerer Unannehmlichkeiten ſein Vaterland zu meiden. Er lebte zu Paris und hatte ſeine Gemahlin bei ſich, die er um ſo eiferſüchtiger bewachte, als ſie jung und ſchön war, während er ſelbſt den Abgang dieſer beiden Vorzüge nicht einmal durch Liebenswürdigkeit im Benehmen erſetzte. Er war ein roher Tyrann, und als ſeine allgemeine Eiferſucht vollends einen greifbaren Anhalt fand, kannte er keine Schonung mehr. Die Frau wurde wie eine Gefangene in einem kleinen Landhauſe zu Montmorency gehalten, bekam keinen Pfennig Geld in die Hände und konnte nicht ausgehen, da ihr Oberkleider und Strümpfe vorenthalten wurden. Der Herzensfreund, um deſſen willen ihr die üble Behandlung widerfuhr, war ein junger Ruſſe, Namens Strogonoff. Der Zufall wollte, daß Helmina, welche früher die Gräfin in der Geſellſchaft getroffen und ihr mehr als gewöhnliche Theilnahme gewidmet, ihre Nachbarin wurde, mit ihr in Verkehr trat und ihr Tröſtungen bereitete. Zweifelsohne war es die Dichterin, welche Mittel fand, den Ruſſen vom Looſe und vom Aufenthalt der ſchönen Portugieſin zu unterrichten, was keine leichte Aufgabe ſeyn konnte. Einerſeits hatte der eiferſüchtige Gemahl den Rauch geſehen, bevor die Liebenden der Flamme ſich bewußt geworden, ſo daß die Dame nicht geradezu an ihren Ritter ſchreiben konnte; andererſeits durfte man nicht wagen, die geheime Kunde als Stoff des Geſprächs in die Geſellſchaft zu werfen, denn ſonſt hätte Elga auch davon vernommen und ſeine Gemahlin anderswohin gebracht. Wie der Faden geſponnen wurde, kann ich nicht ſagen, da ich in dieſen Bruchſtücken (wenigſtens wiſſentlich) nichts erfinde, obſchon ich nicht dafür bürge, daß ſich manche Einzelheiten in der Erinnerung verſchoben haben. Das Ende der Begebenheit war eine Entführung.

Als die Elga nach Dresden kam, verfügte ſie ſich zur Dichterin und erwies ihr viele Freundlichkeiten, die jedoch nach wenigen Wochen ein plötzliches Ende nahmen. Helmina glaubte eines Tags ausdrücklich verſichern zu müſſen, daß ſie ihre Freundin für einen reinen Engel und das Verhältniß zu Strogonoff für einen Brautſtand in des Wortes edelſter Bedeutung halte. Dieſe kindliche Aeußerung wurde für etwas genommen, was ſie nicht war, nämlich für den bitterſten Hohn. Sehr natürlich, da ſie nicht nur mit dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge nicht ſtimmte, ſondern auch im ſchneidendſten Widerſpruche zu Umſtänden

Digitized

ſtand, welche nicht zu kennen man eine zerſtreute Träumerin wie Helmina ſeyn mußte.

Strogonoff hatte in ſeinem Gefolge einen Arzt, noch jung, aber von ausgezeichneten Gaben. Sein Name fällt mir im Augenblick nicht bei, obſchon er ſpäterhin vielfach genannt worden; vermuthlich werde ich mich ſeiner entſinnen, ſobald ich dieſe Blätter aus der Hand gegeben. Dieſen Arzt zog Helmina ihres Sohnes wegen zu Rathe. Er erklärte den Zuſtand für ſcrophulös und ſtützte ſeine Meinung unter anderem auf den ſichtbar werdenden Anſatz zu einem Kropf. Die beſte Hülfe, ſagte er, ſey entweder in einem Seebade oder in den Badener Schwefelquellen bei Wien zu finden. Das Seebad hielt er für noch zuträglicher, indem er zugleich beklagte, keines zu wiſſen, das mit den Vorzügen der Nordſee jene der adriatiſchen Küſte verbinde, die er alle namentlich auseinander ſetzte. So gerieth denn Helmina in's Schwanken zwiſchen Süden und Norden. Wenn ſie nach Norden ging, ſo konnte ſie im Winter nach Berlin zurückkehren, die gewiſſe ſchöne Wohnung beziehen und vorher ihren Vater zu Hamburg aufſuchen; wandte ſie ſich jedoch nach Trieſt, ſo war ſie im Stande, zu Anfang des Winters nach Wien zu kommen und die erſte Vorſtellung der Euryanthe zu ſehen. In dieſem Schwanken ließ ſie ſich an einem Tage einen Paß vom preußiſchen, am nächſten einen andern vom öſterreichiſchen Geſandten geben. In den letzten Stunden erſt vor der Abreiſe (30. Juli 1823) kam ſie zu dem feſten Entſchluſſe, nach dem Norden zu reiſen, und zwar auf Krauklings Zureden, der eindringlich vorſtellte, daß zur Fortſetzung von Wilhelms Studien der Norden geeigneter ſey als der Süden.

Der Entſchluß erfuhr beim Einſteigen in den Wagen ganz von ungefähr eine Veränderung. Auf Krauklings Mahnung verlangte Wilhelm den Paß, um ihn in die Briefta ſche zu nehmen und immer ſchnell bei der Hand zu haben, weil Helmina in ihrer Handtaſche einen ganzen Trödelkram führte, ſo daß jedes Nachſuchen nach einem Gegenſtand viele Zeit koſtete. Auch dießmal wurde lange geſucht, bevor ein Paß zum Vorſchein kam. Es war der kaiſerliche. Der preußiſche ließ ſich nicht finden; er war, wie ſich ſpäter ergab, aus Verſehen in Babettes Bündel gerathen. Nachdem ſich die Gewißheit herausgeſtellt, daß der preußiſche Paß nicht vorhanden, erklärte Helmina dieſen Umſtand für einen Ausſpruch des Schickſals und ſagte zum Kutſcher: „Wir fahren über Prag nach Wien.“

Dem Lehnröſſler galt es vollkommen gleich, ob er ſich links über die Brücke wandte oder die Deichſel den böhmiſchen Bergen zukehrte, da er von Dresden, ſeiner Heimath, aus keine „Retourchaiſe“ führte. Helmina hatte den Wagen für Tagreiſen nach einem ungenannten Ziel gemiethet, da ſie ihre Abreiſe geheim hielt, die Morgens um drei Uhr erfolgte, nachdem der Abend und die Nacht zum Aufpacken verwendet worden. Weßhalb ſie die Abreiſe ſo geheim betrieb, läßt ſich nicht anders erklären als dadurch, daß ihr der Anſchein abenteuerlicher Flucht Vergnügen machte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Windsbraut.

Aus dem waldigen Felsgeklüfte
Springt die Windsbraut, die trotzige Maid,
Mit rauſchendem Haar, um ihre Hüfte
Klirrt das blitzende Panzerkleid.
Mit wildem Brauch
Und erſchütterndem Athems Hauch
Schreit ſie hinein in die bangende Welt:
Wo ein Kämpfer, der mir ſich ſtellt?
Er komme heran in Bälde! —
Da zittert und ſtöhnt das Gewälde.

Mit ungebändigter Rieſenkraft
Faßt ſie den mächtigen Tannenſchaft
Und ſchüttelt ihn wild, daß weit in's Grün
Die duftigen Nadeln niederſprüh'n,
Beugt tief ihn, tiefer, und raſtet nicht,
Bis der ächzende Waldeshüne bricht,
In des krachenden Falles Wucht
Mit ſich reißend, was um ihn heut
Noch des herbſtlichen Strahls ſich gefreut.
Echo rollet von Schlucht zu Schlucht.

Und ſie ſchreitet den Wald entlang,
Hell anſtimmend auf ihrem Gang
Den titaniſchen Schlachtgeſang.
Fahles Laub
Wird zu hochaufwirbelndem Staub,
Denn ihr wechſelnder Schritt iſt ſchwer.
In zerſtörender Flucht
Ueber der Berge riſſigem Kamm
Sucht ſie den Sturm, ihren Bräutigam,
Der in flutumgürtender Felſenbucht
Tief durchwühlet das donnernde Meer,
Nach dem Riff
Jagt das kämpfende Feuerſchiff
Und die Wogen wälzt hinterher.

Aber am Steuer entſchloſſen und ſinnend
Steht der Menſch mit dem ruhigen Muth,
Ueber die ſtürmende Meeresflut
Den erhebenden Sieg gewinnend.

Feodor Löwe.

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Kryſtallkirche. — Der Bußtag. — Ein Erbſchaftsproceß.

Den Kryſtallpalaſt in Sydenham in eine Kryſtallkirche umzuwandeln, d. h. denſelben zur Abhaltung eines öffentlichen Gottesdienſtes zu benutzen, war eine neue, ächt engliſche Idee, die der Direktion des Kryſtallpalaſtes bedeutende Vortheile verſchafft hat. Man denke ſich aber auch eine ungeheure Kirche, welche die St. Paulskirche vielleicht zehnmal in ihrem Raume aufnehmen könnte, und dieſe Kirche nach allen Seiten durchſichtig, mit dem weiten Himmel über dem kryſtallenen Dache, mit dem Blick auf den grünen, unendlichen Park durch die kryſtallenen Wände, und ringsum die reichen Schätze der Kunſt und Induſtrie innerhalb dieſer Wände, unbegrenzt in der Begrenzung, und man hat nur noch eine unvollſtändige Vorſtellung vom ſeltſamen Schauſpiel, das dieſe neue Kryſtallkirche bot. Und dieſe Umwandlung des Kryſtallpalaſtes in eine Kryſtallkirche fand ſtatt am Tage der »Humiliation,« d. h. am Tage, an welchem die Engländer ſich demüthigen ſollten vor dem Herrn, der ſo große Trübſal in Indien über ſie verhängt, und dieſe Umwandlung wurde einzig und allein dem Prediger Spurgeon zu liebe vorgenommen, damit der Mann an dieſem Tage der allgemeinen Demüthigung in der neuen Kirche predige und es den Tauſenden, die ſich um ihn drängen, nicht an Platz fehle. Man denke ſich ferner, daß allen den Tauſenden und aber Tauſenden, die Spurgeon in dieſem unermeßlichen Raume hören wollten, nach der Predigt und während derſelben Gelegenheit geboten war, ſich auf jede mögliche Weiſe zu erfriſchen, geiſtig durch die im Kryſtallpalaſt angehäuften Schätze der Kunſt und Induſtrie und phyſiſch durch die daſelbſt trefflich organiſirten Reſtaurationen, ſo wird man ſich keineswegs wundern, daß von allen Kirchen Englands, in denen auf Befehl der Königin heute der Buß- und Faſttag gefeiert wurde, keine ſo viel Menſchen anzog als eben dieſe neue kryſtallene Kirche. Trotz des Eintrittspreiſes, der wie an den andern Tagen, an denen der Kryſtallpalaſt geöffnet iſt, nicht weniger als einen Schilling betrug, waren der Menſchen, die ſich zu Spurgeon, zu der Kryſtallkirche und den Kryſtallreſtaurationen drängten, nicht weniger als 30,000. Die Compagnie des Kryſtallpalaſtes ſowohl als Spurgeon haben treffliche Geſchäfte gemacht, der Privatcollekte nicht zu gedenken, die eigends für Spurgeon während des Gottesdienſtes gehalten wurde.

In der von der Königin erlaſſenen Verordnung wegen Abhaltung des Buß- und Faſttages hieß es ausdrücklich, derſelbe ſey ausgeſchrieben worden, um Vergebung zu erflehen für die Sünden, welche das große Unglück in Indien herbeigeführt. Alle Predigten in allen Kirchen Englands hatten die Sünden zum Texte zu nehmen und zu zeigen, wie daraus die Strafe erwachſen. Jedem Geiſtlichen ſtand es indeſſen frei, dieſe Sünden nach ſeiner Weiſe zu deſiniren; er konnte ſie in England oder in Indien begangen ſeyn laſſen, von Individuen oder von der Maſſe, vom Volke oder von der Regierung. Die Kirchen Englands ſtellten daher an dieſem Tage eben ſo viele Hörſäle vor, in denen daſſelbe politiſche Ereigniß von unzähligen Predigern von den verſchiedenſten religiöſen und philoſophiſchen Standpunkten gedeutet wurde, und die Journale hatten ſolches Wohlgefallen an dieſen religiös-philoſophiſch-politiſchen Predigten, daß ſie dieſelben in ihrer ganzen Länge mittheilten. Wir finden heute die unendlichen Columnen aller Journale mit einer neuen politiſch-kirchlichen Literatur gefüllt, die trotz der Einförmigkeit im

Hauptpunkte, d. h. im Thatbeſtand der Sünde, die größte Mannigfaltigkeit in den Details, in der Benennung, Darſtellung und Auseinanderſetzung dieſer Sünden darbietet. So wurde auf der Kanzel der St. Paulskirche gezeigt, wie die Sünde darin beſtanden, daß die Engländer nicht genug darauf bedacht geweſen, die heidniſchen Indier in fromme Chriſten zu verwandeln. Sie hätten allzuſehr für die Dinge dieſer Welt geſorgt und darüber die Sache Gottes vergeſſen; die Kämpfe in Indien ſeyen alle im menſchlichen Intereſſe, keineswegs im Intereſſe Gottes geführt worden, und das habe die Strafe Gottes herbeigeführt. In der Weſtminſterabtei ging man ſpecieller auf die Sünden ein und bezeichnete den gräßlichen Opiumhandel als die Urquelle alles über Indien und England verhängten Unheils. Die Sklaverei, hieß es, habe man abgeſchafft, und das, was ſchlimmer als Menſchenhandel ſey, den Opiumhandel, der den Körper und die Seele verderbe, habe man beſtehen laſſen, ja gehegt. So lange man fortfahre in Indien Opium zu pflanzen, könne auf dem indiſchen Boden nichts Gutes gedeihen. In der Templekirche hieß es, man habe den Indiern zu viele Freiheit und Bildung und zu wenig Religion gegeben. Wenn Freiheit und Bildung ohne Religion im vorigen Jahrhundert in Frankreich die große Revolution herbeigeführt, ſo habe dieſelbe Urſache in Indien dieſelben blutigen Auftritte erzeugt.

Und was ſagt der große Spurgeon unter dem ungeheuren kryſtallenen Dache innerhalb der gewaltigen Wände, durch welche die grüne Natur ſo vertraulich herein lacht, inmitten der Tauſende lebender Menſchen und aufgeſtopfter Thiere und Statuen von Göttern und Helden und Ueberreſten der Vorzeit? Da wo er ſteht und ſein Wort über das Meer der Menſchenköpfe hingleitet, hat er die beſte Ausſicht auf die egyptiſche Iris und die Krokodille; Jupiter und Apoll ſind ebenfalls nicht weit, und wenn er ein Auge für andere Gegenſtände hätte, als die Menſchen, die in ſchwarzen Klumpen unter ihm ſtehen, einen Sinn für andere Dinge als für die Sünde, über die er zu dieſen Menſchen zu ſprechen hat, ſo könnte er ſogar all die verſchiedenen Aphroditen des Alterthums, die nicht gar fern in der ſchönſten künſtleriſchen Anordnung aufgeſtellt ſind, der Reihe nach muſtern. Aber nein, Spurgeon denkt nichts und ſieht nichts als die Sünde. „Die Sünden," ſagt er, „welche die Engländer in Indien begangen, ſind ſchwer, und die, welche die Stimmen der gefolterten Indier und der entthronten indiſchen Fürſten gehört haben, konnten wohl prophezeien, daß Gott nicht lange das Schwert in der Scheide ruhen laſſen werde." Aber das ſey nicht die ärgſte Sünde, welche ſie in Indien und gegen Indien begangen. Die ſchlimmſte Sünde ſey, daß ſie die ſogenannte Religion der Hindus auch nur einen Augenblick geduldet, eine Religion, die weiter nichts ſey als eine Maſſe des entſetzlichſten Unraths, den die Einbildungskraft ſich vorſtellen könne. Religiöſe Freiheit ſey ein Princip, das zwar allen Engländern theuer ſeyn müſſe, aber ſobald die Religion Sittenloſigkeit lehre, ſo ſey er der erſte, der ausrufe: Nieder mit der Religion! Dann geht Spurgeon noch einen Schritt weiter, als die officielle Proklamation, und zeigt, daß die Schuld, für welche Gott jetzt das Land ſchwer heimſuche, von England nicht allein in Indien auf ſich geladen worden, daß es in England ſchwere Sünden gebe, die man nur zu lange und zu öffentlich geduldet. Und nun kommt er auf Holywell und die Proſtitution zu ſprechen. Holywell iſt eine kleine Straße nahe beim Strand, wo obſcöne Bilder und Bücher in öffentlichen Laden verkauft werden. Nun iſt kürzlich ein Verbot gegen den Verkauf ſolcher Bücher und Bilder erlaſſen worden, und in einem Lande, wo man alle Statuen und Bilder des Alterthums mit Gewänden umhüllt, um ja das Andachtsgefühl nicht zu verletzen, war es keine leichte Sache, die richtige Grenzlinie zwiſchen Anſtand und Unanſtändigkeit zu ziehen. Hätten doch viele in ihrem Eifer für den Anſtand alle Götter Homers mit Freuden aus der Literatur und Kunſt verbannt geſehen, und es ſollte uns gar nicht wundern, wenn Spurgeon in ſeinem Eifer für Religion, Anſtand, Sitte und Moral rachſüchtige Blicke hinübergeſandt hätte auf alle die Aphroditen, die in der ſchönſten Ordnung im Palaſte aufgeſtellt waren, der ihm in dieſem Augenblick zur Kirche diente. „Es iſt eine Sünde," rief er aus, „daß es dem Laſter geſtattet ſeyn ſoll, ſich auf der Straße, an Vergnügungsorten, im Theater den Augen aller bloßzuſtellen; es iſt eine Sünde, daß ſchöne Ladies und hochedle Lords öffentlich im Theater zuſammenſitzen, um Stücke aufführen zu ſehen, die nichts weniger als moraliſch ſind." — Das war vorzugsweiſe die Sündengattung, gegen die Spurgeon im Kryſtallpalaſte vor 30,000 Zuhörern predigte, und aus der er vor allen das Unglück ableitete, welches das Land betroffen. Die Einnahme aber an der Kirchen- oder Palaſtthüre betrug 1600 Pfund Sterling oder 40,000 Franken, und in der Kirche, im Palaſte wurden an 400 Pfund Sterling, d. h. an 10,000 Franken geſammelt. Man rechne dazu noch das Geld, das für Speiſe und Trank im Palaſte ausgegeben wurde und das ſich wenigſtens auf das Dreifache belief: denn die Leute ließen es ſich, trotz der Predigt, trotz des Faſttages gut ſchmecken in den Reſtaurationen innerhalb der Kryſtallkirche. Die Anſtalten, welche von der Direktion getroffen worden, ließen aber auch nichts zu wünſchen übrig; das Bier war von der beſten Qualität und die Predigt that dem Durſt und Appetit nicht den geringſten Abbruch, im Gegentheil.

Wie bemerkt, iſt in allen Kirchen Englands gepredigt worden, und in allen katholiſchen, evangeliſchen und jüdiſchen hat man ſich bemüht, den Zuſammenhang zwiſchen Sünde und Strafe den Leuten recht klar zu machen. Nichts natürlicher, als daß dabei die verſchiedenartigſten und bunteſten Theorien zu Tage kamen. In dieſem Chaos von Dogma und Philoſophie erſchien es nun ſonderbar, daß es gerade der Rabbiner war, der dieſen Stein des Anſtoßes in ſeiner Predigt am geſchickteſten vermieden hat. Auf

die Urſache, welche den Aufſtand, auf die Sünde, welche die Strafe herbeigeführt, ſagt Rabbi Marx, komme es hier keineswegs an. Eine ſolche Unterſuchung könne die Verwirrung nur noch ſchlimmer machen. Ueberhaupt halte er es nicht für gut, am heutigen Tage ſich in lange Theorien über Sünde und Strafe einzulaſſen, oder gar über die Art und Weiſe zu deklamiren, wie man am beſten die Kataſtrophe hätte vermeiden können. Theologie und Politik ſeyen ganz verſchiedene Felder; die Theologie habe nichts mit der Politik gemein, ausgenommen in einem theokratiſchen Staate. Sie ſeyen hier vereinigt, um ſich vor dem Urheber aller Dinge niederzuwerfen ꝛc. Auf ſolche Weiſe umging der ſchlaue Rabbi die Schwierigkeit und gab zugleich die beſte Kritik der Predigten in den andern Kirchen.

In dieſem Augenblick wird ein Erbſchaftsproceß vor den Gerichten verhandelt, der die Aufmerkſamkeit des Publikums ſo ſehr in Anſpruch nimmt, wie die bekannte lächerliche Controverſe über „Telegraphem und Telegramm.“ Ich ſage etwas darüber, weil dieſer Proceß über engliſche Sitten und Gebräuche beſſer unterrichtet, als lange Erörterungen und Abhandlungen.

Wenn ein Lord oder überhaupt ein Nobleman ſtirbt, ſo fällt bekanntlich ſein Grundbeſitz, das was man ſeinen »estate« nennt, dem älteſten Sohne zu, während alles, was ſich bei ſeinem Tode an baarem Gelde oder ſonſtigem beweglichem Gute vorfindet, unter den übrigen Söhnen und Töchtern gleich vertheilt wird. Natürlich macht das letztere den kleinſten Theil der Hinterlaſſenſchaft aus, und immer fällt dem älteſten Sohne mit dem Titel zugleich der größte Theil des Beſitzthums des Vaters zu. Nun ſtarb vor kurzer Zeit der Earl Fitzhardinge und hinterließ einen estate oder Grundbeſitz, der nicht weniger als 40,000 Pfund Sterling jährlich Grundrente abwirft, und in deſſen Beſitz natürlich ſein älteſter Sohn trat. Die Grundrente wird in England halbjährlich eingetrieben und der Earl ſtarb gerade im Augenblick, wo das Halbjahr zu Ende ging. War der Tod eine Sekunde vor Mitternacht erfolgt, ehe das Halbjahr zu Ende gegangen, ſo müſſen die für das abgelaufene Halbjahr ausſtehenden Gelder als »personal property« betrachtet werden, d. h. als baares Geld, auf das der älteſte Sohn keinen Anſpruch machen kann, und das geſetzlich unter den übrigen Geſchwiſtern zu vertheilen iſt. Demnach käme dieſen eine Summe von 20,000 Pfund Sterling zu gute, der Reinertrag der halbjährlichen Grundrente des väterlichen Eſtate's. Iſt der Vater dagegen eine Sekunde nach Mitternacht verblichen, ſo haben die übrigen Geſchwiſter keinen Anſpruch an die ausſtehende Grundrente. Dieſelbe war vor dem Tode des Vaters noch nicht verfallen, und der Betrag kann daher nicht als baares Geld von den übrigen Geſchwiſtern beanſprucht werden, ſondern fällt mit dem Eſtate dem älteſten Sohne anheim. Nun aber verſchied der Vater gerade im Augenblick, als es auf der Schloßuhr zwölf Uhr ſchlug. Die Frage iſt, erſtens, ob der Tod mit dem erſten oder mit dem letzten Schlage der Schloßuhr eintrat, und dann, ob der folgende Tag mit dem letzten Schlage der Uhr beginnt und die Glocke ausgeſchlagen haben muß, oder ob mit dem erſten Schlage bereits der vorhergehende Tag als geſchloſſen anzuſehen iſt? Jedenfalls aber war es ein fataler Augenblick, um darin zu ſterben und zu einem ſolchen Proceſſe Anlaß zu geben. Für den älteſten Sohn iſt der Proceß allerdings nicht ſehr fatal; er kann dabei höchſtens die halbjährliche Grundrente eines Gutes verlieren, das mit jedem folgenden halben Jahre dieſelbe Summe abwirft. Für die übrigen Söhne ſteht aber dabei nicht allein ihre ganze Hinterlaſſenſchaft auf dem Spiele, ſie haben noch dazu die Proceßkoſten zu tragen, wenn ſie verlieren, und dieſe mögen ſich am Ende auch auf einige tauſend Pfund belaufen. Dabei haben ſie allerdings den Vortheil, daß ſie die erſten ſind, die durch das engliſche Geſetz den Streitpunkt entſcheiden laſſen, ob der folgende Tag mit dem erſten oder letzten Glockenſchlag von zwölf Uhr beginnt.

Genf, Oktober.

(Schluß.)

Notre-Dame de Genève. — Das Escalade-Denkmal. — Rückblick auf die Sommerſaiſon. — Neue Gaſthöfe. Das Hôtel de la Metropole. — Genfer Straßenleben. Reiſende Künſtler und fahrendes Volk.

Ein Grundſatz der in Genf gegenwärtig herrſchenden Partei, der die raſche Bevölkerungszunahme nicht wenig fördert, iſt abſoluteſte religiöſe Duldung. Die Confeſſion iſt gegenwärtig weder ein geſetzliches noch conventionelles Hinderniß der Niederlaſſung, und die Regierung hat mit gleicher Bereitwilligkeit der anglicaniſchen und der katholiſchen Kirche, wie der iſraelitiſchen Gemeinde Grundſtücke zur Erbauung gottesdienſtlicher Gebäude unentgeltlich

überlaſſen. Die engliſche Kirche wurde bereits vor vier Jahren vollendet, ſie liegt in den neuen Stadttheilen hinter dem Quai du Montblanc. Die neue katholiſche Kirche des Quartier St. Gervais, Notre-Dame de Genève, ein ſchönes gothiſches Gebäude an der ehemaligen Porte-Cornavin, unfern des Bahnhofs der Genf-Lyoner Bahn, wurde am 4. Oktober unter Aſſiſtenz des Herzogs und der Herzogin von Montpenſier, ſo wie der Königin Chriſtine von Spanien, die gerade in Genf weilten, feierlich eingeweiht.

Hier iſt der Ort von einem Denkmal zu ſprechen, welches kürzlich zur Erinnerung an die letzte, muthig beſtandene Prüfung des Genfer Proteſtantismus errichtet, in unſern Tagen den ſeltſamen Beweis liefern zu ſollen ſchien, wie die größte Unduldſamkeit um der Toleranz willen möglich ſey. Wir meinen das Escalade-Denkmal in der untern Cité, ein Werk des beſonders durch ſeine Brunnenmonumente rühmlich bekannten Münchener Bildhauers Leeb. Der Kampf, welchen die Errichtung dieſes Denkmals in der Genfer Preſſe hervorrief, war in hohem Grade bezeichnend für die Stellung der Genfer Parteien. Die Revue de Genève, das Organ der radicalen Partei, verdamme den Municipalrath, auf welchen dieſes Blatt wegen ſeiner regierungsfeindlichen Geſinnungen ohnedieß nicht gut zu ſprechen iſt, weil er durch Aufſtellung jenes Monuments nichts anderes bezwecke, als den Jahrhunderte alten Haß zwiſchen Genfern und Savoyarden, der endlich glücklich entſchlafen ſey, von neuem anzufachen. Es fehlte ſogar nicht an indirekten Aufforderungen, dem Monument, falls es wirklich aufgeſtellt werden ſollte, was die Revue „im Namen der Toleranz“ noch immer in Zweifel zog, „ſein Recht widerfahren zu laſſen.“ Das Journal de Genève dagegen übernahm die Vertheidigung der Municipalität: ein Denkmal zur Erinnerung einer der ruhmreichſten Thaten des Genfer Volks, die noch heute feſtlich begangen werde, zur Erinnerung an den letzten Sieg der kleinen proteſtantiſchen Republik über Hinterliſt und Nachſtellung der katholiſchen Ligue könne doch ſchwerlich ein Verbrechen ſeyn, müſſe ſogar von den ſavoyiſchen Nachbarn, den Nachkommen jener mit blutigen Köpfen abgewieſenen Söldlinge Karl Emanuels, wenn dieſe jetzt wirklich, wie die Revue behaupte, einen freieren und unbefangeren Standpunkt einnehmen, nur gebilligt werden. Dieſer Federkrieg, der zum Glück nicht über die Spalten jener Parteiblätter hinaus griff, dauerte den ganzen Sommer hindurch, bis endlich eines ſchönen Morgens, es war der 15. September, das Denkmal, in der Nacht vorher von ſeiner Umhüllung entkleidet, zur Verwunderung der ſtreitenden Parteien, ruhig und in ſich vollendet daſtand, ſein Schickſal erwartend. Fügen wir zur Ehre auch der aufgeregteſten Schichten der Genfer Bevölkerung hinzu, daß keinerlei Unbilde gegen das Kunſtwerk verübt wurde. Das Denkmal ſteht, wie bemerkt, in der untern Cité, auf demſelben Platz, wo in einer Decembernacht des Jahres 1602 der Ueberfall der ſavoyiſchen Truppen von den gänzlich unvorbereiteten Genfern ſo tapfer abgeſchlagen wurde. Aus einem dreizehn Fuß im Durchmeſſer haltenden Granitbecken, aus einem erratiſchen Blocke, wie ſie ſich auf dem benachbarten Salèveberge finden, gefertigt, erhebt ſich der Sockel, aus welchem das Waſſer aus zwei Meduſenhäuptern und den Rachen zweier Drachen hervor ſpringt. Der auf dem Sockel ruhende Granitwürfel zeigt in Bronzereliefs den Kampf an der Porte de la Monnaie auf der einen Seite, auf der andern den 84jährigen Theodor Beza, wie er an den Stufen der Hauptkirche zu St. Peter das aus dem Kampf zurückkehrende Volk ſegnet, auf der dritten die Namen der im Kampf gefallenen Genfer und auf der vierten die Gedächtnißinſchrift. Auf dieſem Würfel erhebt ſich der Monnaiethurm mit verſchiedenen allegoriſchen Verzierungen in Relief, und über dieſem, das Ganze dem Auge gefällig abſchließend, die Bildſäule der Stadt Genf. Das Denkmal hat eine Höhe von 22 Fuß. Manche hätten einen größeren Maßſtab gewünſcht, allein ſchon die lokalen Bedingungen, wie der kleine Raum des engen Platzes, der als hiſtoriſcher Boden nicht zu verlaſſen war, duldeten keine größeren Dimenſionen. Jetzt, nachdem der Parteihader durch das fait accompli zum Schweigen gebracht iſt, müſſen ſelbſt die früheren Gegner des Projekts zugeben, daß es ein glücklicher Gedanke der Municipalität war, die an Werken der plaſtiſchen Kunſt nicht allzu reiche Stadt Genf mit einer neuen monumentalen Zierde zu beſchenken.

Nach dieſer kurzen Abſchweifung auf das Gebiet der ſtädtiſchen Parteizuſtände, wozu uns das Escaladedenkmal Veranlaſſung gab, ſey uns noch ein Rückblick auf die Sommerſaiſon geſtattet, deren Schluß unmittelbar bevorſteht und durch den in den Bergen bereits eingekehrten Winter noch beſchleunigt wird. Die heurige Saiſon lieferte einen abermaligen Beweis, wie Genf auch als Vereinigungspunkt der vornehmen Welt von Jahr zu Jahr an Bedeutung zunimmt. Der Umſtand, daß Genf in politiſcher Hinſicht als abſolut neutraler Boden betrachtet werden darf, ſo wie gerade der Mangel an ſolchen centraliſirten Vereinigungspunkten, wie ſie die Geſellſchaftshäuſer, Bälle u. ſ. w. der Badorte ſchaffen, die Größe endlich der Stadt, wodurch das Beiſeiteſetzen jeder läſtigen Etikette ermöglicht wird, dieß alles ſcheint das fortdauernd wachſende Zuſtrömen ausgezeichneter Fremden aus allen Nationen nach der Lemaniſchen Hauptſtadt zu befördern. Wenn ich aus der dießjährigen Fremdenliſte den Prinzen Alfred von England, die Großfürſtin Maria Nikolajewna von Rußland, die Prinzen und Prinzeſſinnen von Leuchtenberg, die Kaiſerin Wittwe und Großfürſtin Helene von Rußland, den Kronprinzen und die Kronprinzeſſin von Württemberg, den Prinzen von Wales, den König Leopold, den Graf von Flandern, die Königin Chriſtine von Spanien, den Herzog und die Herzogin von Montpenſier als ausgezeichnete Fremde nenne, die faſt alle einen längeren, zum Theil mehrwöchigen und mehrmonatlichen Aufenthalt in Genf nahmen, ſo dürfte obige Anſicht genügend begründet ſeyn. Auf das lange Verzeichniß der der hohen

Digitized by Google

Ariſtokratie, beſonders der engliſchen und ruſſiſchen, angehörenden Touriſten, welche in der Sommerſaiſon länger hier verweilten, müſſen wir natürlich verzichten. Wahrhaft koloſſal aber war der Touriſtenzug, der, beſonders in den letzten drei Monaten, ſich aus und nach allen Himmelsrichtungen durch unſere Stadt bewegte, und welcher namentlich auch dem Chamounythal eine goldene Ernte brachte. In dem bezeichneten Zeitraum konnte man von früh Morgens bis ſpät in die Nacht auf allen unſern berühmten öffentlichen Spaziergängen, wie im engliſchen Garten, auf der Rouſſeauinſel, dem Quai du Montblanc, alle Sprachen der gebildeten Welt Europas und Amerikas wie im babyloniſchen Chaos durcheinander tönen hören. Mancher Fremde wird ſich eine ſchöne Erinnerung bewahrt haben an die Genfer Nächte, wenn nach der Gluthhitze eines Julitages — Gutzkow ſpricht nicht umſonſt von einem „ſonnigen Genève" — der Mond prächtig über dem Möle aufſtieg, auf den ſtillen Wellen des blauen Sees ſilberne Lichtfunken umherhüpften, und bald von der Rouſſeauinſel, bald von leicht dahingleitenden Nachen die vollen Klänge einer wohlbeſetzten Orcheſtermuſik über die nächtige Fluth herüber tönten, während an den Paläſten der Kais vorüber und auf den Brücken ein brauſendes Menſchengewühl auf- und abwogte.

Es kann nicht fehlen, daß auf dieſen ſtets und ſtätig wachſenden Fremdenverkehr in Genf die Spekulation immer mehr ihr Augenmerk richtet. So ſahen wir denn auch in dieſem Sommer neben mehreren großartigen Penſionen drei große neue Gaſthöfe eröffnen. Das „Hôtel Victoria" auf dem rechten, das „Hôtel garni de la Poſte" * und das „Hôtel de la Métropole" auf dem linken See- und Rhoneufer. Der letztere Gaſthof iſt ſicherlich die großartigſte Unternehmung dieſer Gattung nicht nur in Genf, ſondern auch in der geſammten Schweiz, was jedenfalls viel ſagen will, und verdient ſchon darum eine eingehendere Erwähnung. Das Hôtel bildet ein großes Rechteck am Grandquai und kehrt dem See eine Fronte von ungefähr 210 Fuß Länge und 76 Fuß Höhe zu. Nichts Entzückenderes läßt ſich denken als die herrliche Ausſicht, die ſich aus den Fenſtern bietet. Unmittelbar vor der Fronte dehnt ſich der neue engliſche Garten mit ſeinen geſchmackvollen Buſch- und Baumgruppen, Springbrunnen und Pavillons bis an den See, zur Linken erhebt ſich die Rouſſeauinſel aus den blauen Fluthen und am jenſeitigen Ufer der Quai du Montblanc und Quai des Bergues mit ihren Paläſten. Darüber hinaus ragen die Kuppen der ſüdlichen Jurakette, die rebenbewachſenen nördlichen Ufergelände des Genfer Sees, und zur äußerſten Rechten über die mit Villen bedeckten Höhen, die ſich von Collogny nach Chêne ziehen, das weite Panorama der ſavoyiſche Alpen. Das rieſenhafte Gebäude enthält zweihundert Zimmer, fünf große Säle und zwei mit Glas bedeckte, mit Statuetten und exotiſchen Gewächſen geſchmückte Höfe. In den breiten, mit Marmor geplatteten Gängen ſind in allen Stockwerken Niſchen mit Brunnen angebracht. Wie die äußeren Verhältniſſe des Baus einen einfach edeln Styl zeigen, ſo iſt die Ausſtattung der Zimmer eben ſo elegant, wie ſolid und comfortabel. Ein Gang durch dieſe rieſigen Räume läßt uns begreifen, daß die Bau- und Einrichtungskoſten des Gaſthofs ſich auf mehr als 1,600,000 Franken belaufen konnten. Beſitzer dieſes großartigen Etabliſſements, das in ſeiner Art eine Muſteranſtalt genannt werden kann, iſt der durch ſeine ausgedehnten induſtriellen Unternehmungen auch in Süddeutſchland bekannte Genfer Bankier Chriſtian Kohler, der Gaſthalter ein Schwabe, W. Wolbold, der deutſchen Touriſtenwelt als früherer Inhaber des Hôtel de la Balance in Genf vortheilhaft bekannt. — Auch der Beſitzer des kleineren, aber nicht minder eleganten Hôtel Victoria iſt ein Deutſcher, wie denn überhaupt ſeit einigen Jahren mehrere große Gaſthöfe der Schweiz, wie in Chamouny, in deutſche Hände übergegangen ſind. Mit dem neuen Hôtel de la Poſte ſoll der erſte Verſuch gemacht werden, die Sitte der Pariſer Hôtels garnis in Genf einzuführen. Es enthält hundert Zimmer, welche der Fremde, wenn er es vorzieht, auswärts zu ſpeiſen, ohne Koſt zu verhältnißmäßig billigen Preiſen für jeden, wenn auch noch ſo kurzen Zeitraum miethen kann. Alle dieſe neuen Gaſthöfe, erſt ſeit wenigen Monaten eröffnet, waren bereits einigemal überfüllt, ohne daß in den älteren großen Hôtels eine Abnahme der Fremdeneinkehr zu bemerken geweſen wäre, ein Beweis, in welchen Verhältniſſen der Fremdenzufluß in Genf überhaupt ſteigt.

Mit der Vergrößerung der Stadt, der ſo raſch gewachſenen Einwohnerzahl und dem maſſenhaften Einſtrömen der Fremden hat ſich auch die Phyſiognomie des Genfer Straßenlebens vielfach verändert. Die Genfer Plebs zeichnete ſich von jeher durch ihre Neigung, den größten Theil ihrer arbeitsfreien Stunden auf den Straßen zuzubringen, wie durch ihre Neugierde aus. Daher kam es, daß die Genfer Straßen auch ſchon bei den früheren eingeſchränkten Verhältniſſen ein ſehr belebtes Bild boten und ſchon im vorigen Jahrhundert jene Aufläufe häufig vorkamen, die der Lemanſtadt den Namen des ſchweizeriſchen Kleinparis eintrugen. Zu dem autochthonen Element der pflaſtertretenden Einwohnerſchaft kommt nun in unſern Tagen noch die fremde Arbeiterbevölkerung und jene endloſe Touriſtenmenge, die, weil ja das Schauen gewiſſermaßen ihr Metier iſt, ſich natürlich nicht in die vier Wände ihres Gaſthofzimmers einſchließt, was kaum noch Albions Söhne und Töchter thun, da auch old England neugierig zu werden ſcheint. Daher hat das heutige Genfer Straßentreiben einen ganz entſchieden

* Dieſe beiden Gaſthöfe ſind auffallender Weiſe in der neueſten Auflage des Bädekerſchen Reiſehandbuchs (1857) nicht genannt, obwohl ſie gleichzeitig mit dem zuletzt genannten eröffnet wurden. Noch ſey bemerkt, daß die Aufzählung der Penſionen in dem genannten Werke ganz ungenügend iſt, da nicht Eine der hervorragendſten Anſtalten dieſer Art genannt wird.

großſtädtiſchen Anſtrich, und andererſeits wieder gibt es wohl kaum eine Stadt von ähnlicher Größe, die ſolche Anziehungskraft auf allerlei Volk, das auf die Schauluſt der Menge ſpeculirt, ausübt wie Genf. Nicht nur zahlreiche namhafte Künſtler richten ihre Schritte hierher, wo ſie mit Recht eine gute Einnahme erwarten dürfen, ſondern auch eine Menge von Leuten höheren und niederen Ranges jener Claſſe, welche uns Holtei in ſeinen ergötzlichen „Vagabunden“ die Revue paſſiren läßt, trifft in Genf zuſammen. In Genf iſt, um uns eines waidmänniſchen Ausdrucks zu bedienen, ein förmlicher „Wechſel“ all dieſes fahrenden Volks aus Italien, Deutſchland und Frankreich. Das Genfer Straßentreiben glich in den Monaten Julius bis September dem Frankfurter oder Leipziger Meßleben auf ein Haar. Concerte berühmter und unberühmter Künſtler, Vorſtellungen in der „natürlichen Zauberei.“ Schauſtellungen aller Art folgten ſich jeden Abend. Vor der Porte Neuve brüllten die Löwen, Tiger, Panther u. ſ. w. des Herrn Charles, und vor der Porte de Rive antworteten die Tiger, Leoparden, Löwen und Hyänen des Herrn Kreuzberg im Echo. Dort bewunderte die Menge die Gelehrigkeit des Elephanten und hier reckte die fabelhafte Geſtalt der bunt gefleckten Giraffe ihren langen Hals aus einer Oeffnung durch das Zeltdach. In einer andern Bude wird Sebaſtopol eingenommen, Kanonendonner und Trompetengeſchmetter lockt die Menge herbei. Dort gibt in einem fahrenden Zimmer eine berühmte Somnambule ihre Zauberſprüche, und ſelbſt Herr Mengin, der berühmte Crayonverkäufer der Pariſer Boulevards, hat ſich herbeigelaſſen, dem ſchweizeriſchen Kleinparis ſeinen Beſuch abzuſtatten, um, wie die Anſchlagzettel beſagen, ſowohl durch die Güte ſeiner Waare, wie durch „ſeine philoſophiſchen Vorträge“ zu glänzen. Wer in Paris war, weiß was dieſe Vorträge zu bedeuten haben: es ſind offenherzige, witzige Variationen des »mundus vult decipi,« doch ohne die Nutzanwendung: »ergo decipiatur.« Auf einem großen, von zwei Pferden gezogenen Wagen, der auf einem der belebteſten Plätze der Stadt, gewöhnlich in der Nähe der großen Rhonebrücke hält, ſteht der vielgewandte Pariſer, angethan mit rothem Talar und glänzendem römiſchem Helm mit wehendem Federbuſche. Ruhig, faſt majeſtätiſch überſchaut der Jünger Mercurs die verſammelte Menge und läßt ſich dann etwa alſo vernehmen: „Da ſeh' mir Einer den Blagueur, den Charlatan, den Aufſchneider! So etwa, hochverehrte Anweſende, denken Sie jetzt alle. Pſt! kein Wort der Entſchuldigung: es iſt ſo, das ſind Ihre Gedanken. Und Sie haben nicht unrecht: ich ſehe aus wie ein Charlatan. Aber, meine Herrſchaften, die Hand auf's Herz, würden Sie wohl ſich hier verſammeln und von mir kaufen, wenn ich nicht dieſen Helm auf dem Kopf hätte und hinter mir dieſe phantaſtiſch gekleideten Muſikanten, die ihren Inſtrumenten ohrzerreißende Töne entlocken? Alſo, ich muß ein Blagueur ſeyn, damit Sie von mir kaufen und ich meine Bleiſtifte abſetzen kann, die beſſer und billiger ſind, als Sie ſie ſonſt in dieſer guten Stadt erhalten. So iſt uns beiden geholfen.“

Alter Schlawiner, hier ſah ich deine Theorie im größten Maßſtabe und mit vielem Glück angewendet. — Wer, der vor etwa zehn oder fünfzehn Jahren in Heidelberg, Gießen, Marburg oder Göttingen ſtudirt hat, lächelt nicht bei dieſem Namen und erinnert ſich nicht des alten Frankfurter Hauſirjuden, der, ein ſtereotyp ſatiriſches Lächeln auf dem breiten, bleichen Geſicht, in den Studentenkneipen dieſer Univerſitätsſtädte umherzog, hunderterlei Dinge aus ſeinen, wahre Magazine darſtellenden Rocktaſchen hervorzog und zum Verkauf ausbot? Niemand hörte ihn, bis er mit donnernder Stimme ausrief: „Wer kauft doppelt gemopſten Makak?“ Und wenn dann bei Nennung dieſes non ens ſich alle Geſichter ihm zuwandten, ſo pflegte er zu ſagen: „Aha, man muß nur etwas aufſchneiden. Was nicht iſt, das will jeder haben. Schwindel machen, das iſt die Kunſt des Händlers.“ Und dann war all ſeine Waare „doppelt gemopſter Makak“ geworden und er verkaufte die ſchwere Menge. Ja wohl, Schwindel machen, das iſt die Kunſt, und es bedurfte wohl nicht des „Charlatans“ Mengin, um den neuen Kleinpariſern dieſen Grundſatz plauſibel zu machen. Hoffen wir, daß ſie ihn immer ſo verſtehen, wie der ehrlich aufſchneidende Bleiſtiftverkäufer von der Seine.

Mit dieſem pium desiderium laſſen Sie mich meinen heutigen Brief ſchließen, der, wie ich mit Schrecken ſehe, das geworden iſt, was ich vermeiden wollte, ein kleines Heft.

Aus dem Weichſelmarſchlande, Oktober.

Wer hätte nicht von dem großen Unglück gehört, welches die Bewohner der Weichſelniederung ſo oft ſchon durch Ueberſchwemmung betroffen hat! Um ſo mehr von Intereſſe dürfte eine kurze Schilderung dieſes ſonſt ſo geſegneten Marſchlandes ſeyn.

Die ſonderbare Ableitung des Wortes Werder bei

Digitized by Google

dem alten Hiſtoriker Hartknoch von „Werden,“ d. h. wie dieſer ſagt, „von der gut gefaßten Hoffnung, daß das Land mit der Zeit werden würde,“ findet in dem jetzigen blühenden Zuſtande dieſer Niederungen ihren richtigen Grund. Indeſſen verſteht man in Preußen unter jener Benennung ſolche Landſtrecken, die durch Abdämmung Strömen abgenommen werden; insbeſondere aber bezeichnet man damit das fruchtbare Marſchland der Weichſel und Nogat, die Danziger, Marienburger und Elbinger Niederung. *

Nimmer vergeſſe ich den Eindruck, den ich erhielt, als ich zum erſtenmal von der Zinnen des Marienburger Hochmeiſterſchloſſes aus meinen Blick über dieſe geſegnete, zwiſchen Weichſel und Nogat gelegene Niederung ſchweifen ließ, die wie ein unabſehbarer Luſtgarten vor meinen Augen ſich ausbreitete. Wie wenige in Deutſchland kennen dieſe, an Ueppigkeit und Segen mit den glücklichſten Gegenden wetteifernde Landſchaft, wo jede Quadratruthe Landes einen bedeutenden Werth hat. Wie ein ſchönes, von Geſundheit ſtrotzendes Kind liegt dieſes Werder hingeſchmiegt in den Armen der beiden majeſtätiſchen Ströme, die es liebend zu umfaſſen ſcheinen. Hier die goldenen Fruchtſaaten üppiger, mannshoher Getreidefelder, dort das lachende Grün der Wieſen, wo das weidende Rind tief im ſchattigen Graſe oder im Klee watet, mit ſchnurgeraden Reihen krauskö pfiger Weiden geziert, welche die geſellig verbindende Landſtraße von Dorf zu Dorf leiten, und gekrönt mit einer Menge ehrwürdiger Kirchthürme, die aus umbüſchten Dörfern fromm zum Himmel empor weiſen. Mitten durch ſchmiegt ſich die gepflaſterte Kunſtſtraße, die von Danzig nach Elbing führt, zwiſchen Obſtbaumreihen dahin, bedeckt mit Frachtwagen, Poſten und Equipagen; dort blicken einzeln liegende, ſchweizerartig gebaute größere Landhäuſer (hier Höfe genannt) mit ihren rothen Ziegeldächern, Vorhallen und Galerien aus Kraut- und Baumgärten einladend hervor; nirgends aber wehrt ein Hügel, nirgends eine Waldung dem Blicke, den üppig vollen Reiz der Gegend aufzufaſſen, der eben in der unabſehbaren weiten Ebene liegt.

Weniger lachend iſt der Anblick, wenn man die Werder ſelbſt durchwandert; dann gewähren ſie trotz ihres Reichthums und Segens nur das Bild großer Einförmigkeit. Zwiſchen abgeſtutzten Weiden auf einer der vielfach ſich kreuzenden Landſtraßen wandelnd, klagt der ermattende Wanderer über Mangel an Schatten und ſieht ſich vergebens nach einem gaſtlichen Laubdache um. Dabei ermüdet das Auge durch den Anblick eines ewigen Einerlei. Ein Dorf ſieht dem andern zum Verwechſeln ähnlich, das ganze Land iſt durch Gräben wie in Tafeln getheilt und zwiſchen dieſen laufen die mit Weiden bepflanzten Wege, welche einander ſo ähnlich ſehen, daß nur ein des Landes Kundiger vor dem Verirren ſicher iſt. Wer eine Meile weit gefahren iſt, kennt das ganze Werder, denn auf der unabſehbaren Fläche kehrt immer daſſelbe wieder. Der üppige Boden beſteht durchweg aus einer lehmigen ſchwarzen Erde, hier Pech geheißen (ein Produkt der Ueberſchlickung durch die Weichſel), der dem Reiſenden höchſt unangenehm werden kann; ſchon bei wenigem Regen wird der Weg ſchlüpfrig wie Seife; regnet es ſtärker, ſo werden ſämmtliche Landſtraßen und Fußſteige völlig unpaſſirbar; man kann dann kaum von einem Hauſe zum andern gelangen, ohne zu verſinken. Da es auf und in der ganzen Werderinſel keinen Stein gibt, es ſey denn daß er von auswärts hierher gebracht wäre, ſo iſt von Steinpflaſter faſt nirgends die Rede, ſelbſt in den ſtattlichſten Dörfern nicht. Deßhalb hat auch ſelten eine Chauſſee dem Staate ſo viel Geld gekoſtet als die durch das Werder von Danzig nach Elbing.

Aber nicht immer ſah es ſo in den Werdern aus. Noch vor fünfhundert Jahren lag im Weſten der ſtolzen Marienburg jenſeits der Nogat ein ſechs Meilen langes Sumpfgelände, welches durch die jährlichen Ueberſchwemmungen der Weichſel zu jedem Anbau unfähig war und einen weiten Moraſt bildete, aus welchem nur auf einigen kleinen Erhöhungen fünf Dörfer hervorragten; gegen Norden zu aber erſtreckte ſich gleichfalls längs dem Nogatfluſſe ein vier Meilen weiter Sumpf bis nach Elbing, dem friſchen Haffe zu. Aehnlich ſah es in der Umgebung von Danzig aus. Dieſe Gegenden dem Fluſſe abzugewinnen und in eine blühende Landſchaft umzuwandeln, das war der große Gedanke, den des deutſchen Ordens wackerer Landmeiſter, Meinhard von Querfurt, ausführte. Erddämme ſollten ringsum die mächtigen Ströme in ihr Bett zurückweiſen und das Land vor ihren zerſtörenden Angriffen ſichern. Aber dieſe Dämme mußten hoch und ſtark gebaut werden, denn die zürnende Fluth wälzt jährlich furchtbar zermalmende Eisſchollen dagegen und verſucht zornbrauſend ihr altes Gebiet wieder zu erobern. Dieſes rieſenhafte Werk, wohl das ſegensvollſte des deutſchen Ordens in Weſtpreußen, wurde 1288 begonnen und ſtand ſchon nach ſieben Jahren vollendet da. Den ſchrankenloſen Strömen war ein weites Gebiet abgerungen und bald belohnte eine Fruchtbarkeit, wie ſonſt kein Landſtrich Preußens ſie kennt, des Menſchen Fleiß. Die Bearbeiter blieben nicht aus. Vom ruhmwürdigen Landmeiſter aus Deutſchland und Holland herbeigerufen, kamen Schaaren von Anzöglingen, die, durch fünfjährige Abgabenfreiheit begünſtigt, ſich auf dem neu gewonnenen Lande niederließen, es durch Gräben und Schleuſen vollends austrockneten und in kurzem durch ihren von der Fruchtbarkeit des Bodens belohnten Fleiß eine der anmuthigſten Landſchaften ſchufen. Bald vermochten ſie das Land nicht mehr mit ihren Familien allein zu bebauen; ſie brauchten Tagelöhner, Knechte und Mägde und zogen dieſe aus dem benachbarten Kaſſubenlande und von den Höhen des ſüdlicheren Weſtpreußens heran. Willig

* Weichſel und Nogat ſind hier durch hohe Deiche eingedämmt worden, wodurch im Frühjahr und Herbſte nicht nur ihr Austritt verhindert wird, ſondern ſie ſelbſt auch gezwungen werden, ſich in einer ſchiffbaren Tiefe zu erhalten.

kamen diese in eine Gegend, in der sie ein besseres Leben und leichteren Verdienst als in ihren sandigen Heimathsteppen fanden. So kommt es, daß die eigentliche Herrschaft im Werder Deutsche sind, die dienende Klasse aber der polnischen Zunge angehört. Eine neue Epoche in der Bevölkerungsgeschichte der Werder trat 1570 ein. Es war dieß die Einwanderung der Wiedertäufer, nach ihrem Stifter Menno Simonis, Mennoniten genannt. Sie kamen meist aus Nordholland, wo sie den Druck, dem sie ihrer Religion wegen unterworfen waren, nicht länger ertragen mochten. Ihre Namen Cornelius, Dyck, Sudermann, Menno, van Riesen, Claaßen, Janson u. s. w. bekunden noch ihre Abkunft. Sie nahmen den niedrigsten, nach dem Haffe zu gelegenen Theil des Werdermarschlandes in Besitz, der mit den grasreichen Triften ihres fernen Heimathlandes die meiste Aehnlichkeit hatte, und machten Viehzucht und Butter- und Käsebereitung zu ihrer Hauptbeschäftigung. Da sie aber ein gemeinsames dörfliches Leben nicht kannten, ja wohl gar haßten, so bauten sie, jeder abgesondert für sich, ihre Höfe auf, diejenigen aber, welche Neigung zum Ackerbau hatten, kauften sogenannte Außenländereien, d. h. noch uncultivirte Landstrecken zwischen den Höfen der deutschen Colonisten an, und so entstanden die Feldhöfe im Werder.

Von der außerordentlichen Fruchtbarkeit dieses Marschlandes kann nur der sich einen Begriff machen, der es selbst durchreist hat. Es ist ein wahres Land Gosen, das die Aussaat fünfzehnfältig zurück gibt. Die Hauptfrüchte sind Weizen, Raps und Klee, weniger Roggen und Hafer. Sonst pflanzt man auch Tabak und Kümmel, beides in der Tiegenhöfer Gegend, und die Wiesen sind von solcher Güte, daß eine weidende Kuh gewöhnlich bis dreißig Quart Milch gibt, freilich nicht so schmackhaft als auf der Höhe.

Daß eine solche Gegend nicht ohne wesentlichen Einfluß auf den Charakter und die Lebensart ihrer Bewohner seyn kann, liegt am Tage. Schwer wie der Boden und schwerfällig wie das Getreide hier, das seine dicken, körnerreichen Aehren nicht aufrecht zu halten vermag, sondern sich lagern muß, ist auch der Mensch. Der Werderaner ähnelt dem Holländer; er ist wie dieser starknochig, breitschulterig, von gedrungenem Körper und blühender Gesichtsfarbe; seine blauen Augen und blonden Haare verrathen den deutschen Ursprung. Dabei ist das ganze Wesen des Werderaners, der in seinem Leben keinen Berg besteigen, ja nicht einmal mit besonderer Mühe seinen Acker zu bestellen hat, langsam und bequem; sein ganzes Thun und Treiben charakterisirt ruhiger Ernst und Ueberlegung; er ist durchweg ein praktischer Mann. Man muß ihn achten, sollte man ihn auch eben nicht sehr liebenswürdig finden; dazu ist er zu sehr phlegmatisch derber Natur. Den ganzen Tag über geht er mit der brennenden Pfeife im Munde umher und dirigirt seine Wirthschaft, welche leicht zu leiten ist, da der Grundbesitz klein ist und auf ihm alles so betrieben wird, wie Großvater und Großmutter es betrieben haben. Man hört hier nicht das laute Commando, wie auf andern Wirthschaften, es herrscht ein gewisses Stillleben vor und die Wirthschaft geht wie ein aufgezogenes Uhrwerk ruhig ihren alten Gang fort. Fett wie sein Boden ist auch des Werderaners Nahrung. Seine Sprache ist tief und breit, ein Plattdeutsch. Knechte und Mägde sprechen polnisch. Von jeher konnten die Werderaner nicht zu den gewöhnlichen Bauern gerechnet werden, sondern standen ihren Vermögensverhältnissen und auch ihrer Bildung nach höher. Auch sind ihre Höfe größer, als die der gewöhnlichen Bauern; sie nähern sich mehr dem Stande der Gutsherrn, weßhalb sie selbst sich auch nicht Bauern, sondern Hofbesitzer nennen. Der Wohlstand hat bei ihnen in früheren Zeiten viel Ueppigkeit und besonders eine große Neigung zur Kleiderpracht hervorgerufen, wogegen heftige Kanzelredner noch weniger ausrichteten als Kleiderverordnungen, wie z. B. die vom Jahr 1684, durch welche „die hoffärtigen und unanständigen taftenen und atlassenen Kleider, die goldgestickten Mützen, goldenen und silbernen Spitzen und Posamenten, die großen theueren Knöppchen, die Böscher an den Ohren und alle ähnliche Alamodereyen“ bei 20 Thalern Strafe und Confiskation untersagt, die Geistlichen aber zur Einschärfung dieser Verordnung ermahnt und die Schulzen zur Ueberwachung verpflichtet wurden. Im übrigen gilt von den Werderbewohnern auch jetzt noch eine ältere Beschreibung: „Sie werden zwar insgemein vor grobstolz ausgeschrieen, aber man findet auch feinbescheidene Leute unter ihnen.“ Auch wird es immer mehr gewöhnlich, daß wohlhabende Besitzer ihre Söhne nach den höheren Bildungsanstalten von Marienburg, Elbing und Danzig schicken. Ihr Charakter im Allgemeinen ist eine gewisse Gutmüthigkeit, Offenheit und Biederherzigkeit. Den Mennoniten zeichnet Verschlossenheit, Ordnungsliebe und Mäßigkeit, und ein übergroßer Hang zum Erwerb aus. Mit der dienenden Volksklasse hingegen sieht es traurig aus. Unwissenheit, Trunksucht und Rohheit sind hier an der Tagesordnung.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 47.

Inhalt.

Das französische Volkslied mit besonderer Rücksicht auf Beranger. Seite 1105.

Das Arcanum. Von H. Kurz. (Schluß.) Seite 1112.

Die Thierabrichtung im römischen Alterthum. Seite 1116.

Literatur. Neue Dorfgeschichten. Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erster Band: die Heiterethei und ihr Widerspiel. Frankfurt 1857. Seite 1120.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien. Seite 1123.

Aus dem Weichselmarschlande. (Schluß.) Seite 1125.

Bremen. Seite 1128.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[70] So eben erſchien bei **Fr. Ludw. Herbig** in Leipzig und kann in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes eingeſehen werden:

Schmidt, Julian, Geſchichte der franzöſiſchen Literatur ſeit der Revolution 1789. 1. und 2. Lieferung.

Das ganze Werk erſcheint in 4 Lieferungen. Preis der Lieferung im **Subſcriptionspreiſe** 1 Thlr. 6 Ngr., im **Ladenpreiſe** 1 Thlr. 12 Ngr. **Der Subſcriptionspreis erliſcht mit dem Erſcheinen der 4. Lieferung, am 30. November.**

Dieſes Werk bildet ſowohl der Zeit als der Behandlung nach ein Seitenſtück zu deſſelben Verfaſſers „deutſcher Literaturgeſchichte", deren glänzender Erfolg — es erſchienen davon in kurzen Zwiſchenräumen 3 Auflagen — die Verlagshandlung auf eine günſtige Aufnahme auch dieſes Werkes hoffen läßt.

---

[71] **Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Ulrich von Hutten.

Von

David Friedrich Strauß.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieſes Werk kündigt ſich ſelbſt am beſten durch die Namen an, die es auf dem Titelblatte trägt: ſein Gegenſtand iſt Ulrich von Hutten, ſein Verfaſſer David Strauß. Es iſt die erſte vollſtändige, ihre ſchwierige Aufgabe meiſterhaft löſende Biographie des edeln Vorkämpfers der Reformation von einem der erſten deutſchen Schriftſteller der Gegenwart: dem berühmten Verfaſſer des „Leben Jeſu" und der trefflichen Biographien von Schubart, Märklin und Friſchlin.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Frauenbilder

aus

Goethe's Jugendzeit.

Studien zum Leben des Dichters.

Von

H. Düntzer.

gr. 8. geh. Preis fl. 3. 24 kr. oder Rthlr. 2. —

Die vorliegende Schrift hellt die ſo vielfach irrig gedeuteten Verhältniſſe des ſich entwickelnden Dichterjünglings Goethe zu den bedeutendſten auf ihn einwirkenden Frauen in anziehendſter, einen tiefen Blick in die kerngeſunde Natur ſeines perſönlichen Weſens gewährender Weiſe auf, und wirft auf die eigene Darſtellung des Dichters in „Wahrheit und Dichtung" ein ganz neues Licht. Die vielfachen höchſt wichtigen, theils auf bisher unbekannten, aus beſter Quelle fließenden Angaben, theils auf genauer, die ſehr zerſtreuten Nachrichten ſammelnden, ſichtenden und beleuchtenden Unterſuchung beruhenden Aufſchlüſſe geben der Schrift für jeden Freund des Dichters einen dauernden Werth, wie die Darſtellung ſo vieler höchſt bedeutenden Frauen, Friederike Brion, Anna Sibylla Münch, Eliſabeth Schönemann, Auguſte von Stolberg, ſo wie der Schweſter und der Mutter Goethe's, für Jeden von höchſter Anziehung ſeyn muß, den die Bilder edler Weiblichkeit erfreuen. Auch über viele von Goethe's Jugendbekannten, den unglücklichen Lenz, den durch Hoffmann novelliſtiſch verunglimpften Rath Crespel, den Componiſten Kayſer, den Maler Kraus u. A. gibt das Buch zum Theil ganz neue Aufklärungen, wie es manche der gangbaren Angaben über einzelne Punkte im Leben des großen deutſchen Dichters auf erwünſchteſte Weiſe berichtigt, einzelne noch nicht verſtandene kleinere Gedichte treffend erläutert und im Allgemeinen einen höchſt wichtigen Beitrag zur Beurtheilung Goethe's vom ſittlich-menſchlichen Standpunkt aus liefert.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Stein, Syſtem der Staatswiſſenſchaft.

Zweiter Band.

In Unterzeichnetem iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geſellſchaftslehre.

Erſte Abtheilung.

Der Begriff der Geſellſchaft

und

die Lehre von den Geſellſchaftsklaſſen.

Von

L. Stein.

gr. 8. geheftet. fl. 4. — oder Rthlr. 2. 12 Ngr.

Das vorliegende Werk des Herrn Verfaſſers, das wir hiemit dem Publikum übergeben, iſt der erſte in umfaſſender Weiſe entworfene Verſuch, eine wiſſenſchaftlich begründete Lehre von der menſchlichen Geſellſchaft als organiſchen Theil der Staatswiſſenſchaften, und zwar als ein ſelbſtſtändiges, auf eigenen Principien baſirtes Gebiet aufzuſtellen. Es iſt keine Behandlung der Tagesfragen, wohl aber eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung der Principien, nach denen allein die Tagesfragen ihre höchſte Löſung erhalten. Es wird künftig nicht mehr verſtattet ſeyn, der Geſellſchaftswiſſenſchaft, der man ihre Bedeutung nie abgeſprochen hat, ihre Selbſtſtändigkeit und ihren organiſchen Inhalt abzuſprechen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Die Maikönigin.

Eine Dorfgeſchichte in Verſen

von

Wolfgang Müller von Königswinter.

Miniatur-Format. Carteonirt mit Goldſchnitt.

Preis fl. 1. 24 kr. oder 26 Ngr.

Der Dichter dieſes ländlichen Idylls hat an die Entwicklung einer einfachen und doch ſpannenden Geſchichte die lebendige und naturwahre Schilderung eines tüchtigen, geſunden Landlebens geknüpft. Er hat dabei die bedenklichſte Klippe dieſer Gattung der Poeſie, die Empfindſamkeit, glücklich vermieden und dem poetiſcheren Element des Humors deſto mehr Spielraum gegeben. Mit ungemeiner Gewandtheit in Behandlung des Verſes läßt er alle Mühen, Freuden und Wechſelfälle deutſchen Landlebens in bald muntern, bald ergreifenden Bildern am Leſer vorübergehen, wie es denn überhaupt die glückliche Form iſt, was das kleine Epos zu einer eigenthümlichen Erſcheinung in der Literatur der Dorfgeſchichten macht.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 47. 22. November 1857.

Zwiſchen Provençalen und Franzoſen fand, wie gewöhnlich zwiſchen nahe verwandten Nachbarn, eine gegenſeitige, durch die Verſchiedenheit der Zunge hervorgerufene Abneigung ſtatt. Es iſt glaublich, daß in ganz Gallien urſprünglich eine und dieſelbe romaniſche Sprache herrſchte, dieſe erhielt ſich im Provençaliſchen reiner als im Franzöſiſchen, das ſich etwa ſeit dem zehnten Jahrhundert durch eine Ablattung der Formen allmählig davon losſagte.

Fr. Diez.

Das franzöſiſche Volkslied mit beſonderer Rückſicht auf Beranger.

Paris, im Herbſt 1857.

Wie man im Uebrigen auch über Beranger denken mag, der wie jeder Menſch ſeine ſchwachen Seiten hatte, ſo viel iſt ausgemacht, daß es in Paris bei den Claſſen, denen man ſehr uneigentlich den Namen „arbeitende Claſſen“ beilegt, in neuerer Zeit keinen populäreren Namen gab als den ſeinen. Abſichtlich habe ich die Popularität Berangers auf Paris eingeſchränkt, obſchon dieſelbe ſich über ganz Frankreich erſtreckte; denn wenn es ſich von ſchriftſtelleriſchen Berühmtheiten handelt, deren Ruf ſelten bis zu den kleinen Provinzialblättern dringt, kann man nicht vorſichtig genug ſeyn, eine wirkliche und wahrhafte Theilnahme für ſie und ihre Leiſtungen nicht ohne weiteres bei der großen Maſſe vorauszuſetzen. In den ungemein anziehenden „Souvenirs militaires et intimes du général vicomte de Pelleport“ (1857), eine ehrliche Soldatenhaut ohne Furcht und ohne Tadel, wird des Eindrucks erwähnt, den Bonapartes berufene Anſprache am Fuße der Pyramiden: „Soldaten, von der Höhe dieſer Denkmale blicken vier Jahrtauſende auf euch herab!“ bei den Truppen, in deren Reihen Pelleport diente, hervorgebracht habe. „Für die meiſten unſerer guten Kameraden war dieß Griechiſch, nichtsdeſtoweniger gaben ſie inſtinktmäßig ihren Beifall zu erkennen“ (ils applaudirent par instinct). So iſt es gar vielen berühmten Männern ergangen: die Menge huldigt ihnen aus Inſtinkt und dieſer Inſtinkt iſt bei den Franzoſen vorzugsweiſe der Inſtinkt der Phraſe, gleichviel ob ſie auf hochtrabendem Kothurn oder als leichtgeſchürztes Witzwort auftritt. Derſelbe Napoleon hatte bekanntlich von Corneille ſich die ſtehende Berufung auf Römer und Römerthum angeeignet, und als in Syrien, wo die Rationen ausgingen, die Soldaten ſich bei ihm darüber beklagten, wies er ſie mit dem Einfall zurecht, ſie würden es niemals den Römern gleich thun, die an ihrer Stelle ihre Torniſter aufgezehrt hätten. „General, Ihre Römer hatten gar keine Torniſter,“ rief eine Stimme, in der die Soldaten einen ihrer Sprecher erkannten; man lachte und beruhigte ſich. Aber von der Zeit an hat Napoleon die Römer ruhen laſſen.

Müßte ich nicht befürchten mißverſtanden zu werden, würde ich Beranger mit einem jener Rhetoren vergleichen, die im franzöſiſchen Feldlager eben ſo

Digitized by Google

unbezahlbar ſind wie die Hansnarren, die man vor den ruſſiſchen Regimentern die drolligſten Tanzbewegungen ausführen ſieht, um ihre Kameraden vergeſſen zu machen, daß ſie ſchon fünf Meilen marſchirt und zum Umſinken müde ſind. So nützlich für die Armee, die er erheitert, ſo gefährlich kann der Rhetor für die bürgerliche Geſellſchaft werden, die er durch gut gewählte Worte in ihren unterſten Schichten aufzurühren im Stande iſt. Revolutionen ſind eben ſo oft durch die Phraſe hervorgerufen als beſchwichtigt worden, aber es gehört ein großes, ein überlegenes Geſchick dazu, um dieſe gefährliche Waffe mit Erfolg und auf die Länge zu führen, ohne ſich ſelbſt damit in die Finger zu ſchneiden. Beranger hat dieß auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weiſe verſtanden.

Medaillen, Biographien, Erinnerungen aller Art, die auf den dahingeſchiedenen Volksdichter Bezug haben, wurden an allen Straßenecken nicht etwa feil geboten, ſondern reißend verkauft. Kein ordentlicher Ouvrier, der nicht ſeinen Beranger haben wollte. Sehr wahr äußert ein geiſtreicher Feuilletoniſt des „Figaro," eines Witzblattes, das wirklichen Witz beſitzt und darum nach kurzem Beſtand die Abonnentenzahl des „Kladderadatſch" faſt um das Dreifache überholt hat: „Alters halber ſterben, iſt etwas ſehr Schönes, aber die Hauptſache bleibt immer, daß man unbekannt ſtirbt. Seht nur dieſen armen Beranger: kaum daß er die Augen geſchloſſen, und eine Schaar von Freunden und Bewunderer ſtürzt hin über ſeine Leiche. Jeder ſucht durch eine Grabrede, durch indiscrete Enthüllung von abſichtlich geheim gehaltenen Handlungen oder intimen Aeußerungen in Briefen ſich an den berühmten Namen des Dichters anzuhängen, der doch ohne alles Geräuſch begraben ſeyn wollte; ſelbſt Blauſtrümpfe haben ſich hervor gewagt. Glücklich die Zeitung, die ein paar Zeilen von ihm auftreiben kann. Die Reclame poſaunt ſie aus, commentirt ſie unbekümmert um Schicklichkeit und die Rückſichten, die man dem Privatleben ſchuldet. Manches Herrchen, deſſen Bekanntſchaft der Verſtorbene abgelehnt hätte, gab ſich in aller Eile als einen Freund Berangers zu erkennen, und klammert ſich krampfhaft an ſeine Popularität, in der Hoffnung ein Stückchen davon abzukriegen."

Das iſt vollkommen wahr, aber noch lange nicht genug, wenn man den Korb voll Gedichten nicht dazu ſchlägt, die dem »Siècle« allein bei dieſer Gelegenheit zugingen. Die Redaktion war einſichtsvoll genug, „aus Grundſatz" keine einzige dieſer Dichtungen zum Abdruck zu bringen, und das half wenigſtens bei den Pariſern; in der Provinz waren ſie ſchon zufrieden, wenn nur ihr Name mit einigen freundlichen Worten erwähnt wurde, und ſo dauerte die poetiſche Ueberſchwemmung ununterbrochen fort, zumal ſeitdem de Bedollière als guter Freund und ſchlechter Muſikant auf den traurigen Gedanken kam, ein Berangers-Album in Vorſchlag zu bringen, worin alle die kläglichen Reimereien Aufnahme finden ſollten. Man athmet wieder etwas freier und muß dem Todten ſelbſt Glück dazu wünſchen, ſeitdem vereinzelte Stimmen des Tadels laut geworden ſind. Die legitimiſtiſchen Blätter ſind darin vorangegangen, und begreifen läßt es ſich, daß ſie und ihre Anhänger nicht gut auf einen Chanſonnier zu ſprechen ſind, der die Reſtauration verwünſchten grippe nahm und wirklich viel dazu beitrug, ſie möglichſt unpopulär zu machen. Der gewöhnliche Menſch glaubt einmal nicht anders, als daß das wahr ſeyn müſſe, was Einer auf ſo luſtige und ſpitze Weiſe ſagt. Der politiſche Parteiſtandpunkt iſt darum jedoch keineswegs ein geeignetes Tribunal, um den Dichter und Menſchen richtig und ohne vorgefaßte Meinung zu beurtheilen. Um ſo ſchwerer fällt die Stimme in die Wagſchaale, die einem halben, wenn nicht ganzen Glaubensgenoſſen des Dichters angehört. Auguſte Villemot hat ſich in der „Indépendance Belge," welcher der „Nord" auch im Feuilleton ernſtlich Concurrenz macht, dahin ausgeſprochen, daß er am Leben Berangers Alles verſtehe, ſelbſt bewundere, nur nicht ſeinen Austritt aus der Conſtituante im Jahre 1848. „Damals war nicht Beſcheidenheit als erſte Pflicht geboten, und obſchon von dem Liederdichter keineswegs zu verlangen war, in den Krieg zu ziehen, ſo iſt doch allbekannt, daß die Republik lediglich dem ungeſtümen Gebaren der Republikaner und keineswegs der Allmacht monarchiſcher Complotte erlag. Damit war Beranger unweigerlich ſein Platz an der Spitze der Volkshaufen angewieſen, ſo zwar, daß er von Zeit zu Zeit hinter ſich blicken, ſich etwas Ordnung und Stille ausbitten mußte. Was hätte nicht der Einfluß des vergötterten Volksmannes, der Klang dieſer geliebten Stimme an einem verhängnißvollen Tage wie der 15. Mai bewirken können! Dahin rief die Pflicht. Wo aber lag die Gefahr? Ah! die Gefahr — wohl nirgend anders als in der Furcht, mit ſeiner Popularität gegen einen Betrunkenen anzuſtoßen, der ſchreien konnte: „Beranger geht rückwärts! Beranger iſt ein Verräther! Nieder mit Beranger!" So haben Lamartine und einige andere nicht gerechnet. Auch habe ich ſagen hören, Beranger habe ein Vorgefühl ſeiner Schwäche gehabt, und als er erfuhr, daß die Volksvertreter ein Taggeld von 25 Franken bezögen, ſoll er ausgerufen haben: „Man wird dafür bezahlt! Vortrefflich! dann kann ich davon gehen!" In Frankreich laſtet in der That auf dem großen und mühſamen Opferdienſt der Gewalt ein ſo ſchwerer Verdacht, daß das Volk diejenigen mehr in Ehren hält, die auf

Digitized by Google

einige mühſam verdiente Thaler verzichten, als die andern, die kühn den Stürmen die Stirne bieten.“

Die Sache verhält ſich wirklich ſo, und doch könnte Beranger ſich Glück dazu wünſchen, wenn kein anderer begründeter Tadel ihn träfe, als der, im Jahr 1848 nicht die Rolle eines Volkstribunen geſpielt zu haben. Es iſt vielleicht zeitgemäß und zum Verſtändniß des Nachfolgenden faſt nothwendig, eine Stelle aus der nach der Julirevolution geſchriebenen Vorrede zu ſeinen Liedern anzuführen, wo er auf ſeinen Buſenfreund Manuel zu ſprechen kommt, an deſſen Seite nunmehr ſein Sarg ruht. »Moi, je puis dire ce qu'il aurait fait pendant les trois Journées. La rue d'Artois, l'Hôtel-de-Ville et les barricades l'auraient vu tour à tour, délibérant ici, se battant là; mais les barricades d'abord, car son courage de vieux soldat s'y fût trouvé plus à l'aise au milieu de tout ce brave peuple de Paris. Oui, il eût travaillé au berceau de notre révolution. Certes, on n'eût pas eu à dire de lui ce qu'on a répété de plusieurs, qu'ils sont comme des greffiers de mairie qui se croiraient les pères des enfants dont ils n'ont que dressé l'acte de naissance. Tel fut l'homme que je n'aurais pas quitté, eût-il dû vieillir dans une position éminente. Loin de lui la pensée de m'affubler d'aucun titre, d'aucun emploi! car il respectait mes goûts. C'est comme simple volontaire qu'il eût voulu me garder à ses côtés sur le champ de bataille du pouvoir. Et moi, en restant auprès de lui, je lui aurais du moins fait gagner le temps que lui eussent pris, chaque jour, les visites qu'il n'eût pas manqué de me faire, si je m'étais obstiné à vivre dans notre paisible retraite.«

Dieſes unumwundene Glaubensbekenntniß enthält zugleich die ſtarke und die ſchwache Seite Berangers, was noch deutlicher an's Licht tritt, wenn man zwei weitere Sätze hinzunimmt: »Le peuple c'est ma muse,« und den noch bezeichnenden: »Mon ambition n'a jamais été à plus d'un morceau de pain pour mes vieux jours; elle est satisfaite, bien que je ne sois pas même électeur, et que je ne puisse espérer jamais l'honneur d'être éligible, en dépit de la révolution de Juillet, à qui je n'en veux pas pour cela.« Da hat man den ganzen Menſchen! Aber der Dichter? Auf die Frage iſt die Antwort weniger leicht. Im Deutſchen namentlich iſt ſchon das franzöſiſche Wort chanson unüberſetzbar und wir müſſen uns ſchon entſchließen, einen Schritt rückwärts zu machen, um einigermaßen darüber in's Reine zu kommen, was für eine Art von Dichter hinter einem Chanſonnier ſteckt. Der Chanſonnier iſt weder Liederdichter noch Volksdichter, und doch wiederum das eine ebenſo wohl als das andere, überdieß aber noch etwas Weiteres, was aber nur den Franzoſen eigen iſt und von Duclos durch das Epigramm umſchrieben wurde: »Notre talent à nous, c'est l'esprit.«

Die klagenden Molltöne, die den Grundton aller ächten Volkspoeſie ausmachen, ſind im Franzöſiſchen ſo gut als unbekannt. Die Sprache, die Muſik, das Weſen der Franzoſen verſagen ſich ohne weiteres einer derartigen Liederdichtung. Das franzöſiſche Volkslied iſt die Arie des Vaudevilles. Leſer, wenn du ein franzöſiſches Vaudeville, dieſe unüberſetzbare Geſangspoſſe, von Franzoſen haſt aufführen ſehen, ſo weißt du ungefähr, was ein franzöſiſches Chanſon iſt, jedenfalls beſſer, als wenn du alle möglichen Converſationslexica und äſthetiſchen Handbücher zu Rathe ziehſt. Im deutſchen Volkslied klingen, ſelbſt wenn es luſtig iſt, einige melancholiſche Accorde durch; das Chanſon weiß nur von einer einzigen Tonart, und dieſe heißt:

Gai, gai, gai, faisons tous
Ce qu'ont fait nos père
Et mère;
Gai, gai, marions-nous:
Quoique vieux l'exemple est doux.

Die geſchichtliche Seite des chanson populaire, wie man das eigentliche Volkslied im ſchwer abzugrenzenden Unterſchied von dem — wie ſoll ich ſagen? — vornehmeren und kunſtgerechteren Liede zu nennen angefangen hat, iſt ſo gut als gar nicht unterſucht. Sammlungen wie des „Knaben Wunderhorn“ und die Uhland'ſche gibt es nicht, weßhalb die Forſchung auf einem ſehr unſichern Boden ſteht. Indeſſen ſind die Franzoſen im beſten Zuge, dem ſehr fühlbaren Mangel abzuhelfen. Durch ein kaiſerliches Decret vom 13. September 1852 iſt auch das Volkslied in den Rahmen jener großartig angelegten literargeſchichtlichen Sammlung aufgenommen, welche alle mittelalterlichen Schätze der franzöſiſchen Muſe vereinigen und die Urkunden zu der werthvollen Histoire littéraire de la France liefern ſoll. Doch ſcheint es, daß man ſich in der Commiſſion noch nicht über den Umfang des Begriffes „Volkslied“ hat einigen können. Der Berichterſtatter iſt der Anſicht, daß der Reim häufig durch die bloße Aſſonanz vertreten werde, wogegen Leroux de Lincy, deſſen »Recueil des chants historiques français« als werthvolle Vorarbeit dient, offenbar zu weit geht, wenn er (Revue contemporaine. T. XXIX. p. 407) das Volkslied gar nicht reimen, ſondern nur aſſoniren läßt. Das Richtige iſt vielmehr, daß das dichtende Volk ſich niemals, zu keiner Zeit und bei keinem Volke um den kunſtgerechten Reim viel bekümmert, denſelben aber auch nicht verſchmäht hat, wenn er ſich

Digitized by Google

gerade darbot. Ohnedieß wird das, was man Volkston nennt, nicht dahin auszudehnen seyn, daß nicht auch der beziehungsweise Gebildetere, der den Reim von der Assonanz zu unterscheiden versteht, denselben zu treffen im Stande wäre.

Ein ganz anderer Umstand ist es, der die Charakteristik des französischen Volksliedes bedeutend erschwert, ich meine den verwandtschaftlichen Zusammenhang, in welchem die nordfranzösische Dichtung mit der südfranzösischen, die Langue d'oïl mit der Langue d'oc steht. Von Hause aus ist meines Erachtens die provençalische Poesie ganz und gar Kunstpoesie und ohne eine volksthümliche Ader, woraus derselben um so weniger ein Vorwurf gemacht werden kann, als zumal in der ersten Periode der Troubadourdichtung es noch gar keine romanische Volkssprache gab, die sich für den dichterischen Ausdruck irgend geeignet hätte. Einige Bekanntschaft mit der geschichtlichen Entstehung der neulateinischen Idiome, die auf der pyrenäischen Halbinsel sich bildeten, hat, was Anfangs bloße Vermuthung war, für mich zur Gewißheit gemacht, daß das Altprovençalische, so wie es in den uns erhaltenen Gedichten der Troubadours in Anwendung kam, niemals wirklich gesprochen worden ist, oder richtiger, als Sprache des gewöhnlichen Lebens gedient hat. Insofern ist es auch eine ganz müßige Frage, ob das Provençalische oder das Catalonische älter sey, weil nur darüber entschieden werden kann, ob die provençalische Kunstpoesie früher am Hofe der Grafen von der Provence, oder der Grafen von Barcelona geübt wurde? Und darauf antworte ich, daß schon im eilften Jahrhundert Barcelona eine der blühendsten Handelsstädte von ganz Europa war und den Vergleich mit Marseille nicht zu scheuen hatte. Benjamin von Tudela, der Catalonien im Jahr 1150 bereiste, beschreibt Barcelona als eine mächtige Handelsstadt, in der Kaufleute aus Griechenland, Pisa, Genua, Sicilien, Alexandrien und Palästina zusammenströmten. Ein anderer Schriftsteller derselben Zeit nennt es ein zweites Rom, und es wird noch zu untersuchen seyn, ob wirklich die Jugements d'Oléron der Herzogin Eleonore von Aquitanien (Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich und Heinrichs II. von England) aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das erste Seerecht der neueren Zeit waren und den schwedischen Ordonnanzen von Wisby, so wie dem Handelsrecht der deutschen Hansa zu Grunde gelegt wurden; oder ob nicht vielmehr, wie Forcarini und Canciani annehmen, auch in dieser Beziehung Barcelona mit gutem Beispiel voranging. Letzteres sollte man fast meinen, nach den geschichtlichen Untersuchungen Carmanys über die Marine und den Handel von Barcelona zu schließen, wozu noch der weitere sehr erhebliche Umstand kommt, daß das älteste Gewohnheitsrecht, von dem man Kunde hat, die Usatici von Barcelona aus dem Jahr 1068, Bestimmungen über das Seerecht enthält.

Dem mag jedoch seyn wie ihm will, die provençalische Poesie, mag sie früher in der Provence, oder in Catalonien, oder in beiden Ländern gleichzeitig geübt worden seyn, steht außer Zusammenhang mit den volksthümlichen Elementen, die eine wahrhafte Nationaldichtung, eine solche nämlich, die ihre Wurzeln mitten in dem Herzen des Volkes schlägt und daraus die zu einer dauernden Entwicklung nöthige Nahrung zieht, nicht entbehren kann. Das sogenannte Bauernlatein (lingua rustica), das damals noch bei allen romanisch redenden Völkern in Gebrauch war, zerfiel in eine Menge Varietäten, hervorgerufen zum Theil durch lokale, zum Theil durch ethnische Besonderheiten, aber die Verschiedenheiten waren noch so fließend und unbestimmt, so ohne alle durchgreifende grammatische Normen, daß ein dichterischer, überhaupt schriftstellerischer Gebrauch davon gar nicht zu machen war. Die gemeinschaftliche Sprache war das Lateinische, dieses aber entstellt und veraltet, wogegen die neue Sprachbildung, deren Keim aus der verwesenden Römersprache, dieser Weltsprache der alten Welt, die ersten grünen Spitzen blicken ließ, noch gar keine grammatische und lexikalische Consistenz erlangt hatte und darum wohl gesprochen, jedoch nicht geschrieben werden konnte. In dieser Lage der Dinge mochte an zwei besonders gesegneten Küstenstrecken des Mittelmeers, wo nicht allein die classische Bildung die Stürme der Völkerwanderung überdauerte, sondern der lebhafte Verkehr mit dem Morgenlande zugleich die geistigen Errungenschaften des Muhamedanismus, anstatt mit der Zuchtruthe des Eroberers vielmehr in friedlichem Austausch, auf fruchtbaren Boden verpflanzte — so mochte, sage ich, mit dem innern Triebe zu dichterischem Erguß auch eine angemessene Sprachform sich bilden, die dem natürlichen Entwicklungsgange vorauseilend das Gesetz, wonach der Dialekt früher dichtet als die Sprache, umkehrte und wohl verstanden, aber gar nicht, oder doch nur ausnahmsweise gesprochen wurde.

Das Provençalische wird wohl an den Höfen von Barcelona, Marseille, Arles, Avignon, Tarascon, Toulouse dieselbe Rolle gespielt haben wie das Französische unter Friedrich dem Großen in Sanssouci: nur die vornehme und gebildete Welt verstand es, für die Menge waren es böhmische Dörfer. Sprache und Dichtung standen sonach über dem Volke, wobei es sich indeß von selbst versteht, daß einestheils die vornehmen Sprachbildner sich eng an die Wandelungen anschlossen,

Digitized by Google

welche das Lateiniſche im Munde der großen Menge oder des gemeinen Volkes erfuhren, andererſeits dieſes ſelbſt nach und nach von der in den höchſten Kreiſen geläufigen Sprachweiſe ſich das Wichtigſte aneignete. Wäre die Troubadourſprache wirkliche Volksſprache geweſen, ſo ließe ſich ſchlechterdings nicht begreifen, wie die Troubadourdichtung ſich ohne merkbaren Uebergang die nicht bloß künſtlichen, ſondern gekünſtelten Versformen aneignete; denn daß auch in der Poeſie Form und Inhalt ſich decken, iſt ein Axiom, das in der Natur des menſchlichen Geiſtes ſelbſt ſeine unwiderlegbare Beſtätigung findet. Ein ſchon in ſeinem Urſprung gekünſtelter Versbau ſetzt nothwendig eine künſtliche Sprache voraus. Die Canzone, das Sirventes, das Kreuzlied, das Klagelied, die Tenzone, Sonet und Sextine, die Serena, Retroenſa und Breu doble, Descort, Carouſſel ſind mühſam erfundene Weiſen, die nicht unmittelbar aus einer poetiſchen Inſpiration hervorgingen, und wenn man auch zugeben kann, daß die Paſtorela, die Alba, das Marienlied, Balada und Danſa volksthümliche Gattungen ſind, ſo iſt dieß doch nur inſoweit wahr, als einzelne poetiſche Accorde, in denen ſich der ſchlichte und unbefangene Sinn des Volks gefällt, von den Kunſt- und Hofdichtern aufgegriffen und nach ihrer Weiſe verarbeitet wurden. Dem künſtlichen Charakter der Troubadourdichtung benimmt dieß ſchlechterdings nichts.

Man müßte gegen die ſonnenklarſten Beweiſe eigenſinnig die Augen verſchließen, wollte man der ſüdfranzöſiſchen Dichtung auf die nordfranzöſiſche, den Troubadours auf die Trouvères keinen bedeutenden und nachhaltigen Einfluß zuerkennen, ſo irrthümlich es im übrigen auch klingt, daß Nordfrankreich ſeine Dichtungen ohne Unterſchied dem Süden entlehnt habe. Zwei Nationen, die ſich gegenſeitig ſo gründlich haßten, eine ſo unauslöſchliche Abneigung gegen einander empfanden wie Aquitanier und Francogallier, man kann wohl ſagen das ganze Mittelalter hindurch, können ſich wohl dieſes oder jenes abborgen, daß aber eine von der andern ihre ganze dichteriſche Anſchauung entlehnt, iſt undenkbar. Gegen Ende des zehnten Jahrhunderts ſtanden ſich, wie A. Thierry bemerkt, die Länder der langue d'oc und das Königreich Frankreich eben ſo feindlich gegenüber wie Wallonen und Deutſche. Der Nordfranzoſe nannte den Aquitanier Bouffon, der Aquitanier den Nordfranzoſen Brigand; Hanswurſt und Strauchdieb aber haben ſich noch niemals gut zuſammen vertragen. Als König Robert die Tochter des Grafen von Toulouſe, Conſtanzia, heirathete, fand der Chroniſt Rodulphus Glaber nicht bittere Worte genug, um ſich über die leichtfertigen Auvergnaten zu beklagen, die im Gefolge der Königin an den franzöſiſchen Hof kamen und rings um ſich Alles verliederlichten. (Homines omni levitate vanissimi, moribus et veste distorti, armis et equorum phaleris incompositi, a medio capitis comis nudati, histrionum more barbis rasi, caligis et ocreis turpissimi, fidei et pacis foedere omnino vacui. Quorum itaque nefanda exemplaria, heu! proh dolor! tota gens Francorum, nuper omnium honestissima, ac Burgundionum sitibunda rapuit, donec omnis foret nequitiae et turpitudinis illorum conformis.)

Das war ſtark aufgetragen, aber keineswegs aus der Luft gegriffen. Die langue d'oc hatte ſo zu ſagen ihren erſten Einzug in Paris gehalten und von dem alten Frankenthum wurde ein Stück nach dem andern mit ſüdlicher Wichſe übertüncht. Ohne hier näher auf die Frage einzugehen, glaube ich gleichwohl darin eine glückliche Conjunktur erblicken zu dürfen, daß zu jener Zeit das königliche Frankreich wie als politiſche, ſo auch als ſociale Macht hinlänglich erſtarkt war, um ſeine Eigenthümlichkeit zu bewahren, auch wenn es mancherlei vom Süden ſich aneignete, darunter Weſentlicheres als Schnabelſchuhe und Pumphoſen. Daß die nordfranzöſiſche Sprache durch die Berührung mit dem Provençaliſchen wichtige Umwandlungen erfuhr, ſteht feſt, auch wenn es ſich nicht überall nachweiſen läßt die Poeſie vollends mußte ſich unter den bezeichnenden Umſtänden von dem Süden nach dem Norden verpflanzen, ſeitdem an der untern Rhone und an den lachenden Ufern der Garonne der dichteriſchen Zunge innerhalb der neulateiniſchen Sprachbildungen zuerſt die Bande ſich zu löſen angefangen hatten.

So mußte es kommen, daß der nordfranzöſiſchen Dichtung ſchon in ihrer Wiege etwas von der künſtlichen Reimweiſe des Provençaliſchen anhaftete, und ſelbſt nachdem die Troubadourdichtung im Blute der Albigenſer Kriege erſtickt, ihre Wirkung nach außen ſomit abgeſchnitten war, fand der Norden die kräftigen Naturlaute nicht wieder, weil die langue d'oïl über der vermeintlichen Erweichung der lateiniſchen Härten die Fülle und den Wohlklang der früheren Vocaliſation bis zum Verſchwinden abſchwächte und ſich in Halbvocalen gefiel, die nicht im Stande waren die Mitlauter ordentlich zu beleuchten. Wenige Culturſprachen eignen ſich ſo ſchlecht für eine dichteriſche Verwerthung des Lauts als das Franzöſiſche, und namentlich ſpielt das e mit verdächtiger Zudringlichkeit ſo ſehr den Meiſter, daß ein volles Ausklingen des Tons unmöglich wird und der Vortrag ſeine Stärke allein in einer fein berechneten und geſchmackvollen Nüancirung ſuchen kann. Das Franzöſiſche kann eben ſo wenig eine accentuirende als eine quantitirende Sprache heißen, es iſt bloße

Umgangssprache und für den öffentlichen Gebrauch darauf angewiesen, durch epigrammatische Wendungen und rhetorische Kunstgriffe der Monotonie seines Lautsystems nachzuhelfen. Wie will man es z. B. durch die Natur des Lautes selbst rechtfertigen, daß die französische Prosodie aime als Eine, aiment dagegen als zwei Sylben rechnet, während doch in der gewöhnlichen Aussprache nicht der geringste Unterschied zwischen beiden gemacht wird? Dieß ist die Willkür der Künstelei, die schlimmste von allen, zumal wenn es sich um eine naturgemäße Verschwisterung des dichterischen Gedankens und der sprachlichen Form handelt. Die Nordfranzosen, aufgeblasen durch das unverdiente Glück ihrer Weltsprache, thun darum auch sehr unrecht, sich über den Gascogner lustig zu machen, weil dieser ihre ausfallenden Sylben und namentlich das müßige e ausspricht. Es kommt dadurch wenigstens einige Färbung und lautliche Abwechslung in die fein zugespitzte Monotonie des Verschluckens, der alle und jede Massenwirkung abgeht.

Das französische Volkslied hat von seiner Entstehung an mit der Ungunst der Sprache zu kämpfen gehabt, deren klanglose Eintönigkeit nirgends eine feste Handhabe darbot, und die es zugleich verschuldete, daß keine ordentliche Volksmelodie aufkommen konnte. Wo das Volk dichtet, da gibt es seiner poetischen Empfindung unter allen Umständen auch einen musikalischen Ausdruck; ein Volkslied, das nicht gesungen wird, ist kein Volkslied. Nur freilich wird man den Begriff des Gesangs nicht zu eng fassen dürfen; derselbe bedeutet jeden durch eine singende Betonung gehobenen Vortrag, rhythmische Hebung und Senkung der Stimme. Je weiter man in der Abfolge der indogermanischen Sprachen zu ihrer Wiege zurück geht, desto massenhafter und breiter tritt das Lautsystem auf, und die arischen Opfergesänge brauchten nur feierlich gesprochen zu werden, um eine musikalische Wirkung hervorzubringen. Das Griechische erfreut sich eines so herrlich durchgebildeten Lautsystems, eines so prachtvollen Rhythmus, daß ebensowohl die Volkslieder, die den homerischen Dichtungen zu Grunde liegen, als die kunstvoll gegliederten Chöre der Tragiker schon durch die Recitation, d. h. durch die sachgemäße Verwerthung der durch den Dichter an einander gereihten Tonelemente, melodisch erklangen. Die größere Leidenschaft der Empfindung und deren schwerer zu bändigende Naturgewalt bei den semitischen Völkern prägt sich auch in den Anfängen ihrer musikalisch gewordenen Poesie aus; es ist ein unruhiges, oft wildes und immer schreiendes Lautwerden des dichterischen Ausdrucks, ein Lautwerden, dem eine maßvolle und gehaltene Umgrenzung der zum Ausdruck sich hervordrängenden innern Erregung abgeht. Die orientalische Musik klärt sich niemals zu einer reinen, wirklich melodischen Tonwirkung ab.

Ich bin zwar weit davon entfernt, mich auf die Seite Juan Antonio Conde's, des Verfassers der Historia de los Arabes en España, zu stellen, der bei vielen der Meinung Eingang verschaffte, die spanische Romanzendichtung sey eine Tochter der arabischen Poesie, somit ein erborgter und kein ursprünglicher Besitz; so allgemein hingestellt, kann der Satz ein Trugbild heißen, wie der gelehrte F. J. Wolf sich ausdrückt, vorausgesetzt daß man nicht den Sinn damit verbindet, die spanische Poesie sey der arabischen durchaus fremd geblieben. Es müßte doch wunderbar zugegangen seyn, wenn die Häufung gleichlautender Reime und Assonanzen, die dem Romanzenstyl so eigenthümlich ist, gar nichts zu schaffen hätte mit der persisch arabischen Gazhelenform, und zu weit hergeholt wird es wohl nicht seyn, wenn ich aus einer in Toledo befindlichen Handschrift einige dem dreizehnten Jahrhundert angehörende lateinische Verse beispielshalber folgen lasse.

In terra summus rex est hoc tempore nummus;
Nummo venalis favet ordo pontificalis;
Nummus in abbatum cameris retinet dominatum. —

Und so geht es fort durch eine ganze lange Anzahl, Verse. Nach dem Geld kommt die Reihe an die Weiber:

Arbore sub quadam dictavit clericus Adam.
Quomodo peccavit primus Adam in arbore quadam.
Foemina vicit Adam, victus fuit arbore quadam.
Foemina serpenti mox credit alta loquenti u. s. w.

Aber noch weit fühlbarer hat sich die orientalische Musik in der spanischen Volksmelodie bis auf unsere Tage fortgepflanzt, und wer nur einmal die Viardot-Garcia spanische Volkslieder hat singen hören, wird mir beipflichten, daß darin mehr als ein bloßer orientalischer Beigeschmack, mehr als ein Haremsparfum durchklingt. Es ist dieselbe hastige und schrillende Tonfolge, die der arischen Sprachfamilie nicht minder als dem Charakter der Völker, die ihr beizuzählen sind, widerspricht. Für unser musikalisches Gefühl ist es darum auch kein eigentlicher Gesang mehr, sondern ein leidenschaftliches Aufschreien, worin weder die Lust noch der Schmerz rein erklingt, wohl aber ein Dämonisches, hinter dem sich das Hohngelächter einer glühenden Leidenschaft versteckt. Auf die Länge läßt sich dieser spanische Gesang mit den abgerissenen Guitarrenaccorden nicht anhören, ohne daß es Einem unheimlich zu Muthe wird.

Die französische Volksmelodie ist nichts weniger

Digitized by Google

als von ſo leidenſchaftlicher Complexion, ſchon darum nicht, weil es als conſtante Regel gelten kann, daß die muſikaliſche Anlage eines Volks gleichen Schritt hält mit dem mehr oder weniger klangreichen Lautſyſtem ſeiner Sprache. So unmuſikaliſch wie die franzöſiſche Sprache, ſo unmuſikaliſch iſt auch das franzöſiſche Volk, was den tüchtigen Componiſten und Sängern, welche Frankreich aufzuweiſen hat, nur zu um ſo größerer Ehre gereicht. Das ergreifende Pathos der Melodie wird erſetzt durch geſchmackvolle Anordnung und geſchmackvollen Vortrag. Läßt man den Inſtinkt der franzöſiſchen Sprache walten, ſo kommt die Melodie nicht über das Recitativ hinaus, und im Recitativ beſteht darum auch die Stärke des franzöſiſchen Geſangs. Iſt die ſpaniſche Melodie aufſchreiend, ſo iſt die franzöſiſche farb- und tonlos, bloß und dünn. Um dem ſelbſt für ein unmuſikaliſches Ohr allzu fühlbaren Mangel einigermaßen abzuhelfen, mußte auf ein Auskunftsmittel geſonnen werden, und dieſes bot ſich von ſelbſt dar in dem Refrain. Eine Verſtändigung über das Weſen, die Merkmale, den Zweck des Refrains iſt keine ſo leichte Sache; die Franzoſen gehen darüber hinweg, weil ihnen die luſtigen Refrains ihrer beſten Chanſons ſo kräftig und munter in den Ohren klingen, daß ſie gar nicht begreifen können, wie etwas ſo ganz Natürliches und Einfaches noch einer Definition bedürfen könne. In Wahrheit jedoch iſt das Ding — und ein luſtiges Ding iſt es — weder ſo natürlich noch ſo einfach, wenigſtens für den nicht, der lieber auf den Grund als auf die Oberfläche ſieht, ſo begreiflich es auch jedem ſeyn muß, der ein Lied ſich eigenthümlich anhört, wenn am Schluſſe jeder Strophe, ſozuſagen die Moral des Ganzen, das fabula docet, die moutarde à l'estragon wiederkehrt. Ob Beranger für ſeinen „König von Yvetot“ den Refrain wählt:

Oh! oh! oh! oh! ah! ah! ah! ah!
Quel bon petit roi c'était là!
La, la.

oder ſeinen „Fünften Mai“ (Todestag Napoleons) in den ergreifenden Klagetönen abſchließt:

Pauvre soldat, je reverrai la France,
La main d'un fils me fermera les yeux!

macht keinen Unterſchied und hängt lediglich von der Tonweiſe des Liedes ab.

Die orientaliſchen Sprachen, wie man weiß, gefallen ſich vorzugsweiſe in ſententiöſen, ſprüchwörtlichen Wendungen, und die ſogenannten Sprüche Salomons, dieſe Weisheit Salomonis und der ganzen orientaliſchen Weltanſchauung, ſind ein hinlänglicher Beleg dafür. Das Sprüchwort erſetzt bei der Menge die Katheder-weisheit, gleichſam als figürliche und anſchauliche Logik des praktiſchen Lebens; der Sinn des Sprüchworts deutet ſchlechthin auf ein Allgemeines und Ueberſinnliches, die Form dagegen iſt dem Daſeyenden, der Wirklichkeit entnommen, und inſofern erhält ſelbſt die proſaiſche Lebensregel einen gewiſſen dichteriſchen Beigeſchmack. Als wirkliche Dichtung aber tritt das Sprüchwort erſt in der Fabel, dem Apolog auf, wo die Lebensregel aus einer einfachen Begebenheit zu einer mehr oder weniger dramatiſchen Reihenfolge von Handlungen mit Anfang, Mitte und Schluß auseinander geſponnen wird, meiſtens mit angehängter Schlußandeutung der allgemeinen und abgezogenen Wahrheit, die durch den realen Hergang anſchaulich gemacht werden ſoll. Auch in dieſem Punkte ſind die Spanier, was man auch dagegen einwenden mag, die allerdings nicht ungelehrigen Schüler ihrer muhamedaniſchen Beſieger geworden, ohne daß ſie ſich deſſen irgend zu ſchämen hätten. Man kann recht wohl bei einem andern in die Schule gegangen ſeyn, ohne darum aufzuhören ein origineller Kopf zu ſeyn, und Cervantes gehört darum noch nicht unter das vile imitatorum pecus, weil er, um ſeinem Plagiarius Avellanada das Handwerk zu legen und jeden Fortpflanzungsverſuch des edlen Ritters von der Mancha im Keime zu erſticken, ſeinen Helden einen ehrlichen Chriſtentod ſterben ließ und dazu bemerkte: „Darauf legte Cid Hamet Ben Engeli — nach Conde der Name Cervantes in's Arabiſche überſetzt — ſeine Feder nieder und ſteckte ſie an einer ſo hohen Stelle auf, daß keiner ſie erreichen kann.“ Die Vorliebe für die „Refranes“ haben die Spanier von den Arabern überkommen. Im Caſtilianiſchen kommen ſie wirklich ſo häufig vor wie Brombeeren, um mit Shakeſpeare zu reden, und doch, wem wird es je einfallen, der ſprüchwörtlichen Redeweiſe, den graciosos razonamientos Sancho Panza's die Originalität abzuſprechen! Ein ſo geſcheidter und geriebener Burſche, wie der Spanier iſt, erſetzt die ihm gänzlich abgehende Schulweisheit durch einen geſunden Mutterwitz, der ſich am liebſten in ein ſprüchwörtliches Gewand kleidet.

Ueber die ſpaniſchen Refranes, die portugieſiſchen mitbegriffen, ließe ſich viel ſagen; ſie füllen ganze Sammelwerke, von denen ich unter den älteren nur die Proverbios von Lopez de Mendoza (Sevilla, 1509), die Philoſophia Vulgar des Joan de Mallara (Sevilla, 1568), die Refranes des Hernan Nunez (Salamanca, 1555 und noch wiederholt aufgelegt, z. B. Valladolid, 1602), die Lugares communes (Madrid, 1613) nennen will. Neuere Sammlungen ſind von Nepulles und Roca,

ich beſitze eine mit beigefügtem lateiniſchen Texte (Barcelona, 1841), und das iſt lange noch nicht Alles, zumal was die handſchriftlichen Aufzeichnungen anbelangt, von denen mir auf den ſpaniſchen Bibliotheken eine Menge unter die Hände kamen. Keine Frage: manche Eigenthümlichkeiten des caſtilianiſchen Idioms erklären ſich allein ſchon aus dieſer unbändigen Leidenſchaft für Sprüchwörter, auf deren neutralem Boden die höchſten Stände den niedrigſten die Hand zu friedlicher Verſtändigung reichen. Nothwendig iſt es ſchlechterdings nicht, daß der „Refran" vermittelſt des Reims oder der Aſſonanz ſich ein poetiſches Ausſehen gibt; genug wenn der Ausdruck bildlich und in ſeiner räthſelhaften Verſchlingung erſt der Deutung bedürftig iſt. Indeſſen geſchieht es doch zuweilen, daß zur Verſtärkung der in der Phraſe verſteckten Spitze gereimt oder aſſonirt wird, wie z. B.:

Quien fué á Sevilla, Perdió su silla.
Quien sirve al comun, Sirve á ningun.

So mochte es kommen, daß zur Unterſcheidung von den Proverdios und Adajios der Refran zu einem kleinen Gedichte ſich erweiterte, ohne deßhalb ſeinen urſprünglichen Charakter, ich meine der erſt hinzu zu denkenden Vermittelung zwiſchen Form und Inhalt, die in keinem adäquaten Verhältniß zu einander ſtehen, untreu zu werden. Dieſe Sorte von Refranes beſitzt einen ganz eigenthümlichen Reiz, manche ſind von einer Friſche und Schalkhaftigkeit, die einen unwillkürlich an die zugleich ſtürmiſchen und naiven Bewegungen des ſpaniſchen Tanzes erinnert.

Der franzöſiſche Refrain, deſſen etymologiſche Ableitung von dem ſpaniſchen Refran ich mir nicht getraue, hat im innigſten Anſchluß an die Beſonderheiten der franzöſiſchen Sprache einen ganz andern Schwerpunkt und nähert ſich weit mehr der Gloſſe. Bei dem gänzlichen Mangel einer kräftigen und klangvollen Vocaliſation, faſt ohne alle natürlichen Mittel, um dem poetiſchen Gedanken durch den Tonfall zu Hülfe zu kommen, iſt die franzöſiſche Dichtung ausſchließlich auf die Bilderſprache beſchränkt, um emphatiſch zu wirken, und deßhalb unvermögend, die Einbildungskraft durch das Gehör zu erregen. Es gehört ſchon ein ungewöhnlich geſchärftes Auffaſſungsvermögen dazu, um die rhythmiſche Schönheit, den harmoniſchen Klang im Vortrag des dramatiſchen Alexandriners, ſo wie der ſchwungvolleren lyriſchen Strophen zu hören, und auch dabei fällt der Hauptaccent auf die richtige Nuancirung der poetiſchen, nicht der ſprachlichen Schönheiten. Für das ſelbſtſtändige Auftreten des Tonelements findet ſich überall keine Stelle. Auf ein feines und durchgebildetes Gehör aber will und kann das Volkslied keinen Anſpruch machen; es muß daher auf ein Auskunftsmittel ſinnen, um in ſprachlicher wie in muſikaliſcher Beziehung ſich in Ermangelung eines natürlichen einen künſtlichen Schwerpunkt zu ſchaffen, nach welchem das Gedicht nach Inhalt und Form gravitirt. Und dieſer künſtliche Schwerpunkt iſt der Refrain.

(Fortſetzung folgt.)

Das Arcanum.

Von H. Kurz.

(Schluß.)

„Zu bankettiren hatten ſie nichts," fuhr der Thürmer fort. „Es ging ganz mager und trocken her, aber luſtig bei alledem. Man ſollt's nicht glauben, wie Leute, die bei Lebzeiten vielleicht bockſteife Geſichter gemacht haben, nach ihrem Tod ſo kurzweilige Geſellen werden können. Sie hingen ſich an die Glockenſeile, wie wir's in unſerer grünſten Jugend gemacht haben, und flogen daran durch die ganze Halle hin und her. Dann faßten ſie einander Alle an den Händen und begannen einen Reigen zu wackeln, ob dem ich ſchier laut lachen mußte. Es iſt nicht zum Beſchreiben, und ging über jeglichen Faſtnachtsſchwank, wie bei dieſem Tanz die langen Beine einknickten und die dürren Knochen durch einander ſchlotterten. Zuweilen fielen ſie haufenweiſe zu Boden, und manche, die nicht mehr niet- und nagelfeſt ſeyn mochten, gingen dabei in Scherben; ſo wie ſie aber wieder auf die Beine kamen, waren ſie wieder ganz und wackelten weiter, als ob nichts geſchehen wäre. Das war euch ein Getöſe, ein Regiment Störche kann nicht ärger zuſammenklappern.

Digitized by Google

Manchmal hielten ſie auch mit dem Tanzen inne und ruhten aus, wie es auf dem Tanzboden Sitte iſt, etliche an die Säulen gelehnt, andere mit einander auf- und abgehend, wobei ſie gleichſam in eifrigem Geſpräch mit den hohlen Schädeln gegen einander nickten und wackelten. Wenn ein Tanz aus war, ſo ſchlupften ſie ehrbar in ihre Gewande, wer eins hatte, denn daran konnte man erkennen, wie lang einer ſchon in die Sippſchaft verbürgert war. Die einen waren noch ziemlich wohl verſehen, die andern trugen nur noch ſchlechte Fetzen, womit ſie zur Noth ihre Blöße deckten, und wieder andere gingen nackt und bloß, ließen ſichs aber nicht anfechten, waren vielmehr froh, wenn ſie nur noch ihre Knochen vollſtändig bei einander hatten und ihnen der Mond nicht ſo breit durch die Rippen ſchien, wie den gar Alten. Hub der Tanz wieder an, ſo legten die, ſo bekleidet waren, ihre Hemdlein ſäuberlich auf eine Schranne in der Ecke, nicht weit von der Thurmthüre. Ganz zuletzt, nachdem ſchon ein paar Klappertänze vorbei waren, kam noch ein Nachzügler auf den Plan, der ſich erſt kurz zur Ruh begeben zu haben ſchien, denn er wankte verſchlafen daher, ein himmellanger Kerl —"

Der Wirth ließ ein kurzes bedeutſames Lachen hören.

„Er hatte ein langes weißes Leintuch um, dem man anſah, daß es noch neu war, und ſtolzirte darin herum, als ob's ein Alamodekleid wär'. Auch wollt' ers nicht ablegen, wie ihm nach einer Weile vom Zuſehen die Luſt zum Tanzen kam. Die andern aber hielten ſtreng auf ihre Tanzordnung, ſchüttelten ihre Köpfe, zerrten ihn am Hemd, und als er ſich wehrte, ſtießen ſie ihn, daß er zu Boden fiel und die langen Beine in die Höhe ſtreckte. Da mußte er Spaß verſtehen lernen und ſein Hemd zu den andern auf die Schranne legen, worauf er mitthun durfte. Sie rißen ihn aber ſo muthwillig herum, daß euch das lange dürre Gerippe, das über Alle um mehr als einen Kopf hinausragte, den poſſirlichſten Tänzer abgab, über den man je auf einem Tanzboden gelacht hat. — Ich hatte das Ding eine gute Zeit ſo angeſehen, da reitet mich der Teufel —"

„O nur das nicht!" rief unwillkürlich einer der Gäſte aus. — „Was nicht?" fuhr ihn der Erzähler an. — „Weiß ichs denn?" entgegnete der verblüffte Zuhörer, deſſen Zunge der Einbildung vorausgelaufen war.

„Das wär' juſt ein Grund zum Schweigen, dächt' ich," bemerkte jener. — „Ich konnte dem Einfall nicht widerſtehen," fuhr er fort, „ſchlich hinunter, riegelte leiſe die Thür auf, die in die Kirche führt, kundſchaftete einen Augenblick, ob ſie meiner nicht gewahr würden, aber ſie tanzten und klapperten wie beſeſſen fort, und mit einem Schritt war ich in der dunkeln Ecke, hatte das oberſte Stück von ihrer Guardaroba erwiſcht, und eben ſo geſchwind war ich wieder draußen aus dem Paradies. Nun wurde mirs aber doch ein wenig viſierlich ums Bruſttuch, und ich hätte nicht geglaubt, daß man einen Wendelſtieg ſo ſchnell hinaufkommen könnte." — „Mit dem Stelzfuß?" fragte der Zahnwehkranke ſo ſpöttiſch, als ob er ein Kartenhaus umgeblaſen hätte.

Der Thürmer drehte ſeine Schnurrbartſpitzen, daß ſie wie krumme Säbel emporſtanden. „Verſtehſt du nicht deutſch?" erwiederte er. „Haſt's doch deutlich hören können, daß ich noch nicht lang aus dem Türkenkrieg zurück war. Die Kugel, die mir das Thurmſteigen ſauer macht, war damals noch nicht gegoſſen oder ſchlief noch im Ingolſtadter Zeughaus. Auch war ich noch ledig, hatte aus dem Feldlager eine harte Bärenhaut mitgebracht und hätte wohl wollen den Tod hinter dem Ofen fangen und den Teufel im Sack prügeln. — Alſo ſtreckte ich mich wieder bei meinem Guckloch nieder und ſah, daß ich die Zeit gut getroffen hatte; denn ſie machten eben wieder Feierabend und legten ihre Mäntel an, während die Unbekleideten nach und nach hinter den Grabſteinen verſchwanden, wie ſich die Fliegen, wenns Winter wird, in die Wände verlieren. Mein Langer aber, denn das war der Beſtohlene, geiſtete unruhig durch die jüngere Geſellſchaft hin und her und wollte da und dort einem andern das Gewand von den Knochen reißen, worüber es zu Balgereien kam, wie ſie in keinem Dockenkaſten närriſcher ſeyn können. Dann krabbelte er an den Wänden und Grabſteinen herum, ob einer der vorangegangenen Schlafgeſellen ſich ſeines Hemdes bedient habe. Auf einmal aber — ich weiß nicht, hab' ich vielleicht das Lachen nicht recht verhalten können oder hat ers ſonſt gemerkt — auf einmal mit einem Affenſprung hängt er am Glockenſeil und ſchießt dran herauf wie ein Pfeil. Ich hab' mich kaum noch zurückwerfen können, da fährt ſchon ſein beinerner Arm durch das Loch und flügelt nach allen Seiten umher, kriegt aber nichts, und fort iſt er wieder. Nun aber überlief's mich wie geſchmolzenes Blei, denn es fiel mir ein, daß ich die Thür' unten offen gelaſſen hatte. Mein einziger Troſt war, daß er mit ſeinem Gliederſpiel nicht ſo raſch den Schnecken heraufkommen werde, aber trau ſchau wem! — Das Leintuch um den Arm gewickelt, das ich um keinen Preis hergegeben hätte, lief ich Sturm die Stiegen empor, und ein Wunder wars, wie ſicher das in dem ſtockfinſtern Thurme ging. Aber ſo ſehr ich auch eilte, denn zehn Batterien im Rücken hätten mich nicht ſtärker gejagt,

ſo kam es mir doch wie eine Ewigkeit vor, und erſt als ich die oberſte Stiege hinter mir hatte und wieder unter meinen Glocken ſtand, wagte ich Athem zu ſchöpfen. Da oben wars auch wieder hell und freundlich, wie am Tag, der Mond ſah zum Bogenfenſter herein. Drei Viertel ſchlug's, wie ich oben angekommen war. Jetzt: kommt er oder kommt er nicht? Ich horchte hinab, hörte aber nichts als den ſchweren Gang der Uhr. Halt, was war das? Zwiſchenhinein ein hölzerner Ton, etwa wie wenn ein Fenſterladen oder ſo etwas anſchlägt. Es kommt näher, wird immer deutlicher. Manchmal iſt's wieder ſtill, dann ſchwingt aber eins von den Glockenſeilen, zum Zeichen, daß er ſich dran heraufzieht, bis er dem Gebälk oder ſonſt einem Hinderniß begegnet und wieder den beſchwerlicheren Weg auf den Stiegen machen muß. So geht es abwechſelnd fort, aber unverdroſſen, und immer lauter wird das Geklapper, und jetzt iſt kein Zweifel mehr: er kommt, kommt richtig!"

„Hu!" riefen die Zuhörer. — „Was thun?" fuhr der Erzähler fort. „Mich in meinem Stübchen verſchanzen? Was ſind Dem Riegel und Blockwerke? Der kommt hinein und erwürgt mich ſchmählich zwiſchen den niedrigen vier Wänden! Mich auf den Umlauf hinaus flüchten? Da kommt er nach und wirft mich elendiglich über die Bruſtwehr hinab. Beſſer alſo, hier, unter meinen Glocken, auf meinem Poſten bleiben und mich halten wie ein ehrlicher Soldat. Ich nahm mir nicht Zeit, meine Hellebarde aus dem Stüblein zu holen, den Stundenhammer machte ich aus Riemen und Nagel los, und ſo ſtand ich mit hochgehobenem Arm am Stiegenrand unter der großen Glocke, die dort halb über der Stiege hängt. Und jetzt kam's an dieſe oberſte Stiege. Bei jedem Tritt brachen ihm die Knie ein, aber er krallte die weit voraus langenden Hände in die Staffeln und zog ſich nach, wie ein langer langer Schnak', ſo daß es ſchneller ging, als ich ihm zugetraut hätte. Und während es noch weit unten auf den Staffeln klapperte, fuhr auf einmal mit einem mächtigen Schwung ein Kopf und ein Arm unter der Glocke weg aus dem Dunkel hervor, und der Arm thut einen langen Griff nach mir —"

„Jeſus!" ſchrieen die Zuhörer. — „Schüttelt's dich doch endlich, Hanngeorg?" ſagte der Wirth.

„Ein Laut ging durch den Thurm," fuhr der Erzähler fort, „als ob ihn der Schreck durchzuckt hätte, aber es war die Uhr, ſie hatte gewarnt. Ich war drei Schritte zurückgeſprungen und bereitete mich zum Schlag — da, denket euch, wie mir zu Muth wird, als ich den Kerl erkenne! Schier wär' mir der Hammer aus der Hand gefallen. Denn wer war's?"

„Wer anders als der lange Affas!" ſagte der Wirth. — „Geſchwätz!" bemerkte der Patient, der zum erſtenmal freiwillig den Mund aufthat. „Wie ſollt' an einem Todtenkopf etwas zu erkennen ſeyn? Der hat ja kein Geſicht."

„Und ich ſag' euch," rief der Thürmer, „es war der lang' Affas, ich ſah ihn ſo deutlich, wie ich euch alle da vor mir ſehe. Es war, als ob die Knochen ſich zu einem Geſicht verzögen, das im weißen Mondlicht einen Schein von Leben angenommen hätte. Er grinste mich mit einem grimmigen Lachen an, und ob er gleich keinen Laut von ſich gab, ſo verſtand ich doch, was er ſagen wollte: Gelt, ich hab' dich bis nach Belgrad und Schlankement gejagt, und nun will ich dich vollends in's Bockshorn jagen! — Probir's! dachte ich, und wollte ihm eins zwiſchen die Ohren geben, das mir wohl wenig geholfen hätte; da raſſelt's mit aller Macht und holt aus, und auf der kleinen Glocke ſchlägt es Eins. Meine alte Suſanna über mir wurde unruhig und hätte gleichfalls gern geſchlagen, aber ſie konnte nicht, weil ich ihr den Hammer genommen hatte. Nun weiß ich nicht, wie es mich überkam: war mir's in die Glieder gefahren, als guter Thurmwächter meiner Glocke beizuſpringen, oder iſt's eben in der Verwirrung meiner Sinne geſchehen, kurz, ſtatt dem Affas geb' ich der Glocke den Streich, und das mit beiden Händen, einen Streich, wie wenn man einen Ochſen ſchlägt. Sie hat aber auch Laut gegeben, die gute Suſanna mit ihrer tiefen Stimme, einen zornigeren Baß habe ich keine Karthaune jemals ſingen hören. Und ſiehe da, ich hatte in meinem Unverſtand das rechte Mittel getroffen. Der Donnerſchlag, der mich ſelbſt ſchier zu Boden geworfen hätte, fuhr dem Geſellen auf den Kopf, und zuſammen bricht er, und krach, krach, klatſch, klatſch, geht's die Stiegen hinunter, immer ferner, immer dumpfer aufſchlagend, bis endlich nichts mehr zu hören iſt. Es blieb auch ſtill, und ich will nicht läugnen, daß mir's wohler war als zuvor." — „Das glaub' ich," ſagte einer der Zuhörer. „Aber hat er wirklich den Hals gebrochen?"

„Den andern Morgen, das könnt ihr euch denken, ſah ich zeitig nach. Tief unten, wo die unterſte Stiege wieder auf dem Gemäuer aufſteht, lag ein Haufen Gebeine, zerſtreut und zerbrochen. Bis dahin waren ſie durch die halb offenen Stockwerke hinunter gefallen und mögen ſich unterwegs an manchem Balken geſtoßen haben, bis ſie auf dem ſteinernen Grund vollends den Reſt bekamen."

„So iſt's alſo kein Traum geweſen?" rief einer der Zuhörer, den das Entſetzen jetzt erſt recht zu ergreifen ſchien. — Der Thürmer nickte. „Ich trug ſie nach der Sommerlaube hinab und über das Gewölb des

Kirchenſchiffs bis ganz nach hinten, wo ſich ein Abgrund zu Füßen aufthut. Ihr wißt, das iſt der grüne Thurm, der durchein hohl und von außen und von innen unzugänglich iſt. Man glaubt, es ſey gar nichts drin, aber ich weiß es beſſer, denn dort drunten liegt der Aſſas. Dort hab' ich ihn hinunter geſchüttet. Aber wißt ihr, wem ich's erzählt habe? Dem Enakskind, das an dem großen Haus unter der Kirche gemalt iſt."

„Dem Niemand!" riefen die Gäſte lachend; denn Alle kannten das Bild, das die allegoriſche Perſon, die ſo Vieles weiß und ſo Vieles gethan haben muß, in rieſiger Geſtalt darſtellte. — „Und iſt er nicht mehr gekommen?" fragte Einer. — „Der Niemand?" — „Nein, der Aſſas." — „Bis jetzt nicht. Er wär' auch bei meiner Alten noch übler gefahren, als bei mir. Ich hab' nämlich bald hernach geweibet, um nicht ſo allein zu ſeyn, und auch, damit die Herren nichts ſagen konnten, wenn ich vielleicht einmal die Türkenglocke da unten beim Kaſper zog ſtatt droben im Thurm."

„Und das Beuteſtück, haſt du das deiner Alten zur Morgengabe gebracht?" fragte der Wirth, nachdem er einen Blick mit dem Erzähler gewechſelt hatte. — „Was willſt du damit ſagen?" — „Das Todtenhemd mein' ich, das du erobert haſt."

„Ja ſo, das hätt' ich bald vergeſſen," ſagte der Thürmer, aus den halb zugekniffenen Augen einen langen Blick auf ſeinen Patienten werfend. „Das Leintuch hab' ich wohl aufgehoben, hab's auch gleich hernach brauchen können. Denn in der nämlichen Nacht, in der ich zweihändig hab' Eins geſchlagen, hat noch ein Anderer in der Kirche ein wunderliches Stück erlebt. Des Organiſten Bub', wem's noch denkt —" — „Der in der Kirche verſchlafen iſt?" rief der Wirth. — „Ja, unter der Veſperpredigt. Vermuthlich war ihm etwas vom Bürgermeiſterswein zugefloſſen, denn damals hat man reichlicher ausgetheilt, wie jetzt. Da iſt er an der Orgel ſitzen blieben, bis er ausgeſchlafen hatte, und wie er nach Mitternacht erwacht und ſich umſieht, iſt kein Menſch mehr zu hören noch zu ſehen. Vielleicht iſt er an meinem Glockenſchlag aufgewacht, der wohl einen Todten hätte erwecken können, oder auch von dem andern Geräuſch. Ein couragirter Bub' iſt er geweſen, und wie er ſieht, daß niemand ſein Geſchrei in Acht nimmt, ſo ſteigt er über die Orgel beim Rückpoſitiv, ſchlägt beide Füße hinüber und läßt ſich auf die Singpore hinab. Ihr wißt, wie hoch das iſt, der Bub' hätt' ſich leichtlich zu todt fallen können. Auch iſt er im Herablaſſen auf den Rücken gefallen und hat an einem Fuß angefangen zu hinken, iſt aber endlich hinab über die zwei Stiegen in die Kirche gehunken und hat dem Meßner an der Thür' geklopft, der ihn dann hinausgelaſſen hat."

„Ja," fiel der Wirth ein, „ſein Vater hat mir's den andern Tag geklagt, wie er ihm Nachts vor's Haus gehoppet kommen ſey, und wie man jetzt den Barbierer für den Fuß brauchen müſſe." — „Der Fuß wär' bald geheilt geweſen," nahm der Thürmer wieder das Wort, „aber nun iſt das Hitzige am Buben ausgebrochen, und da hat kein Barbierer und kein Phyſikus geholfen. Mein Weib war damals noch beim Organiſten im Dienſt, und da hab' ich ſie beredet, und wir haben mit einander den Buben in das Leichentuch eingewickelt ohne ſeiner Eltern Wiſſen, denn erſt nachher hab' ich's ſeinem Vater heimlich geſagt. Es hat ihm aber auch in einer einzigen Nacht alle Hitze herausgezogen. Es fühlt ſo, gelt, Hanngeorg?"

Der Patient, der die ganze Zeit den Lappen gewohnheitsmäßig an die Wange gehalten, unter den letzten Reden aber mißtrauiſch immer weiter von ihr entfernt hatte, warf ihn jetzt auf den Tiſch, als hätte er eine Schlange wegzuſchleudern.

Ein ſchallendes Gelächter erfolgte. „Es iſt doch etwas Unmenſchliches um ſo einen alten Soldaten!" rief einer der Gäſte. — „Ei was!" verſetzte der Thürmer. „Das Mittel iſt heut noch probat, wie bei der erſten Kur. Hab' manche ſeitdem gemacht, verſteht ſich, in der Stille."

„Und nach dem Buben haſt du gleich ſeine Wärterin kurirt?" fragte der Wirth. — „Der Türk' hat keine Kur begehrt," lachte der Thürmer. „Aber wahr iſt's, weil ſie am Krankenbett des Buben ein Vertrauen zu mir gefaßt hat, ſo hat ſie ihr Kreuz auf ſich genommen und iſt mir unter den Glockenſtuhl nachgefolgt."

„Und der Bub' iſt jetzt auch ſchon eine Weile her beweibt, der damals noch ſo jung war. So vergeht die Zeit." — „Ja, und deßwegen muß ich jetzt heim klappern, ſonſt kocht mir meine Alte Kifferbſen. Gut' Nacht bei einander. — Wie ſteht's denn mit dem Schmerz, Hanngeorg?" fragte er im Aufſtehen. — „Das Zahnweh iſt weg," verſetzte dieſer, „ich kann's nicht läugnen. Aber mit deinem Teufelszeug bleib' mir vom Leib!"

Der Thürmer lachte, ſteckte den Lappen ſorgfältig ein und ſtelzte nach der Thüre. Der Wirth ließ ihn halb über die Schwelle gehen, dann rief er ihm nach: „Alter Schlankementer!" — „Was iſt's, Kaſper?" — „Wenn du jetzt im ſtockfinſtern Thurm hinaufſteigſt und dein Todtenbein auf den Stiegen klappert, denkſt du nie dabei an den beinernen Schnaken, der den Weg dort hinauf kennt? Wenn er ſich jetzt aus dem grünen

Thurm aufgemacht hat und dich vielleicht ſchon in der Sommerlaube erwartet? Oder du biſt im beſten Steigen, da zittern und raſſeln auf einmal die Glockenſeile neben dir und unter dir klappert ein Zweiter auf der Stiege, der dir folgt und mit langem Arm nach dir greift — ?"

Der Thürmer hatte ſich bedächtig umgewendet. Er ſtrich die Spitzen ſeines Schnurrbarts herab, daß ſie wie Trauerweiden niederhingen. Dann machte er leiſe die Thüre wieder zu, kam zurück und warf ſich auf die Bank, daß der Stelzfuß gerade hinausragte. Die Gäſte ſahen einander an, theils in grauslichem Mitleid, theils verſtohlen lächelnd über die Schwäche, die den alten Türkenhammer überkommen zu haben ſchien.

„Es iſt nicht chriſtlich von dir," ſagte dieſer endlich, „daß du mir eine ſolche Zehrung mit auf den Weg gibſt. Du haſt gut reden, du darfſt im geheuren Neſt ſitzen bleiben. Ich muß jetzt nur ein wenig warten, bis die Anwandlung vorüber iſt, und du, ſchaff' du derweil noch eine Kanne her! Die andern fallen dem Hanngeorg auf's Kerbholz, aber die da mußt du leiden. Es iſt ſelbſtverſchuldet."

Nun kam die Reihe des Ausgelachtwerdens an den Wirth, der jedoch luſtig mitlachte und willig noch einmal in den Keller ging. Die Kanne war bald geleert. „Aber jetzt muß ich Sturm laufen," ſagte der Thürmer. „Meine Alte kommt am Ende ſo in Angſt, daß ſie nach mir ſucht, und dann brächten wir ſie nicht ſo leicht mehr fort, denn die Angſt, habt ihr geſehen, wirkt auf den Durſt."

Er beurlaubte ſich zum zweiten mal und ging. Unter der Thüre aber blieb er ſtehen. „Kaſper!" ſagte er. — „Was, Ulrich?" — „Oder willſt mich noch einmal fürchtig machen?" — „Nein, nein!" rief der Wirth lachend. „Mit Fried' und Freuden fahr dahin! Das Fäßlein iſt leer. Alter Wein hält nicht ſo lang, wie alte Geſchichten, ſonſt brauchte unſer Herrgott keinen neuen wachſen zu laſſen."

Die Thierabrichtung im römiſchen Alterthum.

Die Kunſt, Thiere zu bändigen und abzurichten, iſt nie und nirgends in großartigerem Maßſtabe geübt worden, als in der ſpäteren Zeit des römiſchen Alterthums, und dieß gehört, ſo ſonderbar es klingen mag, mit zu den charakteriſtiſchen Erſcheinungen jener Periode. Sehr richtig hat Goethe „die Luſt am Seltſamen, Unzähligen, Ungeheuern" als die hervortretendſte Eigenthümlichkeit der ſpäteren Römer hervorgehoben. Ja man kann ſagen, daß bei dieſen entarteten Nachkommen der Welteroberer durch eine immer fortgeſetzte Steigerung der gewaltigſten Eindrücke eine ſolche Ueberreizung und Erſchlaffung eingetreten war, daß nur noch Eines ihnen Intereſſe einzuflößen vermochte: das ſcheinbar Unmögliche möglich zu machen. Die Theater, die ſich mit ihren ſämmtlichen Zuſchauern in den Angeln herum drehen, die Bauten im Meer, die aus den Leckerbiſſen aller Zonen zuſammengeſetzten Schüſſeln ſind Ausgeburten dieſes Hanges, die Schranken des Raums und der Zeit nicht anzuerkennen, der Geſetze der Natur zu ſpotten.

Es war nicht genug, daß die ſeltenſten, wildeſten und ſchönſten Thiere aus der weiteſten Ferne nach Rom geſchafft wurden, ſie mußten auch gezwungen werden, ihre Natur abzulegen und gerade den Gehorſam zu leiſten, der ihnen am meiſten zuwider war. Zunächſt hing die Kunſt der Thierbändigung mit den Schauſpielen des Amphitheaters und Circus zuſammen. Um das Publikum nicht durch die fortwährende Wiederholung blutiger Kämpfe von Thieren und Menſchen zu ermüden, mußten hier auch zahme und gezähmte Thiere ihre Künſte zeigen. Bei der Häufigkeit und Ausdehnung der amphitheatraliſchen Schauſpiele beſchäftigte das Handwerk der Zähmung und Abrichtung eine große Menge Menſchen. In einem aſtrologiſchen Gedicht aus dem Anfang der Kaiſerzeit, wo die Conſtellationen angegeben ſind, die den Menſchen zu verſchiedenen Thätigkeiten und Berufsarten prädeſtiniren, wird auch das Horoskop derer erwähnt, welche „den Tiger beſänftigen, dem Löwen die Wuth rauben, mit dem Elephanten reden und dieſe ungeheure Maſſe zu menſchlichen Künſten für mannigfache Schauſpiele geſchickt machen." Eben ſo kommt in einem aſtrologiſchen Gedicht aus dem vierten Jahrhundert nach Chriſtus das Horoskop derer vor, „die Bären, Stiere oder Löwen zu menſchlichem Umgang erziehen." Man ſieht, daß die Zunft der Thierbändiger (Mansuetarii) während der ganzen Kaiſerzeit in Rom groß geweſen ſeyn muß.

Digitized by Google

Plinius bemerkt, daß gerade die kleinſten und furchtſamſten Vierfüßler und Vögel, wie die Schwalbe und die Maus, durchaus ungelehrig ſeyen, während die größten und wildeſten, wie der Elephant und der Löwe, ſich zähmen laſſen. Die Zähmung des Elephanten, die ſchon im alten Indien mit glänzendem Erfolge betrieben worden war, brachte man in Rom noch viel weiter. Wir führen hier des Plinius eigene Worte an: „Bei einem von Germanicus gegebenen Schauſpiel führten ſie unbehülfliche Touren nach Art von Tanzenden aus. Etwas gewöhnliches war, daß ſie Waffen in die Luft ſchleuderten, unter einander gleich Gladiatoren kämpften und in einem muthwilligen Tanz ſich tummelten. Später ſind ſie auch auf dem Seil gegangen, wobei ſogar ſe vier einen auf einer Sänfte trugen, der eine Kindbetterin vorſtellte, und haben ſich an beſetzten Tafeln ſo vorſichtig auf die Polſter niedergelaſſen, daß niemand von den trinkenden Gäſten angeſtoßen wurde. Verbürgt iſt, daß einer, deſſen Faſſungskraft zum Behalten des Unterrichts langſam war und der deßhalb öfter mit Schlägen gezüchtigt werden mußte, in der Nacht belauſcht wurde, wie er ſich ſelbſt das Gelernte einübte. Höchſt merkwürdig iſt ſchon, daß ſie auf geſpannten Seilen in die Höhe gehen, noch mehr aber, daß ſie auch wieder herunter ſteigen. Mucianus, der dreimal das Conſulat bekleidet hat (ein Freund Veſpaſians und bei Plinius häufig Gewährsmann für wunderſame Jagdgeſchichten) berichtet, daß ein Elephant griechiſch ſchreiben gelernt und in dieſer Sprache zu ſchreiben gepflegt habe: „Ich habe dieß ſelbſt geſchrieben“ u. ſ. w.

Auch die Zähmung der Löwen war ſchon im alten Orient ſo wie in Afrika häufig gelungen. Der indiſche Löwe war nach dem Bericht griechiſcher Naturhiſtoriker in der Jugend beſonders leicht zu zähmen. Der Karthager Hanno ſoll aber (nach Plinius) der erſte geweſen ſeyn, der einen gezähmten Löwen als Begleiter mit ſich führte. Die egyptiſche Königin Berenike hatte ſogar einen Lieblingslöwen, der an ihrem Tiſche aß und ihr das Geſicht beleckte. In Rom fuhr der Triumvir Marc Anton mit einer ſeiner Maitreſſen auf einem mit zwei Löwen beſpannten Wagen. Domitian beſaß einen zahmen Löwen, der die erjagte Beute auf Befehl wieder fahren, ſich ſelbſt von Haſen jagen ließ, und dem man ungefährdet die Hand in den Rachen ſtecken konnte. Noch exiſtirt ein halbes Dutzend Gedichte, in denen Domitians Hofpoeten Statius und Martial dieſes Wunder beſungen haben. Der letztere räth dem Haſen, vor den Biſſen der Hunde in den Rachen des Löwen als den ſicherſten Zufluchtsort zu fliehen, und fragt mit einer ſelbſt bei dem Serviliſmus jener Zeit überraſchenden Kriecherei, ob es ein größeres Wunder ſey, daß der Adler Jupiters Ganymed, oder daß der Löwe des Kaiſers den gefangenen Haſen nicht verſehrt habe? Dieſer merkwürdige Löwe wurde übrigens von einem andern aus ſeinem Käfig ausbrechenden Thier in der Arena zerriſſen. Doch hatte er, wie Statius ſagt, den großen Troſt, daß Volk und Senat ihn betrauerten und daß der Kaiſer ſeinen Verluſt ſchwerer empfand als den ſo vieler egyptiſcher, afrikaniſcher und deutſcher Beſtien. Heliogabal machte ſich mitunter den Spaß, ſeine zahmen Löwen plötzlich in den Speiſeſaal bringen zu laſſen und ſeine Gäſte damit zu erſchrecken. Auch Tiger wurden zuweilen ſo weit gezähmt, daß ſie ihren Wärtern Hand und Geſicht leckten. Leoparden brachte man ohne Mühe ſo weit, daß ſie im Joch gehend dem Zügel eines Wagenlenkers gehorchten, der vermuthlich das Coſtüm des Bacchus erhielt, da man mythologiſche Scenen in den römiſchen Amphitheatern darzuſtellen liebte. Die Zähmung der Löwen wird, vermuthlich als etwas ſehr gewöhnliches, nur ſelten erwähnt, da die Berichte nur die am meiſten bewunderten Leiſtungen der Thierbändiger berühren. Doch muß auch ſie mit großem Erfolg betrieben worden ſeyn, wenn Kaiſer Carinus eine Art Komödie von Löwen aufführen laſſen konnte.

Wenn die Kunſt der Thierbändigung ihre glänzendſten Triumphe darin feierte, daß ſie die bösartigſten Beſtien zur Ablegung ihrer natürlichen Wildheit zwang, ſo durfte ſie ſich andererſeits auch rühmen, den ſanfteſten eine ganz unnatürliche Wildheit einpflanzen zu können. Man brachte Damhirſche dahin, daß ſie mit der größten Wuth gegen einander kämpften, bis einer oder beide auf dem Platze blieben. Auch dieſes Schauſpiel bewunderte das römiſche Volk bei den Feſtlichkeiten, die Domitian zur Einweihung des von ihm vollendeten Flavianiſchen Amphitheaters (des Coloſſeum) veranſtaltete.

Ein anderer Triumph der Abrichtung war, Landthiere zur Gewöhnung an das ihnen widerſtrebende Element des Waſſers zu zwingen. Bei den großen Schauſpielen, denen Titus keinen geringen Theil ſeiner Popularität verdankte, wurde die Arena unter Waſſer geſetzt und Pferde, Stiere und andere zahme Thiere hineingetrieben, die abgerichtet waren, alles, was ſie ſonſt auf dem Lande thaten, auch im Waſſer zu thun. Wenn wir mit dieſer Nachricht (bei Dio Caſſius) eine andere (bei Aelian) zuſammenhalten, daß man nämlich Stiere abgerichtet habe, Frauen zu tragen, ſo dürfen wir vermuthen, daß dieſes Kunſtſtück zu einer Darſtellung der Entführung der Europa verwendet worden iſt. Die Stiere zeigten ſich übrigens auch anderſeitig

Digitized by Google

gelehrig; ſie lernten auf den Hinterfüßen ſtehen und ließen Jongleurs auf ihren Rücken ihre Künſte machen, ja ſie wurden dahin gebracht, auf Wagen, die im vollen Lauf dahin fuhren, ſich wie Kutſcher zu geberden.

Wenn gezähmte Thiere häufig verwendet wurden, um den Prunk von mythologiſchen Tableaux und Balletten zu erhöhen, ſo dienten ſie auch dazu, die komiſche Wirkung von Maskenzügen zu verſtärken. Dergleichen Carnevalsluſtbarkeiten waren bei römiſchen Götterfeſten nicht ſelten. Apulejus beſchreibt eine Proceſſion an einem Iſisfeſt; bei derſelben wird eine zahme Bärin, als Dame gekleidet, in einem Seſſel getragen, ein Affe im Coſtüm des Ganymed, mit phrygiſcher Mütze und ſafranfarbigen Mäntelchen, kredenzt einen goldenen Becher, ein gebrechlicher alter Mann, der neben einem mit Flügeln verſehenen Eſel hergeht, parodirt den Bellerophon mit dem Pegaſus. Man kann ſich denken, daß zu dergleichen parodiſchen Darſtellungen Affen ſich am meiſten eigneten und am beliebteſten waren; auch wird dieß durch zahlreiche Monumente beſtätigt. Die Abrichtung der Affen theils mit der Peitſche, theils mit Liebkoſungen iſt darauf vorgeſtellt, und Affen mit dem Kopfputz und den Kaſtagnetten von Tänzern, in langem Talar des Citharöden mit der Leier, als Flötenbläſer, einen Wagen lenkend und Peitſche und Zügel führend, als Soldaten u. ſ. w. werden theils von Schriftſtellern erwähnt, theils ſind ſie in Abbildungen zu ſehen. Die intereſſanteſte derſelben iſt ein Pompejaniſches Wandgemälde, wo die Rettung des Anchiſes und Askanios durch Aeneas aus Trojas Brand von Affen vorgeſtellt wird, eine poſſirliche Carrikatur, die an Affenbilder von Teniers und andern Niederländern erinnert. Jedenfalls zeigen dieſe zufällig erhaltenen Bildwerke, daß die Affenkomödie im römiſchen Alterthum eifrigſt kultivirt wurde. Auch als Hausthiere waren abgerichtete Affen beliebt, beſonders zur Unterhaltung der Kinder; in einem Kindergrabe iſt ein Affe aus Thon gefunden worden, offenbar ein Spielzeug.

Nicht weniger als die Affenkomödie blühte die Hundekomödie. Wir haben die Schilderung eines Stücks, in dem ein Hund die Hauptrolle ſpielte, und das auf dem Marcellustheater zu Rom (deſſen Ruine noch ſteht) in Anweſenheit des Kaiſers Veſpaſian mit großem Beifall aufgeführt wurde. Am meiſten Bravour bewies der vierfüßige Mime, als ihm im Lauf des Stücks ein Trank eingegeben ward, der von den handelnden Perſonen für Gift gehalten wurde, in der That aber nur ein einſchläferndes Mittel war. „Nachdem er das Mittel verſchluckt," ſagt der Erzähler, „fing er an zu zittern, zu taumeln und bewußtlos zu werden; endlich ſtreckte er ſich wie ſterbend aus, lag wie todt, ließ ſich zerren und ſchleppen, wie der Inhalt des Dramas erforderte. Sobald er aber das Stichwort hörte, fing er an ſich ſachte zu bewegen, als wenn er aus tiefem Schlaf erwachte, hob den Kopf in die Höhe und blickte umher, dann, während die Umſtehenden auf der Bühne ihr Staunen an den Tag legten, ging er zu demjenigen hin, dem er nach der Fabel des Stücks gehörte, und bezeugte mit Wedeln ſeine Freude und Zärtlichkeit, ſo daß er allgemeine Bewunderung erregte." Nach dem Bericht von einer ſolchen Leiſtung, die den „Hund des Aubry" völlig eclypſirt, darf man glauben, daß die gemeinen Hundekünſte (auf einer antiken Thonlampe ſieht man z. B. einen Hund auf einer Leiter in die Höhe klettern) in Rom alltäglich waren und nur zur Unterhaltung des anſpruchloſen Gaſſenpublikums dienen konnten.

Daß in den Boudoirs eleganter römiſcher Damen zahme Vögel nicht fehlten, iſt bekannt. Wer kennt nicht den durch Catull unſterblich gewordenen Sperling der Lesbia?

> Den ſie zärtlicher liebt' als ihre Augen,
> War ſo herzig und war ſo ſüß, und kannte
> Sie ſo gut, wie ein Kindchen ſeine Mutter.
> Denn er rührte ſich nie von ihrem Schoße,
> Sondern hüpfend im Kreiſe hier- und dorther,
> Immer ſah er die Herrin an und piepte. *

Wie geſucht zahme Tauben waren, mag man daraus entnehmen, daß ſchon in den letzten Zeiten der Republik ein berühmter Züchter das einzelne Paar zu 400 Denaren verkaufte. Noch theurer wurden ſprechende und ſingende Vögel bezahlt. Unter den letzteren hatte die Nachtigall verdientermaßen den höchſten Preis. Plinius ſagt, ſie koſteten ſo viel wie Sklaven, und zwar mehr als Waffenträger in alten Zeiten. Eine Nachtigall, die ſich durch ihre weiße Farbe auszeichnete und zum Geſchenk für die Kaiſerin Agrippina, Nero's Mutter, beſtimmt war, wurde für 1500 Denaren verkauft. Man ließ in der Nähe der abgerichteten Nachtigallen Muſik machen, mit der ſie dann abwechſelten. Von den ſprechenden Vögeln wurde natürlich der Papagei am meiſten geſchätzt. Die Alten behaupteten (ob mit Recht, mögen Naturforſcher entſcheiden), daß der Kopf dieſes Vogels außerordentlich hart ſey, weßhalb er bei der Abrichtung mit einem eiſernen Stäbchen darauf geſchlagen wurde; ſonſt, meinte man, würde er die Schläge nicht

* Nach der vortrefflichen Ueberſetzung von Theodor Heyſe. Berlin 1855.

Digitized by Google

fühlen. Außer Schlägen war natürlich Hunger das hauptſächlichſte Abrichtungsmittel. Es iſt ohne Zweifel nicht zufällig, daß von Schriftſtellern und Dichtern der Kaiſerzeit redende Papageien kaum jemals ohne die Bemerkung erwähnt werden, daß ſie gelernt hatten, den Kaiſer (mit der Anrede: ave Caesar) zu begrüßen; vermuthlich war es gefährlich, wenn ein Vogel, der überhaupt ſprechen konnte, nicht im Stande war, die loyale Geſinnung ſeines Herrn zu beſtätigen; wenigſtens haben in jener Zeit Unterlaſſungsſünden ähnlicher Art zu Anklagen und Proceſſen geführt. Wir beſitzen zwei Klaggedichte auf den Tod von Papageien; das eine von Statius gilt dem verſtorbenen Lieblingsvogel ſeines Freundes Melior, der ſo zahm war, daß er bei Tiſche unter den Gäſten umherhüpfte und aus ihrer Hand fraß. Sein Bauer glänzte von Schildpatt, die Stäbe waren aus Elfenbein und Silber, und von Silber auch die Thüre. Das andre von Ovid auf den Papagei ſeiner Corinna iſt eine ſehr verwäſſerte und in die Breite gezogene Nachahmung von Catulls Gedicht auf den Sperling der Lesbia. Der Dichter rühmt die Mäßigkeit dieſes Papageis, der mit Nüſſen, Mohnſamen und klarem Waſſer zufrieden war (beiläufig behauptet Plinius, daß Wein die Papageien beſonders munter mache): er meint, weil er ſo gern und viel geſprochen, habe er zum Freſſen wenig Zeit gehabt. Noch im Sterben ſoll er ſeiner Herrin ein Lebewohl zugerufen haben.

„Weniger berühmt als der Papagei," ſagt Plinius, „iſt die Elſter (pica), weil ſie nicht weit her kommt, aber ſie ſpricht viel deutlicher. Sie gewöhnen ſich an die Worte, die ſie ſprechen, und behalten ſie nicht bloß, ſondern haben ſie auch lieb, und legen dadurch, daß ſie ſich ſelbſt üben, ihren Eifer an den Tag. Es iſt Thatſache, daß Elſtern an der verfehlten Anſtrengung, ein ſchweres Wort herauszubringen, geſtorben ſind. Wenn ihnen nicht daſſelbe mehrmals wiederholt wird, entfällt es ihnen, dann ſuchen ſie es ſich zurückzurufen und freuen ſich in auffallender Weiſe, ſobald ſie es abermals hören." Man behauptete übrigens, daß nur die Elſtern ſprechen lernen, die Eicheln freſſen, und unter dieſen am leichteſten die, welche fünf Zehen haben, aber nur in den beiden erſten Lebensjahren. Häufig hing man ſprechende Elſtern in Käfigen unmittelbar an der Hausthür auf, die dann die Eintretenden mit einem salve begrüßten.

Eine Geſchichte von einer merkwürdigen Elſter kommt in der Schrift über die Klugheit der Thiere vor, die Plutarchs Namen trägt. Ein Barbier in Rom beſaß dieſen Vogel, der nicht nur die menſchliche Rede, ſondern auch Thierſtimmen und Töne von Inſtrumenten nachahmte, und zwar ohne Zwang, nur aus Liebe zur Nachahmung. Zufällig zog eines Tages an dem Barbierladen ein großer Leichenzug vorüber, der gerade an der Stelle hielt, wobei die Poſaunenbläſer, die ihn begleiteten, ein langes Stück abbliesen. Von dieſem Augenblick an war die Elſter ſtumm und brachte nicht einmal, um ihre Bedürfniſſe zu erkennen zu geben, einen Laut hervor. Die ganze Nachbarſchaft gerieth in Aufruhr, und wie es damals gewöhnlich war, argwohnten viele, daß dem Vogel durch Zauberei ſeine Stimme geraubt ſey, während die Aufgeklärteren das Unglück einer durch den Poſaunenlärm bewirkten plötzlichen Taubheit zuſchrieben. Doch nach einiger Zeit ließ er ſich wieder hören, aber nicht mit ſeinen früheren Kunſtſtücken, ſondern er ſang das ganze Poſaunenſtück von Anfang bis zu Ende; es war alſo klar, daß ſein früheres Schweigen nur in der Bemühung, ſich die Melodie einzuprägen, ſeinen Grund gehabt hatte.

Die Kaiſerin Agrippina, die eine große Freundin von Vögeln geweſen zu ſeyn ſcheint, beſaß auch eine Droſſel, die die menſchliche Stimme nachahmen konnte, was, wie Plinius bemerkt, früher nie vorgekommen war. Er fügt hinzu, daß, während er dieß ſchreibe, die kaiſerlichen Prinzen einen Staar beſäßen, der griechiſche und lateiniſche Worte ſprechen könne, deßgleichen Nachtigallen, die daſſelbe gelernt hätten, täglich mehr dazu lernten und immer längere Sätze zu Stande brächten. Sie würden in einem abgeſchloſſenen Raum unterrichtet, wo ſie keinen andern Laut vernähmen als die Stimme des Abrichtenden, der ihnen immer daſſelbe wiederhole, und wenn ſie es behielten, ihnen Leckerbiſſen reiche.

Es verſteht ſich, daß man auch ſprechende Raben hatte, da dieſer Vogel ſchon im grauеſten Alterthum durch ſeine menſchlichen Laute die Ehre erworben hatte, als Sendbote des Sehergottes Apollo betrachtet zu werden. Unter Tiberius, erzählt Plinius, war ein Rabenneſt auf dem Kaſtorstempel (deſſen Ueberreſte man noch heute in drei ſchönen korinthiſchen Säulen am Forum zu erkennen glaubt). Aus dieſem Neſt flog ein junger Rabe in eine gegenüber liegende Schuſterwerkſtätte, deren Herr ihn gaſtlich aufnahm und ſprechen lehrte. Er gewöhnte ſich mit der Zeit, an jedem Morgen auf das Forum zu fliegen, und erſt Tiberius ſelbſt, dann Germanicus und Druſus, endlich auch das römiſche Volk beim Namen anzureden und zu begrüßen, worauf er wieder in den Laden zurück flog. Dieß ſetzte er mehrere Jahre lang fort und erregte die Bewunderung von ganz Rom. Der Beſitzer eines benachbarten Ladens (entweder aus Neid oder, wie er ſelbſt angab, im Jähzorn darüber, daß der Vogel ſeinen Schmutz auf ein Paar neue Schuhe hatte fallen laſſen) brachte ihn

um. Das Volk gerieth hierüber in ſolche Aufregung, daß der Mörder erſt genöthigt wurde, das Quartier zu verlaſſen, und ſpäter ſelbſt getödtet. Der Rabe wurde auf's feierlichſte begraben. Zwei Mohren trugen ihn auf einer Bahre, ein Flötenſpieler ging dem Zug voraus, in dem an Kränzen aller Art Ueberfluß war; ſo wurde er bis zu einem an der Appiſchen Straße erbauten Scheiterhaufen gebracht und dort verbrannt und beſtattet. Dieſes trug ſich zu im Jahr 35 nach Chriſtus am 27. März. — Plinius kannte auch einen römiſchen Ritter, der eine auffallend ſchwarze Krähe aus Spanien beſaß, die ſehr deutlich mehrere Worte ſprach.

Außer den zum Sprechen abgerichteten Vögeln iſt ſelten von ſolchen die Rede, die ſich durch Gelehrigkeit auszeichneten. Plinius erwähnt nur, daß Stiglitze lernen, mit Füßen und Schnabel ausführen, was ihnen befohlen wird, und daß gezähmte Kraniche ſich ſehr munter geberden und eine Art von Tanz aufführen. Bei den Schauſpielen des Titus wurden Kraniche gezeigt, die gegen einander kämpften.

Daß Fiſche in Baſſins gewöhnt wurden, auf den Schall einer Glocke oder Händeklatſchen an's Ufer zu kommen und ihre Nahrung aus der Hand des Herrn zu empfangen, war auf den großen Beſitzungen der vornehmen Römer ſehr häufig; man behauptete ſogar, daß einzelne auf Namen hörten, die man ihnen beigelegt hatte.

In dieſen Berichten iſt allerdings manches übertrieben und in's Wunderbare ausgeſchmückt, bei weitem die meiſten aber rühren von zuverläſſigen Augenzeugen her. Bedenkt man überdieß, daß wir über den Gegenſtand nur vereinzelte und zufällig erhaltene Mittheilungen haben, ſo wird man geſtehen, daß die jetzige Thierabrichtung mit der damaligen auch nicht entfernt zu wetteifern im Stande iſt.

Literatur.

Neue Dorfgeſchichten.

Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erſter Band: die Heiterethei und ihr Widerſpiel. Frankfurt 1857.

Bereits vor mehr als zehn Jahren, als die ungemein günſtige Aufnahme, welche Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf mit ihren Dorfgeſchichten fanden, bewirkt hatte, daß nun dem leſehungrigen Publikum faſt weiter nichts als Dorfgeſchichten geboten wurden, machte ſich bald genug die Klage laut, daß man des Guten nun genug habe, das Intereſſe für dieſelben ward von Jahr zu Jahr lauer, und faſt ſchien es, als ſollten ſie eben ſo raſch, wie ſie in der Literatur Eingang gefunden, auch wieder aus derſelben verſchwinden. Trotzdem tauchen ſie ſeit Kurzem wieder auf, und die warme Theilnahme, mit welcher einige derſelben in jüngſter Zeit wieder begrüßt worden ſind, ſcheint dafür zu ſprechen, daß jene Ueberſättigung glücklich überwunden und der Appetit für eine derartige Geiſtesnahrung zurückgekehrt iſt.

Dieſer Umſchwung hat jedoch nicht bloß in dem reſtituirten Geſchmack des Publikums, ſondern auch in den beſſeren Leiſtungen der jetzt auf dieſem Felde arbeitenden Autoren ihren Grund. Wer damals in Dorfgeſchichten machte, that es, weil ſie eben in Mode waren; wer neuerdings deren wieder zu ſchreiben ſich entſchloß, gewann den Muth dazu, trotzdem daß ſie aus der Mode bereits verſchwunden waren. Mit dem Strom zu ſchwimmen darf auch der mittelmäßige Schwimmer wagen, gegen den Strom nur der gute. Von den damaligen Dorfgeſchichtenſchreibern gehörten daher die meiſten dem großen Troß der Nachzügler, dem pecus imitatorum an; unter den heutigen hingegen gehören wieder mehrere zu der kleinen Anzahl derer, die ſelbſtſtändig ihren eigenen Weg gehen und nur ihrem inneren Berufe folgen. Es iſt daher kein Wunder, wenn dieſe wieder Entdeckungen machen, wo jene nur ſahen, was wer weiß wie viele ſchon vor ihnen geſehen, und für Regionen wieder Intereſſe wecken, die bereits ausgebeutet ſchienen.

Hiezu kommt noch etwas. Als Immermann ſeinen Dorfſchulzen, Auerbach ſeinen Tollpatſch in die Poeſie einführten, geſchah es ungefähr in demſelben Sinne, wie man bei einem Diner nach den vorangegangenen Delicateſſen und Confituren auch wohl weſtphäliſchen Pumpernickel und ſchwarzwälder Käſe ſervirt. Befriedigung des Geſchmacksſinnes war dabei eben ſo gut der Hauptzweck als beim Auftiſchen der koſtbarſten Trüffelpaſtete

Digitized by Google

und des pikanteſten Ragout ſin, durch die man den Gaumen vorher zu kitzeln geſucht hatte. Auf dieſem ſpecifiſch äſthetiſchen Standpunkte blieben auch die nächſtfolgenden Nachahmer ſtehen, vergaßen aber dabei, daß die weſtphäliſche und ſchwarzwälder Hausmannskoſt, wenn ſie als Delicateſſen geboten werden, für den Feſttagsgeſchmack eben ſo wenig, als Auſtern und Caviar für das Alltagsbedürfniß ausreichen, und ſo war es natürlich, daß ihnen bald das »toujours perdrix!« zugerufen wurde! Auf jenem ſpecifiſch äſthetiſchen Standpunkte ſtehen aber die heutigen Anbauer der Dorfgeſchichte nicht mehr; es haben für ſie außer den poetiſchen, auch die ethiſchen, culturhiſtoriſchen und ethnographiſchen Intereſſen Bedeutung gewonnen, ſie laſſen es ſich angelegen ſeyn, nicht bloße Dichtungen, ſondern wirkliche Sitten- und Charakterbilder zu liefern, ja ſie haben beim Anbau dieſes Literaturgebiets nahezu ähnliche Intentionen, wie die Nationalökonomen beim Runkelrübenbau, d. h. ſie widmen dem früher verachteten Culturobjekt nicht bloß darum ihre Pflege, weil ſich an der Süßigkeit, welche darin ſteckt, die Zunge eines Feinſchmeckers gütlich thun kann, ſondern um zu zeigen, daß es des unausgebeuteten Schönen noch genug in nächſter Nähe gibt, als daß es, wie es unter den Poeten nur allzu ſehr Sitte geworden war, aus allen Welttheilen zuſammengeholt zu werden brauchte, und um Schätze zu Tage zu fördern, die zwar, wo der Genius mit ſeinem Hammer anklopft, überall unter dem Boden liegen, dagegen ohne die Hülfe dieſes Genius ſehr ſchwer gefunden werden und nicht ſelten ganz unentdeckt und unverwerthet bleiben.

Zu den von dieſem Standpunkte geſchriebenen Dorfgeſchichten gehören auch die uns hier vorliegenden beiden Erzählungen, mit denen Otto Ludwig eine Reihe von Charakter- und Sittenbildern aus dem thüringiſchen Volksleben eröffnet. Wenn ſich von irgend einem der jetzt lebenden Dichter erwarten ließ, daß ſeine Arbeit auf dem hier von ihm betretenen Gebiet durch eine beſonders reiche Ausbeute belohnt werden würde, ſo war es Otto Ludwig. Er hat bereits in ſeinem „Erbförſter“ gezeigt, wie ſcharf und tief er die Conflikte der alltäglichen Lebensverhältniſſe aufzufaſſen und darzuſtellen weiß, und auch ſeine „Makkabäer“ und ſein „Zwiſchen Himmel und Erde“ ſind Belege dafür, daß er gerade für die Belauſchung der unter rauher Hülle ſich verbergenden Seelenregungen, auf deren Enthüllung und Zeichnung es in den Dorfgeſchichten vorzugsweiſe ankommt, eine ganz beſonders feine Beobachtungs- und Darſtellungsgabe beſitzt.

Dieſer Erwartung hat er denn auch in dieſen beiden Erzählungen, obſchon dieſelben von manchen Auswüchſen und Uebertreibungen keineswegs frei ſind, in hohem Grade entſprochen. Nicht genug, daß es ihm gelungen iſt, uns in den darin gezeichneten „Thüringer Naturen“ eine Reihe von naturwüchſigen, körnigen Geſtalten vorzuführen, welche den Thüringer Volksſtamm als einen mit eigenthümlichen und poetiſch verklärbaren Zügen beſonders reich ausgeſtatteten erſcheinen laſſen; er hat es auch verſtanden, ſich dieſelben gerade in ſolchen Lebenslagen und Verwicklungen entfalten zu laſſen, welche eben ſo ſehr der Eigenthümlichkeit und Beſchränktheit ihrer Verhältniſſe entſprechen, als ſie im Geſichtskreiſe der allgemein menſchlichen Intereſſen liegen und hiedurch auch in den ihnen fernſtliegenden Regionen die wärmſte Theilnahme zu erwecken vermögen.

Es gilt dieß von beiden Erzählungen, ſowohl von der erſten, der „Heiterethei,“ als der zweiten, dem „Widerſpiel“ oder Gegenſtück derſelben, welches auch den beſondern Titel: „Aus dem Regen in die Traufe“ führt. Beide bewegen ſich in den engen Grenzen eines jener kleinen Städtchen, in deren Thätigkeit ſich Ackerbau und Gewerbe theilt, deren Bewohner aber die Eigenthümlichkeiten der bäuerlichen und kleinbürgerlichen Lebensanſchauung gemeinhin nicht beſſer in ſich zu vereinigen pflegen, als die Fröſche die Eigenheiten der Land- und Waſſerthiere, ſo nämlich, daß ſie von den beiden Gebieten nur ein ſehr ſchmales Terrain beherrſchen und ihrer Beiblichkeit nicht ſowohl eine Erweiterung als eine Verengerung ihres Horizontes, zugleich aber auch jene Selbſtgenügſamkeit und Allerweltsweisheit, jene Zähigkeit und Eigenwüchſigkeit verdanken, welche ſich in beſchränkten Verhältniſſen weit leichter entwickelt, als in weiteren Kreiſen.

Unter den ſämmtlichen zahlreichen Figuren der beiden Erzählungen iſt auch nicht eine einzige, die ſich über den bornirten Horizont dieſes eng und feſt umpferchten Gebietes erhöbe; vielmehr trägt Alles, was ſie ſagen und thun, und wie ſie es ſagen und thun, das unverkennbare landſtädtchenartige, ſpecifiſch Luckenbachiſche Gepräge, und auch die Ereigniſſe, die ihnen begegnen, die Wirren, die zwiſchen ihnen entſtehen, die Kämpfe, die ſie mit ſich und unter einander durchzumachen haben, ſind lediglich ſolche, wie ſie ſich ganz natürlich und ohne daß es der Herbeiziehung außerordentlicher Erſcheinungen und fremdartiger Elemente bedürfte, aus ſo beſchränkten Verhältniſſen entwickeln können. Selbſtverſtändlich kann bei einer ſo ſtrengen Innehaltung der geſteckten Grenzen von all den weltbewegenden Conflikten in Staat und Kirche, in Kunſt und Wiſſenſchaft, in Handel und Wandel innerhalb dieſer Erzählungen nicht die Rede ſeyn; eine Befriedigung derartiger Intereſſen darf alſo nicht von ihnen erwartet werden. Täuſchen aber würde man ſich, wenn man nun hieraus den Schluß zöge, als könne nun auch die Wirkung, die ſie ausüben, keine tiefere und nachhaltigere ſeyn als diejenige, die wir aus ſolchen Sphären zu erhalten gewohnt ſind, oder als ſey ihnen überhaupt unter den poetiſchen Erzeugniſſen keine größere Bedeutung beizumeſſen, als jene, welche die in ihnen geſchilderte Lebensſphäre in Anſpruch nehmen darf. Beide Erzählungen, vorzugsweiſe aber die erſtere, liefern im Gegentheil, wie wenig andere, den Beweis, wie ungleich mehr in der Poeſie die Größe der Wirkung durch die Kunſt der Behandlung als durch die Großartigkeit des Stoffes bedingt iſt, und welche

Digitized by Google

Macht der ächte Dichter beſitzt, auch dem Kleinen und Unſcheinbaren tief ergreifende und bleibende Eindrücke abzugewinnen.

Bis zu einem gewiſſen Grade läßt ſich dieß ſchon aus den ſehr einfachen, aber glücklich erfundenen Grundzügen der beiden Bilder erkennen. Im erſten derſelben, welches der Autor ſchon früher in der „Kölniſchen Zeitung“ veröffentlicht hat, iſt die Hauptfigur die zum Titel benutzte „Heiterethei,“ d. i. ein armes, aber durch naturwüchſige Schönheit und außerordentliche Körperſtärke ſich auszeichnendes Mädchen, welches eigentlich „Anne-Dorle“ heißt, aber wegen ihrer unverwüſtlichen Munterkeit und Heiterkeit von den Luckenbachern „die Heiterethei“ genannt wird. Obſchon ſie nur eine Taglöhnerin iſt, wäre ſie doch manchem jungen Burſchen, der in Luckenbach zu den vornehmen gehört, als Frau willkommen geweſen; ſie aber will in jungfräulichem Stolz und Kraftgefühl von keinem Manne wiſſen. Spricht man zu ihr vom Heirathen und ſagt ihr, ſie ſey doch ein Mädchen und ein ſolches müſſe einen Mann haben, ſo antwortet ſie trotzig: „Ich bin ich! Und ich frei' einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn ihr mir einen auf dem Teller praſentirt, und er wär' obenein ein Prinz. Und red't ihr noch ein Wort, ſo weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brod verdien' ich allein, wenn ich ſchon ein arm Mädle bin. Ich bin ſtark genug, und bin klug genug, und ich brauch' keinen, und ſo iſt's, und nun iſt's fertig!“ Durch ſolche Sprödigkeit und Selbſtgenügſamkeit zieht ſie ſich nicht ohne Schuld den Unwillen und Spott der Männer zu. Wo ſie ihnen begegnet, muß ſie von ihnen Stichelreden hören. Sie aber iſt ihnen nicht bloß an Körperſtärke, ſondern auch an Geiſtesfriſche überlegen und ſie geht aus allen Händeln mit ihnen als Siegerin hervor. Mit der launigen Erzählung eines ſolchen Siegs beginnt die Geſchichte. Der Schneider, der Weber und der Schmied treffen am Gründer Markt mit ihr im Wirthshauſe zuſammen und ziehen ſie hier wegen ihres Hochmuths auf. Sie thut kleinlaut und verſpricht, den Männern ihr Unrecht abzubitten, wenn ſie ihr ihren allzuſchwer beladenen und feſtgefahrenen Schiebkarren aus dem Schmutz ſchaffen wollen. Da meinen ſie ihr zeigen zu können, was ein Mann iſt, und einer nach dem andern renkt ſich an dem Karren die Arme aus, aber keiner von ihnen vermag ihn nur zu heben, geſchweige vom Flecke zu bringen. Sie fluchen und meinen, den Kaſten bringe der Teufel ſelbſt nicht aus dem Schmutz. Sie aber macht ſich mit der Frage, ob etwa der Schneider noch mit aufſitzen wolle, nun ſelbſt an das Werk, zieht wirklich den Karren glücklich heraus und fährt mit ihm lachend und triumphirend ihre Straße weiter. — Nur ein Mann iſt, für den ſich in ihrem Herzen, ihr ſelbſt unbewußt, eine gewiſſe Theilnahme regt. Das iſt der Holders-Fritz, ein wohlhabender Büttnermeiſter, unter den Junggeſellen eben ſo durch Stärke und Schönheit hervorragend, wie ſie unter den Mädchen, aber nicht wie ſie ordentlich und arbeitſam, ſondern lüderlich in ſeinem Geſchäft und verwildert, nur an Zechgelagen und Raufereien Gefallen findend. Es jammert und wurmt ſie, daß ein Mann, wie er, ein ſolches Leben führt, und als ſie an demſelben Tage, an welchem ſie jenen Triumph errungen, an ſeiner offen ſtehenden, in wüſter Unordnung daliegenden Werkſtätte vorüberkommt, fühlt ſie ſich durch ein gewiſſes Etwas getrieben, darin aufzuräumen. Was eigentlich dieſes Etwas iſt, geſteht ſie ſich ſelber nicht, geſchweige dem Fritz. Aber ihm recht tüchtig die Wahrheit zu ſagen, fühlt ſie ſich in der rechten Stimmung, und als er ihr, nachdem ſie nur einige Schritte weiter gefahren, mit ſeinen Zechgeſellen zufällig in den Weg kommt und ſie nicht durchlaſſen will, da hält ſie ihm wegen ſeines Lebens eine ſo ſcharfe und derbe Strafpredigt, daß er ihr vor Betroffenheit nichts zu erwiedern weiß und ſie unangefochten weiter fahren läßt, dann aber in Wuth ausbricht, ihr zum Trotz ſofort wieder in's Wirthshaus geht und hier in einer Schlägerei dergeſtalt ſeiner Wildheit die Zügel ſchießen läßt, daß er nicht nur ſeine Gegner, ſondern auch ſeine eigenen Kameraden, ja zuletzt ſich ſelbſt zum Hauſe hinauswirft, und zwar für immer; denn er kehrt ſeitdem nicht wieder in das Wirthshaus zurück, ſondern verſchließt ſich, ohne von irgend wem etwas wiſſen zu wollen, wie einer, der über einem finſteren Plane brütet, in ſeinem Hauſe.

Dieſe plötzliche Sinnesänderung macht den im Gringelwirthshaus zuſammenkommenden Luckenbachern viel Kopfbrechens, bis ſie ſich aus einzelnen Gerüchten, z. B. daß man den Fritz einigemal in der Dämmerung um das Häuschen der Heiterethei habe ſchleichen ſehen, ſo viel zuſammen rechnen, er gehe damit um, an der Heiterethei für die von ihr empfangene Strafpredigt durch irgend eine heimtückiſche, vielleicht gar blutige That Rache zu nehmen. Je weniger die Männer Neigung zeigen, der hochmüthigen Heiterethei, die „Alles allein machen kann,“ ihre Hülfe zukommen zu laſſen, um ſo mehr fühlen ſich die Weiber verpflichtet, das bedrohte Mädchen zu warnen und — wenigſtens bei Tage, obgleich es da eigentlich überflüſſig war — zu bewachen. Zu dieſem Ende finden ſich die ſogenannten „großen Weiber,“ d. h. die haute volée der Luckenbacherinnen, von jetzt an tagtäglich, beſonders zur Zeit der Kaffee- und Plauderſtunde, bei ihr ein und machen ihr, die anfangs zu allen ihren Warnungen ungläubig lacht, durch fortgeſetzte Zutragung und Ausmalung ſchauerlicher Gerüchte den Kopf allmählig ſo heiß, daß auch ſie zuletzt an die ihr bevorſtehende Gefahr glaubt. Trotzdem läßt ſie ſich von der Ausführung eines einmal übernommenen Botengangs nach dem Zainhammer nicht abſchrecken, obgleich ſie von demſelben erſt ſpät Abends heimkehren kann und im Dunkeln einen ohnehin verrufenen Wald paſſiren muß, wo, wie man ihr berichtet, der Holders-Fritz mit einem Beile auf ſie lauern will. Auf dem Heimwege erfährt ſie von einer Bäuerin, die ihr begegnet, daß wirklich der Gefürchtete mit dem bewußten Beile im Walde iſt und nach ihr gefragt hat, ja ſie ſieht

Digitized by Google

ihn zuletzt ſelbſt auf einer Brücke, die ſie, wenn ſie nicht einen längeren Umweg einſchlagen will, paſſiren muß, ihrer harren. Gleichwohl ſetzt ſie, um nicht ihre Furcht vor ihm zu verrathen, den Weg, der ſie ihm entgegen führt, beharrlich fort, entſchloſſen, es darauf ankommen zu laſſen, ob es ihr nicht gelingen werde, ſeinem Angriff zuvorzukommen und ihn mit ihrem Schiebkarren in den Bach hinabzurennen. Und es gelingt ihr. Bevor er ſie, die ſich ihm abſichtlich ſo leiſe als möglich von hinten genähert, hat kommen hören, liegt er bereits im Waſſer und ſie gelangt unverſehrten Leibes, aber um ſo mehr verſtörten Geiſtes in ihrem Häuschen an; denn es iſt ihr, als habe ſie einen Mord auf ihre Seele geladen, und ſie malt ſich in der fieberhaft erregten Phantaſie ſchon alle Folgen dieſer That aus.

So ſchlimm ſteht es nun zwar nicht, denn der durch ihre Strafpredigt zu einem ordentlichen Menſchen umgewandelte Holders-Fritz, der ihr nicht aufgepaßt hat, um ihr etwas anzuthun, ſondern um ſie zu fragen, ob ſie ſeine Frau werden wolle, hat von dem Fall und dem unfreiwilligen Bade nur ein paar zerbrochene Finger und ein hitziges Fieber davon getragen, und weit entfernt, die Heiterethei um deſſentwillen, was ſie ihm gethan, anzuklagen, ſucht er vielmehr ihre That aus Scham, ſo etwas von ihr erlitten zu haben, zu verheimlichen. Gleichwohl ſcheint der Heiterethei aus ihrem ſo erfolgreich ausgeführten coup de main nur Noth und Elend erwachſen zu ſollen. Die großen Weiber, die trotz dem Schweigen der beiden Betheiligten den wahren Sachverhalt in kurzem herausgebracht haben, wenden jetzt ihr „barmherziges Gethu“ nicht mehr ihr, ſondern dem Holders-Fritz zu, beſonders ſeit der Bader der Gringelwirthin verrathen, daß dieſer an eine Heirath mit ihrer Tochter, der „Gringelwirths-Valtineſſin-Er,“ denke. Die Heiterethei iſt daher jetzt in ihren Augen die allein Schuldige, und als dieſelbe ſogar verſtockt genug iſt, dieß nicht einzugeſtehen, ſondern die Schuld auf die von ihnen ihr zugetragenen Gerüchte zu ſchieben und ihnen, als ſie den ganzen Hergang umzudrehen ſuchen, für immer die Thüre zu weiſen — da wendet ſich das ganze Städtchen mit Abſcheu, wie vor einer Verbrecherin von ihr ab, niemand gibt ihr noch etwas zu verdienen, ihr Sparpfennig iſt in kurzem aufgezehrt, zum Ueberfluß weicht ihr ein anhaltender Regen auch noch ihr Häuschen ein, und ſo iſt ſie nahe daran, mit dem Kind ihrer Schweſter, welches ſie zu ſich genommen, den Hungertod ſterben zu müſſen, wofern ſie ſich nicht dazu bequemt, bei den beleidigten großen Weibern Abbitte zu thun. Dieß aber läßt ihr hartnäckiger ſtolzer Sinn nicht zu, alle Zumuthungen dieſer Art weiſt ſie übermüthig zurück, und ſie ſcheint entſchloſſen, eher das Aeußerſte über ſich ergehen zu laſſen.

Da erſcheint im Augenblick der höchſten Noth der Holders-Fritz als ihr Retter. Er hat endlich in und mit dem Fieber die früher auch ihn beherrſchende falſche Scham, ſo wie ſeinen in der Verzweiflung an Heiterethei's Gegenliebe gefaßten Entſchluß, die Valtineſſin-Ev ehlichen zu wollen, glücklich überwunden, und kommt jetzt, ihr offen Herz, Hand und Haus anzubieten, und wie ſtörrig ſie ſich auch hiebei ſelbſt ihm gegenüber noch benimmt und wie lange ſie ſich auch noch ſträubt, ihm und ſich das längſt in ihr für ihn ſich regende Gefühl zu bekennen, ſo gelingt es ihm durch eine tüchtige Strafpredigt, die er ihrem Starrſinn noch am Tage vor ihrer Hochzeit hält, endlich doch, ihr denſelben Dienſt zu erweiſen, den ſie ihm geleiſtet hat, und ſie, von den ſpröden Schlacken ihres Weſens geläutert, für ſich zu gewinnen.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, November.

Die geſühnte Aula. — Die Akademie und die deutſche Sprache. — Eine Aeußerung Hammers. — Der Zeitungsſtempel. — Eine gedruckte Handſchrift. — Geſchmiegelte Volksſänger. — Ein ſchöner Zug.

Die Aula hat die Zeit ihrer Buße endlich überſtanden. Seit einer Reihe von Monaten ſtarrten ſchon die Hallen der Wiſſenſchaft nicht mehr von blankgeputzten Bajonnetten und ſteif gewichſten Schnauzbärten, und jetzt ſind die Muſen wieder eingezogen. Doch iſt das Gebäude nicht der Jugend zurückgegeben worden, welche ſo verderblichen Unfug darin getrieben, ſondern der reifen Gelehrſamkeit. Die Akademie der Wiſſenſchaften hat Beſitz von der ehemaligen Aula ergriffen. Nach manchem Jahre wird wohl noch einer oder der andere, welcher einſt mit Calabreſer und Schleppſäbel bewaffnet darin raſſelte, praſſelte und flunkerte, im großen Saale eine gelehrte

und hoffentlich auch vernünftige Rede halten. Und nachdem die böſen Geiſter längſt nicht nur gebannt, ſondern auch verſchollen ſind, möge in geläuterter Form ein guter auferſtehen, der, weil mißbraucht und entſtellt, ebenfalls gebannt wurde, nämlich die Begeiſterung für deutſches Weſen. Die Akademie wird manches dafür zu thun im Stande ſeyn, unter anderem durch die Pflege der deutſchen Sprache, die — obſchon als amtliche Reichsſprache erklärt und gebraucht — zu Wien eben ſo verwildert wie zu Berlin, oder eigentlich noch ärger, weil zu den hergebrachten einheimiſchen Unarten die norddeutſchen Mißſtände ſich geſellen. Die Berliner ahmen gewiß unſere Sprachſchnitzer nicht nach; ſchwerlich wird ein Norddeutſcher ſich bewogen finden, blutrünſtig für blutdürſtig zu ſchreiben, z. B. der blutrünſtige Yeh, die blutrünſtigen Meuterer von Delhi; noch weniger dürfte er ſich verſucht fühlen, den abenteuerlichen Gebrauch genehm zu halten, den man hierlandes vom Worte „zumuthen“ macht, indem man es für argwöhnen oder beſchuldigen anwendet. Der Norddeutſche verwechſelt auch nicht die Flur mit dem Flur, und ſchreibt nicht: der Kranke liegt am Sterbebett, der Todte wird am Kirchhof begraben, das Schiff fährt am Waſſer, ich wohne am Lande. Die Ausdrücke unzurechnungsfähig und depoſtiren liegen nicht in ſeinen Gewohnheiten. Dagegen beſitzt er von Hauſe aus eine Menge übler Angewohnheiten, und dieſe theilen wir mit ihm. Vor allen ſind es die Greuel und Scheuel der Sprachmengerei, in denen ſein trauriges Beiſpiel uns ausbildet, und einige kleinere Unarten auf dieſem Felde, welche wir ihm abgelernt, z. B. das Anhängen deutſcher Endungen an fremde Worte, wie Desavouirung, Modificirung, Creirung, Votirung. Die Billigkeit erheiſcht, ausdrücklich hinzuzufügen, daß wir ihn in Blödſinn dieſer Art noch übertreffen; der Ausdruck Garantirung kommt nur in Oeſterreich vor, und nur in Wien kann man leſen: „Der Triumph der Dame ſo und ſo war ſchon kein Erfolg mehr, ſondern ein Succes;“ oder: „Für den täglichen Gebrauch iſt ein Mittagsmahl zuträglicher als ein Diner.“ Die Akademie wird im Gebiete der Sprache ſonſt noch mancherlei zu thun finden. Der ſelige Hammer, mit welchem ich wenige Monate vor ſeinem Tode einmal davon zu ſprechen den günſtigſten Anlaß ergriff, äußerte, er ſey zwar zu verſtimmt gegen die Akademie (eigentlich gegen einige leitende Männer der Anſtalt), um irgend dort etwas anregen zu wollen, doch halte er es in der That für eine ihrer vorzüglicheren Aufgaben, ſich der deutſchen Sprache anzunehmen, und wenn er etwas zu ſagen hätte, ſo müßte vor allem die Rechtſchreibung in Ordnung gebracht werden. Uebrigens ſey die Verwilderung der deutſchen Sprache nicht der Grund, ſondern nur ein Zeichen des mangelhaften Nationalgefühls, und werde kaum zu heben ſeyn, ſo lange die Krankheit ungeheilt bleibe.

Das Ereigniß der jüngſten Tage iſt die neue Stempelverordnung. Jedes Blatt muß täglich einen Kreuzerſtempel tragen, wird mithin um mehr als fünf Gulden vertheuert. Zweifelsohne wird die Maßregel einige der erſcheinenden Zeitungen umbringen, doch ſcheint ſie die kleine Literatur am wenigſten ſchwer zu treffen. Die Herausgeber der Kreuzerblätter ſollen ſich verſtändigt haben, den Preis ganz einfach um den Betrag der neuen Abgabe zu erhöhen. Ihre Blätter bleiben dabei doch immer noch die wohlfeilſten. Auch die Inſeratenſteuer iſt um fünfzig Procent erhöht worden, von zehn auf fünfzehn Kreuzer für jede Einrückung. Die großen Blätter werden jetzt ſo theuer, oder beinahe ſo theuer wie die amtlichen Zeitungen; wir werden ſehen, ob dieſe letzteren dadurch an Abnehmern gewinnen. Ich bezweifle es, weil die amtlichen Blätter das Vorurtheil der Langweiligkeit gegen ſich haben, abgeſehen davon, daß ſie mit vielen Mittheilungen weſentlicher Art ſtets im Nachtrab bleiben müſſen.

Eine andere Erſcheinung hat ebenfalls Aufſehen erregt, wenn auch minder laut und nicht in ſo weiten Kreiſen. Aus dem Miniſterium des Innern iſt, als Handſchrift in ſehr wenigen Abzügen gedruckt, ein Heft von etwa ſechs Bogen hervorgegangen, das den Titel trägt: „Rückblick auf die jüngſte Entwicklungsperiode Ungarns.“ Der wohlunterrichtete Verfaſſer ſchildert in klarer und mit unverwerflichen Zeugniſſen belegter Ueberſicht alle die Segnungen, welche dem pannoniſchen Lande aus der Verſchmelzung mit Großöſterreich erwachſen ſind. Es iſt dadurch aus dem Zuſtande der Barbarei in den der Geſittung verſetzt worden. Die vielen, deren Herz für den erhabenen Gedanken eines großöſterreichiſchen Kaiſerſtaates begeiſtert ſchlägt, vernehmen mit der freudigſten Theilnahme vom Inhalt der Schrift, und wer von ihnen ſie zu leſen bekam, freut ſich der glücklichen Begegnung. Indeſſen ſteht nicht zu leugnen, daß ſie von vielen Seiten kühl aufgenommen ward. Es gibt Vorurtheile, die ſich nicht ſo ſchnell beſeitigen laſſen, und wie in ganz Deutſchland viele Leute leben, welche nach zwei Jahrhunderten ſich noch immer einreden laſſen, der Schwedenkönig Guſtav Adolph habe für die deutſche Freiheit gefochten, eben ſo gibt es manchen gemüthlichen Wiener, der in acht Jahren immer noch nicht gelernt hat, was die ungariſche Freiheit von ehedem eigentlich war. Auch in Ungarn ſelbſt gibt es noch ſolche Käuze. Dieſen allen kommt der Rückblick mit ſeinen unerbittlichen Thatſachen höchſt unbequem in die Quere. Nicht weniger ärgert ſich eine andere Partei, die jedoch minder zahlreich zu ſeyn ſcheint. Indem nämlich die halbamtliche Darſtellung zeigt, daß Ungarn ſo wenig wie jedes andere Kronland ſeiner nationalen Eigenthümlichkeiten entkleidet worden iſt oder ſie für die Zukunft gefährdet ſteht, widerſpricht ſie in unliebſamer Weiſe den Anhängern der Staatsgleichmacherei. Vermuthlich hatten dieſe gehofft, das Kaiſerreich nach franzöſiſchem Muſter in Kreiſe und Bezirke ohne Rückſicht auf die Vergangenheit eingetheilt zu ſehen. Statt deſſen achtet die kaiſerliche Regierung eines jeden Kronlandes Namen, Grenzen, Sprache, Sitten, und keines hat von ſeinen urſprünglichen Einrichtungen mehr aufzugeben, als die Vereinigung

mit dem großen Ganzen unumgänglich erheischt. Ganz ohne Opfer konnte es natürlich nicht abgehen. Ein einzelner Mensch, der sich einer Gesammtheit anschließt, muß einen Theil seiner unbedingten Selbstständigkeit aufgeben; derselbe Fall ist's mit einer Körperschaft, die sich mit andern verschmelzt, von der Gemeinde bis zum Königreich. In dieser Beziehung werden an Ungarn keine andern Anforderungen gestellt als an das Erzherzogthum Oesterreich, indessen wird es noch eine Weile dauern, bis man das allgemein begreift. Böhmen war auch nicht gleich nach der Schlacht am Weißen Berge in gehörigem Gleichgewicht. Der „Rückblick" aber in seiner gelassenen und wohlbegründeten Darstellung wird nicht wenig dazu beitragen, die Abklärung der Zustände zu fördern, womit es überhaupt schneller gehen dürfte als im siebzehnten Jahrhundert, schon deßhalb, weil heutzutage alles schneller geht wie damals, wenn auch nicht jegliches Ding auf der Eisenbahn befördert und durch den Telegraphen gemeldet wird.

Mit manchen Dingen geht es gar zu schnell. Dazu gehört die Umgestaltung des Aeußern der sogenannten Volkssänger. Diese fangen an im Ballanzuge mit sorgsam gekräuseltem Haar aufzutreten, um Lerchenfelder Vorträge zu halten. Es macht einen Eindruck von komischer Trübseligkeit, einen viereckigen Burschen in schwarzem Frack vom modischsten Zuschnitt auftreten zu sehen, um etwa die Schwerenothslisel vorzutragen. Allerdings kommt dergleichen nicht immer vor, aber im Saal zum Sperl habe ich es kürzlich erst erlebt. Das Publikum war in seiner Art ein gewähltes; die Damen trugen seidene Kleider und sie hätten damit in der besten Gesellschaft erscheinen können. Doch nein, ich irre mich, die Kleider allein waren salonfähig. Das Aussehen der Volkssänger älteren Schlages ist mir bei weitem lieber; der schlichte Anzug und die urwüchsigen Lieder passen zusammen. Am liebsten waren mir die Vorgänger der Volkssänger, die ächten und rechten Harfenisten und Harfenistinnen, und im Sommer suche ich zuweilen auf, was von diesem Völkchen noch übrig ist. Im Winter ist der Genuß mit zu großen Beschwerlichkeiten verbunden; der geschlossene Raum, worin die „Abendunterhaltung" stattfindet, pflegt überfüllt zu seyn. Man erstickt vor Dunst und Dampf. Zur schönen Jahreszeit aber singen diese Vögel unter den alten Bäumen des Wurstlpraters und in den Gärten des Lerchenfeldes. Viele von ihnen sind noch ganz die alten, nur daß sie ihren Uebermuth in engeren Schranken halten, was sie jedoch nicht freiwillig thun. Die Polizei hat ihnen gewisse Grenzen gesteckt, die sie einhalten — sollen. Ob sie es immer thun, ist eine andere Frage. Ich will diese Frage nicht lösen, doch glaube ich vermuthen zu dürfen, daß die unliebsame Herberge in der Sterngasse sehr häufig von unfreiwilligen Gästen aus der singenden und klimpernden Zunft bewohnt wird.

Zum Schlusse noch einen rührend schönen Zug aus dem Leben. Vor kurzem wurden einer Greißlerswittwe durch einen Gauner, der sich als Polizeicommissär verkleidet, zwanzigtausend Gulden in Papieren entführt. Die Frau wäre an den Bettelstab gekommen, wenn der Spitzbube nicht schnell gefangen worden. Der Dieb und sein Weib wurden eingesperrt, die Bestohlene aber nimmt sich des verlassenen Kindes derselben mütterlich an.

Aus dem Weichselmarschlande, Oktober.

(Schluß.)

In der Bauart ihrer Häuser unterscheiden sich die Viehzucht treibenden Mennoniten von den Ackerbauern. Die mennonitischen Gebäude sind von Holz, weil solche bei Ueberschwemmungen sich besser halten und leichter austrocknen, als Ziegel- oder Fachwerkhäuser. Haus, Stall und Scheunen sind meistens unter Einem Dach, damit der Hausherr in größter Bequemlichkeit gleich aus dem Hause in den Stall und aus diesem in die Scheuer gehen kann. Das Wohnhaus hat einen großen, auf Säulen ruhenden Vorbau, eine sogenannte Vorlaube, und eine sehr große Wohnstube nebst Putzzimmer, davor wohl auch ein Blumengärtchen hinter saubern Staketen; alle Gebäude und Zäune sind mit Oelfarbe, meistens rothbraun, oder sonst barok genug angestrichen. Die Sorge für das Vieh ist das Hauptbestreben des Mennoniten. Darum grenzt der Stall unmittelbar an die Wohnstube und gleicht einem Schmuckkästchen an Sauberkeit, obgleich Kühe und Schweine darin zusammen, jedoch in besondern Abtheilungen stehen. Die Kühe stehen ohne Streu und ihre Schwänze sind an Stricken, welche über Rollen laufen, angebunden, damit sie sich nicht beschmutzen; auch werden sie täglich gewaschen und selbst gestriegelt gleich den Pferden. In der Mitte des Stalls steht eine Pumpe, damit das Vieh stets mit nicht zu kaltem Wasser getränkt werde. Jeder Stall ist so eingerichtet, daß vermöge einer schräg angelegten hölzernen Rampe das Vieh bis auf den Boden getrieben

werden kann, wenn in Folge eines Deichbruches die Gegend überschwemmt wird.

Die Höfe der übrigen Werderaner haben Haus, Stall und Scheunen oder Speicher getrennt und sind meistens aus Fachwerk, viele aber ganz massiv und modern pomphaft erbaut. Stattliche Thorwege, aus Eichenholz gezimmert, bezeichnen den Eingang zum Hofe, und die Thüren des Hauses strotzen von blank geputztem Messingschmuck. Die breiten Scheiben der Fenster sind vom feinsten englischen Glase, die Zimmerwände fein ausgemalt oder tapeziert, der gedielte Fußboden blank gebohnt, das Hausgeräthe höchst kostbar. Möbeln von Mahagoni sind ganz gewöhnlich, die Wandspiegel elegant, selbst ein Fortepiano fehlt den meisten dieser Landhäuser nicht. In der Küche aber erblickt man auf einem herumlaufenden Gestimse spiegelblankes Küchengeschirr und Zinngeräth; das Tischgeräth ist aus Silber und Porzellan.

Anders freilich sehen die Hütten der Tagelöhner (Kathen genannt) aus, meistens am Ende des Dorfes stehend. Hier ist große Armuth zu Hause. Den Werdern eigenthümlich sind auch die Hakenbuden, deren jedes Dorf wenigstens Eine hat. Es sind dieß Schankstellen, welche sich aber von Krügen dadurch unterscheiden, daß sie keinen Gaststall haben und zur nächtlichen Aufnahme von Reisenden nicht eingerichtet sind. Hier findet aber der Dorfbewohner alle seine täglichen Bedürfnisse, ja mehr als diese. Außer Bier und Branntwein sind auch Wein, Oel, Salz und alle Materialwaaren, Kleiderstoffe aller Art und Hausgeräthe zu haben. Eine solche Allhandlung ist unentbehrlich für das Dorf; insbesondere lebt die Klasse der Tagelöhner ganz von ihr. Da holt die Tagelöhnerfrau ihren täglichen Hausbedarf, und Sonntags bezahlt der Mann vom verdienten Wochenlohn die Ausgaben seiner Frau. Auch ist hier der Ort, wo Abends die Nachbarn bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Grog zusammen kommen und sich unterhalten. — Kommt der Werderaner nach der Stadt, so lassen die Deutschen, im Gegensatze zu den Mennoniten, etwas darauf gehen. Ihre Kutscher tragen Livrée und Tressenhüte, und wahrhaft pompös sind ihre Equipagen, mit Rossen bespannt, die ihres gleichen suchen.

Da die Wege in den Werdern einen großen Theil des Jahres entsetzlich schlecht sind, so erklärt sich schon hieraus, warum dem Landmann hier die Ausfuhr seiner Feldfrüchte so schwer gemacht wird. Er führt sein Getreide daher auch am liebsten entweder an die Weichsel oder an die Nogat und Tiege, wo es zu Wasser nach Danzig oder Elbing geht. Daher kommt der besondere Ausdruck, daß der Werderbewohner das Verfahren seines Getreides zum Verkauf das „Verschiffen" desselben nennt.

Das Land hat eine Menge reicher Dörfer und selbst zwei Städte aufzuweisen, Tiegenhof und Neuteich. Ersteres liegt am Ausflusse des Flüßchens Tiege in das Haff, treibt lebhaften Handel mit Getreide und ist durch gutes Bier berühmt. Das Städtchen Neuteich dagegen hat bedeutende Viehmärkte, besonders für Pferde. Zwischen beiden liegen Groß- und Kleinlichtenau, Dörfer, deren Bewohner in den Sagen des Landes wegen ihres riesigen, unglaublich großen Reichthums und des daraus hervorgegangenen Uebermuths bekannt sind. So sollen sie um's Jahr 1400 im trunkenen Muthe einen Mönch in den Sack gesteckt und in den Schornstein gehängt haben, „bis er Eier legen würde;" ja einen pilgernden Jacobsbruder, der ihre Hartherzigkeit schalt, sollen sie am Bratspieß verbrannt und einen Kesselflicker drei Tage lang in ein gefallenes Pferd eingenäht haben. Als sie nun mit ihrem Geistlichen ähnlichen Spott trieben, ihn aufforderten, einer Sau die letzte Oelung zu geben, ja den Komthur von Neuteich mit dem Barte an die Thür nagelten, wurden sie der Sage nach hart bestraft und mußten an der Nogat bei Marienburg den „Buttermilchthurm" erbauen, auch in ihm selbst eine schwere Haft bestehen. Dafür hatten auch in allen Kriegshändeln die Bewohner der reichen Werder viel zu leiden; immer aber bot wieder die Fruchtbarkeit neue Hülfsmittel zur Heilung der Wunden.

Wie groß die Einfalt der Sitten unter den Werderbewohnern ist, davon ein komisches Beispiel. Unter den älteren wohlhabenden Hofbesitzern herrscht hier noch die von den Voreltern geerbte Sitte fort, den von der Landwirthschaft gewonnenen Erlös an Geld nicht auf Zinsen auszuthun oder in Staatspapiere umzutauschen, noch sonst irgend ein vortheilhaftes Geschäft damit zu betreiben, sondern das blanke Geld, wo möglich in aufgestapelten Doppelthalern oder in Friedrichsdorrölleben, in Schubladen oder wohl gar in Töpfen ruhig aufzubewahren. Dieser altväterischen Sitte getreu zeigte sich denn auch ein reicher Landmann aus der Gegend von Neuteich im großen Werder; er hatte ein Vermögen von vielen Tausenden von Thalern auf die eben bezeichnete Weise in Sicherheit gebracht und vermehrte seine Doppelthaler und Goldrollen mit jeder Ernte. Da fügt's das Geschick, daß der schon bejahrte reiche Mann ein junges Mädchen aus der in der Cultur schon vorgerückteren Danziger Niederung zur Frau nimmt, die mit der Wirthschaftsweise ihres Eheherrn von vornherein sich unzufrieden erklärt und in ihn dringt, seinen stattlichen todten Geldschatz in Danzig gegen Staatspapiere umzusetzen oder auf sichere Hypotheken auszuthun. Lange protestirt der Alte halsstarrig dagegen, aber endlich gibt er nach, denn was thut ein alter Mann seiner jungen Frau nicht zu Liebe? Er begibt sich nach Danzig und setzt sein Geld in Pfandbriefe um. Die Frau ist überglücklich; aber den bedächtigen Hausherrn gereut sehr bald sein Reformschritt; er fürchtet aus seiner neuen Industriemethode nur Nachtheile für seine Wirthschaft und geräth von Tag zu Tag mehr in Mißstimmung und Unruhe. Das thut der guten Frau wieder leid, und da keine Vorstellungen ihrerseits fruchten, um den durch ihre Schuld so unglücklich gewordenen Hausvater wieder umzustimmen, geht sie endlich darauf ein, daß derselbe jene Pfandbriefe wieder nach Danzig bringen und

Digitized by Google

umtauſchen dürfe. Hoch erfreut kehrt der Mann noch an demſelben Tage mit ſeinem blanken Goldſchatz zurück und die Thaler und Goldſtücke erhalten ihren alten Platz. Da aber will's das Unglück, daß in der Nacht im Hauſe Feuer ausbricht, mit ſolcher Heftigkeit, daß Mann und Frau knapp ihr Leben retten. Kaum iſt das Feuer gelöſcht, ſo geht des armen Mannes Sorge dahin, nach ſeinem verlorenen Schatz zu ſuchen. Bald iſt derſelbe auch ausgegraben, aber von der Glut des Feuers ſind die Töpfe zerplatzt, die ſchmucken Gold- und Silbermünzen zu einem Klumpen zuſammengeſchmolzen. Zwar nahm die Münze denſelben an, aber mit einem bedeutenden Verluſte für den Beſitzer.

Mit großen Gefahren für die Werderbewohner ſind die jährlichen Eisgänge der Weichſel und Nogat verbunden. Die aus dem Süden, aus Gallizien und Polen herabkommenden Eisſchollen finden den nördlichen Theil dieſer Ströme in Preußen und deren Ausfluß im friſchen Haff und in der Oſtſee meiſt noch feſt gefroren, mit dickem Eis bedeckt. Jene treibenden Eisſchollen nun finden an der feſten Eisdecke der untern Weichſel und Nogat ſtarren Widerſtand; ſie häufen ſich zu Bergen an und ſtoßen ſich auf den Grund ſo feſt und dicht, daß nur wenig Waſſer des Stromes durchfließen kann und daſſelbe mithin hoch anſchwillt. Dann iſt die Gefahr eines Deichdurchbruches vor der Thüre und alle Mannſchaft der benachbarten Dörfer bemüht, durch gemeinſame Thätigkeit die Gefahr abzuwenden. An den Stellen des Dammes, wo das Waſſer übertreten will, werden ſchnell Kaſten geſchlagen und mit Dünger gefüllt. Wo der Deich zu ſchwach gegen den Druck des Waſſers ſcheint und daher zu weichen droht, werden Wehrhölzer dagegen geſteift, und wo ſich am Damme Quellungen und Durchſickerungen zeigen, werden dieſelben mit Miſt und Faſchinen geſtopft und ſchnell daneben ein Fangdamm geſchüttet. Die meiſten und gefährlichſten Durchbrüche entſtehen aus ſolchen Quellungen. Ein ſolcher Durchbruch, zumal in der rauhen Jahreszeit, iſt wahrhaft grauſig. Laut brauſend, mit furchtbarer Gewalt ſtürzt der Strom in das niedrig liegende Land und reißt alles mit ſich, was ihm in den Weg kommt. Brücken und Häuſer mit den Menſchen, Ställe mit Vieh und Scheunen mit ihren Getreidevorräthen werden entweder im Nu vernichtet oder mit den Eisſchollen fortgeriſſen, Aecker ausgewühlt, und über die ganze Landſchaft ziehen meilenbreit acht bis zehn Fuß tiefe Wogen hin, Alles verwüſtend. Ein tiefer See bedeckt, ſo weit das Auge reicht, die geſegneten Werder, und jede der vielen Dächerinſeln, welche, einem Archipel gleich, aus der Fluth hervor ragen, birgt entſetzlichen Jammer. Iſt's noch irgend möglich, ſo flüchten die bedrängten Menſchen ſich auf die benachbarten Deiche oder wohl gar auf Bäume, um ſich vor dem Ertrinken zu retten. Ein großer Theil der Dorfbewohner campirt dann wochenlang im Freien auf den Dämmen, in elenden Baraken, aus verfaulten Bretter und feuchtem Stroh zuſammengebaut. Und viele Wochen, ja Monate vergehen, ehe ein ſolcher Bruch wieder ausgebeſſert iſt, eine wahre Rieſenarbeit, da der Riß meiſtens viele Ruthen breit und das Werderland niedriger als das Flußbett iſt. — Der Schaden, den ein ſolcher Durchbruch verurſacht, iſt ſehr bedeutend; außer dem Verluſt der Ausſaat und den großen Koſten, welche die Zudämmung erfordert, werden die dem Durchbruch zunächſt liegenden Ländereien mit mehrere Fuß hohem Sande bedeckt, der jede Bearbeitung unnütz macht, ſo lange er nicht weggeräumt iſt, was wieder mit großen Mühen und neuen Koſten verbunden iſt. Seit der Eindämmung der untern Weichſel und der Nogat ſind der Deichbrüche ſchon gar viele vorgekommen. Dieß zeigen deutlich die vielen Sandſtrecken in allen Theilen der Werder, die heute noch offen daliegen und neben dem fetten Boden einen widrigen Eindruck machen.

Die Nothwendigkeit, durch vereinte Kräfte die Deiche zu erhalten, hat eigenthümliche Einrichtungen zur Folge gehabt. Seit den älteſten Zeiten finden wir im Werder das Herkommen, daß die Bewohner aus ihrer Mitte Männer, zu deren Erfahrung und richtigem Blick ſie das meiſte Zutrauen haben, erwählen, damit ſie durch kluge Anordnung das Land gegen den Ausbruch der Gewäſſer ſchützen. Die alſo Gewählten werden von dem Staate in Eid und Pflicht genommen und legen unter freiem Himmel auf dem Damme ſelbſt den Schwur ab, nach beſter Kraft und Ueberzeugung das Land vor Waſſerſchaden zu ſchirmen und das Wohl deſſelben auf jede Weiſe zu wahren. Sie heißen deßhalb Deichgeſchworene. Ihr Amt iſt ein ſehr beſchwerliches und zur Zeit des Eisganges ſtets mit Lebensgefahr verbunden. Ihre Anweſenheit wird überall gefordert, wo die Gefahr am dringendſten iſt und der bedrohte Damm oft ſchon unter ihren Füßen ſchwankt. An ihrer Spitze ſteht der Deichgräf.

Bremen, November.

Phyſiognomie der Stadt.

Bremen ſteht wie Lübeck in dem Rufe, daß es langweilig ſey. Der Fremde, den nicht etwa Geſchäfte in das Emporium der Niederweſer führen, wird dieſer Anſicht ſchwerlich widerſprechen, denn der erſte Eindruck, welchen die Stadt auf den Ankommenden macht, iſt kein vortheilhafter. Schon die Lage hat wenig feſſelndes. Von welcher Seite man immer kommt, ſie imponirt nirgends durch hervorragende Gebäude oder durch hohe Thürme. Die nächſten Umgebungen ſind flach und zeichnen ſich keineswegs durch Fruchtbarkeit aus. Es gibt weder ſchattige Alleen noch grüne, von ſmaragdenen Wieſen und blauen Gewäſſern durchſchnittene Laubwälder in Bremens Nähe. Oede Kartoffel- und Kohlfelder, abwechſelnd mit Ackerland und bräunlichem Heidegrund, umgürten die wichtige Handelsſtadt, die in der commerciellen Welt ein ſo einflußreiches Wort mitſpricht. Dieſer erſte Eindruck macht aber einem wohlthuenderen Platz, ſobald man der Wallumhegung mit ihren unvergleichlich ſchönen und überaus ſorgſam gepflegten Anlagen, die der Stolz jedes Bremers ſind, ſich nähert.

Mich führte der Weg von Hamburg nach Bremen. Da beide Hanſeſtädte zur Zeit noch nicht durch einen Schienenweg verbunden ſind, bedarf man noch immer längerer Zeit zu einer Reiſe von Hamburg nach Bremen, als von erſterer Stadt nach dem viermal entfernteren Leipzig. Volle dreizehn Stunden braucht der Eilwagen, um die nicht eben romantiſche Wegſtrecke durch das Hannöverſche Land über Harburg, Toſtädt, Rothenburg und Ottersberg zurückzulegen. Man reiſt zum Glück bei Nacht, und wenn nicht etwa ein Schwarm tanzender Irrlichter in den ſumpfigen Niederungen bei Ottersberg die Monotonie des nächtlichen Landſchaftsbildes unterbricht und dem Reiſenden ein munteres Feuerwerk vorgaukelt, ſo thut man am beſten, ſich dem Traumgott in die Arme zu werfen, was freilich nicht immer gelingen will.

Die kleinen Häuſer der ziemlich ausgebreiteten Vorſtadt haben nichts Großſtädtiſches. Auch der Verkehr bewegt ſich innerhalb der Grenzen mittelſtädtiſcher Bedürfniſſe. Man ſieht keine Equipagen, keine Reiter, kein Gedränge geſchäftig Hin- und Hereilender. Die Begegnenden ſind, wie ihr Ausſehen verräth, großentheils Fabrikarbeiter, deren es ſehr viele in und um Bremen zu geben ſcheint. Beim Eintritt in die alte Stadt, die ſich ihrer finſtern Thore längſt entledigt hat, fällt uns zuerſt die Sauberkeit aller Straßen auf. Da ſieht man nirgends Schmutz auf dem Pflaſter, nirgends unſchöne Ueberreſte weggeworfener Utenſilien, wie man ſie namentlich in Hamburg überall in Menge findet. Die Straßen Bremens erſcheinen früh und Abends rein gefegt und die ſelten über zwei Stockwerke hohen Häuſer in ihrem hellfarbigen Oelanſtrich blinken wie gewaſchen. Von allen größeren Städten Deutſchlands gibt es ſchwerlich eine, die ſich ſo blank und nett darſtellt, wie das alte Bremen. Man merkt die Nähe Hollands, die wohl auch ſonſt in der Haltung der Bevölkerung ſich hin und wieder erkennen läßt.

Wenn man durch Bremens meiſt enge Straßen ſchlendert, um einen Begriff von der Phyſiognomie der Stadt zu bekommen, macht ſich alsbald eine Eigenthümlichkeit in der Bauart der Häuſer bemerkbar, die ſich weder in Lübeck noch in Hamburg wieder findet. Allen drei Hanſeſtädten ſind die zur Straße gekehrten Giebel ihrer Häuſer mit ihren oft ſchönen, immer aber pittoresken Verſchnörkelungen gemeinſam, eben ſo die großen, tiefen Hausdielen, welche gewöhnlich zu Lagerräumen benutzt werden, oder es früher wurden. Dagegen hat Bremen nur wenig Kellerlucken und faſt gar keine Kellerwohnungen. Vor der Hausthür fehlt der Beiſchlag oder die Laube, die man im vom Brande verſchont gebliebenen Hamburg ſo häufig findet. Aber die in ſtumpfen Winkeln in die Straßen vorgeſchobenen Ausbaue der Untergeſchoſſe ſind Bremen ganz eigenthümlich und geben den Straßen ein anheimelndes Ausſehen. Dieſe Ausbaue, welche die Erkerzimmer anderer Städte vollkommen erſetzen, heißen, glaube ich, „Ausluchten“ und gewähren den Bewohnern eine ziemlich weit reichende Ausſicht in die Straßen und in das Leben derſelben. Bei der unverkennbaren Reinlichkeitsliebe der Bremer kann man ſich denken, daß ſpiegelhelle Fenſter keiner ſolchen Auslucht fehlen. Ob es aber den Bewohnern dieſer Parterrezimmer angenehm iſt, daß Vorübergehende das Innere derſelben genau zu überblicken vermögen, ſteht dahin. Man wird unwillkürlich dazu veranlaßt, denn die Fenſterſcheiben ſind gar zu blank und der Sonnenſtrahl, der ſich drinnen auf der geſtrnißten Diele bricht, hat etwas magnetiſch Anziehendes für das Auge des müſſig umherſchlendernden Fremden.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 48.

Inhalt.

Jakob Ehrlich. Eine Erzählung. Seite 1149.

Das französische Volkslied mit besonderer Rücksicht auf Beranger. (Fortsetzung.) Seite 1155.

Skizzen aus dem Norden Amerika's. Seite 1160.

Literatur. Neue Dorfgeschichten. Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erster Band: die Heiterethei und ihr Widerspiel. Frankfurt 1857. (Schluß.) Seite 1165.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork. Seite 1168. — Bremen. (Forts.) Seite 1170.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[72] Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Eine Stimme des Auslandes über religiöse Freiheit.

Urtheil des französischen Rechtsgelehrten und Historikers

Edouard Laboulaye

über Bunsen's „Die Zeichen der Zeit"

und deren Bekämpfer Stahl.

Deutsch bearbeitet von **Leopold August Warnkönig.**

8. Geh. 16 Ngr.

Eine meisterhafte Vertheidigung der religiösen Freiheit und insbesondere der Anschauungen **Bunsen's** vom katholischen Standpunkte, aus der Feder des berühmten französischen Rechtsgelehrten und Historikers **Laboulaye.**

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

Gesammt-Ausgabe

stark vermehrt und verbessert.

8. geheftet. Preis fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Hebbel, den Dramatiker, kennt wohl Jedermann. Nicht ebenso ist es mit dem Lyriker; die Wenigsten mögen gewußt haben, daß seine Gedichte allein schon hinreichen, ihm seinen Platz in der Literatur zu sichern. Als Hebbel mit seinen ersten Dramen hervortrat, glaubten Viele, er werde versuchen, die ganze Poesie umzugestalten und namentlich dem Schauspiel einen gänzlich veränderten Inhalt zu geben. Man täuschte sich, er war von einer solchen Neologie, die ihm nur blinde Enthusiasten unterlegten, weit entfernt, und wies so mißliche Erwartungen schon in der Vorrede zur Maria Magdalena mit den unzweideutigen Worten zurück: wir sollen nicht das elfte Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen. Sein Streben war, den socialen, politischen und philosophischen Inhalt der Zeit in die einfach-natürliche classische Form zu gießen, und darin trifft der Lyriker mit dem Dramatiker so vollständig zusammen, daß sie sich gegenseitig ergänzen und erklären. Wir glauben die ganze Bedeutung des Dichters nicht besser ausdrücken zu können, als in dem Urtheil, daß Modernes und Classisches bei ihm in seltener Vereinigung zusammengehen. Das Moderne setzen wir hier in jene Mischung von Sentiment und Speculation, von Gefühl und Philosophie, die Byron und Lenau so begeisterte Anhänger erwarb; unter dem Classischen verstehen wir ebenso den Schwung des Schiller'schen Idealismus, als die Goethe'sche Unmittelbarkeit. Alle diese Elemente bilden in der vorliegenden Gedicht-Sammlung ein originelles und selbstständiges Ganzes, das in seiner scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit um so sicherer nicht blos flüchtigen Genuß, sondern dauernde Befriedigung darbieten wird, als es in den mannigfaltigsten Formen das ganze menschliche Leben mit allen seinen Altersstufen umfaßt und nicht blos der Jugend ihr Buch der Lieder, sondern auch dem reifen Manne in den Epigrammen sein Buch der Weisheit bringt.

Stuttgart und Augsburg, November 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[74] Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rahel und ihre Zeit.

Von

Edouard Schmidt-Weißenfels.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's Gedichte.

Neue Ausgabe.

8. geheftet. fl. 2. 12 kr. oder Rthlr. 1. 12 Ngr.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Von

Goethe.

Zwei Theile.

8. geheftet. fl. 4. — oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Stuttgart und Augsburg, November 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[73] Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Memoiren

des königlich preußischen Generals der Infanterie

Ludwig von Reiche.

Herausgegeben von seinem Neffen

Louis von Weltzien,

großherzoglich oldenburgischem Hauptmann und Brigademajor.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 20 Ngr.

Eine neue wichtige Bereicherung der Memoirenliteratur über die Geschichte der Freiheitskriege und der vorhergehenden Zeit aus der Feder eines der tüchtigsten preußischen Generale.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das geistliche Jahr.

Nebst einem Anhang

religiöser Gedichte

von

Annette von Droste-Hülshoff.

Zweite verbesserte Auflage.

Miniatur-Format. Elegant gebunden mit Goldschnitt.

Preis fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Diese Lieder der verstorbenen Dichterin, die aus einem der berühmtesten streng katholischen Geschlechter Westphalens stammte, verbinden mit der heiligen Kindlichkeit altdeutscher Bilder, zumal der Kölner alten Schule, und der Andachtsgluth und edlen Einfachheit altdeutscher Weihnachts- und Osterlieder auch das erwärmende Feuer der italienischen Lieder des h. Franciscus von Assisi oder der spanischen des Johannes de Deo. Sie sind streng katholisch und mahnen an die herrlichen alten Kirchenlieder. Es weht uns daraus an wie aus dem uralten Frieden der Kirche, wie aus einer Zeit, die den Zank um die göttlichen Dinge noch nicht kannte, wie Duft von Blumen aus einem noch nicht entweihten Paradiese. Jedem Fest- und Sonntage des Jahres ist sein eigenes Lied bestimmt.

Dieser zweiten Auflage ist ein wiederholtes überaus sorgliches Studium der schwierigen Handschrift der Verfasserin vorausgegangen, dem sich ein junger Landsmann der Verstorbenen, Herr Dr. Eschmann, aus Liebe zu diesen ihren Dichtungen unterzog, das zu wesentlichen Verbesserungen des Textes, namentlich auch insofern geführt hat, als manche der Gedichte eine ganz neue Ordnung der Strophenfolge erhalten haben.

Stuttgart und Augsburg, November 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 48. 29. November 1857.

— On désespere
Alors qu'on espere toujours.
Molière.

Jakob Ehrlich.

Eine Erzählung.

Er hieß Jakob Ehrlich und war Lieutenant bei den Jägern; er trug plumpe Stiefeln und ließ arbeiten beim billigſten Schneider; er ſchenkte ſeiner Braut zu Weihnachten Pfefferkuchen und zu ihrem Geburtstage einen Nähkaſten von Pappe, einmal ſogar einen ſilbernen Fingerhut darin, den er aus einem Stück von einem alten Pfeifenbeſchläge hatte zuſammenſchmelzen laſſen; kurz, er war arm und machte nicht nur keine Schulden, ſondern legte, wie fabelhaft es klingen mag, noch einen Nothpfennig zurück für den künftigen Eheſtand. Daß er in der kleinen, aber keineswegs anſpruchsloſen Reſidenzſtadt, unter ſeinen wohlhabenden, flott lebenden Kameraden eine etwas verlaſſene und gedrückte Stellung einnahm, läßt ſich leicht denken. Armuth und Bürgerlichkeit hätten ſie ihm allenfalls noch vergeben; aber verlobt ſeyn, rechtſchaffen verlobt auf lange Jahre hinaus mit einer kleinen Doktorstochter aus der Provinz, die ebenſo arm war als er, und jetzt ſchon darben und ſparen auf die künftige Einrichtung hin — ſo etwas ſchickte ſich für einen Kandidaten der Theologie, nicht für einen Lieutenant bei den Jägern.

Jakob fühlte ſelbſt, daß er zum ſchmucken Jägerlieutenant in Friedenszeiten verdorben war. Im Kriege hätte er wohl ſo tapfer drein gehauen und drein geſchoſſen wie irgend ein anderer. Aber was anfangen? Mit dem Umſatteln iſt's leichter geſagt als gethan, und gibt einer ſein ſicheres Brod aus der Hand, iſt nicht gleich ein anderes für ihn gebacken. Er hatte wohl einmal daran gedacht, ſeinen Abſchied zu nehmen und zum Poſt- oder Steuerfach überzugehen, aber das war in der erſten Zeit ſeiner Liebe geweſen und die achtzehnjährige Doktorstochter hatte ſchwärmeriſch erklärt, ſie wolle lieber ſterben, als ihren Bräutigam anders denn in ſeinem ſtolzen, kriegeriſchen Ehrenkleide ſehen. Natürlich war Jakob ohne Zögern von ſeinem Plane abgeſtanden, und jetzt, wo die achtundzwanzigjährige Braut dennoch vielleicht eine Verbindung mit Poſt oder Steuer für minder ſchmerzlich erachtet hätte, als ein frühes Grab oder einen gar zu lange währenden ledigen Stand, jetzt war es für ihn, dem das Haar im Schnurrbart bereits anfing grau zu werden, zu ſpät geworden, in einer neuen Carrière ſo ganz von vorne zu beginnen. Hier war kein Rath als geduldiges Fortſchreiten auf dem einmal eingeſchlagenen Wege, auf

Digitized

welchem ja endlich doch das erſehnte Hauptmannspatent erreicht werden und ſomit die hauptſächlichſte Schranke fallen mußte, die die Liebenden vom Traualtar trennte. Konnten auch immerhin ſo ein ſechs, ja zehn Jährchen noch darüber vergehen — was thats? — Jakob Ehrlich wäre allenfalls der Mann geweſen, die Braut noch heimzuführen am Krückſtock und mit ſilbernen Löckchen.

Er war nicht aus dem hübſchen, kleinen, wald- und wieſenreichen Fürſtenthum gebürtig, in welchem unſere Erzählung beginnt, ſondern aus einer benachbarten, armen und bergigen Provinz eines größeren Staates, wo ſein Vater in einem nicht unbedeutenden Flecken die Stelle eines Amtmanns bekleidet und obendrein eine kleine Beſitzung zu eigen gehabt hatte, die, wenn auch aus nicht viel mehr als einem einſtockigen Wohnhauſe, einem großen Garten und etlichen Morgen Feld und Wieſenland beſtehend, doch unter der Bewirthſchaftung des fleißigen und tüchtigen Mannes einen hinreichenden Ertrag geliefert hatte, um eine nicht eben anſpruchsvolle Familie ohne Sorgen zu ernähren. Auf dem Lande aufwachſend zwiſchen derben Bauernjungen, vertraut mit der zugleich lohnenden und kräftigenden Arbeit in Feld und Garten, mit der Zucht der Obſtbäume, dem Bau des Gemüſes, der Pflege und Nutzung des Viehs, mit der letzteren auf eine nur dem Landmann eigenen Weiſe befreundet, hatte Jakob von je an keinen andern Wunſch gehabt, als dereinſt in den Beruf ſeines Vaters einzutreten. Es hätte dieſe Beſtimmung des Knaben auch jedenfalls in dem einfachſten und natürlichſten Laufe der Dinge gelegen, wenn nicht durch des Vaters unerwartet frühen Tod dieſelbe den Händen einer etwas eiteln und beſchränkten Mutter überantwortet worden wäre.

Frau Ehrlich, eine Hofrathstochter aus der ſchon erwähnten Reſidenzſtadt, hatte allezeit den Stand des Landmanns, obgleich ihr Gatte demſelben angehörte, neben dem des Beamten und Offiziers als einen ſehr geringen und untergeordneten geachtet, und kein größeres Verlangen in der Bruſt getragen, als ihren Jakob, ihr einziges Kind, dereinſt mit einem hochtönenden Titel oder doch mindeſtens mit einer ſchönen, glänzenden Uniform bekleidet zu ſehen. Sie hatte daher nach dem Abſterben ihres Mannes nichts Eiligeres zu thun gehabt, als ihre kleine Beſitzung an deſſen einzige Schweſter, eine alte, kinderloſe Wittwe, Frau Juliane Reventling, zu verkaufen und mit ihrem vierzehnjährigen Sohne in die heimathliche Kapitale zurück zu kehren, wo es ihr denn auch bald gelungen war, den Knaben in einer militäriſchen Erziehungsanſtalt unterzubringen und für ſich ſelbſt in einer, meiſt aus Wittwen und alternden Waiſen beſtehenden Kaffeeklique ein geeignetes Lebensterrain zu gewinnen.

Wie ſchwer dem armen Jakob die Trennung von ſeiner lieben heimiſchen Scholle geworden war, wie tief ihm Tante Julianens böſes, ſchadenfrohes Lächeln in's Herz geſchnitten hatte, da ſie beim Abſchied ihm und der Mutter aus dem kleinen, mit Weinlaub umkränzten Fenſter des väterlichen Hauſes nachgeſchaut, welches nun ihr, der alten, häßlichen Frau, in einem nicht einmal ganz redlichen Handel erworbenes Eigenthum war — davon war freilich dem ehrlichen Jungen nicht eine Sylbe über die Lippen gekommen. Nicht um alles in der Welt hätte er ja ſeiner alternden Mutter, die ihm in ihrem dunkeln Wittwenkleide ſo ehr- und mitleidswürdig erſchien, auch noch mit ſeinem Kummer die Seele belaſten mögen. Ihr zu Liebe hatte er denn auch, ſeiner eigenen Neigung zuwider, und noch dazu in einem Lande, welches nicht ſein Vaterland war, die militäriſche Laufbahn angetreten, und der glücklichen Matrone war es vergönnt geweſen, ihn noch zum erſten, für ſie einzigen mal in ſeiner neuen Lieutenantsuniform zu ſehen, um dann — eine Gnade die wenigen wird — unter dem Eindruck einer erfüllten Hoffnung die Augen für immer zu ſchließen.

Jakob hatte ſeine Mutter betrauert, wie nur der beſte und zärtlichſte Sohn es vermocht hätte, aber bei näherem Nachdenken mußte er ſich ſagen, daß der Tod, der ſonſt meiſt zu früh oder zu ſpät über ein armes Menſchenleben ſein unerbittliches Machtwort geltend zu machen pflegt, hier einmal zur rechten und guten Stunde eingetreten ſey. Frau Ehrlichs kleines Vermögen war durch das theure Reſidenzleben und die mehrjährigen Erziehungskoſten des Sohnes erſchöpft bis auf einen geringen Reſt, der eben noch zur Beſtreitung eines anſtändigen Begräbniſſes ausreichte, und ohne ihre zeitige Befreiung würde die Wittwe noch in ihren ſpäten Tagen den Druck des Mangels kennen gelernt haben, den Jakob, bei all ſeiner Opferwilligkeit, von ihr abzuwenden nicht im Stande geweſen wäre.

Viele Jahre waren ſeitdem vergangen. — Wir haben unſern einfachen Helden bereits über ſeine Jugend hinaus und mit lang hingehaltenen Hoffnungen kennen gelernt. Seltſam kontraſtirt ſein großer, knorriger, etwas ungeſchlachter Körperbau, der gewaltige Schnurrbart und die gelben, ſtruppigen Brauen, unter denen freilich kleine, graue Augen freundlich, ſanft und mit der Zeit ſogar ein wenig ſchwermüthig hervorſehen, mit dem weichen, weiblich zartſinnigen Gemüthe, welches den braven Jakob in allen Lagen des Lebens kennzeichnet. Man hätte ihn eine martialiſche Geſtalt nennen können, denn der Apparat, wenn auch

Digitized by Google

nicht der Ausdruck zu einer ſolchen war vollſtändig vorhanden; aber es fehlte ihm jener gewiſſe militäriſche Pli, den der Vorgeſetzte nur ungern an ſeinen Offizieren vermißt, zumal in der Reſidenz unter den Augen des durchlauchtigſten Fürſten, der an einer hübſchen Parade ſein Wohlgefallen hat. Beliebter und angeſehener daher als bei den Würdenträgern ſeines Standes war Jakob beim gemeinen Soldaten, mit dem er bei eigenem ſchuldigem Dienſteifer und hinreichender Dienſtſtrenge einfach und treuherzig zu verkehren verſtand, wie er es von Hauſe aus auf ſeinem Dorfe mit Bauern, Knechten und andern Niedrigſtehenden gewohnt war. — Von der Geſelligkeit hielt er ſich fern, ſo weit es mit ſeiner Stellung vereinbar war; er war ſich wohl bewußt, welch einen verlorenen Poſten er einnahm bei der unüberwindlichen, linkiſchen Schüchternheit, die ihn überfiel, ſo oft er, die Theetaſſe krampfhaft in den Händen haltend, jenen platten, vornehm lächelnden Herren, jenen feinen, ſpöttiſchen Damen gegenüber ſtand, die es ſo ſelten verſtehen, den Vortheil ihrer beſſeren und ſicheren Form zur Erleichterung der in dieſer Hinſicht minder günſtig Begabten geltend zu machen. Wenn Abends die Kameraden ihr Theaterabonnement abſaßen, mit ſchönen Schauſpielerinnen äugelten vor und hinter den Couliſſen, wenn ſie in glänzenden Ballſälen duftige Florkleider bewunderten und vor ſchweren Damaſtroben ihren Bückling machten, oder auch in einem weniger licht- und glanzvollen Raume um eine dampfende Punſchbowle und eine kleine, heimliche Pharobank verſammelt waren, finden wir Jakob allezeit einſam und unangefochten in ſeinem Stübchen, bei beſcheidenem Lampenſchimmer und ziſchenden Bratäpfeln in der Röhre, lange, ſehnſüchtige Briefe ſchreibend „an Fräulein Minna Rebenſtock, Wohlgeboren, in Bullerburg.“

Es wird nicht mehr als ſchicklich ſeyn, daß wir, nachdem wir uns ausſchließlich mit dem Bräutigam beſchäftigt, auch der Braut einen theilnehmenden Blick zuwenden. Das kleine Daguerrotypporträt, welches Jakob als ein Heiligthum in ſeiner Weſtentaſche bewahrt, und auch wohl bereit iſt es hin und wieder einem Bekannten mit leuchtenden, Beifall fordernden Blicken vorzuzeigen, ſtellt ſie in einem ziemlich unvortheilhaften Lichte dar, an die Köchin im Sonntagsputz erinnernd. Aber in Wirklichkeit iſt ſie viel hübſcher und dem Auge angenehmer als auf dieſem unglücklichen Conterfei, und ihre friſchen Farben, ihr reiches, hellbraunes Haar, ihr raſches, kräftiges Weſen tragen das Ihrige dazu bei, um kein Mißbehagen an ihrer Erſcheinung aufkommen zu laſſen. Das Einzige was zuweilen, aber auch nur zuweilen, in ihrem Weſen ſtörend auffällt, iſt ein Hang zur üblen Laune, den wir jedoch ihrer mißlichen Lage ein wenig zu gute halten müſſen, wenn wir bedenken, daß ſie mit jedem Jahr ein Lichtchen mehr auf ihren Geburtstagkuchen ſtecken ſieht, ohne daß ihr daſſelbe ein Merkliches näher zu ihrem Ziele leuchtete. Das letzte mal haben die Freundinnen bereits mit ſpöttiſchen Blicken die vielen gelben Wachsendchen gezählt, und in einer Wallung von Unmuth hat ſich Minna für das kommende Jahr die ganze Beſcheerung mitſammt den Lichtern verbeten.

Alljährlich einmal, und zwar zum heiligen Oſterfeſt, pflegte Jakob zu Fuße nach Bullerburg zu gehen und ſeine Braut zu beſuchen, und dieſe empfing ihn in einem rothbraunen Merinokleide und fein gefälteltem Spitzenkragen, und verfehlte niemals, ihm Nachmittags zum Kaffee einen ſelbſtgebackenen Roſinenkuchen vorzuſetzen, die höchſte Blüthe des Wohllebens in ihrem einfachen, wirthlichen Haushalt. Das waren Anfangs gar ſtolze und glückliche Tage im Jahr, und Minna kannte kein größeres Hochgefühl, als vor den Augen ihrer ſtaunenden Bekannten am Arm ihres Bräutigams, des ſechs Fuß hohen Jägerlieutenants, zur Kirche zu gehen. Wie aber der Brautſtand gar ſo lange währte und der wiederkehrende Oſterbeſuch etwas Altes wurde im Städtchen, verwandelte ſich bei den Liebenden die Freude des Wiederſehens allmählig in eine leiſe Wehmuth, und ihre Blicke, ſtatt ſich freudig zu ſuchen, ſchienen einander traurig zu fragen: Noch immer keine Ausſicht auf Vereinigung?

Als Jakob wieder einmal zu Oſtern nach Bullerburg kam, fand er Minna ſtatt im rothbraunen Merino- im ſchwarzen Trauerkleide. Ihr Vater war geſtorben und hatte, der würdige Doctor, ſein ſtilles Plätzchen auf dem kleinen Kirchhof gefunden, wo ſchon ſo manche ſeiner Patienten ausruhten von allem irdiſchen Leid und Gebrechen.

„Es hat ſich vieles verändert nach des Vaters Tode,“ klagte Minna, die dem Freunde ein Stück Weges entgegen gegangen war und ihn, ſtatt in das hübſche, helle Haus am Markte, welches ſie bewohnt hatte, nach der engen Wittwenwohnung ihrer Mutter im entlegenen Mauergäßchen geleitete. „Es hat ſich vieles verändert, und die traurige Erfahrung iſt uns nicht erſpart worden, daß es ein Anderes iſt um das Anſehen und die Geltung einer Familie, wenn der Hausherr ſorgend und ſchützend an ihrer Spitze ſteht, als wenn ein paar Frauen ſich knapp und einſam mit einander behelfen. Du darfſt dich daher nicht wundern, lieber Jakob, wenn du die Mutter ein wenig gereizt und verdrießlich findeſt; ſie kann ſich noch nicht zufrieden geben über die Vernachläſſigung ihrer alten Bekannten, die ſich herab bis auf die Handwerker erſtreckt.

Digitized by Google

Sagte uns doch geſtern erſt der Schlächter mit unverſchämten Worten ſeine Kundſchaft auf, weil wir an ſeinem Fleiſche zu tadeln hatten, derſelbe, der uns ſeit zwanzig Jahren tagtäglich bedient hat."

„Das iſt nun ſo der Welt Lauf, daß das Benehmen der Leute gegen uns mit unſern äußern Verhältniſſen wechſelt," erwiederte Jakob in gutmüthig tröſtendem Tone. „Ich für meinen Theil kann es freilich nicht denken, daß ich jemals auch nur für ein Band der alltäglichen Gewohnheit die nachhaltige Pietät und Rückſicht aus den Augen ſetzen ſollte. Mir iſt auch das Vergangene, das einmal Beſtandene mit unauflöslichen Fäden an's Herz gewachſen, und ich könnte Sorge tragen um einen alten Scherben, der mir in früherer Zeit einmal gedient hat, geſchweige um einen Menſchen, mit dem ich in freundlichem Verkehr geſtanden. Aber wir ſind nun einmal nicht einer wie der andere geartet. Der eine hängt am Alten, der andere wird vom Neuen unwiderſtehlich angezogen. Meine Mutter, und ſie war doch eine brave Frau, konnte das Haus verkaufen, welches ihr viele Jahre lang eine geſegnete Heimath geweſen, konnte die Gegend verlaſſen, die meines Vaters Grabſtätte umſchloß."

„Ja, daß ſie es konnte!" ſeufzte Minna, die unglücklicherweiſe entſchloſſen ſchien, ihrem ſeit einiger Zeit vielfach gequälten Herzen gleich in der erſten Stunde des Wiederſehens Luft und Erleichterung zu ſchaffen. „Daß ſie es konnte und uns damit den einzigen Raum auf Erden nahm, wo wir in Frieden unſer kleines Zelt hätten aufſchlagen dürfen! Jetzt ſind wir ſchlimmer daran als der Vogel auf dem Zweig, der doch im Schatten ſein Neſt weiß und ſich Futter ſucht für ſeine Jungen, ſo viel er deſſen bedarf. Mein Leben zum wenigſten wird mit jedem Tage unerträglicher; auch die Mutter fängt ſchon an mir einen Vorwurf daraus zu machen, daß ich noch immer unverheirathet bin und mitzehre von ihrer kleinen Penſion, die, wie ſie ſagt, für ſie allein kaum ausreichend ſey."

Sie waren an ihre Wohnung gekommen und Minna ſchritt ſorglos voran über die Schwelle, ſah ſich aber gleich darauf verwundert um, da ihr Begleiter mit ſeinem Eintritt zu zögern ſchien. — „Was iſt dir, Jakob?" rief ſie über ſein plötzlich verändertes Ausſehen beſtürzt. „Dein Geſicht flammt ja wie von Purpur übergoſſen, deine Hand zittert —" — „Nichts, nichts, liebe Minna — ein jäher Schwindel nach dem weiten Wege. — Es wird gleich vorüber ſeyn." Dieſe Worte brachte er mühſam hervor und ſtrich mit der flachen Hand über die glühende Stirne, wie um einen ſchmerzlichen Gedanken dort zu verſcheuchen.

Der Empfang, den die Doctorin ihrem künftigen Eidam zu Theil werden ließ, war ein kühler, herber, und kaum ein höflicher zu nennen. Es ging ihr im Kopfe herum, daß, ohne ſein läſtiges Imwegeſtehen, ihre Minna jetzt die Frau des reichen Materialhändlers am Markte ſeyn könnte, der ihr erſt vor kurzem einen ziemlich unverblümten Antrag gemacht hatte, von der ſtandhaften Braut aber auf's Entſchiedenſte zurückgewieſen worden war, ſo lebhaft auch die Mutter zu Gunſten des neuen Bewerbers ihre Vorſtellungen gemacht hatte. Minna war, wenn auch oft nicht ganz liebenswürdig, doch eine durch und durch treue und tüchtige Natur, und wo Herz und Pflicht einmal geſprochen hatten, gab es für ſie keinerlei andere Verſuchung mehr, weder der Eitelkeit noch des Beſitzes, auch nicht die lockendſte eines häuslichen Wirkungskreiſes, wenn derſelbe ihre Liebe ausſchloß. Ohne Zweifel war es dieſer ihm verwandte Zug einfacher Beſtändigkeit und prunkloſer, ſelbſtverſtändlicher Treue, der ſie zuerſt mit Jakob zuſammen geführt und ihre Herzen ſo feſt und unauflöslich an einander gekettet hatte, daß keines das Leben denken konnte ohne das andere.

Jakob blieb dießmal nur wenige Tage; er war auffallend gedrückt und zerſtreut und man konnte wohl merken, es ging ihm etwas im Kopfe herum. Minna datirte ſein beſonderes Weſen von dem Augenblick, da ſie vor ihm die Schwelle ihres Hauſes betreten hatte, und in der Stunde des Abſchieds, wo ſie unter heißen Thränen an ſeinem Halſe hing und ein neues Jahr der Trennung ſich vor ihnen aufthat wie eine dunkle, kaum überſehbare Kluft, drang ſie in ihn, ihr den Grund ſeiner plötzlichen Verſtimmung zu entdecken.

Abermals überflog ſeine Züge eine brennende Röthe, die Lippen zuckten in leiſem, ſchmerzlichem Kampf und er antwortete mit bebender Stimme, nicht ohne einige Bitterkeit: „Meinſt du, ich wäre von Stein und die kränkende Rede glitte nur ſo ab an meinem Herzen, wie der Regen abgleitet an der marmornen Säule im Park unſeres Fürſten! Auch ſo ein elender Schlucker wie ich hat ſein bischen Ehrgefühl im Leibe, und mir vorwerfen zu laſſen, daß ich meine Braut von einer armen Wittwe ernähren laſſe — — Mein Gott, in dieſem Lichte hatte ich die Sache früher niemals betrachtet!"

Er ſchlug ſich vor den Kopf mit einer wahrhaft troſtloſen Geberde. Minna ſuchte ihn zu beruhigen; ſie klagte ſich an, daß ſie kindiſch genug geweſen, ihm leidenſchaftliche Worte ihrer Mutter zu wiederholen, und ſtellte ihm vor, daß es ſich eben nur um Worte handle, die jeder Begründung entbehrten; denn hätte die Mutter es nur zugeben wollen, längſt wäre ſie als Wirthſchafterin unter fremde Leute gegangen, und an einer guten

Stelle würde es ihr nicht gefehlt haben, wo ſie ihre Heirath in Frieden hätte abwarten können; ſo betheuerte ſie mit großem Eifer.

Jakob hatte auf das Letzte kaum hingehört. Er ſchüttelte traurig gedankenvoll den Kopf und ſagte: „So kann es nicht fortgehen! Wir verkümmern beide, nicht nur am Herzen, ſondern an Muth und Selbſtvertrauen, was faſt noch ſchlimmer iſt. Es müſſen Mittel und Wege gefunden werden, damit wir endlich zuſammenkommen, und wäre es auch, um Noth und Entbehrung mit einander zu theilen. Haſt du die Kraft und den Willen, liebe Minna, ein geringes, vielleicht ein ſehr geringes Loos von mir anzunehmen?“ — „Bin ich's denn ſo großartig gewohnt?“ fragte ſie mit lächelndem Spott. — „Aber liebes Mädchen, wenn du noch weit unter deine jetzigen Verhältniſſe und Gewöhnungen herabſteigen, dich entſchießen müßteſt, das Weib eines gewöhnlichen Handwerkers oder eines armen Büdners zu werden, könnteſt du den Gedanken ertragen?“

„Wenn er nur ausführbar wäre!“ meinte ſie nach kurzem Bedenken. „Ich für meine Perſon wollte mich ſchon darein fügen, die Kuh melken, im Garten graben und, wenn's Noth thäte, in Holzpantoffeln herumklappern. Aber du, Jakob, auf den doch der wichtigſte Theil des neuen Berufes fiele, der Erwerb zum Leben, würdeſt du dir's zutrauen, ihn heraus zu arbeiten auf einem dir ſo ganz ungewohnten Felde? Auch das einfachſte Handwerk will gelernt und lange geübt ſeyn, eh es den goldenen Boden gewinnt, von dem das Sprüchwort redet, und der arme Büdner, der in ſeiner Hütte vom Ertrage einiger Hufen Landes lebt, muß die Sache auch noch anders anzugreifen verſtehen, als ſo ein größerer Beſitzer, dem Knecht und Vieh und wohl noch gar ein übriges Kapital zu Hülfe kommt. — Zudem, wo bekämen wir nur das Land und die Hütte her?“

Jakob fühlte nur zu deutlich, daß die Einwendungen der Braut nicht aus einem zaghaften, ſondern aus einem verſtändigen Herzen kamen und ihre volle Begründung hatten. In tiefes Sinnen darüber verloren, den Torniſter auf dem Rücken, den derben Knotenſtock in der Hand, wanderte er die ſonnige Landſtraße entlang. Es war ein ächter, ſchöner Frühlingstag; Bäume und Sträucher glänzten im erſten, köſtlichſten Maigrün und in der blauen Luft ſangen Staaren und Lerchen ihr heiteres Lied. Trotz ſeiner fruchtlos grübelnden Gedanken konnte ſich Jakob nicht ganz dem lieblichen Eindruck des Tages entziehen, zumal der Weg, den er verfolgte, ein überaus anmuthiger war, an dem entlang ſich ſanft ſchimmernd eine grüne Hügelkette hinzog, während von der andern Seite kräftiges Laubholz und aufkeimende Saatfelder mit einander wechſelten, und man hie und da in der Ferne die Dächer und Thürme einer fürſtlichen Domäne oder eines anſehnlichen Marktfleckens unterſchied. Auch ein kleiner Badeort blieb ſeitwärts liegen mit hübſchen Anlagen und weißen, zierlichen Sommerhäuſern, die freilich jetzt noch mit geſchloſſenen Fenſterläden in der Frühlingsſonne träumten, aber in Bälde dem Augenblick entgegen ſahen, wo ſich in ihren Räumen ein heiteres, buntes Modeleben entfalten ſollte. Fröhliches Landvolk, welches mit leeren Wagen und Körben von den Märkten zurückkehrte, war auf allen Wegen und Stegen zu ſehen und trug in ſeiner ſchmuck in die Augen fallenden Tracht nicht wenig dazu bei, der Landſchaft einen glücklichen und gedeihlichen Ausdruck zu geben.

„Wenn man um ſich ſchaut in dieſem geſegneten Lande,“ ſagte Jakob zu ſich ſelbſt mit einem tief aus dem Herzen kommenden Seufzer, „wenn man allenthalben nur Wohlſtand und Fülle zu erblicken glaubt, ſo ſollte man nicht denken, daß ſo viele vergeblich ringen um die einfachſte und beſcheidenſte Exiſtenz. Wie ſchön und ergiebig iſt die Natur! Wie wohl geht es denen, die nicht aus ihren mütterlichen Armen hinweg in einen fremden, künſtlichen Beruf gedrängt worden ſind, der für ein ſcheinbar verfeinertes, aber innerlich unterhöhltes und freudenarmes Daſeyn das Opfer unſerer natürlichſten und innigſten Lebensbeziehungen fordert! Wäre ich der ärmſte Knecht auf dem Gute eines Bauern, ich könnte frei hintreten vor jedes Mädchen meines Standes, und auf die Kraft und Arbeitsgewöhnung meiner geſunden Arme vertrauend, zu ihr ſprechen: Komm, werde mein Weib, ich will dich ernähren! — Jetzt kann ich das nicht. — Meine Jugend iſt hingegangen in unnatürlicher Entſagung, in fruchtloſer Einſamkeit verkümmern meine reiferen Tage, und daneben die eines zweiten, geliebten Weſens, welches unglücklich genug war, ſein Herz an einen, des freien, ſelbſtſtändigen Erwerbs unfähigen Sklaven zu verlieren. Arme, arme Minna! Wie ſoll ich es anfangen, dir endlich den eigenen häuslichen Herd zu gründen, auf den du durch deine lange Treue ein ſo wohlerworbenes Recht haſt?“

Er war unvermerkt immer weiter geſchritten und an ein freundliches Häuschen gekommen, die Wohnung eines Wegeeinnehmers, die zu beiden Seiten ein wohlgepflegtes Stück Garten zeigte. Eine hübſche junge Frau ſaß emſig nähend am Fenſter, halb verſteckt hinter ein paar blühenden Monatroſen, aber ohne deßhalb ihr heiteres zufriedenes Geſicht, ihren ſaubern Anzug, ihr zierlich geordnetes Haar dem Blick des Vorübergehenden zu entziehen. Sie erröthete leicht, da ſie ſich von

Digitized by Google

einem Fremden beachtet und denſelben mit höflichem Gruße ſich ihrem Fenſter nähern ſah. Als aber Jakob nur die Erlaubniß begehrte, auf der Bank vor dem Hauſe nach ermüdender Wanderung ein Viertelſtündchen raſten zu dürfen, und beſcheiden hinzufügte, wenn es die Madame nicht zu ſehr bemühe, würde ſie ihm mit einem Glaſe friſchen Waſſers eine rechte Erquickung gewähren, erhob ſie ſich mit freundlichem Dienſteifer, indem ſie ſagte: „Ja, ruhen Sie nur ein wenig! Ich hole Ihnen indeſſen ein Glas gutes Bier aus dem Keller; das löſcht den Durſt beſſer als Waſſer, und wir haben erſt vorgeſtern friſch gefüllt.“

Im Nu war ſie vom Fenſter verſchwunden, und nach wenigen Minuten erſchien ſie vor der Hausthür, einen ſchäumenden Krug in der Hand, den ſie dem dürſtenden Wanderer mit einem gutgemeinten „Wohl bekomm's Ihnen“ überreichte. Dieſer einfache Akt herzlicher Gaſtlichkeit, dem Fremden am Wege erwieſen, machte auf Jakob den wohlthuendſten Eindruck. Er faßte die günſtigſte Meinung ſowohl von der hübſchen Frau, als von dem kleinen, abgeſonderten Heimweſen, dem ſie ſo liebenswürdig vorzuſtehen ſchien, und durch eine leicht erklärliche Ideenverbindung kam ihm der Einfall, Minna an ihre Stelle und ſich ſelbſt an die Stelle des Mannes zu denken, der, wie die Frau erzählte, im Garten mit Säen und Pflanzen beſchäftigt war. Er ließ es ſich angelegen ſeyn, ſeine artige Schenkin auf eine ſchickliche Weiſe nach ihren häuslichen Verhältniſſen zu fragen, ob ihres Mannes Amt einträglich genug ſey, um eine anwachſende Familie ohne Noth und Sorge zu ernähren, und ob ſie ſelbſt bei dem Mangel aller Nachbarſchaft ſich nicht zuweilen einſam und unglücklich fühle. Auf alles erhielt er die erfreulichſte Auskunft.

„Im Anfang meines Hierſeyns,“ geſtand die Einnehmerin, „wollte es mir freilich nicht recht behagen; ich bin aus der Stadt, eines Schullehrers Kind, und von Klein auf an lebhaften Verkehr gewöhnt. Da fehlte mir wohl manchmal der freundliche Rath einer Nachbarin oder das trauliche Geſchwätz mit meinen alten Bekannten. Aber mit der Zeit gefällt man ſich allenthalben, wo es einem nur ſonſt gut geht und man ſein richtiges Auskommen hat, gar nicht davon zu reden, wenn das Herz an einem braven Manne hängt und an wohlartenden Kindern ſeine Freude findet. Das Amt iſt freilich nur ein geringes, und wenn wir uns darauf allein verlaſſen wollten, würden wir, ſo gut wie viele andere, über die theuren Zeiten zu klagen haben. Aber mein Mann und ich, wir laſſen uns beide Müh' und Arbeit nicht verdrießen; er beſtellt den Garten und unterrichtet die Kinder im Leſen und Schreiben, damit wir das Schulgeld ſparen, und ich halte im Hauſe jedes Krümchen und Flickchen zuſammen und nähe auch Feines für die Leute in der Stadt. Dabei haben wir uns denn noch immer wohl befunden, und es hat uns an nichts gefehlt, was der Menſch zu einem ordentlichen und rechtſchaffenen Leben nöthig hat.“

Jakob lauſchte mit ſichtlicher Theilnahme und jedes Wort der heiter verſtändigen Frau fiel ihm in's Herz wie ein fruchtbares Samenkorn, aus dem ihm eigene, ähnliche gute Gedanken und Vorſätze aufſproßten. Er nickte dazu mit dem Kopfe, wie die Bauern thun bei einer ihnen beſonders wohlgefälligen Predigt, und als die Einnehmerin mit ihren kleinen Mittheilungen zu Ende war, drückte er ihr dankbar die Hand, leerte den Reſt des Kruges mit einem raſchen Zuge und ſagte: „Vergelt's Ihnen Gott, liebe Frau!“ mit ſo freudig bewegter Stimme, daß ſie lächelnd bei ſich meinte, das Bier müſſe ihm wohl über alle Maaßen gut gemundet haben.

Erleichterten Herzens ſetzte er ſeine Wanderung fort, nicht ohne vorher einen prüfenden Blick durch's Fenſter zu werfen in die enge, aber wohleingerichtete Stube und in die offene Kammer daneben mit den ſauber gedeckten Betten und dem Chriſtusbild an der Wand. Ein heimliches Behagen überrieſelte ihn. „So ungefähr würde es alſo auch bei uns ausſehen,“ ſprach er leiſe vor ſich hin, indem er den Gedanken, ſich um eine Einnehmerſtelle zu bewerben, und wenn er ſie erlangt hätte, mit der Hochzeit keinen Augenblick länger zu zögern, auf's heiterſte verfolgte und ausmalte. Er wunderte ſich nur, daß er erſt auf die Wanderſchaft habe gehen müſſen, um ſolch einen vernünftigen Vorſatz zu faſſen, da doch immer anzunehmen geweſen ſey, daß man einem mit Ehren „gedienten“ Offizier das Geſuch um eine ſo geringe Stelle nicht abſchlagen würde. Aber freilich, früher hatte er mit ſeinen Gedanken immer noch zu hoch hinaus gewollt. Von einem Zollcontroleur, einem Steuerinſpektor war die Rede geweſen, und die Doctorin hatte gar etwas vom Rath gefabelt. Dieſe allerdings würde ſich auch am ſchwerſten mit dem Einnehmer-Schwiegerſohn befreunden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das franzöſiſche Volkslied mit beſonderer Rückſicht auf Beranger.

(Fortſetzung.)

Wir ſagten, das franzöſiſche Volkslied habe, gemäß der Natur der Sprache, nach einem Auskunftsmittel ſuchen müſſen, um ſich in Ermanglung eines natürlichen einen künſtlichen Schwerpunkt zu ſchaffen, und dieſer künſtliche Schwerpunkt ſey der Refrain. Was das heißen will, wird jedem begreiflich, der ſich ſelbſt in der ungebundenen Rede oder in der Muſik ein und daſſelbe Grundthema in allen möglichen Wendungen und Abwandlungen ſtets wiederkehrend denkt. Die Einbildungskraft wird ebenſowohl dadurch gefeſſelt als das Ohr; die ſcheinbare Monotonie wirkt wie die fächerförmige Ausbreitung des Farbenprismas, wo das Ende immer wieder zu dem Anfang zurückkehrt und jeder einzelne Farbenton weiter nichts iſt als eine Modifikation des weißen Lichtſtrahls. Und damit die fortwährende Wiederkehr deſſelben Themas nicht ermüdend wirkt, ſucht das Lied in dem Refrain alle möglichen rhythmiſchen Kunſtgriffe, als da ſind Interjectionen, nichtsſagende oder der Sprache des gemeinen Volks entnommene Wortbildungen u. ſ. w., anzubringen, was nach unſern Begriffen ſehr oft nicht mehr bloß lächerlich, ſondern geradezu abgeſchmackt iſt. Ich frage, was ſagt der Leſer zu dem „Original sans copie« von Déſaugiers:

Feu, feu
Monsieur Mathieu
Était un singulier homme;
Feu, feu
Monsieur Mathieu
Était comme
On en voit peu.

wobei ein- für allemal bemerkt werden muß, daß der Refrain ebenſowohl am Anfang als am Schluſſe der einzelnen Strophen ſtehen kann, aber am Ende des ganzen Liedes unabänderlich wiederkehren muß. Oder gar:

Tic et tic et tac, et tin, tin, tin
Est l'refrain
De mon coeur et de mon verre;
Tic et tic et tac, et tin, tin, tin
Est l'refrain
Qui met Pierre
En train.

Es kamen auf dieſe Weiſe Wortungethüme wie fariradondé, touretouribo neben flonflon und panpan zur Welt, über deren Ableitung die Gelehrten zwar im Streite ſind, die vorläufig jedoch für den Franzoſen in die Kategorie der griechiſchen Wurzelwörter gehören. Dagegen erinnert an unſere deutſche Kinderlieder das Franzöſiſche:

Do, do! l'enfant do,
L'enfant dormira bientôt!

Mehr oder weniger läuft freilich alles das darauf hinaus, daß der Franzoſe Zeitlebens die Kinderſchuhe nicht durchtritt, bis in ſein ſechzigſtes Jahr der bon garçon bleibt, der ihn ſo liebenswürdig im Leben, ſo gefährlich auf dem Schlachtfelde macht. Wer ſo ſorglos lachen kann, der muß Geſchmack finden an dem flonflon und dodo. Sein dada, oder Steckenpferdchen, hat ohnedieß jeder. Ob dabei viel oder wenig herauskommt, ob von ſolchen Lauten auch die tieferen Saiten des Gemüths erregt werden, iſt eine Frage für ſich und die man nur beantworten kann durch genaues Eingehen auf die eigenthümliche Organiſation des franzöſiſchen Seelenlebens.

Genug, was bei andern Culturvölkern die Melodie und die klangvolle Fülle des Lauts, das iſt im franzöſiſchen Liede der Refrain und das Recitativ, die ſich nicht mit dem einfachen Aushauch einer poetiſchen Stimmung begnügen, ſondern durch künſtliche, mehr oder weniger geſuchte Versformen dem Liede einen pikanten Rhythmus verleihen. Das Rhythmiſche ſtammt ſonach nicht von der Quantität und Accentuation der einzelnen Sylben, vielmehr von dem Bau der einzelnen Glieder der Strophe, was ſelbſt das nachſtehende, in Frankreich viel geſungene Lied nicht verleugnet:

Si le Roi m'avoit donné
Paris sa grand' ville,
Et qu'il m'eût fallu quitter
L'amour de ma mie,
Je dirais au Roi Henri:
Reprenez votre Paris,
J'aime mieux ma mie,
O gai!
J'aime mieux ma mie.

Damit kommen wir auf das zurück, was weiter oben behauptet wurde, daß nämlich das nordfranzöſiſche Lied ſich der dem Provençaliſchen anhaftenden Kunſtform

Digitized by Google

nicht erwehren konnte, der es in demſelben Grade ſich näherte, in welchem das Lied in dem Couplet aufging.

Es iſt dieß natürlich nicht ſo zu verſtehen, als ob es im Franzöſiſchen gar keine eigentlichen Volkslieder im wahren Sinne des Worts, ſchlicht und ungekünſtelt nach Inhalt und Form, gäbe; zumal poetiſche Darſtellungen von geſchichtlichen Begebenheiten, häufig von Landsknechten gedichtet, wiſſen nichts von Refrain und fein zugeſpitzten Metren, und außerdem läßt ſich leicht nachweiſen, daß gerade die anonymen Volkslieder, auch wenn ſie nicht auf geſchichtlichem Boden ſtehen, ſehr oft in volksthümlicher Gewandung auftreten und ſich nicht mit künſtlichem Schmucke beladen. So in der den Volkston ſehr gut treffenden Fille du Savetier:

Mon père était un savetier
Fort estimé dans son métier,
Et ma mère était blanchisseuse;
Moi, déjà j'étais ravaudeuse,
Gagnant jusqu' à dix sous par jour.
Mais qu'est l'or sans un peu d'amour!

Es beruht darauf der ſchwer durchzuführende, jedoch allgemein angenommene Gegenſatz zwiſchen dem chant und dem chanson populaire, ein Gegenſatz, der bis in die Wiege der Trouvères-Dichtung zurück reicht und zwiſchen dem ernſteren Ton und dem leichtfertigeren unterſcheidet. Volksdichter war ſchon jener Thibault, Graf von der Champagne, der der Königin Blanca, der Mutter Ludwigs des Heiligen, mit zarteſter und zugleich felſenfeſter Rittertreue zugethan war; ferner Luſignan, Villon, Olivier Baſſelin und jener Charles d'Orléans, den Heinrich V. von England in jahrelanger Gefangenſchaft ſchmachten ließ und dem die Muſe die Zeit verkürzte mit einem Hélas! et n'est-ce pas assez?

Tous maux suis content de porter,
Fors un seul qui trop fort m'ennuie,
C'est qu'il me faut loin demeurer
De celle que tiens pour amie.
Car piéçà (fait lange) on sa compagnie
Laissai mon coeur et mon désir:
Vers moi ne veulent revenir,
D'elle ne sont jamais lassé.
Ainsi suis seul sans nul plaisir:
Hélas! et n'est-ce pas assez?

Was die Volksdichter Meiſter Adam, Blot, Benſerade, Dufresny, Lattaignant, Vadé, Boufflers, Gallet, bis auf Collé, Favart, Piis, Déſaugiers anbelangt, ſo haben ſie zumal ſeit der Voltaire'ſchen Periode unermüdlich darauf hingearbeitet, dem Liede immer mehr ſein naives Weſen abzuſtreifen und es mit dem unüberſetzbaren esprit zu würzen, den das Volk nicht leiden mag. Die Charmante Gabrielle und das

Viens, aurore,
Je t'implore,
Je suis gai quand je te voi:
La bergère
Qui m'est chère,
Est vermeille comme toi —

die Heinrich IV. gedichtet haben ſoll, ſind von dieſer Krankheit noch nicht angeſteckt und haben etwas von dem Waſſer jener faſt einzigen Perle:

Que t'as de belles filles,
Girofle, Girofla.
Que t'as de belles filles,
L'amour m'y compt'ra.

Ell' sont bell' et gentilles,
Girofle, Girofla;
Ell' sont bell' et gentilles,
L'amour m'y compt'ra.

Donne-moi z'en donc un
Girofle, Girofla;
Pas seul'ment la queue d'une,
Girofle, Girofla.

J'irai au bois seulette.
Girofle, Girofla;
Que faire au bois seulette?
Girofle, Girofla.

Cueillir la violette,
Girofle, Girofla;
Que faire de la violette?
Girofle, Girofla.

Pour mettre à ma collerette,
Girofle, Girofla.
Si le Roi t'y rencontre?
Girofle, Girofla.

J' lui frai trois révérences,
Girofle, Girofla.
Si la Reine t'y rencontre?
Girofle, Girofla.

J' lui frai six révérences,
Girofle, Girofla.
Si le diable t'y rencontre?
Girofle, Girofla.

Je lui ferai les cornes,
Giroflé, Girofla;
Je lui ferai les cornes,
L'amour m'y compt'ra.

Das iſt volksthümlich, wie nur ein Lied volksthümlich ſeyn kann, während das gewöhnliche Chanſon ſelbſt von den Buchhändlern zu der Poésie légère und scabreuse gezählt wird und ein Bibliothekar der Bibliothèque impériale mich mit großen Augen maß, als ich nach den Liedern von Collé fragte, die ich bei keinem einzigen Pariſer Buchhändler auftreiben konnte. Als ob das Volkslied ſeiner Natur nach ſchlüpfrig wäre! Traurig genug, daß die Sünde des Voltairianismus hier zu Lande ſo weit ſteigen konnte, daß die Dichtung keine Naivetät mehr kennt, die nicht zugleich ſchlüpfrig, wenn nicht gar ſchmutzig, wäre. Oder iſt ein Couplet darum volksthümlich, weil der Pariſer Gamin es auf der Straße ſingt? Ich weiß wohl, daß auch in Deutſchland die Kaſerne dem Volkslied unheilbare Wunden geſchlagen hat, indeß iſt bei uns wenigſtens die Begriffsverwirrung noch nicht dahin gediehen, daß wir kein anderes Volkslied mehr anerkennen als das Kaſernenlied.

Weil das Volk in Frankreich ſchlechterdings keine eigenen Melodien hat, mußte es dahin kommen, daß die Luſt am Geſang nirgends anders Nahrung fand als bei dem Vaudeville, falls der Geſchmack ſich nicht in die höhere Sphäre der ſogenannten gebildeten Kunſtliebhaberei erhob, und dieß war denn auch der einfache Grund, warum das Volkslied faſt gänzlich im Couplet aufging.

Lamartine äußert in dem Cours familier de Littérature aus Anlaß von Racine's Athalie, es gebe fünf Hauptweiſen der Gedankenmittheilung: die Kanzel, die Rednerbühne, den Marktplatz (!), das Buch, endlich das Theater. Von dieſen ſey das Theater die indirekteſte und unvollkommenſte Mittheilung, weil der Gedanke ſo zu ſagen aufhöre Gedanke, d. h. immateriell zu ſeyn, genöthigt ſey, einen wirklichen Leib anzunehmen und ſich an die Sinne ebenſowohl zu wenden als an die Seele. Dadurch werde das Theater von allen geiſtigen Genüſſen der ſinnlichſte und deßhalb populärſte. Wäre dem ſo, ſo ließe ſich ſchwer begreifen, warum das Theater das unvollkommenſte Mittel, ſich andern mitzutheilen, heißen ſollte, weil der natürliche Sinn der Menge den meiſten Geſchmack daran findet. Für den, der es zu gebrauchen verſteht, wird jedes dieſer Mittel ſich gleich wirkſam erweiſen, da Alles von dem Grade abhängt, in welchen vermittelſt der Einbildungskraft auf den Verſtand und das Gemüth gewirkt wird. So viel jedoch iſt gewiß, daß auf unſerem modernen Theater das Volkslied nicht an ſeinem Platze, faſt eben ſo kläglich daran iſt wie der Fiſch auf dem trockenen Sande. Es riecht nach den Couliſſen, anſtatt nach dem friſchen Grün der Wieſen. Aber natürlich war es, daß das künſtlich zugeſchnittene Lied ſich auf die Bretter rettete, ſobald man es nicht länger in ſeiner natürlichen Atmoſphäre athmen ließ. Das Va-t'en voir s'ils viennent, unſer Goethe'ſches „Hänschen, geh' und ſieh einmal — Ob ſie noch nicht kommen," trifft noch den Geſchmack des Volkes:

Un abbé qui n'aime rien
Que le séminaire,
Qui donne aux pauvres son bien,
Et dit son bréviaire:
Va-t'on voir, s'ils viennent, Jean,
Va-t'en voir, s'ils viennent.

Un chanoine dégoûté
Du bon jus d'Octobre;
Un auteur sans vanité,
Un musicien sobre:
Va-t'en voir u. ſ. w. u. ſ. w.

Daſſelbe gilt von Collé's berühmtem Vive Henri IV!

Vive Henri Quatre!
Vive ce roi vaillant!
Ce diable à quatre
A le triple talent
De boire et de battre,
Et d'être vert galant.

Chantons l'antienne
Qu'on chantr'a dans mille ans:
Que Dieu maintienne
En paix ses descendants,
Jusqu'à ce qu'on prenne
La lune avec les dents.

J'aimons les filles,
Et j'aimons le bon vin,
De nos bons drilles
Voilà tout le refrain;
Oui, j'aimons les filles,
Et j'aimons le bon vin.

Moins de soudrilles
Eussent troublé le sein
De nos familles,
Si l'Ligueur plus humain
Eût aimé les filles,
Eût aimé le bon vin.

Allein ganz andere Saiten ſchlug Déſaugiers an. Ein ächter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, während der furchtbarſten Stürme der franzöſiſchen Revolution

Digitized by Google

auf amerikaniſchen Boden geworfen, wo er faſt durch ein Wunder den nach dem Blute der Weißen lechzenden Sklaven von Domingo und einer mörderiſchen Krankheit entrann, hat Déſaugiers unter der Napoleoniſchen Herrſchaft das Vaudeville mit Erfolg ausgebeutet und unter der Reſtauration in den feinſten Verſen jenen Epikuräismus und Indifferentismus beſungen, den die Reſtauration aus dem achtzehnten Jahrhundert herüber nahm und der dem Geſchmacke unſeres Dichters ganz beſonders zuſagte. Nichts einſchmeichelnder und verführeriſcher als die mit ſeidenem Handſchuh hingeſchriebenen Liedchen, in denen der franzöſiſche Converſationston einen ganzen Sprühregen von Flittergold ſpielen laſſen kann. Der Pariſer Lebemenſch überläßt ſich ungenirt den einſchmeichelnden Sirenenſtimmen, die ein munteres Lied, ein gutes Glas Champagner und ein hübſches Kind weit preiswürdiger finden als allen Glanz der Welt. Würde dieß jedoch in einem andern Tone geſprochen als in dem tadelloſeſten Pariſer Converſationston, ſo wäre es aus mit dem Behagen und mit dem Ruhme des Dichters. Ein Liederdichter kann viel wagen, kann weit gehen im Cynismus, ſobald er ſich auf die Feinheiten ſeiner Sprache verſteht, und man müßte ein unerbittlicher Rigoriſt ſeyn, wollte man der reizenden Einkleidung wegen nicht einige Nachſicht walten laſſen. Das Franzöſiſche iſt ein ſo zartes, durchſichtiges, von den feinſten Blutgefäßen durchſtrömtes Sprachſyſtem, daß in Ermangelung eines kräftigen Wohlklanges ſich damit ein wunderbares Adagio in ganz neuen, für gewöhnliche Ohren gar nicht mehr verſtändlichen Tonarten zu Stande bringen läßt. In Laſontaine's Fabeln iſt die Sprache von faſt unerreichter Meiſterſchaft darum, weil die ſchlichteſte und ungeſuchteſte Ausdrucksweiſe zugleich als die höchſte Kunſt eines ſeltenen Sprachgenies ſich ausweiſt, der Milch vergleichbar, die dem Kinde eben ſo gut mundet als dem verwöhnteſten Gaumen des Feinſchmeckers.

Einen Theil ihres Ruhmes hat die Berangerſche Liederdichtung gleichfalls der ihr eigenen großen Sprachgewandtheit zu verdanken. Und zwar hat die Muſe Berangers vor Déſaugiers und ſeinen harmloſen Tändeleien das voraus, daß ſie kräftiger, einſchneidender und zugleich volksthümlicher iſt. Beranger hat nicht bloß den Sprachſchatz ſeiner Vaterſtadt Paris vollſtändig in ſeiner Gewalt, hat nicht allein ſeinen Geſchmack und ſeine Diction an den anerkannteſten Muſtern des franzöſiſchen Styls gebildet und veredelt, er weiß zugleich mit einer überragenden poetiſchen Begabung den ächten Volkston zu treffen, iſt weit mehr Volksdichter als irgend einer unter den Neueren. Seine Lebensweisheit iſt die des letzten Jahrhunderts, epicuräiſcher Skepticismus:

L'amour, l'amitié, le vin,
Vont égayer ce feſtin;
Narque de toute étiquette!
Turlurette,
Turlurette,
Bon vin et fillette!

Allein Beranger gehört nicht zu den Bonvivants des erſten, ſondern des vierten Stocks, der ſeine lebensluſtigen Kapuzinaden und Goguettes weit lieber an ein Kneipenpublikum als an den Caveau moderne richtete, deſſen heitere Sänger im Rocher de Cancale ihre Sitzungen hielten und Beranger gleichfalls zu den Ihrigen zählten. Daß er aus den unterſten Schichten des Volks, in denen er geboren war, nicht heraustreten, ſeine Wiege ſo zuſagen durch ſein Talent veredeln wollte; daß er, alle äußern Auszeichnungen verſchmähend, dem Ouvrier, dem er ſeine Lieder ſang, auch gern die hülfreiche Hand bot, dieß und nichts anderes wird Beranger noch lange Zeit höher in der Meinung der Menge ſtellen als viele Hunderte, die vielleicht mit Talent auf daſſelbe Ziel zuſteuern.

Andererſeits freilich kann man es nur belächeln, wenn die Menge ſich ganz ungemein geſchmeichelt fand, daß ein aus einer Dachkammer hervorgegangenes Talent es verſchmähte, nach den ſich ihm darbietenden Würden und Reichthümern die Hand auszuſtrecken. Wenn Beranger ſein lederner Lehnſtuhl lieber war als ein vergoldeter Sammtſeſſel, ſo hatte dieß ſeinen Grund ganz einfach darin, daß er in dem Lehnſtuhl weit behaglicher ſich ſtrecken konnte als im Seſſel. Beranger war eine durch und durch behäbige und bequeme Natur, die in der ihr geläufigen ſüßen Gewohnheit des Daſeyns, in dem behaglichen Lebensgenuß, den ein Pariſer Schneiderjunge ſich als das Ziel ſeiner Wünſche denkt, nicht geſtört ſeyn mochte. In wie weit dabei noch die fernere Rückſicht maßgebend war, durch eine politiſche Laufbahn ſeine Popularität nicht auf's Spiel zu ſetzen, wage ich nicht zu entſcheiden; doch bin ich deſſen gewiß, daß er, wenn auch nicht mit vollem Bewußtſeyn, ſo doch inſtinktmäßig dieſer ſehr bedenklichen Klippe, an der ſchon ſehr populäre Berühmtheiten ſcheiterten, aus dem Wege ging.

Sieht man näher zu, ſo war der volksthümliche Geſichtskreis dieſer volksthümlichen Behaglichkeit nichts weniger als ein weiter und freier. Von dem Volke verſtand Beranger eben nur das Pariſer Volk, aber dieſes auch bis auf den Grund ſeiner Mühſeligkeiten und ſeiner Sonntagsvergnügungen. Verſucht er das Dorfleben zu ſchildern, ſo ſtreicht er es vorher mit Pariſer Glanzwichſe an, und dem Bauernſtande kommt nur ſo viel davon zu gut, als derſelbe ſich von der

Digitized by Google

Anſchauungsweiſe der Hauptſtadt oder der in ihren Fußſtapfen wandelnden Provinzialſtadt angeeignet hat. Jener kauſtiſche Indifferentismus, dem nichts widerwärtiger iſt als der Pfaffe und der Edelmann, wie er ſich mit nichts lieber zu ſchaffen macht als mit der Griſette und der Weinflaſche, mag in dem Geſchmacke der Pariſer Menge ſeyn; das Landvolk denkt und fühlt anders und wird dergleichen Pariſer Lieder niemals in das innerſte Gemach ſeines Herzens aufnehmen. Einen derben, ſelbſt ſchmutzigen Spaß weist das Volk nicht zurück; für die raffinirte Lüſternheit hat es keinen Sinn, nicht einmal für die Ausgelaſſenheit, die auf Stelzen geht.

Die Gaudriole iſt die Pariſer Witzfigur, nicht der Luſtigmacher der Bauernſchenke, und nichts charakteriſirt die falſche Richtung, die das neuere franzöſiſche Volkslied einſchlug, beſſer als die hervorſtechende Rolle, welche man die Gaudriole ſpielen läßt. Wie alle geſunden Naturen liebt auch das Volk zu lachen, aber das Volkslied iſt darum noch kein zweideutiger Poſſenreißer, der weiter nichts beabſichtigt als die Sinne zu kitzeln.

Momus a pris pour adjoints
Des rimeurs d'école;
Des chansons en quatre points
Le froid nous désole.
Mirliton s'en est allé,
Ah! la muse de Collé,
C'est la gaudriole,
O gué,
C'est la gaudriole.

Es gibt kein plumperes Mißverſtändniß als die Meinung, das Volkslied müſſe vorzugsweiſe luſtig ſeyn, und nur durch ein derartiges Mißverſtändniß konnte es geſchehen, daß man das Vaudeville als die eigentliche Blüthe, gleichſam als die höhere Entwicklungsform des Volksliedes anſah, während in Wahrheit das unverdorbene Gemüth dem oft tragiſchen Ernſte des menſchlichen Daſeyns weit mehr poetiſche Theilnahme abgewinnt als der democritiſchen Geberde. Die klagende Melodie eines ſchmerzvoll erregten Liedes — dieß und nichts anderes iſt das poetiſche Eigenthum des Volks, und wenn man dagegen einwenden wollte, der franzöſiſche Volkscharakter dürfe einmal nicht mit dem deutſchen verwechſelt werden, ſo gebe ich dieß auf einen gewiſſen Grad zu, jedoch keineswegs ohne die weſentliche Einſchränkung, daß, ſoweit es überhaupt in Frankreich eine volksthümliche Dichtung gibt, dieſelbe in ihren beſten und zum Theil früheſten Liedern gleichfalls ernſte Töne anſchlug. Das Couplet gleicht den künſtlichen Blumen, die man auf den Hüten zur Schau ſtellt, das Volkslied dem Vergißmeinnicht, das beſcheiden am rieſelnden Bache blüht.

So angeſehen wäre Beranger als Volksdichter eben ſo wenig bedeutend als von Seite ſeines Charakters; geht man jedoch ſeiner Muſe länger nach, ſo gewahrt man an ihr Eigenſchaften, wie ſie kein anderer franzöſiſcher Liederdichter aufweiſen kann. Obwohl die Berangerſche Gaudriole, in der Collé excellirte, der Schwank, der derb ſeyn kann, ohne gerade ſchlüpfrig zu ſeyn, weit mehr für den Pariſer Studenten und die Pariſer Griſette gedichtet ſcheint, als für das franzöſiſche Volk im Großen und Ganzen, ſo ſoll doch nicht geleugnet werden, daß ihr ein naiver Zug eigenthümlich iſt, der an Lafontaine erinnert und für die Menge einen unwiderſtehlichen Reiz hat. Man nehme z. B. ſeine Jeannette:

Fi des coquettes maniérées!
Fi des bégueules du grand ton!
Je préfère à ces mijaurées
Ma Jeannette, ma Jeanneton.
À table dans une fête,
Cette espiègle me tient tête
Pour les propos libertins.
Elle a la voix juste et pure,
Sait les plus joyeux refrains.
Quand je l'en prie, elle jure;
Elle boit de tous les vins.

Von Anfang an hatte Beranger ſeine Dichtergabe richtig erkannt, indem er nicht für das Vaudeville dichtete, ſondern dem Chanſon bis zu ſeinem letzten Athemzuge treu blieb. Aber noch in einem andern und beſſeren Sinne konnte er von ſich ſagen: »ma muse c'est le peuple;« denn er nahm wie die Freuden, ſo auch die Leiden des Volks an ſeine warme Dichterbruſt, und dieſen Liebesdienſt hat ihm das Volk nicht vergeſſen. Man könnte freilich dagegen einwenden, er, der mit dem Volke nicht einmal hinter einer Barrikade ſtand, auf keinem öffentlichen Platze es haranguirte, er, der den Volksmann nur am warmen Kamin ſpielte und ſeine Perſon bloß bis zu einigen Monaten St. Pelagie einſetzte, habe gut über das Elend, in welchem der Arme ſchmachtet, poetiſche Thränen weinen können, die ihn nichts koſteten, ja noch ein ſchönes Stück Geld einbrachten. Allein damit würde man ein ſchreiendes Unrecht begehen. Dem Dichter iſt es voller Ernſt mit ſeinen Sympathien, er hat ein gefühlvolles Herz, aber nicht das geringſte Geſchick zum Handeln. Stets bereit, von ſeiner Armuth dem Nothleidenden zu geben, ſo viel er kann, und für andere die Hülfe derer zu beanſpruchen, von denen er für ſeine eigene Perſon

Digitized by Google

nichts annimmt, war Beranger ein Volksmann im beſten Sinne des Wortes, und die klagenden Accorde, die er den bedrängten Klaſſen widmet, ſind ſo ehrlich gemeint, als wenn der Leidende ſelbſt ſie gedichtet hätte. Es wäre ſonſt gar nicht denkbar, daß die politiſchen Lieder Berangers den ungeheuern Anklang gefunden hätten, der aus ihnen einen der gefährlichſten Gegner der Reſtauration machte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Norden Amerikas.

Von Niagara nach Montreal.

Zum dritten mal lag der Niagara mit ſeiner ewigen wunderbaren Heiterkeit, ſeiner antiken Ruhe inmitten der endloſen Bewegung hinter uns, und wir richteten unſere Schritte nach Norden. Unſere Geſellſchaft beſtand aus vier Perſonen, und alle lebensfroh und bereit jeden Augenblick des Genuſſes zu ergreifen, bildeten wir die vergnügteſte und einigſte Bande, die auf Reiſen gehen kann. — Der Niagara mit ſeiner nächſten Umgebung bildet in der dürrſten, unerſprießlichſten Gegend eine Oaſe in der Wüſte; der Weg nach Toronto iſt recht langweilig, vorzüglich bei Staub und Hitze, und wir waren froh, als wir endlich den ſtillen, grünen Ontarioſee vor uns ſahen, auf dem der engliſche Steamer „Magnet“ zur Abfahrt bereit lag, der ſich nach unſerer Ankunft ſogleich in Bewegung ſetzte.

Das Bild der Königin, welches den Salon ſchmückt, zeigt, daß wir uns in den Staaten of her majesty befinden; aber auch ohne dieß würde ein Blick auf die Reiſegeſellſchaft genügen, um einen vollkommen zu orientiren. Dieſe ſteifen Figuren mit den ſtereotypen Backenbärten und dem langen leeren Zwiſchenraum zwiſchen Mund und Naſe, um deſſen willen ſie Heine in Italien wie Statuen mit abgeſtoßenen Naſenſpitzen erſchienen, mit den großcarrirten, geſchmackloſen, auf ewige Dauer berechneten Anzügen, dem Gegenſatz der amerikaniſchen Eleganz, den waſſerdichten Stiefeln mit fingerdicken Sohlen, dieſe Damen, welche einem Antikencabinet entnommen ſcheinen, mit den kurzen, ſchlapp herabhängenden Kleidern ohne Steifröcke und den hohen Lederſchuhen, dieſelben, wie ſie zu Heines Zeit Italien überzogen, wie ſie ſeit unvordenklichen Zeiten bis heute den Rhein und überhaupt die ganze civiliſirte und uncivilſirte Welt unſicher machen, ſind zu verſchieden von allen andern Nationen, um jemals mit einer andern verwechſelt werden zu können, und mit den Amerikanern, trotz der gemeinſamen Sprache, ſo wenig als mit irgend welchen andern Menſchen.

Der Ontarioſee, den der Niagara mit dem Erieſee verbindet, iſt ſo ruhig und ſtill als dieſer bewegt und ſtürmiſch. Nachdem das Waſſer ſich im Niagara in Sprüngen der Luſt und Freude ausgetobt hat, ſcheint es hier ausruhen zu wollen, und ſeine ſchöne, grün glänzende Oberfläche, unter welcher ſich eine Tiefe von nahe an zweitauſend Fuß verbirgt, gleicht am ruhigen Sommerabend einem großen Spiegel. Wie indeſſen Ruhe ohne Veränderung bald ermüdet, wird einem auch der Ontarioſee bald einförmig und langweilig, beſonders da auch hier, wie an den andern großen Seen des Nordweſtens, die Ufer flach und außerdem zu entfernt ſind, um der Scenerie Reichhaltigkeit verleihen zu können, und wenn man die Sonne im See verſinken und den Mond ſich hat in langen Streifen wiederſpiegeln ſehen, verliert man nichts, wenn man ſich ruhig dem Schlaf überläßt.

Am andern Morgen war die Gegend eine andere; wir befanden uns am Anfang des St. Lorenz, zwiſchen den „tauſend Inſeln,“ welche ſich von hier viele Meilen weit hinunter erſtrecken. Es ſind eigentlich ſechzehnhundert Inſeln, einer vor kurzem von Regierungs wegen angeſtellten Zählung zufolge, bei der jeder Fleck Erde, der einen vier Fuß hohen Strauch trägt, als Inſel gerechnet wurde. Einige haben mehrere Meilen im Umfang, andere bilden gleichſam nur ein großes Bouket von Bäumen, die aus dem Fluß wie aus einem großen Becken unmittelbar hervorzuwachſen ſcheinen. Keine dieſer Inſeln erhebt ſich merklich über den Waſſerſpiegel, auf dem Bäume und Gras ſcheinbar ſchwimmen. Nur ſehr wenige zeigen die Spuren menſchlicher Behauſungen, und ſelbſt dieſe bieten noch den Anblick faſt unberührter reizender Wildniſſe dar, welche der vorüberziehende Wanderer nach Belieben mit ſagenhaften Weſen

und Gebilden der Phantaſie bevölkern kann, von denen es in dieſem Welttheil bekanntlich nicht viel zu erzählen gibt. Die Friſche der Vegetation iſt bezaubernd, doch erſcheint uns, die wir täglich das warme ſüdliche Colorit vor Augen haben, welches die Bay von Newyork und die Ufer des Hudſon mit ſeinem roſigen Lächeln verklärt, die Färbung des Himmels und der ganzen Landſchaft doch gar zu nordiſch blaß, um den vollſtändigen Eindruck des Sommers hervorzubringen. Der St. Lorenz iſt überhaupt ein recht eigentlich nordiſcher Fluß. Coloſſal, ernſt und ſchweigſam, nur ſelten durch Schiffe belebt, ſpiegelt er den größten Theil des Jahres einen grauen, melancholiſch düſtern Himmel wieder, und ſelbſt ſein Waſſer hat die ſaftig grüne Farbe, die ihm bei Niagara einen ſo unbeſchreiblichen Reiz verleiht, mit einem trüben Braungelb vertauſcht, das auch ſeinen Nebenflüſſen eigen iſt, ſo weit ich ſie kennen gelernt. Das Gefühl der Einſamkeit, welches ſolche große unbelebte Waſſermaſſen hervorbringen, wird indeſſen durch die zahlreichen Dörfer gemildert, die ſich an den Ufern erheben; denn da der Strom in dieſem wenig angebauten Lande faſt die einzige große Straße bildet, hat die dünngeſäete Bevölkerung ſich natürlich längs deſſelben angebaut, während ſich hinter den Ufern eine faſt noch unbetretene Wildniß ausbreitet.

Nachdem man zwiſchen den tauſend Inſeln hindurchgefahren iſt, gelangt man zu den Stromſchnellen, den Rapids, deren es drei bis vier von verſchiedener Stärke und Ausdehnung gibt. Schon aus der Ferne ſieht man den weißen Schaum, den ſtarken Wellenſchlag, der an ein bewegtes Meer erinnert und dieſe Fahrt für kleine Fahrzeuge gefährlich, wo nicht unmöglich macht, weßhalb dieſe ihr Ziel auf Canälen erreichen. Die Dampfſchiffe hingegen überwinden dieſe Schwierigkeit. Der Capitän ſteht oben auf ſeinem Poſten, die Maſchine ſteht ſtill, und leicht und ſicher gleitet der Steamer auf den ſchäumenden Wellen hinunter. Die bedeutendſten Schnellen, the Rapids la Chine genannt, befinden ſich dicht vor Montreal, und der Strom iſt hier ſo ſtark, daß ſelbſt die Dampfboote ihren Weg nur durch eine enge Fahrſtraße zwiſchen den ſchäumenden Wogen verfolgen können. Auch dieſe letzte Schwierigkeit iſt bald beſiegt; luſtig brauſt das Dampfboot weiter, und nach ſechsundzwanzigſtündiger Fahrt liegt die Inſel mit dem Berge Montreal vor uns, an deſſen Fuße ſich die Stadt ausbreitet.

Montreal.

Zuerſt ſeit fünf Jahren ſah und fühlte ich mich in einem andern Lande. Im ganzen civiliſirten Norden der Vereinigten Staaten — »the States« ſagt man in Canada — von Newyork bis Wisconſin und Jowa, von Maine bis zu Maſon's und Dixon's Linie, jenſeits welcher die Sklaverei dem Land und den Menſchen erſt ein anderes Gepräge aufdrückt, iſt mit einigen Modifikationen Alles nach einem und demſelben Maßſtab zugeſchnitten, für den Newyork das Modell iſt, dem man um ſo gewiſſenhafter folgt, je mehr man ſich dieſer Herrſcherin nähert. Menſchen, Lebensweiſe, Städte, Häuſer und Kleidung ſpiegeln alle mehr oder weniger den Einen Typus wieder; in Canada dagegen iſt Alles ganz davon verſchieden. Montreal hat ein verhältnißmäßig alterthümliches Anſehen. Die Häuſer haben ſpitze Giebel und ſind zum großen Theil mit Zink und auf dem Land auch wohl mit ſchneeweißen Schindeln gedeckt, wodurch ſie wie beſchneit ausſehen. — Auf dem Marktplatz drängt ſich eine bunte Maſſe; in langen Reihen ſtehen die Bauerwagen, beſpannt mit den berühmten canadiſchen Ponies. Die kleinen Thiere ſehen meiſtens ziemlich rauh und ungepflegt aus, aber Kraft und Ausdauer zeigt ſich in ihrer Geſtalt, Muth und Intelligenz leuchtet in ihren Augen. Prieſter in langen Soutanen ſchlendern auf den Straßen umher, und mitunter begegnet man einem Trupp barmherziger Schweſtern, welche mit niedergeſchlagenen Augen, als fürchteten ſie die Lockungen dieſer nichtswürdigen ſchönen Außenwelt, ſchweigend ihren Weg verfolgen. Dazwiſchen rollen die ſonderbaren kleinen Fuhrwerke, „Cabs“ genannt, welche zu den hervorſtechenden Curioſitäten Montreals gehören, wie etwa die Portechaiſen mit ihren zeiſiggelben Trägern zu den Merkwürdigkeiten Dresdens, und in der Geſellſchaft dieſelbe Stellung einnehmen wie bei uns eine Droſchke. Ein ſolches Cab iſt ein kleiner geſchloſſener Wagen auf zwei Rädern, der mit genauer Noth vier Perſonen faßt, welche ſich ſeitwärts wie in einem Omnibus gegenüber ſitzen. Die Thüre befindet ſich daher hinten, ſo daß ein Cab vor keiner Hausthüre vorfahren kann, ohne erſt halb umzuwenden. Der Kutſcher thront hoch oben auf dem Gipfel und vollendet das Bild eines durchgeſchnittenen Omnibus, deſſen Vordertheil das ganze Gebäude auf ein Haar gleicht.

Montreal hat einen ſchönen Dom, mit allem Glanz des katholiſchen Cultus ausgeſtattet, von deſſen Thürmen man eine weite Ausſicht über die Stadt und Umgegend hat und ſich ſchnell über ihre ganze Lage orientirt. Sonſt bietet die Stadt wenig ſogenannte Merkwürdigkeiten und kann in Einem Tag vollſtändig geſehen werden. — Vom Dom gingen wir in das Kloſter der grauen Nonnen, eines Ordens barmherziger Schweſtern, mit dem ein Waiſenhaus verbunden iſt, in welchem über hundert Knaben und Mädchen Pflege und

Unterricht erhalten. Ein alter, wohl faſt neunzigjähriger Neger, der als Thürſteher fungirt, und ein kleiner, ſtark verwachſener Caſtellan ſcheinen mit Ausnahme der kleinen Jungen die einzigen männlichen Bewohner des Hauſes und wohlweislich gewählt zu ſeyn, um die Tugend der Nonnen nicht in Verſuchung zu führen, und wenn je noch eine von irgend einem weltlichen Erlöſer träumen ſollte, ſo iſt hier gewiß kein lebendes Weſen zu finden, welches ihr nur auf einen Augenblick die Verwirklichung ihres Traumes vorlügen könnte. Der Eintritt in ein Kloſter hat übrigens immer etwas beklemmend Erregendes, und jeder, in dem noch ein Funken Romanticismus übrig geblieben iſt — freilich eine Seltenheit in dieſem Lande — kann ſich nicht enthalten ſich die Lebensläufe und die Geſchichte der Herzen auszumalen, deren Feuer jetzt die Aſche des Kloſterlebens deckt.

Es war gerade zwölf Uhr, die Stunde, um welche die Nonnen — wahrſcheinlich nach dem Eſſen — die Kapelle beſuchen. Bald erſchienen ſie auch paarweiſe, voran die Novizen in violetten Kleidern, durch die ſie ſich von den Nonnen unterſcheiden, welche Grau tragen, dann dieſe nach der Ancienneté. Sie knieten im Schiff nieder und eine Reihe lateiniſcher Sätze, welche Eine vorſprach, wurden von den andern zuſammen wiederholt, worauf ſie aufſtanden und ſich langſam, mit niedergeſchlagenen Augen, wie ſie gekommen waren, entfernten. Die meiſten waren noch jung, und ich bemerkte auffallend viele hübſche friſche Geſichter unter ihnen. Eine beſonders erregte unſere Aufmerkſamkeit; eine ſchlanke, graziöſe Geſtalt mit dunkeln leuchtenden Augen, den ſchönſten Zähnen und ſo regelmäßig ſchönen Zügen, daß ſelbſt die unkleidſame Ordenstracht ihr nur wenig Abbruch thun konnte; eine Erſcheinung, zum vollen Genuß aller Wonnen des Lebens berufen.

Nachdem wir die Kapelle verlaſſen hatten, wurden wir in die innern Räume des Kloſters geführt, in die Schlafſäle, Arbeitszimmer und Schulſtuben, welche alle große Ordnung und Sauberkeit zeigten. Die Kinder, die die Beſucher mit Chören empfingen, ſahen vergnügt und wohlgepflegt aus und ſchienen keineswegs zum Kopfhängen angeleitet zu werden. In den meiſten Zimmern wurde genäht, in einigen künſtliche Blumen verfertigt, und vor einem Kamin ſaß eine Schweſter, mit dem Backen von Hoſtien beſchäftigt. In einem der Arbeitszimmer trafen wir auch die ſchöne Nonne wieder, die ſich eben lebhaft mit ein paar Laienſchweſtern unterhielt und dabei ſo unverholen vergnügt lachte, als man es unter dem ſchwarzen Schleier kaum erwarten konnte. Ich hätte ſehr gerne ihre Lebensgeſchichte erfahren, da ich mir aber nicht erlauben durfte ſie deßhalb zu befragen, nahm ich die Gelegenheit wahr, einige Fragen in Betreff der Anſtalt an ſie zu richten, die ſie mit großer Freundlichkeit beantwortete. Ihr Organ war reich, tief und melodiös, von jenem Klang, welcher ſich unwiderſtehlich einſchmeichelt und zum Herzen ſtiehlt. — Es wird im Kloſter nur franzöſiſch geſprochen, und die Nonnen, mit denen ich mich unterhielt, haben trotz der jahrelangen Abſperrung von der Welt — eine ſchon ältere, mit den Spuren ehemaliger Schönheit, ſagte mir, daß ſie ſchon dreißig Jahre im Kloſter lebe — jene Freiheit und Gewandtheit des Betragens bewahrt, welche das ausſchließliche Vorrecht der guten Geſellſchaft iſt.

Die Fahrt um den Berg Montreal, faſt der einzige Ausflug, den man machen kann, zeigt einem in einer hübſchen maleriſchen Gegend die Landhäuſer der reichſten Einwohner der Stadt; fabelhafte Gebäude, bizarr wie die Wohnungen von Mährchenkönigen, und mit noch bizarrerem Anſtrich, carrirt, geſtreift, gefleckt, blau, roth, grün und gelb in den wunderlichſten Zuſammenſtellungen.

Am Abend ſahen wir noch eine merkwürdig ſchlechte Darſtellung des Kaufmanns von Venedig, in der wenigſtens ſo viel Uebereinſtimmung herrſchte, daß alle Schauſpieler ſich das Wort gegeben zu haben ſchienen, den Charakteren, wie Shakeſpeare ſie geſchildert, auch nicht im Geringſten gerecht zu werden, was aber das Publikum, ſeinen Beifallsäußerungen nach, nicht zu empfinden ſchien. Das Haus ſieht ſchäbig und ruppig aus, doch hat es wenigſtens den Vorzug, in der Geſchmackloſigkeit originell und geſucht zu ſeyn. Hinter den mit rothem Zeug bedeckten Sitzen und Logenbrüſtungen blickt eine weiß und roth gemuſterte Tapete hervor, ſo auserleſen häßlich und ſtörend, daß man glauben möchte, es ſey mit Abſicht geſchehen.

Ein Werk, welches dereinſt die größte Merkwürdigkeit Montreals ausmachen wird, iſt die Brücke »Victoria bridge« über den St. Lorenz. Von dieſem ungeheuern Bau ſind indeſſen erſt die Anfänge ſichtbar, und man fährt einſtweilen noch auf einer Fähre an's ſüdliche Ufer hinüber, von wo gegen Abend die Bahnzüge nach Quebec abgehen. Zu Anfang der Fahrt fallen einem ſeltſam geformte Bergkegel auf, die ſich, ohne irgend einen Zuſammenhang, einzeln aus der Fläche erheben. Bald indeſſen wird die ganze Gegend hügelig und bildet eine fortlaufende, ununterbrochene prachtvolle Nadelholzwildniß, in welche wahrſcheinlich die Eiſenbahn zuerſt Licht gebracht hat; ſo friſch, reich, duftig und geheimnißvoll wie ein ſchönes nordiſches Mährchen.

Nach einer ſechsſtündigen Fahrt langten wir in tiefer Finſterniß in Point Levy, Quebec gegenüber, an

Digitized by Google

und wurden mit Laternen auf die Fähre geleitet, eine plumpe, ungeschlachte, ächt canadische Maschine, ohne eine Spur der amerikanischen Zierlichkeit und Eleganz, die sich nach langem Zögern endlich mit großem Lärm langsam in Bewegung setzte. Am andern Ufer angelangt, stürzten die Reisenden sich in die dort wartenden Omnibusse aus Russells Hotel; denn die Zustände in Canada sind noch so primitiv, daß es in Quebec trotz der Masse der während des Sommers dort ein- und ausströmenden Fremden nur ein einziges gutes Hotel erster Klasse gibt, das folglich gewöhnlich überfüllt ist, weßhalb man sich gegenseitig den Rang abzulaufen sucht. Man fährt durch die Vorstadt, durch enge schmutzige Straßen mit niedrigen, winklichen Häusern. Ueberall herrscht Todtenstille und Stockfinsterniß, denn da Mondschein im Kalender, wenn auch nicht am Himmel steht, brennt keine einzige Straßenlaterne. Endlich fährt man steil bergauf; dann geht es durch ein enges gewölbtes Thor; wir befinden uns im Innern der Festung und wenige Augenblicke darauf in Russells Hotel.

Quebec.

Man kann schon weit gereist seyn und viel gesehen haben, und wird doch erstaunt und entzückt seyn, wenn man an einem heitern Sommertage Quebec und seine Umgegend von der Citadelle oder der Durhamterrasse überblickt. Auf einem hohen Felsenvorgebirge gelegen, dessen äußerste Spitze die Citadelle bildet, bietet die Stadt von unten aus gesehen einen höchst malerischen Anblick, während man von oben einer weiten, großartigen Aussicht genießt. Der St. Lorenz wird hier von bewaldeten Hügelreihen eingefaßt, vor denen sich, so weit das Auge reicht, in allen Richtungen Dörfer mit glänzend weißen Häusern hinbreiten. Nicht weit von der Citadelle stehen die Ueberreste des Parlamentsgebäudes, eines noch als Ruine schönen Bauwerks, das durch Feuer zerstört wurde, wobei, wie man sagt, eine Partei die Hand im Spiel hatte, in deren Interesse es lag, den Sitz des Parlaments nach Montreal verlegt zu sehen. — Vor uns, unten im Hafen bieten größere und kleinere Fahrzeuge, darunter auch ein paar indianische Canoes aus Baumrinde, mit dem bunten Treiben, das von Schiffen unzertrennlich ist, ein anziehendes und belebtes Schauspiel. Unterhalb der Stadt liegt die große und fruchtbare Insel Orleans, und der St. Charles, welcher sich hier in den St. Lorenz ergießt, erhöht die Mannigfaltigkeit der Scenerie. Wie begünstigt wäre diese Gegend in jeder Hinsicht, wäre der Sommer nicht so kurz, der Winter nicht so polarisch streng und anhaltend, daß von der Mitte des Novembers bis in den März, auch wohl April hinein, das Leben ein fortwährender Kampf mit der Natur ist' und unwillkürlich denkt man sich schon jetzt diese reiche lachende Landschaft mit dem weißen Leichentuch des Schnees bedeckt.

Nicht weit von der Stadt, in schöner Gegend, findet man die Denkmäler kriegerischer Vorgänge auf Abrams Plain, dem Schlachtfeld, auf welchem General Wolfe 1759 fiel, als er die Festung von den Franzosen eroberte. Ein daselbst errichtetes Monument trägt auf der einen Seite seinen Namen, auf der andern den des französischen Generals Montcalm, der bei derselben Gelegenheit fiel. — Das Regiment, welches gegenwärtig die Besatzung von Quebec bildet, ist eines derjenigen, die den Feldzug in der Krimm mitgemacht, und die Soldaten tragen die zum Andenken daran geprägte Medaille. Nach den Gefahren und Beschwerden jenes Krieges mag der Posten hier oben in Quebec freilich leicht genug seyn und den meisten wie eine Erholung vorkommen.

Die Stadt sieht noch alterthümlicher aus als Montreal. Enge, krumme, schmutzige Straßen mit so schmalen Holztrottoirs, daß kaum zwei Personen darauf neben einander gehen können, laufen labyrinthisch bergauf bergab. Eine Straße besteht nur aus einer hölzernen Treppe, auf deren Seiten sich statt der Geländer zwei Reihen Häuser erheben. Auf äußern Aufputz wird nicht gesehen, wie in den »States,« wo es als ein Reinlichkeitserforderniß gilt, die Außenseite der Häuser fast so frisch wie das Innere zu erhalten. Hier dagegen muß das Hauptbestreben auf Abhaltung der Kälte gerichtet seyn. Mauern und Thüren sind deßhalb auch noch einmal so dick, und jedes Haus ist außerdem mit doppelten Fenstern und doppelter Hausthüre versehen, von der im Sommer die äußern Flügel abgenommen werden. Der Luxus eleganter Magazine ist hier ebenfalls noch unbekannt und die äußere Ausstattung der Laden ist so schmucklos, als die Stoffe, welche innen und an den Fenstern zur Schau gestellt werden, von grober, gewöhnlicher Art sind. Luxus scheint nur in Pelzwerk getrieben zu werden, wovon wir trotz des Sommers in einem Magazin eine reiche Auswahl vorfanden. Eigenthümlich nahmen sich Mützen von Fuchspelz aus, an denen der Kopf des Thiers gerade über der Stirn eine Spitze bildete, während der Schwanz lang über den Nacken herab hing. Die Strenge des Climas macht jedes Kleidungsstück ungenügend, das nicht durchaus mit Pelz bedeckt und gefüttert ist, und im Winter müssen die Leute auf der Straße alle mehr oder weniger wie wilde Thiere aussehen. In demselben Magazin sahen wir auch den vollständigen Anzug eines

Digitized by Google

indianischen Häuptlings, den ein Amerikaner sich für einen Maskenball hatte verfertigen lassen. Der Rock war von Rehleder, ganz mit Pelz gefüttert, und in der bekannten indianischen Weise mit Glasperlen gestickt. Die Beinkleider, Mocassins und die mit Federn geschmückte Mütze stimmten damit überein, und auch das Tomahawk mit dem Calumet fehlte nicht.

Während im westlichen Canada der englische Typus vorherrscht, tritt im östlichen der französische immer mehr hervor. In Quebec sind die Namen der Straßen wie die über den Hausthüren schon größtentheils französisch; indessen sind hier beide Elemente noch gemischt, oder vielmehr, sie gehen neben einander her, denn verschmelzen können sich englisches und französisches Wesen nun einmal nicht; aber je weiter man in's Land hinein kommt, je mehr wird das letztere vorherrschend, und schon wenige Meilen von Quebec findet man Dörfer, in denen fast niemand ein Wort englisch versteht. Es ist eigenthümlich und nur in einem so wenig bevölkerten und so wenigen Wandlungen unterworfenen Lande möglich, daß sich der französische Typus so ganz ächt und unvermischt im Laufe der Zeit erhalten hat. Aus den Engländern, Irländern, Franzosen, Holländern und Deutschen, welche die Vereinigten Staaten bevölkerten, hat sich nach und nach ein eigener, von allen verschiedener Typus gebildet; aber diese französischen Canadier sind im Aeußern, in Betragen und Naturell durchaus unverändert, und selbst das schlechte Französisch, das sie sprechen, soll noch der ächte Dialect der Normandie seyn, aus der sie vor zweihundert Jahren nach Canada herüber kamen, und in ihren Dörfern könnte man sich auf einmal in Frankreich glauben. — Wenn die Dampfboote an den französischen Niederlassungen anlegen, so bildet das Schreien und Lärmen, die lauten Begrüßungen und geräuschvollen Unterhaltungen einen seltsamen Gegensatz mit der englischen und amerikanischen Ruhe. — Ihre Dörfer sehen überaus freundlich, reinlich und wohlgehalten aus und zeugen sogar von einem Schönheitssinn, den der nur auf's Praktische gerichtete amerikanische Farmer nicht kennt. Fast jedes Haus ist nämlich mit einem hübschen Blumengärtchen geschmückt, in den Zimmern findet man Blumentöpfe und manche Häuser sind mit abgehauenen jungen Tannenbäumen aufgeputzt, welche dicht daran in die Erde gesteckt werden. — Ueberall trafen wir auf Schaaren hübscher dunkelaugiger Kinder, welche uns mit beiden Händen Grüße zuwarfen, um dafür einige Cents zu erhaschen.

Bei Montmorency, einem dieser Dörfer, befindet sich ein berühmter Wasserfall. Derselbe ist zweihundert Fuß hoch, folglich dem Niagara in der Höhe überlegen, ohne aber dessen Großartigkeit zu besitzen, da die Breite nur fünfzig Fuß beträgt und die Masse des Wassers im Vergleich zu jenem Riesen nur gering ist. Die Ufer sind wildromantisch; eine Brücke, die oberhalb des Falles über den Fluß führte, fiel vor drei Jahren plötzlich in's Wasser, wie der barfüßige französische Junge erzählte, der uns als Führer diente, und im Gehen sehr ernsthaft und gewichtig seine weiße Thonpfeife rauchte.

Etwas tiefer im Lande liegt einsam in reizend schöner Gegend, von sanften Hügeln umgeben, der See von Beauport, so malerisch, ruhig und einladend, daß man sich gar nicht wieder davon trennen kann. Wir sprachen bei einer französischen Farmerfamilie ein, welche sich in ihrem geräumigen, hübsch eingerichteten Hause in dieser Abgeschlossenheit großer häuslicher Behaglichkeit erfreut. Eine Anpflanzung von Zuckerbäumen verlieh dem Hause ein malerisches Ansehen; die umgebenden Berge hielten die rauhen Nordwinde ab, und der fischreiche See, auf dem der älteste Junge uns umher ruderte, gewährte der Familie noch neben dem Feldbau reichlichen Ertrag. Ich unterhielt mich ausführlich mit der Frau und hatte mein Vergnügen daran, wie sie mir die Annehmlichkeiten ihres Wohnorts auseinander setzte und die höchste Zufriedenheit mit ihrer Lage aussprach. — Bekanntlich gibt es selbst im Leben der leidenschaftlichsten Reisenden, der ausgemachtesten pilgernden Thoren und Thörinnen Augenblicke, in welchen ein ungestörter längerer Aufenthalt in schöner Gegend etwas sehr Anziehendes hat, und wir kamen überein, daß ein Sommer hier am See von Beauport in Gesellschaft einiger weniger Freunde großen Reiz haben müßte.

In Morse's Schulgeographie, aus welcher wenigstens die Hälfte der Bevölkerung der Vereinigten Staaten ihre Länder- und Völkerkunde schöpft, und in der das Gedächtniß des Schülers durch Illustrationen unterstützt wird, so und sovielte Auflage, 1852, befinden sich zwei Figuren, von denen die eine einen Mann von vorne und die andere einen von hinten darstellt; beide, mit langen Peitschen in der Hand, kurze Pfeifen im Mund, mit sonderbaren, hinten spitz zulaufenden Rockkragen, noch curioseren hohen, ebenfalls spitzen Mützen und langen bis weit auf den Rücken herabfallenden Zöpfen. Diese erbaulichen Gestalten tragen die Unterschrift: »French Canadians.« Sie hatten sich mir unverlöschlich eingeprägt, und jetzt auf dem Lande sah ich mich allen Ernstes nach diesen Zopfmenschen um; allein sie blieben so unsichtbar als die Schwanzmenschen, welche ältere Reisende in manchen Ländern gesehen haben wollten, den späteren Touristen blieben, und ich gelangte endlich zu der Ueberzeugung, daß zu der Auflage des Jahrs 1852 von Morse's Schulgeographie außer den Abbildungen der

Digitized by Google

Rakoons, Bären und Büffel, welche freilich seitdem nichts in der Art ihrer Kleidung verändert haben, auch die der Menschen von der ersten 1784 erschienenen Auflage beibehalten sind. Aber Canada hat die Zopfmenschen auch gar nicht nöthig; es hat ohnehin des Seltsamen und Ungewöhnlichen genug aufzuweisen, wie ja überhaupt die Wirklichkeit zuletzt jede Erfindung überbietet. Wenige Meilen von Quebec, in dem Dorf Lorette nämlich lebt ein Volksstamm, welcher aus einer Mischung von Indianern, Nachkommen der alten Huronen, und Franzosen zusammengesetzt ist. Nahe bei dem Dorfe ist ein Wasserfall. Wir wurden hier von einer Schaar größerer und kleinerer Jungen empfangen, fast alle mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, die sich in schlechtem Französisch als Führer anboten und uns baten, ihnen ein Geldstück auf einen Zaun zu legen, nach dem sie ein Wettschießen anstellten und dabei ziemliche Geschicklichkeit im Zielen bewiesen. Dieses Experiment mußte wiederholt werden, bis fast jeder seinen Preis errungen hatte. Die meisten trugen gestickte indianische Mützen, doch braucht es dessen nicht, da der indianische Typus zu unverkennbar hervortritt, um den geringsten Zweifel über ihre Abkunft zuzulassen. Einer wurde uns von den andern als ein ganzer Indianer vorgestellt, eine so ächte Rothhaut, als der amerikanische Boden jemals hervorgebracht.

Der Fall ist weder durch Höhe noch durch Wasserreichthum ausgezeichnet, zumal in einer Gegend, die so reich an großartigen Wasserfällen ist, allein um so schöner ist die Umgebung, die Schlucht, in welche er hinabstürzt, welche so wild, frisch und duftig ist, daß man während des Sommers hier als Einsiedler leben möchte. Da es aber das Schicksal des Reisenden ist, überall nur flüchtige Blicke auf die Gegenstände zu werfen, und sich loszureißen, wo es ihn am meisten fesselt, machten wir uns vom Fall auf den Weg nach dem Dorf, noch immer von der Kinderschaar gefolgt, die sich bei jedem Schritt noch vermehrte.

Die Häuser unterscheiden sich in der Einrichtung nicht von denen der übrigen canadischen Dörfer, und sind wie diese geräumig und behaglich. In mehreren fanden wir Mocassins, Schneeschuhe und andere indianische Sachen zum Verkauf ausgestellt. Die Einwohner, deren Zahl ungefähr zweihundert betragen soll, haben wenig vom indianischen Costüm beibehalten, mit Ausnahme der Pantalons und kurzen Röcke, welche die Weiber tragen. Von den Huronen haben diese Halbblütigen die indianische Schweigsamkeit, von den Franzosen dagegen die Liebe zu den Blumen geerbt, von denen ihre kleinen Gärten wahrhaft strahlen, und ein Mädchen überreichte mir ein Bouket von Rosen, Nelken, Reseda und noch einigen andern Blumen, die mir alle viel duftiger erschienen als alle Blumen, die ich seit fünf Jahren gesehen hatte. Ueberhaupt kam es mir vor, als wenn in Canada die Blumen weit stärker dufteten als weiter südlich, vielleicht weil die kühlere feuchtere Luft den nordischen Pflanzen günstiger ist als die heißen austrocknenden Sonnenstrahlen der südlicheren Regionen. Eben so schienen mir die canadischen Wälder und Felder reicher an wilden Blumen als etwa die im Staate Newyork oder weiter im Westen, wobei indessen zufällige Ursachen im Spiel seyn mögen.

Literatur.

Neue Dorfgeschichten.

Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erster Band: die Heiterethei und ihr Widerspiel. Frankfurt 1857.

(Schluß.)

Schon aus dieser Skizze läßt sich erkennen, daß das Hauptinteresse der Geschichte vorzugsweise auf der Entwicklung innerlicher Kämpfe beruht, welche zwei an sich tüchtige, aber auf Grund dieser Tüchtigkeit sich übernehmende und dadurch mit ihrer Umgebung in Mißverhältnisse gerathende Naturen theils mit sich selbst, theils mit einander durchzumachen haben, ehe es ihnen gelingt, über ihre eigene Hartnäckigkeit und die sie tyrannisirenden Vorurtheile

Digitized by Google

eines übertriebenen Ehrgefühls und einer falschen Scham Herr zu werden und sich zu einander und mit der sie umgebenden Gesellschaft in dasjenige Verhältniß zu setzen, in welchem sie allein zu dem ihrem Wesen entsprechenden Lebensglück zu gelangen vermögen. Der Dichter des Erbförsters befindet sich also hier wieder so recht in seinem Elemente, und es braucht daher nicht im Einzelnen nachgewiesen zu werden, welche Virtuosität er auch hier bei der Ausführung seines Stoffs, namentlich bei der Zeichnung jenes in falschem Ehrgefühl wurzelnden Starrsinns, dem jede Nachgiebigkeit als eine Schande erscheint, an den Tag gelegt hat. Wo sein Bild zu Ausstellungen Anlaß gibt, liegt der Grund eher in einem Zuviel, als in einem Zuwenig der darin entwickelten Darstellungsgabe. Denn wie es überhaupt eine gewöhnliche Erscheinung ist, daß man sich in dem, worin man die größte Virtuosität besitzt, am leichtesten zu Uebertreibungen fortreißen läßt, so hat auch Otto Ludwig in der Ausspinnung und Ausmalung jenes Starrsinns das rechte Maaß nicht inne zu halten gewußt, sondern sich durch die reiche Ausbeute seiner gerade auf diesem Gebiet des Seelenlebens mit Erfolg verkehrenden Beobachtungsgabe verleiten lassen, in dem trotzigen Sinn seiner beiden Starrköpfe so lange immer neue Verhärtungen und Widerspänstigkeiten zum Vorschein zu bringen, daß man zuletzt kaum noch eine Theilnahme für sie übrig behält und eher geneigt ist, sich mit Aerger von ihnen abzuwenden und ihnen das Elend, zu dessen Abwendung sie selbst nichts beitragen wollen, zu gönnen, als mit gesteigerter Spannung einer für sie günstigen Wendung entgegen zu sehen. Dieß gilt ganz besonders in Betreff des Mädchens, und namentlich von dem letzten Stadium ihrer Entwicklung, in welchem sie ihr halsstarriges Wesen oder Gebaren gegen den Holders-Fritz auch dann noch fortsetzt, als sie seinen Antrag bereits angenommen hat, ja ihm bereits als Braut in sein Haus gefolgt ist. Wir begreifen es zwar, daß ihr harter Sinn nicht durch bloße Liebe und Nachgiebigkeit des Geliebten gegen sie, sondern nur durch ein kräftiges, männliches Auftreten gebrochen werden konnte: auch finden wir ein nochmaliges Durchbrechen ihres falschen Ehrgeizes bei solchen Anlässen, wie die Verspottung ihres Bräutigams auf dem Gründer Markt, ganz in der Ordnung und möchten die dadurch herbeigeführte Scene mit dem Schiebkarren, durch welche die ergötzliche Anfangsscene eine noch tiefere Bedeutung und die ganze Entwicklung der Geschichte eine ächt classische Abrundung erhält, um keinen Preis vermissen: aber alles, wodurch sich die Heiterethei sonst noch als störrig, ja in sich verbissen und lieblos beweist, scheint uns weder in ihrer ursprünglich heiteren und gutmüthigen Natur begründet, noch für die Erhöhung des poetischen Eindrucks günstig zu seyn, und wir vermögen es daher weder vom psychologischen noch vom ästhetischen Standpunkte aus zu rechtfertigen.

Weit maaßhaltender ist der Autor in diesem Betracht bei dem männlichen Charakter verfahren, und wir möchten der Charakterzeichnung desselben auch noch um deßwillen den Vorzug geben, weil uns die humoristische Art und Weise, in der sich derselbe so lange mit sich selbst herum debattirt, bis endlich der alte Fritz aus dem neuen Fritz völlig hinausgeworfen ist, sowohl zu der Sphäre, in welcher die Geschichte spielt, wie zu dem Ende, welches sie nimmt, weit besser zu passen scheint, als das auf die Dauer mehr verstimmende, als erheiternde Gebaren des Trotzes, mit welchem das Mädchen nicht nur vor den Rathschlägen der Leute, sondern auch vor den Mahnungen ihres eigenen Innern ihr Ohr verschließt.

Gerade umgekehrt ist der Eindruck der beiden Figuren in derjenigen Verfassung, in welcher sie uns zuerst vorgeführt werden. Hier ist das Mädchen entschieden vor dem Mann im Vortheil, nicht bloß als Original, sondern auch im Bilde. Jene steht mit ihrer von Kraft und Gesundheit strotzenden Gestalt, ihren frischen, kecken Gesichtszügen und ihren kurz angebundenen, immer den Nagel auf den Kopf treffenden Antworten so leibhaftig vor uns da, als ob wir ihr selbst irgendwo im Leben begegnet wären. Eine Gestalt, wie der Holders-Fritz, dagegen schmeckt schon mehr nach den Zuthaten des Dichters, zwar nicht in ihren Grundzügen, denn diese sind ächt typisch, wohl aber in den die Individualisation bedingenden feineren Lineamenten, und noch mehr in den zur Verlebendigung des Bildes dienen sollenden Farben. Bei jenen fehlt es neben den mit Feinheit der Natur abgelauschten Zügen auch nicht an einigen bloß der Einbildung entlehnten, und diese sind zum Theil so grell und so stark aufgetragen, daß schon sie genügen, uns daran zu erinnern, daß wir nicht die Wirklichkeit selbst, sondern ein bloßes Gemälde vor uns haben. Bei der Heiterethei ist also dem Dichter die Porträtirung ihrer Persönlichkeit, beim Holders-Fritz hingegen die Dramatisirung seiner Charakterentwicklung besser gelungen. Das Interesse, welches wir an jener nehmen, ist nur so lange im Steigen begriffen, so lange sie noch die alte, wirklich heitere Heiterethei ist, und beginnt zu sinken, sobald sie sich, um noch ferner als diese zu erscheinen, verstellen und abquälen muß. Die Theilnahme für den Holders-Fritz dagegen beginnt erst da recht lebendig zu werden, wo er anfängt den alten Holders-Fritz auszuziehen und ein anderer zu werden. Das Interesse für jene herrscht daher in der ersten, das Interesse für diesen in der zweiten Hälfte der Erzählung vor. Dieß ist ein Dualismus, der die einheitliche Wirkung des Ganzen ein wenig beeinträchtigt, jedoch schon darum minder fühlbar und störend wird, weil Beider Interessen für den Leser von vornherein auf das Engste verknüpft sind und somit im Anfang das Mädchen dem Mann, gegen den Schluß der Mann dem Mädchen zu Hülfe kommt.

Einen nicht geringen Theil der Erzählung hat der Autor auch der Charakteristik der Nebenpersonen gewidmet und auch hiebei einen bewundernswürdigen Scharfblick für die Eigenheiten solcher Leute und ein seltenes Talent für

Digitized by Google

humoriſtiſche Darſtellung derſelben an den Tag gelegt. Sein duckſiger, lauernder Morzenſchmied, ſein noch wie ein „Junge“ ausſehendes, aber eben darum mit ſeiner Mannheit ſich brüſtendes Schneiderlein, ſein immerfort huſtender Weber, ſein ſtets wie verwundert mit dem Kopf wackelnder Leichenbitter, ſein exaltirter, beim Sprechen wie eine Selterosflaſche ſprudelnder Büttnersgeſell u. a., beſonders aber ſeine „großen Weiber,“ z. B. die dicke Gringelwirths-Valtineſſin, die in wichtigen Momenten ſtets ihre Haube von einem Ohr auf das andere wirft, oder mit der Hand auf ihr Knie ſchlägt, die lange, hagere Morzenſchmiedin, die wie eine rückwärts wandelnde Schwarzwälder Uhr ausſieht und immer zuerſt wiſſen will, was die Glocke geſchlagen hat, die wie ein Spinnrad ſchnurrende Weberin, welche dafür ſorgt, daß der Faden des Geſprächs ſtets fort- oder wieder angeſponnen wird, die kleine, ſchüchterne Baderin, welche ſtets erröthet und, was ſie zu ſagen hat, aus Blödigkeit ſtets zu ſpät ſagt u. ſ. w. — ſie alle bilden eine wahre Muſterkarte jener noch unabgeſchliffenen und unübertünchten Originale, wie ſie heutzutage faſt nur noch in ſolchen kleinen Land- und Winkelſtädtchen, wie Luckenbach, gefunden werden, und der Autor hat es verſtanden, dieſe Figuren nicht nur von Seiten ihrer Abſonderlichkeiten und Wunderlichkeiten als unterhaltende und ergötzliche, ſondern auch von Seiten der Art und Weiſe, wie ſie in die Geſchichte der Hauptperſonen eingreifen, als geſellſchaftlich bedeutſame und pſychologiſch intereſſante Elemente der von ihm geſchilderten Lebensſphäre erſcheinen zu laſſen. Trotzdem gehören diejenigen Partieen der Erzählung, in welchen dieſe Perſonen die Hauptrolle ſpielen, zu denjenigen, in welchen ſich das Talent des Dichters am wenigſten zu zügeln und vor Extravaganzen und Abwegen zu hüten gewußt hat. Eine der zumeiſt in's Auge fallenden unter dieſen Ausſchweifungen beſteht darin, daß er ſeine Figuren allzuviel in angewöhnten Redensarten und Flickwörtern ſprechen läßt. Faſt jede derſelben führt eine oder mehrere ſolcher Phraſen im Munde, mit denen ſie nach Bedürfniß den durchlöcherten Zuſammenhang ihrer Gedanken ausflickt. „Wer am Gründonnerſtag Sechzig iſt geweſt,“ oder „obwohl mein Vater ein Weber iſt geweſt,“ ſo lautet der Refrain der Valtineſſin. „Mit Vergunſt von der Frau Valtineſſin!“ iſt das dritte Wort in dem Redeſprudel des Büttnergeſellen. „Ja guck!“ ſagt der Morzenſchmied, wenn er Einem Sand in die Augen ſtreuen will, und „Reſpekt muß im Haus ſeyn!“ brüſtet ſich der Schneider, wenn er ſich vor der Ruthe ſeiner Mutter auf die Straße flüchtet. „Denn warum?“ fragt die Liſchlerin nach jedem ihrer Sätze ſich ſelbſt, und „wir wollen ihn ſchon kriegen!“ antwortet der Bader, wenn man ſich nach einem ſeiner Patienten erkundigt.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß alle dieſe und andere Redensarten mit Glück erfunden oder dem Leben abgelauſcht ſind und, einzeln betrachtet, wohl geeignet erſcheinen, den Geſprächen ſolcher Leute ein charakteriſtiſches Gepräge und eine komiſche Wirkung zu verleihen. Trotzdem machen ſie in ihrer Geſammtheit und auf die Dauer nicht einen ſo günſtigen Eindruck, als es der Fall ſeyn würde, wenn der Verfaſſer haushälteriſcher damit verfahren wäre und ſich nicht durch die Fertigkeit, mit welcher er gerade dieſe Effektmittel handhabt, hätte verführen laſſen, in den Fehler der von ihm gezeichneten Individuen zu verfallen, d. h. ſie in Ermanglung anderweitiger Gedanken als bloße Lückenbüßer zu benutzen. — Daſſelbe gilt von der Ausbeutung der zur Charakteriſtik der Perſonen erfundenen habituellen Gebärden. Auch hiebei hat er nicht das rechte Maß innegehalten, ſondern er läßt die Valtineſſin doch ein wenig zu oft ihre Haube ſchütteln und auf ihr Knie ſchlagen, die Weberin zu oft den Faden der Rede anſpinnen und weiterſpinnen, die Baderin zu oft roth werden u. ſ. w., als daß ſich nicht die urſprünglich komiſche Wirkung zuletzt abſchwächen ſollte. Hiedurch erhält ſeine Darſtellung hie und da etwas Stereotypes, und ſeine Originalität läuft Gefahr, zur Manier zu erſtarren.

Ganz frei von einer gewiſſen Manier, obwohl durch Neuheit und Reichhaltigkeit überraſchend, ſind auch diejenigen ſeiner detaillirten Schilderungen nicht, welche ſich auf rein äußerliche Vorgänge, z. B. auf das Ausſehen des Gründer Marktes bei Regenwetter, auf die Schlägerei im Schwanenwirthshaus ꝛc. beziehen. Um ſo reiner und glänzender offenbart ſich dagegen ſein Talent in der Ausmalung ſolcher Situationen, in denen die Phänomene der Außenwelt mit den Bewegungen des Seelenlebens in unmittelbarer Wechſelwirkung ſtehen. Ein wahres Meiſterſtück ſolcher Schilderung iſt u. a. das Gemälde der nächtlichen Natur, wie ſich daſſelbe in dem ſchauerlich erregten Gemüthe der Heiterethei abſpiegelt, als ſie in ſcheuer Erwartung des ihr Auflauernden durch den verrufenen Wald geht; und nicht minder poetiſch ſind die das Seelenleben theils reflektirenden, theils potencirenden Umſtände geſchildert, unter denen der Holders-Fritz ihrer harrt, unter denen ſie die Nacht vor und nach jener Kataſtrophe verbringt, unter denen ſie am folgenden Tage auf das Feld geht und auf die Reden der Leute lauſcht u. ſ. w. So viele Schilderungen derartiger Zuſtände auch ſchon exiſtiren, die hier gebotenen tragen doch durchaus den Stempel der Neuheit und Urſprünglichkeit und ſind von ſo ergreifender Kraft, daß ſich ſelbſt ſolche Leſer, denen ſonſt ſchwer beizukommen iſt, ihrer Wirkung nicht werden entziehen können.

Nicht von derſelben Bedeutung und Tiefe iſt die zweite Erzählung: „Aus dem Regen in die Traufe,“ namentlich vermögen die Hauptperſonen derſelben — der uns ſchon aus der vorigen bekannte Schneider nebſt ſeiner ihn tyranniſirenden Mutter, und zwei junge Mädchen, eine furioſe Schwarze, die er als Bundesgenoſſin gegen ſeine Mutter zur Frau nehmen will, hiebei aber aus dem Regen in die Traufe geräth, und eine ſanfte Blonde, die er trotz ihrer Liebe zu ihm anfangs für nichts achtet, zuletzt aber doch als die allein für ihn paſſende ſchätzen lernt — in ethiſcher Beziehung nicht daſſelbe Intereſſe, wie die

Digitized by Google

Charaktere des ersten Stücks, für sich zu erwecken. Gleichwohl ist auch diese Geschichte ein nicht nur sehr ergötzliches, sondern auch psychologisch interessantes und lehrreiches Bild aus den häuslichen Verhältnissen des kleinbürgerlichen Lebens, und dabei in formeller Hinsicht von trefflicher Anlage und Durchführung. Das Ganze macht den Eindruck eines aus ächt komischen Elementen und Momenten componirten Lustspiels, und fast möchten wir es beklagen, daß der Verfasser diesen Stoff nicht lieber dramatisch, als episch bearbeitet hat.

A. Zeising.

Korrespondenz-Nachrichten.

Newyork, Oktober.

Die Geldkrisis. — Rechtspflege. — Bewegungen in der Antisklaverei. — Die Industrieausstellung.

Um den gegenwärtigen Zustand Newyorks genügend zu schildern, müßte man die Kenntnisse eines erfahrenen Kaufmanns mit dem Darstellungstalent eines gewandten Novellisten vereinigen. Die finanzielle Krisis ist das Ein und Alles, um welches sich das Tagesgespräch ausschließlich dreht, wovon die Existenz von Tausenden von Menschen abhängt, das in seinen Folgen von Reichen und Armen empfunden wird, und an keinem spurlos vorüber geht. Eine ähnliche Geldnoth hat es hier noch niemals gegeben, und das Ende weiß niemand vorauszusagen. Der Ursachen, welche diese Erscheinung herbeigeführt haben, sind manche, und Geschäftsmänner erklären sie verschieden; aber eine feststehende Thatsache ist es, daß seit vielen Jahren das ganze Geschäftstreiben fast ganz auf Kredit beruhte, und die Masse des Kapitals in keinem Verhältniß zu dem Umsatz des Geldes und dem Werth der Waaren stand, so daß, als der Kredit plötzlich durch das Fallen mehrerer Banken und großen Häuser erschüttert wurde, das ganze Gebäude rettungslos zusammenstürzen mußte. Ein Haus nach dem andern fiel und riß andere mit sich, zwei Eisenbahncompagnien, die der Illinois-Central- und die der Erie-Eisenbahn erklärten sich zahlungsunfähig, und jetzt entstand ein panischer Schrecken, in dem der letzte Rest von Muth und Zutrauen unterging. In Wallstreet, wo sich die Börse befindet, wogte eine verstörte Masse auf und ab und drängte sich dermaßen, daß ein Uneingeweihter einen Aufruhr darin gesehen haben müßte. Ein allgemeiner Sturm auf die Banken begann, jeder glaubte sein Kapital verloren, wenn er es nicht augenblicklich herauszöge, und gerade dieser ungeheure Andrang, dem die Banken vielleicht selbst in guten Tagen kaum gewachsen gewesen wären, steigerte die allgemeine Calamität. Mit athemloser Spannung wurden die Zahlungen beobachtet; gleichmüthig zählten die Angestellten einen Goldberg nach dem andern ab, bis endlich alle erschöpft waren und an einem Tage nicht weniger als achtzehn Banken brachen, worauf die übrigen überein kamen, zwar ihre Geschäfte fortzusetzen, aber bis auf weiteres alle Baarzahlungen zu suspendiren. Nun sind zwar alle Bills der städtischen Banken vom Staat garantirt und verlieren ihren Werth nicht, wenn jene auch brechen; aber so groß war die Angst, daß viele überhaupt nichts als klingendes Metall mehr für sicher hielten. Dieß gab Veranlassung zu einer neuen Spekulation. An den Straßenecken etablirten sich sogenannte „Exchangebrokers," welche sehr bereitwillig den Arbeitern, welche ihren Lohn in Bills erhalten hatten, dieselben in Geld umsetzten, und unter der Versicherung, daß sie dabei ihren eigenen Ruin riskirten, an den sichersten Bills einen Vortheil von zehn Cents vom Dollar nahmen. — Ein eben so wilder Andrang bedrohte die Sparbanken, in denen die arbeitenden Klassen ihre Ersparnisse anzulegen pflegen. Umsonst wurde den Leuten mündlich und schriftlich vorgestellt, daß ihnen keine Gefahr drohe, und sie durch diesen Ungestüm selbst ihre Sicherheit gefährdeten. Ein allgemeines sauve qui peut war das Losungswort, und so wild tobte der Sturm, daß Polizeibeamte requirirt werden mußten, um die Ordnung in den Bankgebäuden aufrecht zu halten. Endlich kam man auf den Einfall, die katholische Geistlichkeit zu Hülfe zu rufen; denn da die Masse der dienenden und arbeitenden Klasse zum großen Theil aus Irländern besteht, welche hauptsächlich von ihren Priestern geleitet werden, hoffte man, daß deren Einfluß vielleicht mehr vermöchte, als alle Vorstellungen und Vernunftgründe Anderer. Man konnte in den Bankgebäuden deßhalb mehrere Tage lang immer einige der Herrn Patres antreffen, welche das Ihrige thaten, um die Leute zu beruhigen und aufzuklären. Das Beste thaten indessen die Umstände selbst; denn als jeder seinen Schatz richtig und vollwichtig erhalten und über Nacht in einem wollenen Strumpf oder einer Nachtmütze

Digitized by Google

unter dem Kopfkiſſen aufbewahrt hatte, kehrte bei den meiſten das Vertrauen zurück. Dazu kam die Angſt, daß es ihnen zu Hauſe geſtohlen werden könnte, und ſchon in den nächſten Tagen wurden faſt alle entnommenen Summen von neuem deponirt. — Düſtere und nur zu wohl begründete Beſorgniſſe erregt das Stocken vieler der bedeutendſten Fabriken, wodurch innerhalb weniger Wochen an 20,000 Menſchen arbeitslos geworden ſind, welchen für die nächſte Zukunft jede Möglichkeit eines anderweitigen Unterkommens abgeſchnitten iſt, und die daher dem Verbrechen und Laſter faſt nothwendig in die Arme getrieben werden. Es ſteht demnach für den Winter eine Calamität bevor, der zu begegnen Philanthropen und Staatsmänner ihren Scharfſinn umſonſt anſtrengen. Kein Wunder, wenn unter ſolchen Verhältniſſen die Raubanfälle auf offener Straße, die im vorigen Winter die Stadt ſo unſicher machten, ſchon wieder anfangen und noch mehr um ſich greifen werden, trotz der Strenge einiger Richter, welche in der letzten Zeit Garroters und Straßenräuber bis zu zwanzigjähriger, ja lebenslänglicher Zuchthausſtrafe verurtheilt haben. Etwas von dieſer Strenge auf die großen Verbrecher angewendet, welche nicht etwa aus Hunger, ſondern aus bloßer Rohheit, Gemeinheit oder Habſucht morden, ſtehlen und betrügen, würde ſehr gut thun; allein dieß iſt der Punkt, wo man auf die großen Schattenſeiten der hieſigen Gerechtigkeitspflege, Parteilichkeit und Beſtechlichkeit ſtößt, welche die beſten Geſetze zu bloßen Worten machen. Iſt ein armer Teufel, vielleicht gar ein Schwarzer, eines Mordes angeklagt, ſo wird er oft ohne genügende Beweiſe mit einer Schnelligkeit verurtheilt und hingerichtet, die hinlänglich zeigt, daß man eben keine große Scheu vor einem Juſtizmord hegt, wogegen ein Brooks, das verworfene Werkzeug der Sklavereimacht, nach ſeinem meuchelmörderiſchen Anfall auf Sumner ſo gut wie ſtraflos ausging, und von dem würdigen Süd-Carolina auf's neue gewählt, fortfuhr die durch ihn entweihten Räume des Capitols durch ſeine Gegenwart zu verunzieren, bis der Tod der Rechtspflege der Congreßmitglieder in's Handwerk griff. Ein Mann, Namens Herbert, welcher aus der geringfügigſten Urſache in einem Ausbruch viehiſcher Wuth einen unſchuldigen Aufwärter in Gegenwart zahlreicher Zeugen erſchoſſen hatte, wurde von ſeinen Freunden im Gericht freigeſprochen. — Es ſteht noch ſehr dahin, wie der Proceß der Miſtreß Cunningham wegen des falſchen Erben ausfallen wird, den ſie producirte, um das Vermögen des ermordeten Dr. Burdell ſtatt der rechtmäßigen Erben zu erlangen. Dieſer ganze Vorgang, wie ſie einen Arzt in's Vertrauen zog, welcher den ganzen Anſchlag den Behörden mittheilte, wie dieſe ſelbſt ihr jeden Vorſchub leiſteten, um ſie deſto ſicherer zu fangen, alle dieſe dramatiſchen Scenen, die zu ihrer Zeit ſo viel Aufſehen erregten, ſo viel Stoff für Journalartikel und Illuſtrationen abgaben, ſind, während ich im Sommer von Newyork abweſend war, gewiß längſt in die deutſchen Blätter übergegangen und dort wie hier eine alte Neuigkeit. Mehrjährige Zuchthausſtrafe ſcheint unter ſolchen Umſtänden das Gelindeſte. Mag indeſſen das Urtheil ausfallen wie es will, ſo iſt es doch für jeden, der, wie faſt jedermann, Miſtreß Cunningham für Dr. Burdells Mörderin hält, eine Genugthuung, daß ſie von allen Früchten, die ſie bei dem Mord im Auge hatte, nicht eine einzige geerntet, und noch obendrein durch dieſe neue That ſich ſelbſt ein Brandmal aufgedrückt hat, unauslöſchlicher, als irgend ein Gericht der Welt ſie hätte ſtempeln können. Daß wenige Tage, nachdem dieſe Vorgänge bekannt geworden, ihre Anſprüche, als Wittwe des Dr. Burdell anerkannt zu werden, für nichtig erklärt wurden, war die nächſte und natürliche Folge.

Unter den Gegnern der Sklaverei hat ſich eine neue Verbindung gebildet, mit dem Endziel, der Sklaverei durch Entſchädigung der Sklavenhalter für jeden freigegebenen Sklaven entgegen zu arbeiten. Gerrit Smith, der Freund und Wohlthäter der Neger, wie überhaupt der Beſchützer aller Verfolgten und Unterdrückten, ſteht an der Spitze der Beförderer dieſes Zweckes, welche im Sommer ihre erſte Zuſammenkunft unter dem Namen National Compensation Convention in Ohio gehalten haben. Gerrit Smith motivirt die Entſchädigung theilweiſe damit, daß der Norden durch ſeine Beziehungen zum Süden und ſein eigenes Aufrechthalten der Sklaverei eigentlich deſſen Mitſchuldiger und deßhalb verpflichtet ſey, auch die Laſt der Abſchaffung mit demſelben zu theilen, und daß ferner ein ſolches Anerbieten den Süden von den wohlwollenden Geſinnungen des Nordens überzeugen würde. Dieſe Anſicht findet indeſſen gerade bei den eifrigen ächten Abolitioniſten den entſchiedenſten Widerſpruch. Sie wenden ein, daß durch die Entſchädigung die Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Sklaverei ausgeſprochen wäre, da man wohl einem rechtmäßigen Beſitzer ſein Eigenthum, aber nicht einem Räuber ſeine verbrecheriſch erlangte Beute abkaufen könne; daß man allenfalls ſpäter, wenn die Antiſklaverei einmal das Uebergewicht gewonnen habe und dem Süden das Geſetz dictire, eine Entſchädigung bewilligen könne, wie man ja auch einen ohnmächtigen, gedemüthigten Feind unterſtütze, daß aber in einem Augenblick wie der gegenwärtige, wo die „Sklavokratie" das Land beherrſcht, ein ſolcher Vorſchlag viel zu früh käme und von derſelben nur verlacht werden würde. Schon in der Idee, den Sklavenhaltern freundſchaftliche und verſöhnliche Geſinnungen zu zeigen, liegt etwas, das das Gefühl des wahren Abolitioniſten verletzen muß. Es iſt nicht genug, wenn man ſich auf einen unperſönlichen Standpunkt ſtellt und behauptet, der Haß müſſe gegen das Princip, nicht gegen die Individuen gerichtet ſeyn, denn wer anders als die Sklavenhalter ſind die Repräſentanten dieſes Princips, die es mit Gewalt der ganzen civiliſirten Geſellſchaft zum Trotz aufrecht halten, und wo anders als in ihnen ſoll man es bekämpfen? Was anders als die Nachgiebigkeit, Feigheit und Toleranz des Nordens hat

Digitized by Google

ihnen das Uebergewicht gegeben? — Frederick Douglas, der berühmte ausgezeichnete Kämpfer für die Freiheit seiner Race, hat alle diese Punkte mit der ganzen Kraft seiner Logik, dem Glanz seiner Beredtsamkeit und dem Feuer der Ueberzeugung hervorgehoben.

Eine Versammlung sehr verschiedener Art wird in diesen Tagen ebenfalls in Cleveland in Ohio gehalten werden. Eine andere Partei der Abolitionisten, die Disunionisten, Garrison, Theodore Parker und Wendell Philips an der Spitze, kommt zusammen, um über die Trennung des Nordens vom Süden zu berathen, in welcher sie das einzige Mittel zur Aufhebung der Sklaverei sehen. An hinreißenden Reden und glänzenden Feuerwerken des Geistes wird es dabei nicht fehlen, und je mehr man diese Männer anerkennt, welche in so vieler Beziehung vorleuchten, um so mehr muß man auch die Feindseligkeit und Gehässigkeit bedauern, mit der die meisten dieser Partei alle ihre natürlichen Verbündeten angreifen, die nur in der Art und Weise der Ausführung von ihnen abweichen, wodurch sie zuletzt isolirt dastehen und ihre eigene Macht schwächen.

Die dießjährige Industrieausstellung des Instituts zieht wieder zahlreiche Besucher an. So viel ich bei flüchtiger Uebersicht wahrnehmen konnte, sind weniger neue, noch nicht gesehene Gegenstände, weniger Curiositäten ausgestellt als im vorigen Jahr; indessen brausen wieder die Maschinen, daß es eine Lust wäre, wenn einem nicht einfiele, daß inzwischen außerhalb dieser Mauern die meisten jener sonst unerschöpflichen Quellen des Erwerbs versiegt sind. In der Nähe betrachtet, sind übrigens diese riesigen Arbeitsthiere keineswegs angenehm; ihre nie ruhende Geschäftigkeit mit dem obligaten Brausen, Pfeifen und Brummen hat auf die Dauer etwas Betäubendes, und ein Abstecher zu den Erzeugnissen der Agricultur und des Gartenbaus ist eine Erholung, wie ein Ausflug auf's Land aus dem Dunst und Kohlenstaub einer Fabrikstadt. Der Glanzpunkt der Ausstellung war der Abend, an dem Banks, der Sprecher des Repräsentantenhauses während des letzten Congresses und gegenwärtig Candidat für die Gouverneurschaft des Staats Massachusetts, die Rede hielt, welche alljährlich den Schluß der Ausstellung bildet. Der Crystallpalast machte beim Schein von vielen hundert Gasflammen, welche gleich feurigen Kränzen frei im weiten Raum zu schweben schienen, einen überraschend schönen Eindruck. Bunte Menschenmassen drängten sich um die in der Mitte errichtete Tribüne, auf der die Mitglieder des Instituts und der Redner Platz nahmen. Banks ist ein noch junger Mann, groß und schlank, mit einem kräftigen, wohltönenden Organ, das selbst gegen die Maschinen, welche, während er sprach, barbarisch genug fortwütheten, sich mit Erfolg geltend machte. Seine Züge, fein und scharf geschnitten, verkündigen Geist und Scharfsinn und nehmen günstig für ihn ein. Seine Rede war vortrefflich, voll Geist und künstlerischer Schönheit und Vollendung im Styl. Er hob hervor, daß es nicht, wie man gewöhnlich glaubt, der Handel, sondern Agricultur und Gewerbthätigkeit seyen, in welchen vorzüglich der Reichthum eines Landes bestehe; letztere seyen außerdem weit beglückender für die Nation, weil sicherer und weniger dem Wechsel unterworfen; der Reichthum sey dabei gleichmäßiger vertheilt und nicht in den Händen weniger aufgehäuft, wie es das Wesen des Handels mit sich bringe. Mit Zahlen wies er nach, daß in allen civilisirten Ländern der Ertrag der Agricultur den des Handels weit überbiete, daß zum Beispiel in den Vereinigten Staaten im letzten Jahr der des Ackerbaus 2000 Millionen, der der Industrie 1500 Millionen, der des Handels 1000 Millionen Dollars betragen habe. — Die ganze Rede war eine glänzende Verherrlichung der Agricultur und Gewerbthätigkeit dem Selbstgefühl des Handelsgeistes gegenüber; der Hauch des ächten Republikanismus wehte darin, eines Mannes würdig, der, selbst ein Kind des Volks und dem Handwerkerstande angehörig, sich vom Arbeiter in einer Schmiede zu seiner gegenwärtigen glänzenden Stellung empor gearbeitet hat. Wie groß könnte dieses Volk seyn, wie könnte man seine Institutionen lieben und bewundern, wenn es einen Schritt weiter thun, die Gleichheit, welche jetzt doch nur ein leeres Wort ist, zur Wahrheit machen und auf alle Racen ausdehnen wollte!

Bremen, November.

(Fortsetzung.)

Physiognomie der Stadt. — Straßenleben. — Die stillen Abende. — Sehenswerthe Gebäude.

Gegen dieses altväterische, aber gemüthliche Bremen, wie es die ganze Altstadt von einem Ende zum andern repräsentirt, sticht das neue Bremen, das seit einigen Jahren außerhalb der Wallanlagen emporgewachsen ist und die Stadt der Geschäftswelt fast ihrer ganzen Ausdehnung nach umgürtet, gewaltig ab. Dort begegnet uns überall

Digitized

bürgerliches Mittelalter in der Bauart der Häuser, hier steht uns die vornehme Miene des luxusliebenden Jahrhunderts, dessen Kinder wir sind, auch aus den kleineren Wohnungen an. Der Eindruck dieses neuen Bremen ist aber ein durchaus wohlthuender. Es zeugt von großer Wohlhabenheit und von dem Streben der Bremer, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Schön möchte ich im Allgemeinen den Styl dieser Vorstadthäuser nicht nennen. Er ist zu monoton, zu einförmig solid, um künstlerisch Befriedigung zu gewähren; für Herstellung einer ansprechenden, bürgerlich nobeln Häuslichkeit aber, deren gesichertes Glück in der Familie und auf deren Wohlbefinden ruht, eignet er sich gewiß besser wie jeder andere. Wie man es jetzt häufig im deutschen Norden findet, baut sich der Wohlhabende am liebsten ein Haus, das eben nur als Wohnung für seine Familie dienen soll. Der Bremer scheint in dieser Hinsicht noch mehr Werth auf seine Bequemlichkeit zu legen, als der Hamburger, der aus Häuservermiethungen häufig ein Geschäft macht. Die sauber gehaltene Sandsteintreppe mit blumiger Einfassung, das geschmackvolle Eisengitter, das den Eingang gegen die Straße sperrt, fehlen hier kaum Einem Hause. Die ganze Einrichtung und Größe fast aller dieser Häuser sagt, daß jedes immer nur einer einzigen Familie als Wohnung dienen kann. So eignet sich denn auch der wohlhabende Bremer Bürger den Spruch des gern abgeschlossen lebenden Briten an: »my house is my castle.«

Wenn man sich der außerordentlichen Rührigkeit erinnert, welche den Bremer in der Handelswelt kennzeichnet, und der Unternehmungen, die auf deutschem Boden von ihm zuerst oder doch vorzugsweise ausgingen, so muß man sich wundern über die Ruhe, die verhältnißmäßig in den Straßen herrscht. Diese fällt namentlich dem Hamburger auf, der an Drängen, Stoßen, Lärmen und ununterbrochenen lauten Verkehr gewöhnt ist. Einige Plätze und Straßen ausgenommen, wo Markt gehalten wird, entspricht die Lebendigkeit des Straßenverkehrs entschieden nicht der Handelsbedeutung Bremens. Erklären aber läßt sich diese festtägliche Ruhe sehr leicht. Sie mag vorzugsweise ihren Grund haben in der Abwesenheit aller Seeleute, die in Bremerhaven bleiben und dort jedenfalls mehr Gelegenheit finden zu ihren am Lande beliebten Amüsements. Bremen ist ein wichtiger Seehandelsplatz, ohne doch Seestadt zu seyn. Die Weser mit ihrem seichten Strombett gestattet kein Aufsegeln wirklicher Seeschiffe, obwohl der Fluß noch einmal so breit ist als die Trave bei Lübeck. Daher gewährt auch die Stadt an der Weserseite nicht jenes belebte Durcheinander, das den Kai jeder Seestadt so anziehend macht. Eine Menge Schuter und Leichterschiffe, sowie langer schmaler Kähne, zur Befahrung der Oberweser bestimmt, bilden das Schiffsensemble am Hafen, einen Mastenwald aber und vom Winde bewegte Segel sucht man hier vergebens.

Um das Volksleben einer Stadt kennen zu lernen, muß man sich in das Gewühl derselben auf Markt und Straße vertiefen. Gewühlvoll ist Bremen nun zwar im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, aber es gibt einzelne Stadtgegenden oder Stadtwinkel, wo das Geschäftsleben sich concentrirt, wie der unebene Marktplatz am Rathhause und einige andere Orte. Hier begegnet uns das Bremer Leben in seiner ganzen Eigenart und entrollt eine Reihe anziehender Bilder vor unsern Augen. Trachten, wie man sie anderwärts nicht kennt, geben den bewegten Volksgruppen eine eigenthümliche Färbung, obwohl bunte Farben und malerische Costüme eigentlich nirgends sich vordrängen. Das Dunkle, ja Schwarze ist in der Tracht der Bremer Frauenwelt aus dem Volke vielmehr vorherrschend. Wenn das Lübecker Hausmärchen besondern Werth legt auf die mit hohen steifen Spitzen besetzte Mütze (Sturmmütze), die sie alltäglich trägt, ihre Hamburger Collegin dagegen kokett einherwandelt mit lang herabhängendem hellfarbigem Tuch, das zur Bedeckung des übrigens ziemlich nutzlosen Körbchens dient, welches sie unter den linken Arm klemmt, so schreitet die Bremer Köchin weit einfacher und in keineswegs herausforderndem Kopfputz über die Straße. Vielleicht ist das Vorschrift der Herrschaften; denn man rühmt ja den Bremern nach, daß sie gar große Stücke halten sollen auf ehrbares Wesen, Einfachheit und fromme Sitte. Am meisten fällt die Gewohnheit auf, die verschiedensten Gegenstände auf dem Kopfe zu tragen. Diese Gewohnheit gibt einem gedrängt vollen Marktplatze oder einer Straßenstrecke, wo hunderte fellschend mit einander verkehren, eine höchst eigenthümliche Physiognomie. Man sieht reihenweise hohe breitrandige Körbe über eine wogende Menge emporragen, durch und gegen einander sich fortschieben, und mit welcherlei Gegenständen dieselben auch erfüllt oder belastet seyn mögen, nie bemerkt man, daß einer wankt oder gar fällt. Den geübten Trägerinnen aber verleiht diese Gewohnheit ein strammes Wesen. Sie treten fest und sicher auf, gehen stets kerzengerade und tragen eine gewisse Würde zur Schau, die sie gar nicht übel kleidet.

Es ist bekannt, daß kein deutscher Hafenplatz eine so große Menge Auswanderer verschifft, wie Bremen. Die Zahl derselben wird im Laufe dieses Jahrs höchst wahrscheinlich auf 50,000, wo nicht höher steigen. Wüchse dieselbe aber auch noch mehr an, zu deren Unterbringung bedürfte Bremen doch sicherlich keiner andern Lokalitäten, als der auch anderwärts üblichen und in hinreichender Anzahl vorhandenen Logirhäuser. Der eigentliche Fremdenverkehr, obwohl im Wachsen begriffen, scheint dennoch nicht im rechten Verhältniß zu stehen mit der ungewöhnlichen großen Anzahl von Hotels und Gasthäusern, die man überall bemerkt. Die vornehmeren, von der Elite der Reisenden stark besuchten, liegen jetzt außerhalb der Thore am Walle. Ihre Einrichtung genügt in jeder Hinsicht den hoch geschraubten Anforderungen, die man an derartige Anstalten zu machen gewohnt ist. Außer den fünf oder sechs großen Hotels aber, in denen vorzugsweise der Comfort suchende Reisende verkehrt, gibt es noch eine

Digitized by Google

ungewöhnlich große Anzahl Gasthäuser zweiten und dritten Ranges, deßgleichen höchst comfortabel eingerichtete Kaffeehäuser, die ich aber nie besucht fand, Restaurants, wo man gut und preiswürdig speist, und Weinhäuser in Menge. Auch König Gambrinus schwingt mit Glück seinen Scepter über dem still soliden Bremen. Es kam mir aber vor, als genirten sich seine Verehrer, es jedermann wissen zu lassen, daß sie vor seinem Throne kniebeugend vorüber schreiten. Wenigstens konnte ich bemerken, daß die besuchtesten Lokale dieser Art mehr Gäste zur Hinterthür ein- und ausließen, als zur Vorderthür. Weßhalb auch nicht? In unserer Zeit des Scheins ist es immer am besten, man läßt für sich und andere eine Hinterthür aufstehen, damit man unter allen Umständen um einen sichern Ausgang nicht verlegen ist.

Im Allgemeinen macht Bremen den Eindruck einer Stadt, deren Bevölkerung im Großen und Ganzen viel auf äußern Anstand und Solidität hält. Wenn der Tag sich neigt, verliert sich ziemlich rasch der Lärm geschäftigen Treibens; das Straßenleben, ohnehin nicht sehr lebhaft, erstirbt und es legt sich eine Ruhe über die umfangreiche Stadt, als würde sie großentheils von Methodisten bewohnt. Für den Fremden hat dieß etwas Lästiges, weil andere Städte von gleicher Größe am Abend erst recht lebendig zu werden pflegen. Man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn Bremen allgemein für einen langweiligen Ort gilt. Der öffentlichen Lustbarkeiten gibt es wenige, oder sie besitzen zu wenig Anziehungskraft. Wer also nicht etwa Familienbekanntschaften hat, der wird seine Abende in Bremen ohne großen Genuß verleben; denn Kaffeehäuser, Hotels und selbst die anziehenden Räumlichkeiten des berühmten Rathskellers mit seinen duftenden Rheinweinen halten doch nur für kurze Zeit vor und entbehren der Abwechslung, um für den Mangel gesellschaftlicher Anregung entschädigen zu können.

Man hört gewöhnlich — und sogar von eingeborenen Bremern — die Bemerkung, die altberühmte Handelsstadt biete, außer dem Weinkeller und etwa ihren Wallpromenaden, keine der Rede werthe Merkwürdigkeit. Das ist aber nicht wahr. Die Stadt besitzt einzelne öffentliche und Privatgebäude, die eine nähere Betrachtung wohl verdienen und Freunde der Architektur recht gut ein paar Tage lang angenehm beschäftigen können. Solchen Architekturliebhabern ist ein Durchkreuzen der lang gestreckten Altstadt nach verschiedenen Richtungen zu empfehlen. Auf dergleichen Wanderungen findet man ungesucht manches Fesselnde, und zugleich hat man dabei einen ganz angenehmen Zeitvertreib. Einige der alten Giebelhäuser, namentlich in der Langenstraße, erinnern mit ihren künstlichen Steinarbeiten an das in dieser Hinsicht ungleich reichere Lübeck. Die Umgebung des Marktes ferner mit dem hochragenden Domthurme, dem spitzgiebeligen Rathhause, dem scharfkantigen Schütting und dem ganzen Ensemble seines Häusergemisches ist malerisch und gibt durchaus ein interessantes Straßenbild. Vor Allem aber vergessen wir nicht den Dom zu besuchen.

Es gibt wenig Domkirchen in Deutschland, die ein so gewaltig langes Schiff besitzen. Es beträgt 297 Fuß, bei einer Breite von 124 und einer Höhe von nahezu 100 Fuß. Dem ursprünglichen Bauplane nach sollte dieses Gotteshaus dem Dome zu Köln ähnlich werden. Erzbischof Bezelin legte dazu im Jahr 1043 den Grundstein. Sein Nachfolger aber, Erzbischof Adalbert, der ein Freund äußerer Pracht war, änderte den Bauplan und ließ den Dom nach dem Muster des Domes zu Benevent aufführen. Streng durchgeführt ward auch dieser Plan nicht, da unglücklicherweise mehr denn Ein Brand das halbfertige Werk wieder zerstörte. Man gab dem endlich fertigen Gebäude zwei Thürme in gothischem Style, die jedoch nicht von gleicher Höhe waren. Einer dieser Thürme stürzte im Jahr 1638 plötzlich bei windstillem Wetter zusammen, zertrümmerte mehrere Häuser und begrub acht Menschen unter seinem Schutt. Man hat ihn seitdem nicht nur nicht wieder aufgebaut, sondern leider auch das stehen gebliebene sehr schöne Portal durch ein vorspringendes Haus noch überbaut. Den größeren Thurm traf vierzehn Jahre später, also 1652, ein Blitzstrahl, wodurch die ganze Spitze zerstört wurde. Auch diese hat man nicht wieder im alten Style hergestellt, sondern ein sehr häßlich aussehendes schräges Dach darauf gesetzt, das ihn gewaltig verunstaltet. Von weitem gesehen, gleicht er einem riesigen Schilderhause. Das Innere zeichnet sich durch gute Verhältnisse, einige nicht werthlose Bilder, schöne Glasmalereien an den Fenstern und eine vortreffliche Orgel aus, welche von einem der größten Meister, die Deutschland gegenwärtig in diesem Fache besitzt, erst vor wenigen Jahren erbaut worden ist. Unter den Grabmälern im Chor der Kirche befindet sich auch das des Freiherrn von Knigge, der seiner Zeit durch das classische Buch über den Umgang mit Menschen zu den literarischen Celebritäten gehörte. Der feine Beobachter von Welt und Menschen, der mehr Sinn hatte für Profanes wie für Heiliges, ruht hier zwischen lauter Erzbischöfen.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 49.

Inhalt.

Prolog zur Eröffnungsfeier des Residenz-Hoftheaters zu München, am Geburtstage Seiner Majestät des Königs Maximilian von Bayern. Von C. Geibel. Seite 1153.

Die großen deutschen Antikensammlungen. Seite 1155.

Das französische Volkslied mit besonderer Rücksicht auf Beranger. (Schluß.) Seite 1160.

Jakob Ehrlich. Eine Erzählung. (Fortsetzung.) Seite 1166.

Korrespondenz-Nachrichten.

London. Seite 1170.

Wien. Seite 1172.

Bremen. (Fortsetzung.) Seite 1175.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[75] Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gedichte

von

Karl Ludwig Reh.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dichtungen, in denen männliche Gesinnung, Gedankenfülle und warme Empfindung in ernstem wie in humoristischem Gewande und in correctester Reinheit der Form auftreten, weshalb diese Sammlung eine ehrenvolle Stelle unter den zahlreichen lyrischen Produktionen der Gegenwart einnimmt.

---

[77] Im Verlage von **Hermann Costenoble** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Der kleine Goldgräber in Californien.

Erzählung für die Jugend

von

Friedrich Gerstäcker.

Mit 6 colorirten Bildern.

8. In prachtvollen Buntdruck-Umschlag geb. 1⅔ Thlr.

Von demselben Verfasser erschien ferner:

Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelbilde. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden 1⅓ Thlr.

Gedichte

von

Hermann Lingg.

Dritte vermehrte Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Emanuel Geibel fällte bei der ersten Auflage dieser Gedichte folgendes Urtheil:

„Wir haben es hier mit einem vollberechtigten Talent zu thun, das für eigenthümlichen, selbstdurchlebten Inhalt auch die eigenthümliche scharf ausgeprägte Form bereits gefunden hat. Da ist kein unreifer oder verworrener Drang unklarer Gefühle, sondern eine geistvoll durchgebildete schmerzgeläuterte Weltanschauung; da ist kein spielender Dilettantismus, sondern der männliche Ernst einer Künstlerseele, welche die tiefsten Gedanken des Lebens oder die Ideen und Thaten der Weltgeschichte zu gestalten weiß; da ist ein Dichter im vollen und ganzen Sinn des Worts!

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

---

[76] Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Meine Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Dr. **Gerd Eilers,**

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

Zweiter Theil. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Während der erste Theil (2 Thlr.) in Jever, Heidelberg und Göttingen, Frankfurt a. M. und Bremen spielt und u. A. den Geschichtschreiber Schlosser, Voß, Paulus, Neander und den Freiherrn vom Stein schildert, behandelt der zweite Theil die politischen, kirchlichen und pädagogischen Zustände Preußens und insbesondere der Rheinprovinz in den zwanziger Jahren, wobei namentlich Schleiermacher und andere bedeutende Personen ausführlicher vorgeführt werden.

Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

1) **Miniatur-Ausgabe** (16te Auflage) in englischem Einband mit Goldschnitt und einem Stahlstich. Preis fl. 4. 30 kr. oder Rthlr. 2. 20 Ngr.

2) **Octav-Ausgabe** (18te Auflage) mit dem Bildniß des Verfassers. Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 7½ Ngr., gebunden in Leinwand mit Goldschnitt fl. 4. 36 kr. oder Rthlr. 2. 24 Ngr.

3) **Wohlfeile Ausgabe.** 8. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

4) **Zwischen den Garben.**

Eine Nachlese älterer Gedichte.

8. Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

5) **Englische Gedichte**

aus neuerer Zeit.

Nach

Felicia Hemans,

L. E. Landon, Robert Southey, Alfred Tennyson, Henry W. Longfellow und Anderen.

Mit dem Bildnisse der Mrs. Hemans in Stahlstich.

gr. 8. Velinpapier. broch.

Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 7½ Ngr.

6) **Der Sang von Hiawatha.**

Von

Henry Wadsworth Longfellow.

Uebersetzt von

Ferdinand Freiligrath.

8. geheftet. fl. 2. 18 kr. oder Rthlr. 1. 10 Ngr.

Freiligrath's Portrait

in Stahl gestochen von Schwerdgeburth.

4. Preis 36 kr. oder 12 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Geistliche Schauspiele

von

Don Pedro Calderon de la Barca.

Uebersetzt von

Joseph Freiherrn von Eichendorff.

Erster und zweiter Band.

gr. 8. Preis jedes Bandes fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Inhalt: I. Gift und Gegengift. — Das große Welttheater. — König Ferdinand der Heilige. — Das Schiff des Kaufmanns. — Balthasars Nachtmahl. — II. Der göttliche Orpheus. — Der Maler seiner Schande. — Die eherne Schlange. — Amor und Psyche. — Der Waldesdemuth Krone. — Der Sünde Zauberer.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 49. 6. December 1857.

So füllet weihend nun das Haus, ihr Erdengötter,
Mit würdig ernſter Gegenwart, mit edlem Sinn,
Daß, ſchauend oder wirkend, Alle wir zugleich
Der höhern Bildung unverrückt entgegen gehn!

Goethe.

Prolog

zur Eröffnungsfeier des Reſidenz-Hoftheaters zu München, am Geburtstage Seiner Majeſtät des Königs Maximilian von Bayern.

Von E. Geibel.

Zum erſten mal nach jahrelanger Stille
Vereint in dieſen Hallen, die auf's neu
Aus Schutt und Trümmern prachtvoll aufgeſtiegen,
In buntem Kreis euch heut ein frohes Feſt;
Und in der Muſe Namen, deren Prieſterin
Ich mich bekenne, heiß' ich euch willkommen.
Denn Ihr gehört dieß Haus, und unſichtbar
Im Ton, den ihr vernehmt, im leiſen Schauer,
Der von des Vorhangs Wallen zu euch fließt,
Im Glanze, drin ſich Sitz' und Säulen baden,
Umwittert euch ihr Götterhauch; ihr fühlt
Von feſtlich hoher Stimmung euch bewegt,
Als hättet ihr ein Heiligthum betreten.

Und iſt's nicht ſo? Iſt nicht geweiht die Stätte,
Wo in fortwandelnder Geſtaltung euch
Ein Bild des Lebens und der ew'gen Mächte,
Die alles Lebens walten, nahe tritt?
Wo in des Schickſals furchtbar ernſtem Schreiten,
Im Spiel des Zufalls, das ſich heiter knüpft
Und heiter löst, ihr ſchaudernd oder lächelnd
Zuletzt doch ſtets ein Göttliches erkennt,
Ein wandellos Geſetz, das, über'm Abgrund
Der Leidenſchaften ſchwebend, Schuld und Leid
Ernſtwägend ausgleicht, oder Lüg' und Thorheit
Am Licht der Wahrheit ruhig ſchmelzen läßt?
Denn nicht die müß'ge Stunde bloß verkürzen
Will euch der Dichter; nein, er will die Welt
Und ihre Ordnung, klar zum Kreis beſchloſſen,
Euch wiederſpiegeln, und, indem er euch
Des Schickſals Wurzeln im Gemüth enthüllt,
In's eigne Herz hinabzuſchau'n euch mahnen,
Darin auch ihr verborgen Glück und Unheil
Und die Geſtirnung eurer Looſe tragt.
Aufſchließen will er euch die Bruſt, den Strom
Der ſtockenden Empfindung fluten machen,
Und durch die Schauer ſüßen Mitgefühls
Den ſturmbedürft'gen, doch vom Lebenszwang

Digitized by Google

Beklemmten Sinn erleichternd reinigen.
Denn ſtumm iſt oft die Freude, ſtummer noch,
Wie durch der Gorgo nahen Blick verſteinert,
Das ſelbſterfahr'ne Leid. Doch wenn die Kunſt
Mit prieſterlicher Hand nun Luſt und Trauer
In ihre reine Sphäre hebt, und mächtig
An's Herz anklingend mit verwandtem Ton,
In fremder Schickung euch die eig'ne zeigt:
Da jauchzt befreit empor die trunk'ne Seele,
Da löst wohlthätig ſich der ſtarre Bann
Des Schmerzes und entladet ſich in Thränen,
Und, menſchlich euch im Menſchlichen erkennend,
Erheitert und erhoben kehrt ihr heim.

Das iſt das heil'ge Werk der Reinigung,
Das tiefen Sinnes ſchon die frommen Alten
Der Bühne zugetheilt. Am Götterfeſt
Schloß ſie ſich auf, und in des Spieles Mitte
Stand der Altar. Und wenn die Kunſt ſeitdem
Vom rieſigen Kothurn herniederſteigend
Geſell'ger oft, vertrauter zu euch tritt,
Kein andres wurde drum ihr hohes Amt;
Denn ewig gleich durch aller Zeiten Wechſel
In ſeinem Anſpruch blieb das Menſchenherz,
Und nach Erſchütt'rung lechzt es heut wie vormals,
Damit es, von der eignen Fülle erlöst,
In heiterm Gleichgewicht ſich wiederfinde.

So ruft denn hier auch, wo mit ſeltnem Glanz
Ein würd'ger Schauplatz unſerm Spiel ſich öffnet,
Das alte Ziel uns in die neue Bahn;
Und wie vorſtrebend wir's in's Auge faſſen,
Noch fern erſcheint's uns, unerreichbar nicht.
Denn viel vermag der Muth, der reine Wille,
Und über manches Hemmniß, das dem Blick
Sich dräuend aufthürmt, trägt in hoher Stunde
Der Flügel der Begeiſt'rung ſicher fort.
Nur ſeyd auch ihr uns hülfreich; fordert nicht
Vom Werdenden ſchon der Vollendung Weihe,
Vom treuen Jünger ſchon des Meiſters Kranz.
Erwägt, wie ſchwer, wo hundert Kräfte ſich
Begegnen müſſen, daß ein Ganzes werde,
Dieß Ganze völlig fleckenlos ſich zeigt.
Vor Allem aber wendet euch nicht ab,
Wenn wir nach Hohem greifen, das vielleicht,
Für uns vielleicht, ſchwer zu erringen ſcheint.
Es heiſcht die Kunſt ein unverzagtes Herz,
Und wie der Kriegsmann nur, wo ungewiß
Die Schlachtenwage ſchwankt, zum Helden wird,
So kann die Kraft auch, die ein Gott uns lieh,
Nur dann gedeihn und reifend ſich vollenden,
Wenn ſie ſich kühn, ſelbſt ein Mißlingen wagend,
Am Großen und Gewalt'gen üben darf.
O das vergönnt uns! Gebt den Strebenden
Ermuth'gend Raum, und euer Antheil wird,
So wie ein günſt'ger Wind dem jungen Adler
Den Flug erleichtert, uns erhebend tragen,
Bis uns zuletzt ein froh Gelingen krönt.

Heut aber führen wir euch nicht in's Reich
Der wilden Leidenſchaft, zu jenen Tiefen
Darin in furchtbarer Erhabenheit
Die Schickſalsmächte thronen; heute gilt's
Ein heitres Bild mit Anmuth zu geſtalten,
Denn heiter iſt das Feſt, das wir begeh'n:
Das Wiegenfeſt des vielgeliebten Herrſchers,
Der, wie er jedem geiſtgebor'nen Thun
Ein Schirmvogt iſt, auch unſerm Spiel ſich neigt.
Und wie am Tag der Freud' ihm laut und lauter
Des Volkes Herz entgegen ſchlägt, und wie
Die hohe Wiſſenſchaft, für die er glüht,
Ihn huld'gend feiert, alſo legt ihm auch
Die Himmliſche, der er in dieſen Räumen
Zu würd'gem Dienſt den würd'gen Tempel ſchuf,
Die Muſe dankbar ihren Kranz zu Füßen.
Heil Ihm und ſeinem Hauſe für und für!

Digitized by Google

Die großen deutſchen Antikenmuſeen.

Wenn man von gewiſſen Seiten unſere Gegenwart als eine Periode des kraſſeſten Materialismus bezeichnet, welche in dem raſtloſen Getreibe jagender Lokomotiven und arbeitender Telegraphen, raſſelnder Maſchinen und rauchender Schlöte Liebe und Begeiſterung für alle höheren, wahrhaft menſchlichen Intereſſen eingebüßt habe, ſo iſt dieſe Beurtheilung eben ſo oberflächlich als ungerecht. Man vergißt dabei ganz, daß neben dieſem gewaltigen Aufſchwung der induſtriellen Thätigkeit die Wiſſenſchaft eine höchſt glänzende Epoche erlebt hat und die bildende Kunſt zur ſchönſten Blüthe gediehen iſt. Am leichteſten dürfte der Vorwurf zu widerlegen ſeyn, der am häufigſten gehört wird, daß wir an Tiefe und Wärme der Empfänglichkeit für das Schöne unſern Vorfahren nachſtehen.

Einen ſichern Gradmeſſer für die Intenſität des Kunſtſinns einer Periode geben die aus derſelben hervorgegangenen Anſtalten, welche die Pflege, Förderung und Verbreitung der Kunſt bezwecken. An Zahl, Mannigfaltigkeit, vollkommener Einrichtung und Wirkungsfähigkeit übertreffen die Kunſtanſtalten des neunzehnten Jahrhunderts die aller früheren bei weitem. Um hier nur das Eine hervorzuheben: es gab in ganz Europa vor hundert Jahren noch kein Kunſtmuſeum, und waren auch hie und da Anfänge zu Kunſtſammlungen gemacht, ſo ahnte man doch noch nirgends, daß ſie dem Zweck dienen könnten, den wir als ihren weſentlichſten betrachten: die beſten und höchſten Schöpfungen des menſchlichen Geiſtes zum Gemeingut Aller zu machen, und auf Nationalbildung fördernd einzuwirken. Ein flüchtiger Ueberblick über den Entwicklungsgang, den die drei großen deutſchen Antikenmuſeen — in Dresden, Berlin und München — durchgemacht haben, ehe ſie das wurden, was ſie jetzt ſind, iſt wohl geeignet, die Berechtigung nachzuweiſen, mit der wir uns eines Fortſchritts gegen frühere Zeiten rühmen.

Im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert überwog bei Anlegung von Sammlungen das naturhiſtoriſche und ethnographiſche Intereſſe, angeregt durch die großen Entdeckungen und Fahrten in den öſtlichen und weſtlichen Meeren, jedes andere. Mit dem ethnographiſchen verband ſich das hiſtoriſche. Ganz natürlich ging man bei dieſen Sammlungen mehr auf Raritäten als auf Gegenſtände wiſſenſchaftlichen Intereſſes aus. In einem Folianten des ſiebzehnten Jahrhunderts werden folgende Stücke aufgeführt, die „das ihrige contribuiren," damit ein ſolches Muſeum dem erſten Anblick venerabel und prächtig ſcheine: „ganze Krokodill, ungeheure große Schildpadden, ausgeſtopfte weiße und graue Bären, Schwerd- und andere Fiſche, ſchröckliche Rochen, gedrocknete junge Wallfiſche, ägyptiſche Mumien ꝛc." Außer dieſen Merkwürdigkeiten ſah man ſchöne Muſcheln und Korallen, bunte Vögel, chineſiſche Porcellangefäße, ſeltſame heidniſche Idole und Waffen wilder Völker und viele andere künſtliche und natürliche Raritäten im bunteſten Gemiſch durcheinander. Manche dieſer Sammlungen erhielten durch Geräthe, Coſtüme und Rüſtungen aus früheren Zeiten, die zum Theil im Beſitz berühmter Perſonen geweſen waren, einen vorwiegend hiſtoriſchen Charakter. Kunſtwerke fanden ſich überall hin und wieder, auch antike; indeſſen war es in der Regel nur auf Koſtbarkeit, Seltenheit und Künſtlichkeit abgeſehen. Von ſolcher Art waren die Kunſt- und Raritätenkammern der ſächſiſchen Kurfürſten, die Ambraſer Sammlung Erzherzog Ferdinands im ſechzehnten Jahrhundert, und die Berliner, Caſſler und Gottorpſche im ſiebzehnten. Neben dieſen und andern fürſtlichen Cabinetten entſtanden viele Privatmuſeen, die zum Theil in großen Folianten mit ſchönen Kupferſtichen bekannt gemacht wurden und ihren Beſitzern großen Ruhm eintrugen.

Erſt im achtzehnten Jahrhundert erwachte an den deutſchen Reſidenzen das Intereſſe für künſtleriſchen Schmuck. Man begann nun nach Kräften die italieniſchen Fürſtenhöfe nachzuahmen, deren Paläſte und Gärten ſchon ſeit zwei Jahrhunderten mit den Meiſterwerken antiker und moderner Skulptur prangten. Die Mediceer waren hierin vorangegangen. Cosmus hatte den Grund zu der jetzt in den Uffizien vereinigten Sammlung gelegt, Lorenzo der Prächtige ſeinen Garten beim Kloſter San Marco mit alten Statuen geſchmückt. Die Höfe von Ferrara, Modena, Mantua und Mailand folgten dieſem Beiſpiel. Leo X. verpflanzte die Kunſtliebe ſeines Hauſes nach Rom. Die überall angeſtellten Ausgrabungen lieferten die überraſchendſten Reſultate. Einen nach dem andern gab die Erde die köſtlichſten, treubewahrten Schätze heraus. Der Laokoon und der Apoll, der farneſiſche Herkules, die Niobiden kamen zu Tage. Die Villen und Gärten der Borgheſe, Barberini, Albani, Ludoviſi füllten ſich mit den edelſten Werken des alten Meißels. Ueberall wo die Antiken dekorativen Zwecken dienen ſollten, wurden ſie möglichſt ſchnell ergänzt, und ſelbſt die wahre Kunſtliebe jener Zeit konnte zum Genuß die Totalität der Anſchauung nicht entbehren. Nach den Intentionen der

alten Künſtler wurde nicht allzu ängſtlich gefragt, noch weniger fiel es den Ergänzern ein, ſich ihrem Styl anzupaſſen. Sie brachten wohl oder übel ein Ganzes zu Stande und nahmen im Nothfall keinen Anſtand, einem Apoll eine Violine in die Hand zu geben. Die Gelehrten ſprachen nicht mit, niemand ahnte, daß die Denkmäler der alten Kunſt Gegenſtand einer künftigen Wiſſenſchaft werden würden.

Von den koſtbaren Fragmenten, die in ſolcher Fülle zu Tage gefördert wurden, fand ſchon damals gar manches den Weg über die Alpen, auch nach dem päpſtlichen Breve vom Jahr 1534, welches das Verſchleppen von Bildſäulen, Bronze- und Marmortafeln, Porphyrſäulen u. ſ. w. aus der ewigen Stadt in fremde Länder für höchſt verdammlich erklärte, und dem noch viele ähnliche nicht minder vergebliche Erlaſſe gefolgt ſind. Noch vor jenem Breve hatte der prächtige Franz der Erſte von Frankreich in Italien einen bedeutenden Ankauf von Antiken zum Schmuck ſeiner Schlöſſer bewerkſtelligt. Seine Agenten erwarben (1531) für ihn 120 antike Marmorarbeiten, welche den Grundſtock der ſpäteren franzöſiſchen Muſeen gebildet haben. Unter den deutſchen Fürſten ſammelte zuerſt Kaiſer Rudolph der Zweite alte Kunſtwerke. Aber im dreißigjährigen Kriege wurden dieſe zu Prag vereinigten Schätze größtentheils zerſtreut und der Reſt der „Rudolphiniſchen Schatzkammer" iſt zu Ende des vorigen Jahrhunderts auf Joſephs des Zweiten Befehl verſteigert worden. Keiner der ſpäteren Habsburger hat für antike Skulptur auch nur das geringſte Intereſſe an den Tag gelegt, obwohl manche intereſſante Entdeckung auf öſterreichiſchem Boden dazu hätte Anregung bieten können. So iſt die Antikenſammlung zu Wien ſehr unbedeutend geblieben und hält keinen Vergleich mit einer auch nur mittelmäßigen römiſchen Privatſammlung aus. Ihr intereſſanteſtes Stück iſt ein vorzüglicher Sarkophag mit Amazonenrelief.

Während man in der kaiſerlichen Reſidenz gegen die alte Kunſt indifferent verblieb und den alten Griechengöttern nach wie vor den Zutritt in Schönbrunn und Laxenburg verſagte, waren zwei kleinere deutſche Höfe ſchon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eifrig bemüht, ſich in den Beſitz dieſer edeln Zierden zu ſetzen. Friedrich der Große ſchmückte den Platz vor der Terraſſe von Sansſouci, Friedrich Auguſt der Erſte von Sachſen den großen Garten in Dresden mit Antiken. In den Jahren 1728—1736 erwarb der ſächſiſche Hof eine beträchtliche Anzahl zum Theil werthvoller Antiken aus den Sammlungen des Fürſten Agoſtino Chigi und des Cardinals Alexander Albani in Rom, wozu nach dem Tode des Prinzen Eugen von Savoyen aus deſſen Nachlaß die drei berühmten Herkulanerinnen kamen. Böttiger, deſſen Angaben aber unzuverläſſig ſind, gibt als Kaufpreis für die Chigiſche Sammlung 60,000 Scudi, für die Herkulanerinnen 6000 Thaler an. (Kl. Schr., Bd. 2, S. 31.)

Seit dieſer Zeit hat die Sammlung keinen erheblichen Zuwachs erhalten. In den Pavillons des großen Gartens aufgeſtellt, war ſie für das größere Publikum ſo gut wie begraben, und die Entfernung von der Stadt, die damals noch Feſtung war, erſchwerte ſelbſt die Beaufſichtigung ſehr, woraus manche Uebelſtände erwuchſen. Im ſiebenjährigen Kriege, wo der große Garten mehrmals, wie in neueren Zeiten, Schauplatz blutiger Kämpfe war, litt ſie nicht unmittelbar, ſondern nur die im Garten frei ſtehenden modernen Skulpturen. Ein preußiſcher General zeigte ſogar ſo viel Kunſtliebe, den Antiken auf Bitten des Kaſtellans eine Sauvegarde zu geben. Doch hatten die Gebäude gelitten, und da ſie nur langſam hergeſtellt wurden, verdarben Wind und Wetter noch manches. Erſt im Jahr 1785 beſtimmte der Kurfürſt, nachmals König Friedrich Auguſt das untere Stockwerk des ſogenannten japaniſchen Palais zum Antikenmuſeum; aber auch hier war die Oeffentlichkeit eine ſehr bedingte, und erſt ſeit 1825 wurde zweimal wöchentlich in den Sommermonaten dem Publikum unbedingter Zutritt geſtattet. Seit dieſer Zeit hat die Sammlung noch manche Verbeſſerung erfahren, namentlich ſind die abſcheulichen und entſtellenden Reſtaurationen, welche die Antiken aus Italien mitgebracht hatten, meiſtens entfernt worden. Im Jahr 1835 erhielten auch Wände und Decken der Säle eine eben ſo ſehr die Wirkung fördernde als geſchmackvolle Deloration. Erfindung, Anordnung und Ausführung rühren von Semper her, dem geiſtreichen Künſtler, deſſen Verdienſt es iſt, die Anwendung der Farbe, beſonders gefärbter Hintergründe, zur Hebung plaſtiſcher Werke im Allgemeinen entdeckt zu haben.

Die große Mehrzahl der Dresdner Antiken iſt mittelmäßig, vieles ſogar ganz ſchlecht, manches von ſehr zweifelhaftem Alterthum, oder doch ſo überarbeitet, daß es kaum noch für antik gelten kann. Doch alles dieſes ſind Uebelſtände, die bei einer ausſchließlich auf italieniſchem Boden zuſammengebrachten, nach dem Geſchmack und Kunſtbedürfniß des ſechzehnten Jahrhunderts reſtaurirten Sammlung unvermeidlich waren. Sie enthält aber, wenn auch kein Werk erſten Rangs, mehrere gute und bedeutende Stücke. Die beſten ſtammen (mit Ausnahme der Herkulanerinnen und eines albaniſchen Venustorſo) ſämmtlich aus der Chigiſchen Sammlung. Dieſe hat mit allen aus römiſchen Ausgrabungen gebildeten Sammlungen das gemein, daß ſie nur, oder

Digitized by Google

faſt nur, Arbeiten aus der römiſchen Kaiſerzeit enthält, dafür aber auch um ſo vollſtändigere Anſchauungen von der Kunſtthätigkeit dieſer zwar ſinkenden, aber ſehr intereſſanten und in ihrer erſten Hälfte auch ſehr bedeutenden Periode gibt. Griechiſche Arbeiten hätten im vorigen Jahrhundert nur in Venedig erworben werden können, in deſſen Paläſten der levantiniſche Handel manches koſtbare Fragment von helleniſchem Boden verſtreut hatte, aber leider kamen die Plane des ſächſiſchen Hofes, dort zu kaufen, nicht zur Ausführung.

Eine Hauptaufgabe der zum Schmuck der alten Cäſarenſtadt verwendeten Kunſt war treue, wahrheitsgemäße Darſtellung der Wirklichkeit, und ihr Charakter dadurch ebenſo vorwiegend realiſtiſch, wie er in Griechenland vorwiegend idealiſtiſch geweſen war. Große Schildereien von Schlachten, Verſammlungen, Feſtlichkeiten, Gladiatorenſpielen und Thierkämpfen bedeckten die Wände der Hallen und Paläſte, und die Trajans- und Antoninsſäulen mit ihren Reliefſpiralen, die jedem vernünftigen Kunſtprincip Hohn ſprechen, die Triumphbögen des Sever und Conſtantinus, bedeckt mit puppenkomödienhaften Scenen aus der Geſchichte dieſer Kaiſer, und viele andere Monumente aus der Kaiſerzeit ſind charakteriſtiſche Dokumente des damaligen Kunſtſinns, dem es vor allem auf den Gegenſtand ankam, gleichviel ob er darſtellbar war oder nicht, aber ſehr wenig auf die Darſtellung. Die glücklichſten Leiſtungen dieſer hiſtoriſchen Kunſt ſind die Porträts. Kaiſerbüſten (die man bei vorwiegend hiſtoriſchem Intereſſe früher am liebſten ſammelte und wo möglich in ganzen Serien zu vereinigen ſuchte) ſind im Dresdener Muſeum in beträchtlicher Anzahl vorhanden, und darunter ſehr achtungswerthe. Zu den beſten individuellen Darſtellungen aber, die wir überhaupt aus dem römiſchen Alterthum haben, gehören die Herkulanerinnen, Statuen einer Frau und eines jungen Mädchens, vermuthlich Mutter und Tochter aus einer angeſehenen herkulaniſchen Familie. Die letztere iſt in zwei Exemplaren vorhanden, da nach der damaligen Sitte beſonders ausgezeichnete Perſonen häufig durch mehrere Bildſäulen geehrt wurden. Dieſe Statuen ſind um ſo intereſſanter, als ſie zeigen, daß in jener Zeit auch in kleineren Orten Vorzügliches in der Skulptur geleiſtet wurde. Geiſtreiche und feine Charakteriſtik, hoher Adel der Auffaſſung und vollkommen ſchöne Behandlung der Gewänder zeichnen beſonders die ältere Herkulanerin aus.

Nächſt der Beſtimmung, Perſönlichkeiten und hiſtoriſche Ereigniſſe zu verewigen, hatte die Kunſt in der Kaiſerzeit dekorative Aufgaben aller Art im größten Maßſtabe zu löſen. In dem Schaugepränge, mit dem ſich der raffinirte und ausſchweifende Luxus dieſer Periode umgab, ſollte auch künſtleriſcher Schmuck nicht fehlen. Die Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum haben gezeigt, daß auch die wohlhabenderen Klaſſen kleinerer Orte dieſe Zierde in ihrer häuslichen Exiſtenz nicht entbehrten. Was dort ſchon jetzt an Moſaiken, Wandgemälden und plaſtiſchen Arbeiten in allen Materialen zu Tage gefördert iſt, gibt ſo überraſchende Reſultate, daß wir kaum im Stande ſind, uns von der rieſenhaften Kunſtthätigkeit eine Vorſtellung zu machen, die die Nachfrage im ganzen römiſchen Reiche und vollends in Rom ſelbſt zu befriedigen hatte. Daß in dieſer dekorativen Kunſt handwerksmäßige Schnellarbeit bei weitem das meiſte lieferte, verſteht ſich freilich von ſelbſt; aber ſtaunenswürdig iſt es, daß im Dienſte des Luxus und bei der fabrikmäßigen Maſſenproduktion Adel und Schönheit nicht ſchnell verloren ging. Dieſes Wunder wurde dadurch bewirkt, daß die Künſtlerwelt mit beneidenswerthem Conſervatismus an den Errungenſchaften der griechiſchen Zeit feſthielt, und die ſchönſten Erfindungen, Geſtalten und Motive derſelben immer von neuem reproducirte. Werke der beſten griechiſchen Meiſter wurden hundertfach vervielfältigt.

Die dem Zeitgeſchmack zuſagenden Richtungen waren nicht das Religiöſe, Würdevolle, Erhabene, ſondern das Pathetiſche, Graziöſe, Impoſante, Koloſſale und Naturaliſtiſche. Copien nach Meiſtern, die in dieſen Richtungen gearbeitet hatten, haben in der Kaiſerzeit überall in Tempeln und Theatern, in Thermen und Colonnaden, in Sälen und Gärten geſtanden, und von den beliebteſten Figuren ſind zahlreiche Copien ſelbſt bis auf uns gekommen. Von dem ausruhenden Faun des Praxiteles (von dem zwei Exemplare in der Rotunde des Berliner Muſeums ſtehen) kannte ſchon Winkelmann über dreißig antike Wiederholungen. Von der ſogenannten mediceiſchen Venus beſitzt faſt jedes Muſeum ein oder mehrere Exemplare; das Dresdener (ein Torſo) gehört zu den beſſeren. Bisher war man verſucht, das Florentiniſche (von Kleomenes) für das Original zu halten; aber eine vor einigen Jahren für das Berliner Muſeum erworbene Behandlung deſſelben Motivs ſtammt offenbar aus älterer und beſſerer Zeit. * Auch Wiederholungen von den Figuren aus der Niobegruppe waren ſehr beliebt; einen liegenden getödteten Sohn der Niobe beſitzt auch die Dresdener Sammlung.

Außer dieſen beiden Copien enthält ſie noch andere bemerkenswerthe Werke, die offenbar zu dekorativen Zwecken gearbeitet ſind. Vier mehr als lebensgroße Figuren von Ballſchlägern, von denen eine die Züge

* Ob ſie bereits aufgeſtellt iſt, kann ich nicht angeben.

Digitized by Google

Kaiſer Hadrians trägt, haben ohne Zweifel zur Dekoration eines Raums gedient, der zu dieſer Uebung beſtimmt war, vermuthlich in einem kaiſerlichen Palaſt. Nach der Tradition ſtammen ſie aus Hadrians Villa bei Tivoli und hatten alſo zu den Geſtalten gehört, mit denen der Kaiſer dieſes ſeltſame, von ihm geſchaffene Zauberreich bevölkerte. Der Torſo eines vorzüglichen, ſich ſalbenden Athleten (wohl auch nach einem griechiſchen Original) mag einſt in einem Thermenſaale oder in einem kaiſerlichen Gymnaſium geſtanden haben. Vier Exemplare eines jungen Faun, der in anmuthiger Haltung aus einem Krug in eine Schaale gießt, haben offenbar zur Dekoration eines und deſſelben Raumes gedient; ſie mögen die Niſchen eines Banketſaales geſchmückt haben. Nicht immer waren die dekorativen Darſtellungen von ſo edler Natur, wie die hier erwähnten; üppige und lüſterne ſind wohl kaum je in größeren Maſſen producirt worden, als damals. Auch hievon enthält das Dresdener Muſeum Proben, die freilich ſo ſchlecht ſind, daß ſie ohne alle Gefahr für die Sittlichkeit ausgeſtellt werden konnten. Es ſind zwei Gruppen, die eine Nymphe und einen Hermaphroditen mit Faunen ringend darſtellen, rohe und puppenhafte Arbeiten.

Wenn wir ſo von der monumentalen wie von der dekorativen Thätigkeit, welche die Kunſt im Dienſt ihrer römiſchen Gebieter entfaltete, reiche und vielſeitige Anſchauungen erhalten, ſo fehlt es auch nicht an Denkmälern, die von einer merkwürdigen Reaktion gegen den damals herrſchenden Geſchmack Zeugniß geben. Die Kunſt der Kaiſerzeit war, je länger ſie dem Bedürfniß der Mode und des Augenblicks zu entſprechen genöthigt war, um ſo äußerlicher und oberflächlicher geworden. Die glatte Eleganz ihrer Formen wurde immer leerer, unkräftiger und charakterloſer. Dieſe manierirte und weichliche Grazie konnte nicht anders als zuletzt Ueberdruß erzeugen, und eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach entſchiedenen, charakteriſtiſchen und bedeutungsvollen Geſtalten erwecken. Wie bei jeder Reaktion ging man auch hier zum entgegengeſetzten Extrem über; aus Haß gegen die moderne ſchwächliche Eleganz begeiſterte man ſich für die unbehülfliche, aber ausdrucksvolle Strenge einer uralten Kunſt, deren Produktionen dem damaligen Bewußtſeyn völlig fremd geworden waren und deren Verſtändniß nur durch eine reflektirende Bildung vermittelt werden konnte. Man arbeitete nun wieder von neuem in dieſem altkirchlichen (hieratiſchen) Styl, deſſen ſteife und ungelenke Formen, gewaltſame Bewegungen, typiſche Geſichter und conventionelle Behandlung in der Kaiſerzeit eine ähnliche Reſtauration erlebten, wie vor kaum einem Menſchenalter in Deutſchland die Kunſt des Trecento. Wenn aber dieſe um ein halbes Jahrtauſend zurückgreifende Kunſtrichtung bei uns zugleich von religiöſen und nationalen Motiven ausging, ſo ſcheint der entſprechende Proceß in der Kaiſerzeit einzig und allein aus Ueberſättigung an der damaligen Manier entſtanden zu ſeyn. Das Dresdener Cabinet beſitzt zwei ſehr intereſſante Arbeiten, die dieſer Alterthümelei ihr Daſeyn verdanken, beide aus der Chigiſchen Sammlung. Das eine iſt ein hohes dreiſeitiges Poſtament eines Tempelcandelabers mit Reliefs, die den Kampf Apolls und Herkules um den Dreifuß darſtellen; eine alte Tempellegende, welche, wie manche andere heilige Gegenſtände, faſt nur von jener altkirchlichen Kunſt behandelt worden war. Das andere iſt ein Torſo einer Minerva, die nach Art der alten Holzbilder mit einem langen ſchweren, parallel gefalteten Feſtgewande bekleidet iſt. Die Kunſt der Kaiſerzeit verſtand ſowohl die eckige Härte als die ehrwürdige Feierlichkeit des alten Tempelſtyls zu reproduciren, dagegen iſt die Reſtauration des Minerventorſo durch Rauch völlig mißlungen; die von ihm angefügten Theile ſehen um Jahrhunderte moderner aus, als der antike Reſt.

Schließlich ſey noch erwähnt, daß einige antike Wandgemälde aus Antium auch von der flüchtigen, aber gewandten und kecken Dekorationsmalerei Proben geben, die nun durch die pompejaniſchen Ausgrabungen allbekannt iſt. Auch an Sarkophagen mit figurenreichen Reliefs fehlt es nicht, die der mittleren und ſpäteren Kaiſerzeit angehören; denn die Sitte des Begrabens ſtatt des Verbrennens ſcheint erſt unter den Antoninen allgemein geworden zu ſeyn. Es könnten noch manche intereſſante Skulpturen angeführt werden; aber ſo gut wie Alles iſt aus den erſten drei Jahrhunderten nach Chriſtus.

Auch das Berliner Muſeum — das allerdings einige griechiſche Arbeiten beſitzt — enthält faſt ausſchließlich Trümmer aus derſelben Kunſtperiode. Zwar hat der Patriotismus preußiſcher Archäologen den berühmten anbetenden Knaben gern für ein Werk aus der beſten Zeit des griechiſchen Erzguſſes halten wollen, indeß weder die Arbeit dieſer allerdings vorzüglichen Figur, noch der Ort der Auffindung berechtigt uns, auch hier etwas anderes zu ſehen, als ein Werk von römiſcher Herkunft. Nach einer Nachricht iſt die Statue in der Tiber gefunden worden, nach einer andern in Herkulanum. Papſt Clemens XI. ſchenkte ſie an Eugen von Savoyen, von deſſen Erben, dem Fürſten von Lichtenſtein, ſie Friedrich der Große zum Schmuck der Terraſſe von Sansſouci für zehntauſend Thaler kaufte. Friedrich iſt überhaupt der Begründer des Berliner

Digitized by Google

Museums, während sein ökonomischer Vater sogar manches von dem großen Kurfürsten Gesammelte nach Sachsen verkaufen ließ.

Die wichtigste Erwerbung Friedrichs des Großen war die Sammlung des Cardinals Polignac, in welcher außer manchem andern (z. B. einem guten Exemplar der Knöchelspielerin) die sogenannte Familie des Lykomedes besondere Erwähnung verdient. Diese Statuen, die in der That nichts anders als Apollo und die Musen vorstellen, wurden 1735 in einer römischen Villa zwischen Frascati und Tivoli ausgegraben, und da man den Apollo wegen seines langen Talars für einen Achill in Frauenkleidern nahm, restaurirte der Ergänzer (Adam der Aeltere) die weiblichen Figuren als Deidamia mit ihren Gespielinnen. Diese zum Theil (besonders Polyhymnia) sehr gut ausgeführten Figuren gehören zu den besseren dekorativen Arbeiten der Kaiserzeit. Sie mögen Saal oder Garten eines Freundes der Literatur geschmückt haben. Friedrich der Große ließ noch manches andere in Italien kaufen, namentlich aus der Werkstatt des rüstigen Restauators und gewandten Kunsthändlers Cavaceppi (desselben, der Winkelmann auf seiner letzten verhängnißvollen Reise nach Deutschland begleitete). Vorzügliches ist nicht darunter. Unter den zahlreichen Porträtbüsten und Statuen ist ein sehr guter Kopf Julius Cäsars aus grünem Basalt und eine treffliche Statue desselben zu erwähnen, der erste von Friedrich dem Großen in Paris, der zweite von Bunsen 1824 in Rom erworben.

Das Juwel des Museums ist aber unstreitig die Diana Colonna, so genannt nach dem Palast in Rom, aus welchem sie 1822 durch Niebuhrs Vermittlung für die preußische Regierung erworben wurde. Es ist ein Werk voll „edler Einfalt und stiller Größe," aber freilich auch kein griechisches Original, sondern nur eine sehr vollendete Nachbildung, was schon der Ort der Auffindung (zwischen Frascati und Tivoli 1794) wahrscheinlich machen würde.

So bewegt man sich also auch in diesem Museum wesentlich in demselben Kreise von Anschauungen, die die Dresdener Sammlung vollständiger und vielseitiger bietet. In beiden lernt man nur römische Kunst kennen.

Einen Begriff von der griechischen Kunst erhält man erst in der Münchner Glyptothek, welche vor den Sammlungen der beiden andern Residenzen in jeder Beziehung weit voran steht. Durch die Zahl der Antiken wird sie freilich von beiden übertroffen; die Dresdener besitzt deren gegen vierhundert, die Berliner sogar über vierhundert, die Münchner (ohne die egyptischen) nur etwa 280. Aber auch dieß ist ein Vorzug, denn die Masse des Mittelmäßigen und Unbedeutenden ermüdet nur die Betrachtung und gibt einem Museum leicht das Ansehen einer Rumpelkammer. Die Glyptothek ist bei weitem die jüngste Antikensammlung in Deutschland und diese späte Entstehung ist ihr in mehr als Einer Hinsicht zu gute gekommen. Als Goethe auf der Hinreise nach Italien 1786 durch München kam, sah er dort nichts als römische Büsten; in der That wurde die eigentliche Sammlung erst 1808 begonnen, also zu einer Zeit, wo die Dresdener längst abgeschlossen war und die Berliner bei weitem den größten Theil ihres jetzigen Bestandes enthielt. Die beiden letzteren wurden freilich auch durch fürstliche Kunstliebe geschaffen, aber doch in der Absicht, daß sie zur Verschönerung der Fürstensitze dienen sollten; der bayerische Kronprinz sammelte von vornherein, um ein Museum zu bilden, das der Belehrung und Erbauung aller nach Kunstbildung Strebenden geweiht seyn sollte. Sein feines und geübtes Kunstgefühl machte ihn von dem Urtheil der Agenten und Kunsthändler unabhängig: die Perle seines Museums, den knieenden Niobiden, hat er nach eigener Wahl erworben.

König Ludwig und seine Berather und Beauftragten hatten vor den Gründern der früheren Museen den unermeßlichen Vortheil, Winkelmanns Epigonen zu seyn. Von den unumstößlichen Ergebnissen der Winkelmannschen Kunstforschung wie von einem Ariadnefaden durch das verworrene Labyrinth antiker Kunsttrümmer geleitet, konnten sie wesentlichen Irrthümern und Täuschungen nicht ausgesetzt seyn. Während man früher mit urtheilslosem Enthusiasmus für die Antike überhaupt geschwärmt hatte, erkannte man jetzt die große Kluft zwischen dem hohen Adel, der frischen keuschen Ursprünglichkeit der griechischen und den wohlberechneten, virtuos ausgeführten Effekten der römischen Kunst.

Die Bestrebungen des königlichen Sammlers wurden durch ein seltenes Zusammentreffen glücklicher Umstände in erwünschtester Weise unterstützt. In Folge der großen Umwälzungen im Anfange des Jahrhunderts waren unschätzbare Werke der besten römischen Privatsammlungen käuflich geworden. Ein großer Theil der Antiken, die jetzt die Säle der Glyptothek zieren, stammt aus den Palästen der Ruspoli, Rondanini, Barberini und dem überreichen Kunsttempel der Albani. Noch wichtiger war, daß man gerade jetzt anfing den griechischen Boden zu durchforschen. Erst die dort entdeckten Antiken durfte man mit voller Gewißheit für Werke griechischer Kunst ansprechen. Erst jetzt gewann man sichere Anschauungen von einer Periode, von der man sich früher nach Copien, Nachahmungen und Beschreibungen vage Vorstellungen gemacht hatte. Einen vollständigen Begriff von der besten Zeit der griechischen Plastik vermag zwar nur das britische Museum (Dank

Digitized by Google

dem höchſt zweckmäßigen Kunſtraube Lord Elgins und dem Ankauf des phigaliſchen Frieſes) zu bieten. Aber von allen Muſeen des Continents, die franzöſiſchen und italieniſchen mit einbegriffen, iſt das Münchner unſtreitig dasjenige, in dem man die griechiſche Kunſt am beſten kennen lernt.

Worin die Glyptothek aber alle europäiſchen Antikenkabinette übertrifft, das iſt die Aufſtellung, Ordnung und Beleuchtung der Skulpturen. Wo, wie in Dresden, ein ſchon vorhandenes Gebäude benutzt worden iſt, kann man natürlich nicht erwarten, daß es der neuen Beſtimmung völlig entſprechen werde. Aber auch das neu erbaute (jetzt alte) Berliner Muſeum läßt manches zu wünſchen übrig. Schinkel iſt daraus gewiß kein Vorwurf zu machen; er hat gerade hier in der prachtvollen Rotunde ſein architektoniſches Genie auf's glänzendſte bekundet. Aber ein Gebäude, das zugleich ein Antiquarium, ein Antikenkabinet und eine Gemäldegalerie enthalten ſoll, kann ſchwerlich den Bedürfniſſen jeder einzelnen Sammlung zugleich genügen. Die Antikenſäle ſind zu groß und haben zu viele und zu tief hinabreichende Fenſter. Gegen die Architektur der Glyptothek (bekanntlich von Klenze) mag ſich manches erinnern laſſen, zum Beiſpiel gegen die Schäfte und Kapitäle der doriſchen Frontſäulen, aber gewiß nichts Erhebliches gegen die Zweckmäßigkeit ihrer innern Einrichtung. Die Säle erhalten (mit Ausnahme des römiſchen) jeder durch ein einziges großes halbrundes Fenſter Oberlicht. Sie ſind klein genug, um gehörig beleuchtet zu ſeyn, und groß genug, um eine zuſammengehörige Zahl von Werken in ſich zu faſſen. Nirgends iſt dieſe Zahl ſo groß, daß man den Eindruck magazinartiger Aufſchichtung oder Ueberladung bekommt. Die Dekoration der Böden, Wände und Decken iſt ruhig, würdig und geſchmackvoll; ſie entſpricht überall dem Charakter der betreffenden Werke, tritt nirgends zu deren Nachtheil hervor, ſondern unterſtützt ihre Wirkung immer vortrefflich. Die Anordnung iſt ſo, daß man von Saal zu Saal wandelnd die ſtufenweiſe Entwicklung der griechiſchen Plaſtik Schritt für Schritt verfolgt, von ihren kindlichſten Anfängen bis zu ihrer höchſten Blüthe. Hier angelangt, findet man einen erwünſchten Ruhepunkt in den Sälen, die mit Cornelius herrlichſten (wenn auch leider ſehr unſchön ausgeführten) Erfindungen prangen, und die nach dem richtigen Princip, daß Skulptur und Malerei ſich in ihrer Wirkung gegenſeitig beeinträchtigen, ganz leer gelaſſen ſind.

(Schluß folgt.)

Das franzöſiſche Volkslied mit beſonderer Rückſicht auf Beranger.

(Schluß.)

Darin liegt erſt die eigentliche Bedeutung Berangers: er iſt als der eigentliche Erfinder des politiſchen Volksliedes anzuſehen, er hat der Menge den Weg zu ihrer höheren Menſchenwürde, ihrer unmittelbaren Theilnahme am Staatsleben gewieſen, indem ſein Lied in der für das Volk verſtändlichſten Sprache alle palpitanten Fragen des öffentlichen Lebens anfaßt und von den Dächern predigt. Ob er dabei überall den rechten Ton anſchlug, ob er nicht weit mehr den Tribun und Agitator, als den Lehrer und Berather ſpielte, kommt zunächſt nicht in Betracht; genug, daß der Funke, den er ſchlug, mit faſt zauberhafter Gewalt zündete und in der Maſſe, die nur gar zu gerne ſich als bloße Null anſieht, das Bewußtſeyn des jedem Menſchen angeborenen Adels, mit Einem Wort, Selbſtachtung weckte. Indem der Dichter ſich zu dem Volke herab läßt, hebt er es auf den Standpunkt ſeiner eigenen Bildung. Und das iſt ſo wenig nicht, wäre es auch nur deßhalb, weil andere davon lernen können, auf welchem Wege man dem Volke näher tritt, ſeine Theilnahme gewinnt. »J'ai chanté l'amoureux délire, le vin, la France et ses hauts faits,« und das zündende: »En France soyons Français!« das iſt ein Thema, dem ſelten ein Franzoſe widerſteht; und warum ſollte nicht in der abgelegenſten Köhlerhütte der Glaube an die Nationalität, dem er angehört, geweckt werden? Es iſt dieß eine der löblichſten Seiten im Charakter des franzöſiſchen Volks und theuer erkauft durch ganze Ströme Blutes, als Jahrhunderte lang die Wage in den Händen des Kriegsgottes ſchwankte und das ſchöne Frankreich Gefahr lief, zu einer engliſchen Provinz erniedrigt zu werden. Wer aber einmal „Frankreich“ geſagt hat, der darf den franzöſiſchen Ruhm,

Digitized by Google

die Glorie des franzöſiſchen Namens nicht verſchweigen, und dieſer Aufruf, man muß es geſtehen, iſt Beranger am beſten gelungen. Kein Wunder, daß ſich in ſeinem Liede der ganze Fanatismus regt, den das Volk bei dem Namen Napoleons empfand. Er kann und darf es ſich nicht verſchweigen, daß in dem Helden ein Tyrann ſteckte, aber was ſchadet die Tyrannei, wenn der Ruhm Frankreichs dabei ſeine Rechnung fand? und national war die Napoleoniſche Regierung wenn irgend eine. Wenn der alte Sergeant an der Wiege ſeiner Enkel ſingt: »Dieu, mes enfants, vous donne un beau trépas!« und der Napoleoniſtiſche Grenadier ſeine alte Fahne hervorholt: »Quand secoûrai-je la poussière — Qui ternit ses nobles couleurs?« wenn die „Fremden" (Alliirten) dem alten Geiger die Geige zerſchlagen, weil er ihnen nicht zum Tanze aufſpielen wollte, und Gallier und Franken gemeinſchaftlich in den Refrain einſtimmen:

Gai! gai! serrons nos rangs!
Espérance
De la France;
Gai! gai! serrons nos rangs!
En avant, Gaulois et Francs! —

wenn, ſage ich, der Volksdichter ſolche Saiten anſchlägt, ſo ehrt er damit ſein eigenes Dichterherz ebenſowohl als die patriotiſche Geſinnung des Volks, an die er ſich mit der erhabenen Sprache edelſter Begeiſterung zu wenden wagt. Nichts iſt in Frankreich von der Maſſe des Volks beſſer verſtanden worden, als gerade dieſe Tonart, und vollends das prächtige Waterloo-Lied:

De vieux soldats m'ont dit: »Grace à ta Muse,
Le peuple enfin a des chants pour sa voix;
Ris du laurier qu'un parti te refuse,
Consacre encor des vers à nos exploits.
Chante ce jour qu'invoquoient des perfides,
Ce dernier jour de gloire et de revers.«
— J'ai répondu, baissant des yeux humides:
Son nom jamais n'attristera mes vers.

Ein Lied in der beſten Bedeutung des Worts, das ſicher durch die harte Kruſte einer unter der Arbeit eingeſchrumpften Bauernſeele dringt und die edelſten Gefühle wach ruft, die der Schöpfer der Welt in jede Menſchenbruſt gelegt hat. Nur Unverſtand und Parteileidenſchaft können der Beranger'ſchen Muſe dieſe wahrhaft ſittliche Begeiſterung abſprechen, und uns Ausländern würde es am allerwenigſten anſtehen, dem franzöſiſchen Dichter ſeine franzöſiſche Geſinnung nachzutragen.

Begründeter wäre der Einwand, daß dabei nicht mehr von eigentlicher Volksdichtung die Rede ſeyn könne, weil alsdann Lamartine und Victor Hugo eben ſo gut Volksdichter heißen könnten als Beranger. Daran iſt etwas Wahres; indeß darf man nicht überſehen, daß Berangers Lyrik in ihren ſchwunghafteſten Stimmungen noch immer eine wenigſtens halbwegs naive Ausdrucksweiſe beibehält, insbeſondere aber ſich unabänderlich der üblichen Form des Volksliedes, d. h. des Refrains bedient. Wir haben oben geſehen, was es zu bedeuten hat, wenn die Dichtung immer wieder zu demſelben den Ton, die Stimmung angebenden Grundthema zurück kehrt. Dazu kommt die rein ſprachliche Erwägung, daß der Refrain, falls er nicht eine für ſich beſtehende Strophe bildet, ſondern unmittelbar in die Liederſtrophen ſelbſt aufgenommen iſt, eine Menge gleichlautender Reime erfordert, was die Einbildungskraft ganz eigenthümlich erregt. Der für ſich abgeſchloſſene Refrain ſucht durch interjectionsartige Wortbildungen, die keinen Sinn haben, ſondern bloß durch eine beſondere Erregung der Gehörnerven auf die Einbildungskraft wirken und recitativiſch anſtatt melodiſch aufgefaßt ſeyn wollen, eine Tonſtimmung hervorzubringen, wogegen der mit den Liederſtrophen zuſammenreimende Refrain durch die Häufung gleichklingender Reime eine Art Homogenität des Lautes erzeugt, die von einer muſikaliſchen Spannung unzertrennlich iſt. Die der franzöſiſchen Sprache eigene ſchwache Vocaliſation wird unter ſolchen Umſtänden merkwürdig gekräftigt; es kommt eine ſtark betonte Hebung und Senkung in den Versbau, die in andern Sprachſyſtemen durch die Natur der Sprache ſelbſt gefordert und geboten werden, im Franzöſiſchen aber ſich nur durch künſtliche Mittel erreichen laſſen. Aus einem verwandten Grunde häuft die ſpaniſche Romanze die dem Caſtilianiſchen eigene Fülle von Reimen und Aſſonanzen, weil wegen der ſtarken Vocaliſation des Spaniſchen eine natürliche Senkung der Strophe ungemein erſchwert, wohl aber durch die oftmalige Wiederkehr gleichlautender Reime künſtlich erreicht wird. *

Auch darin beſitzt Beranger eine ganz ungemeine Kunſtfertigkeit und ſein Versbau zeichnet ſich durch einen muſikaliſchen Wohlklang aus, den kein anderer franzöſiſcher Liederdichter erreicht hat. Welcher entzückende Rhythmus in dem Aveugle de Bagnolet!

À Bagnolet j'ai vu naguère
Certain vieillard toujours content.
Aveugle il revient de la guerre,
Et pauvre il mendie en chantant. (bis.)

* Ausführlicheres in dem Aperçu de l'histoire des langues néolatines en Espagne. Madrid, 1857.

Sur sa vielle il redit sans cesse:
»Aux gens de plaisir je m'adresse.
Ah! donnez, donnez, s'il vous plait.«
Et de lui donner l'on s'empresse.
»Ah! donnez, donnez, s'il vous plait,
À l'aveugle de Bagnolet!«

Einmal ſo weit und auf dem eigentlichen Höhepunkte ſeiner Dichtung ſtehend, hat Beranger keine große Mühe, ſeine poetiſchen Satiren gegen die Reſtauration zu ſchleudern. Die bis zum Exceſſe gehenden extremen Richtungen, in die ſich die Reſtauration kirchlich ſowohl als politiſch hinein drängen ließ, widerſtrebten nicht bloß dem Radicalismus des Dichters, ſondern nicht minder dem geſunden Sinne des Volkes, von dem der unlängſt verſtorbene große amerikaniſche Staatsmann Marcy noch auf dem Todtenbette bemerkte, man dürfe nur zu dieſem Inſtinkt Vertrauen haben, der immer wieder in den goldenen Mittelweg einzulenken verſtehe. Gerade in ſolchen Dingen war Beranger ein ächter Sohn des Volkes und mit einem außerordentlich zarten Fühlungsvermögen begabt. Er war weit eher das Organ der Volksſtimme als deren Leiter, und dieß gerade hat ſeine Lieder den Reſtaurationstendenzen ſo verhaßt und gefährlich gemacht. Ob er ſeinen Paillasse zu dem Refrain tanzen läßt:

N' saut' point-z à demi,
Paillass' mon ami:
Saute pour tout le monde;

oder ſeinen Kleiderhändler vieux habits! vieux galons! ausrufen läßt — es ſind die politiſchen Wetterfahnen, die zu jeder Melodie tanzen, im Handumdrehen die Livrée wechſeln, um ihren Antheil am Budgetkuchen herauszuſchlagen, Bedientenſeelen, die mit dem dickbauchigen Volksvertreter ſchnalzen:

Quels dinés,
Quels dinés
Les ministres m'ont donnés!
Oh! que j'ai fait de bons dinés!

Und vollends die Calotins!

J'ordonne une mission
En vendant des prières,
Vite soufflons, soufflons, morbleu!
Éteignons les lumières
Et rallumons le feu!

Gerade in ſolchen Dingen iſt das Volk ſehr oft von einer verzweifelnden Naivetät. Weil der Dichter die ſtaatlichen und kirchlichen Auswüchſe als verderbliche Wucherpflanzen geißelt, läßt es ihm ſeinen oft empörenden Unglauben, die ſchnöde Frațe des Voltairianismus, die politiſchen Uebertreibungen unbeſehen durchgehen, ohne im geringſten ſich daran zu ſtoßen, daß dieß im Grunde bloß das andere Extrem, die Kehrſeite, und mit dem ſittlichen Bewußtſeyn des Volkes nicht weniger im Widerſpruch iſt. Man könnte ſagen, die Maſſe des franzöſiſchen Volkes verzeihe ſeinem Lieblingsdichter ſein gar oft fadenſcheiniges Pariſerthum, ſein unverſchämtes Läſtern über alles, was nicht in ſeinen Kram paßt, wie es dem unerſättlichen Paris verzeiht, die Kräfte des halben Landes an ſeinen Siegeswagen zu ſpannen und — abzunutzen. Weil Beranger immer wieder darauf zurückkommt:

Ma muse et moi nous portons pour devise:
Je suis du peuple ainsi que mes amours —

ſoll niemand ihm deßhalb etwas anhaben, daß er im Grunde ſeines Herzens der leibhafte Jean de Paris iſt:

Ris et chante, chante et ris;
Prends tes gants et cours le monde;
Mais, la bourse vide ou ronde,
Reviens dans ton Paris;
Ah! reviens, ah! reviens, Jean de Paris.

Was die Schwäche des Menſchen, macht häufig genug die Stärke des Dichters, und letzterem kommt es ganz beſonders zu Statten, daß Beranger zu rechter Zeit zu verſtummen wußte und nicht um des lieben Geldes willen bis an ſein Ende fortleierte, wodurch Lamartine zu einer faſt bettelhaften Figur herabgeſunken iſt. Solche Zurückhaltung hat immer etwas Nobles und ehrt namentlich auch Alfred de Muſſet, der ſchon als Knabe Byrons Leier mit kräftiger Hand zu rühren begann und noch Jüngling ſie niederlegte. Auch darin liegt etwas von dem geſunden Inſtinkt des Volkes, das in allem ſeinem Thun und Treiben Maaß zu halten verſteht.

Die letzte Liederſammlung von Beranger erſchien im Jahr 1833 mit der merkwürdigen Widmung an Lucian Bonaparte, der dem armen und noch unbekannten Dichter ſeinen Gehalt als Mitglied des Inſtituts mit dem Rathe zuwies: »Soignez surtout la délicatesse du rhythme; ne cessez pas d'être hardi, mais soyez plus élégant.« Beranger hat die Worte nicht in den Wind geſchlagen und ſein Adieu, chansons! ſo ſtolz es klingt, iſt zur Wahrheit geworden.

Bénis ton sort. Par toi la poésie
À d'un grand peuple ému les derniers rangs.
Le chant qui vole à l'oreille saisie,
Soufla tes vers, même aux plus ignorants.

Vos orateurs parlent à qui sait lire;
Toi conspirant tout haut contre les rois,
Tu marias, pour ameuter les voix,
Des airs de vielle aux accents de la lyre.
Adieu, chansons! mon front chauve est ridé;
L'oiseau se tait, l'aquilon a grondé.

Kann man ſich nach allem dieſem noch darüber wundern, daß eine ſo begabte Natur auch ihre Marotte hatte? Iſt nicht Roſſini jezuweilen troſtlos darüber, daß ſein Vater ihn nicht Koch werden ließ, da die Saucen, die er erfunden haben würde, ihm einen ganz andern Ruhm eingebracht hätten als ſein Barbier von Sevilla? In der Vorrede zu der Geſammtausgabe ſeiner Lieder, die er gleichfalls im Jahr 1833 ſchrieb, kommt zum Schluß die Stelle vor, die aus mehreren nahe liegenden Gründen eben jezt in Erinnerung gerufen zu werden verdient. „Sollte ich (in der Zurückgezogenheit) ſonſt gar nichts thun können als Couplets auf meinen Geburtstag dichten? Ich habe nicht darauf verzichtet, mich nüzlich zu machen. In meiner ſtillen Klauſe werden die Erinnerungen ſich in Menge darbieten. Dieß iſt der Reichthum des Greiſenalters. Unſer Zeitalter, ein Spielball extremer Leidenſchaften, wird nur wenige billige Beurtheilungen der Zeitgenoſſen hinterlaſſen, welche die Scene betreten haben oder noch betreten, den Schauſpielern einflüſterten oder die Couliſſen füllten. Ich habe viele Männer gekannt, die im Verlauf der lezten zwanzig Jahre ſich bemerklich machten; faſt von allen, die ich gar nicht oder nur flüchtig ſah, habe ich eine Menge mehr oder weniger charakteriſtiſcher Thatſachen im Gedächtniß behalten. Ich will eine Art von hiſtoriſchem Dictionär ſchreiben, wo unter jedem Namen unſerer politiſchen und literariſchen Berühmtheiten, junger oder alter, meine Erinnerungen eingetragen werden, ſo wie meine oder die Urtheile zuſtändiger Notabilitäten. Dieſe wenig mühevolle Arbeit, wozu es weder tiefer Kenntniſſe noch eines glänzenden Styls bedarf, wird mich meine übrige Lebenszeit hindurch beſchäftigen. Es wird mir Freude machen, manchen Irrthum, manche Verleumdung, die von einem giftigen Kampfe unzertrennlich ſind, zu berichtigen; denn daß ich die Abſicht nicht habe, die Leute anzuſchwärzen, wird jeder begreifen. In fünfzig Jahren werden diejenigen, welche die Geſchichte dieſer ereignißreichen Zeit ſchreiben wollen, nur noch parteiiſche Urkunden zu Rathe ziehen können. Die Noten, die ich bei meinem Tode hinterlaſſe, werden alsdann, auch wenn ſie ſtreng ausfallen, Vertrauen verdienen, da ich durchaus kein Lobredner ſeyn will. Die Geſchichtſchreiber wiſſen ſo viel, daß ihnen nicht unbekannt bleiben kann, wie wenig ich mich über die Menſchen, ſelbſt über die mächtigen, zu beklagen habe; daß, wenn ich nicht das geworden bin, was andere, heißt das indem ich mir Mühe darum gab, die Schuld lediglich an mir liegt, weßhalb ich nicht den Unzufriedenen und Getäuſchten beizuzählen bin. Auch das wiſſen ſie vielleicht, daß ich im Rufe eines ziemlich aufmerkſamen, genauen und ſcharfſichtigen Beobachters ſtand und das Böſe, das ich miterlebte, weit lieber der Schwachheit als abſichtlicher Bosheit zur Laſt legte. Von dieſem Standpunkte aus geſammelte Materialien fehlen allzu häufig, als daß die künftigen Geſchichtſchreiber nicht reichlichen Nutzen aus meinen hinterlaſſenen Papieren ziehen könnten. Frankreich kann mir einmal dankbar dafür ſeyn. Wer weiß, ob ich es nicht dieſer Arbeit meines Greiſenalters zu danken haben werde, daß mein Name mich überlebt? Es wäre doch ſpaßhaft, wenn die Nachwelt von mir ſagte: der einſichtsvolle, der ernſte Beranger! Und warum nicht?"

Dieſes wunderliche Verſprechen hat Beranger vierundzwanzig Jahre überlebt, alſo hinlänglich Zeit gehabt, ſeine Erinnerungen zu Papier zu bringen. Daß ſie nicht werthlos wären, glaube ich gerne; aber hat er wirklich eine derartige Arbeit hinterlaſſen? Sein Teſtamentsvollſtrecker hat der Kaiſerin hundert ungedruckte Lieder des Verſtorbenen überreichen dürfen; von Memoiren iſt nirgends die Rede geweſen, und ich bin feſt überzeugt, daß ſie niemals zu Tage kommen werden. Beranger war Dichter, dieß aber auch ganz und ſonſt nichts. Viele ſeiner Briefe, die zur Oeffentlichkeit gelangten, ſind in einem reizenden Style geſchrieben, näher beſehen jedoch weiter nichts als in Proſa überſezte Lieder, ſo fein, ſo geiſtvoll, ſo ſchlagend ſind die Wendungen. Zum wirklichen Proſaiker fehlte ihm nicht weniger als alles, und gewiß zu ſeinem Glück, da das Volk wohl zu dichten, aber niemals zu ſchreiben verſteht. Selbſt die vierzehn Seiten lange Vorrede zu der Geſammtausgabe ſeiner Lieder iſt ſchwerfällig, ohne logiſchen Zuſammenhang, offenbar mühſam gedacht und geſchrieben. Man kann faſt mit Sicherheit annehmen, daß Beranger ein inſtinktmäßiges Gefühl davon hatte und darum nicht einmal den Verſuch, in Proſa zu ſchreiben oder öffentlich zu reden, wagen mochte. Zu der Aufzeichnung abgeriſſener Erinnerungen war allerdings keine glänzende Darſtellung erforderlich, und doch iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß Beranger ſchon bei dem erſten Schritte, den er auf der für ihn abſchüſſigen Bahn that, das Unzureichende ſeiner Kraft fühlte und ſich ganz davon enthielt. Mir kommt es vor, daß die nüchterne Beſonnenheit, einen Lieblingsgedanken fallen zu laſſen, weil man ſich nicht Mannes genug fühlt, ihn auf eine würdige Weiſe durchzuführen, für

den Namen Berangers weit ehrenvoller iſt, als wenn er ganze Bände ſchlechtgeſchriebener Memoiren hinterlaſſen hätte. Doch will ich hier nicht vorgreifen.

Um ſich eine ungefähre Vorſtellung davon zu machen, wie der Pariſer, dem fortwährend die renommirteſten Couplets der jüngſten Vaudeville in den Ohren klingen, über das Volkslied denkt, braucht man gegenwärtig nur in den Hippodrom zu gehen. Der Hippodrom iſt im Verhältniß zu den beiden Cirques, welche Paris in den Champs Elyſées und auf den Boulevards beſitzt, was die Arena oder das Sommertheater in Wien und Berlin den bedachten und regelmäßigen Bühnen gegenüber — ein offener Platz, auf dem equeſtriſche Spiele auf hohem Fuß gegeben werden, in Verbindung mit Seiltänzerei, aufſteigendem Luftballon und andern Raritäten, wie die beiden Aztekenzwerge. Der Avenue de l'Impératrice zulieb, welche die elyſäiſchen Felder mit dem Boulogner Wäldchen verbindet, mußte der Hippodrom von dem Triumphbogen hinweg weiter nach Paſſy verlegt werden, faſt zu weit abſeits für einen Zuſchauerraum, der dreitauſend Sitze hat. Die Direktion mußte deßhalb Bedacht darauf nehmen, durch etwas noch nicht Dageweſenes die Pariſer zu locken, und eine ſolche Novität im transcendentalſten Bereiterſtyle ſind die »Chansons populaires de la France, grande pantomime équestre, mêlée d'áneries, de fantasias et de trespignées. De M. M. Arnault aîné et E. Bourget. Musique de M. Varney. Décors de M. Wagner. Ballet de M. Monnet. Costumes dessinés par M. Baric.«

Gewiß ſchüttelt mancher Leſer dabei ungläubig den Kopf und ſchilt auf die verwünſchten Pariſer Blagues, die den Mund ſo voll nehmen, als gälte es den Mond mit den Zähnen zu faſſen. Gib dich indeß zufrieden, liebe Ungeduld. Die meiſtentheils mittelalterlichen Coſtüme allein haben mehr gekoſtet als die Inſceneſetzung des Propheten in Paris, Berlin und St. Petersburg. Die Sache hat inſofern ihre ernſte wie ihre komiſche Seite.

Die erſte Scene zeigt im Hintergrunde Gai-Savoir (bekanntlich das Kunſtwort für die Troubadourspoeſie), die Hauptſtadt des Liedes in der Provinz Pont-Neuf, das heißt: Paris. Im Vordergrunde ſitzt die Liederkönigin auf dem Throne, traurig und in ſich verſunken, ohne daß die luſtige Melodie: »Elle aime à rire, elle aime à boire!« ſie aufzuheitern vermag. Beſorgt blickt die Königin auf ihr niedliches, leicht geſchürztes Töchterlein Gaudriole, das auf dem Schooße ihrer Tante Urlurette eingeſchlafen iſt. Da erſcheint Oncle Pont-Neuf, mit einem zwei Fuß langen Kammerherrnſchlüſſel ausgeſtattet, mit der traurigen Botſchaft, daß auch ſeine dreißigſte Reiſe, in der Abſicht, für Gaudriolchen einen prinzlichen Bewerber aufzutreiben, fruchtlos geblieben ſey. Es heiße allgemein, die Prinzeſſin trage ſelbſt im Bilde die Schultern zu bloß, und Keiner wolle anbeißen. Das Lied hat deßhalb alle Großen und Vaſallen zu einer Reichsverſammlung einberufen und die Pagen Flon-Flons, dralle Bereiterinnen, verkünden es bei Trompetenſchall an den vier Ecken des Hippodroms, worauf der Zug ſich von der Eſtrade aus in Bewegung ſetzt, Gaudriole auf einem Palanquin kokett ausgeſtreckt, und in der Mitte der Arena Platz nimmt. Es erſcheinen die notabelſten Volkslieder: — Der Grimacier, den Eſel der Belle Bourbonnaiſe führend, wozu jedesmal die Muſik die betreffende Melodie ſpielt.

Dans Paris, la grand' ville,
Garçons, femmes et filles
Ont tous le coeur débile,
Et poussent des hélas! ah! ah! ah! ah!
La belle Bourbonnaise,
La maîtresse de Blaise,
Est très-mal à son aise,
Elle est sur le grabat, ah! ah! (huit fois)

Sodann ein franzöſiſcher Gardiſt, am Stricke den Eſel der Madelon Friquet führend; der Mitron mit dem Eſel der Boulangère; Colin und Colinette:

Colinette au bois s'en alla
En sautillant par-ci, par-là;
Trala déridéra, trala déridéra.
Un beau monsieur la rencontra,
Frisé par-ci, poudré par-là,
Trala déridéra, trala déridéra.
»Fillette, où courez-vous comm' ça?«
»Monsieur, je m'en vais dans c' p'tit bois-là,
Cueillir la noisette.«
Trala déridéra, trala déridéra.
N'y a pas d'mal à ça,
Colinette,
N'y a pas d'mal à ça.

Fanfan la Tulipe und auf dem Eſel Madame Grégoire, die berühmte Schenkwirthin Berangers:

C'était de mon temps
Que brillait Madame Grégoire.
J'allais à vingt ans
Dans son cabaret rire et boire,
Elle attirait les gens
Par des airs engageants.
Plus d'un brun à large poitrine
Avait là crédit sur la mine.
Ah! comme on entrait
Boire à son cabaret!

Digitized by Google

Beau Narciſſe und Gentille Annette; Monſieur und Madame Denis in einem von einem Amor gelenkten Kütſchchen; der Student und die Griſette; Babet, die Haushälterin, und Roger Bontemps, eine Lieblingsfigur der Franzoſen:

Eh gai! c'est la devise
Du gros Roger Bontemps.

Weiterhin Ami Pierrot mit einem Lichte, das nicht brennt; Gevatter Guilleri; Monſieur Dumollet:

Bon voyage,
Cher Dumollet,
A Saint-Malo débarquez sans naufrage.
Bon voyage,
Cher Dumollet,
Et revenez si le pays vous plàit.

Endlich der prächtige Cadet Rouſſelle:

Cadet Rousselle a trois chapeaux;
Les deux ronds ne sont pas très-beaux,
Et le troisième est à deux cornes:
De sa tête il a pris la forme.
Ah! ah! ah! mais vraiment,
Cadet Rousselle est bon enfant.

Nachdem alle die mehr oder weniger grotesken Paare vor der Liederkönigin und ihrem Hofſtaate gehörig Reverenz gemacht, kommt die Reihe an Ritter und Edelleute. In erſter Linie Monſieur und Madame de Marlbrough, den Goethe nicht los werden konnte.

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine:
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra.

Sodann Monſieur de la Paliſſe mit Frau Gemahlin, gefolgt von Sire und Dame de Franc-Boiſy, deren Adelsbrief zwar erſt einige Jahre alt, darum aber nicht weniger populär iſt als alle andern zuſammen. Den Zug beſchließt Mère Camus, verfolgt von den Schlingeln und Bengeln der Grenouillère.

Da mit einem male erſcheint Papa Luſtucru und jammernd und wehklagend hinter ihm her Mama Michel, der er ihre Katze geſtohlen und als Haſenpfeffer aufgetragen hat.

C'est la mère Michel qui a perdu son chat,
Qui cri' par la fenêtr', qui est-c' qui lui rendra,
Et l'compèr' Lustucru qui lui a répondu:
»Allez, la mèr' Michel, votre chat n'est pas perdu.«

Nach dieſem Zwiſchenfall wird Prinzeſſin Gaudriole mit fünfhundert Windmühlen Heirathsgut feierlich ausgeboten. Kaum aber, daß Freund Pierrot Luſt zum Wageſtück zeigt, ſchießen ihm ſchon beim Anblick des Brautrings zwei urweltliche Hörner am Kopfe hervor, eine Wendung, die ſo ganz und gar dem franzöſiſchen Geſchmacke entſpricht, daß die ganze Schnurre ſich ſelbſt richtet. Pierrot, dem ſeine Hörner bange machen, ſucht zu entwiſchen, wird jedoch von den Paladinen eingeholt und Pont-Neuf weiſt den getreuen Unterthanen den ſchrecklichen Kellerſchlüſſel vor. Doch alles vergebens: ſie wollen lieber im Keller eingeſperrt ſeyn, als das Schickſal des Sire de Franc-Boiſy, des Schenkwirths Grégoire, des Ehegemahls der Bäckerin und der Müllerin, ſo wie der übrigen Cadet Rouſſelles theilen. Gaudriole benimmt ſich dabei zwar unartig genug, bläſt den widerſpenſtigen Freiern wohl auch den Cigarettenrauch in's Geſicht, aber zuletzt übermannt ſie doch der Aerger, und Doktor Iſambart (Eiſenbart) mit einer ganzen Batterie von Spritzen und Mörſern muß zu Hülfe gerufen werden. Nach längerem Nachdenken kommt dem berühmten Schüler des Aeſculap ein Einfall, er ſchlägt ſich vor die Stirne, läßt eine Champagnerflaſche knallen und an dem darin enthaltenen Grüneberger erwacht die Prinzeſſin richtig aus ihrer Ohnmacht.

Sofort wird unter den die Hand der Aermſten Ausſchlagenden gelost, wer von ihnen den Zweikampf mit den ritterlichen Palatinen Marlbrough, de la Paliſſe, Franc-Boiſy und Compère Guillerie zu beſtehen hat. Das Loos beſtimmt Damollet, Cadet-Rouſſelle, Roger-Bontemps, Ami Pierrot, die gleich darauf über und über in Stroh gekleidet, auf ſtrohbedeckten Pferden mit einem hölzernen Säbel und einer ſtrohernen Piſtole auf dem Kaufplatz erſcheinen. Der Zufall will, daß ſich gerade der gute König Dagobert mit ſeinem Sohne Occuli bei der Liederkönigin zum Beſuche einfindet, und wer ſollte ſich beſſer zum Kampfrichter eignen, als dieſe köſtliche Figur des franzöſiſchen Volksliedes!

Le bon roi Dagobert
Avait sa culotte à l'envers;
Le grand saint Eloi
Lui dit: O mon roi!
Votre majesté
Est mal culotté.
C'est vrai, lui dit le roi,
Je vais la remettre à l'endroit.

Schade nur, daß die Strohritter nirgends Stand halten und jedesmal das Weite ſuchen, wenn die darob in Verzweiflung gerathenden Paladine ihnen auf den Leib rücken, bis mit niedergelaſſenem Viſir in einer

Arlequinsrüſtung, mit dem Motto: »Castigat ridendo mores,« ein unbekannter Ritter an den Schranken erſcheint und die Liederkönigin um Erlaubniß bittet, das Kampfſpiel zu wagen. Darüber iſt Prinzeſſin Gaudriole ſo entzückt, daß ſie dem Unbekannten eines ihrer Strumpfbänder darreicht; die Partei Dumollet-Rouſſelle aber, wie ſie nur den einen Gegner vor ſich ſieht, faßt ein Herz und ſtellt ſich — etwa zum Kampfe mit dem Degen? O nein, der große Unbekannte hat ſich vom alten Dagobert einen Knoten Schweinsblaſen darbieten laſſen, womit er auf die Eheſtandsverweigerer ſo unbarmherzig einpaukt, daß dieſe ſich eiligſt aus dem Staube machen.

Der Sieger ſchlägt das Viſir auf, gibt ſich als Ritter Vaudeville, d. h. Sangpoſſe, zu erkennen, und bittet um die Hand der mißkannten Gaudriole, die ihm natürlich nicht verweigert wird. Zum Schluſſe der Triumphwagen der Lieder, auf dem kleine Knaben und Mädchen Schäfertänze aufführen, während rings um den Wagen die übrigen Mitſpielenden in grotesken Sprüngen ſich bewegen. Zu verwundern iſt nur das Eine, daß die Direktoren in einer Stadt wie Paris, wo man die Gelegenheit ſo geſchwind und ſicher am Schopfe zu faſſen verſteht, nicht auf den nahe liegenden Einfall kamen, ſich den Tod Berangers zu Nutzen zu machen und den Zuſchauern mit ſeiner lorbeerbekränzten Büſte eine Ueberraſchung zu bereiten. Ich bin überzeugt, die Kaſſe würde es nicht zu bereuen gehabt haben.

Wie geſagt, wenn jemand in Deutſchland es wagen wollte, das deutſche Volkslied durch ſolche Mittel dramatiſch-equilibriſtiſch zu feiern, ich glaube die Leute würden ihn ſteinigen oder — auslachen. Dagegen iſt es ganz bezeichnend für den franzöſiſchen Geſchmack, daß auf die ſchlüpfrigen Zweideutigkeiten des Volksliedes das Hauptgewicht gelegt und keine paſſendere Verbindung ausfindig gemacht wird als die Verbindung Gaudrioles mit dem Vaudeville, des Volksſchwankes mit dem Couplet des Singſpiels. Das heißt doch mit klaren Worten dem Volkslied ſeine volksthümliche Farbe abſtreifen und aus der Alpenroſe eine ſtädtiſche Zierpflanze machen.

Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es mit den franzöſiſchen Volksmelodien. Einige wenige ausgenommen, die wirklich volksthümlich klingen, ſind dieſelben in der Regel nichtsſagend und in jenem hüpfenden Rhythmus geſchrieben, der recitativiſch über das Thema hinwegſpringt und nichts mehr ſcheut, als den Ton voll und rein ausklingen zu laſſen. „Es ſteckt nichts drin," würde Mozart geſagt haben, am allerwenigſten ein Goldhorn Gemüth. Dem Pariſer geht nichts über das »Avait pris femme — Le Sire de Franc Boisy,« ſein Ideal in Dichtung und Muſik.

Adolph Helfferich.

Jakob Ehrlich.

Eine Erzählung.

(Fortſetzung.)

„Wir ſind nun ſo weit, daß wir uns von den Wünſchen und Vorurtheilen dritter Perſonen nicht mehr dürfen beſtimmen laſſen, wenn wir nicht ſelbſt dabei verkommen und zu Grunde gehen ſollen," ſo ſchrieb Jakob an ſeine Braut, ſobald er in der Reſidenz wieder angelangt war und ihr auf drei Bogen ſeinen Plan auseinander geſetzt hatte.

Sie antwortete ihm in der beſten Laune: „Gottlob, daß wir ſo weit ſind, und auch du endlich zu der Einſicht gelangt biſt, daß mit der ewigen Rückſicht auf andere nichts herauskommt, ſo lange man nicht ſeine eigene Sache in Richtigkeit gebracht hat. Nachher mag man ſehen, wie man auch andern helfen und ihren Wünſchen gerecht werden kann; vorher wird's immer nur etwas Halbes und keinem eine rechte Wohlthat ſeyn. — Ich freue mich darauf, als Einnehmerin am Fenſter zu ſitzen, wie deine freundliche Wirthin an der Landſtraße, und in deiner Abweſenheit die Chauſſeezettel heraus zu reichen und das Geld einzukaſſiren. Ich bilde mir nämlich ein, du wäreſt eben einmal auf's nächſte Dorf gegangen, um ein paar junge Schweine einzuhandeln, die wir den Sommer über fett machten von den Abgängen in Küche und Garten, damit ſie uns während der harten Winterzeit tüchtig wirthſchaften

hälfen. Alles Herzeleid unſeres langen, kümmerlichen Brautſtandes aber wäre vergeſſen und begraben, und auch die Mutter hätte ſich mit unſerem Glücke ausgeſöhnt, weil doch nichts mehr daran zu ändern wäre, und hielte das nette Einnehmerhäuschen am Weg nicht zu gering, um ein paar frohe und zufriedene Leute darin zu beſuchen."

Jakob war überglücklich, daß die Braut die Sache ſo heiter und leicht nahm; vielleicht hatte er doch noch gefürchtet, namentlich durch den Einfluß der Mutter, auf kleinliche Standesvorurtheile zu ſtoßen. Er beeilte ſich nun, die geeigneten Schritte zu thun, um ſeinen Zweck zu erreichen, und von allen Seiten wurden ihm die beſten Zuſicherungen gegeben. Schon glaubte er nichts mehr nöthig zu haben, als ſeinen Abſchied einzugeben und zugleich das Geſuch um die gewünſchte neue Anſtellung, deſſen Gewährung ihm im voraus ſicher ſchien, und ſeine ganze Seele war mit frohen, hochzeitlichen Bildern erfüllt, als plötzlich eine neue Schranke ſich ihm und ſeinen Hoffnungen in den Weg ſtellte.

„Sie wiſſen aber doch, lieber Ehrlich," ſagte ihm einer ſeiner vornehmſten Gönner, von dem er ſich eben nach einer ſehr befriedigenden Audienz dankbarlichſt verabſchieden wollte, „Sie wiſſen doch, daß Sie, um das in Rede ſtehende Amt anzutreten, eine Caution von fünfhundert Thalern zu erlegen haben?" Jakob war wie vom Donner gerührt. — „Ich wußte das nicht," ſtammelte er, indem ihm vor Schrecken die dicken Schweißtropfen auf die Stirn traten. „Wenn aber die Bedingung unerläßlich iſt, ſo muß ich das Geld aufzubringen ſuchen." — „Das kann Ihnen bei einer ſo unbedeutenden Summe ja auch nicht ſchwer werden," erwiederte der Gönner mit einem ausdrucksloſen Lächeln. „Sie haben doch gewiß irgendwelche wohlhabende Verwandte; denn von bloßen guten Freunden darf man natürlich in Geldangelegenheiten keine Opfer verlangen."

Halb beſinnungslos ſchwankte der enttäuſchte Candidat die breite, mit Blumen und Teppichen geſchmückte Treppe des vornehmen Mannes hinunter. Vor dem Hauſe hielt ein Wagen und zwei elegante Damen ließen ſich von einem galonirten Diener herausheljen. Jakob grüßte verſtört. — „Soviel für Glanz und Flitter und Nichtigkeiten aller Art, und nicht einen Deut, um das Lebensglück zweier redlichen Menſchen zu gründen!" murmelte er, von bittern Gefühlen übermannt.

Der Tag verging ihm unter vergeblichen Gängen und Vorſtellungen. Er lief von einem Bekannten zum andern, zu allen Juden und Wechslern der kleinen Reſidenzſtadt, um gegen redliche Zinſen das nothwendige Kapital zu entlehnen. Allenthalben ward ihm ein mehr oder minder höflicher, immer aber abſchlägiger Beſcheid; man ſuchte Ausflüchte, man verlangte Sicherheit, man zuckte bedauernd die Achſeln.

Erſchöpft an Leib und Seele warf er ſich Abends auf's Bett und vergrübelte eine unruhige Nacht. Ein Ausweg, ein einziger Ausweg blieb ihm vielleicht noch übrig, aber gerade dieſer war es, den zu verſuchen ihm, ſeiner ganzen Geſinnung nach, am ſchwerſten fiel. Wir haben ſchon erwähnt, daß er eine alte, kinderloſe Tante beſaß, die das Grundſtück ſeiner Eltern an ſich gebracht, und ſich dabei die Leichtgläubigkeit und Geſchäftsunkenntniß ſeiner Mutter auf eine wenig ehrenvolle Weiſe zu Nutzen gemacht hatte. Auf dieſem Grundſtück nun lebte die Alte ſeit mehr als zwanzig Jahren, ohne in dieſem langen Zeitraum ein einziges mal nach ihrem einzigen und nächſten Blutsverwandten zu fragen, oder ſonſt das Geringſte von ſich hören zu laſſen. Jakob erinnerte ſich, daß ſie von ſeinen Eltern für reich gehalten worden war, obgleich ihre Lebensweiſe einem ſolchen Glauben wenig entſprochen hatte; ſie hatte ſich und ihrer alten Magd oft nicht die trockene Brodrinde gegönnt, und war in Kleidern immer ſchlecht, faſt armſelig einhergegangen. Jakobs Vater hatte gemeint, ſie ſey ein harter, eigenthümlicher Charakter, und weil ſie in ihrer Jugend von einem geliebten Manne um ihrer Armuth willen verlaſſen worden, habe ſie von Stunde an, zugleich mit einer finſtern, menſchenfeindlichen Geſinnung, einen leidenſchaftlichen Drang nach materiellem Beſitz bekommen, den bis zu einem gewiſſen Grade zu befriedigen ihr ſpäter durch eine reiche, aber ſehr unglückliche Heirath gelungen ſey; mit dem bald darauf eintretenden Wittwenſtande aber ſey dieſer Drang nur noch ſtärker und ausſchließlicher geworden, und es laſſe ſich nicht abſehen, zu welchen Extremen er einſt noch führen werde.

Wir begreifen, daß Jakob wenig Luſt und Zuverſicht hatte, ſich an eine ſolche Frau mit einer Bitte um Hülfe und Vertrauen zu wenden. Der Erfolg ſchien mehr als zweifelhaft; aber wie er auch anfangs vor dem Gedanken zurückſchrack, ſo war er der einzige, der ihm noch eine entfernte Möglichkeit bot, zu ſeinem Ziele zu gelangen, und er kam nothwendig, ob auch mit Widerſtreben, immer wieder darauf zurück. Seiner Perſon wegen würde er ſich allerdings nie zu einem, nach ſeiner Meinung demüthigenden Schritte entſchloſſen haben, aber er dachte an Minna, wie gern und heiter ſie ſich in ſeinen Plan eingelebt hatte, und wie ſchwer es ihn ankommen müßte, ſie abermals zu enttäuſchen und zu vertröſten.

Digitized by Google

Schweren Herzens alſo rüſtete er ſich zur Reiſe. Unter andern Verhältniſſen, wie freudig bewegt wäre er geweſen bei der Vorſtellung, nach zwanzigjähriger Trennung die vielgeliebte Heimath, den Schauplatz ſeiner Kinderfreuden wiederzuſehen! Jetzt ängſtigte er ſich nur vor der Tante, ihrem harten, höhniſchen Lächeln, vor der kalten, geringſchätzigen Art, mit der ſie ohne Zweifel ſein Anliegen aufnehmen würde.

Der Weg war zu weit, um ihn ganz zu Fuße zurück zu legen, und am erſten Tage mußte Jakob das Poſt- und Eiſenbahngeld an ſich wenden, wenn er am zweiten als rüſtiger Wanderer bei guter Zeit das heimathliche Dorf erreichen wollte. Wiederum hatte er ſchönes, warmes Wetter zur Reiſe. Die Sonne war bereits im Untergehen, als er von einer mäßigen Anhöhe die wohlbekannten, rothen Ziegeldächer überſchaute, die, ihren Kirchthurm in der Mitte, zwiſchen grünen Obſtbäumen gar anmuthig hervorlugten. Von hier nahm ſich die Gegend gar nicht ſo karg und ärmlich aus, und menſchlicher Fleiß hatte auch das Mögliche geleiſtet, um der ſpröden Natur ihre Gaben abzuringen. Weiterhin im Land, da freilich gab es Elend genug, Fabriken und Kohlenwerke und ſelten ein paar angebaute Felder. Jakob wußte das wohl, aber dennoch kam ihm dieſes arme, ſtiefmütterlich bedachte Land ſchöner und glücklicher vor, als das reizende Fürſtenthum, in dem er zu leben berufen war, und welches ſich in Wahrheit einem paradieſiſchen Garten vergleichen konnte. Hier, hier allein hätte er leben und ſterben mögen!

Das Haus ſeiner Eltern, Tante Julianens Haus, lag unter den andern Häuſern im Dorfe. Er beſchloß, ehe er es aufſuchte, noch einen Umweg über den ländlichen Kirchhof zu machen, und es freute ihn, ſeines Vaters Grab in gutem Stande zu finden. Die Natur hatte die Stelle des Gärtners vertreten und es mit beinahe handgroßem Epheu dicht überzogen, deſſen erſte, zarte Ranken Jakob ſelbſt noch als Knabe unter heißen Thränen gepflanzt zu haben ſich erinnerte. — Erregten Herzens, mit feuchtſchimmernden Augen, die theilnahmsvoll an jeder Hütte, an jedem Stein, an jeder Sonnenblume haſteten, die etwa die Zierde eines einfachen Bauerngärtchens war, ſchritt er dann die Dorfſtraße entlang, immer näher und näher Tante Julianens Wohnung, welche eben durch die letzten, ſchräg und röthlich fallenden Sonnenſtrahlen verklärt wurde.

Einen Augenblick mußte er ſtehen bleiben und ſich ſammeln beim lang entbehrten und doch ſo vertrauten Anblick; und ſiehe, faſt wie ein Traum wollte es ihn bedünken, daß Tante Juliane, juſt wie beim Abſchied vor zwanzig Jahren, ihren Kopf durch's weinbelaubte Fenſterchen ſtreckte und mit vor die Augen gehaltener Hand die Straße hinauf ſah. Aber, guter Gott! was war das für ein alter, ſonderbarer Kopf, von einem ſchlechten grellfarbigen Tuche, unter dem das dünne, weißgraue Haar wirr und wüſt hervor ſah, nachläſſig umwunden! Was für eine harte, gelbe, runzlige Hand, in die das Leben ſeine unzähligen tiefen Furchen gezogen hatte! Nicht um Jahrzehnte, um Jahrhunderte ſchien Frau Juliane gealtert zu ſeyn; aber immer noch waren es ihre ſcharfen, eigenthümlichen Züge, die ſich mit den Jahren zu einer wahrhaft entſetzlichen Vogelähnlichkeit ausgebildet hatten; immer noch war es das alte höhniſche Lächeln, welches auf ihren dünnen, blutloſen Lippen lag, und auch das untrügliche Sperberauge von ehmals ſchien ſie ſich bewahrt zu haben, denn auf den erſten Blick erkannte ſie den Neffen, den ſie doch ſeit ſeinen Knabenjahren nicht geſehen hatte.

„Sieh da, mein Junge! läßt dich auch einmal ſehen?“ rief ſie ihm entgegen, mit einer Stimme, die zugleich ſo ſchrill und ſo heiſer klang, daß Jakob, trotz ſeiner ſtarken Nerven, einen gelinden Schauer fühlte. „Je nun, auf dem Dorfe kann man ſchon etwas wagen; da nehmen's die Leute nicht ſo genau, zu wem man redet und ſteht, und ob man elende, hinfällige Verwandte hat. Möchte dir nicht in der Reſidenz unter deinen ſchmucken Kameraden begegnen; würdeſt wohl gar der armen alten Juliane, deiner leiblichen Tante, den Rücken kehren, als ob ſie ein fremdes Bettelweib wäre!“

„Ich denke,“ erwiederte Jakob, von dieſem ſeltſamen Empfange betroffen, zugleich aber hoch erröthend, da er ſich an ſeiner tüchtigſten und empfindlichſten Seite, in ſeiner ehrlichen Geſinnung ſelbſt angegriffen ſah, „ich denke, daß ich noch niemals einen rechtſchaffenen Menſchen um ſeiner bloßen Außenſeite willen verleugnet habe, und daß ich auch, ſo Gott mir beiſteht, mir ſelber ſolche Schande niemals anthun werde.“

„Wohl geſprochen, mein Junge, wohl geſprochen!“ lachte die Alte. „Es muß einer etwas von einer guten, ſelbſtſtändigen Natur in ſich haben, der ſo was von ſich behaupten kann. Laß dich einmal anſchauen, Junge! Sieh da, du haſt ein ziemlich ehrliches Geſicht! Aber bei mir kann dir's nicht helfen, denn ich habe einen Schwur gethan, mein Lebtag keinem Menſchen auf ſein ehrlich Geſicht hin zu trauen, am wenigſten aber einem armen, hungrigen Lieutenant, der von einer hübſchen kleinen Erbſchaft Witterung hat.“

„Tante!“ rief Jakob, nur mühſam an ſich haltend. — „Hoho, mein Junge, du brauchſt dich darum nicht zu ereifern! Ich kenne die Welt, kenne die Menſchen, die Armen und die Reichen, die Jungen und die Alten. —

Geld, Geld! das iſt ihre Loſung allerwärts — dafür verrathen ſie Weib und Kind, dafür wünſchen ſie Vater und Mutter unter die Erde — warum alſo nicht eine alte geizige Tante? — Wenn du aber um der Erbſchaft willen gekommen biſt, mein Junge, ſo mache nur getroſt wieder Kehrt! Ich ſage es dir gerade heraus, du haſt dir die Schuhſohlen vergeblich abgelaufen; die alte Juliane iſt erſt ſiebenundſiebzig alt und hat nicht die mindeſte Luſt vor dem hundertſten Jahre dahinzugehen. Ja, wer weiß, ob ſie es nicht auf etliche Hunderte bringt bei dem einſamen, abgeſchiedenen Leben, das ſie führt? Man hat ſchon tauſendjährige Kröten in einem Steinſpalt gefunden."

Jakob konnte bei ſolchen unheimlichen Reden ein leiſes Grauen nicht unterdrücken; er ſtarrte mit einem ängſtlichen Blick Tante Julianen in's Geſicht, ob ſie auch bei ſich ſey, oder vielleicht irre rede; aber ſie ſchien dieſen Blick zu verſtehen, denn ſie erwiederte ſogleich mit ſpöttiſchem Grinſen: „Brauchſt dich vor mir nicht zu fürchten, mein Sohn, ich bin eine ehrliche Frau, die keinem etwas zu Leide thut. Wär' ich's nicht, könnte ich dich hübſch an der Naſe herumführen, mich von dir pflegen und hätſcheln laſſen, wie eine rechte Erbtante, und dir doch nachher in meinem Teſtamente ein Schnippchen ſchlagen. Aber ich verachte Lug und Trug, und um kein Haarbreit ſollſt du darüber in Zweifel ſeyn, wie du daran biſt mit deiner alten Tante Juliane. Mein Teſtament liegt wohl beglaubigt und verſiegelt auf dem Werneburger Gericht, und meine Erben ſind die Herren Patres von der Sankt Benediktsabtei — du kennſt ja das alte Kloſter, mein Junge, da drüben auf dem Berge. — Ja, ja, werden ſich ſchön wundern, die Herren Patres, wenn ſie der alten Juliane über ihren letzten Willen kommen! — Bin im Leben ihre Freundin nicht geweſen, habe ihnen ein Geſicht gezogen, ſo oft ſie an meiner Hütte vorübergingen, daß ſie ein heiliges Entſetzen darüber empfanden; und nach meinem Tode werden ſie wohl gar eine Meſſe leſen für meine arme, proteſtantiſche Seele! — Aber auf alle Fälle iſt's beſſer den Feind, als den Freund zu ſeinem Erben einzuſetzen."

Jakobs Geduld war zu Ende. „Ich bin nicht der Erbſchaft wegen gekommen, Tante Juliane, das ſchwöre ich Ihnen zu bei der Aſche meines Vaters, der Ihr leiblicher Bruder war!" ſagte er, in Blick und Ton den aufſteigenden Unwillen nur ſchlecht verbergend. „Eine andere, wiewohl auch eigennützige Abſicht hat mich zu Ihnen geführt, die ich Ihnen offen ausſprechen will, ſobald Sie mir nur den Eintritt in Ihre Wohnung geſtatten, denn von der Straße aus kann ich nicht mit Ihnen unterhandeln."

Die Alte nickte und kicherte und wunderte ſich, daß ſie einen Gaſt aufnehmen ſolle in ihre arme, elende Hütte, ſchlurfte aber doch endlich vom Fenſter hinweg und erſchien an der Hausthür, dieſelbe mit einem großen roſtigen Schlüſſel öffnend.

Jakob erſchrack vor ihrer zerlumpten Geſtalt. „Wofür ſollte ich mich putzen und mein morſches Gerippe mit ſchönen Kleidern behängen?" fragte ſie ſpöttiſch, als ob ſie in ſeiner Seele geleſen hätte und auf ſeine Gedanken Antwort gäbe. „Mit Menſchen gehe ich nicht um, und meine Ziege und meine alten Hennen, die meine ſteten Gefährten ſind, ſind längſt an meinen Anblick und meine Lumpen gewöhnt. Oder ſollte ich mich etwa ſchön machen für die Würmer, wenn ſie, Gott ſey's geklagt! einſt über meinen armen Leichnam kommen werden? Vor fünfzig, vor ſechzig Jahren, da freilich war es etwas anderes. Da trug ich mich auch hübſch ſauber und nett, brannte mir Locken, ſchnürte mir die Hüften und fing die Herzen der Männer in einem blanken ſeidenen Netz. — Aber fünfzig Jahr ſind vergangen wie ein Hauch!" fügte ſie nachdenklich hinzu mit einem faſt ſchwermüthigen Klange.

Sie hatte unter dieſen Worten ihren Gaſt in die Stube geführt, die einſt ſeinen Eltern als hübſches, behagliches Wohnzimmer gedient hatte, und jetzt ein Bild des wüſteſten Schmutzes, der äußerſten Unwohnlichkeit bot. In allen Winkeln webten die Spinnen, vielleicht ſeit Jahren ungeſtört, ihr graues, einförmiges Netz, die Fenſter waren erblindet, die Simſe mit fingerhohem Staube bedeckt, die Dielen vermorſcht und kaum kenntlich unter Unrath aller Art. Vergeblich ſah man ſich um nach einem einzigen Stück brauchbaren, gemüthlichen Hausraths, man hätte denn müſſen den hölzernen, dreibeinigen Schemel dafür nehmen, der am ausgebrannten Kamin ſtand und wahrſcheinlich der Alten zu ihrem gewohnten Sitze diente, denn um ihn herum hatten ſich die Ziege und die Hennen gelagert, wie Vaſallen um den Thron ihres Fürſten. Auffallend waren dagegen einige mächtig große, kunſtvoll gearbeitete Schränke von dunklem Holze und mit ſeltſamen Schlöſſern verſehen, die an den Wänden entlang ſtanden und dem übrigen unſaubern Verfall wenigſtens einen kleinen Reiz des Geheimnißvollen liehen.

Jakob hatte das Gefühl, als ob er ſich plötzlich in eines ſeiner alten Kindermährchen verſetzt ſähe, in denen verzauberte Höhlen und alte boshafte Weiber eine Hauptrolle geſpielt; aber er tröſtete ſich, mit ſich ſelbſt ſcherzend, daß dieſe Mährchen ja immer ein gutes, wo nicht gar ein goldenes Ende nehmen, und die bedrohte Unſchuld, wenn ſie ſich ſonſt nur tapfer gehalten, niemals zu Schaden kommt.

Digitized by Google

„Und hier wohnen Sie, Tante Juliane? hier ganz allein?“ fragte er, indem er noch immer zögernd und verwundert um ſich ſchaute. — Die Alte nickte gleichmüthig mit dem Kopfe. — „Ich wohne mit meinen Thieren, und Thiere ſind treuer als Menſchen,“ ſagte ſie, ſich langſam am Kaminrande niederkauernd, während ſie noch genug gaſtliche Sitte zeigte, um ihren Beſuch auf den einzigen dreibeinigen Schemel zu nöthigen.

„Bis vor zehn Jahren,“ fuhr ſie fort, „habe ich mit einer alten Magd zuſammen gehaust, die mir gleich an Jahren und von Kind auf bei mir geweſen war; ich hatte ſie aus dem elterlichen Hauſe mit hinüber in den Eheſtand und aus dieſem wieder mit hinein in den Wittwenſtand genommen, und fünfzig Jahre war's gegangen, aber da ging's nicht länger. Die Perſon wurde diebiſch und unzuverläſſig in ihren alten Tagen, und einmal ertappte ich ſie, wie ſie meiner beſten Henne ein ſchönes, großes Ei noch warm unter'm Leibe wegmauste — aus Hunger, wie ſie ſagte, und wie die faulen, unredlichen Mägde ſich alle herauszureden ſuchen. Aus Hunger! Bah! Mit dem Magen iſt's ein eigen Ding; man kann bei vielem und bei wenigem beſtehen, und ich für meinen Theil denke bei meiner Haferſuppe alt genug zu werden, um noch manches wohllebenden Thoren Sterbeglöckchen läuten zu hören. — Um wieder auf die Magd zu kommen: ich ſagte ſie weg, als der Diebſtahl heraus war, und warum ſollte auch ich alte Frau mit meinem bischen Leben nicht allein fertig werden? Die Suppe kocht faſt von ſelbſt, mein Bett iſt leicht ein wenig aufgerüttelt und kehren und fegen thue ich ſchon lange nicht mehr, um das kleine Gethier nicht in ſeinem harmloſen Weben zu ſtören. Was ich brauche für meinen täglichen Unterhalt, gibt Feld und Garten her ohne große Mühe, und wenn ich auch bei beſſerer Wirthſchaft für den Verkauf etwas gewinnen könnte, ſo viel iſt's mir nicht werth, als mir der Verkehr mit den Menſchen läſtig und unwerth wäre.“

Die Stunde des Abendeſſens kam heran und Tante Juliane hinkte hinaus, um gleich darauf mit zwei hölzernen Näpfen voll Haferſuppe wieder zu kommen, die in Ermanglung eines Tiſches jeder von ſeinen Knieen verzehren mußte. Jakob aß mit lebhaftem Widerwillen, aber er dachte, daß Leben und Lieben dem Menſchen mancherlei Opfer auferlegen, und daß ein rechter Mann weder vor kleinen noch vor großen zurückweiche. Er wollte denn auch endlich, als die Suppe verzehrt und die Näpfe wieder hinausgetragen waren, mit ſeinem Anliegen hervorrücken, aber die Alte bedeutete ihn, das habe Zeit bis morgen, jetzt müſſe man ſich zur Ruhe begeben, da Ziege und Hennen ſchon längſt mit gutem Beiſpiel vorangegangen. Sie leuchtete ihm hinauf in eine kleine Bodenkammer, wo ſie ihm aus Stroh und alten Lumpen ein keineswegs gemüthliches Lager ſchichtete und ihm gute Nacht wünſchte, mit dem entſchuldigenden Zuſatz, daß er ſchon ſo fürlieb nehmen müſſe bei einer alten Frau, die nicht mehr auf Gäſte eingerichtet ſey.

(Schluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, November.

Die Kanonen von Sebaſtopol und die Einnahme von Delhi. — Der literariſche Koch Soyer. — Der Mantelſack mit dem eingeſalzenen Leichnam. — Die Bankerotte.

Ich war kürzlich in Blackburn in Lancaſhire. Dieſe Stadt hat in ihrem Park zwei ruſſiſche Kanonen ſtehen, die von der Einnahme Sebaſtopols herrühren. Als ich aus dieſen Kanonen ſchießen hörte, was den Einwohnern von Blackburn die Einnahme von Delhi verkünden ſollte, verknüpften ſich in meinem Geiſte unwillkürlich Delhi und Sebaſtopol. In der Stadt ſelbſt freilich dachte wohl kein Menſch daran, daß es ohne den Fall Sebaſtopols den Engländern unmöglich geweſen wäre, den Fall Delhis den Einwohnern Blackburns mit Kanonendonner zu verkündigen; denn vor dem Falle Sebaſtopols hatte Blackburn nie Kanonen beſeſſen. Delhi und Sebaſtopol liegen jetzt in der Zeit eben ſo weit auseinander, als ſie im Raume auseinander liegen. Es iſt als ob Sebaſtopol nie für die Engländer exiſtirt hätte, Delhi allein füllt im Augenblick ihre ganze Seele aus. Ich für meinen Theil

Digitized by Google

konnte nicht umhin, ſofort nach dem Parke zu eilen und die beiden Kanonen in Augenſchein zu nehmen, die, eben ſo wie ich, Fremde in dieſem Lande ſind, und denen es beſchieden ſeyn ſollte, nach all den ſeltſamen Schickſalen, die ſie erlebt, nun noch ein ſo ſeltſames Ereigniß in einer ſo ſeltſamen Stellung zu verkündigen.

À propos von Sebaſtopol muß ich eines Mannes gedenken, deſſen Namen in allen Journalen mit den größten Lobeserhebungen genannt wird. Dieſer Mann iſt kein anderer als der literariſche Koch Soyer, der jetzt wieder ein Buch unter dem Titel: »the culinary campaigne of Sebastopol« veröffentlicht hat, das die größeren wie die kleineren engliſchen Journale, trotz der langen Zeit, die ſeit dem ruſſiſchen „Küchenfeldzuge" verfloſſen, und ungeachtet der weit ernſteren Begebenheiten, die jetzt das Publikum beſchäftigen, mit der größten Umſtändlichkeit zu beſprechen ſich verpflichtet halten. Daß das Buch weder in politiſcher noch in literariſcher Hinſicht ſo großen Werth beſitzt, um dieſen gleichzeitigen enthuſiaſtiſchen Ausbruch aller Journale zu rechtfertigen, verſteht ſich von ſelbſt. Was dem Buche dieſe Aufmerkſamkeit von Seiten der Preſſe verſchafft, iſt allein der politiſche Einfluß, die ſociale Stellung, welche der literariſche Koch in England ſich zu verſchaffen gewußt hat. Soyer war früher der erſte Koch in einem ariſtokratiſchen Londoner Club, wo er Gelegenheit hatte den ſpeciellen Appetit der größten Staatsmänner zu ſtudiren, deren Gunſt er ſich beſonders dadurch zu erwerben verſtand, daß er mit dem größten Fleiß die sauce piquante componirte, die dieſem und jenem blaſirten Magen am meiſten zuſagte. Von hier datiren ſeine vornehmen „Relationen," die ihm ſpäter den Geſandtſchaftspoſten eines mit unbegrenzter Vollmacht ausgeſtatteten Kochs für die Armee in der Krim verſchafft haben. Daß er auf dieſe Weiſe den pot-au-feu politiſch auszubeuten verſtand, wird ihm kein Menſch verübeln, eben ſo wenig, daß er, mit dieſer politiſchen Ausbeutung nicht zufrieden, nun auch eine literariſche Sauce auftiſcht. Daß aber die engliſchen Journale dieſe Sauce dem Publikum als ein geniales Machwerk anpreiſen, das begreift nur, wer die hieſigen geſelligen Zuſtände kennt. Aus der zwei Columnen langen Beſprechung, welche die Times dem literariſch-politiſchen Koch widmet, heben wir beſonders eine Wahrheit hervor, die wir der Betrachtung der Leſer empfehlen. Bisher hatte man geglaubt, wie die Wahrheit ſtecke auch der Muth im Weine, und der Wein verheiße gar oft den Menſchen zum Siege. Soyer beſtreitet dieſen Satz, und die Times kann nicht genug Worte der Begeiſterung finden für den Mann, der ſtatt dieſes Satzes einen andern aufſtellt und behauptet, der Muth liege im pot-au-feu, in der Suppe und im Beefſteak, und zum Beweiſe die Thatſache anführt, daß die Engländer erſt dann angefangen hätten bedeutende Vortheile über die Ruſſen zu erringen, als er, Soyer, mit ſeinem neuen Kochapparat und ſeinen Rezepten für Suppen und Rindfleiſch auf dem Schlachtfeld erſchienen. Hierauf geſtützt, nimmt Soyer den größten Antheil am Siege für ſich in Anſpruch, und die engliſchen Journale ſind weit entfernt, ihm dieſen Erfolg ſtreitig zu machen. Man ſieht, wie weit man es in England bringen kann, wenn man nur ariſtokratiſche „Relationen" hat.

Der berüchtigte Nachtjack mit dem zerſtückelten, zerkochten und eingeſalzenen Leichnam nimmt die Aufmerkſamkeit des Publikums noch immer in Anſpruch, trotz aller neuen Mordgeſchichten, die täglich aus Indien gemeldet werden. Die Entdeckungen, zu denen die weitläufigſte Unterſuchung geführt hat, ſind unbedeutend, und zählt man zu dieſer in ſo tiefes Dunkel gehüllten Mordthat die hundert andern Mordthaten, die auch unentdeckt geblieben ſind, ſo darf man ſich nicht wundern, daß der Glaube an die Unfehlbarkeit der engliſchen Polizei ſehr erſchüttert worden iſt. Gehen doch viele in ihren Verdächtigungen ſo weit, daß ſie die Polizei beſchuldigen, ſie habe ein Intereſſe daran, die Thäter unentdeckt zu laſſen. Wie dem ſeyn mag, ſo hat ſich die Regierung, um der öffentlichen Stimmung zu genügen, veranlaßt gefunden, die ausgeſetzte Belohnung von 200 Pfund auf 500 Pfund zu erhöhen und dieſelbe ſogar einem Mitſchuldigen zu Theil werden zu laſſen, wenn er ſich als queen's evidence ſtellt, d. h. wenn er ſeine Mitſchuldigen angibt und ſolche Beweiſe gegen ſie vorbringt, daß ſie der Verurtheilung nicht entgehen können. In dieſem Falle ſoll ihm ſelbſt nicht allein die Belohnung, nicht allein die Freiheit, ſondern auch freie Ueberfahrt nach einer der engliſchen Colonien zu Theil werden, wo er ſich des Blutgeldes in aller Sicherheit erfreuen kann. Die Regierung konnte nicht weniger thun, um das Gefühl der Unſicherheit, das ſich, wie es ſcheint, aller Claſſen der Geſellſchaft bemächtigt hat, einigermaßen zu beſchwichtigen. Daß man in London auf die leichteſte Art von der Welt verſchwinden kann, ohne daß ein Hahn nach einem kräht, davon war man ſo ziemlich überzeugt; daß aber dieſes Verſchwinden mit ſo gräßlichen Myſterien verbunden ſeyn kann, und daß man Leute, die man verſchwinden laſſen, einſalzt, darauf war niemand gefaßt. Daß nun vollends die Polizei nicht im Stande ſeyn ſoll, den Urhebern dieſer Unthat auf die Spur zu kommen, daß das Myſterium, ſtatt ſich aufzuklären, ſich jeden Tag mehr complicirt, und daß dieſes einzige Myſterium hundert weitere zum Vorſchein bringt, das iſt es, was die Londoner Welt mit Entſetzen erfüllt. Täglich werden neue Köpfe und neue Füße herbeigebracht, um ſie dem gefundenen Rumpfe anzupaſſen. Zu der alten Frage, zu welchem Kopfe der Rumpf im Mantelſack gehört habe, kommt die neue Frage, welchen Rümpfen die neu gefundenen Köpfe angehört haben mögen. Eben ſo werden täglich neue Fälle gemeldet von Menſchen, die vermißt werden, und immer ſtellt ſich heraus, daß der vermißte Menſch und der gefundene Leichnam zwei ganz verſchiedene Weſen ſind, ſo daß man ordentlich froh iſt, wenn man wenigſtens den Leichnam des Vermißten auffindet und ſich überzeugt, daß er nicht eingeſalzen worden.

Digitized by Google

Die Angſt vor dem Einſalzen iſt ſo groß, daß man förmlich darüber die Angſt vor dem Garottiren vergeſſen hat.

Die Folgen der Kriſis in Amerika ſind hier zu Lande nicht ausgeblieben. Es ſind bedeutende Bankerotte ausgebrochen; und wie ſehr man ſich auch bemüht, dieſelben der Ueberſpekulation zuzuſchreiben, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß die Handelszuſtände in dieſem Augenblick nichts weniger als geſunder Natur ſind. Merkwürdig iſt, wie die Weiber dieſe Zuſtände zu ihrem Vortheile auszubeuten wiſſen. Geld iſt bekanntlich in dieſem Augenblick ſehr theuer, und viele Handelsleute machen bekannt, daß ſie, um ihre Zahlungen leiſten zu können, ihre Waaren um die Hälfte des Preiſes für baares Geld verkaufen. Kann es für die Weiber eine ſchönere Gelegenheit geben, um ſich Hüte und Shawls billig anzuſchaffen? Nach dieſen Einkäufen ſollte niemand glauben, daß die Geldnoth in England ſo groß iſt. Freilich müſſen die Männer, um das baare Geld, das ihre Frauen zu dieſen Ankäufen brauchen, herbeizuſchaffen, oft acht bis zehn Procent Disconto zahlen; aber was thut das? Die Weiber berechnen, daß trotz dieſes ſehr hohen Satzes die Männer immer noch gewinnen, wenn ſie ſich die Noth der armen Shopkeepers zu Nutzen machen und die Waaren zu fünfzig Procent unter dem Preiſe kaufen. Arme Männer! um die Gelüſte ihrer Weiber zu befriedigen, beſchleunigen ſie nur den Augenblick, wo ſie ihre eigenen Waaren, ſie mögen beſtehen in was ſie wollen, ſelbſt um fünfzig, wenn nicht um mehr Procent unter dem Preiſe verkaufen müſſen.

Wien, November.

Männergeſangverein. — Gewerbsverein. — Karl Schuh. — Zeitungsſtempel. — Die wälſchen Schauſpieler. — Der Tannhäuſer. — Etwas von den Beſtrebungen der Wohlthätigkeit, Menſchenliebe und Volkswirthſchaft.

Der Winter muß ſehr kalt werden, bevor er die offenen Gewäſſer im Freien mit einer Eiskruſte zu überziehen vermag; das Schwimmbecken im Sophienbad bedeckt ſchon der Herbſt mit einem feſten braunen Spiegel. Auf der Fläche, wo vor kurzem noch Vormittags Nereiden, Nachmittags Tritone ſich tauchend und plätſchernd umhergetummelt, vereinigen ſich die getrennten Geſchlechter jetzt zu gemeinſamer Kurzweil. Die hohe luftige Schwimmhalle hat ſich in einen ſchönen Saal verwandelt. Wo Verſchlag an Verſchlag gereiht verſchwiegene Ankleidekämmerchen bildeten, ſtrecken ſich lange Galerien mit gaſtlich gedeckten Tafeln. Den Reigen der Luſtbarkeiten in dieſem ſtattlichen Raume eröffnet gewöhnlich der große Feſtabend des Männergeſangvereines. So iſt es auch dießmal geſchehen. Der Verein verſammelte ſeine Mitglieder, ihre Angehörigen und eine Anzahl von eingeladenen Gäſten. Für Geld ſind in der Regel keine Karten zu haben, doch ſollen dießmal ausnahmsweiſe deren verkauft worden ſeyn; ob für Rechnung der Vereinskaſſe oder unverrechnet, vermag ich nicht zu ſagen, und da die Angabe nur ein Gerücht, enthalte ich mich wie billig jeder Muthmaßung. Der Saal war überfüllt, die Sänger ernteten großen und verdienten Beifall, durch die klangvollen Leiſtungen wob ſich als Silberfaden der Vortrag einer beliebten Künſtlerin der Hofoper. Aus der Mitte des Vereins wird dafür nächſtens ein Sänger zur Oper übergehen. Er iſt ein Doctor der Heilkunde. Dieſer Umſtand gibt natürlich Anlaß, alle die Scherze aus der Rumpelkammer zu holen, welche jemals Martial, „der Verwegene," der unſterbliche Molière und andere große wie kleine Geiſter über Aerzte gemacht, die ihren Beruf aufgeben. Jedenfalls iſt gewiß, daß wir Ueberfluß an Heilkünſtlern, Mangel an guten Opernſängern haben, weßhalb wir uns eben nicht an die Verächter der Jünger Aeskulaps zu halten brauchen, um ein anerkennendes Wort des Behagens für den Uebertritt zu finden. Wir brauchen keine Sorge für die leibliche Sicherheit der Zeitgenoſſen vorzuſchützen, um den ernſtlichen Wunſch zu begründen, daß mit der vorzüglichen Stimme des Doctors auch die andern unerläßlichen Gaben für den neuen Beruf ſich bewähren mögen.

Der Gewerbsverein hat im Oktober ſeine Wochenverſammlungen wieder eröffnet, worin lehrreiche Vorträge eine anregende Beſchäftigung des Geiſtes und damit eine edle Unterhaltung bieten. Es iſt erfreulich zu ſehen, daß dieſer nützliche Verein in einer Blüthe ſteht, welche ſchon durch ihren äußeren Glanz auf zahlreiche und thatkräftige Theilnahme ſchließen läßt. Er hat ſeinen Sitz in einem erſten Stockwerk im Mittelpunkt des ſtädtiſchen Lebens. (Tuchlauben, zwiſchen Kohlmarkt und dem Hohen Markt.) Den Mitgliedern ſteht ein wohlverſehenes Leſezimmer zur Verfügung. Vielleicht habe ich ein andermal Gelegenheit, über die Thätigkeit des Vereins im Ganzen und über die leitenden Perſönlichkeiten näheres zu melden; für heute mögen ein paar Andeutungen genügen, welche mehr die Aufgabe betreffen, welche er ſich geſtellt, als die Ergebniſſe, welche bereits erreicht worden. Das Gewerbsweſen

Digitized by Google

liegt hierlandes theilweiſe noch ſehr im argen. Seit einer Zeit, die uns ſchon ziemlich lange geworden iſt, drehen ſich Verhandlungen und lebhafte, oft ſehr ſtürmiſche Erörterungen um eine gründliche Umgeſtaltung der Zunftverhältniſſe. Die einen wollen das Kind mit dem Bade ausſchütten, andere ohne Kind das ganze Bad, wiederum andere das halbe oder ein Viertel davon. Inzwiſchen muß das arme Kindlein im Bade ſitzen bleiben, worin es ſich offenbar nicht ſehr behaglich fühlt. Der ſtarre Zwang in ſeinen veralteten Formen laſtet um ſo drückender, als die erſte Bedingung fehlt, unter welcher ein gothiſches Zunftweſen (wenigſtens zum Vortheil des Handwerksſtandes) beſtehen kann, nämlich der ſtrenge Zollſchutz. Der Uebergang, in dem die Gewerbsverhältniſſe ſich befinden, überführt den Markt mit fremden Erzeugniſſen, während der einheimiſche Fleiß noch den Block am Beine trägt. Kein Wunder alſo, wenn wir theurer und weniger gut erzeugen. Dieſen letzteren Uebelſtand durch Verbreitung nützlicher Kenntniſſe zu heben, iſt eine der Aufgaben des Vereins. Sie wird unter anderem durch Darlegung von bereits erzielten Ergebniſſen befördert. So hat neulich in einer Wochenverſammlung Herr Schuh eine Anzahl von Erzeugniſſen ſeiner galvanoplaſtiſchen Anſtalt vorgelegt und erklärt. Vermittelſt einer Erfindung, die ſein Geheimniß iſt, macht Hr. Karl Schuh die bildende Kunſt dem täglichen Gebrauch dienſtbar. Der Kunſtſinn wird mächtig dadurch gefördert, wenn die Kunſt nicht bloß in größeren Werken zur Anſchauung kommt, ſondern auch zu den kleineren Geräthſchaften dringt, gleichwie das belebende Blut im Körper ſich nicht damit begnügt, durch das Herz und die Schlagadern zu pulſen, ſondern ſeinen Kreislauf auch durch die geringfügigſten Gefäße bewerkſtelligt. Einen ſolchen Kreislauf der Kunſt befördern zu helfen, iſt Hrn. Schuhs Erfindung ſehr geeignet. Die galvanoplaſtiſche Anſtalt ſtellt Gegenſtände des alltäglichſten Gebrauchs in künſtleriſch vollendeter Form zu unglaublich billigen Preiſen her. Bei ſeinem Vortrag im Gewerbsverein klagte indeſſen Hr. Schuh, daß er durch den Mangel an einem ausreichenden Geſetz zum Schutze der Muſter zur Zeit noch ſehr beengt ſey und ſeiner Anſtalt nicht die gehörige Entwicklung geben könne. Hoffen wir, daß auch dieſer Jammer bald ſein Ende finden möge. Ein anderes Mitglied des Vereins, Hr. Winterhalter, hielt einen Vortrag über Zimmerdecken von Eiſen und hohlem Backſtein, die bei uns viel zu theuer ſind, um anders in Gebrauch zu kommen als in ganz beſondern Fällen und in beſchränktem Maße. Er erwähnt dabei, daß auf ſeine erſte Anfrage kein Eiſenwerk in Oeſterreich ſich dazu verſtanden habe, ihm die zu einer ſolchen Decke nothwendigen Schienen zu liefern, obſchon er ſechs Monate Lieferzeit und gleich baare Bezahlung zugeſtehen wollte. Er mußte die Schienen aus Belgien verſchreiben, von wo er ſie in ſechs Wochen erhielt. Zur Verfertigung der hohlen Backſteine ließ ſich (der ſeitdem verſtorbene) Miesbach bewegen.

Die große Angelegenheit des Tages iſt immer noch der Zeitungsſtempel. Die Blätter werden hart davon getroffen. Gutem Vernehmen nach wollen ſie ihre Abendbeilagen aufgeben und den Preis nicht um den vollen Betrag des Stempels erhöhen, mit Ausnahme der Kreuzerblätter, welche ſich zu Zweikreuzerblättern umgeſtalten. Da die „Preſſe“ im Einzelverkauf ihren bisherigen Preis von zwei Kreuzern beibehalten wird, ſo verlieren ſie derſelben gegenüber den früheren Vortheil der Wohlfeilheit. Die amtliche Wiener Zeitung, welche keinen Stempel zu zahlen hat, ſcheint ihr Abendblatt nicht aufgeben zu wollen; daſſelbe hat, wie ihr wißt, durch die Feuilletons von Hieronymus Lorm (Heinrich Landesmann) einen ganz beſondern Werth. Der Verlag des amtlichen Blattes geht auf die Staatsdruckerei über. Von neuen Unternehmungen nennt man eine Eiſenbahnzeitung, in der der frühere Herausgeber des Couriers, der verdienſtvolle Leopold Kaſtner, den Verkehr mit Dampf zu Lande und zu Waſſer innerhalb des Kaiſerſtaates darſtellt; das Blatt ſoll zugleich als ergänzende Beilage für des Herausgebers großes Coursbuch „der Dampfer“ verwendet werden. Eine vorläufige Probenummer iſt ſehr paſſend zur Eröffnungsfeier der Theißbahnſtrecke nach Debrezin erſchienen; ſie bekundet einen bedeutenden Fortſchritt in der zweckmäßigen Anordnung des Stoffs.

Die italieniſchen Schauſpieler, welche bisher mit großem Beifall, aber vor wenig gefülltem Hauſe in der Joſephſtadt auftraten, werden im Hofoperntheater, dem Theater am Kärntnerthor, vier Vorſtellungen geben. Die Wälſchen ſind überhaupt geborene Schauſpieler, und die meiſten Mitglieder der gegenwärtig hier gaſtirenden Truppe haben ihre natürlichen Anlagen mit Glück ausgebildet, ein paar davon ſogar bis zur Meiſterſchaft. Es iſt ein wahres Vergnügen, ſie zu ſehen. Man knüpft an ihre Erfolge in Wien die Hoffnung einer Wiedergeburt des ſprechenden Schauſpiels in Oberitalien, wo die Oper, wie man hofft, endlich einmal ihre gar zu ausſchließliche Herrſchaft verlieren ſoll. Inwiefern die Rechnung ſolcher Hoffnungen ſich bewähren wird, müſſen wir abwarten; jedenfalls gehört es zu den Aufgaben der Hauptſtadt des vielzungigen Reiches, von Zeit zu Zeit der dramatiſchen Kunſt verſchiedener Provinzen gaſtliche Aufnahme zu gewähren. Wir haben ſchon Czechen und Magyaren hier geſehen, italieniſche Sänger kommen in jedem Jahr mit den Nachtigallen, die Schauſpieler aus Wälſchland ſind gegenwärtig zum zweitenmal hier. Bei alledem bleibt es ſpaßhaft, daß die ſprechenden Italiener ihren Weg aus der Joſephſtadt zum Kärtnerthor finden, während Wagners Tannhäuſer fortwährend in jene ultima Thule gebannt bleibt, obſchon er (ſehr bezeichnend!) durch die Parodie im Carltheater zu einem Gegenſtand allgemeiner Theilnahme geworden iſt. Die Parodie füllt nicht nur Abend für Abend das Haus in der Leopoldſtadt, ſondern ſendet auch Schaaren von Neugierigen dem entgegengeſetzten Weltende zu.

Sonderbarerweiſe ſtellt ſich unſere Preſſe an, als ſey in Oeſterreich der Gedanke ganz neu, die Brandſchatzung

Digitized by Google

der Wohlhabenderen behufs amtlicher Almosen durch Vereine freiwilliger werkthätiger Wohlthätigkeit zu ersetzen, die nicht „anstatt guten Rathes und noch besseren Beispieles ihrem Lazarus nur die entnervende That des Bettelpfennigs“ zuwenden. Diese angebliche Unwissenheit der Presse ist um so verwunderlicher, als es nicht etwa vor Menschengedenken geschah, daß sie gewisse Bestrebungen werkthätiger Menschenliebe, die in Oesterreich nicht bloß vorgeschlagen, sondern theilweise wirklich schon eingeführt waren, mit wahrer Bullenbeißerwuth angriff. Ich rede von einer der wichtigsten und wohlthätigsten Verbesserungen im Gefängnißwesen. Lange bevor der erste Wohlthätigkeitscongreß (i. J. 1856) zu Brüssel tagte, hatten gottgeweihte Frauen in Oesterreich bereits die Leitung von ein paar Strafanstalten übernommen. Sie sorgten darin auch für das leibliche Wohl der Gefangenen mit jener Hingebung, die nicht nach Gewinn strebt. Die Gefangenen fuhren dabei gut, und die Staatskasse nicht minder. Die hochwürdigen Frauen hatten ja die Verköstigung des Hauses nicht im Abstrich übernommen, um gleich einem sogenannten Traiteur Geld zu verdienen. Sie arbeiteten (und arbeiten noch) um Gotteslohn. Eines Tages aber fügte es sich, daß ein männlicher Sträfling, ich glaube zu Neudorf, sich gegen seine milden Schutzengel empörte. Er war ein wüster Gast. In rohester Weise und zum Theil mit Ausdrücken, die ich nicht wiederholen möchte, ließ er sich vernehmen, es sey eine Schmach für kernhafte Bursche, unter dem Pantoffel von geistlichen Jungfrauen zu stehen. Einige seiner Genossen ließen sich aufwiegeln. Die hochwürdigen Frauen mußten die Wache zu Hülfe rufen, welche sonst mit inneren Angelegenheiten nichts zu schaffen hatte. Die Meuterer wurden, ihrem Wunsche gemäß, dem „Pantoffelregiment“ entrückt und werden sich seitdem wohl oft danach zurückgesehnt haben. Für sie aber nahm ein großes Blatt Partei; es suchte aus den Grundsätzen der Volkswirthschaftslehre zu beweisen, daß geistliche Frauen unbedingt zur Verwaltung von Gefängnissen nichts taugten, — obschon die Erfahrung bewiesen hatte, wie gut sie dazu taugten. Der vereinzelte Fall von Meuterei konnte um so weniger als haltbarer Grund für derlei Einwendungen gelten, als es gewiß keine Strafanstalt in der Welt gibt, deren unfreiwillige Insassen nicht jezuweilen Unfug treiben. Zu München z. B. haben Züchtlinge vor nicht gar zu langer Zeit einen Aufseher todtgeschlagen. Der Widerspruch entsprang aus demselben Geiste, welcher die Verwendung barmherziger Schwestern in öffentlichen Krankenhäusern, der Schulbrüder und Schulschwestern beim Volksunterricht anfeindet. Es streitet gegen alle Grundsätze und Absichten dieses Geistes, die Kirche bei Werken der Barmherzigkeit den Ton angeben zu lassen. Um das zu verhüten, hat er in den belgischen Städten den Mittelstand mit Pflastersteinen bewaffnet; um es abzustellen, machte er sich in Oesterreich zum Anwalt meuterischer Züchtlinge und reicht jetzt dem „internationalen Verein“ brüderlich die Hand, der gegen das Uebel der gesellschaftlichen Auflösung volkswirthschaftliche Mittel und Mittelchen mit strenger Ausschließung aller religiösen Beimischung verschreibt und für die Verbesserung des Gefängnißwesens nichts anderes weiß als die Einzelhaft. Auch bürgerliche Vereine gibt es bei uns „zur Abstellung der gesellschaftlichen Fäulniß, der Armuth mit ihren Folgen, der leiblichen und sittlichen Verkommenheit“ und sonstiger Uebel. Ich will einige dieser Vereine nennen, die alle unter den Fittichen der Kirche wirken. Vom Vincentiusverein habe ich schon früher einmal gesprochen, indem ich ein Pröbchen seiner Thätigkeit in der Geschichte vom Zimmermaler Suburbanus mittheilte. Der Gesellenverein, auf Vater Kolpings Veranlassung gestiftet, ist ein Unternehmen, das den bösen Feind mit seinen eigenen Waffen bekämpft. Kolping, der ein Schuhknecht gewesen, bevor er zu den Arbeitern im Weinberge des Herrn berufen ward, hat den Stiftern der einstigen Arbeitervereine ihre Künste abgelernt; er bearbeitet den Boden ganz auf dieselbe Weise, nur säet er Weizen und jätet das Unkraut aus, während sie umgekehrt Unkraut säeten und den Weizen ausrotteten. Der Gesellenverein erzieht gottesfürchtige, fleißige und gebildete Handwerker, während der Arbeiterverein seine Zöglinge zu Heiden, Schlemmern und Faulenzern erzog. So viel ich weiß, hat der „Internationale“ von Gesellenvereinen nichts gesagt. Für das weibliche Geschlecht wirken der Verein adeliger Frauen und die Marienstiftung zur Erziehung guter Hausmägde. Ein Verein vom h. Joseph von Arimathia sorgt für die christliche Bestattung jener Armen, die ohne seine Fürsorge nackt in eine allgemeine Grube geworfen würden. Den Todten wird das freilich einerlei seyn, aber für die Ueberlebenden kommt es nicht auf eins heraus, ob alljährlich hunderte ihrer Mitchristen wie gefallene Pferde verlocht, oder ob sie gebührend begraben werden. Nichts trägt zur sittlichen Verwilderung des Volks so bei, als wenn man es die Rücksichten für seine Todten vergessen lehrt. — Es kann nicht in meiner Absicht liegen, eine vollständige Uebersicht auch nur des einen Zweiges freiwilliger Wohlthätigkeit zu geben, geschweige denn auf den Gegenstand im Allgemeinen einzugehen; ich habe nur darauf hingedeutet, daß wir hier manches besitzen, was man erst zu gründen uns ermuntern will. Nachdem ich auch den Grund angegeben, weßhalb man vom Bestehenden nichts wissen mag, ist meine Rolle als Berichterstatter über bestehende Zustände durchgeführt, und mehr wäre hier nicht angebracht. Dagegen muß ich mich ausdrücklich über einen Punkt erklären, damit ihr nicht etwa meint, ich sey im Allgemeinen ein Verächter der großen Wissenschaft unserer Tage, der Staatswirthschaftslehre. Im Gegentheil, ich verehre sie hoch, wenn ich auch nicht geradezu glaube, daß es vor Adam Smith keine Volkswirthe gegeben. Der egyptische Joseph war meiner bescheidenen Ansicht nach ein sehr gewiegter Staatsökonom, der gewiß nicht bloß aus dunkelm Drange die Geldwirthschaft des Königreichs in eine Naturalwirthschaft verwandelte. Auch Moses scheint seine

reichen Erfahrungen in dieſem Fache durch reifliches Nachdenken verarbeitet zu haben. Die alten Römer waren beim Verfall ihres Reiches bereits nahe daran, die lange Praxis durch ein geordnetes Gebäude von Lehrbegriffen zu krönen, wenn nicht die vielfachen Anzeichen dafür trügen. Im Mittelalter konnte ſich keine Wiſſenſchaft aus großen Erfahrungen herausbilden, weil kein Staat in wirthſchaftlicher Beziehung ein Ganzes war, doch wurden ein paar einzelne Zweige, namentlich die Handelspolitik, in einigen Gebieten von geringem Umfang zu reicher Blüthe getrieben. Man denke nur an Venedig, Genua, Antwerpen, Amſterdam und die Hanſa, wo den geprüften und anerkannten Lehren nur noch die wiſſenſchaftlich ordnende Hand fehlte. Die unmittelbaren Vorgänger aber des Vaters der Wiſſenſchaft waren im achtzehnten Jahrhundert die Jeſuiten, denen Handel und Finanzen große Lehren verdanken, um von ihren volkswirthſchaftlichen Leiſtungen in Südamerika zu ſchweigen. Es iſt ſchwer zu glauben, daß der Orden in allen dieſen Beziehungen nicht ſelbſtbewußt auf wiſſenſchaftlichem Boden geſtanden haben ſoll. Doch auch dieſe Anführungen ſollen nicht dazu dienen, gegen die ſchulgerecht geordnete Lehre eine geringſchätzige Anſicht vorzubringen, oder das große Mittel zum Zweck dafür verantwortlich zu machen, daß ſeine Träger es für den Zweck ſelbſt ausgeben. Wenn ich etwas zu befehlen hätte, müßten mir ſogar einige der Lehren, welche die beſagten Träger ſo ziemlich einſtimmig verfechten, auch bei uns zur Anwendung kommen. Zufällig aber habe ich nichts zu befehlen, und ſo bleibt denn, um mit nur Einem Beiſpiele zu ſchließen, der Bodenrente zu Liebe der Zinsfuß auf fünf Procent gebannt und dadurch unſere Papiermaſſe zu ſtetem Anſchwellen verurtheilt, bis — die Bäume in den Himmel wachſen, wenn es geht.

Bremen, November.

(Fortſetzung)

Sehenswerthe Gebäude. — Kunſt und Kunſtwerke.

Ein Heiliger des deutſchen Nordens, deſſen Andenken noch heute in Bremen und Hamburg lebt, der heilige Ansgarius, hat hier auch einer Kirche ſeinen Namen geliehen. Ansgarius ſtarb zu Bremen am 3. Februar 864 und ward vor dem Altare des damaligen Domes beerdigt. Die Kirche, welche noch heute ſeinen Namen trägt, ward 1230 begonnen und im Jahr 1243 vollendet. Sie zeichnet ſich vor allen übrigen Kirchen Bremens durch ihren ſchön geformten Thurm aus, der eine Höhe von 324 Fuß erreicht. Man erzählt ſich, daß dieſer Thurm ein Meiſterwerk der Baukunſt ſey, indem er ohne Fundament ſich ganz allein durch ſein eigenes Gewicht trage. Das Innere der St. Ansgariikirche iſt neuerdings geſchmackvoll reſtaurirt worden. Es kam dabei ein altes Frescogemälde zum Vorſchein, das trotz der Verſtümmelungen doch einen intereſſanten Einblick in die Bremer Kunſtleiſtungen früherer Jahrhunderte gewährt. Von anſprechender Schönheit ſind die mit farbigem Glas verzierten Fenſter dieſer Kirche, und das prächtige Altargemälde von Tiſchbein „Laſſet die Kindlein zu mir kommen.“

Eine recht hübſche Zierde hat die Stadt im vorigen Jahr durch den Neubau des Thurmes der St. Stephanikirche erhalten. Dieſes Gotteshaus liegt am weſtlichen Ende der Altſtadt, dicht am Walle und unfern der Weſer. Ihre Erbauung fällt in die zweite Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Im Jahr 1754 Anfangs December ward der alte Thurm durch Feuer zerſtört. Jetzt hat man der alten Kirche einen gothiſchen Thurm gegeben, der ſich durch ſeine Schlankheit auszeichnet, nur leider nicht hoch genug iſt, um weithin erblickt zu werden. Die oberſte Spitze iſt von Gußeiſen. An einem Pfeiler des Thurmes lieſt man noch folgende plattdeutſche Inſchrift, die Bezug hat auf den Kirchhof, welcher die Kirche in früheren Zeiten umgab:

„Hyr ſchyt vderman lyke unde recht,
Hyr ligt Herr, Frowe, Maget unde Knecht,
Gelerde unde Kinder liggen ock hir by.
Dunket dy, dat Unrechtet der Perſon ſy,
So kum und ſchowe ſe alle wol an
Und ſegge, welker is de beſt darvan.“

Von den übrigen Kirchen ſind nur noch die Martinikirche ihrer maleriſchen Lage und ihrer mit Epheu umſponnenen alten Pfeiler und Fenſter wegen, und die St. Johanniskirche zu nennen, die ſich durch ihre ſchöne Wölbung auszeichnet und ſeit einigen Jahrzehnten den Katholiken eingeräumt worden iſt. Früher gehörte zur Johanniskirche ein von Franziskanern bewohntes Kloſter, weßhalb ſie

Digitized by Google

auch, nachdem die Klöster Bremens (es besaß derer vor der Reformation drei) längst aufgehoben worden waren, im Munde des Volkes stets die Klosterkirche hieß. Das Kloster selbst wurde erst 1836 abgebrochen. Der so gewonnene Raum ward mit Häusern bedeckt, die gegenwärtig die Hohestraße bilden.

Die drei nordischen Schwesterstädte Lübeck, Hamburg und Bremen, welche von dem mächtigen Bunde ihrer bedeutenden Vorfahren wenigstens den Namen „Hansestädte" sich gerettet haben, und zwar, wie es scheint, für ewige Zeiten, standen niemals in dem Rufe, daß sie besonders eifrige Verehrer oder gar Beförderer der schönen Künste gewesen seyen. Oft gab dieß Uebelwollenden Veranlassung, harte und lieblose Urtheile über sie zu fällen. Auch die Neuzeit ist weder nachsichtiger, noch gerechter gegen diese drei Städte geworden. Sie gelten fort und fort als die eigentlichen Ablagerungsplätze des gröbsten Materialismus, und es gibt wirklich sehr viele, sonst ganz gescheidte Leute, die sich steif und fest einbilden, Werth habe in den Hansestädten nur das Reale, das derb Sinnliche. Haben wir doch neulich erst in den Schilderungen einer reisenden deutschen Schriftstellerin die spaßhaft alberne Bemerkung gelesen, daß Bremen ganz todt, Hamburg zwar lebhaft, aber langweilig sey, weil die Männer, vom Geschäft ermüdet, sich um etwas anderes gar nicht kümmerten, und die Frauen und Mädchen Lübecks mausestill in ihren Häusern säßen und in diesem stillen Familienglück ganz und gar untergingen. Glücklicherweise ist das eine so unwahr als das andere, und die flüchtig reisende Dame, bekannt durch ihre oberflächlichen Räsonnements, hätte klüger gethan, über die Hansestädte und ihre Bewohner, die sie weder kennt noch kennen zu lernen Lust hat, ganz zu schweigen.

Es fällt gewiß dem ruhigen Beobachter nicht ein, die genannten Städte kunstsinnig im Allgemeinen nennen zu wollen. Das sind sie nicht und können es nicht seyn, weil ihre ganze Existenz sie auf ganz andere Dinge hinweist. Es fehlt aber ihren Bewohnern weder an Sinn für Kunst noch an Lust und Trieb, die Künste zu ehren und zu pflegen, so weit sich dieß mit ihren übrigen Lebenszwecken vereinigen läßt. Das alte Lübeck hat Deutschland einen seiner größten jetzt lebenden Maler in Overbeck, und in Emanuel Geibel einen Lyriker gegeben, dessen Lieder so lange fortleben werden im Herzen des Volkes, als es eine deutsche Sprache gibt. Hamburg, die commerciell rührigste und wichtigste aller deutschen Handelsstädte, sah zwar weder einen hervorragenden Poeten noch einen großen Künstler aus seinem Schooße hervorgehen; dafür aber rühmt es sich mit Fug und Recht seiner dramatischen Vergangenheit, und daß die Kunst auch in ihr nicht ganz vernachlässigt ist, das beweist der mehr und mehr sich hebende Kunstverein, der erst kürzlich sein fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte. Bremen endlich besitzt seinen Bildhauer Steinhäuser, einen Mann, dessen Name auch außerhalb Deutschlands einen glänzenden Ruf hat. Ueberhaupt scheint es, als habe der Bremer vorzugsweise Sinn und Liebe für Werke der Skulptur. Während Lübeck, das, architektonisch so merkwürdig, kein einziges Werk der Skulptur besitzt, Hamburg nur ein paar sehr mittelmäßige Büsten geachteter Mitbürger aufzuweisen hat, erfreut sich Bremen einiger Werke des Meißels, die jeder andern großen Stadt ebenfalls zur Zierde gereichen würden.

Die Skulptur ist in Bremen fast so alt, als die Stadt selbst. Das sagt uns die gewaltige Rolandssäule auf dem Markt, eine der größten und imposantesten in ganz Deutschland, die selbst als künstlerisches Gebilde nicht ganz ohne Werth ist. Der umwohnende Landmann hält die Rolandssäule für den großen Christopher und nennt sie auch häufig so. Errichtet ward sie zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, nachdem eine schon im Jahre 1035 unter Kaiser Conrad II. erbaute hölzerne bei einem feindlichen Ueberfalle der Stadt 1366 durch Feuer zerstört worden war. Die jetzige Rolandssäule hat eine Höhe von 18½ Fuß und war früher reich mit Gold und bunten Farben verziert. Zur Zeit ihrer Errichtung gab es in unserem Vaterlande noch billige Tage; chronistische Aufzeichnungen erzählen, daß damals ein Quartier Wein nur einen Groten, ein ganzes Lamm drei Groten, ein fettes Schwein zehn Groten, ein Kalb fünf und ein paar Schuhe drei Groten gekostet haben. Von den bei der Rolandsstatue beschäftigten Arbeitern aber erhielt der Meister täglich fünf, jeder Geselle drei Groten und jeder Handlanger vier bis sechs Schwaren (fünf Schwaren waren gleich 1 Groten). In der Rolandsstatue erblickt der Bremer das Palladium seiner bürgerlichen Freiheit. Sie gilt ihm als Hort und Wächter der Stadt und ihrer unveräußerlichen republikanischen Gerechtsame. Als nach dem Sturze der Napoleonschen Weltherrschaft die Franzosen Bremen räumen mußten, trug das Volk den französischen Adler auf den Marktplatz und verbrannte ihn hier zu Füßen des Roland. Dieser Glaube an den Roland und seinen Schutz ist so festgewurzelt in den Bremern, daß viele der Meinung leben, man verberge einen kleinen Roland in einem sichern Gewölbe des nahen Rathhellers, um diesen im Fall der Noth gleich bei der Hand zu haben, und sollte dem großen Steinbilde ein Unglück widerfahren, ihn unverweilt aufstellen zu können.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 50.

Inhalt.

Voltaire am Genfer See. Seite 1177.
Die großen deutschen Antikensammlungen. (Schluß.) Seite 1183.
Jakob Ehrlich. Eine Erzählung. (Schluß.) Seite 1185.
Dorfgeschichtliche Literatur. Berthold Auerbachs deutscher Familienkalender auf das Jahr 1858. J. G. Cotta'scher Verlag. — Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. Erster Band. Seite 1192.
Korrespondenz-Nachrichten.
Berlin. Seite 1196.
Bremen. (Schluß.) Seite 1198.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

Prachtwerk für die Jugend.

Als auf ein ganz ausgezeichnet schönes und lehrreiches Festgeschenk für das mittlere Knabenalter kann auf den **Bilder-Atlas der Länder- und Völkerkunde** von Emil Wendt aufmerksam gemacht werden. Wer sich dieses prachtvolle und dabei verhältnißmäßig äußerst billige Werk in irgend einer Buchhandlung ansieht, oder, sollte keine solche am Orte seyn, sich wenigstens den Band Erläuterungen, welchem eine der 66 großen Stahlstichtafeln als Probe beigegeben ist, zur Ansicht kommen läßt, wird obiges Lob nur gerecht finden. Alle wichtigeren Länder der ganzen Erde sind hier durch je eine oder mehrere Tafeln vertreten, auf denen das am meisten Charakteristische, was sie an Baudenkmälern, Naturerzeugnissen, Volkssitten u. s. w. aufweisen, in höchst geschmackvoller Anordnung dargestellt ist, mit so viel Leben, in so dramatischer Composition, daß die Blätter bei jedem wiederholten Betrachten die Aufmerksamkeit von neuem fesseln. Es kann der Jugend kein anregenderes Bilderwerk geboten werden. Die Zahl der einzelnen Bilder beläuft sich auf weit über 600. Der Preis des Atlas ist 5⅓ Thlr., der Erläuterungen ⅔ Thlr.

In Unterzeichnetem sind so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Gottfried Kinkel.

Sechste Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Stuttgart und Augsburg, November 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Die drei ältesten Bearbeitungen

von

Goethe's Iphigenie.

Herausgegeben

und mit zwei Abhandlungen zur Geschichte und vergleichenden Kritik des Stückes begleitet

von

H. Düntzer.

gr. 8. geheftet. Preis fl. 2. 30 kr. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Die zur Würdigung und Kenntniß Goethe's so höchst wichtige Geschichte der Entwicklung seiner Iphigenie gewinnt hier nicht allein einen reichen Zuwachs, sondern ihren vollen Abschluß, und wird in Zukunft niemand, der innigen Antheil an dieser herrlichen Frucht des Goetheschen Geistes nimmt, am wenigsten der Lehrer, dem die Erklärung des Drama's obliegt, dieser Schrift entrathen können. Der erste Entwurf erscheint hier zum erstenmal; von der zweiten bisher nur bruchstückartig und ungenau bekannten Bearbeitung werden außer einzelnen Probescenen alle Abweichungen nach einer früher verborgen gehaltenen Handschrift mitgetheilt; die bisher äußerst fehlerhaft abgedruckte, irrig als erster Entwurf geltende dritte Bearbeitung wird nach genauer Vergleichung dreier Handschriften gegeben. Von den beigegebenen Abhandlungen bringt die erste, welche reich an neuen Ergebnissen ist, unter anderm unbekannte Angaben aus Goethe's Tagebuch seiner italienischen Reise und die vollständige Nachweisung der Aenderungen der Berliner Bühnenredaktion; die andere gewährt durch die bis ins einzelnste gehende Vergleichung einen sehr anziehenden Blick in die Werkstätte des Goethe'schen Dicht- und Sprachgeistes, wie sie auch manche Beiträge enthält zur Erklärung bisher mißverstandener Stellen.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Brunhild.

Eine Tragödie aus der Nibelungensage

von

Emanuel Geibel.

8. geheftet. fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Aus dem umfassenden Sagennetze, welches unserem größten Volksgedichte, dem Nibelungenliede, zu Grunde liegt, hat der berühmte Verfasser das Schicksal der Brunhild als ein unabhängiges Ganzes herausgehoben, und dasselbe zu einer Tragödie gestaltet, welche sich eben so sehr durch die ihr inwohnende dramatische Gewalt, wie durch Reinheit des Styls und dichterische Hoheit auszeichnet. Die schwierige Doppelaufgabe, einestheils die in der Heldensage gegebenen epischen Motive in dramatische umzuwandeln, anderntheils den bekannten Hervorgestalten etwas von ihrem riesigen Maße zu lassen, und ihnen dennoch durch psychologische Vertiefung ein rein menschliches Interesse zu verleihen, ist hier in so glänzender Weise gelöst worden, daß wir dadurch für eine völlig neue, auf der Grundlage des einheimischen Epos stehende Gattung der Tragödie ein- für allemal die Bahn gebrochen und den Weg vorgezeichnet sehen.

Stuttgart und Augsburg, November 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Musikalische

Charakterköpfe.

Ein kunstgeschichtliches Skizzenbuch

von

W. H. Riehl.

Zweite umgearbeitete und stark vermehrte Auflage.

8. geheftet. Preis fl. 2. 30 kr. oder Rthlr. 1. 15 Ngr.

Die Aufgabe dieses Buches zielt dahin, den innigen Zusammenhang der Musikgeschichte mit der allgemeinen Culturgeschichte in den Charakterskizzen einer Reihe von minder bekannten Meistern der Tonkunst nachzuweisen und zugleich in anmuthiger und anschaulicher Form wichtige Principienfragen der musikalischen Aesthetik zu erörtern. Der Herr Verfasser hat die Theilnahme, welche sein Buch gefunden, dadurch zu erwiedern gesucht, daß er diese zweite Auflage ihrem Inhalte nach erweitert und vertieft, in der Form einheitlicher und abgerundeter gestaltet hat.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Ausgaben von Homer's Werken.

In Unterzeichnetem sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Homer's Werke

von

Johann Heinrich Voß.

I. Wohlfeile Taschen-Ausgabe in zwei Bänden, brochirt
Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

II. Elegante Taschen-Ausgabe in zwei Bänden, in engl. Einband mit Goldschnitt und zwei Stahlstichen.
Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 50. 13. December 1857.

Cadavre, squelette ambulant,
Il a l'oeil très-vif, la voix forte:
Il vous mord, vous caresse; il est doux, il s'emporte
Tantôt il parle comme un dieu,
Tantôt il parle comme un diable.
Son regard est malin, son esprit est tout feu.
Cet être inconcevable
Fait l'aveugle, le sourd et quelquefois le mort.
Sa machine se monte et démonte à ressort.
Et la tête lui tourne au surnom de *grand homme*.

Barthe.

Voltaire am Genfer See.

In dieſen Blättern ſind im verfloſſenen Jahr die Vorträge beſprochen worden, welche Pfarrer J. Gaberel in Genf über Voltaires Aufenthalt am Genfer See vor einem gewählten Zuhörerkreis gehalten hat. Gaberel, durch ſeine Forſchungen auf dem Gebiete der Genfer Specialgeſchichte, insbeſondere der Kirchengeſchichte von Genf, rühmlichſt bekannt, hat dieſe Vorträge für das Feuilleton des Journal de Genève bearbeitet. Die geiſtvolle Skizze, welche nicht nur reich iſt an intereſſanten Mittheilungen über Voltaire ſelbſt, ſondern auch manchen neuen und tieferen Blick in das geſellſchaftliche Leben werfen läßt, wie es ſich in der damaligen Zeit ſo bedeutungsvoll an den Ufern des Leman und beſonders in den Schweſterſtädten Genf und Lauſanne geſtaltete, wird von dem Geſchichtsforſcher ſelbſt mit den Worten eingeleitet: „Dieſe Arbeit wurde nach der allgemeinen Correſpondenz und einer Anzahl nicht herausgegebener Briefe Voltaires verfaßt. Außer den in allen Ausgaben aufgenommenen Werken Voltaires hat der Verfaſſer noch Originalbroſchüren benutzt, die von Genfern herausgegeben ſind. Die gedruckten Documente wurden endlich vervollſtändigt durch Thatſachen, die wir in den Papieren und nicht veröffentlichen Correſpondenzen mehrerer Genfer Familien geſammelt, deren Vorfahren Augenzeugen der in dieſer Skizze geſchilderten Vorgänge waren.“

Schon dieſe Angaben über die Quellen dürften geeignet ſeyn, die allgemeine Aufmerkſamkeit der Literaturfreunde auf die Arbeit des Genfer Gelehrten zu lenken, wie ſie hinlänglich das lebhafte Intereſſe erklären, welches die Genfer Geſellſchaft den Vorträgen Gaberels zugewendet hat. Sind doch noch heute die Spuren jenes Geiſteslebens, wie es unter Voltaire und Rouſſeau, wenn auch oft in ſcharfen Gegenſätzen, an den Geſtaden des Leman erblühte, in der Genfer Geſellſchaft keineswegs verwiſcht; ragen doch noch heute jene Zeiten mit ihren Kämpfen und Geiſtesſtürmen in hundertfacher Beziehung in die Gegenwart herüber. Die Arbeit Gaberels muß noch an Werth gewinnen, wenn es wahr iſt, was Hermann Hettner in der Einleitung zu ſeiner Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts behauptet, daß wir Alle heute noch mitten in der Aufklärungsperiode ſtehen, welche mit dem vorigen Jahrhundert ihren Anfang nahm. Alle Umſtände im Leben bedeutender

Digitized by Google

Männer, besonders aus der Zeit der Morgenröthe dieser Aufklärung erhalten für uns Bedeutung, wenn sie geeignet sind, das Charakterbild dieser Heroen einer noch nicht abgeschlossenen Periode des Geisteslebens der Völker, wenn auch nicht in neuem Lichte erscheinen zu lassen, so doch vielseitig und wesentlich zu vervollständigen; und so wird denn auch die Geschichte des Aufenthalts Voltaires an den Ufern des Genfer Sees, als die Geschichte eines wichtigen Abschnitts im Leben des merkwürdigen Mannes, in weiteren Kreisen Aufmerksamkeit verdienen. Wir hoffen deßhalb uns den Lesern dieser Blätter gefällig zu erweisen, wenn wir die genannten Skizzen Gaberels theils in Uebersetzung, theils im Auszuge mittheilen. Auch die Einleitung, obwohl sie nichts Neues oder nicht schon anderwärts Gesagtes enthält, haben wir nicht übergehen wollen, da sie den heutigen Standpunkt eines Genfer Geistlichen der calvinistischen Nationalkirche der Toleranz, so wie den atheistischen Bestrebungen der Philosophie gegenüber in einigen Grundzügen veranschaulicht.

Einleitung.

Wenn ein Volk eine erhabene Idee zu der seinigen macht, so muß es sich mit unfehlbarer Gewißheit auf einen heftigen Kampf mit den Gegnern dieser Idee gefaßt machen. Im sechzehnten Jahrhundert unternahm es Genf, die Gewissensfreiheit, so wie man sie damals auffassen konnte, zu beschützen, indem sie den reformirten Glauben annahm. Eine so erhabene Mission, deren ungeheure Tragweite der Ultramontanismus augenblicklich auffaßte, verbündete furchtbare Feinde gegen Genf: Rom, Madrid und Turin beschlossen eine Stadt zu vernichten, welche ohne Länderbesitz, ohne Reichthum, ohne Heere es wagte, mit Erfolg die Grundsätze der Reformation und deren verfolgte Vorkämpfer zu vertheidigen. Dieser Kampf dauerte länger als zwei Jahrhunderte. Eben so schloß sich Genf, als gegen das Jahr 1760 die französischen Philosophen die Lehre von der religiösen Toleranz aufstellten, aus innigster Ueberzeugung der neuen Bewegung an und sah mit Befriedigung sein kostbarstes Vorrecht auch über die benachbarten Völker sich ausdehnen. Indessen konnte diese Uebereinstimmung zwischen den französischen Freigeistern und der Stadt Calvins nicht vollständig seyn, denn Genf wies zwar den römischen Despotismus zurück, wollte aber den christlichen Glauben in seiner Reinheit aufrecht erhalten, während die Philosophen den religiösen Fanatismus und die Religion selbst in den gleichen Untergang hineinzuziehen suchten. Genf wurde also genöthigt, *seine* Sache von der jener Menschen zu trennen, welche der Gottheit jeden Antheil an der Regierung der Welt absprachen. Ihrer mächtigen religiösen Organisation ist es zu danken, daß unsere Stadt lange Zeit vor dem französischen Unglauben bewahrt blieb; sie wußte diesen neuen Lehren dieselbe Energie entgegenzusetzen, welche sie ehemals dem alten römischen Aberglauben gegenüber entwickelt hatte. Die Genfer Behörden, Gelehrten und Geistlichen vereinigten sich, um unsere Stadt vor grobem Materialismus zu bewahren, und ihre Anstrengungen wurden lange Zeit vom Erfolg gekrönt. Aber die Stellung der Freunde des Christenthums wurde sehr schwierig in Genf, als 1755 Voltaire beschloß sich im Thale des Leman niederzulassen.

Er wünschte auf dem classischen Boden des Protestantismus Ruhe und Unabhängigkeit zu finden, aber sein von Natur herrschsüchtiger Geist strebte bald darnach, seine Ansichten und seine Tendenzen den Menschen aufzunöthigen, welche ihm Gastfreundschaft gewährten. * Er faßte den Plan, Genf nach dem Vorbild der französischen Gesellschaft umzubilden, und zwanzig Jahre lang steigerte er seine Anstrengungen, „um, wie er sagte, „diese pedantische Stadt zu verführen, welche ihren Reformatoren ein gutes Andenken bewahrt, sich den tyrannischen Gesetzen Calvins unterworfen hat und an die Worte ihrer Prädicanten glaubt."

Voltaire war 61 Jahre alt, als er die französische Schweiz zu seinem Aufenthaltsort wählte. Damals erfüllte sein Ruhm die ganze Welt, sein Geist kannte keinen Nebenbuhler, und als Dichter wurde ihm von seinen Zeitgenossen sein Platz dicht neben Corneille und Racine angewiesen. Eine im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch seltene Begünstigung wurde seiner Person zu Theil; er hatte manchmal in seinen Dichtungen und Dramen den Fanatismus angegriffen, und dieselben Franzosen, welche ohne Gewissensregung das

---

* Man weiß, wie seit Voltaire die Klagen über die Fremden, die in der Schweiz für ihre politisch-socialen und religiösen Ideen Propaganda zu machen suchten, permanent geworden sind. Wenn auch diese Klagen oft, besonders von der Presse, übertrieben wurden, wird man denselben doch nicht allen Grund absprechen können, wenn man bedenkt, wie seit der ersten französischen Revolution Demokraten, Socialisten, Communisten, englische Methodisten u. s. w. bis zu den amerikanischen Mormonen herunter mit ihren Theorien in der Schweiz praktisch zu experimentiren versucht haben.

Der Einsender.

Digitized by Google

blutige Andenken an die Bartholomäusnacht von ihren Vorfahren geerbt, und mit der ruhigsten Gleichgültigkeit die Verbannungen in Folge der Widerrufung des Edicts von Nantes, so wie die Metzeleien in den Cevennen hingenommen hatten, dieſe ſelben Franzoſen klatſchten den ſchönen Verſen Beifall, womit Voltaire die religiöſe Tyrannei geißelte, ja ſie fühlten gewiſſe undeutliche Ideen von religiöſer Toleranz ſich in ihre Herzen einſchleichen und dort Wurzeln ſchlagen.

Zu gleicher Zeit machte ſich Voltaire nichtsdeſtoweniger erbitterte Feinde, und dieſe verſuchten Alles, um dem großen Mann zu ſchaden, der unglücklicherweiſe ihren Angriffen nur allzu viele Seiten darbot, da er das Evangelium von den Verbrechen, welche von menſchlichen Leidenſchaften in ſeinem Namen begangen worden, nicht zu trennen verſtand, oder es auch nicht wollte. Voltaire verwechſelte immer das Geſetz Chriſti mit dem Elend des Aberglaubens und der Grauſamkeit des Fanatismus, und dieſer unwillkürliche oder abſichtliche Irrthum entfremdete ihm die wahrhaft religiöſen Männer. Freilich waren diejenigen, welche am lauteſten ſchrieen, auch dieſelben Leute, welche aus der Frömmigkeit nur ein Handwerk und eine Waare machten. Dieſe Leute waren aber zu Paris ſo mächtig, daß trotz der intellectuellen Siege Voltaires, trotz des allgemeinen Enthuſiasmus, welchen ſeine Henriade, Mérope, Zaïre, Mahomet erregt hatten, ſeine Anhänger, als 1746 davon die Rede war, den großen Dichter in die franzöſiſche Akademie aufzunehmen, der Jeſuitenpartei ſchmeicheln mußten, und Voltaire ſelbſt ſich veranlaßt ſah, einen Brief zu ſchreiben, worin er ſeine Ehrfurcht vor der Religion im Allgemeinen und ſeine Anhänglichkeit an die Jeſuiten im Beſondern betheuerte. Condorcet, der doch ſonſt alle Handlungen Voltaires billigte, kann ſich nicht enthalten zu ſagen, daß trotz der Gewandtheit, mit welcher die Ausdrücke in dieſem Briefe gewählt ſind, Voltaire beſſer gethan hätte, auf die Akademie zu verzichten, als ihn zu ſchreiben. Man muß allerdings geſtehen, daß dieſe Art Widerruf den Philoſophen nichts koſtete, und wir werden mehr als einmal Gelegenheit haben, dieß zu bemerken.

Bald nach ſeiner Aufnahme in die Akademie begab ſich Voltaire auf die dringende Einladung Friedrichs des Großen nach Preußen. Er blieb dort bis 1753, wo ihm ein längerer Aufenthalt zu Berlin in Folge ſeiner unerſchöpflichen Bosheit unmöglich geworden war. Friedrich ſelbſt war bekanntlich auf's äußerſte aufgebracht über Voltaires wenig angemeſſene Spöttereien über ſeine königlichen Dichtungsverſuche. Wenig begierig nach Frankreich zurückzukehren, wo er die Intriguen ſeiner Feinde vorausſah und wußte, daß der Druck ſeiner Werke in Paris auf Schwierigkeiten ſtoßen würde, dachte Voltaire ſchon damals an die Schweiz, als ihn in Colmar Gabriel Cramer, ein Genfer Buchhändler, beſuchte, welcher ihm vorſchlug, einige ſeiner Werke in Genf herauszugeben. „Sie ſind Buchdrucker?“ fragte ihn Voltaire bei ſeinem erſten Beſuch; „ich hätte Sie für einen Feldmarſchall gehalten“ und ſogleich faßte er eine große Zuneigung zu dieſem augenſcheinlich ſo ausgezeichneten Buchdrucker. — In ſeiner erſten Idee noch durch einen Waadtländer, de Polier, beſtärkt, nahm der Dichter-Philoſoph zuerſt ſeinen Aufenthalt in Prangins; dann, 1755, beſchloß er ſeine Zeit zwiſchen Genf und Lauſanne zu theilen. In den Regiſtern des conseil Génévois heißt es unterm 1. Februar 1755: „Wurde verleſen ein Brief des Herrn von Voltaire an den ſehr edlen Herrn Tronchin, worin er Meſſieurs bittet, ihm zu erlauben, auf dem Gebiet der Republik zu wohnen, indem er ſeinen Geſundheitszuſtand und die Nothwendigkeit, in der Nähe ſeines Arztes, des ſehr achtbaren Herrn Tronchin, zu wohnen, anführt. Wurde beſchloſſen: dem beſagten von Voltaire zu geſtatten, auf dem Gebiet der Republik zu wohnen.“

Voltaire in Lauſanne.

Da die Katholiken zu der Zeit, von welcher wir ſprechen, Grundeigenthum in Genf noch nicht erwerben konnten, ſo kaufte ein ſehr bekannter Genfer Geſchäftsmann, Labat, das Plateau von St. Jean für Rechnung Voltaires, und dieſer beeilte ſich, dort eine prachtvolle Wohnung aufführen zu laſſen. Bis dieſe vollendet war, erwarb er in Montrion bei Ouchy ein Winterhaus; weiter kaufte er ein prächtiges Hotel in Lauſanne, Rue du Grand-Chêne Nr. 6; endlich brachte er noch zwei Landgüter in Frankreich an ſich, unmittelbar an der Genfer Grenze, das eine zu Ferney, das andere zu Tournay (Pregny).

Voltaire ſpricht ſich über dieſe Beſitzungen folgendermaßen aus: „Alle dieſe Reſidenzen ſind mir nothwendig. Ich bin glücklich, ſo leicht von einer Grenze zur andern gelangen zu können. Wäre ich nur Genfer, ſo hinge ich allzuſehr von Genf ab; wäre ich nur Franzoſe, ſo wäre ich wieder zu viel von Frankreich abhängig. Ich habe mir ein Lebensſchickſal für mich ganz allein gegründet: ich beſitze ein drolliges kleines Königreich in einem kleinen Schweizerthal. Ich bin der Alte vom Berge; mit meinen vier Beſitzungen ſtehe ich auf meinen vier Füßen; Montrion iſt meine kleine Hütte, mein Winterpalaſt zum Schutz gegen den grauſen Nordwind; dann habe ich mir ein Haus in Lauſanne

Digitized by Google

eingerichtet — in Italien würde man es Palaſt nennen. Urtheilen Sie ſelbſt: fünfzehn Fenſter gehen auf den See, rechts, links, geradeaus; hundert Gärten liegen unter dem meinigen, der blaue Spiegel des Sees badet ihre Mauern. Ich ſehe ganz Savoyen über dieſes kleine Meer hinaus, und über Savoyen die Alpen, die ſich amphitheatraliſch erheben und über welchen die Sonnenſtrahlen tauſend Lichteffekte bilden." „Ich möchte," ſagt er zu d'Alembert, „ich möchte Sie in dieſer köſtlichen Wohnung feſthalten; es gibt in der ganzen Welt keinen ſchöneren Anblick; die Spitze des Serails in Conſtantinopel bietet keine ſchönere Ausſicht."

Das materielle Leben war nicht weniger im Geſchmacke Voltaires, und ſo viel er auch, wie er es unaufhörlich that, jammerte, daß er keinen Magen habe, konnte er doch ſeinen Freunden ſchreiben: „Laſſen Sie es gut ſeyn! wir ſind eben nicht ſehr zu beklagen: wir haben den guten Wein von la Côte, den ausgezeichneten Wein von Lavaux; wir eſſen junge Hühner, Auerhahnen und Forellen von zwanzig Pfund." *

In geſellſchaftlicher Beziehung zeigte ſich Voltaire eben ſo befriedigt von ſeinem Aufenthalt in Lauſanne. Er konnte nicht leben ohne „ein wenig Philoſophie und Hiſtrionage." Umgeben von einem zahlreichen Kreiſe talentvoller Männer und geiſtreicher Frauen, ließ er ſeine neueſten theatraliſchen Schöpfungen zur Aufführung bringen. Die drei Stücke, welche den beſten Erfolg hatten, waren: Adélaïde du Guesclin, l'Enfant prodigue und Zaïre; auch nannte er ſeine Dramen „meine Vögel vom Genfer See." Die Schauſpieler aus dem waadtländiſchen Adel ſchienen ihm ausgezeichnet, und er ſelbſt hielt ſich für einen dramatiſchen Künſtler ohne gleichen. „Ich ſpiele den guten Alten Luſignan, und ich verſichere Sie ohne Eitelkeit, ich bin der beſte alte Narr, der ſich nur in einer Truppe finden kann. Wir haben einen ſehr braven Orosman, den Sohn des Generals de Conſtant, einen ausgezeichneten Néreſtan, ein artiges Theater, ein Publikum, welches in Thränen zerfließt; jedermann ſpielt mit Wärme. Ihre Pariſer Schauſpieler ſind von Eis. Die Fremden kommen von dreißig Stunden im Umkreis hier zuſammen und mein ſchönes „Wälſchland" iſt ein Aſyl der Künſte, der Vergnügungen und des Geſchmacks geworden. Unter den Pariſer Laffen herrſcht der Glaube, die ganze Schweiz ſey ein wildes Land, man würde ſich ſehr wundern, wenn man Zaïre in Lauſanne beſſer ſpielen ſähe als zu Paris; man würde weiter ſehr überraſcht ſeyn, zweihundert Zuſchauer zu finden, die ſo urtheilsfähige Richter ſind, wie deren nur in Europa exiſtiren. Das ſind Früchte, wie ſie die Alpen und der Jura noch nicht getragen haben. Als Cäſar einſt dieſen kleinen Winkel der Erde verwüſtete, dachte er gewiß nicht daran, daß man hier eines Tags mehr Geiſt haben würde als in Rom."

Mit der Berner Regierung, die bekanntlich damals den Kanton Waadt beherrſchte, ſtand Voltaire auf dem beſten Fuße, obwohl er keine Gelegenheit vorüber gehen ließ, die Steifheit und pedantiſch abgemeſſene Haltung der Herren Landvögte ohne Erbarmen zu geißeln. Beſonders gefiel er ſich darin, folgende Aeußerung eines dieſer Herren zu wiederholen: „Eh, Teufel! Herr v. Voltaire, Sie machen alſo immer ſo viel Verſe? Wozu nützt das, wenn ich Sie bitten darf? Das Alles führt zu nichts. Mit Ihrem Talent könnten Sie es indeſſen zu etwas bringen in dieſem Land. Sehen Sie mich an: ich bin Landvogt!"

Wenn im Punkte des Schauſpiels und der Geſelligkeit alles auf's beſte nach den Wünſchen Voltaires ging, ſo fand er in Hinſicht der Philoſophie weniger ſeine Rechnung. Gewohnt, ſich alles vor ſeinem Spott beugen zu ſehen, fand er bei der traurigen Leichtfertigkeit, womit er religiöſe Gegenſtände behandelte, bei manchen Perſonen in Lauſanne einen Widerſtand, der ihn höchlich ärgerte. Der große Haller hauptſächlich flößte ihm eine Art achtungsvollen Schreckens ein. Dieſer Mann, der bekanntlich den umfaſſendſten, wiſſenſchaftlichſten Geiſt mit ächter Frömmigkeit in ſich verband, war für Voltaire ein unerklärliches Räthſel; er wollte um jeden Preis ſein Lob erwerben, während der Berner Gelehrte mit großer Freimüthigkeit keine Verkehrtheit ſchonte. Eines Tages ſah Haller Zaïre aufführen, und da die begeiſterten Zuhörer ihn um ſeine Meinung befragten, bezeichnete er ihnen ohne Rückhalt einen Hauptfehler im Stück. Voltaire erfuhr natürlich ſofort die kritiſchen Ausſtellungen des Berners und ergoß ſich

* Dieſe prachtvollen Forellen ſind von jeher von allen Fremden, welche den Genfer See beſuchten, mit Recht bewundert worden. Ohne auf ältere Quellen zurückgehen zu wollen, leſen wir z. B. in Gölnitz, Ulysses Belgico-gallicus (Lugduni, Elzevir 1631), ſicherlich einem der älteſten Reiſehandbücher für einen großen Theil Mitteleuropas, bei ſeiner Beſchreibung des Zuſammenfluſſes der Arve und Rhone bei Genf, S. 383: »Talis est ratio fluminis utriusque, abundantis sapidissimis piscibus, truttis praesertim, quas vidi longitudine II et amplius ulnarum, pondere XXX librarum.« Im April 1855 kaufte, wie Genfer Blätter berichteten, ein Conducteur der franzöſiſchen Meſſageries eine ſolche Lachsforelle (truite) auf dem Genfer Markt, welche 32 Pfund ſchwer war, und die der patriotiſche Conducteur dem General Canrobert nach der Krim überſandte als Zeichen ſeiner Verehrung für den tapfern Feldherrn.

Digitized by Google

bald darauf in Lobeserhebungen Hallers. „Aber, Herr von Voltaire," meinte einer der Zuhörer, „Sie loben Herrn von Haller sehr und dieser spricht seinerseits doch ganz anders von Ihnen!" — „Sie haben recht," entgegnete Voltaire, „aber möglicherweise irren wir uns Beide."

Ein anderer Berner Gelehrter flößte ihm sehr gemischte Empfindungen ein, Bertrand, Pfarrer in Yverdun. So sehr er ihn auch achtete, konnte er sich doch nicht enthalten, ihn ohne Erbarmen zu verspotten; indessen spielte Voltaire nicht immer die beste Rolle bei diesem Streit. Die wissenschaftliche Welt beschäftigte sich damals viel mit den versteinerten Conchylien, welche in bedeutender Höhe auf den Gebirgen gefunden werden, und in denen die schweizerischen Gelehrten und Geologen einen Beweis für die letzte Ueberschwemmung oder Sündfluth, welche den Erdball heimgesucht, zu finden glaubten. Voltaire machte sich über diese Ansicht lustig und behauptete, jene Muscheln seyen von den Pilgern, welche im Mittelalter die Alpen überstiegen, verstreut worden. Als ihm Bertrand die Abgeschmacktheit dieser Ansicht nachgewiesen hatte, antwortete ihm der Philosoph: „Ich glaube, die Preußen wären eher im Stande nach Frankreich zu kommen, als die Austern von Malabar auf die Alpen."

Eines Tags erschien bei ihm der Landvogt von Lausanne und sprach: „Herr von Voltaire, man sagt, Sie schreiben gegen den lieben Gott. Das ist schlimm, aber ich hoffe, daß er es Ihnen vergeben wird; man sagt weiter, Sie ziehen gegen die Religion los, das ist gleichfalls sehr schlimm, und gegen unsern Herrn Christus selbst, auch das ist schlimm; aber ich hoffe immer noch, daß er Ihnen auch dieß verzeihen wird in seiner unendlichen Barmherzigkeit. Aber, Herr von Voltaire, nehmen Sie sich wohl in Acht, daß Sie nichts gegen Ihre Excellenzen von Bern, unsere souveränen gnädigen Herren schreiben; Sie dürfen versichert seyn, daß die Excellenzen es Ihnen niemals verzeihen würden!" So oft Voltaire neue Gäste bei sich sah, verfehlte er niemals diese Anekdote zum Besten zu geben.

Diese ihm zur Gewohnheit gewordenen Spöttereien machten denn doch zuletzt seinem Aufenthalt in Lausanne ein Ende. Manche seiner Freunde und Bewunderer fühlten sich verletzt durch einige allzustarke Ausfälle und erschienen nicht mehr in seinem Salon. Ein anderer Vorfall machte seine Stellung noch unangenehmer. Er war seit einigen Jahren mit Herrn Polier von Bottens, Vater der Madame Isabelle de Montolieu und Pfarrer in Lausanne, befreundet. Er bat ihn, für die Encyklopädie den Artikel „Messias" zu schreiben. Polier nahm es an, und Voltaire, der augenscheinlich nicht daran zweifelte, daß diese Abhandlung im Geschmack der Zweifler gehalten seyn würde, schrieb in freudiger Aufwallung an d'Alembert: „Die Leviten verlassen die Bundeslade: da haben Sie die Arbeit eines letzerischen Priesters aus dem Kreise meiner Freunde." Da der Artikel eine einfache, positiv gehaltene Beschreibung der Person Jesu, des „Gottgesandten," enthielt, so gefiel er den Herren von der Encyklopädie nicht, die ihn indessen aus der Hand Voltaires nicht zurückweisen zu dürfen glaubten, und so wurde der Aufsatz ohne Abänderung gedruckt, obwohl Voltaire geschrieben hatte: „Wenn mein Pfaffe Euch langweilt, so verbrennt nur getrost seinen Plunder. Er hat mir eine Arbeit, betitelt „Liturgie," übergeben, welche ich alle Mühe habe christlich zu machen." Eben durch diese Bemühungen überwarf sich Voltaire mit seinem Freunde; diese Art und Weise, seine Schriften zu „christianisiren" konnte in der That Polier nicht behagen. Der Bruch wurde vollendet durch einen andern Vorfall, welcher Voltaire wenig Ehre macht. Ein gewisser Saurin, ein Verwandter des berühmten Predigers und Pfarrers zu Berchier im Waadtland, entlief von seiner Pfarrei, kam nach Paris, wurde dort von Bossuet bekehrt und erhielt eine Pension von 1500 Livres vom König. Da er ein guter Geometer war, nahm man ihn in die Akademie der Wissenschaften auf. Später erkundigten sich unparteiische Männer nach seiner Geschichte und den Beweggründen seines Religionswechsels, und es wurde durch die Register der Pfarrei von Yverdun bewiesen, daß der gedachte Saurin sein Amt verlassen hatte, um einer Verurtheilung wegen Diebstahls zu entgehen. Da Polier wußte, daß Voltaire diesen Saurin vielfach in Schutz genommen hatte, so theilte er ihm das betreffende Protokoll mit, woraus hervorging, daß dieser Mensch, als er eines Tages zu der Besitzerin des Schlosses Berchier als geistlicher Beistand berufen war, die goldenen Borten des Lehnstuhls, in dem die Kranke saß, abgetrennt und entwendet hatte. Voltaire zeigte sich entrüstet, zerriß aber heimlich das Anklagedokument. Nach Saurins Tode kam wieder die Rede darauf; Polier verlangte die Aktenstücke zurück und brach, als Voltaire die Wahrheit gestand, jede Verbindung mit dem Dichter ab. Da die Familie Polier in Lausanne angesehen war, so führte dieser Bruch den Voltaire'schen Kreis seiner Auflösung entgegen; der Philosoph fühlte, daß sein Einfluß abnahm, und beschloß seine Besitzungen im Waadtland aufzugeben, und sich beständig in Genf und Ferney niederzulassen.

Digitized by Google

Voltaire in Ferney.

Sind wir bisher Gaberels Arbeit faſt wörtlich gefolgt, einmal um eine Probe vom Style des Verfaſſers zu geben, und dann, um deſſen Stellung zu ſeinem Gegenſtande genauer zu bezeichnen, ſo können wir ferner mehr auszugsweiſe verfahren.

Voltaire hatte das bereits erwähnte Landgut Tournay vom Präſidenten de Broſſes in Dijon gekauft, d. h. er hatte einen Contract geſchloſſen, wornach das Gut auf Lebenszeit in Voltaires Beſitz überging, und zahlte hiefür den Pachtzins auf vierundzwanzig Jahre mit 72,000 Franken voraus. Der Kauf war alſo vortheilhaft, wenn Voltaire länger als vierundzwanzig Jahre lebte. Auch bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich des Dichters bekannte Habſucht. Es fand ſich, daß ein kleiner zum Gut gehöriger Wald ſtatt angeblich zwölf Klafter Holz bei der erſten Fällung deren nur drei lieferte. Voltaire war darüber außer ſich; er ſchrieb gegen vierzig Briefe an Herrn de Broſſes, worin er dieſen mit den gröbſten Beleidigungen überhäufte. Wir erfahren bei dieſer Gelegenheit, daß eine Genfer Familie, deren Vorfahr zu den Rechtsfreunden Voltaires gehörte, noch jetzt eine ganze Sammlung von eigenhändigen Briefen Voltaires beſitzt, welche ſeine Gewandtheit in kleinlichen Händeln wie ſeine Unfreundlichkeit gegen ſeine Nachbarn in klares Licht ſetzen.

Voltaires Leben in Délices und Ferney iſt in ſeinen allgemeinen Zügen hinlänglich bekannt. Die Berühmtheit des Dichters zog eine ungeheure Menge Fremder aus allen Ländern Europas herbei. Dieſer liebte es, ſich für gewöhnlich krank und leidend zu ſtellen, wobei er den doppelten Vortheil genoß, einmal unliebſame Beſucher ohne Anſtoß abweiſen zu dürfen, und dann von ſeinen Bewunderern doppelte Lobſprüche zu ernten für die herrlichen Geiſteswerke, die er ſelbſt unter Leiden zu ſchaffen vermochte. Nichtsdeſtoweniger iſt es bekannt, daß Voltaire häufig vierzehn Stunden täglich arbeitete, ja ſein Sekretär, Wagnière, der unmittelbar über des Dichters Zimmer ſchlief, mußte ſtets gewärtig ſeyn, bei Nacht geweckt zu werden, um die Dictate ſeines Herrn zu Papier zu bringen, wie Mallet-Butini, Voltaires Freund und Nachbar, bezeugt. Im Sommer dichtete Voltaire bekanntlich im Schatten der Laubgänge ſeines Gartens.

Den Wirth machte Voltaire mit ſeiner Artigkeit und heiterſter Jovialität, doch mußten ſich ſeine Gäſte freilich auch geduldig ſeinen Spott gefallen laſſen. Wie ſehr Voltaire das Lob liebte, iſt bekannt. Gaberel erzählt unter anderem folgendes Beiſpiel. — Guibert, Verfaſſer der Tragödie »le Connetable de Bourbon,« hatte acht Tage in Ferney zugebracht, ohne Voltaire ſehen zu können. Endlich reiſte er ab, ließ aber durch einen Diener dem Dichter folgende Verſe zuſtellen:

»Je croyais voir ici le Dieu de l'harmonie,
L'entendre, lui parler, l'admirer en tout point;
Mais, tout semblable au Christ en son Eucharistie,
On le mange, on le boit, et l'on ne le voit point.«

Kaum hatte Voltaire dieſe Zeilen geleſen, als er anſpannen ließ, dem Verfaſſer derſelben nacheilte und dieſen wieder nach Ferney zurück brachte, wo er ihn dann lange Zeit bei ſich behielt.

Nicht ſo gut erging es einem ſchon hochbejahrten katholiſchen Geiſtlichen, der die weite Reiſe von St. Claude nach Ferney gemacht hatte, um den berühmten Dichter zu ſehen. Als der arme Pfarrer nach langem Warten endlich vorgelaſſen wurde und ſeine wohlſtudirte Rede mit den Worten begann: „Monſeigneur, wenn ich Sie ſehe, ſo ſehe ich das große Licht, welches die Welt erleuchtet,“ wandte ſich Voltaire ſchnell an einen Diener: »Allez vite chercher des mouchettes!« Allzu zudringliches Lob oder plumpe Schmeichelei reizte überhaupt öfters den Dichter zu ſcharfem Spott.

Sehr zuwider war ihm auf die Dauer das Aufſehen, welches ſeine Beſuche in Genf, gewöhnlich in vierſpännigem Wagen, regelmäßig erregten. Ein Haufen Neugieriger, Straßenjungen u. ſ. w. verfolgte dann gewöhnlich ſeinen Wagen, ſo daß der Kutſcher oft den raſchen Lauf der Pferde hemmen mußte. Die häufigſten Beſuche Voltaires in Genf galten dem Bankgeſchäft der Herrn Macaire in der untern Cité. Als dort einſt wieder ſich ein großer Haufen Neugieriger geſammelt hatte, blieb Voltaire auf der Schwelle ſtehen und rief mit lauter Stimme: »Qu' est-ce que vous voulez, badauds, que vous êtes? Voir un squelette? Eh bien! en voilà un!« Damit zog er die Schöße ſeines Rocks auseinander, ſo daß ſeine ausgemergelte, hagere Rückſeite zum Vorſchein kam, und ſtieg langſam unter dem jauchzenden Gelächter der Zuſchauer wieder in ſeinen Wagen.

Ueber die Demüthigung, welche Voltaires hochfahrender Ehrgeiz von Joſeph II. zu erfahren hatte, erzählt Gaberel folgendes. Der junge Monarch hatte, bevor er die Schweiz durchreiſte, ſeiner erhabenen Mutter das ausdrückliche Verſprechen leiſten müſſen, Haller in Lauſanne zu beſuchen, dagegen Voltaire zu vermeiden. Joſeph II. reiſte wirklich von Lauſanne nach Genf, ohne von Verſoix aus einen Abſtecher zu Voltaire zu machen, obwohl dieſer, da wo der Weg abbiegt, eine ungeheure Tafel mit der rieſigen Inſchrift: »Route de Ferney,« hatte errichten laſſen. In einem Brief an ſeinen Freund Haller verſichert Bonnet ſogar,

daß Voltaire die Aufmerkſamkeit hatte, alle Steine auf dem Wege von Verſoir am See nach Ferney den Tag vorher ſorgfältigſt auflesen zu laſſen. Voltaire hatte den Augenblick genau ausgerechnet, wo der Kaiſer ankommen mußte, und zu dieſem gehofften Triumph alle vornehmen Bewohner der Umgegend eingeladen. Er ſelbſt zeigte ſich in glänzendſter Toilette unter ſeinen Gäſten. Es verging eine Stunde, zwei, kein Kaiſer erſchien. Schon gerieth die Unterhaltung in's Stocken, da kam ein Hausfreund aus Genf, der den Zweck der feierlichen Verſammlung nicht kannte und arglos erzählte: „In Genf iſt große Bewegung; Kaiſer Joſeph iſt eben eingetroffen. Alles Volk ſammelt ſich vor ſeinem Gaſthof, aber er reist ſchon morgen früh wieder ab.“ Man warf ſich verſtohlene Blicke zu; Voltaire ſelbſt aber ſchlich ſich ſtill von dannen. Einige Augenblicke ſpäter erſchien er wieder, blaß, in Schlafrock und Nachtmütze, öffnete die Thür ein wenig und rief mit hohler Stimme: »Qu'est-ce que tous ces importuns font là? Ne laissera-t-on pas mourir en paix un pauvre vieux malade comme moi?«

Voltaire hatte einen großen Widerwillen dagegen, ſich malen zu laſſen, und verzieh es dem geiſtreichen Maler Huber in Genf nicht ſo bald, daß dieſer ſein Bild einſt ſkizzirt hatte. Freilich trieb es Huber ein wenig arg. Er hatte z. B. einmal aus Brodkrumen eine Tafel zuſammen geknetet, aus welcher er ſeinen Hund Stücke herausbeißen ließ, ſo daß das in den Händen des Malers bleibende Stück das ziemlich treue Profil des „Philoſophen von Ferney“ darſtellte. Trotzdem lud Voltaire Huber öfters zu ſich, und ſo war dieſer einſt Zeuge folgender Scene, welche ihm den Stoff zu einem ſeiner bekannteſten Bilder lieferte.

Ein Quäker aus Philadelphia, Namens Claude Gay, hielt ſich einige Tage in Genf auf, Voltaire, der viel von der großen Gelehrſamkeit und Einfachheit dieſes Mannes gehört hatte, lud ihn zur Tafel und der Quäker erſchien wirklich nach einigem Sträuben. Anfangs ſchien die ruhige und edle Haltung des Amerikaners Voltaire zu gefallen. Als der ernſte Fremde jedoch den Spöttereien und Ausfällen Voltaires gegen die Religion fortwährend den unerſchütterlichſten Gleichmuth entgegen ſetzte, vergaß Voltaire endlich ſo ſehr alle Pflichten des Wirths, daß er in hell auflodernden Zorn ausbrach. Da erhob ſich Claude Gay ruhig und verließ daß Zimmer mit den Worten: „Freund Voltaire, vielleicht verſtehſt du eines Tags mehr von dieſen Dingen. Bis dahin wirſt du es begreiflich finden, daß ich dich verlaſſe; Gott beſchütze und erhalte dich!“ Voltaire war ſo beſchämt, daß er ſich zurückzog, indem er eine dringende Arbeit vorſchützte.

Dieſe Scene hat, wie geſagt, Huber Stoff zu einem ſeiner beſten Gemälde geliefert, welches die Unterſchrift trägt: »Les adieux de Claude Gay,« und als Kupferſtich vielfach verbreitet iſt. *

* Jean Huber, Mitglied des Raths der Zweihundert, war 1722 in Genf geboren. J. Senebier ſagt von ihm in ſeiner »Histoire littéraire de Genève,« tome 3, pag. 328: »M. Huber a fait des tableaux de Voltaire qui peignent mieux la vie domestique de ce grand homme que tous les écrits, qu'on a publiés sur ce sujet. Il a dessiné une foule de têtes de ce grand poète qui devroient faire partie de son histoire, parce qu'elles le peignent avec ses idées. Tout cela a été gravé.« Von J. Huber exiſtiren auch einige Abhandlungen, z. B. »Considérations sur le vol des oiseaux de proie.« Genève 1784.

Die großen deutſchen Antikenmuſeen.

(Schluß.)

Der Incunabelnſaal enthält Proben der erſten, rohen Verſuche der bildenden Kunſt in Griechenland und Etrurien, zum Theil in Anlehnung an orientaliſche, durch phöniziſchen Handel importirte Vorbilder. Den Uebergang von dieſen erſten Anfängen zu der vollen Beherrſchung der Form, in welcher die Kunſt ſich von der Feſſel der Convention losrang, die ſtarren Typen allmählig mit individuellem Leben füllte, die traditionellen Regeln mit eindringender Beobachtung der Natur vertauſchte — dieſe Uebergangsperiode kannte man im vorigen Jahrhundert nur aus den Copien des alten Styls, die der obengeſchilderten Alterthümelei der Kaiſerzeit ihr Daſeyn verdanken, und nach dieſen hat ſie Winkelmann geſchildert. Erſt die Entdeckungen auf

Digitized by Google

griechiſchem Boden, auf dem ſich dieſer Entwicklungsproceß (vom Ende des ſechsten bis Ende des fünften Jahrhunderts v. Chr.) vollzog, haben uns mit ächten Originalen aus dieſer Periode bekannt gemacht. Die Skulpturen der alten ſiciliſchen Tempel (im Muſeum von Palermo) bezeichnen ihren Anfang, die Giebelgruppen des Tempels zu Aegina (in der Glyptothek) ihren Schluß. Die letzteren wurden 1811 von einer Geſellſchaft von Reiſenden aus verſchiedenen Nationen aufgefunden; eine kunſthiſtoriſch höchſt wichtige Entdeckung, die eine ſehr fühlbare Lücke in unſerer Geſchichte der griechiſchen Plaſtik füllte. Durch ſie haben wir erfahren, welchen Gang die Emancipation von den conventionellen Regeln des alten Tempelſtyls nahm. Sie begann mit dem Beſtreben einer naturgemäßen Darſtellung der Körperformen und war hierin bereits weit vorgeſchritten, als man in den Köpfen noch die alte ſeelenloſe Starrheit und Monotonie und in der Gewandung die ſteife Geradlinigkeit der Falten feſthielt. Die Anſchauungen, welche die figurenreichen Aeginetengruppen geben, ſind ſehr vielſeitig. Sie lehren uns die Compoſitionsart dieſer Kunſt, ihre Behandlung der männlichen und weiblichen Geſtalt, der nackten und bekleideten Formen, in Ruhe und in Bewegung kennen. Es iſt ein Beweis, wie richtig König Ludwig die hohe Bedeutung dieſer merkwürdigen Kunſtreſte zu würdigen wußte, daß er ſie nicht bloß in ſeinen Beſitz brachte, ſondern auch ihre Ergänzung keinem andern als Thorwaldſen anvertraute, vermuthlich dem einzigen lebenden Künſtler, der ſich in den Geiſt dieſer noch unfreien, aber ernſten und tüchtigen Kunſt zu verſetzen vermochte.

Die völlige Entfaltung der gleichſam noch in der Knospe verſchloſſenen Kunſt erfolgte durch das unvergleichliche Genie des Phidias. Den durch ihn geſchaffenen „hohen Styl“ (wie ihn Winkelmann nannte) kann man völlig nur im britiſchen Muſeum kennen lernen, das die von Lord Elgin aus Athen nach England geſchafften Kunſtwerke der Phidiaſiſchen Zeit enthält. Die Glyptothek beſitzt allerdings einige Originale aus dieſer Periode, aber nicht bedeutende, dafür jedoch deſto geiſtreichere und vollendetere Reproduktionen. Zu dieſen kann man nicht die ſogenannte barberiniſche Muſe (eine koloſſale Apolloſtatue in langem Talar) rechnen, die Winkelmann unmäßig überſchätzte; wohl aber iſt der überaus herrliche und großartige Kopf der Minerva aus Villa Albani geeignet, von den Minerven des Phidias einen Begriff zu geben.

Mit dem Eintritt in den nächſten Saal lernen wir eine neue Entwicklung der griechiſchen Kunſt kennen. Die von Phidias und ſeinen Schülern eingeſchlagene Bahn wurde von den folgenden Künſtlern verlaſſen, und dieß war ein Glück für die Kunſt. Ein Verweilen auf der höchſten Stufe iſt nach dem Naturgeſetz jeder Entwicklung undenkbar. Es war eben nur ein Herabgehen von der erreichten Höhe, oder die Wahl eines neuen Darſtellungsgebiets möglich. Der Charakter der Phidiaſiſchen Periode war groß und erhaben geweſen, die folgende Zeit wandte ſich einerſeits dem Leidenſchaftlichen, andererſeits dem Graziöſen zu. Phidias Gegenſtände waren Jupiter und Minerva, Praxiteles wählte Niobe, Venus und die Faunen. Bisher hatte der Idealismus geherrſcht, jetzt begann der Realismus und ſelbſt der Naturalismus ſein Recht zu fordern; aber auch die Hingabe an die Erſcheinung blieb von edler Auffaſſung und unirrendem Schönheitsgefühl gezügelt.

Auch dieſe Periode iſt in der Glyptothek nur theilweiſe durch Originale vertreten; aber auch hier ſind wenigſtens die Copien nach den Werken dieſes ſogenannten „ſchönen Styls“ vortrefflich. Seine beiden Hauptrichtungen ſind repräſentirt, die eine durch die Ino mit dem Bacchuskinde, eine mütterliche Jungfrau von zarteſter weiblicher Anmuth und Holdſeligkeit, die andere durch den im Rauſche ſchlafenden (barberiniſchen) Faun. Die Darſtellung dieſer mächtigen, von der Cultur unberührten Dämonennatur, eines Geiſtes der Berge und Wälder, iſt von wahrhaft erſchütternder Lebenswahrheit. Dieſer letzteren Richtung gehört auch der ſogenannte Faun Winkelmanns an (in deſſen Beſitz er längere Zeit war und den er leidenſchaftlich liebte), eine vollendete Darſtellung ſinnlicher Schönheit; doch der ſogenannte fauno alla macchia durfte in der That, wie Rumohr vermuthete, eine, wenn auch vorzügliche, moderne Arbeit ſeyn. Den Reliefſtyl dieſer Periode vertritt glänzend ein kürzlich von Otto Jahn gebührend gewürdigtes Werk, die Hochzeit Neptuns und der Amphitrite.

Eine der höchſten Leiſtungen der griechiſchen Plaſtik, und der Plaſtik überhaupt, enthält der folgende Saal, den Torſo des knieenden Niobiden, der den zürnenden Gott um Abwendung des drohenden Pfeils anfleht: ein wahres Wunder der Kunſt, deſſen Schöpfer vermocht hat, zugleich dem gewaltigen Pathos eines Gegenſtandes völlig gerecht zu werden, und ſeinem Werk die vollendetſte Anmuth zu bewahren, zugleich zu erſchüttern, zu rühren und zu bezaubern. Hier dürfen wir in der That glauben, ein Original der Praxiteliſchen Zeit zu ſehen; in Feinheit, Vollendung und Lebendigkeit der Ausführung kann ihm nur der Torſo von Belvedere an die Seite geſtellt werden. Dieſes herrliche Werk verdiente einen beſondern Saal, es beein-

Digitized by Google

trächtigt die Wirkung der andern mit ihm zuſammen aufgeſtellten.

Zu dieſen gehört auch die berühmte Meduſa Rondanini, von der Goethe, der ſie 1787 noch zu Rom in dem Palaſt dieſes Namens ſah, ſagt: „So etwas nur geſehen zu haben, macht einen zum doppelten Menſchen.“ In der That macht die Vermählung vollendeter jugendlicher Schönheit mit dem Starren des Todes in dieſer bewundernswürdigen Maske einen überwältigenden Eindruck. Aber ſie verliert, wenn man ſie neben einer der vollendetſten Schöpfungen ächt griechiſcher Kunſt ſieht. Auch die Genreplaſtik iſt hier durch einige anmuthige Werke (beſonders den Knaben mit dem Schwan) vertreten; deßgleichen in einem ſpäteren Saal die Darſtellung der Perſönlichkeit, die in der Kunſt ſeit Alexanders des Großen Zeit in den Vordergrund trat, namentlich durch eine intereſſante Statue Alexanders und einen Kopf ſeines großen Gegners Demoſthenes.

Zur Vergegenwärtigung der folgenden Zeit, wo die Kunſt in den Dienſt Roms trat, bietet die Glyptothek (obwohl eine nicht geringe Anzahl von römiſchen Arbeiten da iſt) keine irgendwie charakteriſtiſchen oder bedeutenden Monumente. Wenn in den Muſeen zu Berlin und Dresden faſt ausſchließlich die Kunſt der römiſchen Kaiſerzeit repräſentirt iſt, ſo verfolgt man hier die Entwicklung der griechiſchen Kunſt in Originalen und Copien nur ungefähr bis zum Untergange des ſelbſtſtändigen Griechenlands. Die drei Sammlungen ergänzen einander alſo ſehr gut, ſie geben, im Zuſammenhange betrachtet, eine vortreffliche Geſammtüberſicht des Entwicklungsganges, den die antike Plaſtik ungefähr während eines Jahrtauſends von ihrem Beginn bis zu ihrem Abſterben genommen hat. Auch in dieſer Beziehung iſt es alſo bei uns beſſer geworden als in der „guten alten Zeit,“ und der Kunſtfreund und Kunſtjünger kann bei dem Beſuch unſerer Hauptſtädte nicht nur gar manche Belehrung und Anſchauung gewinnen, um deren willen man ſonſt über die Alpen pilgern mußte, ſondern gar manche, an die damals noch nicht zu denken war.

Jakob Ehrlich.

Eine Erzählung.

(Schluß.)

Jakob konnte lange nicht ſchlafen. Das alſo war die erſte Nacht, die er nach langjähriger Trennung unter dem heimathlichen Dache verbrachte, und die er ſich oft in ſeinen ſehnſüchtigen Träumen ſo ganz, ganz anders ausgemalt hatte! Wie Blumen im Nachtfroſt waren ſeine ſüßen, ſchmeichelnden Kindererinnerungen erſtarrt unter dem hämiſchen Zauber des böſen alten Weibes, und als der Schlummer ſich endlich dennoch auf ſeine müden, ſchweren Augenlider ſenkte, war es ein dumpfer, traumloſer, der eines beklommenen Herzens. Aber gegen Morgen weckte ihn ein altbekannter Ton, bei dem ihm plötzlich ganz anders, wieder viel wärmer und weicher zu Sinne ward. Es war der Reigen des Hirten, der die Dorfkühe ſammelte, um ſie auf die gemeinſame Weide zu treiben. Wie lange hatte er dieſen Ton nicht gehört, wie lange nicht das behagliche Brüllen der Thiere, die nun eines nach dem andern aus ihren verſchiedenen Ställen hervorkamen und ſich dem geſelligen Zuge anſchloſſen! Er war vom Lager aufgeſprungen und hatte das kleine Fenſter geöffnet, daß ihm die kühle, balſamiſche Morgenluft entgegenſtrömte.

„Guten Morgen, alter Freund!“ rief er dem Hirten herunter im vollen Jubel ſeines Herzens. Dieſer aber glotzte verwundert zu ihm herauf, machte das Zeichen des Kreuzes auf Bruſt und Stirne und murmelte verdrießlich, indem er ſeine Herde weiter trieb: „Gott ſteh mir bei! Wenn die Alte Beſuch hat, wer könnte es anders ſeyn, als der leibhaftige Satan!“

Jakob kleidete ſich eilig an, um der dunſtigen Kammer zu entkommen, und da er ſich vergeblich nach friſchem Waſchwaſſer umſah, vertröſtete er ſich auf den Brunnen im Hofe, wo er ja ſchon als Knabe ſo manchmal das Verſäumte nachgeholt hatte. — Ein köſtlicher Frühlingsmorgen leuchtete ihm entgegen, da er hinaustrat auf das kleine, thaufriſche Grundſtück, welches einſt ſeine ganze Welt geweſen war; aber zugleich ergriff ihn tiefer Schmerz, da es ſo wüſt und verwildert vor ihm lag, der Acker unbeſtellt, die Wieſe verſumpft, der Garten mit Unkraut überwuchert, die Ställe

Digitized by Google

im Hofe leer und offen, mit zerbrochenen Thüren. Alle Nachbargründe dagegen hatten sich gebessert und gehoben; wohin sein Auge blickte, über sein ehemaliges elterliches Eigenthum hinaus, trieb und keimte die junge Saat, und Fortschritt aller Art machte sich bemerklich; hier war ein frischer Zaun entstanden, dort ein neuer Schuppen, ein sauber angelegtes Gärtchen, welche sonst nicht gewesen waren.

„Nur du, meine arme, liebe Scholle, die mein Vater so treu und sorgsam gepflegt, und die du zum Danke ihm und den Seinen Stätte und Nahrung gegeben hast, lange, glückliche Jahre hindurch, du mußtest so elend verkommen unter einer harten, ungesegneten Hand!“ so sprach er düster vor sich hin, da er sich auf einem halb zerbröckelten Troge niedergelassen hatte und mit umflorten Blicken den traurigen Verfall überschaute. „Und ich,“ fuhr er fort, „ich, der ich dich gern, und wäre es mit dem sauren Frohndienst meiner eigenen Arme, wieder zu Blüthe und Gedeihen brächte, ich muß im fremden Lande verkümmern, und habe kein Recht über dich, als das der schmerzlichsten Klage.“

Ein heiseres Kichern weckte ihn aus seiner tiefen, traurigen Betrachtung; die Alte stand vor ihm, ebenso wunderlich und verlumpt wie gestern, und hielt ihm eine trockene Brodschnitte entgegen. „Da nimm und laß dir's schmecken zum Morgenimbiß!“ sprach sie mit spöttischer Freundlichkeit, die jedoch einen schwachen Funken von Wohlwollen für den jungen Mann, ihren einzigen Verwandten, durchblicken ließ. „Magst es wohl zu Hause besser gewöhnt seyn, mein Junge, denn es ist eine alte Erfahrung, daß die Menschen, je weniger sie haben, desto stolzer sich blähen, desto üppiger sich mästen. Wer aber als Gast zu der alten Juliane kommt, der muß sich eben genügen lassen an dem, was sie ihm zu bieten hat, denn das ist ein schlechter Wirth, der dem fremden Gast zu Gefallen seines Hauses Gewöhnung verläugnet. Schwarzbrod und Haferſuppe, Haferſuppe und Schwarzbrod, das ist die Losung im Hause der alten Juliane, und das Wasser im Brunnen ist auch noch ganz trinkbar, obgleich ich ihn lange nicht habe reinigen lassen.“

„Darf ich Ihnen jetzt mein Anliegen vortragen, Tante Juliane?“ unterbrach sie Jakob. — „Meinetwegen!“ erwiederte sie, sich neben ihm auf dem Troge niederlassend.

Einfach und ohne Schmuck, in gedrängter Kürze, aber mit dem Stempel der treuesten Wahrheitsliebe erzählte er die Geschichte seines Lebens und seines Herzens, seiner vieljährigen Geduld und der endlich erlangten Einsicht, daß dieser Zustand qualvollen Wartens nicht länger dauern dürfe und könne. Er schilderte sein vergebliches Sinnen und Grübeln nach einem rettenden Mittel, wie er es dann gleichsam mit leiblichen Augen durch höhere Fügung entdeckt, und doch zuletzt, da er sich schon mitten in froher Ausführung zu befinden geglaubt, abermals gescheitert sey, und zwar am Unvermögen eine genügende Caution zu stellen.

„In Ihre Hand, Tante Juliane,“ schloß er, von der eigenen Rede zu herzlicher Bitte erwärmt, „in Ihre Hand ist es gegeben, zwei redlichen Menschen nach langem, vergeblichem Hoffen und Harren zu ihrem Ziele zu verhelfen. Stellen Sie für mich die Caution! Ich gebe Ihnen Zinsen, so viel Sie rechtlicher Weise begehren können, und Schrift und Wort und meinen ehrlichen Namen als Sicherheit.“

Die Alte hatte ihm mit ihrer gewohnten spöttischen Miene zugehört, und da er geendet hatte, wiegte sie den Kopf bedenklich von einer Seite zur andern, indem sie sagte: „Fünfhundert Thaler sind ein hübsches, blankes Stück Geld, das man nicht so mir nichts dir nichts aus den Händen gibt, und Wort und Schrift und guter Name sind eben nur Zwirnsfäden, von denen der Mensch sich halten läßt, so lange es ihm gut dünkt, oder nicht gewaltsame Noth ihn anders treibt. Dennoch will ich mir die Sache überlegen und beschlafen bis morgen. — Du bist doch nun einmal, so zu sagen, mein nächster Blutsfreund und gefällst mir auch gar nicht schlecht mit deinem ehrlichen Widderkopf und deinen vierschrötigen Gliedern. Von der richtigen Sorte der Gardelieutenant's scheinst du mir freilich keiner zu seyn; wenigstens zu meiner Zeit trugen sie sich anders, mit Stutzbärten und glanzledernen Stiefelchen, und wiegten sich in den Hüften, wie die Tulpen auf ihren Stengeln.“

„Tante,“ unterbrach sie Jakob, ein wenig gereizt und ungeduldig, denn ihr boshaftes Zwinkern mit den Augen gab ihm wenig Hoffnung auf einen günstigen Erfolg seiner Bitte, „wenn Sie mich etwa nur hinhalten wollen, um mich zu verspotten, so —“ — „Hoho, nicht so hitzig, mein Bürschchen!“ lachte die Alte, ihre knochige Hand mit unheimlicher Vertraulichkeit auf seine Schulter legend. „Wer da kommt als ein Bittender, der muß ein langmüthiges und geduldiges Herz haben, sonst hätte er gar nicht darum ausgehen sollen. Es bleibt dabei, daß ich mir die Sache bis morgen in meinem Kopfe verarbeite; so lange mußt du es dir schon bei deiner alten Tante gefallen lassen.“

Jakob fügte sich mit einem heimlichen Seufzer in die Bedingung und tröstete sich nur mit der Hoffnung, den Tag über durch Aufsuchen seiner alten Spielplätze einige Erheiterung und Zerstreuung zu finden. Dieß gelang ihm um so besser, als er auch viele seiner

Digitized by Google

Jugendkumpane wiederſah, jetzt tüchtige, handfeſte Bauern, die ihn mit offener Herzlichkeit begrüßten. — „Mach', daß du die Alte beerbſt und wieder in unſere Mitte kommſt!“ rieth ihm einer wohlmeinend. „Wir wählen dich gleich zum Amtmann, wenn den jetzigen nächſtens der Teufel holt.“

Als Jakob mit anbrechendem Abend, nach mancherlei kleinen Wanderungen und anregenden Begegniſſen, zu Tante Julianen zurückkehrte, fand er dieſelbe rührig und redſelig und faſt ein wenig aufgeräumt. Sie hatte, neben der Haferſuppe, ein paar harte Eier gekocht, ein unerhörter Akt der Mittheilſamkeit, und als ſie, nach genoſſener Abendmahlzeit, ihrem Gaſt in der dunkeln Kaminecke gegenüber ſaß, kam ſie vom Hundertſten in's Tauſendſte zu ſprechen, und ihr heiſeres Lachen ließ ſich ſo oft und anhaltend vernehmen, daß die ſchlafenden Hennen davon beunruhigt wurden und wie im Traume halb aufflatterten. Mochte doch ſelbſt dieſe alte menſchenfeindliche Seele in ihrer ſteten Einſamkeit die Wohlthat eines verwandtſchaftlichen und gaſtlichen Verkehrs einmal anregend empfinden, daß ſie ihrer Zunge freien Lauf ließ und ſo recht aus ihrem innerſten Weſen heraus ſprach und erzählte. Viel Erfreuliches kam da freilich nicht zu Tage, aber Jakob mußte anerkennen, daß ſie bei all ihrer Grillenhaftigkeit einen ſeltenen Scharfblick beſaß, der leider nur durch traurige Erfahrungen und eingefleiſchtes Mißtrauen ſo überſcharf geworden war, daß er nun oft auch am hellen Tage Geſpenſter ſah. Das war es, was ihrem Weſen, auch wenn ſie gut gelaunt war, einen ſo überaus unheimlichen Ausdruck gab, daß einem gemüthlichen Menſchen, wie unſerem Jakob, ordentlich die Haare zu Berge ſtehen konnten. Um keinen Preis in der Welt hätte er dauernd in ihrer Nähe verweilen mögen, ob ihm gleich die furchtbare Bitterkeit ihres Herzens und ihre gänzliche Verlaſſenheit das tiefſte Mitleid einflößte.

Mitten in ihrem abendlichen Geplauder ward ſie plötzlich ſtill, klagte über Kopfſchmerz und ängſtliche Beſchwerde beim Athmen und begab ſich zeitig zur Ruhe in die anſtoßende Kammer und in das hohe, mächtige Himmelbett mit den vielen bunten, ſchmutzigen Kiſſen und der aus tauſend verſchiedenen Lappen zuſammengeſetzten Decke, welches Jakob ſchon am Tage mit einem eigenthümlichen Grauen betrachtet hatte. Während der Nacht war es ihm einmal, als ob er aus der Kammer der Tante ein leiſes Stöhnen, ein tiefes, keuchendes Athmen vernehme; da aber bald darauf alles ſtille war, beruhigte er ſich mit dem Gedanken, daß ſein Ohr ihn getäuſcht habe, und überließ ſich um ſo williger dem verſpäteten Schlummer.

Wie erſchrack er aber, da er des andern Morgens in's Wohnzimmer trat und Tante Juliane, zwar wie gewöhnlich auf ihrem Schemel ſitzend fand, aber mit ſeltſam zerſtörten und veränderten Zügen, den einen Arm ſchlaff herabhängend an ihrem mühſam aufgerichteten Leibe. Ein Schlagfluß hatte ſie getroffen über Nacht, nicht tödtlich, nicht einmal lebensgefährlich für den Augenblick, aber ihre Stirn mit dem geſpenſtiſchen Finger des Todes zeichnend, wie der Baum im Forſt, der der Axt verfallen iſt, zuvor eine Marke erhält. Sie hatte dieſe Marke wohl verſtanden. Finſtere, angſt- und qualvolle Stunden hatte ſie bis zum grauenden Morgen auf ihrem einſamen Lager verbracht, vorempfindend alle Schauer und Schrecken der nahenden, gewaltſamen Trennung von ihrer irdiſchen Habe, an die ſich ihre Seele ein ganzes langes Leben hindurch feſtgeſogen hatte, wie der Polyp an ſeine Beute. Eines nur gab es, was ſie mehr noch fürchtete als den Tod und die Vernichtung, die Hülfloſigkeit, die ſie bei lebendigem Leibe fremder Pflege unterwerfen könnte. Darum hatte es ſie auch bei anbrechendem Tage nicht mehr im Bette geduldet, und ſo ſchwer es ihr geworden war, ſie hatte ſich auf Händen und Füßen in die andere Stube herausgeſchleppt; „denn lieber,“ ſprach ſie, „will ich wie eine Schlange auf dem Bauche kriechen, ehe ich es zugebe, daß eine fremde Hand mich berührt, die ſich wohl gar hinter meinem Rücken habgierig nach meinem Eigenthum ausſtreckt.“

Jakob wollte in ſeiner heftigen Beſtürzung ſogleich zu einem Arzte laufen; aber die Alte hielt ihn zurück. „Narr,“ rief ſie, „der du glaubſt, daß Tropfen und Pillen ein fliehendes Leben aufhalten, wenn der Verfalltag gekommen iſt! — Geſtern noch ſtand ich feſt auf meinen Füßen und hoffte in Vermeſſenheit der Natur ein hundertjähriges Alter abtrotzen zu können; heute noch bin ich lebendig, Herr meines Beſitzes, den ich mit leiblichem Auge zu ſehen, mit leiblicher Hand zu greifen vermag — morgen vielleicht iſt alles vorbei, und das Leben hat meinen Leichnam ausgeſpieen wie eine leere Hülſe!“

„Tante, ſo denken Sie an Gott und an Ihre arme ſündige Seele!“ rief Jakob, angſtvoll ergriffen. — Frau Juliane lachte laut auf. „Würde mir was Rechtes helfen, ſo im letzten Stündlein der Noth mein leckes Schifflein noch anzutreiben wider einen Glauben, den ich bis dahin verachtet habe! — Ha, mein Sohn, du kennſt die alte, zähe Juliane ſchlecht, wenn du meinſt, daß ſie nach einem ſolchen Leben auf ihrem Todtenbette aus feiger Furcht ein Buß- und Klagelied anſtimmen wird! Wie einer es getrieben, gut oder ſchlecht, ſo ſoll er's auch ernſtlich und ehrlich zu Ende treiben,

Digitized by Google

und wer ſich ſein Lebenlang ums liebe Seelenheil nicht gekümmert hat, den ſoll's auch im Tode nicht kümmern."

Das ſchauerliche Lachen, mit dem die Alte dieſe frevelnde Rede begleiten wollte, erſtarb in einem ängſtlichen Schnappen nach Luft, und einen Augenblick ward es ihr ſchwarz vor ihren Augen, daß ſie meinte, es ſey ſchon der Tod, der ſeine verdunkelnden Schatten um ihre Sinne lege. Aber es ging noch einmal vorüber und nur vermehrte Schwäche blieb zurück, die ſie indeſſen bald von der Nothwendigkeit überzeugte, ihren mit äußerſter Kraft behaupteten Sitz auf dem Schemel aufzugeben, um ſich von Jakobs ſtarken Armen in die Kammer tragen und auf dem großen Himmelbette niederlegen zu laſſen.

Es ſchien ihr Beruhigung zu gewähren, daß er ſich ſelbſt dicht am Bette niederſetzte, und ſie ſeine breite, ehrliche Hand in ihrer heißen, zitternden zu halten vermochte. Sie betrachtete ihn oftmals von der Seite, ſcharf und prüfend, mit einem ſonderbaren Blicke, unter dem ihm das Herz zu erſtarren drohte. Dann wieder ſchüttelte ſie den Kopf, ſeufzte tief auf und murmelte allerlei verworrene Worte, aus denen jedoch ein wilder, von Todesfurcht gequälter und mit der Sorge um den Mammon leidenſchaftlich beſchäftigter Geiſt deutlich herausſprach. — Jakob, der Krankheit und Sterben nur am reinlichen, ruhigen Lager ſeiner rechtſchaffenen Eltern beobachtet hatte, fühlte ſich hier von ganz neuen, ſchauerlichen Eindrücken ergriffen und überwältigt, und hätte gern auch nur auf einige Augenblicke das Freie und Weite geſucht, wenn nicht die unglückliche Creatur in ihrer Verlaſſenheit ihn auf's Tiefſte erbarmt hätte.

Geduldig hielt er den ganzen Tag an ihrem Lager aus und that, was er konnte, um ihren elenden Zuſtand zu erleichtern; bald richtete er die Kiſſen und bettete ihren Kopf höher, damit ihr das Athmen weniger ſchwer würde, bald netzte er ihre dürren Lippen mit friſchem Waſſer und band ihr ein naſſes, kühlendes Tuch um die fiebernde Stirne, ohne ſich vor der Berührung ihres widerwärtigen Leibes, ihrer ekelhaften Lumpen zu ſcheuen. — Gegen Abend verlangte ſie in ihrem Bette aufgerichtet zu werden, um leichter und freier mit Jakob reden zu können; ſie ſchien zum Abſchluß gekommen zu ſeyn mit einem Gedanken, mit dem ſie ſich den Tag über in ängſtlicher Unentſchloſſenheit herumgekämpft hatte.

„Jakob, mein Sohn," flüſterte ſie, ihre Lippen ſo dicht als möglich an ſein Ohr bringend, als fürchte ſie, daß die Wände ſie belauſchen möchten, „die Zeit drängt und ich habe dir noch Wichtiges zu ſagen. Immer deutlicher fühle ich, daß es in kurzem mit mir zu Ende geht — leider, leider! ich hätte noch ſo gut ein paar Jahrzehnte leben können! — Was mich quält und ängſtigt, iſt die Sorge um mein bischen Gut, das zu erwerben ich das Mark meines Lebens daran geſetzt, und das ich nun elendiglich zurücklaſſen muß in fremden, ungewiſſen Händen, gleichſam als hätte ich es nie beſeſſen. — Ja, Jakob, mein Sohn, mache nicht ſo eine fromme, mitleidige Miene, wie wenn es ſich um eine Lumperei handelte, oder wohl gar nur um den eiteln Wahn eines wirklichen Beſitzes! Meinſt du etwa, weil ich in Lumpen gehüllt bin und in einer dunkeln, ärmlichen Kammer wohne, ſo lohnte es ſich nicht vom Erbe der alten Juliane zu ſprechen? — Ich ſage dir, Sohn, die ehrwürdigen Patres werden ſich ins Fäuſtchen lachen und mit gierigem Frohlocken ihre heiligen Hände ausſtrecken nach dem, was unter dieſen Lumpen und unter dieſer Armuth verborgen iſt, wie ein güldener Schatz in einem trüben, ſtinkenden Sumpfe. Aber, meine Herren, noch ſind wir nicht ſo weit! Ein Teſtament läßt ſich ändern, ſo lange der Menſch die Kraft des Athems, das Licht des Willens hat. — Jakob, mein Sohn, es ſpricht etwas in mir zu deinen Gunſten — ob es die Stimme des Blutes iſt, weiß ich nicht zu ſagen, denn ich habe ſie bisher noch niemals vernommen, und die Namen von Vater und Mutter, von Bruder und Schweſter ſind an meinem Herzen verklungen wie ein todter Schall. Du biſt der erſte, deſſen Stimme wie einen lebendigen Widerhall in mir weckt, deſſen Blick mich warm und wohlthuend berührt, wie — nun, wie ſage ich gleich? — wie das erſte Frühlingslicht mich berührt hat vor langen, ach! wie unendlich langen Jahren! Jakob, mein Sohn, ich frage dich in dieſer äußerſten Stunde: Willſt du der Erbe der alten Juliane ſeyn?"

Jakob war betroffen von dieſer unerwarteten Frage, die von einem durchdringenden Blick begleitet war. „Tante," ſprach er nach kurzem Beſinnen, „ich bin ein armer, in ſeiner natürlichſten Sehnſucht hingehaltener, in ſeiner ſüßeſten Hoffnung faſt ermattender Menſch. Ein kleines Beſitzthum würde mir zu alle dem verhelfen, was ich ſo viele Jahre lang vergeblich erharrt und erſtrebt habe; dennoch, wenn Sie denken könnten, daß ich hieher gekommen wäre, um Ihre Erbſchaft zu erſchmeicheln —" — „Darum handelt es ſich nicht — jetzt nicht," unterbrach ihn die Alte mit einer gewiſſen Haſt, „ſondern ob du geſonnen biſt, die Bedingung zu erfüllen, die an mein Erbe zu knüpfen ich unwiderruflich entſchloſſen bin? — Siehe, mich peinigt der Gedanke, daß nach meinem Tode mein mühſam Erſpartes auseinander fallen könnte in verſchiedene Theile, gleichſam im Sande verkrümeln, wie ein ausgeſchüttetes Maß Korn. Ich

Digitized by Google

möchte es ſo gerne niederlegen in eine ſichere Hand, die es feſt und unveräußerlich hielte, bis auch ſie einſt erſtarrte im unerbittlichen Tode. — Willſt du mir geloben, Jakob, deiner Braut zu entſagen, ein eheloſes Leben zu führen bis an das Ende deiner Tage, und mein Geld und Gut zu halten und zu verwalten in meinem Sinne, ſo will ich es dir unverkürzt und ungetheilt noch heute vermachen und verſchreiben, und die ſchwarzen Patres von Sankt Benedikt ſollen das Nachſehen haben."

„Tante, das können Sie im Ernſte nicht verlangen," rief Jakob erſchrocken, „nicht verlangen, nachdem ich Ihnen die Geſchichte meiner Liebe ernſtlich und aufrichtig mitgetheilt habe, nicht verlangen in einer Stunde, wie dieſe, die Sie vor jeder andern belehren muß, daß es troſtlos und elend ſteht um einen Menſchen, der, wie Sie ſelbſt ſagen, das Mark ſeines Lebens geſetzt hat an irdiſch Hab und Gut."

„So, ſo, mein Bürſchchen, ich kann das im Ernſt nicht verlangen?" höhnte die Alte in ihrem giftigſten Ton. „Ich ſoll dir mein hübſches Eigenthum nur ſo mir nichts, dir nichts vermachen, damit du dich mit einem ſchnatternden Weibe und einem Haufen glotzender Kinder recht breit und behaglich darauf niederlaſſen kannſt? Das wäre mir eben das Rechte, hungrige Kindermäuler zu ſtopfen mit dem, was die alte Juliane ſich abgedarbt hat an ihrem eigenen hinfälligen Leibe — geduldig zuzugeben, daß der Beſen einer ſingenden Hausfrau unbarmherzig dahinfährt über das Gewebe der fleißigen Spinnen, welches die alte Juliane ſo lange geſchont und ungeſtört erhalten hat. Nein! nein!"

„Sie haben natürlich das Recht über Ihren Nachlaß zu verfügen," erwiederte Jakob mit ruhiger Faſſung; „Sie haben aber nicht das Recht über eines andern Menſchen Leben den Fluch der Einſamkeit und des unfruchtbaren Geizes zu verhängen. — Wenn dieſes Letzte Ihre ernſte Meinung war, Tante Juliane, ſo laſſen Sie immerhin Ihr Teſtament unverändert beſtehen zu Gunſten der geiſtlichen Herren, denn für Ihren armen Bruderſohn wäre ſelbſt der Beſitz ſeiner heimathlichen Scholle, ſeines elterlichen Hauſes um dieſen Preis zu theuer erkauft."

„Narr, Thor, du weißt nicht, was du von dir weiſeſt!" ſchrie die Alte in heftiger Erregung. „Du glaubſt an die Lumpen, die du ſiehſt, nicht an die Schätze, die ſie verhüllen! Man muß dir die Augen gewaltſam öffnen, daß du nicht mit ungeſchicktem Fuße einen Goldbarren in's Meer ſtößſt, wo er für dich verloren wäre! Schau um dich in jener Stube — die Kiſten und Kaſten, die großen gewaltigen Schränke ſind gefüllt bis an den oberſten Rand mit köſtlichem Linnen und künſtlichem Damaſt, mit goldenem und ſilbernem Geräthe aus alter und neuer Zeit, mit reichem Kleiderſtoff, geſchliffenen Gläſern und funkelndem Schmuck, mit tauſend und abertauſend werthvollen Dingen. Sie alle ſollen ſich nach meinem Tode vor dir aufthun und dir ihren Reichthum überantworten, wie die Schatzkammern eines Wundermährchens! Mein Haus, mein Feld, mein Garten ſoll dein ſeyn, von keiner Schuld belaſtet; du allein ſollſt ihn heben, den ſchweren eiſernen Topf, der mit güldenen Dukaten gefüllt iſt und den ich vergraben habe an heimlicher Stelle, die nur aus meinem Teſtamente erſichtlich ſeyn wird! Aber verſprich mir das Eine, ohne das ich nicht ruhig ſterben kann!"

Jakob ſchüttelte leiſe den Kopf. — „Du verachteſt das Gold?" kreiſchte Frau Juliane in namenloſem Erſtaunen. — „Wie Einer, deſſen Lebensglück am Mangel des Beſitzes bisher unbarmherzig geſcheitert iſt," entgegnete er mit ſchmerzlicher Ironie. — „Aber das Glück ſelbſt," fuhr er fort, „ſteht mir höher als das bloße Mittel, es zu erreichen, und dieſes verliert den Werth, ſobald jenes unerreichbar wird."

Frau Juliane war von ſeiner entſchiedenen Weigerung auf's höchſte betroffen. Daß er an die Größe ihres Erbes glaubte und ihm dennoch entſagte, nur um den Beſitz eines Mädchens, welches nach allem zu ſchließen nicht einmal jung und ſchön war, das ſchien ihr unbegreiflich. Ein leidenſchaftlicher Rauſch für ein ſchönes, ſinnenreizendes Weib wäre ihr ſchon eher verſtändlich geweſen, denn ſie erinnerte ſich aus ihrer eigenen Jugend einiger Wallungen ihres jetzt ſo eiskalten Herzens; aber dieſe Minna, die er ſo lange kannte, von der er ſo einfach und ruhig, ſo ſchlicht und anerkennend erzählte, konnte einen ſolchen Rauſch nicht mehr in ſeinem Herzen erregen. — Was verſtand er denn unter dem Glück, von welchem er ſprach? Die Ehe ſchlechtweg, mit ihrem unabſehbaren Gefolge von Sorge und Krankheit, von Trübſinn und Kümmerniß, von Unfrieden und Täuſchung? Die Ehe ſchlechtweg, die den Mann an die Seite eines alternden, vielleicht zänkiſchen und übellaunigen Weibes feſſelt, und das Weib zwingt mit Schmerzen Kinder zu gebären, die ihm nachher vielleicht noch einen Vorwurf machen aus ihrem elenden Daſeyn? — Das nannte er Glück? Dafür verſchmähte er die goldenen Schätze, die ſich ihm, dem armen Schlucker, ſo unerwartet und unerhört entgegen boten?

Der Abend kam und verging; die Nacht brach herein, eine lange, finſtere, unheimliche Nacht. Frau Juliane war ſeufzend und ſtöhnend in ihre Kiſſen

Digitized by Google

zurückgesunken, und das flackernde Nachtlicht, welches ihr gegenüber auf einer alten Truhe stand, warf einen geisterhaften Schein auf ihre kranken gelblichen Züge; Jakob saß noch immer an ihrem Lager, schweigend und, wie es schien, in tiefe Gedanken verloren. — Plötzlich — es mochte wohl schon über Mitternacht hinaus seyn — richtete sich die Kranke jäh und mit eigener Kraft empor und flüsterte dicht an Jakobs Ohr, mit einer Stimme, die wie die des Versuchers, tückisch zugleich und schmeichelnd klang: „Jakob, mein Sohn, besinne dich! Laß die alte Juliane nicht sterben, ohne daß sie ihren letzten Wunsch erfüllt weiß! Gib ihr das Versprechen, das sie begehrt, und denke daß du im Umsehen ein reicher Mann wirst!“ — „Ich kann nicht, Tante, kann nicht!“ bat Jakob mit abwehrender Geberde. „Erschweren Sie nicht mir und Ihnen diese schon so schweren, furchtbaren Stunden!“

Seine fortgesetzte Weigerung schien sie nur noch dringlicher zu machen in ihrem Begehren; ihre halb schon erloschenen Augen fingen von neuem an zu stechen und zu funkeln, eine athemlose Spannung verrieth sich in ihrem Gesicht und in der bebenden Hast ihrer Stimme: „Jakob, besinne dich! Ich will ja keinen Eid, kein schriftliches, gerichtliches Versprechen — ein einfaches Wort genügt mir — hörst du? — ein Wort — ein einfaches Wort! — Und dafür soll alles dein seyn, was die alte Juliane in sechzig Jahren erspart und erdarbt hat, das Haus, der Garten, das Feld, die gefüllten Schränke, der am Brunnen vergrabene Topf — Alles, Alles dein um ein einfaches, einziges Wort!“

„Quälen Sie mich nicht, Tante Juliane!“ erwiederte er ruhig, aber ermattet von ihrem unablässigen leidenschaftlichen Drängen. „Sie verlangen ein einfaches Wort, aber dieses Wort würde meinem ganzen Leben den Stempel der ödesten Verlassenheit aufdrücken; es würde mich zum Treubrüchigen machen an dem Mädchen, dem ich vor allen die Treue schuldig bin, oder an Ihnen, Tante Juliane, die Sie, so scheint mir, ohnedieß schon Schlechtes genug von den Menschen erfahren haben.“

Juliane schwieg; ein seltsamer Widerstreit von Empfindungen spiegelte sich auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht, welches durch die Nähe des Todes gewissermaßen schon vergeistigt schien, wenn auch in des Wortes wenigst edler Bedeutung. Haß, Zorn und Befremden schienen dort zu ringen mit einem Gefühl achtungsvoller Anerkennung, das sie als ganz neu und seltsam überraschte, das sie immer wieder zu unterdrücken suchte und das sich nicht unterdrücken lassen wollte. Endlich aber schienen doch die ersteren, schlimmeren Gefühle den Sieg davon getragen zu haben; das alte boshafte Lächeln trat auf ihre Lippen und sie fragte Jakob in einem Tone, der schrill und hart klang, wie zerspringendes Metall: „War das dein letztes Wort, mein Junge!“

„Mein letztes, Tante.“ — „Wohlan, so magst du dein Bündel schnüren mit grauendem Morgen und abziehen dahin, von woher du gekommen bist. Willst du mein Erbe nicht seyn in dem Sinne, wie ich's meine, so will ich keinen Erbschleicher um mich dulden, der mich wohl gar durch schöne Worte und zärtliche Pflege von meinem Entschlusse abwendig zu machen gedächte. Ja, Junge, wenn du etwa darauf hinaus zieltest mit schlauer Berechnung, so mache nur getrost einen Strich durch das ganze Exempel; denn die alte Juliane ist zäher als ein Bauernschädel, wenn einmal etwas feststeht in ihrem Kopfe.“

Auch die bangste Nacht nimmt endlich ein Ende. Frau Juliane fühlte sich wohler und kräftiger mit anbrechendem Tage und verließ, wenn auch mit schmerzlicher Anstrengung, abermals ihr Bett und begab sich in die andere Stube, in ihre liebe dunkle Kaminecke, wo Ziege und Hennen sie mit einem leisen Scharren und altersschwachem Meckern begrüßten. Von Jakob ließ sie sich nicht die kleinste Unterstützung mehr gefallen; sie trieb und drängte ihn förmlich zum Hause hinaus, wie sehr er auch zögerte, sie in ihrem hülflosen Zustande zu verlassen. Mit schwerem Herzen begab er sich endlich auf den Weg, nur dem Schulzen noch Anzeige machend von der Krankheit der alten, einsamen Frau, damit doch hin und wieder, ob auch gegen ihren Willen, jemand nach ihrem Leben und Sterben sähe.

Wir übergehen seine traurige Rückreise in die Residenz. Die letzte Hoffnung auf Erreichung seines Ziels hatte er hinter sich gelassen und vor ihm lag die schwere Pflicht, die heiter zuversichtliche Braut von diesem neuen Fehlschlag zu unterrichten. Noch einmal versuchte er sein Heil bei allen Juden und Christen, die ihm etwa zu helfen vermochten, aber wiederum ohne den geringsten Erfolg.

Eine ganze Woche war indessen vergangen und er hatte sich noch nicht entschließen können, an Minna zu schreiben; endlich mußte es doch geschehen. Es war an einem schönen, stillen Sonntag Nachmittag, als er seinen Schreibapparat in die Fliederlaube hinuntertrug, die das schmale Gartenfleckchen hinter seiner Wohnung schmückte, und sich seufzend daran gab, den unglücklichen Brief zu beginnen, der seinem armen, lieben Mädchen so bitteres Weh bereiten sollte. Wie ein schmerzlicher Spott kam es ihm vor, daß die Vögel so munter sangen, daß der helle Sonnenschein durch das

Digitized by Google

grüne Laub auf ſeine bebende Hand fiel, und die zierlichen Blätterſchatten tanzen machte auf dem weißen Papier. Schon nach wenigen Zeilen mußte er die Feder wieder auf die Seite legen; Thränen verdunkelten ihm die Augen und rannen langſam herab über ſeine rauhen, bärtigen Wangen.

Ein beſcheidenes Räuſpern hinter ſeinem Stuhle ließ ihn plötzlich erſchrocken zuſammenfahren. Es war der Briefträger, der ihn im Hauſe vergeblich geſucht hatte, und, ihn richtig an ſeinem Lieblingsplatze im Garten vermuthend, jetzt mit einem Briefe in großem Geſchäftsformat und mit einem mächtigen Dienſtſiegel verſehen, vor ihm ſtand.

„Für mich?“ fragte Jakob verwundert, die Adreſſe von allen Seiten betrachtend. — „Für Sie, Herr Lieutenant. Aber dießmal iſt's freilich nicht die liebe, kleine Frauenzimmerhand aus Bullerburg,“ ſagte lächelnd der alte freundliche Bote.

Jakob erbrach den Brief und begann zu leſen; ſchon nach den erſten Worten ward er von einer lebhaften Bewegung ergriffen, die ſich mit jeder Zeile ſteigerte, und da er bis zu Ende gekommen war, mußte er ſich halten am Tiſche, um nicht zu taumeln vor Freude und dankbarer Rührung.

„Was gibt's, Herr Lieutenant? Sie haben doch wohl nicht gar das große Loos gewonnen?“ fragte der Briefträger, der noch beſcheidentlich ſeines Lohnes harrte. — „Mehr als das, alter Freund, mehr als das!“ rief Jakob mit ſchimmernden Augen, indem er dem Erſtaunten einen blanken Thaler in die Hand drückte. „Ich habe zugleich meine alte und meine neue Heimath gewonnen!“

Die Leſer errathen ſchon halb den Inhalt des verhängnißvollen Schreibens. Es war vom Werneburger Gericht und zeigte in kurzen Worten den an dem und dem Tage erfolgten Tod der Frau Juliane, Chriſtiane Reventling an, und die einen Tag ſpäter ſtattgefundene Teſtamentseröffnung, nach welcher der Neffe der Verſtorbenen, Herr Jakob Ehrlich, als ihr alleiniger Erbe zu betrachten ſey, und derſelbe hiemit aufgefordert werde, ſich ſobald als möglich an Ort und Stelle einzufinden, um von ſeinen Rechten Beſitz zu ergreifen. Eine Abſchrift des Teſtaments lag bei. Daſſelbe war nach der Zeit datirt, da Jakob die Tante verlaſſen hatte, und in dem Hauptparagraphen hieß es wörtlich: „Ich vermache, was mein iſt, meinem Neffen, dem Lieutenant Jakob Ehrlich, der ſeinen Namen in der That führt, und der mir an der Marke meines Lebens den Glauben an mindeſtens Eine treue und unbeſtechliche Menſchenſeele wiedergegeben hat.“

Auf Leid folgt Freud, auf Begräbniß folgt Hochzeit, und auf einen thränen- und entbehrungsvollen Lenz folgt nicht ſelten ein reicher, blühender Sommer, ein heiterer, ruhiger Herbſt. So wenigſtens kam es bei Jakob und ſeiner Braut. — Die kleine, aber vergnügte Hochzeit, die Jakob und Minna in Bullerburg feierten, machte im Städtchen großes Aufſehen. Man konnte ſich nicht genug verwundern, daß der arme Lieutenant ſich plötzlich in einen ordentlichen Grundbeſitzer verwandelt hatte, und die Bedeutung ſeiner Erbſchaft ward durch das Gerücht natürlich um das Zehnfache und mehr vergrößert. Wo die Frau Doktorin Rebenſtock ſich fortan zeigen mochte, begegnete man ihr auf die freundlichſte und rückſichtsvollſte Weiſe, wie nur je zu Lebzeiten ihres Mannes, und ſie ſelbſt war nicht wenig ſtolz auf den ſo lange mißachteten Schwiegerſohn und dankte Gott im Stillen, daß er ihres Kindes Herz geſtählt hatte gegen die Bewerbungen eines gemeinen Materialhändlers.

Jakob und Minna gingen indeſſen, um ſolche kleinlichen Wandlungen unbekümmert, ihren geraden, rechtſchaffenen Weg. Die Erbſchaft der Tante hatte ſich nicht ſo glänzend herausgeſtellt, als die Gevatterinnen in Bullerburg vermeinten, ja als die Alte ſelbſt in ihrer krankhaften Ueberſchätzung des eigenen Beſitzes dem Neffen auf ihrem Sterbelager vorgeſpiegelt hatte. Der Grund und Boden ſammt dem Wohnhaus war, wie wir ſchon geſehen, verwüſtet und verfallen und mußte erſt durch lange Mühe und gute Verwaltung zu ſeinem früheren Werthe erhoben werden; die geheimnißvollen Schränke enthielten neben wirklich koſtbaren und nützlichen Dingen vielen aufgehäuften Plunder, der einem unter den Händen zerfiel, und der am Brunnen vergrabene Topf war auch nicht ausſchließlich mit goldenen Dukaten, ſondern zwiſchendurch mit beſcheideneren Silber- und Kupfermünzen gefüllt. — Auf alle Fälle aber war genug vorhanden, um zwei einfachen, arbeitstüchtigen Menſchen Raum und Mittel zu einem tüchtigen Hausſtande zu geben, und den Grund zu legen zu ſich immer mehr erweiternden, behaglichen Lebensverhältniſſen. Jakob wurde ein ächter und rechter Landwirth, wobei ihm zu ſtatten kam, daß er ſich bereits in ſeiner Jugend mit den Handgriffen ſeines neuen Berufes vertraut gemacht hatte. Er ſchaffte mit doppelter Hingebung am heimathlichen Boden, und der Segen Gottes ruhte ſichtlich auf allen ſeinen Unternehmungen.

Die Bauern hatten ihr Wort gehalten und beim Tode ihres Amtmanns an ſeine Stelle ihren ehemaligen Jugendkumpan gewählt, der ihnen dieſes Vertrauen mit reichlichen Zinſen vergalt, indem er in allen

Digitized by Google

Angelegenheiten ihres Lebens mit Rath und That und ganzer Seele zu ihnen ſtand und ſo viel Segen ſtiftete, als ein Menſch in einem einfachen Wirkungskreiſe nur immer vermag. Wie aber wäre dieß nach außen hin ſo aus vollem, frohen Herzen möglich geweſen, wenn er nicht daheim in ſeiner Häuslichkeit auf einem geſunden und glücklichen Boden gewurzelt hätte? — Frau Minna that das Ihrige, um ihrem Gatten allezeit helfend und fördernd, und in treuer Liebe zur Seite zu ſtehen. Sie war das beſte, thätigſte und frohlaunigſte Weib geworden, welches man ſich denken und wünſchen konnte, wirthlich, um gaſtlich ſeyn zu können, ſtreng und pünktlich, um niemals hart und unbillig ſeyn zu dürfen, des Lebens unvermeidliche Laſten mit heiterem Gleichmuth ertragend, ihre Kinder zu klugen, tüchtigen Menſchen erziehend, und ihren ſämmtlichen Hausgenoſſen eine treue, unermüdliche Verſorgerin. — Ihre früheren zeitweiligen Launen und Verſtimmungen hatte ſie hinter ſich gelaſſen mit ihren alten, abgelegten Mädchenkleidern, und ſo lange ſie den Trauring am Finger trug, konnte niemand behaupten, je eine unzufriedene Miene an ihr wahrgenommen zu haben. Kopfſchmerz und Nervenleiden blieben ihr unbekannte Dinge; ihren jährlich wiederkehrenden Wochenbetten zum Trotz ward ſie nur immer geſunder und blühender, und dieß dankbar anerkennend, ſo wie vertrauend auf den unerſchöpflichen Born von Glück und Liebe, den ſie in ihrem Herzen fühlte, machte ſie ſich keine Sorge darüber, daß des reichen Kinderſegens zuviel werden könnte.

Wenn aber die Frau Pfarrerin ſich durch dieſen übergroßen Segen in ihrem äſthetiſchen Gefühle beleidigt fand und bei einer neuen verrätheriſchen Begegnung ihren Gatten verſtohlen am Aermel zupfte, mit der leiſe geflüſterten, von einer ausdrucks- und entſetzensvollen Geberde begleiteten Bemerkung: „Aber ſieh nur, lieber Johannes — die gute Amtmännin — ſchon wieder —!“ ſo antwortete der Pfarrer in ſeiner klugen, gemüthlichen Weiſe: „Laß du ſie immerhin, liebes Linchen! Die Familie Ehrlich kann auf Erden nicht zahlreich genug vertreten ſeyn.“

C. v. F.

Dorfgeſchichtliche Literatur.

Berthold Auerbachs deutſcher Familienkalender auf das Jahr 1858. J. G. Cotta'ſcher Verlag.
Thüringer Naturen. Charakter- und Sittenbilder in Erzählungen von Otto Ludwig. * Erſter Band.

Unſere Anſicht von der hiſtoriſchen und poetiſchen Berechtigung der Dorfgeſchichte haben wir in dieſen Blättern ſchon öfters auszuſprechen Veranlaſſung gehabt. Es verhält ſich damit wie mit den meiſten literariſchen Erſcheinungen. Die Vorbedingungen waren in ſo reichem Maße vorhanden, die ganze Entwicklung führte ſo direkt darauf hin, daß man ſich jetzt eher wundern könnte, warum ſie nicht früher kam, als daß man zuletzt doch auf ſie geführt wurde. Die Dorfgeſchichte kam in die Welt, nachdem ſie hatte warten müſſen, bis ein für ſie beſonders angelegtes Talent ihr den ſokratiſchen Hebammendienſt leiſten wollte. Sobald einmal dieſer Kaiſerſchnitt vollzogen war, drängte ſich eine unreife Geburt der andern nach, ſo daß wir ſchon ſeit Jahren ungeduldig fragen: wie viele ſollen denn noch kommen? wird dieſer Schooß nicht aufhören zu gebären? — Wir geſtehen offen, daß wir die ganze Gattung in hohem Grade ſatt haben. Bei keiner andern, die ordinärſte lyriſche Reimerei etwa ausgenommen, iſt das Urtheil in gleicher Strenge feſtzuhalten, daß nur das Vortreffliche gut, das Mittelmäßige aber, geſchweige das Geringere, ganz unerträglich iſt. Jenes Vortreffliche aber — die meiſten wiſſen es nach unſerer Ueberzeugung nicht einmal recht zu würdigen, noch Wenigere daher auch nur annähernd zu erreichen. Ein Bildchen aus dem Volksleben, wie man es heißt, einen drolligen Alten oder einen naiven Jungen, wer weiß das nicht aufzufaſſen, anekdotiſch zu umreißen und mit ein paar ſchwäbiſchen „Volksklängen“ oder anderem Jargon zu ſtaffiren? Es mag auch ein recht artiges Bildchen werden, wie wenn man einen Zeichenſchüler einen Waſſerſpiegel, ein Stück Fels und etwas Baumſchlag zu einer Landſchaft zuſammentragen läßt und vier doppelt geſtrichene Linien umher

* Da dieſes Buch im Folgenden ganz anders aufgefaßt wird, als in dem kürzlich (Nr. 46 u. 47) mitgetheilten Artikel, ſo haben wir keinen Anſtand genommen, darauf zurückzukommen.

Digitized by Google

zieht. Das kann wohl jeder, der den Stift nur ein paar Monate geführt hat. Wenn er es aber auch noch so sauber macht, und kann nicht mehr, so verdient sein Werk nicht im Museum aufgehängt zu werden, sondern man mag es etwa in den Kasten legen, damit der spätere Meister, wenn es zu einem solchen reicht, sich an den Anfängen des Schülers ergötze. Gerade so mit den „Scenen und Bildern aus dem Volksleben," und wie die Geschichten alle heißen, die in „Spinn- und Lichtstuben" oder an andern Orten gesammelt werden. Die einfache, ungeschminkte Poesie des Volkslebens, die Tiefe des Volksgeistes zur Anschauung zu bringen, von dem unbedeutend scheinenden Einzelnen aus die tiefsten und weitesten Perspektiven zu ziehen, das Niedrigste gerade uns als das Höchste zu zeigen, in welchem die ganze Fülle des substanziellsten Lebens beschlossen ist, das ist Sache des Meisters, des Künstlers, und daran können kunstverständige Leute eine Freude haben.

Je unbarmherziger und feindseliger wir der Mittelmäßigkeit der bloßen Modeerzeugnisse gegenüberstehen, um so besser glauben wir das Meisterhafte würdigen zu können, um so freudiger begrüßen wir es. Derartige hochstehende Hervorbringungen aber liegen uns eben vor in dem neuesten Werk von Auerbach, in welchem er hinter keinem seiner früheren zurückbleibt, und in dem Buch von O. Ludwig, mit welchem dieser sein Debut in dieser Gattung macht und sich sogleich als würdiger Mitbewerber erweist.

Den deutschen „Familienkalender" werden wir unbedenklich zur dorfgeschichtlichen Literatur zählen dürfen. Seine pars potior ist entschieden die zweite Erzählung: „Die Stiefmutter." Das aber ist unzweifelhaft eine Dorfgeschichte, wenn sie auch in Rottweil und Freiburg spielt. Denn was ist das Charakteristische der Dorfgeschichte anders, als daß sie den Beweis liefert, wie der interessanteste psychologische Proceß mit den vielseitigsten und feinsten Nuancen innerhalb des einfachsten Individuums, in einem Schwarzwälder Bauern ebenso vor sich geht, wie in dem hochstehenden Helden; daß die innere Dialektik des Gefühls nicht das Vorrecht der höheren Klassen der Gesellschaft, sondern etwas allgemein und rein Menschliches ist? In diesem Sinn muß auch die erste Erzählung eine Dorfgeschichte genannt werden, sofern ihr Held eigentlich weniger der Professor Gellert in Leipzig, als der Bauer Christoph von der Dübener Heide ist. Bei diesem Bauern Christoph ist uns übrigens etwas aufgefallen, das wir nicht verschweigen dürfen. Daß Auerbach kein holländischer Maler ist, der nur Wirthshaus- oder Bauernstubenscenen malen könnte, daß er die psychologischen Zustände und Vorgänge aus jeder Garderobe herauszuschälen und sie an Hohen und Niedrigen mit gleicher Virtuosität zur Darstellung zu bringen weiß, darüber kann kein Zweifel seyn. Und doch will es uns fast vorkommen, als sey dieser Christoph kein so reeller, lebendiger Bauer von Fleisch und Blut, wie die Leute, die der Verfasser sonst zwischen Rottweil und Freiburg, wo sein eigentliches Terrain ist, sich hin und her bewegen läßt; als habe er etwas von jenen gemachten christlichen Bauern an sich, wie sie in den Glaubrecht'schen und ähnlichen Erzählungen so zahlreich vorkommen. Gleich wenn der Bauer, der gerne Schulze geworden wäre, im Eingang seiner malcontenten Morgenbetrachtungen sagt: „Der geringste Schreiber auf dem Amt kann jetzt noch ruhig liegen ꝛc.," so steigt uns ein Zweifel auf, ob das auch authentische Bauernphilosophie sey. Einem schwäbischen Bauern würde dieß schwerlich in den Sinn kommen. So sehr er einerseits einen Schreiber verachtet, der mit dem Gänsekiel im Taglohn arbeitet, so großen Respekt hat er auf der andern Seite bis auf den heutigen Tag auch vor dem geringsten Schreiber, und nie würde es ihm einfallen, einen solchen für den niedrigsten auf der Stufenleiter menschlicher Glückseligkeit zu halten. Diese Anschauung kann überhaupt nur bei dem Antipoden des Schreibers, bei dem auch, aber anders schreibenden Gelehrten und Literaten ursprünglich vorkommen. — Sollte nun der sächsische Bauer von dem schwäbischen wirklich verschieden, sollte er weiter seyn als dieser? oder aber hätte vielleicht Auerbach einen kleinen Mißtritt gethan, weil sein Christoph eben von Anfang kein wirklicher Bauer ist, sondern ein typologischer, der die Mission in sich herum trägt, durch den Händedruck, den er mit dem frommen Professor tauscht, die Realisirung einer höheren Volkseinheit, einer Wechselwirkung durch alle Schichten des Lebens hindurch symbolisch darzustellen?

Wir wollen uns darüber den Kopf nicht weiter zerbrechen; um so weniger, da wir im übrigen die Bedeutung der fraglichen Erzählung vollkommen zu würdigen wissen und mit der nächstfolgenden auf ein Gebiet kommen, wo uns noch mehr Alles klar ist. Wo viel Licht ist, sucht man mit doppelter Aufmerksamkeit nach etwas Schatten, damit sich jenes desto heller abhebe. Die „Stiefmutter" ist ein ächt Auerbachsches Produkt, ganz dem alten mütterlichen Boden entwachsen; sie hat mit den früheren eine unverkennbare Familienähnlichkeit, durch die sie uns aber nur um so lieber wird, da die Familie, deren Charakterausdruck sie an sich tragen, eine gute ist. Zwei Vorzüge hauptsächlich sind es, durch welche sich das, was von Auerbach kommt, vor allem Aehnlichen auszeichnet, worin es ihm nicht wohl ein anderer gleich thut. Zum ersten weiß er uns seine Gestalten mit einer Porträtähnlichkeit hinzustellen, daß sie wirklich zu leben und vor uns sich zu bewegen scheinen. Und diese Aehnlichkeit ist nicht jene äußerliche, die es ihrem Mann abgeguckt hat, wie er sich räuspert und spuckt, sie besteht nicht darin, daß der Schilderer irgend eine abgeschmackte Gewohnheit, eine lächerliche Redensart tausendmal, am rechten und unrechten Ort, wieder anbringt, und was dieser ordinären Kunstgriffe mehr sind. Auerbach gleicht vielmehr den ausgezeichneten Porträtmalern, die bekanntlich sehr dünn gesäet sind, darin, daß er es versteht, auf die rechte Weise zu idealisiren, das wahre und bleibende innere Wesen in den Einzelnheiten und Zufälligkeiten der äußern Erscheinung zur Anschauung

Digitized by Google

zu bringen. Damit verbindet ſich von ſelbſt das zweite, daß es ihm weniger um die äußere Handlung und Erzählung zu thun iſt, als um die Schilderung der Seelenzuſtände, welche derſelben zu Grund liegen, daß ſein Hauptbemühen darauf gerichtet iſt, die mit einander collidirenden und verworrenen Gefühle, die ſich ſelbſt verſteckenden Empfindungen und Stimmungen zu entwirren und bloszulegen. Dadurch wird die Geſammtwirkung erreicht, daß wir vor einer uns auf einmal aufgeſchloſſenen inneren Welt, die wir gar nicht geahnt hatten, überraſcht ſtehen bleiben, daß wir das Volk, bei dem wir dieſe Tiefe und Zartheit der Empfindung nie geſucht hätten, unwillkürlich liebgewinnen und an ſeinem Leben den innigſten Antheil nehmen — „als wär's ein Stück von mir.“ Wenn hier der knöcherne Staffelnbäck und der derbe Geldſtumpf ſich die Hände ſchütteln, als wollten ſie einander die Knochen zermalmen, ſo ringt die markigſte Fülle, nicht nur phyſiſcher, ſondern eben ſo geiſtiger Kraft mit einander und ſucht ſich's gegenſeitig abzugewinnen. Objektiv betrachtet iſt dieſes Schauſpiel um nichts weniger intereſſant, als wenn wir zwei der gewandteſten Geſchäftsleute, der feinſten Diplomaten ſich mit einander meſſen ſehen. Der Kronenwirth, oder Poſthalter, wie der elterliche Stolz ihn ſpäter lieber nennen hört, bleibt lebenslänglich ein Idealiſt und Träumer, wie wir in einer ganzen Doktorpromotion keinen beſſeren finden können. Die Frauen aber, die alte Staffelnbäckin und ihre Schwiegertochter, die junge Stiefmutter, ſie ſtellen uns eine vollſtändige Stufenleiter der Leiden und Freuden des weiblichen Herzens dar: ſtille Reſignation, ungleiche Verbindung, treue Pflichterfüllung, Alles überwindende Liebe, den auch auf andere überſtrömenden und überallhin Glück verbreitenden Geiſt der Ordnung und des Friedens. So tritt uns aus dieſen Geſchichten überall entgegen, wie viel Verſtand und Mannhaftigkeit, wie viel Gemüth und edles Gefühl in allen Schichten des Volks verborgen liegt. Ja ſelbſt den ſittlichen und religiöſen Geiſt, der mit dem Volksleben ſo unzertrennlich verwurzelt iſt und daſſelbe noch immer bis in ſeine äußerſten Spitzen hinaus durchdringt, lernen wir hier ungleich friſcher und reiner kennen als in den „chriſtlichen“ Erzählungen, ſo daß uns die verkehrte Meinung doppelt ſchmerzlich auf's Herz fällt, als müſſe man den erſtorbenen durch abſichtliches, gewaltſames Zugreifen von außen her wieder in's Leben rufen, wodurch man ihn gerade verſcheucht und tödtet, während er durch liebevolles Erkennen des Geiſtlichen im Weltlichen, durch innige poetiſche Auffaſſung am beſten genährt und gepflegt wird.

Faſſen wir, was uns durch „die Stiefmutter“ und die Mittheilungen „aus dem Gedenkbuch des Pfarrers vom Berge“ auf's neue nahe gelegt wird, die Auerbachiſchen Erzählungen von dieſem Geſichtspunkt auf, ſo ſcheinen ſie uns in der That ein paſſenderer Inhalt für einen deutſchen Familienkalender zu ſeyn als das meiſte, was man ſonſt in derartigen Büchern zu finden pflegt: ſpecifiſch fromme Geſchichten oder luſtige Schwänke, Belehrendes aus Natur und Geſchichte, Bruchſtücke aus der Kunſt reich zu werden, Anweiſungen zum lohnendſten Anbau neuer Kohl- und Rübenarten u. dergl. Das wirkliche Volksleben iſt der einzig wahre Volksſpiegel. Der Preis (36 kr. rhein.) iſt im Verhältniß zu den werthvollen Beigaben, den von Kaulbach gefertigten Monatsbildern u. ſ. f., ſo niedrig gehalten, daß das Buch auch in dieſer Hinſicht alle Ausſicht hat, ein Kalender für deutſche Familien aller Stände zu werden.

O. Ludwigs „Thüringer Naturen“ reihen ſich noch direkter und unmittelbarer in den Kreis der dorfgeſchichtlichen Literatur ein, als das zuletzt beſprochene Buch von Auerbach. Der Titel weiſt darauf hin, daß hier daſſelbe für Mitteldeutſchland zu erwarten ſey, was Auerbachs erſte Leiſtungen in dieſer Gattung für Süddeutſchland waren. „Schwarzwälder Dorfgeſchichten“ und „Thüringer Naturen“ ſind einander durchaus correſpondirende Titel. Daß wir es auch hier mit einem Meiſter zu thun haben werden, durften wir vorausſetzen. Seine pſychologiſche Befähigung, auf die es hier zunächſt ankommt, konnte Ludwig nicht glänzender an den Tag thun, als in ſeinem „zwiſchen Himmel und Erde,“ wovon eine zweite Auflage gleichzeitig mit dieſem neueren Buche erſchienen iſt. Hierin ſteht der Thüringer Nachfolger dem Schwarzwälder Vorgänger nicht nach. Eben ſo wenig fehlt es ihm an dem zweiten Haupterforderniß, einer ſcharfen Beobachtung und liebevollen Auffaſſung der äußeren Erſcheinung bis in's kleinſte Detail. Beide Eigenſchaften wirken denn auch hier zuſammen, um ein höchſt eigenthümliches, intereſſantes Ganzes hervorzubringen. Die innere Subſtanz der erſten und Haupterzählung iſt die Schilderung einer an Leib und Seele geſunden, von übermüthiger Kraftfülle ſtrotzenden Natur, die im Bewußtſeyn, nirgends etwas Unrechtes zu thun, nach den „Leuten“ nicht fragen zu dürfen glaubt, ſondern ihren eigenen Weg gehen will. Dieſe urkräftige Natur findet eine zweifache Ausprägung, in einem männlichen und einem weiblichen Individuum. Der Mann, je überſchäumender und wilder er ſich austobt, kommt um ſo früher auch zur Einſicht, daß der Trotz auf phyſiſche Stärke nicht den Mann macht, ſondern „das Denken.“ Auf allen Krümmen und Schlichen geht er ſeinem alten Adam nach und beweiſt ihm, daß ſeine ſcheinbare Fügſamkeit und ſein neuer Gehorſam nichts iſt als der alte Stolz in neuer Jacke, bis er endlich Sieger geworden iſt und den wüſten Geſellen völlig hinausgeworfen hat. Ungleich langſamer geht dieſe Wiedergeburt und Erneuerung bei dem andern Theil, bei der ſtolzen Virago, vor ſich. Sie hat ſich keiner Exceſſe wie jener anzuklagen und beharrt darum um ſo hartnäckiger in ihrer weiblichen Selbſtgerechtigkeit und Selbſtgenügſamkeit. Selbſt die Liebe, welche endlich die Widerſtrebende in ihre Bande ſchlägt, vermag ihren Stolz nicht vollſtändig zu brechen. Auch von ihr will ſie nichts annehmen, ſondern Alles nur ſich ſelbſt zu verdanken haben, bis es endlich dem überlegenen „Denken“ des

Digitized by Google

Mannes, dem ſie früher ſelbſt gepredigt und die Augen geöffnet hat, gelingt das Eis zu brechen und die ſpröde Natur in Fluß zu bringen. — Daß für die gründliche Durcharbeitung dieſer Kriſen unſer Verfaſſer der rechte Mann war, kann man ſich denken. Er weiß aber auch den inneren Vorgängen die rechte äußere Einkleidung zu geben. Die personae dramatis, ihre Beſchäftigungen und Umgebungen, ihr Geſpräch und ihre ganze Anſchauung, Alles iſt mit durchgängiger Naturwahrheit gezeichnet, ganz aus dem Leben des Bauern und Kleinbürgers herausgeſchnitten. Nehmen wir hiezu eine Naturſchilderung, durchaus verſchieden von der gewöhnlichen trivialen Manier, überreich an den ungewöhnlichſten und kühnſten, aber treffendſten und anſchaulichſten Bildern, die uns an das Schönſte in dieſer Art bei Shakeſpeare erinnern, ſo können wir begreifen, welchen Reiz das Ganze bei aller Einfachheit, ja Dürftigkeit der äußeren Handlung haben muß.

Es iſt alſo eine höchſt eigenthümliche und intereſſante Hervorbringung, dieſe „Thüringer Naturen;“ aber wie ganz anders, wie durchaus verſchieden von den Auerbach'ſchen Dorfgeſchichten! Die Aufgabe, dieſes Unterſchiedes und der Urſachen deſſelben klar bewußt zu werden, folglich eine Parallele zwiſchen den beiden Schriftſtellern — wenigſtens nach dieſer Seite ihres Talents hin — zu ziehen, ſchiebt ſich uns hiemit von ſelbſt zu. — Die Naturtreue in den Zeichnungen Ludwigs haben wir ſchon hervorgehoben. Die „großen Weiber“ von Luckenbach, es iſt kein falſches Härchen an ihnen; der Schmied, der Weber, der Schneider, ſie kommen friſch aus der Werkſtätte; das eitle, närriſche, miſerable Geſchwätz, mit dem ſie uns beluſtigen, es iſt die ächte naturwüchſige Dummheit und Hohlheit, wie ſie ſich aller Orten breit macht. Und doch ſind dieſe dem gewöhnlichſten Leben entnommenen Figuren auch wieder keine ſolche und nicht bloß ſolche, ſondern noch etwas weiteres. Wir werden das, was wir meinen, am beſten deutlich machen können, wenn wir an die weiſen Meiſter im Sommernachtstraum und an alle derartige gute Leute und ſchlechte Muſikanten erinnern, wie ſie ſonſt bei Shakeſpeare vorkommen, an Stille und Schal, an Bardolph und Piſtol und an den großen Falſtaff ſelbſt. Das ſind auch lauter wirkliche, lebendigſte Perſonen, und doch zugleich, nicht bloß vermöge der traditionellen Bedeutung, die ſie für uns haben, ſondern an und für ſich ganz typiſche Figuren, die nicht bloß für ihre eigene Thorheit einſtehen, ſondern die Schwachheit ganzer Claſſen und Stände zu tragen haben. Falſtaff trägt die Sünde und Aufgeblaſenheit einer halben Welt in ſeinem Bauche herum und gibt ſie dem Strafgericht der Comödie preis. So iſt es ja überhaupt bei der ächten Komik, daß der nächſten Wirklichkeit etwas Höheres und Allgemeineres zu Grunde liegen muß und überall durch jene hindurch ſcheint. Etwas ähnliches nun empfanden wir auch bei der Lectüre von O. Ludwigs Erzählungen. Wir glaubten in einem Sommernachtstraum zu ſeyn, in welchem ein doppeltes Spiel geſpielt wird, ſo daß wir die eine wirkliche Seite von der andern, die empiriſche von der idealen, nicht mehr zu unterſcheiden vermochten. Im Vordergrund haben wir die mit aller Sorgfalt bis in's Einzelnſte ausgeführten Miniaturen, die Luckenbacher Sippſchaft, mit den hellen Farben des Tages gemalt. Zugleich aber iſt es uns, wie wenn dieſe ſo ſcharf umriſſenen Figuren ſich aufſchwellend in's Unbeſtimmte erweiterten, dem Pudel hinter Fauſts Ofen ähnlich; wie wenn an einer Wand im Hintergrund die groteskeſten Figuren zum Vorſchein kämen, in den großartigſten Dimenſionen mit flüchtiger Kohle gezeichnet. Welches iſt nun die Hauptvorſtellung, welche Wirkung iſt die zunächſt beabſichtigte, auf was ſollen wir zuerſt Achtung geben, auf das Nähere oder auf das Fernere?

Die Beantwortung der vorſtehenden Fragen gehört an einen andern Ort; hier liegt uns am nächſten zu unterſuchen, warum die Wirkung ſo ganz verwandter Darſtellungen bei Ludwig eine gedoppelte, bei Auerbach aber eine einfache, ungebrochene iſt. Ohne Zweifel darum, weil dieſer der Erſcheinung mit reiner Unbefangenheit nahe tritt und ſie rein auf ſich wirken läßt, während jener ihr eine eigene, unruhig bewegte, innere Welt entgegen trägt und nun beide auf einander wirken läßt, wobei zwar jede in ihrer Selbſtſtändigkeit beharrt, aber doch genug von der andern in ſich aufnimmt, um eine fremde Farbe und Geſtalt zu reflektiren. Beide begnügen ſich nicht damit, die Wirklichkeit bloß copirend wiederzugeben, ſondern wollen ſie gleichmäßig zu höherer Bedeutung erheben. Auerbach aber will dieß erreichen, indem er weniger hinein als heraus arbeitet, während umgekehrt Ludwig ſich bemüht, in ſeine Geſtalten möglichſt hineinzudringen, wenn er ſie auch in den kühnſten Verkürzungen darſtellen muß. Jener hat mehr von dem einfachen epiſchen Sinn Homers, dieſer von dem Humor und der großartigen Komik eines Shakeſpeare.

Was nun das beſſere ſey, wer den Vorzug vor dem andern verdiene, läßt ſich natürlich nicht für jedermann entſcheiden; eher ließe ſich vorausſagen, welche Manier Ausſicht habe, die populärere zu werden und die meiſten Nachahmer zu finden. „Ich bin ich,“ ſagt die Heiterethei. So wollen wir auch zufrieden ſeyn, daß von beiden Männern ein jeder iſt, was er iſt. Der Leſer wird ſich beider erfreuen; ſein Genuß aber wird ſich weſentlich erhöhen, wenn er jeden nach ſeiner Eigenthümlichkeit aufzufaſſen und ſie einander vergleichend gegenüberzuſtellen bemüht iſt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Nothſtände. — Neubauten. — Die Victoriaſtraße.

Man will ausgerechnet haben, daß innerhalb unſerer Mauern nur ſo viel Brennholz aufgeſpeichert ſey, als gerade bis zum Ende Decembers ausreicht, mit dem Anfang Januars des künftigen Jahres daher, wenn keine andere Hülfe kommt, eine große Holznoth eintreten müſſe. Woher dieſe Hülfe kommen ſoll, ſieht niemand ab, wenn nicht Ströme Waſſers, bevor Winter und Froſt eintreten, aus dem Himmel kommen, und die Atmoſphäre des ſchönen Herbſtes gibt dazu keine Ausſicht. In Fürſtenwalde, dem Hauptſtapelplatze des Bau- und Brennholzes für die Reſidenz, liegen die Stämme und Scheite zu Bergen aufgethürmt, aber die Spree iſt faſt ohne Waſſer. Torf, und trefflicher, lagert auch überall in den brandenburgiſchen Niederungen, aber die Kanäle tragen nicht mehr die Torfkähne. So wird auch die Braunkohle, deren kürzlich in der Mark ſo viele Flötze entdeckt ſind, umſonſt ausgebeutet, und die in Berlin von mehrfachen Anſtalten gewonnenen Steinkohlenkoaks, welche jahrelang zu unförmlichen Bergen verwitterten, ſind in Kurzem wie fortgefegt. Alle dieſe Materialien, an denen, wie geſagt, die Mark Brandenburg noch reich geſegnet iſt, ſind plötzlich zu für viele unerſchwinglichen Preiſen geſtiegen, und der Verſuch, ſie mit Eiſenbahnen (wo es angeht) bis zur Hauptſtadt zu ſchaffen, wird dieſe Preiſe nicht vermindern. Die Armencommiſſion ſieht ſich außer Stand, die gewöhnlichen Holzdeputate den Bedürftigen auszutheilen.

Der Angſtſchrei iſt alſo groß, indeß auch dafür wird ſich, ſo oder ſo, etwas ermitteln, wie Hülfsmittel in allen Nothſtänden ſich endlich gefunden haben, wenn ſie nicht durch die Spekulation erzeugt oder gefördert waren. Aber die Holznoth iſt nur ein Theil der allgemeinen. Die größte und dringendſte bleibt ſtumm, weil ſie zumeiſt diejenigen trifft, welche ſich aus Schamgefühl nicht äußern können. Die zumeiſt von der unverhältnißmäßigen Theurung gedrückt werden, ſind nicht die ganz Armen, ſondern diejenigen ehemals Bemittelten, welche das, was ihnen zur Annehmlichkeit des Lebens übrig blieb, ſparen und erübrigen mußten, um dem Anſtand des Lebens zu genügen. Die Proletarier fühlen auch das theure Brod, es thut ihnen weh, daß ſie kein Fleiſch in ihren Töpfen ſehen, daß ihr Ofen kalt bleibt, daß die Wolle ſo geſtiegen iſt, daß ſie ihren Knaben keinen Rock mehr kaufen können und kaum die unentbehrlichen Schuhe, ſeit das Leder unerſchwinglich theuer geworden; aber der Proletarier hat doch gewiſſe Auskunftsmittel. Wer mit Arm und Hand verdient, kann auch den Preis denen gegenüber erhöhen, welche der Arme und Hände Anderer bedürfen. Der Packträger, der Karrenſchieber wiſſen auch ihre neue Taxe den Andern aufzuerlegen, denn ihrer werden nie zu viel werden in einer induſtriellen Zeit. Und ſie thun es, und mit Recht; was aber kann der Beamte thun? Er empfindet es weit ſchwerer, wenn das Tuch am Aermel fadenſcheinig wird und Löcher bekommt, denn er trug den Rock nicht nur für ſich, ſondern auch für die Geſellſchaft, in der er ſeyn und ſcheinen muß, und er vermißt die Butter, an die er von Kindheit gewöhnt iſt, ſchmerzlicher als der Proletarier, wenn er einmal ſtatt des Brodes nur mit Kartoffeln ſich ſättigen muß. Die Beamten, zumal die untern, waren niemals überreich beſoldet, ſie konnten ſeit Jahrzehnten nur zur Noth auskommen; wie ſollen ſie es bei den gegenwärtigen Preiſen der Lebensmittel, der Kleidung, des Holzes und der Wohnungen anfangen? Iſt's die Nemeſis und tragen ſie die Schuld, daß ein ſo großer Theil der Bewohner unſeres Staates Beamte ſind, daß, was ehedem für bevorzugt galt, beneidet und vielleicht ſcheelſüchtig angeſehen ward, jetzt bedauert und bemitleidet wird? Die Stände auf dem letzten Landtage haben die Mittel, die Beſoldung derſelben zu erhöhen, zurückgewieſen. Wir laſſen unerörtert, ob es die grundbeſitzende Ariſtokratie war und aus welchem Motiv ſie die wohlmeinende Abſicht der Regierung abgelehnt; aber viele meinen, das Mittel hätte doch nicht den Zweck erfüllt. Außerdem, wie viele Schichten der Geſellſchaft ſtehen auf demſelben Niveau, befinden ſich in derſelben Noth, zum Beiſpiel die hundert Tauſende der Penſionirten, der Wittwen, und die wohlmeinend ausgeſonnene Steuer hätte ihnen nicht helfen können. So fühlt ſich dieſe übergroße Schichte der Bevölkerung doppelt gedrückt, durch das Wachſen der Theurung und durch das Ueberhandnehmen des Luxus in den andern Ständen, bei den reich gewordenen Grundbeſitzern, den kleinen wie den größern, und den noch unverhältnißmäßig reicheren Spekulanten und Induſtriellen.

Das ſind ſo trübe Vorſtellungen, daß man ſie nicht citiren ſollte, um friſchen Muth zu behalten; aber wer hindert den November, daß er die fallenden Blätter über den Fuß des Spaziergängers treibt! So fällt der verdrießliche Gegenſtand hundert und tauſendfach in die Unterhaltung: wie ſoll der und jener auskommen, wie iſt es

Digitized by Google

ihm möglich, mit seinem Gehalt seine Familie zu erziehen und zu nähren? Gewiß werden die Mißverhältnisse sich wieder so natürlich auflösen, als sie naturgemäß sich verknotet haben, aber Opfer muß es kosten, wo der gesunde Blutlauf gestört ist, und das schmerzhafteste dabei ist, daß es das Heiligthum des deutschen Lebensbaums, die deutsche Familie inficirt. Diejenigen, welche die Erscheinung selbst noch nicht anerkennen, halten sich an die Erscheinung des Luxus. Wenn er, wie man sehe, in allen Fächern sich entfalte, könne unmöglich die Theurung des Nothwendigsten so drückend seyn. Ein ganz falscher Schluß, da der Luxus überall mehr aus der Lust reich zu scheinen entspringt, als aus dem Drang, den wirklichen Reichthum zu entfalten. Und es ist in Berlin nicht schlimmer als in andern Welt- und Hauptstädten. Man kann im Gegentheil behaupten, daß der Kleideraufwand hier weniger auffällig ist, als in vielen kleineren Städten. So sind auch hier weniger große Bankerotte eingetreten, als in Wien, Paris, London, von den Ereignissen in Nordamerika zu schweigen.

Ich wage nicht zu sagen, daß die Entfaltung unserer Privatarchitektur dem Luxus fröhne. Viele reiche Leute haben sich sehr viele schöne neue Häuser in diesem Sommer bauen lassen, zu ihrer eigenen Bequemlichkeit und Freude und zur Freude des Publikums. Sie sind von geschickten Meistern neu erfunden oder nach trefflichen Vorbildern gebildet, sie haben mit dem Raume eben so wenig als mit der Ornamentur gegeizt, sie haben nicht Stock auf Stock gethürmt, sondern nur wenige behagliche Wohnungen an- oder übereinander gestellt, und jedermann sieht ein, daß das Kapital nicht deßhalb in Grund und Mauer angelegt ist, um die Zinsen herauszuschlagen. Ist es nun Luxus oder patriotisches Verdienst, wenn diese reichen Leute ihr Geld zu solchen Bauwerken hingeben, zu Ehre und Freude der Stadt und einer langen Nachkommenschaft? Ich möchte es auch dann nicht sträflichen Luxus nennen, wenn Spekulanten so schöne Häuser in der Erwartung bauen ließen, daß andere reiche Leute daran ein Gefallen finden und sie nachträglich kaufen werden. Wurden sie doch damit verhindert, ihr Geld auf geschmacklose Weise zu vergeuden, woran es sonst bei reichen Leuten nicht fehlt, besonders bei reich gewordenen.

Unleugbar hat Berlin einen größeren Fortschritt in diesem Jahre gemacht, als in irgend einem früheren; denn nicht allein einzelne schöne Häuser hie und da, sondern ganze neue Quartiere, Straßen und Plätze tragen den Stempel eines neuen Charakters. Aus einem öffentlichen Garten, dem Kämperhof, zwischen dem Potsdamer Thore und dem Thiergarten, ward zwar schon seit Jahren eine Straße abgestochen, was damals manchen Seufzer entlockte, denn viele Gruppen der schönsten Parkbäume mußten fallen, und man meinte nicht, daß dabei viel herauskommen würde; aber was jetzt geworden und im Werden ist, übertrifft die kühnste Erwartung. Die zierlichen Häuser mit ihren Portalen, dem Ebenmaß ihrer Fenster, Thüren, Mauern, den Säulengängen Thürmchen, der proportionirten Oekonomie ihrer muntern Façaden und ihrer Gärten ringsum, könnte man einzeln auch anderswo wieder finden, aber die Totalität, die Gesammtwirkung dieser neu und zugleich emporgestiegenen Häusermassen ist eben so schön, als hier noch nicht dagewesen. Es ist dieß ein *Verdienst*, aber auch ein glücklicher *Zufall*, denn hätte nicht *ein* eigensinniger Grund- und Bauherr alles verderben können, wenn er ein Kasernenschloß dazwischen in die Wolken thürmte? Wir finden uns hier in einer Umgebung, wo sichtlich Reichthum und der feinste Geschmack gewetteifert haben, und dazu hat eine vermittelnde Natur geholfen: Lauben, Boskets, alte Baumpartien dazwischen und dahinter gestellt, als hätte *ein* Dekorationsmaler das Ganze organisirt. Da man nun weiß, daß dieß nicht der Fall gewesen, sondern nur mehrere Besitzer und Meister sich verständigen mußten, damit keiner die Wirkung der andern hindere, so ist das Resultat ein ebenso merkwürdiges als erfreuliches. Daß die Meister nach ihrer Phantasie hie und da Absonderliches hingestellt haben, wird niemand rügen.

Die Frage ist nur, ob Berlin genug reiche Einwohner hat für all die theuren Wohnungen? Im Augenblick scheint der Markt überfüllt, und man sieht an allen Thorwegen Miethzettel, die nach Käufern rufen. Indessen fängt der hohe Adel des ganzen Staats, und was sich dahin rechnet, besonders aus den Provinzen, die früher auf die brandenburgische Hauptstadt kein Auge und keinen Sinn richteten, jetzt, seit es Stände gibt, doch an es für nöthig zu halten, sich eine Art von Residenz in Berlin zu gründen. Ein noch wichtigerer Bestandtheil sind die adeligen oder nichtadeligen großen Grundbesitzer. Sie haben in den letzten Jahren so viel auf die Seite gelegt, daß sie mit Chambres garnies in der Wintersaison sich nicht mehr begnügen. Die sogenannten Oekonomen sind aber vorzugsweise Spekulanten und Kaufleute geworden. Mit den gewonnenen Hunderttausenden finden sie es eben so sicher als bequem, das Kapital in einem schönen Hause der Hauptstadt anzulegen. Die Industriellen in Berlin selbst stellen aber wahrscheinlich das Hauptcontingent. Es gibt viele außerordentlich reich gewordene Familien, und ihrer werden jährlich mehr; die reichsten Häuser, und Wohnungen sind aber im Besitz von jüdischen Familien.

Eben höre ich, daß die Erbauer der neuen Prachtstraße, statt des „Kämperhofes," einen neuen Namen: „Victoriastraße," gefunden haben. Wir haben keine neuen Siege zu verherrlichen, denn die ehrenwerthen von vor vierzig und fünfzig Jahren jetzt an Straßenecken einschreiben zu lassen, wäre doch eine zu späte Pietät. Man denkt an eine frohe Zukunft, an eine helle Aussicht. Der Palast des hochseligen Königs, Friedrich Wilhelms des Gerechten, wie der Bürger ihn noch immer gern nennt, wird zu dem neuen Schloß erhöht und vergrößert, welches der künftige Thronerbe und seine Braut, die princess royal von England, Victoria, bewohnen sollen.

Digitized by Google

Es gäbe räumlichere Plätze in der Stadt, aber die Lage ist sehr gut, dem Zeughaus gegenüber, inmitten der historisch bedeutendsten Punkte, und was mehr ist, weil jener König und Bürgerfreund in seiner schlichten Häuslichkeit dort sein ganzes Leben hindurch gewohnt, nimmt man es als ein gutes Omen und Auspicium an, wenn der künftige preußische König und seine Familie sich wohl fühlen zwischen denselben beschränkten Mauern in Mitten ihres Volkes. Die geschmackvolle Straße und Gartenavenue des verschönerten und fortschreitenden Berlin soll den Namen der künftigen Königin feiern.

Diese Aussicht auf eine hellere Zukunft ist im Augenblick umstort durch die Zweifel in unserer gegenwärtigen Lage. Mit achtungswerther Schonung läßt man die Besorgnisse, welche die Thätigkeit und die Lebensadern im Lande unterbinden könnten, nicht officiell sich aussprechen, um so weniger, als die Hoffnung auf eine natürliche glückliche Lösung vom patriotischen Wunsch festgehalten wird. Somit wäre es unpassend, wollten wir uns jetzt mit den Bildern einer fernen Zukunft beschäftigen. Man meint, während geräuschvolle Festlichkeiten und Lustbarkeiten vermieden werden, ohne daß der sonst herkömmliche Gang derselben jählings abgebrochen würde, als ob das immer lärmvolle Geräusch der Stadt geringer geworden wäre. Das mag Täuschung seyn, aber vieles liegt im Gefühl, was niemand ausspricht. — An die Verluste vieler ausgezeichneten Männer in Berlin, vom Frühjahr bis zum Schluß des Herbstes, wäre vielleicht jetzt zu erinnern, wir wollen es aber bis zum Schluß des Jahres aufsparen.

Bremen, November.

(Schluß.)

Kunst und Kunstwerke. — Bremens Handel.

Die Wallpromenaden, an sich schon eine unvergängliche Zierde der alten Stadt, sind noch durch zwei Denkmale von nicht gewöhnlichem Kunstwerth verschönert. Unfern des Osterthores, an der Hauptpromenade des Walles, erhebt sich auf einem mit kunstvollen Reliefs geschmückten Postamente die Marmorstatue des berühmten Astronomen und Arztes Olbers, der im Jahr 1758 auf einem nahe bei Bremen gelegenen Dorfe geboren wurde, aber schon als zweijähriges Kind durch den Ruf, welchen sein Vater als Prediger an den Dom erhielt, nach Bremen kam. Als Astronom hat sich Olbers einen unsterblichen Namen gemacht durch die Wiederauffindung der Ceres und die Entdeckung der beiden Planeten Pallas und Vesta. Das Denkmal, von dem schon erwähnten Bremer Bildhauer Karl Steinhäuser, der bekanntlich in Rom lebt, herrührend, zeigt uns den Forscher im Weltall mit dem Himmel zugekehrten Antlitz, eine Rolle in der Hand haltend. Das Gesicht soll vollkommen porträtähnlich seyn. Die Reliefs auf dem Postamente stellen auf der Vorderseite Olbers als Astronomen dar, wie ein Genius ihm das Fernrohr richtet, auf der Rückseite als Arzt am Bette eines Kranken. Die beiden andern Seiten enthalten allegorische Darstellungen der beiden von ihm entdeckten Planeten.

In der Nähe des westlicher gelegeneren Heerdterthores steht ein zweites kunstvolles Gebilde Steinhäusers, eine große, prachtvolle Vase von weißem Marmor mit seltsam, aber geschmackvoll verschlungenen Henkeln. Einige Kunstfreunde schenkten dieselbe der Stadt, worauf sie im Jahr 1856 an ihrem gegenwärtigen Platze nach der Bestimmung ihres Schöpfers aufgestellt wurde. Die Hautreliefs auf der Vase werden von Beschauern, welche nicht genau vertraut sind mit der Geschichte und den Eigenthümlichkeiten Bremens, schwerlich verstanden werden. Man ist gern geneigt, irgend eine mythologische Bedeutung diesen Gebilden beizulegen, obwohl man vergeblich nach einem passenden Anhaltspunkte sucht. Der Bildhauer hat aber nur ein Volksfest seiner Vaterstadt, den sogenannten „Klosterochsenzug" darstellen wollen. Dieser findet alle Jahre noch heute um die Mitte Oktobers statt, und sein Ursprung soll folgender seyn. Als Bremen noch Klöster besaß, wurden im Johanniskloster alljährlich zwei Ochsen gemästet und mit Kränzen reich geschmückt, die Hörner vergoldet, durch die ganze Stadt geführt. Schließlich verlooste man die gemästeten Thiere zum Besten des Klosters. Der fetteste hieß „die Braut" und trug den reichsten Schmuck, der andere, weniger glänzend herausgeputzte, „der Bräutigam." Obwohl das Kloster längst

Digitized by Google

nicht mehr existirt, hat man den Klosterochsenzug doch beibehalten und verloost die Thiere gegenwärtig zum Besten der allgemeinen Krankenanstalt. Der Bildhauer hat die Führer dieser Ochsen idealisirt und in griechische Gewandung gehüllt; in der Wirklichkeit treten sie profaischer auf und rufen auf gut altbremisch während des Umzuges:

„Herut, herut,
Hier is de Brägam und de Brut!"

Die einzelnen Menschengruppen, eben so die Thiere sind Meisterwerke des schaffenden Meißels, denen man nur vorwerfen könnte, daß sie der Künstler fast zu edel gehalten hat.

In demselben Jahre erhielt Bremen noch eine andere Zierde, die mehr der Zufall als Enthusiasmus für künstlerische Gebilde der Stadt in die Hände spielte. Der schwedische Bildhauer Benedikt Fogelberg hatte das Modell einer Gustav-Adolphsstatue entworfen, die allseitige Anerkennung im Vaterlande des großen Königs fand und durch die königliche Gießerei zu München meisterhaft in Erz ausgeführt wurde. Das Schiff, welches dieses Erzbild nach Schweden führen sollte, scheiterte bei Helgoland und die Statue selbst versank in den Wogen der stürmischen Nordsee. Helgolander Lootsen aber gelang es, das Kunstwerk zu bergen und an ihr Felseneiland zu schaffen. In solchen Fällen lassen diese muthvollen Insulaner sich regelmäßig gut bezahlen. Hier nun, wo sie es mit einem höchst werthvollen Kunstgegenstande zu thun hatten, der noch dazu einer Regierung gehörte, forderten die Helgolander eine bedeutende Summe als Bergungslohn. Schweden weigerte sich, diese Summe zu zahlen, und so blieb, altem Strandrecht zufolge, das Erzbild Eigenthum der Insulaner. Irre ich nicht, so ward die Statue anfangs dem Hamburger Senat für einen mäßigen Kaufpreis angeboten, mir ist aber nicht mehr erinnerlich, weßhalb man in Hamburg auf das Anerbieten einzugehen Anstand nahm. Es hätte sich in dieser Stadt jedenfalls ein Punkt auffinden lassen, wo die trefflich gelungene Statue des heldenmüthigen Streiters für Glaubens- und Gewissensfreiheit aufgestellt werden konnte. Bremen war weniger bedenklich oder kunstliebender. Einige wohlhabende Kaufleute kauften das Standbild des Schwedenkönigs für einige tausend Thaler und machten es der Stadt zum Geschenk. Im September 1856 wurde es ohne großes Gepränge, auf „Domshaide," einem unregelmäßigen, von wenig ansehnlichen Gebäuden umgebenen Platze enthüllt. Dr. Mallet, Pastor zu St. Stephani, hielt eine passende Festrede. Diese Gustav-Adolphsstatue gehört zu den gelungensten Werken der Erzgießerei in München. Sie hat eine Höhe von ungefähr 25 Fuß. Als Postament dient ihr ein Gabbroblock, der ein Gewicht von 23,000 Pfund hat. Das Standbild zeigt den großen Schwedenkönig mit bedecktem Haupte, die linke Hand am Schwertknaufe, die rechte ausgestreckt nach dem protestantischen Dome zeigend, während das edel geformte stolze Antlitz offen hinüberschaut nach der Johanniskirche, deren spitzer Thurm über die Häuser emporragt. Ein faltiger Mantel fällt zwanglos und so natürlich, als wäre er von einer weichen Masse, von der Schulter herab. Eben so leicht und von spinnenwebartiger Zartheit erscheint die kunstvolle Stickerei am Besatz der hohen Reiterstiefeln und an dem breiten Spitzenkragen, der Brust und Schultern halb bedeckt. Auch die Reiherfeder am Hut sieht aus, als müsse sie jeder Luftzug in Bewegung setzen können. Und so besitzt denn Bremen in diesem Erzbilde ein Kunstwerk von bleibendem Werthe, um das manche andere Stadt es beneiden darf.

Erwähnen wir noch, daß Bremen außer seinem Stadttheater, das allerdings nicht mit den ersten Instituten dieser Art rivalisiren kann, noch eine Kunsthalle besitzt, die eine sehenswerthe Gemäldesammlung, treffliche Gypsmodelle, eine reiche Sammlung werthvoller Kupferstiche und eine auserlesene Bibliothek birgt, welche die Kunst zum Gegenstande hat, so darf man wohl mit Recht behaupten, daß die reiche Kaufmannsstadt nach Kräften den Künsten huldigt und auch Fremden manches Sehens- und Beachtenswerthe zu bieten hat.

Als Handelsstadt erfreut sich Bremen eines beneidenswerthen Rufes. Es ist nicht bloß die Solidität seiner Bürger, welche der an sich so still dahinlebenden Stadt diesseits und jenseits des Weltmeeres so großen Einfluß verschafft hat, sondern vorzugsweise der Unternehmungsgeist, der sie beseelt, und der sich fern hält von allem commerciellen Schwindel, wie er sich neuerdings in der neuen wie alten Welt oft in so bedenklicher Weise breit macht. Die Rheder Bremens bahnten zuerst eine direkte Dampfschiffahrt Deutschlands nach Nordamerika an, die freilich unter der Flagge der Union die atlantische See aufwühlte. Hamburg, das ungleich günstiger gelegene Emporium der Niederelbe, entschloß sich erst später zu gleichem Versuche.

Welch bedeutenden Einfluß Bremen ferner auf die Beförderung der Auswanderung gehabt hat und wie dieser noch immer im Zunehmen begriffen ist, ward schon erwähnt. Auch die Beförderung dieser zu Tausenden ankommenden Menschenzüge aus allen Ländern deutscher Zunge geschieht ziemlich geräuschlos. Es herrscht überall eine musterhafte Ordnung. Agenten und Spediteure kennen ihre Pflichten und halten auf pünktliche Befolgung übernommener Verbindlichkeiten. Man hört daher auch selten Klagen von Auswanderern führen, die in Bremen sich einschiffen. Die Bremer Schiffe sind tüchtige, seehaltige Fahrzeuge, die Capitäne wohl erfahrene Männer, die Verproviantirung der Schiffe wie die Behandlung der Passagiere die beste.

Jungen Leuten, welche sich dem Handel widmen wollten, ist Bremen als hohe Schule zu empfehlen. Es

Digitized by Google

vereinigt alle Vortheile einer in den umfassendsten Verbindungen mit der ganzen mercantilen Welt stehenden Stadt, ohne an den Uebeln volkreicherer Seehandelsplätze zu leiden. Das stille, gediegene Familienleben, das lustigen Lebemenschen wohl hin und wieder zu deutsch-spießbürgerlich vorkommen mag, gibt jungen Leuten keine Gelegenheit zu Ausschweifungen. Die Zerstreuungen und Erholungen, welche der arbeitende Mensch in Stunden der Muße sich gönnen darf und will, fehlen Bremen durchaus nicht, aber für die Verführung ist hier kein günstiger Boden. Darum geben Eltern, deren Söhne Kaufleute werden wollen, diese vorzugsweise gern auf Bremer Comptoirs. Wie streng man hier auf Arbeit sieht und wie gewissenhaft man seine Zeit benutzt, das lehren uns deutlich Wanderungen durch die reinlichen Straßen und den Weserkai entlang. Hier bemerkt man überall emsig schreibende oder rechnende junge Männer in den Comptoirs, oft fünf, sechs und mehr. Und allzufrüh scheint diesen angehenden Jüngern Merkurs die Feierabendstunde nicht zu schlagen; denn selbst im Spätsommer, als die Sonne längst untergegangen war, strahlten noch überall die grün beschirmten Arbeitslampen und warfen ihren matten Schimmer auf die wenig belebten Straßen.

Daß Bremen eine stark im Wachsen begriffene Stadt ist, zeigen nicht nur die neu angelegten und noch stets sich erweiternden Vorstädte, sondern auch die bedeutende Zunahme seiner Bevölkerung. Zu Anfang dieses Jahrhunderts schätzte man Bremens Seelenzahl auf dreißig und einige tausend, in den vierziger Jahren ward sie zwischen 47 und 48,000 angegeben, die letzte Zählung von 1855 dagegen stellte sie fest auf 60,087. Davon kamen auf die Altstadt 24,886, auf die Neustadt 12,206 und auf die Vorstadt 22,995 Seelen. Die Zahl der Häuser im genannten Jahre betrug 9500, die der Straßen, Höfe und Gänge ungefähr 500.

Hinsichtlich zweckmäßiger Verbindungswege mit den einflußreichen Nachbarstädten, mit den wichtigen Seehäfen Bremerhafen und Cuxhaven, ferner mit Oldenburg und der Jahdebucht ꝛc. bleibt gegenwärtig noch sehr viel zu wünschen übrig. Allseitig wird das Bedürfniß namentlich eines direkten Schienenwegs nach Hamburg gefühlt. Bis jetzt steht Bremen durch eine Eisenbahn nur mit Hannover und — auf entsetzlichem Umwege — allerdings auch mit Harburg in Verbindung. Erst wenn eiserne Schienen das Land zwischen Elbe und Weser bedecken und Dampfwagen die wenig anziehenden Gegenden zwischen beiden Strömen befahren werden, wird die Metropole an der Weser sich zur Großstadt emporschwingen. Durch eine derartige Verbindung würde es Hamburg auf 2½ Stunden nahe gebracht, während gegenwärtig beide Städte noch volle dreizehn Stunden von einander entfernt liegen. Man scheint übrigens an solche Verbindung bei Anlegung des Bahnhofs an der Bürgerviehweide, unfern dem Heerdenthore, gedacht zu haben. Dieser Bahnhof ist einer der schönsten, geräumigsten und zweckmäßigsten, die ich kenne, geschmackvoll gebaut, mit weiter Personenhalle, angenehmen Wartezimmern und mit Wohnungen für das gesammte Beamtenpersonal versehen. Auch Lagerhäuser, eine Menge Büreaus, Lokalitäten für Werkstätten ꝛc. finden sich in ausreichender Zahl. Unmittelbar daneben liegt die erst im Jahr 1853 begründete Gasanstalt, ebenfalls ein sehenswerthes Gebäude mit durchgehends großartigen Anlagen. Außer den fünfzehnhundert Straßenlaternen, welche durch die Gasometer gespeist werden, versorgen dieselben auch noch eine sehr große Menge Privathäuser mit Gas. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens gab es gegen zwölfhundert Gasuhren von Privaten. Zur Bereitung des Gases werden jährlich etwa siebenhundert Last Steinkohlen, zweitausend Fässer Harz und tausend Fässer Kalk verbraucht, und aus dem gewonnenen Steinkohlentheer bereitet eine besonders dazu eingerichtete Fabrik wieder Gasöl, Ruß und dergleichen.

Noch muß ich des neben der Gasanstalt gelegenen neuen Kirchhofs erwähnen, an dessen Thore die Eisenbahn nach Hannover und Minden vorüberzieht. Frei und etwas hoch gelegen, gewährt derselbe eine recht freundliche Ansicht der Stadt und auf die, freilich wenig anziehenden Umgebungen derselben in Nord und West. Breite, wohlgepflegte Sandwege durchschneiden diese friedliche Ruhestätte der Todten, die mit vielen geschmackvollen Grabdenkmälern geschmückt ist, und mehr den Eindruck eines durch Monumente verzierten Gartens, als eines Gottesackers macht. Im Norden Deutschlands habe ich einen Friedhof ähnlicher Art, durch schöne Grabmonumente sich auszeichnend, nur in Lübeck gefunden. Die Form der Denkmale auf letzterem erinnert vielfach an die Grabmale der Alten, wie sie z. B. noch heutigen Tages in der wieder aufgegrabenen Gräberstraße zu Pompeji uns in die Augen fallen.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 51.

Inhalt.

Das Himmelbett. Seite 1201.
Voltaire am Genfer See. (Fortsetzung.) Seite 1207.
Skizzen aus dem Norden Amerikas. Seite 1214.
Korrespondenz-Nachrichten.
München. Seite 1219. — Hamburg. Seite 1220. —
London. Seite 1222.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[79] So eben erſchienen in dritter Auflage:

Gedichte

von

Theodor Storm.

Elegante Miniatur-Ausgabe. geb. 1⅓ Thlr.

Das in kurzer Zeit durch zwei Auflagen bekannt und beliebt gewordene kleine Buch ſei hiermit dem reiferen und ernſteren Theil unter den Gebildeten von Neuem in Erinnerung gebracht. Seine zierliche Ausſtattung macht es gleich ſehr wie ſein gediegener Inhalt zu einer ſinnreichen Weihnachtsgabe geeignet.

Heinrich Schindler.

Der letzte

Blüthenſtrauß

von

Juſtinus Kerner.

Miniatur-Format. Cartonnirt mit Goldſchnitt.

Preis fl. 2. — oder Rthlr. 1. 6 Ngr.

Dieſer „Blüthenſtrauß", dargeboten von einem ſchwäbiſchen Sänger, der, auch auf andern Gebieten wohl bekannt, ſeit vierzig Jahren in weiten Kreiſen unter den Freunden ächter Poeſie Dank und Liebe in reichem Maße ſich erworben, prangt in ſolcher Naturfriſche der Farben, haucht ſo kräftige, ſüße Düfte aus, daß Jeder, der ſich daran labt, von dem freudigen Gefühl ergriffen wird: dem Dichter ſey, trotz allen darin widertönenden Klagen und Plagen, die innere Jugend, die Kraft und Friſche des Gemüths und der Phantaſie, — und das iſt ja eben die ächte Poeſie — unzerſtört geblieben. Zartheit, Innigkeit, Weichheit und warme Treue der Gefühle, ungeſuchte Kühnheit und Neuheit der Anſchauung der Einbildungskraft, öfters mit keckem, ſchalkhaftem Humor gepaart, zeichnen dieſe Lieder aus. In anſcheinend kunſtloſer und doch meiſt überraſchend glücklicher Form ausgeprägt, veranſchaulichen ſie in ihrer faſt durchaus perſönlichen, ſubjektiven Haltung den wehmüthig lieblichen Abend eines vorzugsweiſe innerlichen, dabei aber doch auf einem reichen Hintergrunde von äußern Anſchauungen, Erlebniſſen, Begegnungen, von Geben und Empfangen, Wirken und Leiden ruhenden Dichterlebens.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Herr Heinrich.

Eine deutſche Sage

von

Otto Roquette.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage.

Miniatur-Ausgabe gebunden mit Goldſchnitt.

Preis fl. 1. 45 kr. oder Rthlr. 1. —

Der Dichter von Waldmeiſters Brautfahrt verſetzt uns dießmal in das deutſche Mittelalter, in die Zeit des Kampfs zwiſchen Kaiſer Conrad I. und Heinrich, Herzog von Sachſen, der nachher als Heinrich der Finkler die Kaiſerkrone mit ſo großem Ruhme trug. Der Stoff iſt ſehr gut gewählt und wieder mit der glücklichen Gewandtheit behandelt, welche dem „Waldmeiſter" und dem „Tag von St. Jakob" die günſtigſte Aufnahme verſchafft haben. Durch die hiſtoriſchen Vorgänge, eines der wichtigſten Stücke unſerer Geſchichte, ſpielt bedeutungsvoll ein märchenhaftes Element im Verkehr Heinrichs mit der ſchönen Prinzeſſin Ilſe, und in der ſinnreichen Verſchlingung geſchichtlicher und phantaſtiſcher Bilder ſpinnt ſich das kleine Epos aufs Anmuthigſte ab.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Der Magnetismus

im Verhältniß zur

Natur und Religion.

Von

Dr. Joſeph Ennemoſer.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Mit einem Anhang über das Tiſchrücken.

gr. 8. brochirt. Preis fl. 5. — oder Rthlr. 3. —

Der Begriff, die Bedeutung und Erklärung der charakteriſtiſchen Erſcheinungen des Mesmerismus werden in dieſem Werke ausführlich dargeſtellt, indem zunächſt die phyſiologiſchen und die pſychiſchen Erſcheinungen des Schlafwachens und Hellſehens aufgezählt und ſodann dieſelben mit andern längſt bekannten Erſcheinungen, wie der Träume, der Ekſtaſe, der Geſichte der Orakel, des Hexenweſens und anderer krankhafter Zuſtände des Geiſterſehens, der Stigmate ꝛc. verglichen und kritiſch unterſucht werden. Den Zuſammenhang und den Grund dieſer mehr bewunderten als erkannten Erſcheinungen hat der Verfaſſer in dieſer neuen Ausgabe ſchärfer nach den bekannten Naturgeſetzen und dem Verhältniſſe zur Religion verdeutlichet und aufgeklärt. Einem Grundriſſe über die Anwendung des Mesmerismus als Heilmittel folgt als Anhang eine motivirte Abhandlung über das Tiſchrücken.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung.

Von

J. W. von Goethe.

Zwei Bände.

8. brochirt. Preis fl. 3. 30 kr. oder Rthlr. 2. —

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Gedichte

von

Albert Knapp.

(Auswahl in einem Bande.)

8. geheftet. Preis fl. 3. 36 kr. oder Rthlr. 2. 4 Ngr.

Dieſer compreß gedruckte, mit großer Sorgfalt geſichtete und möglichſt organiſch gebildete Band umfaßt die beſten Gedichte des Verfaſſers aus einem Zeitraum von 34 Jahren, in fünf reichhaltigen Büchern: 1) Naturleben. 2) Inneres Leben. 3) Poeſie und Kunſt. 4) Balladen und hiſtoriſche Gedichte. 5) Bibliſche Bilder (aus dem alten und neuen Teſtament). Vieles darin iſt völlig neu und bisher ungedruckt, Anderes mannigfach verkürzt und umgearbeitet, ſo daß das Buch, aus welchem die bereits im Evangeliſchen Liederſchatze des Verfaſſers enthaltenen geiſtlichen Lieder deſſelben beinahe ganz weggelaſſen ſind, nunmehr nach langer Zerſplitterung den eigentlichen Kern ſeiner poetiſchen Erzeugniſſe bildet, und dem Leſer, mit Uebergehung aller Gelegenheitsgedichte, blos allgemein menſchlichen und chriſtlichen Stoff darbieten wird.

Schöne Ausſtattung bei verhältnißmäßig billig geſtelltem Preiſe kommen den vielfach ausgeſprochenen Wünſchen entgegen, welche Knapp's Gedichte gerne zum Gemeingut chriſtlicher Familien erhoben ſehen möchten.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 51. 20. December 1857.

— Can such things be,
And overcome us, like a summer's cloud,
Without our special wonder?

Shakespeare.

Das Himmelbett.

Es geſchieht wohl, daß mir von Bekannten vorgeworfen wird, ich vermeide das Theater. Einige gingen ſo weit, es für Abneigung gegen die dramatiſche Kunſt zu halten. Daß ich mich der Bühne entfremde, iſt vielleicht im Gegentheil — unglückliche Liebe. Ein alter Schüler Galls, ein ächter, der wirklich bei dem Meiſter der Schädel in die Lehre ging, hat mir einmal zur Blüthenzeit der Phrenologie den meinigen betaſtet und dabei geäußert: „Da unter dieſer Locke, neben der Idealität, iſt in einem eminenten Grade das plaſtiſche Vermögen ausgebildet.“ — „Was verſtehen Sie unter plaſtiſchem Vermögen?“ — „Nun, ich meine, wenn Sie Schauſpielerin geworden wären, hätte ſich aus Ihnen das Talent eines Talma, einer Rachel entwickeln mögen.“

Er konnte nicht wiſſen, wie ſchon gar früh unter dem Kinderröckchen mir das kleine Herz gepocht hatte, bis ich den Wagen vorfahren hörte, der uns nach dem Theater bringen ſollte, mit welcher leidenſchaftlichen Angſt ich jede Minute zählte, als harre mein Gewinn oder Verluſt eines höchſten Gutes. Damals erſchienen mir dramatiſche Künſtler wie höhere Weſen, die man aus der Ferne vergöttert. Unter ihnen war Eine, nicht nur gefeiert, ſondern wahrhaft geehrt, eine Prieſterin der Muſe im edelſten Sinne. Als ich ſie, der großer Ruhm aus dem gebildeten Deutſchland vorausgeflogen war, zum erſtenmal auf den Brettern ſah, meinte ich ganz enttäuſcht: „Die ſpielt ja gar nicht Theater!“ ſo einfach und wahr ſtellte ſie dar. Es ging mir aber wie dem Volke: wenn der Haufe auch dieſe Höhe der Kunſt nicht begriff, ſo hatte er doch den Inſtinkt dafür, und die Meiſterin ward bald der Liebling auch des maſſenhaften Publikums.

Nachmals, da ich längſt erwachſen war und das Leben ſchon begann einigen Zauber abzuſtreifen, begegnete ich ihr wieder, und dießmal auf einer andern, auf der offenen Bühne des Tages. Wenn ich ſie nennen wollte, würde man einen Namen von gutem Klange erkennen. Die Zeit hatte dieſer Frau keines ihrer Verdienſte genommen, jegliches vielmehr beſiegelt, Talent wie Charakter. In allem, was ſie that und ſprach, war eine milde Reife, und dabei jener eigene heiter kindliche Sinn, der dem Genie oft bis in das Alter treu bleibt. Sie ſtand jetzt an der Grenze der

Matronenjahre. Noch ſehe ich ſie vor mir, das weiße Häubchen häuslich auf dem feinen, lichtbraunen Scheitel, das offene hellblaue Auge, den gutmüthig lächelnden Mund, die würdevolle hohe Geſtalt, in die ſchwarze Mantille gewickelt. Es war ihre Eigenthümlichkeit, daß bei ihr immer Weiblichkeit und Kunſt ſich wechſelſeitig getragen hatten. Die Geſammterſcheinung in ihrer Harmonie erſchien wie ein Denkmal dieſer goldenen Verſchmelzung der Künſtlerin und des Weibes, an der viele nicht mit Unrecht zweifeln, weil man ſie ſo ſelten findet.

An unſerer Freundin erwies ſich wieder recht, wie das Gute am Menſchen in der Familie wurzelt, und wie Nothwendigkeit zum Tüchtigſten erzieht. Sie erwuchs bei einem redlichen Elternpaare, unter vielen Geſchwiſtern. Ihr Schickſal führte ſie früh durch eine ernſte Schule und ſparte ihr auch nachher nicht die ſtrengſten Prüfungen. Seit der ſonnigen Jugend bis zu den winterlichen Tagen war ſie die Stütze der Ihrigen, und ging durch die vielfachſten Verwicklungen lauter und unberührt. Es gibt ſolche Weſen, bei denen von der Wiege her ein Etwas wacht, welches ihnen immer das Beſte ſagt. Dieſe Frau traf ſtets das Richtige; die Gerechtigkeit war in ihre Seele gelegt. Auf dem freundlichen beſcheidenen Geſicht, in das noch in ſpäten Jahren beim geringſten Anlaſſe ſo leicht das rothe Blut ſchoß, ſtand aber auch das gute Gewiſſen geſchrieben, der Frieden des Wohlwollens.

Ihre Kindheit fiel in die gute alte Zeit, wo man die Kunſt wegen der Kunſt liebte, gerade in die Blüthezeit des deutſchen Theaters, und zwar im ſtrahlenden kleinen Mittelpunkt, welcher Weimar heißt. Der Vater, ſelbſt ein wackerer Künſtler von ächtem Schrot und Korn, war an der dortigen Bühne angeſtellt. Die Tochter erzählte uns öfters, wie Meiſter Goethe ſich des kleinen blonden Krausköpfchens angenommen, wie die Kleine bei ihm ſpielen durfte, wirklich *ſpielen*, nicht nur in ſeinem Kindertheater, ſondern in einer Ecke ſeiner Arbeitsſtube, auf einem Schemel mit allerlei Kram; wie er ihr ſogar Rollen einſtudirte für die rechten großen Bretter, aus ſeinen Singſpielen, z. B. „Jery und Bätely, welches ſie mit ihrem Bruder darſtellte. Dieß hielt ſie feſt wie eine fromme Tradition, wie ein Händeauflegen des Geiſtes, ein Einſegnen für die Schönheit.

Das alles und noch vieles andere erzählte ſie uns, wenn wir am runden Tiſche ſaßen um den ſingenden Keſſel, beim trauten Lampenmond im warmen Kabinet, indeſſen draußen der Schnee die braune Kirche ſammt ihrem langen Thurmfinger und den Rathhausgiebel auf dem Markte mit dem ſchwarz und goldenen Zifferblatte, mit weißen Linien ſcharf zeichnete, und ſelbſt das ſonſt ſo geſchwätzige Wehr bei der Mühle auf der Inſelſpitze zu kryſtallenen Fäden erſtarrt war, oder wenn wir hinſchauten über das grüne Thal nach den Felſen, um deren Stirne alte Eichen Kränze flechten, wenn Schwalben um das Frontiſpice des Schloſſes kreiſten, bis die Dämmerung leiſe niederſank und bald die Nachtlüfte unſere Wangen badeten, drüben über dem Fluſſe Lichtfunken erglommen, einer um den andern, in den Häuſern am Berge, endlich die Sterne, auch einer nach dem andern, ſo ſtill heraufzogen hinter den grünen Gipfeln, funkelnd über dem kleinen friedſamen Bilde. Auf was geräth man da nicht alles! O die guten Plaudereien, bei denen man, wie die Leute in unſerer Gegend ſagen, vom Hundertſten auf's Tauſendſte kommt!

Mit ihrem hellen Geiſte neckte ſie mich oft über mein Hinneigen zum Myſtiſchen und über die Geſpenſterfurcht. Wie es aber, ſobald einer die Nachtſeite der Schöpfung kritiſirt und negirt, ſey es durch Verſtandesgründe oder durch Spott, beinahe regelmäßig zu geſchehen pflegt, daß daſſelbe Individuum, in Folge eines räthſelhaften Widerſpruches der tiefgläubigen Menſchennatur, damit endet, gegen ſich ſelbſt einen Beweis zu liefern, eine Thatſache anzuführen, die wider das eigene Argument zeugt: ſo mußte auch die Künſtlerin unwillkürlich ihren Tribut ſteuern, indem ſie uns aus ihrer früheſten Vergangenheit eine Erfahrung vertraute. Schon aus den wenigen bisher von mir ſkizzirten Zügen ihres Bildes muß ſich, däucht mir, wohl von ſelbſt ergeben, daß Wahrheit ein Hauptelement dieſes durchſichtigen, in ſich und mit andern klaren Frauengemüthes iſt.

Sie erzählte: Ich mochte zehn bis' eilf Jahre alt ſeyn, als meine Eltern nach C. kamen. Eine zahlreiche Familie wie die unſrige durfte nicht daran denken auf der Reiſe in koſtſpieligen Gaſthöfen abzuſteigen. Man hatte dem Vater eine Herberge empfohlen, in der wir bei der Ankunft einkehrten. Sie lag etwas abſeits der Hauptſtraßen, ein graues Haus, ſchmal, aber von nicht unbeträchtlicher Tiefe. Die Kreuzſtöcke waren breit und je zwei neben einander. Zwei hohe alte Linden beſchatteten die Bank an der gepflaſterten Einfahrt. Links führten aus derſelben einige Stufen in die Wirthsſtube, deren Fußboden mit Sand und friſchem Tannenreis beſtreut war. Wir Kinder gingen da gar bald bekannt aus und ein. Am braunen Schenktiſch mit den vielen umgeſtürzten Henkelgläſern und Deckelkrügen ſchaltete unermüdet die Frau Wirthin, eine Bierbrauerin, Treppe auf, Treppe ab, Thüren auf, Thüren zu, die Erſte

Digitized by Google

auf, die Letzte zu Bette, stets mit dem Schlüsselbunde klirrend, mit Münzen klimpernd, die große silberbeschlagene Saffiantasche, die ihr am Gürtel hing, auf und zu zwickend, Schubladen auf und zu rutschend, immer etwas zugleich in den Händen und auf dem Arme tragend, nur still sitzend, um auf dem Tische hinter dem Ofen in einem großen Buche zu schreiben, oder die Blätter hin und her eilig umzuschlagen. Und doch schielte sie selbst von dem großen blauen Buche auf, um uns zuzunicken, wenn wir durch die Thüre schlüpften, und langte sogar zu Zeiten durch das schwarze Fensterchen, das sie mitten im Geschäfte immer mit einem Feldherrnauge bewachte, in die Küche hinaus, uns irgend ein warmes Gebäck zum Kosten zu reichen. Es war eine wohlgenährte Gestalt, in ihrer Rundung doppelt beweglich, wie eine Kugel, dabei sehr freundlich. Sie zeigte so oft als möglich zwei Reihen noch blendend weißer, kleiner Zähne. Die Eltern rühmten ihre Gefälligkeit. Nur meinte die Mutter, es sey sonderbar, daß die Frau einem nie gerade in die Augen schaue; es war als ob die ihrigen sich gern unter den etwas buschigen Brauen verbärgen.

Die Tochter hatte keine Spur von Aehnlichkeit mit der Mutter. Sie war groß und schlank, mit langen schmalen Zügen. Gewöhnlich saß sie schweigsam und ohne von ihrer Näharbeit aufzublicken, die sie mit schneller Hand förderte, auf dem hohen Tritte am vergitterten Fenster, hinter dessen gleich einem Maulkorbe nach außen gebogenen Eisenstäben ein paar Resedastöcke grünten. Und zu diesem Tritte flogen wir, sobald wir irgend konnten, ich und die Kleineren. Er diente uns bald zur Bank, bald zur Staffel, ich möchte sagen zum Vogelschlag, wo wir aus und ein flatterten. Oft kauerten wir zu Käthes Füßen, um die Bilderbücher zu betrachten, die sie uns aus dem Schranke neben der Fensternische an der Mauer holte. Es war eine Welt für uns, diese Commode mit einem Glaskasten als Aufsatz, hinter dessen durchsichtigen Wänden sich allerlei geheimnißvolle Schätze errathen ließen und dessen Fächer wir nie ergründet hatten. Alles, was aus ihm kam, duftete eigenthümlich, ich denke nach Rosenöl.

Zuweilen sperrte sie das Spinett auf, das ein Tiroler Teppich mit allen Regenbogenfarben bedeckte, und ließ uns auf die Tasten haken. Wenn ich ihr vorlas aus einem dicken Bande, der die Entdeckung von Amerika enthielt, Käthes Leibgeschichte, belohnte sie mich regelmäßig mit Chokolate — es steckte immer ein Stück für uns in ihrer Schürzentasche. Wir streichelten ihr die weich gewölbten Sammetwangen, bis sie uns ihr rothes Gebetbuch mit Goldschnitt zeigte, das viele Heiligenbilder barg, so fein wie Miniaturen gemalt. Zwischen den Blättern lagen lose farbige mit Reimen, die wir aber nie berühren durften, eine so zierliche reine Schrift, daß sie als Muster gelten konnte; und unsere Gönnerin versäumte auch nie uns diese sorgfältigen Federzüge zur Nacheiferung zu empfehlen, worauf das Kleinod jedesmal wieder schnell und mit einer gewissen Andacht im bewußten Glasschrein verschlossen ward.

Zuweilen durften wir wohl auch mit ihr zur Messe in die nahe Klosterkirche und der Mutter Gottes auf dem Altare einen Strauß bringen aus dem Garten. Käthe hatte etwas sehr Frommes, schon im kastanienbraunen Auge. Inbrünstig faltete sie in der Fensternische Abends beim Gebetläuten die Hände und wir Alle mußten es auch thun; aber wenn die Glocken längst verhallt waren, starrte sie über die Resedastöcke so in das dämmernde Grau hinaus, daß mir, ich wußte nicht recht warum, fast weh um's Herz ward. Mit keinem Athemzuge wagten wir sie zu stören, bis sie wieder zu sich kam und dann endlich den nach dem Gebetläuten üblichen „guten Abend!“ so traurig und so gut sagte. Darum fragte ich sie auch einmal, ob sie ein Heiligenbild auf ihrem Herzen trage; denn ich hatte schon öfters ein schwarzseidenes Schnürchen um ihren feinen runden Hals bemerkt. Da erglühte sie über und über. Es ist das einzige mal, daß ich ihr Gesicht anders als marmorweiß sah. Sie nickte rasch mit dem Haupte und zog zugleich ihr rothseidenes Brusttuch höher herauf und fester zusammen. Ich hätte es mit den Augen durchbohren mögen in all der leidenschaftlichen Neugier eines halb erwachsenen Mädchens, mit der ich ja auch wie instinktartig das schwarzseidene Schnürchen erspäht hatte. Jetzt machte es mir in Gedanken erst recht zu schaffen. — Doch ich verliere mich in Kindererinnerungen: ich wollte ganz Anderes erzählen.

Wir mußten über den Hof und im Hintergebäude eine steinerne Wendeltreppe mit breiten Stufen hinauf, um zu den zwei Stuben zu kommen, die der Vater, seit er wußte, daß wir längere Zeit hier bleiben würden, in der Bierbrauerei gemiethet hatte. Die Hausfrau gab sich alle Mühe es uns jeden Tag bequemer zu machen. Sie versicherte, sie habe, wie sie es ausdrückte, noch nie Theaterleute gekannt, die so ordentlich aufräumten und so pünktlich zahlten. Sie trug eins um das andere zum allgemeinen Behagen herbei, stellte ein besser überzogenes Kanape in das Vorderzimmer, breitete eine schmucke Decke über den Tisch, machte frische Vorhänge auf an Betten und Fenstern. Die Wände waren ohnehin ganz neu und hell gemalt. Als wir zum erstenmal in die Wohnung traten, sagte die Mutter schon auf der Schwelle: „Da ist aber eine dumpfe schwüle Luft. Mir wird davon eng und bang auf

Digitized by Google

der Bruſt. Macht doch die Fenſter auf!“ — Sie ſtanden auch offen vom Morgen bis ſpät, denn es wehte gar angenehm vom Garten herein, gegen den ſie auf die Rückſeite hinaus ſahen. Wir konnten gleichſam in die Birnbäume hinein greifen.

Ein kahle hohe Mauer verwehrte uns die Ausſicht auf den angrenzenden Kloſtergarten, auf den Laubgang, in welchem die Nonnen wandelten, auf die Roſen und Lilien, deren Düfte wir athmen durften, und auf die kleinen Holzkreuze über den Gräbern. Nicht ſelten mochte man, wenn oben bei uns muſicirt oder geſungen wurde, an den kleinen trippelnden Schritten im Kies und am Flüſtern erkennen, daß unten hinter der Mauer ſich Zuhörerinnen ſammelten, die im Verborgenen lauſchten. Ein helles Kichern verrieth mitunter die Kinderſtimmen der kleinen Novizen, deren ſchneeige Gewänder ich nur ein paar mal, gleich fremden Vögeln, hinten den Baumäſten der fernſten Ecke des Gartens ſtreichen ſah. Gern hätte ich mich mit dieſen weißen Schäfchen unterhalten; ich ſehnte mich nach den unſichtbaren Spielgefährten. So ſchlugen die jungen Herzen zu einander hinauf und hinab. Ich verglich mein Loos auf den Brettern mit dem dieſer Mädchen im ſtillen Heiligthum. Wie erſchien mir ihrem eintönigen ſtillen Looſe gegenüber das meinige außen in der lauten Welt ſo bunt und ſeltſam. Ich wußte kaum, ſollte ich mich darüber betrüben oder freuen. Es geht in Kinderſeele viel mehr vor, als Erwachſene meinen.

Auch im Hauſe ſelbſt fehlten die Zuhörer nicht. Mein Vater ertappte zuweilen, wenn er raſch die Thüre öffnete, auf der dunkeln Flur unſere Wirthstochter, die im Vorbeikommen ſtehen geblieben war, wie gebannt von den Melodien. „Gefällt es Ihnen, Käthchen?“ fragte er. — „Ja,“ entgegnete ſie; „und das ſoll ein Theater ſeyn? Das iſt wie eine Kirche.“ — Er pflegte ſie dann wohl auch etwas zu necken. Die Tante war noch nicht lange oben in die Kammer hineingerathen, wo die Bierbrauerin die ſchweren Ballen Leinwand in den Truhen aus- und einkramte, und hatte das Geſpinnſt nicht genug bewundern können, von dem die eifrige Frau ihr mit geziemendem Stolze vertraute: „Das iſt für die Ausſteuer!“ — Da konnte ſich denn der Vater nicht enthalten mit Käthe zu ſcherzen: „Kind, alles liegt ja ſchon fix und fertig im Kaſten, man darf nur noch die Hochzeit beſtellen; ich ſelbſt ſpiele die erſte Geige zum Tanze.“ — Ich glaube beinahe, er erſchrack vor dem Blicke, den ſie ihm zuwarf. Sie machte eine heftige Bewegung mit der Hand, wie abwehrend. „Bewahre, ich dränge mich bei niemand ein, bei niemand!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, ſenkte jedoch plötzlich die langgeſchweiften dichten Wimpern, wie betroffen über die eigene Aeußerung und beſchämt von der Keckheit, durch welche ſie ſich überraſchen laſſen. Der Vater ſchüttelte den Kopf. „Sie iſt doch ſonſt ſo ruhig,“ ſagte er vor ſich hin, während Käthe mit eiligen Schritten ſich entfernte, einige Tage die Eltern mied und ſogar mit uns Kindern etwas ſcheu that.

Aber es wurde nicht bloß muſicirt, ſtudirt und Rollen eingelernt; es gab auch gar viel auszubeſſern, was ſo zahlreiche Arme und Füße zerriſſen. Wenn es dunkel ward, ſetzten ſich die Frauen bei ſparſamen Kerzen zum Nähen, um uns Alle wieder herauszuflicken. Auch ich mußte Hand anlegen. Der Vater las uns auch wohl dabei etwas Nützliches vor, wenn er keine Ausgänge zu machen hatte. Indeſſen ſchickte man uns Kinder, die kleinſten zuerſt, frühzeitig ſchlafen. Die Erwachſenen blieben oft noch lange auf und beſprachen dann ungeſtört und traulich, als treu verbundene Gemüther, die kleinen und großen Sorgen, Leid und Freud, die Roſen und die weit reichlicheren Dornen der Künſtlerbahn, jede Erfahrung des Tages, alle Momente eines Lebens, das auch *hinter*, und noch mehr *außer* den Couliſſen immer ein dramatiſches blieb. Die Laute dieſer Familienharmonie, die wohlbekannten Stimmen, aus der Nebenſtube in mein Entſchlummern hinein klingend, träumeriſch wie die Melodie eines nahen Brunnens, eines heimathlichen Fluſſes, der die Mauern des Vaterhauſes beſpült, waren mir gleich einem Wiegenliede bereits liebe Gewohnheit und zu meiner Nachtruhe faſt unentbehrlich, in die ich dann friedſam mit noch vom Abendſegen gefalteten Händen hinüber ſank.

Wir hatten in dieſem Quartier ſo große Himmelbetten, daß die Tante auf die eine Seite mich, auf die andere meinen kleinſten Bruder nehmen konnte. Das Lager hatte nur vorne einen Vorhang; unten zu Füßen ſah man bloß die zwei geſchnitzten Säulen, welche als Pfoſten dienten und den Baldachin trugen, wenn ich mich dieſes ſtolzen Titels bedienen darf für den ehrlichen großblumigen Kattun. Meiſtens lag ich auf der Wandſeite.

Einmal erwache ich mitten in der Nacht, was mir nicht leicht zu geſchehen pflegte, und ſchaue vom Pfühle gerade auf die eben erwähnten Säulen hin. Da ſehe ich einen Mann ſtehen in alterthümlicher Tracht — Rococo müßte man jetzt ſagen — wie ſie mir vom Theater her durchaus nicht fremd war. Er hat einen ſchwarzen Sammtrock an, ſeidene Strümpfe, Schuhe mit Schnallen, kurze Beinkleider, und auf der Seite an den Knien, wie ich genau bemerkte, kleine Schnallen. Unten an der Weſte iſt das Hemd ein wenig aus den Beinkleidern herausgebauſcht. So ſcharf bis auf das Geringfügigſte

Digitized by Google

bemerkte ich alles, daß ich es noch zur Stunde zeichnen könnte.

Außer der beſchriebenen Kleidung ſah ich von dem Manne nichts, denn er reichte über die Himmeldecke unſeres Bettes hinaus. Mir däuchte, als lege er ſich mit dem Kopfe darüber hin. Alles erblickte ich vollkommen klar und deutlich. Ich hatte nie etwas von Geſpenſtern und ſonſtiger Spukerei oder Unheimlichkeit gehört, denn meine Eltern duldeten nicht, daß man uns je von dergleichen erzählte, und der Vater hielt bei Dienſtboten und andern untergeordneten Perſonen die ſtrengſten Befehle dagegen aufrecht. So war mir denn Geſpenſterfurcht ganz fremd. Dennoch überkam mich bei dieſem Anblick ein ſonderbares Bangen. Ich rufe die Tante, zuerſt leiſe, dann lauter, ich ſtoße ſie an, ich ſchmiege mich an ſie; vergebens, ſie gibt mir kein Gehör, ſie wacht nicht auf. Ich drücke die Augen feſt zu, um den alterthümlichen Mann gar nicht mehr zu ſehen. Mir iſt aber, als gewahrte ich ihn noch durch die Augendeckel; unverrückt ſteht er vor mir. Ich ſtecke mich in das Kiſſen, der Angſtſchweiß bricht an mir aus; zuletzt ſchlafe ich doch wieder ein.

Morgens, wie ich das Auge aufſchlage, iſt mir, als müſſe der Mann im ſchwarzen Sammtrocke noch immer zu Füßen des Bettes ſtehen. Ich ſpringe heraus, noch ganz verſcheucht und voll von dem Ereigniß, und erzähle es gleich der Mutter und der Tante. Sie lachen mich um die Wette aus über meine Träumereien, die ich für Wirklichkeit genommen. Zuletzt ſchweige ich beſchämt. Ich habe es jedoch nie vergeſſen können, und noch heute ſteht die alterthümliche Figur vor mir wie damals. Das Bild verwiſcht ſich nimmer, es iſt mir wie in das Innere geprägt. Nur vermag ich mich durchaus nicht zu beſinnen, ſo oft ich auch in ſpäteren Jahren darüber nachgedacht habe, wie ich alles ſo genau bei Nacht ſehen, das Kleinſte unterſcheiden konnte. Es war nicht mondhell, wir hatten kein Nachtlicht und im Garten hinter dem Hauſe brannte keine Laterne. Dämmerung konnte es auch nicht ſeyn, es war beſtimmt mitten in der Nacht; ich hörte ja nachher die Kloſteruhr ſchlagen. Und doch habe ich die alterthümliche Tracht deutlich erblickt wie am Tage. Dieß bleibt mir nicht weniger räthſelhaft als die ganze Erſcheinung.

Als die Tante nach dem Frühſtück hinunterging, um die Rechnung zu berichtigen und das Mittageſſen zu beſtellen, erwähnte ſie des Vorfalls gegen die Bierbrauerin. Dieſe aber erſchrack darüber ſo ſehr, daß ihre ſonſt derb rothen Wangen erbleichten und ſie weiß ward bis in den Mund hinein. „Um Gotteswillen! das iſt er!“ fuhr es ihr heraus, und mit aufgehobenen Armen flehte ſie: „Laſſen Sie es nicht über die Lippen kommen! die Schande iſt ja ohnehin groß genug! Daß es nur die da außen nicht hört! Das fräße ihr vollends am Herzen! — Mademoiſelle, verrathen Sie mich nicht, ich will Ihnen alles anvertrauen, alles! Es wird mir wohl thun, daß ich es wieder einmal einer ſterblichen Seele ſagen darf. Ich hab' es hinuntergedrückt, und da, da liegt es mit Centnerlaſt!“

„Es iſt jetzt über die zwanzig Jahre her, faſt gerade ſo lang, als die da außen alt iſt,“ fuhr das Weib haſtig flüſternd fort und ſchaute zum erſtenmal unſerer Tante gerade in das Auge. „Ich war noch ganz fremd hier. Mein Mann hatte mich drüben geholt am Rhein aus einem Dorf. Er kam oft hin in Handelsgeſchäften, der Konrad; er hat nicht auf den Geldſack geſchaut. Ich junge Dirne däuchte mich gleich einer Königin, als er mir den Reif da anſteckte. Wir hausten ſo gut! Es gab kein vergnügteres Paar in der ganzen Stadt.“

„Einmal ſtehe ich am Herde und will eben das Nachteſſen kochen; da zupft etwas an meiner Schürze. Es iſt ein kleiner baarfüßiger Bube, der ſich oft vor unſerer Thüre aufhielt. Er thut ganz heimlich: am Brunnen draußen bei der Linde warte jemand, der mich durchaus ſprechen müſſe. Ich möchte doch gleich kommen, es könnte mich ſonſt reuen; aber niemand dürfe etwas davon wiſſen. — Was ſoll ich machen? Ich ſchleiche mich unbemerkt hinaus. Da ſteht mein einziger Bruder, der Schiffsmann. Es dämmert ſchon, aber ich kann das bärtige Geſicht doch noch erkennen.“

„Wie ich aufſchreien will vor Ueberraſchung, hält er mir die Hand auf den Mund: „Um Gotteswillen, Heinrike, verrathe mich nicht, ſonſt iſt alles vorbei! Sie haben mich ausgehoben und ich bin davon gegangen. Ich kann nicht Soldat werden, ich muß beim Waſſer bleiben. Ich gehe auf die See; da kann ich auch etwas verdienen und den alten Leuten daheim einmal Geld ſchicken.“ — „Still, Peter,“ ſage ich, „mir iſt als höre ich Schritte.“ — Wir halten den Athem an, aber alles bleibt ruhig in der einſamen Gaſſe, wo es ſchon anfängt düſter zu werden. Ich muß ihm ſchwören, ſogar meinem Mann nichts davon zu ſagen. „Ich weiß, der Konrad hat mich immer lieb gehabt, aber er kann es mir doch nicht verzeihen, er hält zu feſt am Geſetz; und wenn er mich nicht anzeigt, geht es ihm ſelbſt an den Hals. Nein, keine Seele darf davon wiſſen; wenn ſie mich fangen, ſchießt man mich nieder.“ — „Horch, Peter, hat es nicht da oben im Baum geraſchelt?“ — „Ein dürres Laub wird herunter gefallen ſeyn. — Heinrike, dich hab' ich noch einmal ſehen wollen!“ — Er drückt mich an ſich, und laut hämmert mir mein Herz. „Jetzt geh',“ ſagt er, nachdem er mich noch recht abgeküßt

Digitized by Google

hat. Noch einmal kehre ich um und hänge mich an ſeinen Hals und weine, weine."

„Ich weiß nicht, wie ich wieder in die Küche gekommen bin und an den Herd. Ich trage das Eſſen auf, da kommt der Knecht herein und ſagt, mein Mann habe ſchnell fort müſſen wegen eines Geſchäfts. Er ſey aufgeſeſſen und im Finſtern fortgeritten, und laſſe mir ſagen, weil er vergebens in Küche, Keller und Hof mich geſucht, er werde vielleicht bis zum Morgen ausbleiben. Es war nicht das erſtemal; aber noch nie war er ſo verdrüßlich und einſylbig heimgekommen. „Ich bitte dich, laß mich nur heute!" ſagte er. „Du weißt ja ſchon, es iſt wegen des Pächters und ſeiner Schuld, eine ärgerliche Geſchichte."

„Gleich darauf bekam er Kopfweh und Fieber, daß er ein paar Tage zu Bette lag, das brennende Geſicht gegen die Wand gekehrt, und mit niemand ein Wort ſprach. Der Doktor meinte, er habe ſich verdorben auf dem ſtarken Ritt. Seitdem ſah ich den Konrad nie wieder wie ſonſt. Als er wieder aufſtand, war er wie ausgetauſcht. „Laß mich nur, ich bin krank!" ſagte er, ſo oft ich ihn fragte. Die Leute hielten ihn für kopfhängeriſch; ja man munkelte davon, daß ſchon mehrere tiefſinnig geweſen in der Familie. Ich zermarterte mir die Gedanken, ob er denn gegen mich etwas haben könnte. Aber er war immer gut, wenn auch ganz anders als vordem. Sollte er, dachte ich, etwas ahnen vom Peter? Wie oft ſchwebte mir das Geheimniß auf den Lippen! Und einmal wollte ich ihm ſchon alles entdecken, trotz dem Eid, aber da ſchaute er mich mit ſo ſonderbaren Augen an, daß ich kein Wort herausbrachte."

„Daß ich's kurz mache. — Einmal laufe ich in unſere Stube hinauf, um eine ſaubere Schürze umzubinden — wir wohnten damals in Ihren beiden Zimmern, Mademoiſelle; das zweite hatten wir für das Kind bereitet, das ich erwartete. Wie ich die Thüre aufmache, ſehe ich meinen Mann — ich glaubte, er ſey über Feld — zu Füßen des Bettes, in ſeinem ſchwarzen Sammtrock, mit Strümpfen und Schnallenſchuhen, gerade ſo, wie Sie es erzählen. „Konrad, was machſt du denn da oben?" — Ich denke, er will ſich hinaufſchwingen, um etwas am Himmelbette herzuſtellen. Keine Antwort. Im Näherkommen bemerke ich, daß er ſich nicht rührt, nur ſo ſonderbar da ſchwebt. — Herr Gott im Himmel! er hat ſich am Pfoſten erhenkt! — mit einem ſeidenen Halstuch von mir, in dem er mich immer ſo gern ſah. Er hat es mir einmal als Braut mitgebracht. Ich verwahre es noch, ſie ſollen es mir mit in die Bahre geben."

Die Wirthin weinte bitterlich. Dann fing ſie noch einmal an: „In dieſer nämlichen Stube war es, wo ich anfangs ſo glückliche Stunden mit meinem Konrad verlebt, bis der Bruder mich aufſuchte. Später hab' ich es wohl vom Knecht herausgebracht, daß mich mein Mann an jenem Abend gleich vermißte und mir nachging. Wahrſcheinlich verſteckte er ſich im Baum und belauſchte uns; er ſah, wie ich einen Andern küßte, mich im Arme eines Andern herzen ließ. In der Dunkelheit mußte er weder Peters Geſicht, noch ſeine Stimme in unſerem Geflüſter erkannt haben. Auch vom Peter hab' ich nie mehr etwas gehört ſeit der Unglücksſtunde, wo er auch ſchon faſt wie ein Geiſt zu mir kam."

„Bald nachdem ſie ihn verſtohlen bei Nacht und Nebel, ohne Sang und Klang, hinausgetragen in ſeinem Armenſünderſarg, iſt das Mädchen zur Welt gekommen. Und ſie war nie wie die andern Kleinen. Sie lachte nicht, ſie blühte nicht; ſie kam mir immer vor wie eine Todtenblume, ſo weiß und traurig, und das hat mit den Jahren noch zugenommen. Man findet ſie oft in Thränen, ohne daß ſie ſagen will warum. Ich fürchte immer, jemand hat ihr entdeckt, daß ihr Vater nicht einmal ein ehrliches Grab hat. Ich habe Verdacht auf einen. Es war ein junger Kaufmannsſohn, wenig älter als die Käthe, angeſehener Leute Kind. Schon als Knabe ſpielte er mit ihr und ſie duzten ſich. Später brachte er ihr Bilder, Vorſchriften, gab ihr Anleitung auf dem Spinett und accompagnirte ihr, wenn ſie ſang. Seine Familie fuhr dazwiſchen. Aus Gram iſt er fort nach Amerika. „Wenn ich dich nicht bekomme," ſagte er der Dirne beim Abſchied, „ſo will ich in eine andere Welt — wenigſtens in die über dem Waſſer." — Seitdem iſt es vollends aus mit der Käthe. Ihr Sinn ſteht nach dem Kloſter. „Ich will für uns alle beten, daß Gott uns helfe," meint ſie, wenn ich ihr entgegen halte, daß ich eine ſtattliche Frau aus ihr machen und mich nicht umſonſt geplagt haben will all die langen Jahre her. Für wen hab' ich denn geſchafft, geſorgt früh und ſpät, als für das Kind? Muß ich ihr nicht zugleich Vater und Mutter ſeyn, ihr erſetzen, was ſie verloren, noch ehe ſie das Licht erblickt? O ich hab' mich in die Arbeit verbiſſen mit aller Gewalt — wie hätt' ich es ſonſt auch getragen!"

Sie ſprang auf und lief mit gerungenen Händen zu der Mauerblende, wo ein Crucifix hing zwiſchen Immortellenkränzen über einem Madonnenbilde. „Heilige Schmerzensmutter mit den Schwertern in der Bruſt! Nimm das Opfer an in deiner Huld, ich will dir ja meine Tochter weihen! Sie ſoll beten für die Ruhe ihres Vaters! — Mein Konrad, mein Konrad! Er iſt alſo doch noch da, noch nicht eingegangen zum Frieden!"

Ungefähr ſo ſuchte meine Tante die Ausdrucksweiſe

Digitized by Google

der Unglücklichen wiederzugeben, auf deren Geſtändniß man uns Kinder unter einem Vorwande in die Nebenſtube bettete. Wir blieben übrigens ohnehin nicht mehr lange in C., weil der Vater einen vortheilhaften Ruf nach Hamburg erhielt. Ich ſelbſt habe dieſe näheren Umſtände und ihr Zuſammentreffen mit meiner eigenen Wahrnehmung erſt viele Jahre nachher erfahren. Als ich einmal mit meiner Mutter über Ahnungen und Geiſtergeſchichten ſtritt, wie wir ſelbſt eben vorhin mit einander, erinnerte ſie ſich der Vorgänge, die ich hier erzählt. „Man hat dir damals auch geſagt, es ſey bloß ein Traum, wenn du die Geſtalt zu Füßen des Himmelbetts zu ſehen meinteſt," damit begann ſie ihre mich nicht wenig überraſchende Ergänzung meiner Jugenderinnerung, indem ſie mein eignes Abenteuer nun gegen mich ſelbſt kehrte.

Damit ſchloß die Künſtlerin ihre Mittheilung, die ich mich bemühte ſo gewiſſenhaft als möglich wiederzugeben. Sollte es mir nicht gelungen ſeyn, jede Schattirung genau zu copiren, ſo bin ich doch wenigſtens ſicher, alles Weſentliche buchſtäblich mit den Worten unſerer Freundin angeführt zu haben.

Es iſt ein Satz einer gewiſſen myſtiſchen Doctrin, daß die Friedloſen, die noch nicht bis zur Lichtheimath dringen können, in der grauen Verlaſſenheit gern — wie der Bettler an der Pforte des Reichen — bei der Unſchuld anklopfen, geiſtige Almoſen fordernd von gläubigen und reinen Gemüthern. War es etwa ein Act des Heilſehens, zu dem ja künſtleriſche Organiſationen vorzüglich neigen ſollen, mit dem ſich dieſem begabten jungen Weſen plötzlich der Blick öffnete für eine jener Nachtgeſtalten — ein Traum im Traume — die, gewöhnlichen Augen verborgen, lichtſcheu um den Rand unſeres Daſeyns kreiſen mögen?

Emma Niendorf.

Voltaire am Genfer See.

(Fortſetzung.)

Voltaires Wohlthätigkeit. Voltaire und der katholiſche Klerus.

Zu den ſeltſamſten Gegenſätzen in Voltaires widerſpruchsvollem Charakter gehört bekanntlich ſein Geiz und ſeine Wohlthätigkeit. Unſer Gewährsmann erzählt davon folgende zum Theil weniger bekannte Beiſpiele.

Eines Tages meldete man dem Dichter, daß ein Bauer aus Ferney ſich wegen einer Schuld von 7500 Fr. in Haft befinde. Voltaire ließ dieſe Summe bezahlen, und als man ihm entgegenhielt, daß das Geld wahrſcheinlich verloren ſey, da der Bauer außer einer zahlreichen Familie nichts mehr beſitze, antwortete er: „Um ſo beſſer; man verliert nichts, wenn man einen Vater ſeiner Familie wiedergibt, einen Bürger dem Staat!" Einer armen Wittwe, die von ihren Gläubigern verfolgt wurde, lieh Voltaire nicht nur Geld ohne Zinſen, ſondern kaufte auch ihr Gütchen, als dieſes zum öffentlichen Ausgebot kam, weit über dem wahren Werth desſelben, und ſtellte den Ueberſchuß der armen Frau zu. Ein anderer Bauer, der dem Dichter 600 Fr. ſchuldete, hatte ſein Vieh verloren. Voltaire ſandte ihm zwei ſchöne Kühe und die Quittung über ſeine Schuld. Als die Jeſuiten in Orner ihre Beſitzungen zu vergrößern ſuchten, indem ſie ein Minderjährigen zugehörendes Grundſtück, auf welchem eine Schuld von 15,000 Fr. laſtete, an ſich bringen wollten, ſchoß Voltaire dieſe Summe vor. Das Gut hob ſich ſpäter ſo, daß die Beſitzer, die der Familie de Prez angehörten, die Grundſtücke der Jeſuiten bei deren Ausweiſung käuflich erſtehen konnten.

Voltaire verleugnete auch bei ſeinen Wohlthaten ſeinen feinen Geſchmack niemals, und wußte in dieſelben, beſonders wenn ſie jungen Schriftſtellern galten, ein Zartgefühl zu legen, welches den Charakter des Spenders im beſten Lichte erſcheinen ließ. So ließ Voltaire einem armen jungen Schriftſteller, Namens Arnaud de Baculard,* bedeutende Geldſummen zufließen,

* Später ſcheint dieſes herzliche Verhältniß, als Arnaud von Friedrich dem Großen nach Berlin berufen wurde, ſehr getrübt worden zu ſeyn, wahrſcheinlich weil Arnaud, den Friedrich der Große ſeinen „Ovid" nannte, den Spötterelen und dem Mißmuth des Königs über Voltaire keinen Widerſpruch entgegenſetzte. Arnaud wurde 1718 geboren und ſtarb 1805 in dürftigen Umſtänden zu Paris.

A. d. E.

Digitized by Google

um ihn bei ſeinen dramatiſchen Verſuchen zu ermuntern. Als der junge Dramatiker ſpäter in beſſere Verhältniſſe gekommen war, wollte er das Geld ſeinem Wohlthäter zurückerſtatten. Voltaire lehnte dieß aber ab mit den Worten: »Un enfant ne rend pas les dragées que lui a données son père.« — Ein Herr Thiriot, der mit Voltaire Notariatsſchreiber geweſen war und ſpäter ſich in großer Noth befand, wurde vom Dichter großmüthig unterſtützt, und durch die Vermittlung deſſelben literariſcher Correſpondent Friedrichs des Großen. Thiriot hatte ein Jahr in Ferney gelebt, und als er endlich abreiſte, war ihm Voltaire behülflich, ſeinen Reiſekoffer zu packen, in welchen er unvermerkt 50 Louisdor zu ſtecken wußte. Wie ſich Voltaire endlich der Nichte Corneilles annahm, iſt hinlänglich bekannt. Als ſich Mlle. Corneille an einen Herrn Dupuis im ſogenannten Pays de Ger verheirathet hatte, entlieh das junge Ehepaar 12,000 Fr. von Voltaire. Als ihr erſtes Kind geboren war, machte der Dichter der jungen Frau einen Beſuch und ließ ihr beim Abſchied eine prächtige ſilberne Vaſe zurück, in welcher ſich die Quittung über das entliehene Capital befand. Ebenſo iſt es zur Genüge bekannt, wie raſch und bedeutend ſich der Wohlſtand des ganzen Dorfes Ferney durch Voltaires Anweſenheit hob; der zahlreiche Fremdenverkehr gab den Einwohnern ſehr viel zu verdienen; es geſtalteten ſich Zuſtände, die dem Leben an einem Badorte nicht unähnlich waren.

Aber weder dieſe Thatſache, noch die häufigen Beweiſe einer werkthätigen Menſchenliebe vermochten es zu hindern, daß nicht Voltaire gleich jenſeits der nahen Grenzen ſeiner Beſitzungen, beſonders von der ländlichen Bevölkerung gewiſſermaßen als der leibhaftige Antichriſt gefürchtet und gehaßt wurde. Der katholiſche Klerus, beſonders in dem benachbarten Savoyen, that aus begreiflichen Gründen nichts, dieſem Aberglauben entgegenzutreten; und ſo kam es, daß Voltaire ſchon bei Lebzeiten zur mythiſchen Perſon wurde, an welche ſich die abenteuerlichſten Erzählungen knüpften. Anfänglich ergötzten dieſe Gerüchte den ſarkaſtiſchen Philoſophen höchlich und er ſelbſt lieferte mehr als einmal abſichtlich neuen Stoff dazu. Eines Tages mäheten ſavoyiſche Taglöhner aus Bnache in der Nähe des Schloſſes Ferney. Voltaire, in das Coſtüm Mahomets gekleidet, ſchlich ſich durch den Laubgang ſeines Parks bis dicht in ihre Nähe und trat dann plötzlich mit einigen Flüchen unter ſie. Die unglücklichen Savoyarden ergriffen, ſo ſchnell ſie ihre Füße tragen wollten, die Flucht, und ſeit dieſer Zeit wurde die Identität Voltaires und Satans auf dem linken Rhoneufer nicht mehr in Zweifel gezogen.

Auf die Dauer wurde indeß dieſer Aberglaube Voltaire läſtig und brachte ihn auf den Gedanken, ſich mit der Kirche auf einen beſſeren Fuß zu ſtellen. Freilich ſetzen die Mittel, welche Voltaire hiezu wählte, ſeine Frivolität in hellſtes Licht. Er communicirte in der Kirche zu Ferney und ließ ſich als Kapuziner aufnehmen. Laſſen wir Gaberel ſelbſt reden: „In Kenntniß geſetzt, daß der Biſchof von Annecy (in Savoyen) ernſt gemeinte Klagen gegen ihn beim franzöſiſchen Hof erhob, beſchloß Voltaire, um den Schlag abzuwenden, ſeine Oſtern zu Ferney zu halten. Den Tag vorher beichtete er bei dem Pater Adam, von welchem er ſelbſt zu ſagen pflegte: »Il ne faut pas se tromper: il n'est pas le premier homme du monde.« Auch unterzeichnete er ein höchſt orthodoxes Glaubensbekenntniß, und am Oſtermorgen begab er ſich zur Kirche, begleitet von ſeiner Dienerſchaft und Landleuten, welche mit Hellebarden und Flinten bewaffnet waren, nicht zu gedenken der Trommelſchläger und Trompeter, die den Zug eröffneten. Die Meſſe beginnt; Voltaire tritt mit demüthiger und zerknirſchter Miene zum Altar und empfängt das Abendmahl aus den Händen des Pfarrgeiſtlichen. Bis dahin ging alles gut, wenigſtens äußerlich; aber als es zur Predigt kommt, tritt der Gutsherr dem Pfarrer vor, beſteigt die Kanzel und beginnt eine Rede über den Diebſtahl. Einige Tage vorher hatte man ihm eine Kuh geſtohlen. Voltaire glaubt ſeinen Dieb in der Kirche zu entdecken; er wendet ſich an ihn, fordert ihn auf, ſich mit Gott zu verſöhnen, und ermahnt ihn, der Vorſehung zu danken, daß ſie ihn vor dem Galgen bewahrt habe; er fordert ihn weiter auf, zu beichten nicht nur ſeinem Geiſtlichen, ſondern auch dem Herrn v. Voltaire, ſeinem Gutsherrn. Trotz der Achtung und Scheu, welche man vor Voltaire hegte, ſchien denn doch dieſe Predigt ein wenig zu ſtark. Der Pfarrer verließ aufgebracht die Kirche, ein Theil der Bauern folgte ihm, und ſo endete dieſer Scandal. Der Biſchof von Annecy ſchrieb in dieſer Angelegenheit an Voltaire einen Brief, worin es heißt: „Die Zeit drängt; ein entkräfteter und unter der Wucht der Jahre ſchon hinfällig gewordener Körper belehrt Sie, daß Sie ſich dem Ziele nähern, an dem die berühmten Männer vor Ihnen angelangt ſind, von denen heute kaum eine Erinnerung übrig geblieben iſt. Die meiſten derſelben ließen ſich durch einen eben ſo eitlen als flüchtigen Ruhm blenden, und verloren darüber die ewigen Güter aus dem Auge. Gebe der Himmel, daß Sie, klüger und weiſer als jene, ſich in Zukunft nur mit jenem höchſten Gute beſchäftigen, welches allein die Sehnſucht des Menſchen, des Ebenbildes Gottes, zu erfüllen vermag.“ Dieſer Brief erhielt folgende Antwort: „Es iſt

Digitized by Google

nicht genug, ſeine Gutsunterthanen dem Elend der Armuth zu entreißen und nach Kräften zu ihrem zeitlichen Wohlergehen beizutragen; man muß ſie auch erbauen, und es wäre höchſt auffallend, wenn der Gutsherr einer Pfarrei in der Kirche, die er hat bauen laſſen, nicht das thun dürfte, was die ſogenannten Reformirten in ihren Gotteshäuſern in ihrer Weiſe thun."

Ein würdiges Seitenſtück zu dem eben erzählten frivolen Schalksſtreich war Voltaires Begehren, in den Kapuzinerorden, und zwar im Kloſter zu Gex, aufgenommen zu werden. Er behauptete, vom Ordensgeneral in Rom die Erlaubniß erhalten zu haben. Als in Paris dieſe auffallende Nachricht bekannt wurde, fand ſie natürlich wenig Glauben. Aber Voltaire ſchrieb an la Harpe: „Lachen Sie nicht darüber: ich bin Kapuziner, weltlicher Pater des Kloſters zu Gex. Ich habe das Recht, das Ordensgewand zu tragen, und das Patent von unſerm ehrwürdigen Pater General d'Allambella." Ganz in ähnlichem Sinne ſchrieb er an Frau v. Choiſeul. Endlich rühmte er ſich gegen den Grafen v. Saint-Florentin, Miniſter Ludwigs XV., wie ſehr er für die religiöſe Erziehung und Moral ſeiner Gutsunterthanen beſorgt ſey.

Um die Bedeutung, welche das vorige Jahrhundert dem Philoſophen von Ferney beilegte, ſcharf hervorzuheben, citirt unſer Gewährsmann folgende Stellen aus Nicolardot, die allerdings bezeichnend genug ſind: „Der Sieg, der Handel und der Reichthum haben ihre Metropolen: Ferney war zwanzig Jahre lang die Hauptſtadt des Geiſtes. Alle Monarchen beeiferten ſich, dieſe Herrlichkeit anzuerkennen; ſie begrüßten ſie mit Begeiſterung als die Königin der Völker, die Fackel der Civiliſation. Was der König der Civiliſation verwarf, das verwarfen auch ſie; was er liebte, das verehrten auch ſie; was er vernichtet wünſchte, das vernichteten ſie. Sie ſandten ihm faſt alle Wochen Boten; ſie gaben ihren Geſandten Befehle, ſeine Launen zu achten, alle ſeine Unternehmungen zu begünſtigen, alle ſeine Fehler zu überſehen. Die Parlamente hatten vor Eifer gebrannt, gegen den Hof von Ferney einzuſchreiten; aber der Hof von Verſailles ließ ihn gewähren. Der Biſchof von Annecy bedrohte ihn mit ſeinen Blitzen, aber die Stadt der ſieben Hügel, der Sitz des Stellvertreters Gottes auf Erden, duldete ſeine großartige Frechheit und ſeine groben Beleidigungen. Wahre Wogen von Fremden langten unaufhörlich in Ferney an, Edelleute, Herzoge, Marſchälle, Akademiker; alle Wege führten damals nach Ferney, wie ſonſt nach Rom. Wollte man eine Reiſe nach Venedig machen, nach Genua, Florenz oder Neapel, ſo nahm man ſeinen Weg über Ferney. Wollte man den Pantoffel des Papſtes oder die Hände der Kaiſerin von Rußland küſſen, man reiſte über Ferney. Was auch der Zweck der Reiſe ſeyn mochte, Liebe, Intrigue, Geſchäfte, Krieg, Verfolgung, Vergnügen, Neugierde, die Geſundheit, man machte ſicher Halt zu Ferney. Es war die Hauptſtadt des Geiſtes in einem Jahrhundert, wo alle Welt ſich in den Kopf geſetzt hatte, Eſprit haben zu wollen." — Freilich machte der große Joſeph, wie wir geſehen haben, eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Huldigung.

Gaberel, der calviniſtiſche Geiſtliche, läßt dieſe Worte des katholiſchen Schriftſtellers nicht ohne Abſicht den Kämpfen der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit gegen den Voltairianismus, welche er in den folgenden Capiteln ſchildert, vorangehen und zur Folie dienen.

Sitten und Gebräuche in Genf bei Voltaires Ankunft.

In ſocialer und religiöſer Beziehung beſaß Genf eine Organiſation, welche dem Eindringen der neuen franzöſiſchen Ideen einen kräftigen Widerſtand zu leiſten vermochte. Obgleich in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wie bekannt, die Geſetzgebung Calvins zahlreiche Modifikationen erfahren hatte, ſo fanden doch die weſentlichſten Beſtimmungen dieſes merkwürdigen Ganzen, wie es zwei Jahrhunderte früher vom kraftvollen Geiſte des Reformators geſchaffen worden, noch ihre volle Anwendung und Beobachtung.

Die calviniſtiſche Geſetzgebung iſt in ihren Grundzügen bekannt. Man weiß, wie Calvin, von der in ſeinem Jahrhundert ausgebildeten Idee einer Staatsreligion ausgehend, dieſen Begriff bis zur Herſtellung eines weſentlich chriſtlichen Staates ausdehnte, in welchem er, nach ſeinem eigenen Ausdruck, jeden Bürger nöthigen wollte, auch ein chriſtlicher Bürger zu ſeyn. Er hatte zu dieſem Zweck neben der politiſchen Conſtitution ein paralleles Syſtem von Geſetzen, die lois somptuaires, geſchaffen, welche, von der Thätigkeit der Gerichtshöfe unterſtützt, das öffentliche und häusliche Leben der Bürger bis in die kleinſten Einzelnheiten regelten, mit Geldbußen, Verbannung und Gefängniß die Uebertretungen der göttlichen Gebote beſtraften und manches Vergehen auf dieſe Weiſe zur Rechenſchaft zogen, welches die bürgerliche Geſetzgebung nicht vorgeſehen hatte.

Wohnung, Nahrung, Kleidung, die Vergnügungen, der Aufwand im Allgemeinen waren Gegenſtand der calviniſtiſchen Spezialverordnungen und durch dieſe ſtreng

Digitized by Google

geregelt. „Calvin," ſagt Gaberel, „hatte durch geſetzlichen Zwang dasjenige zu erreichen geſucht und wirklich erreicht, was das Evangelium nur von der freien Willensübung verlangt, und, von den Ideen ſeines Jahrhunderts durchdrungen, glaubte er ſeine Aufgabe nicht überſchritten zu haben, wenn er materielle Züchtigungen für Vergehen auferlegte, welche Gott ohne Zweifel richten wird, welche aber menſchliche Geſetze dem göttlichen Gericht überlaſſen ſollten. Wenn endlich nach unſerer modernen Auffaſſung das von Calvin unter dem Namen des Conſiſtoriums eingeführte Sittengericht ſich hart zeigte, ſo erwies es ſich doch auch wieder ſtreng unparteiiſch, indem es keinen Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Geſellſchaftsklaſſen machte, und mit gleicher Strenge den erſten Beamten wie den geringſten Bauer, den Millionär und den niederſten Bürger, den militäriſchen Befehlshaber wie den gemeinen Soldaten cenſirte und ſtrafte. Dieſe Geſetzgebung, welche die Bürger zur größten Einfachheit in ihrer Lebensweiſe nöthigte und ihre Ausgaben auf das Allernothwendigſte beſchränkte, prägte dem Genfer Charakter einen Ernſt ein, zu welchem man kein Seitenſtück außer in der Geſchichte Lacedämons oder den erſten Zeiten der römiſchen Republik findet."

„In Genf begann der Tag für jedermann im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 4 Uhr; die Vorfahren ſcheinen weniger empfindlich für die Kälte geweſen zu ſeyn als ihre heutigen Nachkommen: in jeder Haushaltung wurde, gleichviel in welcher Jahreszeit, ein einziges Feuer angezündet, das in der Küche. Höchſtens ſah man im Verſammlungszimmer der reichen Familien eine »brazière.« Man kannte nur Möbeln von gewöhnlichem Holze. Hermetiſch verſchloſſene Fenſter galten für einen wahren Luxus, und man kümmerte ſich im Allgemeinen wenig um die weiten Oeffnungen, welche die Biſe eindringen ließen. Eine große Frugalität herrſchte bei den Mahlzeiten, und dieſe Einfachheit hat eine Zeitlang den Schiffbruch der alten Gewohnheiten überlebt,* denn das Geſetz, welches „an gewöhnlichen Tagen auf dem Tiſch höchſtens zwei Schüſſeln, Fleiſch und Gemüſe, sans pâtisserie," geſtattete, wird noch in vielen Haushaltungen beobachtet. (Was ſagen die Vertheidiger des chriſtlich-germaniſchen Staates in Neupreußen zu dieſem urchriſtlichen Staat Calvins?) Die Einfachheit der Sitten ging noch weiter: die Gewohnheiten des Familiencultus, die unaufhörlich auf religiöſe Gegenſtände gerichtete Unterhaltung hatten die Herren und die Diener ſich viel näher gebracht; ſie vereinigten ſich an derſelben Tafel und ſehr häufig gab es kein anderes Speiſezimmer als die Küche. Nach Tiſch unterhielten ſich die Bürger in den innern Höfen der Häuſer, welche wir gegenwärtig für wenig comfortabel zu ſolchem Zwecke halten würden."

Neben dieſen ſtrengen Sittengeſetzen, die, wie aus Fromments neuerdings von G. Revilliot herausgegebenen »actes et gestes merveilleux« unter Anderem hervorgeht, wohl auch einen Hauptgrund in der damaligen Sittenverderbniß fanden, vernachläßigten die Calviniſchen Inſtitutionen die höhere Bildung und Wiſſenſchaft doch keineswegs. Es iſt bekannt, welche Bedeutung die Genfer Akademie beſonders unter Th. Beza erlangte. Für die allgemeine Bildung ſorgte beſonders das ſogenannte „Collège," in dem alle jungen Leute bis zum ſechszehnten Jahre unterrichtet wurden. Dieſe Pflege der Wiſſenſchaften, ſowie der immer mehr aufblühende Handel der Stadt ſorgten denn doch dafür, daß der „chriſtliche Lacedämonismus" der Genfer ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert Manches von ſeiner urſprünglichen Strenge verlor. Die beſonders durch den Sammet- und Seidenhandel reich gewordenen Kaufleute ſorgten ſeit dem Ausgang dieſes Jahrhunderts für die bauliche Verſchönerung ihrer Vaterſtadt, wovon noch heute die ebenſo ſoliden als ſchönen Häuſer beſonders der Straßen Beaure-

* Der Einſender, der in den meiſten Schweizer Kantonen längere Zeit gelebt hat, kennt in der That in der ganzen Schweiz keine Stadt, wo in den niedern bürgerlichen Familien ſo einfach, um nicht zu ſagen ſchlecht gegeſſen wird als in Genf. Möglich, daß, wie Gaberel meint, unter den Urſachen dieſer Lebensweiſe auch noch ein Nachklang der alten calviniſchen Ordonnanzen nachzuweiſen iſt; der näher liegende Grund iſt jedenfalls der, daß in dieſen bürgerlichen Familien gewöhnlich auch die Frauen ein Geſchäft, irgend einen Zweig der Bijouterie oder Uhrmacherei betreiben, ſo daß ihnen nur wenig Zeit zur Sorge für die Haushaltung übrig bleibt. In dieſen Arbeiterfamilien, ſelbſt in ſolchen, die täglich 25 bis 30 Francs und darüber verdienen, wird nur eine Hauptmahlzeit, zu Mittag, gehalten, und auch dieſe äußerſt einfach, oft nur aus Fleiſch und Brod beſtehend. Abends dagegen begnügt ſich alles mit einer Suppe, und es iſt wirklich komiſch, eine ſolche Genfer Arbeiterfamilie, den Vater monteur de boîte im eleganten Paletot, den Sohn faiseur de joyaux im Frack, die Mutter und Töchter polisseuses in Hut, Schleier und Spitzen, nach dem letzten Pariſer Modejournal gekleidet, in der Küche umherſitzen zu ſehen, jedes ſeinen pot de soupe zwiſchen den Knien und deſſen Inhalt in blechernem Löffel mit merkwürdiger Fertigkeit zum Munde führend; der Tiſch wird zu dieſer Abendmahlzeit niemals gedeckt. Daß bei einer ſolchen Lebensweiſe das Familienleben nicht ſehr gewinnen kann, iſt einleuchtend.

Digitized by Google

gard, la Treille, Rue des Granges, la Cité, Rue de l'Hôtel de Ville u. ſ. w. Zeugniß ablegen. Mit dem Reichthum wuchs aber auch der Kleiderluxus, ſo ſehr auch manche Prediger dagegen eiferten. Die reichen jungen Genfer, welche gewöhnlich zu ihrer letzten Ausbildung auf einige Zeit nach Paris geſchickt wurden, brachten von dort die neueſten Moden und Vergnügungen mit. Man gab große Feſte trotz der »ordonnances somptuaires.« Man zahlte nöthigenfalls die Strafen und rächte ſich nachträglich am Conſiſtorium durch beißende Epigramme; ſelbſt an förmlichen Revolten fehlte es nicht. „So war gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Bevölkerung von Genf in zwei ſcharf geſonderte Parteien geſpalten: auf der einen Seite die unabänderlich der alten proteſtantiſchen Einfachheit zugethanen Bürger; auf der andern diejenigen, welche unter dem unmittelbaren Einfluſſe der fremden Cultur ſich jenen Geſetzen feindlich erwieſen, die nur allzuſehr den Stempel ihres hohen Alters trugen.“ — So war die Stadt beſchaffen, welche Voltaire zu „verführen“ beſchloſſen hatte. Nach ſeinen eigenen Worten ſchien ihm ein Theater hiezu das geeignete Mittel.

Voltaire und das Theater in Genf.

Trotz der alten Geſetze, welche „toute représentation comique“ ſtreng unterſagten, hatte Genf ſchon achtzehn Jahre vor Voltaire's Ankunft einmal ein Theater beſeſſen. Nach den bürgerlichen Unruhen von 1737, welche durch die Vermittlung der Höfe von Frankreich und Sardinien und der ſchweizeriſchen Kantone geſchlichtet wurden, hatten die Geſandten dieſer Mächte, welche ſich in Genf herzlich langweilten, auf ein Jahr die Erlaubniß zur Errichtung einer Bühne erhalten. Allein nach Ablauf dieſer Friſt wußte das Conſiſtorium, ſich beſonders auf den „Hang der Arbeiterklaſſen zu ſolchen Vergnügungen und deren verderbliche Folgen“ ſtützend, die Schließung derſelben durchzuſetzen. Der Geſchmack an der dramatiſchen Kunſt war indeſſen einmal geweckt. In den Privatkreiſen der höheren Geſellſchaft wurden die beſſeren Tragödien der damaligen Zeit zur Aufführung gebracht und noch mehr das höhere Luſtſpiel cultivirt. Unter den niedern Klaſſen huldigte beſonders, wie aus den Conſiſtorialakten hervorgeht, der edle Stand der garçons barbiers et perruquiers der dramatiſchen Muſe, wie denn unter andern einmal fünfzehn garçons perruquiers zur Rechenſchaft gezogen wurden, weil ſie den „Tod Cäſars“ aufgeführt hatten. Das hochehrwürdige Conſiſtorium ermahnte ſie, „in Zukunft bei ihrem Handwerk zu bleiben und ſich nicht weiter dem Theater oder ähnlichen Exceſſen hinzugeben.“ Indeſſen halfen dieſe ſittenrichterlichen Maßregeln ebenſo wenig in den niedern Regionen der Genfer Geſellſchaft wie in den höhern.

Unter ſolchen Umſtänden hoffte Voltaire mit ſeinen theatraliſchen Verſuchen in Genf mindeſtens eben ſolche Erfolge zu erzielen, wie in Lauſanne. Der Anfang entſprach auch ganz ſeinen Erwartungen. Viele der vornehmeren Genfer Familien nahmen mit Vergnügen ſeine Einladungen zu den theatraliſchen Vorſtellungen in Délices an. Um ſo aufgebrachter war Voltaire, als er erfuhr, daß das Genfer Conſiſtorium durch die Prediger diejenigen Perſonen, welchen er Rollen zugetheilt hatte, ernſtlich abmahnen ließ. Auf Profeſſor Tronchin's Vorſtellungen indeſſen gab er die Erklärung ab, aus Achtung vor den Geſetzen ſein Theaterſpielen einſtellen zu wollen.

Voltaire hielt während der nächſten drei Jahre, wo er übrigens den Winter gewöhnlich in Montrion zubrachte, dieſes Verſprechen. Wie wenig Ernſt es ihm aber damit geweſen war, bewies er nach dieſer Zeit dadurch, daß er jetzt in Tournay bei Pregny hart an der Genfer Grenze ein Theater erbauen ließ, wo ſelbſt bedeutende Künſtler der Pariſer Bühnen, welche der bekannte, ſchon früher mit Voltaire befreundete und von dieſem beſchützte Lekain herbeizog, Vorſtellungen gaben; und wenn das Perſonal nicht ausreichte, ſo waren einige Genfer Damen ſtets bereit, Rollen zu übernehmen. Das Conſiſtorium gerieth außer ſich, und die »Compagnie des Pasteurs« richtete an den Rath eine Beſchwerdeſchrift, worin nach einer ſalbungsvollen Darſtellung der moraliſchen Gefahren ſchließlich der Antrag geſtellt wurde, Voltaire jede fernere theatraliſche Vorſtellung auf's ſtrengſte zu unterſagen, und allen Unterthanen der Republik ausdrücklich zu verbieten, ſich auf deren Territorium oder in der Umgegend an irgend einer theatraliſchen Vorſtellung zu betheiligen. Dem Drängen einer ſo angeſehenen Corporation wie die »Compagnie des Pasteurs« konnte der kleine Rath natürlich nicht widerſtehen: er gab nach und ergriff ernſte Maßregeln gegen die Schauſpieler von Tournay.

»On jouera la comédie aux Délices; on la jouera malgré les perruques genevoises!« war Voltaires Antwort auf die Beſchlüſſe der Genfer Regierung, und um jene Zeit ſchrieb er an d'Argental: „Ich erwarte Lekain; er wird den Kindern Calvins Verſe vordeklamiren. Ihre Sitten ſind ſehr gemildert; ſie werden keinen Servet mehr verbrennen. Was Calvin anbetrifft, ſo werde ich ihnen einen Streich ſpielen, den ſie mir wenig Dank wiſſen ſollen. Ich habe mir ein altes Möbel verſchafft, deſſen ſich ihr Reformator als Stuhl oder als Betſchemel bediente; ich werde ihn nächſtens bei dem Geſpräch zwiſchen Auguſtus und Cinna zur

Digitized by Google

Anwendung bringen. Das wird einen schönen Lärm geben, wenn es die Prädicanten erfahren!" Und einige Tage später schrieb er: „Herrlich! es ist gelungen; ich habe fast den ganzen Rath von Genf bis zu Thränen gebracht. Lekain war erhaben. Ich verführe die Jugend dieser pedantischen Stadt."

Damals nahm Rousseau durch den Artikel „Genf" in der Encyklopädie * Veranlassung, in einer eigenen Abhandlung sich gegen das Theater zu erklären. Dieß kam dem Consistorium ganz erwünscht; es nahm in seinem Beschluß vom 17. November 1760, natürlich vom calvinistisch-religiösen Standpunkt aus, Bezug auf die Rousseausche Auffassung der Angelegenheit. (Zwei Jahre später freilich wurde Rousseaus Emile in Genf verbrannt.) Allein alle diese Anstrengungen des Consistoriums und der Compagnie des Pasteurs, einer ganzen Legion Pastoren Götze, hatten nur einen halben Erfolg. Als Voltaire sein neues Theater in Châtelaine eröffnete, hatte er die Genugthuung, die Genfer schaarenweise seinem Thaliatempel zuströmen zu sehen; selbst manche ehrbare Beamte der pedantischen Republik kosteten von der verbotenen Frucht. Besonders waren es Voltaires Adelaide du Guesclin, Mahomet und Semiramis, in welchen namentlich Lekain alle Welt entzückte. Antoine Mouchon, dessen unedirte Correspondenz Gaberel benutzen konnte, schreibt unter andern an seinen Bruder Pierre, Pfarrer in Basel: „Ich könnte dir nicht alle die Thorheiten schildern, welche begangen wurden, um diesen großen Mann spielen zu sehen, noch die Menschenmassen, welche sich vom frühen Morgen an trotz des schlechten Wetters nach Châtelaine drängten. Man bezahlte bis zu einem Louis für einen Wagen; konnte man keinen mehr auftreiben, so ließ man die erbärmlichsten Karren aus Chêne und Carouge kommen." Der Schreiber dieser Briefe war an dem Tage, wo Semiramis aufgeführt wurde, schon um 11½ Uhr in Châtelaine und bereits war das Parterre überfüllt.

Weiter heißt es in diesem Briefwechsel: „Nicht der uninteressanteste Theil des Schauspiels ist Voltaire selbst. Er sitzt vorne in der ersten Coulisse, so daß er alle Zuschauer übersehen kann, und applaudirt wie ein Besessener, indem er bald mit seinem Stocke klopft, bald überlaut ruft: „Man kann es nicht schöner sehen! Mein Gott, wie herrlich!" u. dergl., bald sein Taschentuch an die Augen bringt. Er war so wenig Herr seiner Begeisterung, daß als Ninias die Scene verließ, er diesem, ohne daran zu denken, wie so alle Illusion gestört wurde, nacheilte, ihn bei den Händen ergriff und im Hintergrund umarmte. Man könnte sich keinen komischeren Gegensatz denken: Voltaire, nach der Mode der guten alten Zeit gekleidet, die Strümpfe unter die Knie herabgerutscht, nur mit Hülfe seines Stabes sich auf seinen zitternden Beinen haltend, gleich einem der Greise des Lustspiels. Alle Zeichen äußerster Hinfälligkeit sind seinen Zügen eingeprägt; die Wangen sind hohl und runzlig, die Nase weit vorstehend, die Augen fast erloschen; aber dieses schneeige Haupt schließt einen Vulkan ein, wie Fréron sagt, der Flammen, Rauch und Asche auswirft."

Voltaires Publikum war nicht undankbar; es beklatschte fast jeden Akt mit Entzücken. Nur einmal, als das ziemlich unbedeutende Stück „Charlot" aufgeführt wurde, in dem der Geburtsadel und dessen angeborene Noblesse verherrlicht wird, glaubten die Genfer Zuschauer ihren Republikanismus durch ein höchst unanständiges Zischen an den Tag legen zu müssen. Voltaire wußte sie aber durch eine passende Anrede zur Ordnung zu bringen. Das Theater in Châtelaine blieb bis zum Jahr 1766 geöffnet. In diesem Jahr machten neue Unruhen in Genf die diplomatische Intervention von Frankreich, Bern und Zürich nöthig. Voltaire steckte sich hinter den französischen Gesandten, de Hauteville, und setzte durch diesen die Eröffnung eines Theaters in der Stadt durch, auf der Place Neuve, in derselben Gegend, wo sich noch heute das Stadttheater befindet. Die Hetzereien der geistlichen Herren hatten indeß noch keineswegs aufgehört, wie dieß bei dem Brande des Theaters am 5. Februar 1768 sich deutlich zeigte. Viele Bürger weigerten sich zu löschen und erklärten, dieß denen überlassen zu wollen, welche das Theater errichtet hätten. Voltaire eröffnete dann nochmals seine Bühne zu Châtelaine und sorgte für Vorstellungen in den Privatkreisen der Stadt, wobei er besonders von einem Herrn Papillon unterstützt wurde, dessen Namen als Bestrafter »pour délit de comédie« vielfach in den Consistorialakten figurirt. Voltaire bezahlte diese Strafen und rächte sich an den Geistlichen unter andern dadurch, daß er durch Papillon eines Morgens an die Kirchenthüren ein Plakat mit den Worten: »Pas permission de la Vénérable Compagnie des Pasteurs, le Sieur Papillon et sa compagnie à lui joueront le Barbier de Seville« * anschlagen ließ. Der unglückliche Papillon wanderte

* Auch dieser Artikel „Genf" in der Encyklopädie, welcher auf die Theaterverbote Bezug nimmt, wurde von d'Alembert unter Voltaires unmittelbarem Einflusse geschrieben.

* Wer wird bei dieser Mystifikation nicht an die ergötzliche Anekdote vom Hauptmann von Kapernaum in Otto Müllers „Charlotte Ackermann" erinnert?

Digitized by Google

dafür einige Tage in's Gefängniß. Allein die Conſiſtorialſtrafen verloren immer mehr ihr Anſehen. Die Streitigkeiten wegen des Theaters dauerten indeſſen noch bis zum Jahr 1782, wo eine neue franzöſiſche Intervention erfolgte, die auch das Theater wiederherſtellte, welches ſeit dieſer Zeit nicht weiter angefochten wurde.

Weitere Voltaireſche Händel. — Die Encyklopädie und die Genfer Kirche.

Daß Voltaires Streitigkeiten mit den geiſtlichen und weltlichen Behörden der »Cité pedante,« der »parvulissime république« keineswegs auf das Theater beſchränkt blieben, darf uns bei Voltaires Charakter und Weltanſchauung einerſeits, und dem Weſen dieſer republikaniſchen Inſtitutionen andererſeits, wie wir ſie in den vorhergehenden Capiteln kennen gelernt, wohl nicht verwundern. Einen nächſten Anlaß bot Katharina II. von Rußland. Man weiß, welche begeiſterte Bewunderung Voltaire für dieſe Monarchin hegte, wie er in ihr die großartigſten Herrſchertugenden erblickte, ihr die weitgreifendſten und freiſinnigſten Plane für die Civiliſation ihrer Völker beilegte, wie er ihr Glück wünſchte zu ihren Kriegen gegen die Türken. Wir, mit dem Maßſtab der Geſchichte in der Hand, dürfen ohne Zweifel in vielen Dingen abweichender Anſicht ſeyn; aber auch ſchon zu Voltaires Zeiten glaubten die Genfer Republikaner als ſolche gegen Rußland ihre Antipathien an den Tag legen zu müſſen.

Als einmal die Nachricht von einer Niederlage der ruſſiſchen Armee nach Genf drang, zündeten einige Räthe Freudenfeuer auf ihren Landgütern an. Voltaire war ſehr entrüſtet darüber. Ein andermal ſchickte Katharina einen Herrn v. Bülow nach Genf, der an Voltaire empfohlen war und den Auftrag hatte, eine Anzahl Lehrerinnen und Domeſtiken für den kaiſerlichen Hof anzuwerben. Die Genfer Regierung ließ alle ſeine Schritte argwöhniſch überwachen, und faßte am 20. Aug. 1765 den Beſchluß, „den Sieur de Bülow zu erſuchen, da dieſe Anwerbungen den Geſetzen zuwiderliefen, freiwillig von dieſen Verſuchen abzuſtehen, um ſich nicht weiteren Unannehmlichkeiten auszuſetzen.“ Bülow gab eine hochfahrende Antwort; allein auch Bern verband ſich mit Genf gegen ihn, und ſo mußte er unverrichteter Dinge abziehen. Daß jedoch die Genfer Behörden ſich nicht mit Recht in dieſem Falle auf das Geſetz berufen konnten, wußte Voltaire ſehr wohl und ſtellte deßhalb Tronchin zur Rede. Dieſer gab ihm die für die damaligen Genfer Zuſtände immerhin bezeichnende Antwort: „Herr von Voltaire, der Rath betrachtet ſich als den Vater aller Bürger. Folglich kann er nicht dulden, daß ſeine Kinder ſich an einen Hof begeben, wo die Souveränin in Verdacht ſteht, ihren Gemahl ermordet zu haben, und wo die zügelloſeſten Sitten herrſchen.“ Voltaire ſchrieb ſpäter ſeinem Freund d'Argental: „Der Rath war thöriſcht und tyranniſch genug, freie Bürgerinnen zu hindern, ſich dahin zu begeben, wohin es ihnen gefiel, und endlich keck genug, einen von der Kaiſerin geſandten Herrn aus der Stadt zu weiſen. Ich ſchwanke natürlich keinen Augenblick zwiſchen Katharina II. und den fünfundzwanzig Genfer Perrücken. Es gibt in dieſem Rath drei oder vier „Coquins,“ d. h. drei oder vier fromme Fanatiker, die zu nichts taugen, als ſie in den See zu werfen.“

Voltaire ergriff natürlich mit Vergnügen jede Gelegenheit, den kleinen Krieg gegen die „Genfer Perrücken“ fortzuſetzen. Im Jahr 1764 wurde ein ſehr ausſchweifender Mann, ein gewiſſer R. Covelle, wegen verſchiedener Vergehen vom Conſiſtorium verurtheilt, knieend die ihm zuerkannte Strafpredigt anzuhören. Covelle bat ſich, ehe er ſich der Buße unterzog, vierzehn Tage Bedenkzeit aus. Nach Ablauf dieſer Friſt erklärte er in einer geiſtreichen, dem Conſiſtorium überreichten Denkſchrift, ſich nicht der Buße unterwerfen zu wollen, da die Kniebeugung keineswegs in den Kirchengeſetzen begründet ſey. Auch geſtand er auf Befragen, daß Voltaire dieſe Schrift verfaßt habe, und erklärte zugleich, daß er dieſelbe drucken laſſen werde. Dieß geſchah auch, und es erhob ſich nun in Betreff der Kniebeugung bei ſittengerichtlichen Strafen ein lebhafter Parteiſtreit, der eine ganze Fluth von Flugſchriften hervorrief, welche geſammelt drei dickleibige Bände bilden. Voltaire ſchrieb damals ſein Gedicht: »la Guerre de Genève,« worin nicht nur gegen die Paſtoren, ſondern auch gegen Rouſſeau ſcharfe Streiche geführt wurden. Der Rath mußte denn doch ſchließlich in ſo weit nachgeben, daß er die Kniebeugung abſchaffte. Gaberel ſchließt indeſſen aus einer Stelle der (in den ſpäteren Auflagen nicht abgedruckten) Vorrede zu den „Scythes,“ daß Voltaire ſelbſt ſich dieſes Siegs wenig erfreut habe. Dieſe 1767 geſchriebene Stelle lautet: „In Perſien lebte ein guter Greis, der ſeinen Garten baute. Dieſer Garten lag in einem weiten Thal, rings umgeben von den ſchneebedeckten Bergen des Kaukaſus. Der Greis ſchrieb weder über die Bevölkerung, noch über den Ackerbau, wie man es einſt in Babylon that, einer Stadt, die ihren Namen von »babil« herleitet. Er ließ Schauſpiele aufführen von ſeiner Familie und einigen Hirten des Kaukaſus. Das machte ihm grimmige Feinde in Babylon, d. h. ein Dutzend Lumpen, die ihn unaufhörlich anbellten und ihm die abſcheulichſten Bücher

Digitized by Google

zuſchrieben, welche jemals die Preſſe entehrt haben. Er läßt ſie verläumden, und um fern von dieſem Geſchmeiß zu ſeyn, zieht er ſich mit ſeiner Familie in den Kaukaſus zurück und baut ſeinen Garten."

Alle dieſe kleinen Streitigkeiten traten zurück gegen den Kampf, welcher ſich zwiſchen d'Alembert und den Genfer Geiſtlichen in Folge des berühmten Artikels „Genf" in der Encyklopädie erhob, ein Kampf, an welchem Voltaire den unmittelbarſten Antheil hatte. D'Alembert beſuchte Voltaire auf einen Monat in Ferney; er machte einige Beſuche bei Genfer Gelehrten und bat dieſe um genauere Mittheilungen über die Geſchichte Genfs. Er erhielt dieſelben, und Voltaire vervollſtändigte ſie nach ſeiner Art. Im Oktober 1757 erſchien der erwähnte Artikel „Genf" im ſiebenten Bande der Encyklopädie. Der Artikel enthielt eine anerkennende Schilderung der Einfachheit der Genfer Sitten. Er ſprach ſich mit nicht weniger Anerkennung über die Genfer Geiſtlichkeit und Kirchenverfaſſung aus; er lobte namentlich die Toleranz und Genügſamkeit der erſteren und empfahl ſie dem katholiſchen Clerus zum Muſter. Endlich aber enthielt er in Betreff des Dogmas folgende Bemerkungen: „Einige Geiſtliche glauben nicht an die Göttlichkeit Chriſti. Sie behaupten, man dürfe in der heiligen Schrift niemals das buchſtäblich nehmen, was der Humanität oder Vernunft widerſtreitet; ihre Religion iſt ein vollkommener Socinianismus, der Alles abweist, was man offenbartes Myſterium nennt. Sie ſind der Anſicht, das Princip einer wahren Religion ſey, keinen Glaubensſatz aufzuſtellen, welcher gegen den geſunden Menſchenverſtand verſtößt."

Dieſe Beſchuldigung des Socinianismus war es, was die Genfer Paſtoren in Feuer und Flammen ſetzte. Und wenn Gaberel von dem Eindruck, den die Encyklopädie auch in Genf machte, behauptet: „die weniger Unterrichteten nahmen die kühnſten Behauptungen dieſes Buchs ohne Prüfung auf; Handwerker und ihre Arbeiter verwandten viel Zeit darauf, daſſelbe zu leſen; der Geſchmack daran ſtieg bis zur Leidenſchaft," ſo wird der Zorn der Geiſtlichkeit trotz des vorhergegangenen Lobes, welches, wenn es wirklich von Voltaire ausging, gewiß einen guten Theil Ironie in ſich ſchloß, doppelt begreiflich. Die Sache kam in der Compagnie des Paſteurs zur Sprache, und dieſe beauftragte die H. H. Saraſin, de la Rive, Vernet, Trembley, Maurice, le Cointe, Trouchin und Eynard mit Abfaſſung einer »Déclaration de principes« als Entgegnung auf den Artikel der Encyklopädie. Auch Rouſſeau trat bekanntlich damals gegen d'Alembert und für die Genfer Geiſtlichen öffentlich auf, und zwiſchen dem Pfarrer Vernes und d'Alembert, welcher erſtere mit den Pfarrern Lullin und de la Rive dem letzteren die bezüglichen Mittheilungen für ſeine Arbeit über Genf gemacht hatte, entſpann ſich ein heftiger Briefwechſel, welcher damit endigte, daß d'Alembert die Sache an Voltaire zur gütlichen Beilegung übertrug. Voltaire ſuchte den Streit ins gemüthlich Komiſche zu ziehen, und ſchrieb unter Anderem an Vernes: »Allez, vous n'êtes pas si fachés. Soyez comme Dorine, qui aimait Lycas. Lycas s'en vanta, Dorine, qui en fut bien aise, dit:

Lycas est peu discret,
D'avoir trahi mon secret.

D'Alembert est Lycas, et vous autres vous êtes Dorine.« Die Compagnie des Paſteurs ließ indeſſen die Sache nicht auf ſich beruhen. Endlich erſchien ihr Manifeſt, worin ſie ſich gegen die Behauptungen der Encyklopädie, namentlich die Anſchuldigung des Socinianismus verwahrten. Dieſes Manifeſt wurde in alle Sprachen Europa's überſetzt, an alle Kirchen verſandt und auch in den Hauptblättern der damaligen Zeit vielfach beſprochen. Gaberel ſchreibt von ſeinem Standpunkt aus dieſem Manifeſt den glänzendſten Erfolg zu, und verſichert, daß Voltaire fortan niemals die geringſte Anſpielung auf dieſen Streit machte.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus dem Norden Amerikas.

(S. Nr. 18.)

Mount Waſhington.

Wir hatten beabſichtigt von Quebec den St. Lorenz hinab und von dort den Saguenay, einen ſeiner Nebenflüſſe, hinauf zu gehen: da aber in der vergangenen Woche ein Dampfboot auf dieſer Fahrt verunglückt war, ging in dieſer nur Ein Boot, ſtatt der angekündigten

Digitized by Google

zwei, und um die Zeit bis dahin würdig auszufüllen, wurde ein Abſtecher nach den „Weißen Gebirgen" in New-Hampſhire beſchloſſen.

Von Quebec fährt man auf der Eiſenbahn ſechs Stunden durch eine prachtvolle Gebirgsgegend, in der ganz eingeſchloſſen das Dorf Gorham liegt. Hier befindet ſich das Alpine Houſe, ein großes Hotel und eine der Stationen, von denen man die Beſteigung des Mount Waſhington unternimmt, des höchſten Berges in den Alleghanies, mit Ausnahme des höchſten Gipfels der Black Mountains. — Man findet in dieſer Gegend öfters Bären, die, in den Wäldern gefangen, leicht gezähmt und faſt als Hausthiere gehalten werden. Einen ſolchen, der nahe bei dem Hotel an einer langen Kette befeſtigt war, beſuchten wir regelmäßig dreimal des Tages nach den Mahlzeiten mit hochbeladenen Tellern, wodurch wir ihn ſo vollſtändig eroberten, daß er uns am zweiten Tage ſchon aus der Ferne ſeine Freude zu erkennen gab. Mit aller Grazie, deren ein Bär fähig iſt, richtete er ſich auf den Hinterbeinen auf und nahm uns die Stücke Fleiſch, die ihm hingehalten wurden, eigentatzig aus den Händen und ließ ſich den dicken Kopf ſtreicheln. Ein ſolcher Hausgenoſſe müßte einem viel Vergnügen gewähren, wenn die Kraft und Plumpheit des Thieres nicht ſelbſt ſeine wohlgemeinteſten Liebkoſungen mitunter doch bedenklich machten.

Am Morgen nach unſerer Ankunft wurde die Tour nach dem Mount Waſhington unternommen. Wir fuhren zunächſt auf einem ſchönen, aber ſehr holprigen Waldweg, wobei bald der eine, bald der andere hohe Berggipfel ſichtbar wurde. Nach zweiſtündiger Fahrt langten wir am Fuße des Berges bei dem Stall an, in welchem die Pferde gehalten werden, auf denen man den Berg hinaufreitet; ſchöne canadiſche Ponies, meiſtens Schimmel, mit auffallend ſchönen, menſchlich geſcheidten Augen und einem Ausdruck der Zuverläßigkeit und Sicherheit, welcher ſogleich das Vertrauen erweckt, das dieſe vortrefflichen, liebenswürdigen Thiere in vollem Maße verdienen.

Unſere Cavalcade gewährte einen recht erbaulichen Anblick. Die eine meiner Gefährtinnen, welche vor mehreren Jahren einmal vom Pferd gefallen war, und ſeitdem niemals eine nervöſe Scheu hatte überwinden können, hatte den Führer dicht zur Seite und ließ ihr Pferd von ihm am Zügel führen, während die zweite, zum erſtenmal zu Pferde, ſtatt der Erfahrung zwar genug Muth entwickelte und luſtig darauf lostrabte, dafür aber auf faſt ebenem Boden zweimal aus dem Sattel rutſchte. Am beſten jedoch nahm ſich Nummer drei aus, der, ebenfalls zum erſtenmal auf dem Rücken einer vierfüßigen Creatur, gleich eine gewiſſe Bravour entwickelte und trotz der Verſicherung des Führers, daß man die Pferde ganz gewähren laſſen könne, das ſeinige durchaus unter Commando halten wollte und mich unaufhörlich zum Beſten hatte, weil ich dem meinen faſt ganz den Zügel ließ, wobei es denn freilich vorkam, daß das genußſüchtige Vieh zuweilen ſtehen blieb, um aus einer Quelle zu trinken, oder gar zu graſen verſuchte, wenn ein grüner Fleck ihm gar zu verführeriſch in die Augen ſtach. Wirklich ſpielte er den Herrn auch mit ſo viel Nachdruck und Geſchick, daß das geduldige, vorſichtige Thier endlich in der That nahe daran war, mit ihm in einen Abgrund hinunter zu gehen, an deſſen Rand es bis dahin tagtäglich bedächtig und ſicher hingegangen war.

Man ſteigt zuerſt ungefähr drei Meilen auf einem wohlgeebneten Pfad empor, der ſich durch einen ſchönen Wald um den Berg windet. Darauf befindet man ſich plötzlich unter lauter weißen Stämmen und Büſchen, die ihre Zweige blätterlos in die Luft ſtrecken, und aus der Ferne betrachtet mit Schnee bedeckt ſcheinen. Ein Brand, ich weiß nicht ob durch Zufall oder Abſicht entzündet, hat die ganze Vegetation in weitem Umkreis zerſtört. In dieſer Höhe bemerkt man ſchon eine bedeutende Veränderung der Atmoſphäre, und wo die Bäume keinen Schutz mehr gewährten, wehte ein ſcharfer erkältender Wind, der in mir den Wunſch erregte, daß wir bald den Gipfel erreichen möchten; aber dieß war nur ein gelindes Vorſpiel größerer Unannehmlichkeiten. Auf einmal hörte die gebahnte Straße ganz auf, und ſo weit das Auge reichte, ſah man nichts als Haufen ungeheurer Felsblöcke, über welche die Pferde mit der Geſchicklichkeit von Katzen wegkletterten. Reiſegefährtin Nro. Eins verlor beim Anblick dieſer Schreckniſſe ganz den Muth, und als der Führer ihr ſagte, daß jetzt nicht mehr Platz für zwei Pferde nebeneinander ſey und ſie allein reiten müſſe, erklärte ſie, abſteigen und zu Fuß hinaufgehen zu wollen. Sie machte auch wirklich den Verſuch, aber bald ermüdete ſie auf dem unwegſamen Pfad, und da der Führer ihr nicht einmal Zeit zum Ausruhen gewähren konnte, weil wir, wie er ſagte, ſonſt nicht vor der Dunkelheit nach Hauſe kommen würden, entſchloß ſie ſich endlich allein umzukehren. Der Führer war darüber in Verzweiflung; er ſcheute ſich, ſie allein ihrem Schickſal zu überlaſſen, und durfte doch auch nicht die übrige Geſellſchaft verlaſſen, für welche er ebenfalls verantwortlich war. Vergeblich ſuchte er ſie zu vermögen, nochmals das Pferd zu beſteigen, und zuletzt blieb ihm nichts übrig, als ſie gehen zu laſſen.

Mit jedem Augenblick wurde der Weg beſchwerlicher, halsbrechender; immer ſteiler ging es am Rand

Digitized by Google

der Abgründe hin, und der Wind wurde so heftig, daß ich mehr als einmal meinte, er würde mich vom Pferd wehen. Alle Vegetation hatte in dieser Höhe aufgehört, mit Ausnahme des Mooses, welches die Felsen bedeckte. Mit den Abhängen wechselten große Ebenen, welche sich zwischen den drei Kuppen des Mount Washington ausbreiten, die sich eine über die andere erheben. Eine trostlose Oede herrscht in dieser Region, und unwiderstehlich ergreift einen das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit. Wolken strichen vom Wind gepeitscht bald unter uns hin, bald umgaben sie uns mit durchkältender Nässe. — Meine Sensationen waren durchaus nicht angenehmer Art. Der Shawl war mir vom Wind losgegangen, die Hutbänder abgerissen, und da ich auf dem Pferd nichts wieder in Ordnung bringen konnte, war ich der ganzen Wuth des Windes und der Kälte preisgegeben. Wie ein guter Philister fing ich an mich auszuschelten, daß ich diese tolle Tour unternommen. Mehr als Alles aber ärgerte mich der Gedanke, daß ich alle diese Widerwärtigkeiten ohne alle Nothwendigkeit, zum reinen Vergnügen ertrug, daß ein solcher Feldzug, zu dem mich, wenn ich alles vorausgesehen, höchstens irgend eine große Sache hätte bewegen können, für eine Lustparthie gilt, anstatt einem angerechnet zu werden wie dem Gläubigen eine Pilgerfahrt von Mekka nach Medina. Nur mitunter, wenn ich den Reisegefährten Nummer drei in der Entfernung erblickte, wie er sich jetzt, da es galt, so schön seinem Pferd überließ und alle Herrschergedanken aufgegeben hatte, kam etwas wie ein schwacher Schein von Humor über mich. Beiläufig hat diese Lustparthie schon mehr als einem Menschen das Leben gekostet. Mancher ist im Herbst oder Frühling im Schnee verunglückt, und nicht weit vom Gipfel machte der Führer mich auf eine kleine von Steinen aufgeworfene Wand aufmerksam, welche zum Andenken einer jungen Dame errichtet wurde, die tollkühn genug war, die Besteigung des Mount Washington allein und zu Fuß zu unternehmen, aber von Angst, Ermüdung und Kälte überwältigt an dieser Stelle ihren Tod fand.

Endlich, endlich, nach fast vierstündigem Ritt, war der Gipfel erreicht. Die traurigste, unwirthbarste Einöde weit und breit. Es befinden sich hier zwei Gebäude, das Tip Top House, von dessen Dach man eine großartige Uebersicht hat und in dem sich der Speisesaal für die Besucher befindet, und ein anderes, in dem die Wirthsleute während der drei Sommermonate hausen, und wo Fremde, denen es nach einem längeren Aufenthalt gelüstet, allenfalls ein paar Tage zubringen können. Beide Gebäude sind nur lose aus Feldsteinen zusammengeworfen; zugig und schlecht verwahrt gewähren sie nur wenig Schutz gegen die Kälte. Ich war so erstarrt, daß ich kaum noch Kraft hatte, vom Pferd zu steigen und zu fragen: »where is the fire? where is the fire?« Erst als ich eine Viertelstunde am Ofen gesessen hatte, während mehrere freundliche Reisende ihr Möglichstes thaten, mich durch Händereiben zu erwärmen, thaute ich einigermaßen auf.

Man könnte jetzt mit Fug und Recht eine pathetische und poetische Schilderung der Aussicht vom Mount Washington erwarten, um deren willen ich solche Beschwerlichkeiten erduldet hatte; man könnte eine Beschreibung aller Berggipfel, Flüsse, Städte und Dörfer verlangen, die man von diesem erhabenen Punkt wahrnimmt. Wie viel Spielraum ist hier dem Talent des Schreibers geboten! Trotzdem muß ich mit dem demüthigenden Geständniß herausrücken, daß ich, außer einzelnen Durchblicken unterwegs, von der Aussicht auch nicht das Mindeste gesehen habe. Die Kälte hatte mich in jenen Zustand vollkommener Gleichgültigkeit und Abspannung versetzt, den sonst fast nur die Seekrankheit hervorbringen soll. Eine Art zärtlicher Neigung für den Ofen war die einzige Regung, die ich fühlte; keine Aussicht der Welt hätte mich verlocken können, mich darum von Neuem dem Wind auszusetzen, und ich hätte ein Vermögen hingegeben, wenn ich dadurch dem Rückweg hätte entgehen können. Aber da leuchtete kein Stern; das Vergnügen mußte bis auf den Grund genossen werden. Nach halbstündiger Ruhe trieb der Führer zum Aufbruch, weil wir keine Zeit zu verlieren hatten, um den Fuß des Berges vor Anbruch der Nacht zu erreichen. Hüte und Shawls wurden so gut als möglich befestigt, und hinaus ging es wieder, zu Pferde und durch Wind und Kälte.

War aber das Heraufsteigen beschwerlich und ermüdend gewesen, so schien das Hinabsteigen vollends halsbrechend und gefährlich. Mit jedem Schritt müssen die Pferde mehrere Fuß hoch hinabsteigen, was auf dem harten Boden natürlich nicht ohne derbe Stöße für den Reiter abgeht, der außerdem fortwährend aufmerken und sich rückwärts lehnen muß, um nicht über den Kopf des Pferdes hinab zu gleiten. Ein falscher Schritt des Pferdes würde das Leben kosten, ein unbewachter Augenblick des Reiters möchte wenigstens Löcher im Schädel setzen; aber die vortrefflichen Thiere straucheln nicht und gehen die steilsten Felswände so ruhig und zuversichtlich hinab, daß ihre Sicherheit sich endlich dem Aengstlichsten mittheilt. Mit uns ging ein Pferd ohne Reiter hinunter, welches — wie ein Pferd überhaupt am schönsten in der Freiheit ist — so viel Grazie und Behendigkeit entwickelte, daß es ein Vergnügen war,

Digitized by Google

ihm zuzusehen. Nachdem wir wieder in eine vegetationsreichere Gegend gekommen waren, blieb es öfter stehen, um zu grasen, und verlockte dadurch auch die andern Pferde zum Stillstehen, aber dann war auch sogleich ein anderer vierbeiniger Gesellschafter, der Hund des Führers, bei der Hand, der nicht nachließ zu bellen und in aller Freundschaft nach den Nasen der Pferde zu schnappen, bis sie zu ihrer Pflicht zurückkehrten.

Nach und nach kamen wir wieder in eine mildere Region, auf die gebahnte Straße, und einer nach dem andern wurde wieder gesprächig. Jeder hatte seine Privatempfindungen und Wahrnehmungen mitzutheilen, und als wir endlich um sieben Uhr am Fuße des Berges anlangten und Reisegefährtin Nr. Eins, über welche Jeder sich schon im Stillen Sorgen gemacht hatte, und die inzwischen fünf Stunden auf dem Rückweg zugebracht hatte, freundlich und guter Dinge auf der Straße trafen, waren alle Beschwerlichkeiten alsbald verwunden. In heiterster Stimmung fuhren wir durch die Nacht zurück nach dem Alpine House und wurden dabei von der schönsten glänzendsten Sternschnuppe im Vorüberziehen gegrüßt.

Der Saguenay.

Von Quebec fuhren wir auf einem Dampfboot den St. Lorenz hinunter, der schon unterhalb der Insel Orleans eine einem Meerbusen ähnliche Breite hat. Die Ufer treten mehr und mehr zurück, bis man sie in dem bläßlichen Licht, unter dem grauen Himmel nur noch in blauer Ferne sieht, und nur selten unterbricht ein vorbeieilendes Fahrzeug die Stille und Einsamkeit der Gegend. Nur wenn bei einer französischen Niederlassung angelegt wird, hallt das Ufer von Schreien, Lachen, Schwatzen und lärmender Geschäftigkeit wider. Mitten im Strom sahen wir das Wrack eines Dampfbootes, das etwa acht Tage zuvor hier verunglückt und zur Hälfte vom Wasser bedeckt war, während der Schornstein wie eine hülfeflehende Hand in die Höhe ragte. Einen noch melancholischeren Anblick bot ein anderes Schiff, das in seiner ganzen Länge auf der Seite lag und mir wie ein riesiges todtes Thier vorkam.

Auf unserem Dampfer hatte sich eine bunte Gesellschaft zusammengefunden, Engländer, unter ihnen der Commandant von Quebec mit einer zahlreichen Gesellschaft, Canadier und Amerikaner, zu denen auch wir, die Repräsentanten Deutschlands, hier als Einwohner der „States“ gerechnet werden. Auch sechs bis acht katholische Geistliche befanden sich an Bord. Die Aussicht, fast drei Tage auf denselben Planken miteinander zuzubringen, führte die Leute einander näher, als sonst auf Dampfbooten und Eisenbahnen der Fall zu seyn pflegt. Nur die Engländer hielten sich an dem einen Ende des Salons streng gesondert von den übrigen, während am andern deutsch, englisch und französisch durcheinander gesprochen wurde. Die Amerikaner haben auf der Reise nichts von der steifen Abgeschlossenheit der Engländer; sie machen vielmehr gern Bekanntschaften und sind, wenn sie einmal die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie sich durch die Berührung mit Fremden nichts vergeben, freundliche, gesellige Reisegefährten. Wir trafen hier eine Gesellschaft, die aus mehreren Familien aus Illinois bestand, welche im nächsten Jahr Europa zu bereisen dachten und zuvor ihren eigenen Continent kennen lernen wollten. Als ächte „Westerner“ waren sie unglaublich neugierig und eröffneten die Bekanntschaft damit, daß sie ein wahres Kreuzfeuer von Fragen über Wohnort, Verhältnisse und unsere Beziehungen zu einander an uns richteten, worauf sie sich, nachdem sie die gewünschte Auskunft erhalten hatten, gebildeter und unterrichteter zeigten, als man nach diesem versprechenden Eingang hätte erwarten sollen. Die Canadier sind nicht minder freundlich und gesprächig, besonders wenn sie Fremde finden, mit denen sie sich französisch unterhalten können, ohne dabei in jene allzu persönlichen Fragen zu verfallen, von denen ein natürlicher Takt sie abhält. Selbst die Priester, die sich anfänglich nur unter einander unterhalten hatten, wurden nach und nach geselliger, und als einer von ihnen, der, wie wir hörten, erst vor kurzem katholisch geworden war, in einem Geistlichen der Episcopalkirche aus Newyork einen alten Freund erkannt hatte, erlebte man sogar das Vergnügen, auf dem Deck, in Wind und Wetter, eine theologische Debatte anzuhören, welche übrigens in aller Freundschaft geführt wurde, indem die Disputanten dabei Hand in Hand saßen.

Die Abende hatten ihre besondere Unterhaltung. Ich erzählte deutsche Sagen und Mährchen, bei denen wohl dreißig Canadier und Amerikaner den Zuhörerkreis bildeten und oft so laut lachten und ihr Vergnügen zu erkennen gaben, daß ich dachte, die ernsthaften Flußufer selbst müßten darüber erstaunen und anfangen die Mäuler zu verziehen. Niemals habe ich Kinder mit größerer Spannung Mährchen anhören sehen, als diese großen Leute thaten; vorzüglich einer der Westerner, ein Professor der Geologie, war unermüdlich und hätte am liebsten von früh bis spät Geschichten gehört.

Am Abend des ersten Tages wurde bei Rivière du Loup, einer französischen Niederlassung, in der Nähe von Tadousac, der ersten französischen Niederlassung in Canada, der Mündung des Saguenay gegenüber, bis zum folgenden Morgen angelegt, und als stets schaulustige Reisende versäumten wir nicht an's Land zu gehen,

Digitized by Google

an das man über einen ſchönen breiten Damm gelangt, der ſich in ungewöhnlicher Länge in den Fluß erſtreckt. Es war ſchon Abend, aber hier, unter dem 47ſten Breitengrad, herrſcht bereits die lange Dämmerung, welche wir auch im europäiſchen Norden haben, ſo daß man noch alle Gegenſtände erkennen konnte. Nicht weit vom Ufer, etwas abſeits von der Straße, fanden wir zwei indianiſche Wigwams, in deren einem — der andere ſtand leer — bei einem verglimmenden Feuer ein Mann und eine Frau lagen. Der Mann, der, wie die Frau ſagte, halb blind war, ſprach kein Wort; die Frau, welche auf der Erde umherkroch, ohne ſich aufzurichten, klagte in gebrochenem Franzöſiſch, daß ſie krank ſey und an einem böſen Huſten leide. Ich fragte ſie, wo ſie den Winter zubrächten, da die elende Hütte ihnen doch unmöglich Schutz gewähren konnte, und erhielt die Antwort, daß ſie ſich dann in die Wälder zurückzögen. Alle ihre Kinder waren geſtorben, ein Hund war ihr einziger Gefährte. Es war ein troſtloſes Bild der Noth und des Elends, wie es ſo oft unter dieſen unglücklichen Stämmen vorkommt, welche in ihrer Sorgloſigkeit, ſich gegen die Einflüſſe eines rauhen Klimas zu ſchützen, demſelben nicht ſelten zum Opfer fallen.

Am folgenden Morgen kreuzten wir den Fluß und fuhren in den Saguenay ein, der aus dem St. Johnſee kommt, und einer der größten Nebenflüſſe des St. Lorenz iſt. Jetzt tauchte vor unſern Augen eine Wildniß auf, dergleichen wir Culturmenſchen früher nie geſehen hatten. Das Waſſer floß ſchwarz wie Tinte unter dem grauen Himmel hin; an manchen Stellen iſt es viele hundert Fuß tief. Zu beiden Seiten erheben ſich die Ufer in ſteilen ſenkrechten Felswänden, dünn mit Tannen beſäet. Sichtlich haben hier bedeutende vulkaniſche Erſchütterungen gewirkt, welchen der Strom ſein Daſeyn verdankt: denn wie man beobachtet hat, ſtehen die Uferwände in deutlicher Beziehung zu einander; wo auf der einen Seite ein Stück herausgeriſſen ſcheint, findet man auf der andern einen Vorſprung, der in die Höhlung paßt. Den maleriſchſten und düſterſten Anblick gewähren das Cap Eternity und das Cap Trinity, die dicht beiſammen liegen, und von welchen das letztere ſich in drei Spitzen, von denen es ſeinen Namen hat, bis zu 1500 Fuß ſenkrecht über das Waſſer erhebt. Der bis dahin breite Fluß verengt ſich hier zu einer ſchmalen Durchfahrt, und da er gerade an dieſer Stelle eine Biegung macht, die das Auge hindert ſeinen Lauf zu verfolgen, ſieht man ſich einen Augenblick ganz von Felſen eingeſchloſſen. Der Widerhall iſt ſo ſtark, daß jeder Ton von dem Echo mit faſt ungeſchwächter Kraft zwei- bis dreimal zurückgegeben wird und ein Schuß ein vollſtändiges Gewehrfeuer hervorzurufen ſcheint.

Sechzig Meilen fuhren wir den Saguenay hinauf, ohne auf dieſer ganzen Strecke auf die Spur irgend einer menſchlichen Behauſung zu ſtoßen, bis wir an die Stelle kamen, wo eine Bay einen natürlichen Hafen bildet, und ſich Ha Ha Bay, eine franzöſiſche Niederlaſſung und das Ziel der Dampfboote, befindet. Dieſe, welche im Sommer wöchentlich ein- bis zweimal dorthin gehen, bilden das einzige Band, das die Einwohner mit der civiliſirten Welt verknüpft, von der ſie im Winter gänzlich abgeſchnitten ſind. Die Ankunft eines Dampfbootes iſt daher ein Ereigniß, und ſchon aus der Ferne ſahen wir am Ufer viele Menſchen und Wagen, die auf dem niedrigen Strand im Waſſer zu ſtehen ſchienen. In dieſem Winkel der Erde gibt es noch nichts, das einer Landungsbrücke ähnlich ſähe, und wir mußten in Booten an's Land fahren. Aber wie erſtaunten wir, als wir dem Ufer näher kamen und ſahen, daß Wagen, Pferde und Menſchen in der That wohl zwanzig Schritte vom Land im Waſſer ſtanden, das zu ſeicht iſt, um das Landen zu geſtatten! Mitten im Waſſer ſteigt man aus dem Boot in kleine, hohe, zweirädrige Wagen und wird ſo auf's Trockene gezogen, zum höchſten Ergötzen der ganzen Geſellſchaft, von der noch keiner je eine ſolche Landung erlebt hatte.

Am Land erſtiegen wir einen Felſen, von welchem man die Bay überſieht. Die Gegend ſchien öde und wüſt, aber ſchönes Moos und niedrige, jedoch üppige Himbeerſträuche ſchmückten die Oberfläche der Felſen. Die ganze Gegend trägt einen großartigen, aber düſtern und trüben Charakter. Es gehört ein unverhältnißmäßiger Antheil von Glück und guter Laune dazu, um unter dieſem Himmel und in dieſem Klima nicht melancholiſch zu werden. — Leider ließ man uns im Ganzen kaum eine Stunde Zeit für dieſen Fleck Erde und erlaubte uns keinen Blick in das Innere der Häuſer und die Lebensweiſe der Einwohner. Kaum hatten wir die Ausſicht auf die Bay genoſſen, als die mahnende Schiffsglocke uns wieder an Bord rief, und dieſe Region wieder — wahrſcheinlich für immer — für uns in das Dunkel zurückſank, aus dem ſie einen Augenblick aufgetaucht war.

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

München, November.

Eröffnung des königlichen Reſidenz-Hoftheaters. — Calderon.

Die Feier des Geburtsfeſtes des Königs Max am 25 November wurde durch ein für den hieſigen Bühnenzuſtand bedeutſames Ereigniß verherrlicht: die Eröffnung des im zierlichſten Rococo glänzend reſtaurirten Reſidenz-Hoftheaters. Es knüpfte ſich daran ein anderes, für das innere Leben der Anſtalt nicht minder erfreuliches: die Wiederaufnahme Calderon'ſcher Werke, welche von jedem Freunde ächter dramatiſcher Poeſie nur mit der größten Genugthuung begrüßt werden kann. Schon einige Tage zuvor war im alten Hoftheater mit der Darſtellung von „das Leben ein Traum" (in der Schreyvogel'ſchen Bearbeitung) der Anfang gemacht worden. Die große, allgemein durchgreifende Wirkung des Stückes zeigte, wie viel glücklicher unſere gegenwärtige Theaterleitung mit der Wahl deſſelben ihren erſten Verſuch gemacht, als die frühere, welche in dem „Arzt ſeiner Ehre" gerade eines der unſer deutſches Publikum am fremdartigſten berührenden Werke des Dichters zunächſt vorführte. Unter all den ſo unendlich zahlreichen Bühnenſchöpfungen Calderons iſt vielleicht keine zweite, deren großartiger Eindruck ſo ungetrübt von den ſonſt vielfach ſtörenden national-conventionellen und temporären Zügen das allgemeine menſchliche Gefühl unmittelbar zu ergreifen vermöchte. Schon Leſſing, der in Deutſchland nächſt dem frühverſtorbenen Cronegk zuerſt und weit anregender, als dieſer, in der Hamburgiſchen Dramaturgie auf das Drama der Spanier hinwies, iſt, wie man aus zwei erhaltenen Blättern ſeines theatraliſchen Nachlaſſes vermuthen darf, 1750 damit umgegangen, „das Leben ein Traum" für die deutſche Bühne zu bearbeiten. Man weiß, wie lebhaft Goethe, der es 1812 in Weimar zur Aufführung brachte, ſich von dieſer herrlichen Poeſie angezogen fühlte,* und mit welchem freudigen Beifall die treffliche Ueberſetzung von Gries, deren erſter Band (1815) nebſt der „großen Zenobia" „das Leben ein Traum" enthielt, von den bedeutendſten Geiſtern der Zeit aufgenommen wurde. Goethe's Wort, hier werde der Bühne eine ganz neue Provinz erobert, wird, freilich unter dem Lichte ſeiner Bemerkungen über die Aufführung der „Zenobia" betrachtet, ſich fortdauernd bewähren. Man darf bei einer äußerlichen Aneignung nicht ſtehen bleiben; im wahren Verſtande wird dieſe ſchöne Provinz nur erobert, wenn man mit Pietät gegen ihre innerſte Eigenthümlichkeit und aller künſtleriſchen Vorſicht, was ſie in ſo reicher Fülle bietet, unſern Bräuchen, unſerer Gefühlsweiſe zu aſſimiliren ſucht. Inſoweit das gelingt, muß Calderon der Gaſtehrenplatz auf dem deutſchen Theater neben Shakeſpeare unbeſtritten bleiben. In durch die Sprache, wo ſie von dem geſchraubten, überladenen, mit Antitheſen ſpielenden Ton freier auftritt, ſteht er ſogar dem, was unſere neueſten Formtalente leiſten, näher als Meiſter William.

In jedem Betracht lehrt „das Leben ein Traum," welch unverwüſtlicher poetiſcher Gehalt aus dieſen Dichtungen leuchtet, dem durch Milderung der allzugrell ſpaniſch hervorſtechenden Eigenheiten wahrlich kein Abbruch geſchehen kann. So dürfte man wohl, um die ſchöne Wirkung dieſes Stückes noch reiner ausklingen zu laſſen, die Schlußwendung, die mit dem eigentlichen Ziel der Handlung in durchaus keinem nothwendigen Zuſammenhange ſteht und unſer bis dahin ſo günſtig geſtimmtes Publikum offenbar aufs Höchſte befremdete, ungeſcheut abändern. Daß der Held zum letzten Triumph der Selbſtbezwingung der geliebten Roſaura gegenüber, die ihm ſo ganz ebenbürtig erſchiene, die ſchwere Entſagung übt, darf nicht fehlen; daß aber das edle, hohe Weib dem unwürdigen Aſtolf zu Theil werden muß, der ſeinen Treubruch erſt, nachdem er ihre vornehme Abkunft erfahren, zu ſühnen ſich bereit erklärt, und daß alsdann der junge König der hiedurch herrenlos gewordenen Eſtrella die Hand reicht — dieſe ganz äußerliche Befriedigung eines abſtrakten Ehrenbegriffes durch eine convenionelle Doppelheirath zieht uns geradezu von der Stimmungshöhe, auf welche der Dichter uns mit wunderbarer geiſtiger Gewalt erhoben, in mißmuthige Ernüchterung hinab. Die dramatiſche Steigerung des Ganzen iſt ſo hinreißend, daß ſelbſt derjenige, welchem die tiefſinnige Symbolik des Gedichtes ſich nicht in ihrem vollen Umfange erſchließt, von dem immer überraſchenden Fortſchritte der Aktion unwiderſtehlich ergriffen wird.

Einer leichteren Gattung gehört „das öffentliche Geheimniß" an, mit welchem das reizendſte Komödienhaus, deſſen irgend eine Hauptſtadt Deutſchlands ſich rühmen kann, auf's glücklichſte eingeweiht wurde. Die angemeſſenſten Raumverhältniſſe des Schauplatzes, Glanz und Geſchmack der äußern Ausſtattung, trefflicher Humor und treue Sorgfalt der Darſteller — alles wirkte in ſeltenem Einklange, um ein vollendetes Feſtſpiel im beſten Sinne des Wortes zur Erſcheinung zu bringen. Indeſſen war für dießmal von der innern Aufnahme, welche das feinverſchlungene Intriguenſtück nach jenem ernſten, bedeutenden Werke beim Publikum

* Meinte er doch, daß „wenn die Poeſie ganz aus der Welt verloren ginge, man aus Calderons „ſtandhaftem Prinzen" ſie wieder herſtellen könnte."

Digitized by Google

gefunden, um der Haltung willen, welche der Anlaß der Feier auferlegte, kein völlig ſicheres Urtheil zu gewinnen. Einigermaßen hat die Dichtung Calderons, die als ein Zeugniß ſeiner reifſten Epoche am wenigſten Spuren des luxuriöſen Modeſtyls der Zeit an ſich trägt, in der hier benutzten Bearbeitung aus dritter Hand (durch Lembert nach der italieniſchen des Gozzi) an poetiſchem Geiſte Abbruch gelitten, während das heitere Element in aller Kraft geblieben, ja durch das komiſche Talent des Italieners vielleicht verſtärkt worden iſt. *

Dem, wie wir hören, zunächſt nach Erledigung der Preisconcurrenzſtücke bevorſtehenden Verſuch mit dem „wunderthätigen Magus," dem ſpaniſchen Fauſt, wird es ſehr zu ſtatten kommen, daß Geibel ſich der Verarbeitung angenommen hat. Ihm auch fällt ein Dankesantheil — und wahrlich nicht der geringſte — für den reichen Genuß und die erhöhte Stimmung des feſtlichen Abends zu, als dem Verfaſſer des Prologs, den zur Eröffnung des Hauſes Frau Straßmann(-Damböck) vortrug und den Sie bereits Ihren Leſern mitgetheilt haben. Die höchſte Tugend eines Gelegenheitsgedichtes, mit erſchöpfender Rückſicht auf alle Anſprüche des gegebenen Falles probehaltigen poetiſchen Werth, der doch wieder von den vorübergehenden Bedingungen ganz unabhängig ſich bewährt, zu verbinden, beſitzt Geibels Arbeit in einem Grade, wie ſehr wenige Produkte dieſer Art. Wir erinnern uns nicht, daß das Verhältniß des menſchlichen Herzens zur Aufgabe der dramatiſchen Kunſt irgendwo ſo ſchön und befriedigend ausgeſprochen wäre. Die Fragen, mit deren Deutung die Erklärer des Ariſtoteles ſich mühen, haben in dieſer einfachen Löſung des Dichterwortes, herausgehoben aus dem Schulſtreit der Theorien, alle Schwere verloren. Die „Weihe des Hauſes," die man dem Publikum von heute nicht dringend genug ans Herz legen kann, mußte hier einmal wieder jedem irgend empfänglichen Gemüth in ihrem ganzen Ernſt, auch inmitten heitern Spiels, zum Bewußtſeyn kommen.

* Vergl. das ausgezeichnete Werk Friedr. W. Val. Schmidts: „Die Schauſpiele Calderons dargeſtellt und erläutert," vom Sohne des Verfaſſers unlängſt mit muſterhaftem Fleiße zur Herausgabe beſorgt.

Hamburg, November.

Verbrechen. — Neubauten. — Das Baumhaus. — Theater.

Zu allen Zeiten hat es in der commerciellen Welt Kriſen und Calamitäten verſchiedenſter Art gegeben. Sogenannte glückliche oder unglückliche Conjuncturen machen heute die Jünger Merkurs frohlocken, morgen klagen und jammern. Es iſt aber gewiß etwas Ungewöhnliches, wenn plötzlich ein Zuſtand in der Handelswelt eintritt, der ſich nicht bloß auf ein Land oder einen Ländercomplex erſtreckt, ſondern der nahezu die ganze Welt mitleidend macht. Wem wären nicht ernſtliche Bedenken aufgeſtiegen, als vor ein paar Jahren die Erfindung der Credit-Mobiliers alles, was Handel treibt, in fieberhafte Bewegung ſetzte! Die Lockung, ſchnell und ohne alle Mühe Geld zu verdienen, war ſo groß und ſo allgemein, daß ſelbſt Leute, welche jeglichem Schwindel, ja ſogar jedem Geſchäft, das nicht auf ganz ſolider Baſis ruht, feind waren, von dieſer Lockung ſich verblenden ließen. Hunderte und aberhunderte von Millionen häuften ſich bei den wie Pilze aus der Erde aufſchießenden neuen Banken, freilich nur auf dem Papier. Daß dieſe maſſenhaft entſtehenden Banken und Creditanſtalten, oder wie ſie ſich ſonſt nennen mögen, dem wirklichen Credit nicht förderlich ſeyn konnten, ſahen ſchon damals alle weiterblickenden und ſoliden Geſchäftsmänner ein. Was aber hilft die Beſonnenheit Einzelner, wenn Hunderte und Tauſende von einem in der Ferne magiſch glänzenden Lichte ſich blenden und verführen laſſen? Man betheiligte ſich an den auf Aktien zu gründenden Credit-Mobiliers durch Zeichnung, weil man ſicher wußte, daß im Augenblick Geld damit zu verdienen war. Dieſer leichte und in gewiſſer Beziehung auch ſichere Verdienſt hat Hunderte veranlaßt, Aktien für ein bloßes Schattenbild auszugeben. Daß viele dieſer neuen Inſtitute nicht von langer Dauer ſeyn konnten, wußten die meiſten. Eine Revolution, die plötzlich ausbrechen konnte, ein unvermutheter Krieg, welcher die Staaten Europa's in Waffen rief, mußte die unberechenbarſte Verwirrung hervorrufen. Dennoch wagte und vertraute man, weil Geld lacht und ſelbſt zu verdienen jedenfalls angenehmer iſt, als andere verdienen zu ſehen.

In jenen glücklichen Tagen frohen Hoffens ahnte freilich noch niemand die chineſiſchen Wirren, weniger noch dachte man an die Möglichkeit eines Aufſtandes in Oſtindien, der die britiſche Herrſchaft in jenen unermeßlichen Länderſtrecken dem Untergange nahe bringen könnte. Wir wiſſen längſt, daß die eigenthümlichen Verhältniſſe des

Digitized by Google

großen Welthandels einen Abfluß, namentlich des Silbers, nach Asien bedingen, der durch alle Goldzufuhren aus Californien und Australien nicht gedeckt wird. Schwieriger mag die Frage zu beantworten seyn, ob die gegenwärtige Geldkrisis, die eine in der That furchtbare Ausdehnung erreicht hat, auf die bedenkliche Lage der Engländer in ihren indischen Besitzungen zurückzuführen ist. Eine bloße Erschütterung des Geldmarktes liegt gegenwärtig jedenfalls nicht vor, denn der Mangel an edlen Metallen ist nirgends so groß, daß sich der Schreck, der die halbe Welt ergriffen hat, dadurch erklären und rechtfertigen ließe. Der Mangel an Vertrauen, also das Schwinden des Credits ist die eigentliche Ursache dieser Calamität, die in ihren Folgen sich noch gar nicht ermessen läßt.

Es ist nicht bloß etwas, sondern sehr viel faul im merkantilen Verkehrsbetriebe, und die gegenwärtige Krisis trägt hoffentlich bei, diese unreinen Stoffe nach und nach, wenn auch unter Schmerzen, zu beseitigen. Schon weil das ganze Creditsystem, wie die neuesten Zeitverhältnisse es gestaltet haben, auf keiner gesunden Basis ruht, muß es eine Aenderung erleiden. Hervorzaubern läßt sich diese aber nicht, sie kann nur langsam angebahnt werden. Darum wird die jetzige Krisis auch nicht so rasch vorübergehen, wie manche glauben und wie alle Welt es wünscht. Alles im Kerne Verdorbene wird und muß durch dieselbe untergehen. Es mag dieß nicht ohne Nachwehen auch für die merkantile Solidität geschehen, wirklich angefochten davon wird diese nicht. Es ist nur ein Ausrotten des Unkrautes, das ein Sendling des erbitterten Gottes Merkur besorgt. Ist dieß geschehen, dann wird der gesäuberte Fruchtgarten der merkantilen Welt üppiger denn je in Blüthe schießen, und statt der jetzigen faulen nur gesunde Früchte tragen.

Die Geschäfte ruhen unter diesem Druck der Zeit natürlich ganz. Niemand hat den Muth, etwas zu unternehmen, und wer sich noch des Besitzes edler Metalle erfreut, der hält dieselben fest, um vorerst die Ereignisse abzuwarten. Eine goldene Ernte halten augenblicklich nur unsere Notare. Die Büreaus derselben sind bis in die Nacht hinein belagert, da an solchen, die Wechselproteste aufnehmen lassen, ein großer Ueberfluß vorhanden ist. Am allermeisten aber verdienen wohl die Direktionen der Telegraphen. Es hat sicherlich keine Zeit gegeben, wo diese Institute so stark in Anspruch genommen worden sind, wie gegenwärtig. Man will nicht bloß wissen, was im Auslande vorgeht, wie der Zustand der Börsen in London, Paris, Amsterdam, Berlin u. s. w. ist, man hat auch seinen Correspondenten da oder dort die hiesigen Vorgänge, die getroffenen Maßregeln und den Eindruck, welchen sie auf die Börse machen, in möglichster Eile zu melden. Auch das Stempelbüreau verdient viel und ist jetzt eben so belagert, wie in früheren Tagen die Büreaus, wo man Zeichnungen auf Aktien für eine neu zu erbauende Eisenbahn annahm. Letztere würden, gebe es deren gegenwärtig, ohne Zweifel sehr leer bleiben.

Sähen wir nicht täglich an den vielen Neubauten, die überall außerhalb der Thore sich erheben, daß unsere Stadt immer größere Dimensionen annimmt und in nicht langer Zeit zu den größten Städten des europäischen Continents zählen wird, so würde uns dieß an einer andern Erscheinung, die freilich nichts Erfreuliches hat, klar werden. In dem Maße, wie die Bevölkerung einer Stadt sich mehrt, wachsen auch die Verbrechen. Deßhalb aber behaupten wollen, der Sittlichkeitszustand verschlechtere sich, wäre eine Ungerechtigkeit. Ich spreche hier nicht von Verbrechen gegen das Eigenthum. Auch an solchen ist, wie überall, kein Mangel, doch verschwinden sie im Vergleich zu ähnlichen Vorkommnissen in andern volkreichen Städten. Der Selbstmord aber kommt jetzt viel häufiger als sonst bei uns vor. Es wäre leicht, eine ganze Liste von Namen zu nennen, die innerhalb weniger Wochen freiwillig aus dem Leben geschieden. In den meisten Fällen war äußere Noth die Veranlassung. Aufsehen machten in allerneuester Zeit namentlich zwei Fälle dieser Art. Ein bekannter hiesiger Wechselmackler, durch die Handelskrisis und durch eigene Schuld verloren, stürzte sich, als schon die Gerechtigkeit suchend die Hand nach ihm ausstreckte, in die Alster, und eine junge Engländerin von blühender Schönheit sprang aus der dritten Etage ihres Hotels am Jungfernstieg, um zerschmettert und als blutende Leiche aufgehoben zu werden. Sie ist die Tochter einer sehr achtbaren schottischen Familie, bekleidete auf einem Gute in Mecklenburg die Stelle einer Gouvernante und scheint durch eine unglückliche Neigung zu der entsetzlichen That getrieben worden zu seyn. Auch ein Brudermord ward vor einigen Wochen begangen, der freilich nicht prämeditirt war. Der Thäter wird als ein verrufener Mensch geschildert, der schon oft mit den Gerichten in Conflikt kam und den sein fortgesetztes liederliches Leben endlich zum Brudermörder machte.

In den letzten Jahren sind mancherlei Baulichkeiten, an die sich ein Stück Hamburger Geschichte knüpfte, spurlos verschwunden. Der Entfernung des sogenannten „hölzernen Wambs," behufs der Erweiterung des Hafens oder des bequemeren Verkehrs in demselben, folgte der Abbruch des alten Blockhauses, das als Baulichkeit nicht schön genannt werden konnte, wohl aber durch seine Lage dem Hafen mit seinem gewaltigen Schiffsgewühl ein pittoreskes Ansehen verlieh. Wohl schon zu Ende dieses, sicherlich aber zu Anfang des nächsten Jahres wird nun auch das Baumhaus, eine in ihrer Art berühmte Lokalität, abgebrochen werden, um abermals im Hafen mehr Platz zu gewinnen. Dieses Haus, auffällig schon durch seine Bauart wie durch den Ort, wo es sich erhebt — es ist auf steinerne Pfeiler in's Wasser hineingebaut am Ende des Steinhöfts — ist wohl von jedem Fremden, der zum ersten mal Hamburg betreten, besucht worden. In dem obersten Aufbau desselben befand sich bis nach der Brandkatastrophe der Zeichentelegraph, der später auf den Thurm des Stadtpostgebäudes verlegt wurde, jetzt aber, nun der elektro-

Digitized by Google

magnetiſche Telegraph ihn unnöthig gemacht hat, längſt verſchwunden iſt. Einige hiſtoriſche Notizen über dieſes merkwürdige Gebäude, die ich dem „Freiſchütz“ entnehme, dürften auch für Ihre Leſer von einigem Intereſſe ſeyn. — Bekanntlich iſt das Baumhaus in ächt holländiſchem Style erbaut. Sein Baumeiſter war Hans Hamelow, welcher im Jahre 1662 beſonders nach Holland geſchickt wurde, um dort ein Modell auszuſuchen, nach welchem man in Hamburg ein neues Baumhaus erbauen könnte. Einer der von ihm mitgebrachten Riſſe ward hier gut befunden und nach ihm erbaute man das nächſtens zum Abbruch kommende Gebäude. Es ſcheint, als habe bald nach der Vollendung das neu aufgeführte Gebäude ſich des größten Rufes auch als öffentliches Lokal, als Wirths- und Weinhaus erfreut. Nicht nur war es vorzugsweiſe der Verſammlungsort aller Kaufleute, die Schiffe in See hatten und deren Ankunft im Hafen erwarteten, es diente auch zur Abhaltung größerer Feſtlichkeiten. So feierte unter andern im Jahre 1765 die Commerzdeputation ihr hundertjähriges Beſtehen durch ein ſolennes Eſſen im Baumhauſe. Einladende Kellerlokale (ſogenannte Frühſtücks- und Delikateſſenkeller), wie wir deren jetzt nur zu viele beſitzen, gab es damals nicht, ebenſowenig andere Häuſer, deren Räumlichkeiten größere Geſellſchaften zu faſſen vermocht hätten. Das Baumhaus war ſo ziemlich das einzige, jedenfalls das vornehmſte, und ward darum von den Kaufleuten vorzugsweiſe beſucht. Dieſer Beſuche gedenkt ſogar die Sage, wie die allerliebſte plattdeutſche Geſchichte von der Entſtehung Altonas uns erzählt, wo es gleich zu Anfang heißt: „Dat ſünd nu all mannige bunnert Jahr her, da ſeten insmals ſo'n twintig odder dörtig Hamborgers up'n Boomhus, eten un drinken wat Godes un ſünd vergnögt toſamen, idel rike Kooplüd, van de grötſten.“ Auch Ausſtellungen von Sehenswürdigkeiten kamen daſelbſt vor, wie man ſie heutigen Tages am häufigſten in der Tonhalle bewundern kann. Während der franzöſiſchen Herrſchaft diente es der Douane als Generalbureau; erſt nach Beendigung des Freiheitskrieges trat es wieder in ſeine früheren Rechte und blieb bis auf dieſen Tag Wirthſchaftslokal und einer der Verſammlungsorte der Schiffskapitäne, namentlich engliſcher und amerikaniſcher.

Ungeachtet der trüben Zeiten, die wenig Anlaß geben, Vergnügungen nachzugehen, fehlt es an letzteren doch nicht. Die Schauſtellungen in unſern Theatern finden immer einen ziemlich bedeutenden Zuſchauerkreis, vor Allem die mit lockender Balletpracht ſo verführeriſch verbrämte Oper, in der jetzt Verdi herrſcht. Seine „Traviata“ wird ſich vermuthlich eine Zeitlang auf dem Repertoire halten. Nicht geringes Aufſehen machte das Auftreten der Lumley'ſchen italieniſchen Opernſänger aus London, die einige Gaſtvorſtellungen bei uns gaben, an denen freilich nur die Begüterten Theil nehmen konnten, da ein Billet für den erſten Rang und das Parket 3 preußiſche Thaler, der zweite Rang einen Species däniſch und ſelbſt der dritte noch 1 Thaler koſtete. Unter den Sängerinnen entzückte namentlich Signora Piccolomini. Die Thaliabühne machte treffliche Geſchäfte mit einer Geſellſchaft engliſcher Tänzerinnen und einer Truppe franzöſiſcher Schauſpieler, die eine ganze Reihe von Vorſtellungen gaben, an denen vornehmlich das treffliche Zuſammenſpiel, das dem deutſchen Schauſpiel ſelbſt auf guten Theatern nur zu häufig abgeht, ungemein wohlthuend wirkte. Außerdem zaubert in der Tonhalle Profeſſor Herrmann allabendlich vor einem dankbaren Publikum; in demſelben Lokale bewundern Sportsmen ein nacktes Pferd arabiſcher Race, das als ſehr ſehenswerth geprieſen wird, und ſo gibt es noch mancherlei zu hören und zu ſehen, ſo daß Jeder je nach Neigung und Geſchmack auswählen kann, was ihm am beſten behagt.

London, December.

Die Kriſe.

Was in der Religion der Glaube, das iſt der Credit in der bürgerlichen Geſellſchaft Englands. Wenn der Kredit aufhört, wenn der Glaube an den Wechſel, an den Bankier, der Glaube an einen Rothſchild verſchwindet, dann kann man ſicher ſeyn, daß mit dieſem Glauben nicht allein die Banken fallen, wie wir es in dieſem Augenblicke ſehen, ſondern daß zugleich alle ſocialen Verhältniſſe in ihrem Innerſten erſchüttert werden, kurz, daß ein Zuſtand eintritt, den man ſchlechtweg mit dem Namen Kriſe bezeichnet. Die Banken ſind die feſten Stützen, die Felſen, auf denen das ganze ſociale, induſtrielle und commercielle Leben Englands ruht, und ſobald dieſe Stützen wankend werden, ſobald die Banken zu fallen anfangen, muß ſich die Wirkung ſofort in allen Lebenskreiſen fühlbar machen und die Erſchütterung allgemein werden.

Die Engländer pflegen bei jeder Gelegenheit auf die Solidität, die Unerſchütterlichkeit ihrer Inſtitutionen hinzuweiſen, und als vor nicht gar langer Zeit ein Parlamentsmitglied in ſolchem Gedankengange die Engländer und das Parlament glücklich pries, daß in

Digitized by Google

ihrem Lande politiſche Convulſionen, wie ſie im Jahr 1848 den Continent zerrüttet, eine Sache der Unmöglichkeit ſeyen, da ſtand Disraeli auf und wies auf die finanzielle Kriſis von 1847 hin. Er führte aus, daß finanzielle Convulſionen, wie ſie in England mehr als einmal vorgekommen, ein Land weit tiefer erſchüttern könnten, als alle politiſchen Stürme. Allerdings, ſagte er, ſey der Sturz eines dynaſtiſchen Hauſes mit mehr Gelat begleitet, als der eines bloßen Handelshauſes. Wenn aber ein Handelshaus nach dem andern ſtürze, wenn die feſteſten, ſolideſten finanziellen Firmen zuſammenbrechen, ſo ſey das Unheil, das daraus für Tauſende von Familien entſtehe, gar nicht zu vergleichen mit dem, das der Fall einer politiſchen Firma nach ſich ziehe. Was die politiſchen Firmen auf dem Continente, das ſeyen die finanziellen in England, und die engliſche finanzielle Kriſe des Jahrs 1847 ſtehe in keiner Hinſicht hinter der continentalen politiſchen Kriſe von 1848 zurück.

Disraeli blieb bei dieſem Vergleiche nicht ſtehen: er verſuchte ſogar zu beweiſen, daß die politiſche Revolution des Jahrs 1848 in Frankreich die unmittelbare Folge der finanziellen Kriſe von 1847 in England geweſen ſey. „Eine finanzielle Kriſe in England," meinte er, „könne ſich immer erſt ſechs Monate ſpäter in Frankreich fühlbar machen, wenn die Wechſel und die andern Papiere, welche die Engländer von den Franzoſen in Händen hätten, zahlbar würden, und die auf das „herzliche Einverſtändniß" hin vorgeſchoſſenen Gelder mit Intereſſe zurückbezahlt werden müßten. Die finanzielle Zerrüttung in Frankreich äußere ſich dann in einer politiſchen Bewegung, und das Geſchrei nach Reform oder gar Barrikaden, wie 1848, ſeyen bloß extreme Mittel, um den Verfalltag der Wechſel hinauszuſchieben und dem drohenden finanziellen Bankerot eine politiſche Farbe zu geben, ihn politiſch zu übertünchen.

Weit entfernt, aus Disraelis Theorie über die Kriſe die geringſte Folgerung für die Gegenwart zu ziehen, wollen wir einfach die Thatſache conſtatiren, daß die gegenwärtige Kriſe in keiner Hinſicht hinter der von 1847 zurückſteht. Eine Bank fällt nach der andern, und das Bankerottiren iſt dermaßen an der Tagesordnung, daß man wenigſtens mit einer Million Pfund Sterling Bankerot machen muß, um einigermaßen die öffentliche Aufmerkſamkeit zu erregen. Fallimente mit Tauſenden oder Hunderttauſenden von Pfunden werden kaum noch beachtet: ſie gehören zu den Tagesereigniſſen. Man kann eigentlich nicht ſagen, daß die Banken fallen, ſie werden vielmehr mit Sturm genommen; es findet, wie man im Engliſchen ſagt, ein »run to the banks« ſtatt. Die Leute rennen zu den Banken, weil ſie den Glauben an den Wechſel, den Glauben an die Zahlungsfähigkeit des Bankiers, den Glauben an einen Rothſchild verloren haben, und wollen das Geld, das ſie der Bank gegen Wechſel geliehen, zurück haben. Die wenigſten Banken können einem ſolchen »run,« einem ſolchen Sturme widerſtehen, und ſie brechen, gerade wie Barrikaden: ſie werden »bankrupt.« Solange die Lombarden die Geldangelegenheiten der Engländer beſorgten und das Wechſelmonopol hatten, pflegten ſie ihr eigenes ſowohl als das ihnen anvertraute Gold auf einer Bank vor ihrem Hauſe offen hinzuſtellen, von welcher es die Kunden oder die Gläubiger zu jeder Zeit zurückholen konnten. Sobald ein Deficit ſich zeigte und der Lombarde den Forderungen nicht Genüge leiſten konnte, wurde die Bank vor ſeinem Hauſe umgeworfen und jedermann damit bedeutet, daß dieſe umgeworfene Bank ferner kein Gold mehr trage. Aber die modernen Bankiers haben keine ſolche Bänke, auf welche ſie das Geld hinſtellen, und es verträgt ſich überhaupt nicht mit der modernen Finanzkunſt, das Geld auf Bänken ruhen zu laſſen. Um es fruchtbar zu machen, ſchießen ſie es dem Gewerbtreibenden vor, diskontiren ſeine Wechſel und werden dadurch ſelbſt in den Stand geſetzt, die Procente für das geliehene Geld ihren Deponenten auszuzahlen. Vom Augenblicke an, wo die Deponenten aufhören Zutrauen zum Bankier zu haben, und dieſer kein Geld mehr der Induſtrie vorſtrecken kann, welche, verführt durch die Bequemlichkeit, mit fremdem Gelde zu arbeiten, ſich überarbeitet, ſich überſtürzt hat, tritt eine Zerrüttung in allen Verhältniſſen ein, die in ſocialer Hinſicht größere Zerſtörung anrichtet, als eine politiſche Revolution, und mit den Verheerungen eines Erdbebens die größte Aehnlichkeit hat.

Nun kommen die Leute und ſagen: „Der „Panic" iſt an all dieſem Unheil Schuld. Ihr ſeyd Thoren, daß ihr euch euren Glauben an den Wechſel, an die Banken habt rauben laſſen, welche die Felſenwand der engliſchen Geſellſchaft bilden. Wenn dieſe Felſenwand ſtürzt, wie könnt ihr hoffen, daß das übrige Gebäude aufrecht ſtehen bleibt? Alſo fort mit eurem Unglauben! Bekehrt euch und kehrt zu euern Rothſchilds zurück, ſie mögen Juden oder Chriſten ſeyn, und alles wird gut werden." — Es iſt eine eigene Sache um den Glauben; er läßt ſich eben ſo wenig geben, als mit einem mal nehmen. Was die Leute vom „Panic" faſeln, iſt Unſinn. Der Glaube kann keineswegs mit einem mal verſchwinden, der Unglaube nimmt nicht mit einem mal die Gemüther gefangen; man wendet ſich nicht plötzlich von Gott ab, man kehrt nicht plötzlich einem Rothſchild den Rücken. Allerdings iſt der Sturz einer commerciellen Firma eben ſo plötzlich, wie der einer politiſchen. Ein »run« zu der Bank kann die erſtere ſo ſchnell zum Falle bringen, wie ein Rennen zu den Barrikaden die letztere. Aber die indirekten Urſachen, die dieſem Rennen vorangehen, ſind nicht über Nacht eingetreten und liegen weit tiefer, als die Engländer ſich geſtehen wollen.

Was Einem zunächſt bei einem Falliment in die Augen fällt, das ſind die Hunderttauſende oder Millionen, die dabei figuriren. Wie aber dieſe Millionen von Pfunden mit dem Schickſal von Millionen von Menſchen in Verbindung ſtehen, darum ſcheint ſich die Welt, ſo lange ſie nicht unmittelbar vom Verluſte berührt wird, wenig zu

Digitized by Google

kümmern. Die bankerotten Millionäre und die größere oder kleinere Anzahl der Glücklichen, die Gold im Ueberfluß beſaßen und daſſelbe unglücklicherweiſe in den Banken deponirt hatten, beſchäftigen dermaßen die allgemeine Aufmerkſamkeit, daß man darüber das Verhältniß der Bank zur Induſtrie, das Verhältniß der Bankiers und Kapitaliſten zu den Millionen von Fabrikarbeitern außer Acht läßt. Dieſes Verhältniß macht ſich freilich erſt im weiteren Verlaufe der Kriſe auf ſo ſchreckliche Weiſe fühlbar.

Man ſtelle ſich einen Fabrikanten vor, der zwiſchen tauſend und zweitauſend Arbeiter beſchäftigt, ein ganz gewöhnlicher Fall in den Baumwollendiſtrikten von Lancaſhire. Die Fabrikanten haben jede Woche den Arbeitslohn ihren Arbeitern in baarem Gelde auszuzahlen. Sie ſelbſt empfangen dagegen das Geld für die nach Indien, Amerika oder ſonſt wohin gelieferten Waaren erſt drei, ſechs oder gar zwölf Monate ſpäter. Um daher immer fort arbeiten zu können, ziehen ſie auf ihre Kunden oder Agenten im Auslande Wechſel, welche ſie von ihrem Bankier um ſo leichter discontirt erhalten, als der gelieferte Calicot ſo gut wie baares Geld iſt. In günſtigen Zeiten halten ſie ſich aber nicht an ihre Beſtellungen; ſie fabriciren im voraus, fabriciren auf immer größerer Grundlage, und die Bankiers ſind um ſo geneigter, die Wechſel der Fabrikanten zu discontiren, als der Calicot und die Maſchinen und die Fabrik allerdings gute Pfänder heißen können. Wenn aber Ein Fabrikant anfängt in größerem Maßſtab zu fabriciren, ſo ſind die andern gewiſſermaßen gezwungen, dieſem Beiſpiel zu folgen; denn je größer die Fabrik, je mächtiger der Automat, um ſo billiger das aus der Fabrik hervorgehende Produkt. Es entſtehen daher immer größere Fabriken, es wird immer mehr und mehr ohne vorausgegangene Beſtellung producirt, und die Banken, verführt durch die Leichtigkeit, mit der ihnen das Geld von den Deponenten zufließt, discontiren immer fort. Wechſel auf wirklich gelieferten Calicot, Wechſel auf bloß fertigen Calicot, und ſogar Wechſel auf bloß projektirten Calicot, alles wird discontirt. Das Geld iſt im Ueberfluſſe da, und die Bankiers, durch den Disconto, den ſie erhalten, und die Deponenten, durch die Intereſſen, die ihnen bezahlt werden, betheiligen ſich indirekt an der Fabrik, das heißt am vermeintlichen Gewinn. Neue induſtrielle Unternehmungen werden projektirt, neue Banken entſtehen, die im voraus bereits den Gewinn berechnen, den ſie durch Discontiren aus jenen chimäriſchen Unternehmungen ziehen können. Aktionäre ſowohl als Deponenten beeilen ſich, ſich an den neuen Banken zu betheiligen, um die in Ausſicht geſtellten Dividenden von zehn bis zwanzig Procent einzuſtreichen. Wenn das Fieber ſeinen Höhepunkt erreicht hat, dann tritt die Reaktion ein. Mit der erſten Bank, die fällt, eilen alsbald die Deponenten, ihr Geld vom Bankier zurückzuholen. Das Mißtrauen iſt rege geworden, der Unglaube hat ſich aller Gemüther bemächtigt, bis er zuletzt in ein »run« zu den Banken ausartet. Natürlich ſind es immer die „faulen," die unſoliden Häuſer, die zuerſt fallen; aber im Sturm auf die Banken wird kein Unterſchied gemacht zwiſchen ſoliden und unſoliden Häuſern, und die Banken werden alle mehr oder weniger erſchüttert, wenn ſie nicht ganz und gar brechen. Die wenigen, die aufrecht bleiben, hören auf zu discontiren, oder ſie ſteigern wenigſtens das Disconto zu einer vorher nie gekannten Höhe. Wechſel auf Calicot haben aufgehört gutes Papier zu ſeyn: Calicot läßt ſich nicht mehr gegen Gold umtauſchen. Die Fabriken ſtehen ſtill, und Hunderttauſende von Arbeitern ſind auf die Straße geworfen. Die Kriſe hat ſich von den Banken auf die Induſtrie geworfen, und hier erſt iſt's, wo ſie ihre verderblichſten Wirkungen äußert. Tauſende von Familien, die ihr Geld in den Banken deponirt hatten, ſind ruinirt, und Hunderttauſende von Arbeitern ſtehen brodlos da.

Wo iſt nun aber das Geld hingekommen? Es ſteckte theilweiſe in Calicot, oder vielmehr in Wechſeln auf gelieferten Calicot, in Vorſchüſſen, die auf die Fabrik, auf die Arbeitswerkzeuge, auf die Fähigkeit des Fabrikanten, Calicot in's Unendliche zu fabriciren, gemacht worden, in Hypotheken, die man auf den mächtigen Automaten, den Rieſen von blankem Stahl und Eiſen aufgenommen, der ſo kräftig zur Fabrikation des Calicots mitwirkt und der allein ein Kapital von Tauſenden von Pfunden repräſentirte. Das ſind allerdings gute, ſolide Pfänder, die in guten Zeiten immer ihren Geldwerth haben, während der Kriſe aber ganz entwerthet daſtehen und ſich nicht mehr in Geld zurückverwandeln laſſen. Und es iſt noch ein Glück, wenn das Geld in ſoliden Dingen, wie Maſchinen und Gewerben ſteckt; aber nur zu oft haben die Bankiers das Gold ihrer Deponenten in weit weniger ſolide Gewerbe, in wahre Luftgebilde geſteckt, und ſobald dieſe Hirngeſpinnſte ſich in Dunſt auflöſen, löst ſich mit ihnen das Gold auf; es verflüchtet ſich, es verdunſtet.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Morgenblatt

für

gebildete Leser.

Einundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 52.

Inhalt.

Aus dem Leben einer deutschen Dichterin. VII. Seite 1225.
Voltaire am Genfer See. (Schluß.) Seite 1232.
Verse von Justinus Kerner. Seite 1241.
Literatur. Napoleon in Deutschland. Erste Abtheilung: Rastatt und Jena. Von L. Mühlbach. Berlin, 1858. Seite 1242.
Korrespondenz-Nachrichten.
Wien. Seite 1245. — London. Seite 1247.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1857.

Digitized by Google

[80] Im Verlage von **Joh. Urban Kern** in Breslau ſind erſchienen:

Sonntagsblätter.

Von **Franziska Gräfin Schwerin.**

Miniaturformat. geh. 1 Thlr. 7½ Sgr. In Leinwand geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 20 Sgr.

Die geachtete Verfaſſerin gibt hier eine Sammlung von Betrachtungen für die Sonntage des Jahres, in ſteter Beziehung auf das heilige Buch der Natur.

Von derſelben Verfaſſerin erſchienen bei mir und ſind überall beliebt:

Alphabet des Lebens.
Zweite Aufl. Mit Goldſchn. eleg. cart. 18 Sgr.

Jungfrau Viola. Ein Frühlingstraum am Oſtſeeſtrande. Miniatur-Format. Eleg. cart. mit Goldſchnitt 22½ Sgr.

Ferner erſchien bei mir ſo eben:

Legenden des Neuen Teſtaments.

In Bearbeitungen deutſcher Dichter, herausgegeben von **H. Bonaventura.** geh. 12 Sgr.

Oesfeld, M. v., Preußen in ſtaatsrechtlicher ꝛc. Beziehung. 1. **Band**: Das innere preußiſche Staatsrecht, complet. Ein populäres Handbuch ꝛc. gr. 8. geh. à (1 Rthlr. 18 Sgr. ord.) 1 Rthlr. 2 Sgr. netto.

Das vorliegende Buch iſt ſowohl für jeden Preußiſchen Staatsbürger von Intereſſe, als ſpeciell für alle Verwaltungsbeamte und diejenigen jungen Leute, welche ſich dieſem Fach widmen wollen. Bis jetzt iſt ein gleiches Werk vollſtändig noch nicht vorhanden und wird deshalb daſſelbe ohne Zweifel in Ihrem Kreiſe leicht Abſatz finden.

---

[82] So eben ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Motley, John Lothrop, Der Abfall der Niederlande und die Entſtehung des holländiſchen Freistaats. Aus dem Engliſchen. In 3 Bänden. gr. 8. I. Band. broch. 3 Thlr.

Stirling, William, Das Kloſterleben Kaiſer Karl's V. Deutſch von M. B. Lindau. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage unter Zugrundlegung der dritten Auflage des engliſchen Originals. gr. 8. broch. 1 Thlr.

Verlagsbuchhandlung von Rudolf Kuntze in Dresden.

Goethe's Gedichte.

Neue Ausgabe.

8. geheftet. fl. 2. 12 kr. oder Rthlr. 1. 12 Ngr.

Wilhelm Meiſters Lehrjahre.

Von

Goethe.

Zwei Theile.

8. geheftet. fl. 4. — oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

[81] Im Verlage von **Wilhelm Hertz** in Berlin erſchienen die nachfolgenden Werke:

Novellen

von

Paul Heyſe.

Inhalt: **Die Blinden, Marion, La Rabbiata, Am Tiberufer.**

2te Auflage. Miniatur-Format.

geh. 1 Thlr., in Leinw. mit Goldſchnitt 1⅓ Thlr.

In einem zierlichen Abdruck erſchien einzeln:

La Rabbiata.

Novelle

von

Paul Heyſe.

In illuſtrirtem Umſchlag cart. mit Goldſchn. 12 Sgr.

Paul Heyſe, Hermen. Dichtungen. Min.-Form. geh. 1⅔ Thlr. geb. 2 Thlr. Inhalt: Margherita Spoletina, Urica, Idyllen von Sorrent, Die Furie, Die Brüder, Michel-Angelo Buonaretti, Perſeus.

„ „ Meleager. Eine Tragödie. Min.-Format. geh. ⅔ Thlr., geb. 28 Sgr.

„ „ Franceſca von Rimini. Tragödie in 5 Akten. ⅘ Thlr.

„ „ Romaniſche Inedita, auf italieniſchen Bibliotheken geſammelt. gr. 8. 1⅔ Thlr.

Emanuel Geibel und **Paul Heyſe,** Spaniſches Liederbuch. 2te Aufl. Min.-Format. 1⅔ Thlr., geb. 1⅘ Thlr.

Gedichte

von

Friedrich Hebbel.

Geſammt-Ausgabe

ſtark vermehrt und verbeſſert.

8. geheftet. Preis fl. 4. 12 kr. oder Rthlr. 2. 15 Ngr.

Hebbel, den Dramatiker, kennt wohl Jedermann. Nicht ebenſo iſt es mit dem Lyriker; die Wenigſten mögen gewußt haben, daß ſeine Gedichte allein ſchon hinreichen, ihm ſeinen Platz in der Literatur zu ſichern. Als Hebbel mit ſeinen erſten Dramen hervortrat, glaubten Viele, er werde verſuchen, die ganze Poeſie umzugeſtalten und namentlich dem Schauſpiel einen gänzlich veränderten Inhalt zu geben. Man täuſchte ſich, er war von einer ſolchen Neologie, die ihm nur blinde Enthuſiaſten unterlegten, weit entfernt, und wies ſo mißliche Erwartungen ſchon in der Vorrede zur Maria Magdalena mit den unzweideutigen Worten zurück: wir ſollen nicht das erſte Gebot erfinden, ſondern die zehn vorhandenen erfüllen. Sein Streben war, den ſocialen, politiſchen und philoſophiſchen Inhalt der Zeit in die einfach-natürliche claſſiſche Form zu gießen, und darin trifft der Lyriker mit dem Dramatiker ſo vollſtändig zuſammen, daß ſie ſich gegenſeitig ergänzen und erklären. Wir glauben die ganze Bedeutung des Dichters nicht beſſer ausdrücken zu können, als in dem Urtheil, daß Modernes und Claſſiſches bei ihm in ſeltener Vereinigung zuſammengehen. Das Moderne ſetzen wir hier in jene Miſchung von Sentiment und Speculation, von Gefühl und Philoſophie, die Byron und Lenau ſo begeiſterte Anhänger erwarb; unter dem Claſſiſchen verſtehen wir ebenſo den Schwung des Schiller'ſchen Idealismus, als die Goethe'ſche Unmittelbarkeit. Alle dieſe Elemente bilden in der vorliegenden Gedicht-Sammlung ein originelles und ſelbſtſtändiges Ganzes, das in ſeiner ſcharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit um ſo ſicherer nicht blos flüchtigen Genuß, ſondern dauernde Befriedigung darbieten wird, als es in den mannigfaltigſten Formen das ganze menſchliche Leben mit allen ſeinen Altersſtufen umfaßt und nicht blos der Jugend ihr Buch der Lieder, ſondern auch dem reifen Manne in den Epigrammen ſein Buch der Weisheit bringt.

Stuttgart und Augsburg.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Leſer.

Nr. 52. 27. December 1857.

O quam blandus es, Amiane, matri!
Quam blanda est tibi mater, Amiane!
Martial

Aus dem Leben einer deutſchen Dichterin.

(ſ. Nr. 46.)

VII.

Der Wagen, welcher im Morgengrauen der aufgehenden Sonne entgegen den böhmiſchen Bergen zufuhr, war ſchwer und in ſeltſamer Weiſe bepackt. Helmina hatte Bücher und Schriften in lauter kleine Päckchen getheilt und in Packleinwand ſchlagen laſſen, ſo daß es eine große Menge von Stücken zu verſorgen gab. Kleider und Wäſche machten geringere Mühe; ein kleiner Koffer und wenige Bündel reichten dazu aus. Das Porcellan ſtack in mehreren Kiſtchen. Die Knaben trugen jeder ſeinen einzigen Rock, ſeine einzige Hoſe, ſein einziges Stiefelpaar am Leibe. Zur Reiſe waren ſie mit Vorhemdchen von ſchwarzer Seide ausgeſtattet worden. Die abenteuerlich große Zahl der Gepäckſtücke war vom Kutſcher zu einem Ganzen vereint in Baſtdecken geſchlagen und mit Stricken dem Wagen aufgeſchnürt worden. Eine Menge von loſem Gepäck hatte man untergebracht, ſo gut es ging — hier das Schreibzeug „Muth gefaßt!“ von der Jeraczewska, dort ein paar andere Andenken, dazu Bücher, die zur Hand bleiben ſollten, einige Flaſchen mit ſorgſam bereiteter Kaffeeeſſenz, und ſonſt noch eine Unzahl mehr oder minder zerbrechlicher Gegenſtände. Dieſer Trödel ward unterwegs zur unverſiegbaren Quelle der allerverdrießlichſten Unterhaltung. Jeden Augenblick glaubte Helmina etwas davon zu vermiſſen; dann ging es an ein Fragen, Suchen und Keifen von unbeſchreiblicher Peinlichkeit. Den größten Theil der Zeit füllten derlei Quälereien aus, die Wilhelm um ſo ſchmerzlicher empfand, als er dadurch am Schauen und Beobachten gehindert wurde, wozu die Neigung ſich immer ſelbſtbewußter in ihm entwickelte. Und es gab ſo viel zu ſehen, Gegenden, Ortſchaften, Menſchen und Thiere. Wie ärgerlich war es doch, die bezeichnenden Merkmale eines Dorfes, eines Berges oder einer Gruppe von Landleuten aus den Augen laſſen zu müſſen, um ſich mit altbekanntem Kram nutzloſe Mühe zu geben und dazu eine noch nutzloſere Predigt zu hören! Ein bischen ehrerbietige Nachſicht wäre hier ſehr am Platze geweſen; aber leider hatte der herangewachſene Knabe keine ſonderliche Anlage zur Geduld; er glaubte ſeinen Kindespflichten ſchon zu genügen, wenn er ſeine Zunge im Zaum hielt und bloß ganz im Stillen daran dachte, daß es ſich gerade nur um ein paar Jahre noch handle, nach denen es ihm vergönnt ſeyn werde, ſich von der Häuslichkeit „loszuſchrauben.“

Digitized by Google

Seine Sehnſucht nach ſolcher Freiheit wuchs mit jedem Tage. Max empfand auch dergleichen und hatte einmal das Unglück, eine Anſpielung auf künftige Unabhängigkeit von ſich zu geben, wodurch er ſich und dem Bruder ein entſetzliches Donnerwetter zuzog. So leiſe die Anſpielung geweſen, ſie wurde als hochverrätheriſcher Abfall behandelt. Helmina zeterte und weinte, ſchalt und klagte abwechſelnd einen halben Tag lang über ihre Kinder, die ihr das Herz brächen. Jetzt — nach mehr als dreißig Jahren — liegt allerdings etwas rührendes in der Erinnerung an dieſe Ausbrüche mütterlicher Zärtlichkeit; damals jedoch wurden nur die Dornen der Uebertreibung im Ausdruck empfunden, beſonders von Wilhelm, der in ſeinem dunkeln Drange ſtets ein zartes Gefühl nur dann für ächt hielt, wenn es bloß leiſe anklang, während ihm leidenſchaftlich ausgeſprochene Empfindungen wie flüchtige Wallungen vorkamen, denen gegenüber er ſich gleich einem widerborſtigen Stacheligel zuſammenzurollen liebte. Der dunkle Drang hat ſich ſeitdem in klares Bewußtſeyn verwandelt, aber beim Zuſammenrollen iſt es geblieben.

Helmina hat Dresden für immer verlaſſen. Sie denkt nicht daran, jemals dorthin zurückzukehren, und wird auch niemals wiederkommen, obſchon ſie keine Wohnung für die Zukunft gemiethet hat. Das Kapitel Elbflorenz iſt mithin endgültig in ihrem Leben abgethan. Ein flüchtiger Rückblick möge noch geſtattet ſeyn, um eine kurze Nachleſe zu halten. Ich habe manches vergeſſen zu erwähnen, das eines Wortes ſchon werth geweſen wäre. Unter anderem wird ſich der Leſer wundern, daß ich nicht von Guſtav Schilling geſprochen, dem Verfaſſer ſo vieler kleinen Erzählungen von mehr als gewöhnlichem Werth. Das erſcheint um ſo auffallender, als einer, der mich nahe angeht, auch einige Erzählungen geſchrieben, die Anklang gefunden, während ſeine Romane, gleich denen Schillings, nicht über das Leihbibliothekenpublikum hinausgekommen ſind, das ſich (nebenbei bemerkt) heutzutage in ein Feuilletonromanpublikum verwandelt hat. Die auffallende Erſcheinung erklärt ſich daraus, daß Schilling nie mit Helmina zuſammengekommen iſt. Der frohmüthige Erzähler mit dem freiſam ſoldatiſchen Ausſehen war leutſcheu. Wenigſtens galt er dafür, vielleicht nur, weil man ihn in keiner Theegeſellſchaft fand. Dem Aeußern nach hätte man ihn für viel jünger gehalten, als ſein Taufſchein (vom Jahre 1766) auswies. Helmina gab ſich viele Mühe, ihn in ihren Kreis zu ziehen; ſie ſchickte einmal Wilhelm zu ihm, um ihn zu einem Abendcirkel einzuladen. Er nahm den Kleinen überaus freundlich auf, freute ſich — wenn man ihn hörte — ſehr über die zugedachte Ehre und — blieb aus. Wenn er ſpäter auf einſamen Spaziergängen mit Wilhelm zuſammentraf, zeigte er ſich leutſelig genug, nahm ihn angenehm plaudernd auf längere Strecken mit ſich, erwähnte aber nie Helminas. Auf dieſen Gängen mit Schilling lernte Wilhelm begreifen, daß ſeine Mutter und er verſchiedenartige Weſen ſeyen, deren Bahnen auseinander gehen könnten, und es iſt bereits angedeutet worden, daß dieſer Gedanke ihn nicht mit Wehmuth erfüllte.

Neben dem Sonderling edler Art ſeyen auch noch ein paar wunderliche Käuze aus jenen Tagen erwähnt, der Dresdener Diogenes und der Fürſt Putlatin. Die Brühl'ſche Terraſſe mit der weltberühmten Ausſicht beſitzt eine Kehrſeite, die man in jeglicher Beziehung als partie honteuse bezeichnen kann. An der himmelhohen Mauer ſtreicht ein Gäßchen hin, eng, düſter, ſchmierig. Wenn mir recht iſt, heißt es die Fiſchergaſſe. Vielleicht ſtehen jetzt den gewaltigen Quadern etwas anſehnlichere und anſtändigere Gebäude gegenüber; damals gab es dort Höhlen der Armuth und des Laſters. Unter der Terraſſe wölbten ſich ebenfalls Höhlen, worin Steinkohlen aufbewahrt wurden, und eine dieſer Niederlagen theilte ihren Raum in gewiß unerhörter Zuſammenſtellung mit einem Antiquar. Bücher, Kupferſtiche, Landkarten lagen in ſchauderhafter Unordnung theils auf dem Eſtrich, theils auf Brettern über Böcken. Der Herr und Meiſter dieſer papierenen Welt war ein Greis, der eine lange Kutte trug, von der man ſagte, ſie bilde ſeine einzige Bekleidung. Vermuthlich wird das auch der Fall geweſen ſeyn. Der Mann hieß Helmert oder Helmer; man nannte ihn meiſtens Diogenes. Vielleicht traf die Bezeichnung nicht in jedem Stücke zu, wie denn alle Gleichniſſe hinken, aber wenn Helmert auch ſtatt des Waſſers gern ſeine Kanne Bier trank, ſo war er doch ein ausgemachter Cyniker. Er ſchlief auf den Kohlenſäcken und aß aus der Fauſt, was ihm vor den Schnabel kam. In früheren Zeiten war er ein anſtändiger Bürgersmann geweſen, der in einem Bücherladen geſeſſen. Der Hang zur Unordnung mochte ihn heruntergebracht haben; wie es hieß, hatte häuslicher Kummer vieles dazu beigetragen, ihm einen Sparren im Dache zu verrücken. Bei alledem beſaß er vielfache Kenntniſſe in ſeinem Fach, und wenn ihm Seltenheiten vorkamen, wußte er ihren Werth zu beurtheilen. Er begnügte ſich aber ſtets mit einem ganz geringen Gewinn; ein Buch ſtand bei ihm nicht nach ſeinem Werth für Liebhaber im Preiſe, ſondern nach dem Maßſtabe des Einkaufs. Es ſoll vorgekommen ſeyn, daß er bibliographiſche Schätze, die ihm für wenige Groſchen angeboten worden, von ſich gewieſen, ungefähr mit den Worten: „Schöpschriftel, warum gehſt du nicht damit zur königlichen Bibliothek,

Digitized by Google

die so und so viele Thaler für die Scharteke gibt?" Seine Schätzungen bei solchen Fällen sollen stets ganz genau eingetroffen seyn. Einmal hatte er eine Bibliothek von Folianten und Quartanten in wohlgemachten Franzbänden für einen Spottpreis erworben. Die Bücher waren zum allergrößten Theil entschieden werthlos, Helmert schlug nur die Einbände an und verkaufte Stück für Stück um wenige Groschen mit dem Beifügen, man möge den Inhalt ohne weiters zu Makulatur machen. Wilhelm kaufte eine Anzahl davon, und Helmina ließ sich die Einbände zu Schachteln zurecht machen, deren sie sich bis in ihre spätesten Jahre zur Aufbewahrung von Papieren bediente. Wilhelm machte sich viel bei Helmert zu schaffen und war, obschon er nur wenig kaufte, von diesem gern gesehen.

Um den Diogenes zu sehen, mußte man sich in die tiefen Schlünde des Fischergäßchens stürzen; den andern wunderlichen Heiligen traf man überall auf Weg und Steg. Eine kleine, wohlgerundete Gestalt mit dickem Kopf, rundem Gesicht, wulstigen Zügen, einfach und altmodisch gekleidet, watschelte der Fürst Putiatin einher wie ein Chinese. Ein ausgezeichneter Bestandtheil seiner Tracht bestand in einem Paar hoher Stiefeln, die bis zu den Knieen emporreichten und inwendig mit Blech ausgeschlagen waren, um die Waden vor dem Bisse toller Hunde zu sichern. Gegen das Hundegeschlecht war Putiatin überhaupt gerüstet; er trug unter dem Rock eine lange Karbatsche, die er mit staunenswerther Behendigkeit zückte. Die Hand in den Busen stecken, herausfahren, ausfallen und dem bellenden Vieh einen furchtbaren Jagdhieb aufmessen, war das Werk eines Augenblickes. Der langgestreckte Ausfall erinnerte an Falstaffs: „So lag ich und so führte ich meine Klinge," auf dem Kupferstiche des guten alten Chodowiecki. An der Außenseite des Rockes trug Putiatin als Anhängsel den ungeheuersten Regenschirm, der je gesehen worden. Aufgespannt war dieser Schirm kein Dach, sondern ein Zelt, — eine jakutische Jurte von Fischbein und Seide, die schier bis zu den Knöcheln ihres Trägers niederreichte, dem ein Fensterchen von Marienglas die Aussicht auf den Weg und die Begegnenden öffnete. Nichts sah wunderlicher aus, als dieses langsam einherwandelnde Gezelt unter strömendem Regen. Putiatin hatte eine ländliche Besitzung zu Schachwitz, oberhalb der Stadt am linken Elbufer, schräg gegenüber von Loschwitz und nicht weit von Blasewitz, dem heimathlichen Dorfe der unsterblichen Gustel. Die Besitzung war ein „Haus der Laune," ausgestattet mit allerlei Schnurrpfeifereien, wie z. B. mit Erdhäusen, die in ihrem Innern wohnliche Gemächer bargen, und mit einem großen Raum, der zum traulichsten Zusammenwohnen für Menschen und Kühe eingerichtet war. Wenn ich sagen wollte, die Einzelheiten der seltsamen Einrichtung seyen mir nicht gegenwärtig, so würde ich einen uneigentlichen Ausdruck wählen; ich spüre nämlich, daß meine Erinnerungen nichts eingebüßt, sondern sich bereichert haben, so daß meine Einbildungskraft alle Wunderlichkeiten derselben Art, die ich überhaupt gesehen, oder von denen ich vernommen, in einen Rahmen bringt, weßhalb ich nicht mehr weiß, was ich wirklich zu Schachwitz gesehen, was nicht, — zum Beispiel ein Grabmal mit der Inschrift: „Hier ruht mein Liebstes auf der Welt," dessen Inneres Pasteten, Schlackwürste, Schinken und Wein barg. Der Geschmack des Ganzen läßt sich aus diesen Andeutungen beurtheilen, und wir wenden den Blick von dieser rückblickenden Abschweifung wieder auf unsern Weg nach Teplitz. — —

Der Zufall nöthigt mich hier ein neues Zwischenstück einzuschieben. Ich hatte eben die obigen Worte niedergeschrieben und mir eine Cigarre angezündet, um meine Erinnerungen in Reihe und Glied aufzustellen und zu mustern, als ich unterbrochen wurde. Der Postbote brachte einen Brief von Elise von Hohenhausen, die mich ersucht, einige Irrthümer in der vorigen Abtheilung dieser Aufzeichnungen zu berichtigen. Ihr verstorbener Gemahl, schreibt die Freifrau von Hohenhausen, habe nicht auf ihr Andringen sich auf Wartegeld setzen lassen, sondern sey durch anderweitige Umstände dazu bewogen worden, die sie ausführlich darlegt. Was aber die Vorstellung der Venus betreffe, so habe dieselbe vor Jeromes Zeit am kurfürstlichen Hofe stattgefunden, und sey Elise als Venus Urania in langem faltenreichen Gewande erschienen, weil ihre Mutter sich dem Auftreten in Tricot widersetzt habe. Der Brief fügt hinzu: „Sie haben Recht, wenn Sie behaupten, daß ich mich zu Berlin wie der Fisch im Wasser fühlte. Es war damals ein so einfaches geistreiches Leben dort. Im Hauskleide ging man zu seinen Bekannten, wurde mit einer Tasse Thee bewirthet, (Sie wissen, wie einfach es bei uns zuging,) um neun Uhr ging man zu Hause und um zehn Uhr schloß der Nachtwächter alle Thüren. Aber in solchen Kreisen wurden alle Erscheinungen in Kunst und Literatur, Welt und Leben freimüthig besprochen. (Politik gab es damals noch nicht.) Diese einfachen Theeabende übten einen solchen Reiz aus, daß man weder Wetter noch Wege scheute, um dahin zu gelangen, wie Sie selbst sich noch erinnern werden. Jetzt ist Berlin eine Weltstadt geworden und man lebt dort in Luxus und Einsamkeit." In Bezug auf ihre wirthschaftlichen Verhältnisse bemerkt Elise, daß die Familie damals zu Berlin vom Wartegeld und vom literarischen Verdienst beider Ehegatten gelebt, von

Digitized by Google

eigenem Vermögen aber nichts zugesetzt habe, schon weil kein Vermögen dagewesen sey. Seit jener Berliner Zeit hat Elise manchen Schlag des Schicksals erfahren; der härteste darunter war der Selbstmord ihres hoffnungsvollen Sohnes, der als Jüngling von achtzehn Jahren sich erschoß, schier hätte ich hinzugefügt: ohne vernünftigen Grund. Gegenwärtig lebt sie bei ihrer einzig übrig gebliebenen Tochter ohne leibliche Sorgen. Ihr Geist ist noch jugendlich frisch, wie unter anderem der mir vorliegende Brief ausweist. In jüngster Zeit hat sie Longfellows goldene Mährchen im Versmaße der Urschrift übersetzt, kann aber, wie sie klagt, keinen Verleger dafür finden, obschon sie keinen Ehrensold verlange. *

Genug der Abschweifungen. Kehren wir zur Sache zurück. Abends zu guter Zeit erreichte der Wagen Teplitz. Die Badezeit stand in vollster Blüthe. Wer stark besuchte Badeorte kennt, versteht, was das heißen will. Und wer kennt sie nicht? Die Menschenmenge füllte die Gassen und den Platz, gährend und gequirlt. Offenbar konnte in den überfüllten Herbergen kaum eine Unterkunft für vier Personen ausgemacht werden, und Helmina stellte sich die sehr vernünftige Frage, ob es wohl der Mühe werth sey, die Zeit mit dem Suchen einer Unterkunft für die einzige Nacht zu vergeuden, um dann erst noch sehr viel dafür zu bezahlen? Eine solche Frage stellen, heißt sie beantworten. Nach ihrer unbefangenen Art und Weise wandte sich die Dichterin an den erstbesten Vorübergehenden, um ihm den Fall vorzulegen und Auskunft zu heischen, wie weit es bis zum nächsten Wirthshause auf der Prager Straße sey. Der Angeredete wußte zwar nicht unmittelbar Bescheid, war aber gefällig genug, zu weiteren Erkundigungen behülflich zu seyn. Man brachte heraus, daß eine Stunde Weges von Teplitz entfernt ein großes Einkehrwirthshaus stehe, wo die Frachtleute zu bleiben pflegten. Es wurde, wie ich glaube, Paschkopole genannt.

Als Helmina sich zum Kutscher wandte, um ihm mitzutheilen, daß er zur Paschkopole (oder wie das Ding hieß) zu fahren habe, sah sie mit Erstaunen, daß Stricke und Decken vom Wagen gelöst waren und das mühselig zusammengebaute Gepäck abgenommen wurde. „Donnerwetter!“ ließ sie sich vernehmen. „Ihr seyd wohl nicht recht bei Troste, verdammtes Gesindel?“ Ungerührt von der grellgefärbten Ausdrucksweise seiner Reisenden, fuhr der Kutscher in seinem Geschäft fort, während ein anderer hochgestiefelter und lederbehoster Peitschenschwinger zu erklären begann, daß er Ihre Gnaden bis nach Prag bringen und von dort nach Wien befördern werde. Man könne dem Dresdener nicht zumuthen, sich so weit von Hause zu entfernen, und wenn er nur für den bedungenen Preis seine lebende Fracht nach dem Ort der Bestimmung schaffe, so habe er seinen Vertrag erfüllt. Helmina drohte mit der Polizei. Mehrere andere Kutscher gesellten sich dazu, um ihr begreiflich zu machen, daß der Vorgang ganz der Ordnung und dem Herkommen gemäß sey. Sie fügte sich, nicht überzeugt, doch überwunden, indem sie mit Faust sagte: „Du hast recht, vorzüglich weil ich muß.“ Die Umpackung ging mit wunderbarer Schnelligkeit vor sich, weil die andern Lederhosen Hand anlegten, während Helmina eine Standrede über die Verworfenheit der Kutschergilde hielt. Im gegebenen Falle hatte sie nicht ganz recht; dieses brüderliche Zusammenwirken der Hauderer war für sie selbst von großem Nutzen, ohne die Reisenden in Nachtheil zu setzen. Ein Kutscher, der sich viele Tagereisen weit aus seinem Bezirke entfernte, konnte, wenn sich keine Rückfracht fand, im fremden Lande zu Schaden kommen, allenfalls auch „Schiff und Geschirr“ einbüßen.

Das Nachtlager wurde mit den ausgeruhten Pferden in verhältnißmäßig kurzer Zeit erreicht. Für ein böhmisches Wirthshaus war die Unterkunft ganz leidlich, wie man in jenen Tagen überhaupt am besten aufgehoben war, wo die Kärrner einkehrten. Auch die Zeche war nicht übertrieben hoch, klang aber so, weil sie in W. W. (Wiener Währung) ausgedrückt wurde. Die selige Währung der Einlösscheine verhielt sich zur Silbermünze wie 5 zu 2. Helmina wußte das, wollte es aber nicht begreifen. Sie hielt sich an den Ausdruck Gulden und fand die Zahl unverschämt hoch. Der Wirth, ein böhmischer Dickschädel, wies ihre Einreden nicht gar zu glimpflich ab. Sie bot den Kutscher zum Beistand auf. Der lachte ihr in's Gesicht und wandte sich pfeifend ab. Erbost warf Helmina dem Wirth sein Geld vor die Füße und sich selbst in den Wagen. Unterwegs wurde der Kutscher ausgescholten, weil er sich seiner Reisenden nicht angenommen. Geduldig ließ er den Platzregen an sich hinablaufen; er kannte die Laune der dicken Frau schon vom Abend vorher. Seine ganze Entgegnung beschränkte sich auf die Erklärung, daß er Ihre Gnaden einmal und vermuthlich nie wieder fahre, beim Wirth aber sehr oft einkehre. Der Hader ging den ganzen Tag fort.

Spät Abends wurde Prag erreicht. Der Wagen mußte in den Hof der Hauptmauth fahren, wo er mit

* Elise v. Hohenhausen ist am 2. December gestorben. Ihr oben erwähnter Brief ist vom 19. November aus Frankfurt an der Oder.

Digitized by Google

dem Gepäck zu übernachten hatte. Der Kutscher spannte seine Pferde aus und zog mit ihnen ab. Helmina erfuhr, daß sie am Morgen sich wieder einzufinden habe, um der Musterung des Gepäckes beizuwohnen, die zu so später Stunde nicht mehr stathaben könne. Den Reisenden wurde ein Mann von der Wache mitgegeben, um sie zum Gasthofe zu geleiten, wofür ein Zwanziger zu erlegen war. Alle diese Vorgänge machten einen überaus verdrießlichen, fast unheimlichen Eindruck. Man fühlte sich in einer ungewohnten Klemme. Den Aerger erhöhte der begleitende Grenadier, der auf alle Fragen keine andere Antwort wußte, als sein unwandelbares „Nix deutsch." Die Verstimmung sollte indessen noch vor dem Schlafengehen eine Besserung erfahren. In der stattlichen Herberge zum schwarzen Roß machte Wilhelm die Bekanntschaft einer Nationalspeise, des Rostbratens. In jenen Tagen der Fülle war ein „Rostbradl" nicht ein unscheinbares Ding, wie es jetzt auf dem Teller sich verliert, sondern ein Geviertschuh Fleisch, der auf allen Seiten weit über den Teller hinausragte. Max fand seine Rechnung bei einer andern Eigenthümlichkeit des Landes, dem „kälbernen Schnitzl," und selbst Helmina fühlte sich durch ein „Bachhendl" einigermaßen beschwichtigt. Versöhnt ward sie erst am andern Morgen, nachdem sie im Hofe der Hauptmauth eine schwere Herzensangst ausgestanden. Es handelte sich nämlich um nichts geringeres, als alle die kleinen Päckchen zu öffnen, um sie natürlich dann wieder zu schließen, wodurch sich eine heillose und unnütze Mühe in Aussicht stellte. Zu allem Glücke fand sich ein Beamter ein, welcher den Namen der Dichterin kannte. Er scheuchte die dienstbaren Geister der Mauth mit den Worten vom Gepäck: „Die Gnädige ist die Verfasserin der Euryanthe und führt also keine verbotene Waare." Euryanthe, die er E-urjante aussprach, war unbekannter Weise schon berühmt, wie unter andern auch dieses Beispiel lehrte. Helmina war jetzt wieder ganz vergnügt. Ihre Zufriedenheit sollte sich den ganzen Tag über erhalten. Gerle fand sich ein, ein damals ziemlich bekannter Schriftsteller. Er begrüßte die Dichterin in der freundschaftlichsten Weise und widmete ihr den Tag als Cicerone. Alle Sehenswürdigkeiten von Prag wurden in Augenschein genommen, der Abend im Theater zugebracht. Holbein war Direktor; er hatte, durch Gerle von der Dichterin Ankunft unterrichtet, eine Loge zur Verfügung gestellt, die an selbigem Abend übrigens mehr Bühne als Schaukammer war. Wie in einem Taubenschlage ging es dort zu. Unter den vielen, die sich zeigten, wird vor allen Karl von Holtey zu nennen, seine wunderschöne Frau nicht zu vergessen seyn. Holtey hatte schon brieflich mit Helmina verkehrt. Der Anfang dieses Verkehrs war von einem komischen Zwischenfall begleitet. Sie erhielt nämlich zu Dresden eines Tages ein Schreiben aus Breslau. Der Inhalt war ihr schon recht, aber die Unterschrift ein Räthsel. Sie las dieselbe als „Cottolty," und doch kannte sie keinen Schriftsteller dieses Namens. Endlich antwortete sie dem Herrn Cottolty. Ihr Brief kam wirklich in die rechten Hände, und sofort erfolgte die Auskunft, daß C den Vornamen bedeute, das vermeintliche O ein B, das doppelte t aber ein lateinisches H und das y am Ende ein ey sey. In andern Fällen ähnlicher Art half sich Helmina damit, daß sie die Unterschrift ausschnitt und auf den Umschlag ihrer Antwort klebte. — Mit Holbein kam ein hübscher Grenadierhauptmann, Wilhelm Marsano, als Dichter nicht unbekannt geblieben.

Max entdeckte mit seinen Sperberaugen einen alten Bekannten aus Berlin und telegraphirte so lange, bis derselbe die Zeichen wahrnahm, verstand und befolgte. Wilhelm Hensel war es, auf dem Wege nach Italien begriffen. Als ächter und rechter Künstler mußte er seine Romfahrt machen, bevor er sein Nest bauen durfte. Die Julia dieses Romeo war schon bestimmt; sie hieß, wie bereits erwähnt worden, Fanny Mendelssohn. Eine förmliche Verlobung hatte noch nicht stattgefunden, doch galten die beiden für ein Pärlein. Das Jawort der Eltern war gesichert, insofern Hensel nicht etwa dem Beispiel seiner Schwester Luise folgte und sich bekehrte. Man setzte eine bedeutende Neigung dazu bei ihm voraus, vorzüglich wegen seines vertrauten Umganges mit Clemens Brentano. Ich kann natürlich nicht wissen, ob eine solche Neigung in Hensel waltete oder nicht; aber ich glaube fest, daß ein so tüchtiges, wackeres und ernstes Gemüth sich durch keine Rücksicht auf Frauenliebe, geschweige denn auf Geld und Gut hätte bestimmen lassen, seine Ueberzeugung zu verleugnen.

Der Rest des Abends, bis über die Mitternacht hinaus verlängert, wurde in zahlreicher Gesellschaft munter verlebt und am andern Morgen die Oasis Prag wieder mit der staubigen Wüste des Heerweges vertauscht. Zu erwähnen wird noch seyn, daß sich in Prag ein Wunder zugetragen: der böhmische Grenadier hatte über Nacht urplötzlich Deutsch gelernt. Er war gekommen, um ein Trinkgeld zu verlangen. „Du hast ja einen Zwanziger erhalten," sagte Wilhelm. — „Muß ich Zwanziger mit Kameraden theilen," versetzte der Nirdeutsch; „will ich auch für mich." Statt des gewünschten Silberlings erhielt der unverschämte Bursche den guten Rath, sich zum Satan zu scheren, worauf er knurrend abzog.

Digitized by Google

Die Fahrt durch Böheim war keine erquickliche. Staub und Hitze unterwegs, ſchlechte Kneipen am Ziel des zweiten Frühſtücks, des Mittagmahls, der „Jauſe“ und des Nachtlagers. Eine ganze Karawane von Lohnkutſchen zog miteinander des Weges und blieb fortwährend bei einander. Sehr begreiflich. Wer nicht mit der Poſt oder mit eigenen Pferden reiste, war auf den Landkutſcher angewieſen. Solchem Looſe fielen zu Prag täglich ihrer viele anheim, und da die Hauderer ſtets zur ſelben Zeit Morgens aufbrachen und in denſelben Wirthshäuſern einkehrten, ſo blieben ſie immer zu einem Häuflein vereinigt oder fanden ſich wenigſtens immer wieder zuſammen. Helmina, die ſtets etwas Beſonderes für ſich haben wollte, gab ſich häufig Mühe, den Kutſcher zur Einkehr in eine andere als ſeine gewohnte Herberge zu vermögen; vergebens. Wenn er vorbeifahren ſollte, gab es nach ſeiner Ausſage kein anderes Wirthshaus mehr im Orte. Wurde er vorher zum Anhalten ermahnt, ſo ſtellte er ſich taub und hieb auf die Pferde ein. Das war ſo Sitte unter allen Lehnrößlern auf allen Landſtraßen des heiligen römiſchen Reiches, wie muthmaßlich auch ſonſt noch in mancher Herren Ländern. Die Dichterin würde in Böhmen mit dem Wechſel nichts gewonnen haben, gleichwie ſie in den Wirthshäuſern mit ihren wunderlichen Verſuchen, etwas zu erſparen, übel ankam. Zum Sparen hatte ſie überhaupt keine Gabe, und darum geſchah es wohl, daß ſie hie und da einen Anlauf nahm, die ſchwere Kunſt zu üben. Der Menſch thut ja gar zu gern, was nicht ſeines Berufes iſt. Bei ihren Sparverſuchen in Böhmen machte die Dichterin Anſprüche auf Dienſtleiſtungen, wie ſie nicht herkömmlich waren, und wunderte ſich hernach, daß der Wirth derlei ungewöhnlich hoch anrechnete. So ließ ſie einmal eine Schüſſel heiße Milch bringen, die ſie durch ihre ſchwarzbraune Eſſenz zu Milchkaffee machte, welcher das Mittagsmahl vorſtellen mußte. Natürlich verzehrten die Söhnlein eine fabelhafte Menge Brod dazu; ebenſo natürlich ward die Milch fabelhaft theuer angekreidet, „denn man hatte ſie nur mit Mühe und Noth für hohes Geld bei den Bauern aufgetrieben.“ Nach lebhaftem Wortwechſel wurde ſchließlich gethan, was bequemer gleich geſchehen wäre, nämlich die Zeche bezahlt, worauf das Vergnügen auf des Kaiſers Heerweg ſeinen weiteren Verlauf nahm.

Morgens vor der Abfahrt aus dem Nachtquartier gab es noch eine beſondere Unterhaltung; Wilhelm und Max mußten nämlich ein bischen Polizei üben, weil die alte Babette, obſchon im Grunde eine ehrliche Seele, hie und da einer Begriffsverwirrung unterlag, ſo daß ſie meinte, dem Wirth die Doppelkreide in ihrer Weiſe wettſchlagen zu dürfen, indem ſie etwas mitnahm. Zum Theil mochte wohl auch eine alte Gewohnheit im Spiele ſeyn; auf dem Marſch hatte ſie ſich häufig kleine Andenken zugeeignet. Die Brüder hatten übrigens gut aufpaſſen; Babette brachte doch drei oder vier Servietten, mehrere Meſſer und etliche eiſerne Gabeln als böhmiſche Kriegsbeute nach Wien. „Das iſt mein Trinkgeld!“ ſagte ſie. Unterwegs beſchwerte ſie ſich mehr als einmal in ſehr kläglicher Weiſe darüber, daß für ſie, die Wittwe des tapfern Gerlach, auf kaiſerlichem Grund und Boden für Verpflegung und Unterſtand noch bezahlt werden müſſe. Die Kugel von Aſpern, welche ſie in der Taſche führte, hätte ihrer Meinung nach eine Anweiſung auf freien Tiſch und ſogar auf Vorſpann vorſtellen müſſen, umſomehr da ihre Gebieterin derlei in Preußen auf einen bloßen Brief des Königs hin erhalten habe. Aber die Böhmen, fügte ſie hinzu, ſeyen Erzhallunken, und „im“ Tyrol würde die Sache wohl anders verlaufen. Wie ſie zu glauben ſchien, führte der Weg von Böhmen nach Wien durch Tyrol, in welchem Lande eine ihrer wertheſten Erinnerungen wohnte, die hier erzählt ſey. In den Tagen ihrer Jugend lag Babette mit dem Regiment zu oder bei Landeck, in der Gegend, wo dem jugendlich ungeſtümen Inn die wilde Roſanna ſich vermählt. Der Aufenthalt dauerte eine geraume Weile. Als der Tag des Abſchieds vor der Thüre ſtand, ſagte die Bäuerin: „Gerlachin, du biſt uns lieb und werth geworden, als wäreſt du unſer leibliches Kind; aber wir werden dich wohl nimmer wiederſehen, und wenn du einmal todt biſt, wird es Niemand zu Landeck inne werden. Darum wird's ſchier am gerathenſten ſeyn, die heilige Meſſe für deine arme Seele jetzt gleich leſen zu laſſen und dann das Todtenmahl zu halten.“ So geſchah es. Babette wohnte der Seelenmeſſe bei und dann dem ſtattlichen Leichenſchmauſe. Die Erinnerung an jenen Vorgang aber war ihr, wie geſagt, eine der liebſten aus ihrem vielbewegten Leben.

Einige Jahre nach Helminas Schneckenzug durch Böhmen gab es Eilwagen, noch viel ſpäter darauf Bahnzüge. Heutzutage legt man die Wegſtrecke zwiſchen Prag und Wien in ſechzehn Stunden zurück. Kein gebildetes Weſen ſeufzt mehr unter dem Jammer böhmiſcher Kneipenzuſtände. Niemand kann ſich mehr einen Begriff vom Behagen der Reiſenden machen, das ſie, dem Unſchmutz entronnen, bei der Ankunft im ſaubern Städtchen Znaim empfanden. In Mähren walten ſchon deutſche Art und deutſches Weſen von öſterreichiſchem Schlage. Die Dörfer ſtehen vielleicht an Zierlichkeit den ſächſiſchen nach, aber jedenfalls ſehen ſie angenehm wohnlich aus. Die Leute waſchen und kämmen ſich ſo ziemlich alle Tage und wechſeln zuweilen auch die Wäſche.

Digitized by Google

Vielleicht thun es die Stockböhmen auch, aber man merkt es ihnen nicht an.

Die Ankunft zu Wien erfolgte in grauer Abenddämmerung bei umwölktem Himmel, und die Reisenden bildeten sich ein, einen malerischen Anblick einzubüßen. Sie wußten nicht, daß man von selbiger Seite die Stadt so zu sagen gar nicht sieht. Der Kutscher erhielt die Weisung, im goldenen Lamm in der Leopoldstadt einzukehren, was er um so williger that, als er selbst dort zu übernachten vorgehabt. Johann Langer, der Dichter, hatte Helmina das Haus unter anderem auch deßhalb empfohlen, weil er in der Nachbarschaft wohnte, und zugleich gebeten, ihn von der erfolgten Ankunft sofort zu benachrichtigen. Er war kurze Zeit zuvor in Dresden gewesen und hatte dort die Dichterin aufgesucht, wie es zu jener Zeit unter Kunstgenossen allgemeine Sitte war. Heutzutage gehört ein Empfehlungsbrief dazu, wenn der Besuchende nicht einen sehr bekannten Namen führt.

Das goldene Lamm ist gegenwärtig ein vornehmer Gasthof; das alte „Lampl" war eine gemüthliche Herberge, unter deren Thorweg die Lederhosenzunft eine ihrer bedeutendsten Börsen hielt. Der geräumige Hof stand voller Wagen, von denen viele die angekreidete Inschrift trugen: „Retour nach . . ." Die sogenannte „Retourchaise" war eine stets gesuchte Gelegenheit, aber doch noch mehr angeboten als gesucht. Als die Reisenden anlangten, wurden ihnen von einem Dutzend Stimmen Vorschläge zu Reisen nach Znaim, Brünn, Olmütz, Preßburg, und Gott weiß wohin noch mit einer Hartnäckigkeit gemacht, der sich schwer entkommen ließ. „Wir reisen ja nach Triest," rief Helmina endlich. Vor diesem Worte verstummten auch die Zudringlichsten, weil die Fahrt gen Süden die nördliche Börse nichts anging. Max fiel der Mutter in die Rede; er werde auf keinen Fall nach Triest mitgehen, sagte er, denn er sey des Fahrens und Reisens übersatt und wolle lieber gleich sterben, als noch eine solche Folter aushalten. Der Kopf schmerze ihn zum Zerspringen. Er sah wirklich sehr angegriffen aus und Helminas mütterliches Herz fühlte Mitleid. „Im Nothfall geben wir nicht weiter als Baden," versetzte sie.

Kaum hatte sie sich der Unterkunft für die Nacht versichert, als sie zu Wilhelm sagte: „Lauf' und hole den Langer." Wilhelm lief zwar nicht, aber er ging zu dem Hause, nachdem er sich vom Hausknecht den Weg hatte beschreiben lassen. Er fand den jungen Dichter bei Vater und Mutter am Familientisch. Die Herren saßen in Hemdärmeln. Das Nachtessen war eben beendet; auf dem blanken Tafeltuch stand eine noch halb volle Flasche mit Wein, daneben lag ein Laib Hausbrod. Die Einrichtung trug ein altfränkisch schlichtes Gepräge. Wilhelm hielt den Eigenthümer derselben für einen Mann von ganz bescheidenen Verhältnissen und hat erst viele Jahre darnach erfahren, daß der alte Langer sein Vermögen nach Hunderttausenden zählte und als Millionär gestorben ist. Papa Langer wartete dem Gast mit Wein auf, und zwar in einem Wasserglase. Dem in Norddeutschland aufgewachsenen Juvenis kam das wie eine großartige Verschwendung vor. Gleich darauf wuchs sein Erstaunen, und eine Gabe von Entrüstung gesellte sich dazu, die vielleicht nur darum ganz geheim blieb, weil die Verschwendung mit dem Wein einen so überwältigenden Eindruck gemacht. Zum edlen Rebensaft bot man ihm nämlich ein Stück trockenen Brodes — „wie einem Bettelbuben." Uebrigens war Wilhelmchen nicht so begriffstützig, daß Verwunderung und Entrüstung lange angehalten hätten; er fand schnell genug heraus, daß ein Stück Hausbrod und der goldene Oesterreicher vortrefflich zusammenpaßten. Vollkommen ausgesöhnt ging er mit dem jungen Dichter weg.

Langer ließ sich angelegen seyn, als gefälliger Freund alle Auskunft und allen guten Rath zu ertheilen, den man irgend wünschen konnte. Vor allem traf er Anstalt, daß Castelli von Helminas Ankunft unterrichtet wurde und am nächsten Morgen in aller Frühe zur Hand seyn konnte. Derselbe stellte sich in der That sehr zeitig ein, fast unmittelbar nach einem rührigen Sendling der Theaterzeitung, der an jedem Morgen in's „Lampl" drang, um den angekommenen Fremden begreiflich zu machen, daß sie ohne einen Pränumerationsschein sich nicht auf der Straße dürften sehen lassen. Helmina gab ihm zur Antwort, daß sie für überflüssig halte, ein Blatt zu bezahlen, von welchem sie ohnehin ein Freiexemplar zu erwarten habe; einstweilen möge er dem Herrn Bäuerle einen Gruß von ihr überbringen. Mit der Versicherung, dem Herrn „von" Bäuerle den Gruß ausrichten zu wollen, zog er ab. Gleich darauf trat Castelli ein, den Helmina, der eben empfangenen Lehre eingedenk, aber nicht ohne eine gewisse Verschämtheit, als „Herr von" titulirte. Er nahm das hin, als müßte es so seyn, und dadurch wuchs ihr Muth, sich einem landesüblichen Brauch zu fügen, der allen Fremden im Anbeginn unbeschreiblich lächerlich vorkommt.

Castelli stand schon seit längerer Zeit mit Helmina in brieflichem Verkehr; er hatte ihr unter anderem den Rath ertheilt, nicht nach Wien zu kommen, was ihn jedoch nicht hinderte, ihr das freundschaftlichste Wohlwollen zu beweisen. Der Rath hatte der Schriftstellerin und ihrer Zukunft allein gegolten, nicht aber der Dichterin und ihrer Vergangenheit. Castelli konnte in mancher

Digitized by Google

Beziehung der Theodor Hell von Wien heißen, nur nicht dem Aeußern nach, denn der Dresdener trieb argen Mißbrauch mit der Erlaubniß, die ein geistreicher Mann hat, häßlich zu seyn, während der Wiener immer noch ganz hübsch aussah, obschon Blatternarben sein Gesicht bedeckten und die Jugend hinter ihm lag. (Er ist 1781 geboren.) Wenn man die literarische Thätigkeit in Anschlag bringt, so wird der Ausdruck des obigen Gleichnisses dahin zu berichtigen seyn, daß Th. Hell der Dresdener Castelli war, schon darum, weil Castelli als Dichter weit über dem andern stand. Ein besonderer Vorzug Castellis, der mit dem Dichter auch den Menschen angeht, ist jene tüchtige Vaterlandsliebe, die sich stets in seinen Werken wie in seinem Wesen offenbart hat. Er war der Dichter eines berühmten Kriegsliedes, das in den Napoleonischen Kriegen im ganzen kaiserlichen Heere gesungen ward. Napoleon erwies ihm die Aufmerksamkeit, ihn zu ächten, und würde ihn wohl auch haben erschießen lassen, wenn er ihn bekommen hätte. Castelli war aber gescheit und glücklich genug, sich dem Loose eines Palm noch rechtzeitig zu entziehen. Von der umfassenden und staunenswerth fruchtbaren Thätigkeit des Dichters und Schriftstellers hier zu reden, ist nicht meines Amtes. Wer sich darüber unterrichten will, schlage in Wurzbachs biographischem Lexikon des Kaiserstaates nach. Ich habe es bloß mit der äußeren Erscheinung zu schaffen, wie sie sich auf Helminas Lebensweg zeigte. Der „Herr von" Castelli bewies sich überaus liebenswürdig. Vor allem führte er die Dichterin zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt und gab ihr einen Schmaus in kleinem Kreise unter den heimlichen Schatten des Sperlgartens.

Helmina blieb nicht mehr als ein paar Tage zu Wien, doch schied sie nur, um bald zurückzukehren, und bis dahin sey verschoben, von den Personen zu reden, mit denen sie in Berührung kam. Selbst Schlegel und Dorothea, ihre alten guten Freunde, übergehe ich vorläufig mit Schweigen. Die Reise nach Triest war aufgegeben und Baden endgültig gewählt worden, erstens weil Max nicht weiter reisen wollte, zweitens weil die Dichterin berechnete, daß sie, einmal zu Triest, schwerlich bis zur ersten Aufführung der Euryanthe wieder in Wien eintreffen könnte, drittens und hauptsächlich, weil ihre Baarschaft bis auf sechs Dukaten geschmolzen war, mit denen sie nicht bis Graz gekommen wäre, geschweige denn bis zur Küste der Adria.

Voltaire am Genfer See.

(Schluß.)

Voltaire und die Gewissensfreiheit.

Wenn Gaberel gern geneigt ist, Voltaire in seinen Kämpfen mit den Genfer Pastoren die Rolle des Besiegten spielen zu lassen, so läßt er ihm dagegen die vollste Gerechtigkeit in der Calas'schen Angelegenheit widerfahren. Dieselbe ist zu bekannt, als daß wir sie hier zu wiederholen brauchten. Voltaire erhielt im April 1762 die erste Kunde davon durch Herrn de Végobre, einen französischen Flüchtling, als Calas Gattin und Töchter bereits in Genf eingetroffen waren. Voltaire nahm sich der Familie sofort auf das bereitwilligste an; er gewann den Herzog von Choiseul für die Sache, weiter die Herzogin von Anville, die Urenkelin Larochefoucaults, welche nach Genf gekommen war, um den Dr. Tronchin, Voltaires ärztlichen Freund, zu consultiren; er studirte mit Eifer die Akten des Processes, schrieb Flugschriften, Zeitungsartikel u. s. w. bis endlich 1766 die Cassation des Urtheils gegen Calas erfolgte.

Noch während Voltaire mit der Calas'schen Angelegenheit beschäftigt war, bot sich ihm bereits eine zweite Gelegenheit, ein Opfer des religiösen Fanatismus zu retten. Im Jahr 1762 wurde in einer kleinen Stadt des Languedoc die Tochter einer reformirten Familie Sirven gewaltsam in ein Kloster gesperrt, weil man fälschlich vorgab, sie zeige Neigung, sich zum Katholicismus zu bekehren. Dort wurde das junge Mädchen so mißhandelt, daß es entfloh, auf seiner nächtlichen Flucht in einen Brunnen stürzte und dort seinen Tod fand. Die fanatisirte Menge beschuldigte die Eltern des Mordes ihrer Tochter. Vater und Mutter mußten mitten im Winter ihr Heil in der Flucht nach der Schweiz suchen. Die Mutter fand aus

Digitized by Google

Ermattung ihren Tod in den ſchneebedeckten Einöden des Juragebirges. Der Vater Sirven wurde in Genf zu Herrn von Voltaire geführt, welcher ſich ſeiner mit Wärme annahm. Kaum wurde dieß in Frankreich bekannt, als die erſten Advokaten ſich darum ſtritten, Sirvens Proceß zu übernehmen, und in der That erfolgte, allerdings nach jahrelangen Kämpfen, deſſen Freiſprechung durch das Parlament.

Voltaire, der nach der ſehr richtigen Bemerkung eines deutſchen Literarhiſtorikers „ſeine welthiſtoriſche oppoſitionelle Miſſion zuletzt doch immer weſentlich nur als genialen Spaß betrachtete," ließ auch bei dieſen ernſten Kämpfen um ein großes Princip gern ſeinem Humor die Zügel ſchießen, wie denn Gaberel auch hier einige Anekdoten erzählt. Ein Genfer Proteſtant, Namens Chaumont, war aus confeſſionellen Gründen ſeit zwanzig Jahren auf den franzöſiſchen Galeeren. Voltaire erhielt in Genf Kunde von dieſem Unglücklichen und erwirkte durch Herrn von Choiſeul ſeine Freilaſſung. Der Pfarrer Peyronet von Dardagny beſchreibt in einem Brief den Dankſagungsbeſuch Chaumonts bei Voltaire folgendermaßen: „Vor drei Tagen führte ich meinen kleinen Gefangenen nach Ferney. Wir, Voltaire und ich, ſprachen lange Zeit über die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Toleranz; endlich ſagte ich dem Herrn von Voltaire, ich habe einen kleinen Mann mitgebracht, der ſich ihm zu Füßen werfen möchte, um ihm zu danken, daß er ihn von den Galeeren befreit. „Es iſt Chaumont ſelbſt, der in Ihrem Vorzimmer wartet." Bei dieſem Namen äußerte Voltaire große Freude und zog ſofort die Glocke, um ihn eintreten zu laſſen. Niemals habe ich einen ſpaßhafteren und heitereren Auftritt geſehen. „Wie," rief Voltaire, „Sie kleines Stückchen von einem Mann hat man auf die Galeeren gebracht? Was wollte man denn mit Ihnen? Welche Sünde, ein ſo kleines Weſen an die Kette zu ſchmieden, das kein anderes Verbrechen begangen hat, als zu Gott in ſchlechtem Franzöſiſch zu beten!" Dann aber wurde Voltaire wieder ernſt; er ließ mehrere Perſonen, die zu Beſuch bei ihm waren, rufen, damit ſie ſeine Freude theilten. Endlich wurde der kleine Chaumont, der gar nicht begriff, wie er alle die Ehre verdiene, mit einem reichen Geſchenk entlaſſen.

Ein andermal beſuchte ein reicher Irländer, der nach Rom reiſte, Voltaire in Ferney. Der Irländer fragte ihn, ob er keinen Auftrag an den Papſt habe; er ſey gern bereit, einen ſolchen zu beſorgen. Der Dichter antwortete bejahend und gab dann dem Fremden eine Karte, worauf er die Worte geſchrieben hatte: »Sa Saintoté est priée d'envoyer au philosophe de Ferney les oreilles du grand-inquisiteur dans un papier de musique.« Der Irländer, der kein Wort Franzöſiſch verſtand, gab die Karte wirklich an den Papſt ab. Der freiſinnige Clemens XIV. nahm den Spaß gut auf; er ſchrieb auf die Rückſeite der Karte: „Se. Heiligkeit bedauert, Ihren Wunſch nicht erfüllen zu können; aber unter der gegenwärtigen Regierung hat der Großinquiſitor weder Augen noch Ohren," und ſchickte die Karte an Voltaire zurück.

Voltaire hatte durch ſeine Bemühungen für Toleranz und Gewiſſensfreiheit, ſo wie durch den Schutz, welchen er den Bedrückten angedeihen ließ, namentlich auch in der nächſten Umgebung von Ferney, ſo ſehr auch manche fanatiſche Geiſtliche beſtrebt waren, ihn als den leibhaftigen Teufel dem Landvolk darzuſtellen, nach und nach einen ſo großen Ruf erlangt, daß ſich alle Bauern der Umgegend, beſonders im Jura, die von ihren Geiſtlichen bedrückt waren oder es meinten, um Hülfe an Voltaire wandten, und dieſer ergriff faſt immer mit Vergnügen eine jede Gelegenheit zum Kampf gegen die „Prieſter der Unduldſamkeit und des Aberglaubens." Selbſt ſeine proteſtantiſchen Genfer Gegner konnten in dieſer Hinſicht Voltaire ihre volle Anerkennung nicht verſagen, wie denn z. B. Charles Bonnet * unterm 9. April 1765 an Haller ſchreibt: „Voltaire hat ein Buch über die Toleranz geſchrieben, welches, wie ich höre, gut iſt. Er wird es erſt veröffentlichen, wenn die Angelegenheit des unglücklichen Calas durch den Rath des Königs entſchieden iſt. Der Eifer Voltaires für dieſe Unglücklichen kann eine Menge ſeiner ungeziemenden Ausfälle gut machen. Dieſer Eifer iſt unermüdlich, und wenn jene Genugthuung erhalten, ſo werden ſie es hauptſächlich dieſem Beſchützer zu danken haben. Er erhält viele Beifallsbezeugungen wegen dieſer Sache, und er verdient ſie vollkommen."

Voltaire und Moulton.

Gaberel, ein ächtes Genfer Kind, wie wir bereits bei mehreren Gelegenheiten geſehen, hat ſich bemüht, auch den Einflüſſen emſig nachzuſpüren, welche der in Genf herrſchende proteſtantiſch religiöſe Geiſt auf Voltaire und ſeine Beſtrebungen für die Gewiſſensfreiheit

* Von Charles Bonnets (geb. 1720, † 1793) naturwiſſenſchaftlichen und philoſophiſchen Abhandlungen nehmen manche, als für die Geſchichte des Materialismus von Wichtigkeit, gerade in unſern Tagen, wo der Kampf um die große Frage: „ob Stoff, ob Geiſt?" wieder ſo lebhaft entbrannt iſt, ein erhöhtes Intereſſe in Anſpruch. Eine Geſammtausgabe ſeiner Werke erſchien noch bei ſeinen Lebzeiten in achtzehn Bänden in Neuenburg.

Digitized by Google

ausübte. Der Genfer Geiſtliche meint, hätte Voltaire an den frivolen Höfen von Paris oder Berlin, ſtatt in der Nähe der von ihm ſo oft als pedantiſch gegeißelten Republik Genf gelebt, würde er wohl ſchwerlich einen ſo thatkräftigen Antheil an den Kämpfen ſeiner Zeit für Toleranz und Gewiſſensfreiheit genommen haben. Iſt nun hier, obwohl dieſer Anſchauung eine innere Begründung keineswegs mangelt, auch etwas Nationaleitelkeit im Spiele, ſo verdanken wir doch gerade den bezüglichen Forſchungen Gaberels manche intereſſante Aufſchlüſſe und unter andern einen anziehenden Einblick in Voltaires weniger bekanntes Verhältniß zu dem Genfer Gelehrten Moultou. Gaberel ſelbſt ſpricht der Frau Streckeiſen-Moultou, der Enkelin dieſes Genfer Philoſophen, öffentlich ſeinen Dank aus für die ihm geſtattete Benützung des nicht gedruckten Briefwechſels ihres Großvaters.

Moultou war der Sohn eines franzöſiſchen Flüchtlings. In ſeiner Jugend hatte er große Reiſen gemacht und ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten verſchafften ihm überall Zutritt bei hervorragenden Männern der damaligen Zeit. Voltaire, der ebenfalls ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte, widmete ihm Zeit ſeines Lebens eine herzliche Freundſchaft, welche auch niemals getrübt wurde, obwohl Moultou ſeine religiöſen Grundſätze ſtets vertheidigte und hoch über alles andere ſtellte. Rouſſeau, der ebenfalls mit Moultou befreundet war, ſchrieb einmal (14. Febr. 1769) an dieſen: „Ich ſehe, mein Freund, daß der Strom der Mode auch Sie erfaßt, und daß Sie in den Anſichten, worin ich Sie für unerſchütterlich hielt, zu wanken beginnen.“ Gaberel gibt aus Moultous Briefen und Papieren folgende intereſſante Erklärung zu dieſer Stelle.

Eines Tages beklagte man bei Moultou die religiöſen Zweifel und ſkeptiſchen Anſichten ſeines „unglücklichen Freundes“ Rouſſeau. „Und ich,“ erwiederte Moultou, „verſichere, Sie ſind im Irrthum. Rouſſeau glaubt, wenn er auch nicht die ganze wunderbare Baſis des Evangeliums zugibt, an die Nothwendigkeit, an die Wahrheit der chriſtlichen Glaubensſätze, an die Wirkungen der Sendung Chriſti in Betreff des zukünftigen Lebens, an die Ausgleichung des irdiſchen Jammers im Jenſeits, an eine Wiedervergeltung, an eine Beſtrafung des Böſen und eine Belohnung des Guten, und ich ſelbſt mache mich anheiſchig, dieß ſchriftlich von ihm beizubringen.“ Alle Anweſenden bezweifelten ſtark dieſe Verſicherung, gaben aber Moultou das Verſprechen der ſtrengſten Verſchwiegenheit in dieſer Angelegenheit. Moultou begann nun mit Rouſſeau einen Briefwechſel, worin er ſeinerſeits die Rolle des Zweiflers übernahm, und bald konnte er ſeinen Freunden einen Brief Rouſſeaus vorlegen, worin es heißt: »Voulez-vous rejeter l'intelligence universelle? Les causes finales vous crèvent les yeux. Voulez-vous étouffer l'instinct moral? La voix interne s'élève dans votre coeur, y foudroie les petits argumens à la mode et vous crie, qu'il n'est pas vrai que l'honnête homme et le scélérat, le vice et la vertu, ne soient rien; car vous êtes trop bon raisonneur pour ne pas voir à l'instant, qu'en rejetant la cause première on ôte toute la moralité de la vie humaine. Eh quoi, mon Dieu! le juste infortuné en proie à tous les maux de cette vie, sans même en excepter l'opprobre et le déshonneur, n'aurait nul dédommagement à attendre après elle, et mourrait en bête, après avoir vécu en Dieu? Non, non, Moultou! Jésus, que ce siècle a méconnu, parce qu'il est indigne de le connaître, Jésus, qui mourut pour avoir voulu faire un peuple illustre et vertueux de ses vils compatriotes, Jésus ne mourut point tout entier sur la croix, et moi, qui ne suis qu'un chétif homme, plein de faiblesse, c'en est assez pour qu'en sentant approcher la dissolution de mon corps, je sente en même temps la certitude de vivre.«

Voltaire und Moultou traten beſonders durch die Calas'ſche Angelegenheit in nähere Beziehung. Der letztere und Frau de la Rive gaben ſich namentlich Mühe, Voltaire in ſeinem Plan, ſich für Calas zu verwenden, zu beſtärken. Die bezüglichen Briefe Voltaires ſind leider unvollſtändig; viele ſind während der revolutionären Ereigniſſe in Genf 1793 verloren gegangen. In dem erſten vorhandenen Schreiben Voltaires an Moultou, vom Mai 1762, heißt es: „So etwa denke ich das kleine in Rede ſtehende Werk (eine Denkſchrift für Calas) zu beendigen; dann werde ich einige Exemplare an die Miniſter derjenigen Staaten ſenden, auf deren Schutz und Klugheit ich zählen kann; weiter an die Marquiſe von Pompadour und an einige diſcrete Freunde, die wie Sie und ich denken. Ich will die Sendung mit einem Cirkularſchreiben begleiten, worin ich ſie bitten werde, das Werkchen nur zuverläßige Perſonen leſen zu laſſen, und zu verhindern, daß ihr Exemplar nicht einem Buchhändler in die Hände fällt. Eins will ich an den König von Preußen ſenden und an einige deutſche Fürſten; auch will ich ſie erſuchen, ſich denen anzuſchließen, welche die Familie Calas, die durch den ungerechten und barbariſchen Beſchluß des Parlaments von Toulouſe in die ſchlimmſte Lage verſetzt iſt, bereits unterſtützt haben. Die übrigen Exemplare ſollen unter Schloß und Riegel bleiben, bis der günſtige Augenblick zu ihrer Veröffentlichung gekommen ſeyn wird. Urtheilen Sie nun, ob der Plan nach Ihrem Geſchmack iſt, und ob man den Zeilen, welche ich mich Ihnen

Digitized by Google

zu überſenden nicht beehre, noch etwas zufügen oder etwas weglaſſen ſoll.“ Es würde zu viel Raum in Anſpruch nehmen, wollten wir dieſen Briefwechſel weiter verfolgen, der ein Zeugniß dafür ablegt, wie ſehr Voltaire von der Calas'ſchen Angelegenheit, an welcher er nicht bloß ein principielles Intereſſe, ſondern immer mehr und mehr den lebhafteſten perſönlichen Antheil nahm, beſchäftigt wurde, wie auch, daß er ſtets gern den Rath ſeines Freundes Moultou anhörte.

Ebenſo findet ſich in Moultous nachgelaſſener handſchriftlicher Correſpondenz eine Anzahl Briefe Voltaires, welche die obenerwähnte Sirven'ſche Angelegenheit und die allgemeine Lage der Proteſtanten in Frankreich überhaupt zum Gegenſtand haben. Voltaire handelte in allen dieſen Fällen mit vieler diplomatiſcher Klugheit, und machte auch ſeinen Genfer Freunden die größte Vorſicht zur Pflicht. Zur Zeit des Calas'ſchen Proceſſes ließ der Proteſtant Court de Gebelin in Lauſanne ſeine »Lettres Toulousaines« drucken, welche den franzöſiſch-katholiſchen Fanatismus ſcharf geißelten. Voltaire ſchrieb darüber an Moultou: „Sie theilen meine Befürchtungen und meinen Schmerz. Die »Lettres Toulousaines« verbreiten ſich ausführlich über die Angelegenheit Sirvens und ſeiner Tochter; das wird uns verderben. Die Sirven'ſche Angelegenheit iſt noch nicht abgeurtheilt. Das Parlament wird dieſe beiden Fälle in Verbindung bringen und den einen durch den andern begründen; es wird geltend machen, daß die Proteſtanten im Stande ſind, ihre Kinder zu ermorden, wenn ſie ihre Religion wechſeln wollen: ſie werden es dahin bringen, daß binnen drei Monaten die öffentliche Meinung zwei Familienväter dieſes Verbrechens anklagt; ſie werden ſagen, es müſſe ein Beiſpiel ſtatuirt werden. Ich habe unſern drei Advokaten anempfohlen, niemals der Sirven'ſchen Angelegenheit Erwähnung zu thun: ſie haben Wort gehalten. Sie ſchreiben ohne Zweifel nach Lauſanne und Vevey. Wenn Sie es dahin bringen können, daß der Verfaſſer die Veröffentlichung ſeines Buchs bis zur Beendigung des Proceſſes aufſchiebt, ſo ſind wir gerettet, wo nicht, ſo iſt Alles verloren. Der Verfaſſer möge warten bis zum Ende des Proceſſes: er wird dann einen zweiten intereſſanten Band ſchreiben können. Ich werde ihm mehrere Aktenſtücke und Anekdoten liefern. Ich hoffe viel von der Macht, welche Ihre liebenswürdige Beredtſamkeit auf alle Gemüther ausüben muß.“

In der That wartete Court de Gebelin mit der Veröffentlichung ſeines Buchs. Endlich, erſt nach Jahren, am 17. Nov. 1769 hatte Voltaire die Genugthuung, ſeinem Freunde Moultou die günſtige Entſcheidung der Sirven'ſchen Angelegenheit melden zu können.

In Betreff der allgemeinen Lage der Proteſtanten ſchreibt Voltaire unter Anderem, 11. März 1764, an Moultou: „Es iſt ſehr ſonderbar, lieber und liebenswürdiger Philoſoph, daß man die Rückberufung der Proteſtanten nach Frankreich in Vorſchlag bringt; denn in der That ſind ſie nicht verbannt. Im Gegentheil, man hält ſie gegen ihren Willen zurück; man confiscirt ihre Güter, wenn ſie nur einmal in Genf oder Lauſanne gefrühſtückt haben. Was man vorſchlagen ſollte, das wären nach meiner Anſicht annehmbare Bedingungen, in Folge deren ſie nicht mehr in Verſuchung geriethen, ihr Vaterland zu verlaſſen.“ Und unter dem gleichen Datum ſchreibt er an einen Andern: „Bedenken Sie, daß wir alle ſchwache Menſchen ſind. Nicht durch Bücher gewinnen wir die Gunſt des Hofes. Gute Bücher können Philoſophen bilden, und auch dieß nur unter jungen Leuten; die Andern haben bereits ihre Partie genommen. Es bedarf großer Vorſicht bei den Miniſtern und keiner Bücher. Ein gutes Buch kann Früchte tragen in fünfzehn oder zwanzig Jahren; aber heute handelt es ſich darum, den Schutz der Frau von Pompadour zu erlangen. Der große Punkt, worauf es ankommt, iſt, ihre Eigenliebe mit in's Spiel zu ziehen, damit ſie dem Staat ebenſo viel Gutes zu thun beſchließt, wie ihm Frau v. Maintenon Böſes zufügte. Ich werde gern ihren guten Willen anerkennen, und den der Herren v. Choiſeul und Praslin; aber mit alledem iſt die Toleranz noch nicht bewilligt; ſo ſchwer iſt es, etwas zu ändern, was einmal feſt begründet iſt. Es iſt ſicherlich eine herrliche Unternehmung, und ich werde ruhig ſterben, wenn ich zu dieſem Gebäude einen Stein beigetragen habe. Ich werde über dieß Alles mit Hrn. Moultou ſprechen, einem Mann, den ich ſehr achte und in welchen ich das größte Vertrauen ſetze.“

Indeſſen hielt dieſe Achtung Voltaire denn doch keineswegs ab, auch gegen Moultou gelegentlich ſeinen frivolen Spott ſpielen zu laſſen. So ſchrieb er, 17. März 1764, an Moultou, als dieſer ihm einige Fragmente ſeiner Geſchichte der erſten Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche mitgetheilt hatte: „Die erſten Chriſten müſſen doch eine ſchlimme Meinung von ſich verbreitet haben, daß man ſie der Menſchenfreſſerei beſchuldigte. Ich für meine Perſon geſtehe, daß ich wünſchte, ſie hätten lieber einen oder zwei kleine Knaben verſpeiſt, als daß ſie ſpäter ſo viele Unſchuldige verbrannten und ſich ſo vieler Grauſamkeiten ſchuldig machten.“ — Doch wir müſſen uns hier mit dieſen wenigen Auszügen aus dem Briefwechſel zwiſchen Voltaire und Moultou begnügen, da weitere Mittheilungen aus demſelben uns zu ſehr in Einzelnheiten führen würden, welche zum Theil nur für die Specialkenntniß der Betheiligung Genfs an den

Digitized by Google

Kämpfen für die Gewiſſensfreiheit in Frankreich im vorigen Jahrhundert von größerem Intereſſe ſeyn können.

Die Voltaire'ſche Preſſe in Genf.

Ueber den Zuſtand der Genfer Preßgeſetzgebung des vorigen Jahrhunderts herrſchen noch im heutigen Genf ſehr verſchiedene Anſichten. Während die einen dieſelbe als den Ausfluß der deſpotiſch-hierarchiſchen Gelüſte der Genfer Ariſtokratie bezeichnen, ſehen die andern auch in jenen Preßzuſtänden nichts anderes als ein nothwendiges und heilſames Ergebniß der patriarchaliſch republikaniſchen Einrichtungen des calviniſtiſch proteſtantiſchen Roms, wobei das Volk, wie bei den früheren Inſtitutionen im Allgemeinen, ſich wohl befunden habe. Die gegenwärtig herrſchende politiſche Partei, die der ſogenannten Radikalen, vertritt die erſtere Anſicht, unſer Gewährsmann neigt zu der letzteren. Zu unterſuchen, auf weſſen Seite das Recht iſt, liegt nicht in unſerer Aufgabe; es hieße das den heute noch nicht ausgefochtenen politiſchen Parteikampf aufnehmen. Am leichteſten wäre es vielleicht auch hier, den alten Satz zu conſtatiren, daß das Wahre und Rechte ſtets in der Mitte liegt; aber auch das iſt nicht unſere Aufgabe. Laſſen wir uns vielmehr von Pfarrer Gaberel zeigen, wie die Anfänge jenes Parteikampfs ſich zu Voltaires Zeiten in Genf geſtalteten, in welche Conflikte der Philoſoph von Ferney, deſſen Kämpfe mit den Genfer Behörden in Betreff des Theaters wir bereits kennen gelernt, mit jener patriarchaliſch-republikaniſchen Geſetzgebung gerieth.

Voltaires Ankunft in Genf erregte — bei dem Rufe, der ihm vorausging, ſehr natürlich — alsbald allerlei Bedenken in den frommen Kreiſen der Stadt Calvins. Schon im Juni 1755 ſchrieb Profeſſor Jac. Vernet an Voltaire: „Mein Herr, der einzige Umſtand, welcher die allgemeine Genugthuung, einen Mann von Ihrer Berühmtheit unter uns anlangen zu ſehen, trübt, iſt die Meinung, welche, auf einige Ihrer Jugendarbeiten ſich ſtützend, in Betreff Ihrer religiöſen Anſichten unter dem Publikum ſich gebildet hat. Ich verhehle Ihnen nicht, daß die weiſen Männer, welche uns regieren, und die brave Bürgerſchaft in dieſer Hinſicht ernſtlich beunruhigt ſind. Ich bin überzeugt, daß Sie dieſe Beſorgniſſe vollkommen widerlegen werden. Wenn bei uns die Theologen, die Rechtskundigen und die Philoſophen in Betreff der Religion übereinſtimmen, ſo iſt dieß nur die Folge davon, daß die Prediger die Weisheit beſeſſen haben, ſich an das reine Evangelium zu halten, und daß die Regierenden wiſſen, daß das Evangelium nothwendig iſt. Alſo, mein Herr, wir hoffen, daß Sie auf unſere Anſichten eingehen und ſich mit uns vereinigen werden, wenn ſich die Gelegenheit bietet, unſere Jugend vor der Irreligioſität, welche zur Libertinage führt, zu bewahren. Seyen Sie verſichert, daß Sie dann geehrt und geliebt von Allen, und von niemanden gefürchtet ſeyn werden." Auf dieſen vorbeugenden Warnungsbrief antwortete Voltaire: „Mein lieber Herr, was Sie mir ſagen, iſt ſehr vernünftig. Ich verabſcheue die Unduldſamkeit und den Fanatismus; ich achte Ihre religiöſen Geſetze; ich liebe und achte Ihre Republik. Ich bin zu alt, zu krank und ein wenig allzu ernſt mit jungen Leuten. Sie werden mir Vergnügen machen, wenn Sie dieſe Anſichten Ihren Freunden mittheilen."

Natürlich verbarg ſich auch hinter dieſen Verſicherungen Voltaires der Schalk nur einſtweilen, um bei erſter Gelegenheit ſein Spiel zu beginnen. Schon 1756 wurde dem Conſiſtorium durch Lullin, »Modérateur de la Vénérable Compagnie,« angezeigt, „daß 14 Verſe aus einem Gedicht über das Leben der Jeanne d'Arc, einer der abſcheulichſten Schriften gegen die Religion und die Sitten, in der Stadt verbreitet werden." Der Rath beſchloß hierauf, daß „die Aelteſten einen Rundgang halten und alle Exemplare dieſer Verſe wegnehmen ſollten." Voltaire ſeinerſeits läugnete die Autorſchaft auf's beſtimmteſte, und erklärte den Syndics der Republik gegenüber ſchriftlich, dieſes Gedicht rühre wahrſcheinlich von dem Buchhändler Graſſet her, der ihm früher ſchon geſagt habe, er wolle es unter ſeinem, Voltaires, Namen veröffentlichen, wenn ihm Voltaire daſſelbe nicht für 50 Louis abkaufe. Endlich, am 4. Aug. 1756 wurden, auf Antrag des Generalprokurators, die in Genf aufgefundenen handſchriftlichen Exemplare dieſes Gedichts vor dem Stadthauſe durch den Henker öffentlich verbrannt. Gaberel deutet ſelbſt an, daß dieſe Maßregel der weiteren Verbreitung des Gedichts in Genf nur förderlich geweſen. Die Behörden wurden immer beſorgter, ſie trafen alle möglichen Anſtalten, die Republik vor dem Eindringen der „franzöſiſchen Unſittlichkeit" zu bewahren. Selbſt die Beamten des ſtädtiſchen Octrois wurden angewieſen, alle Güter und Pakete, beſonders die von Ferney kommenden, genau zu unterſuchen. Einmal wurde auch Voltaires Kutſche von den betreffenden untern Zollbeamten — die, beiläufig bemerkt, den Ruf der Grobheit bis auf unſere Tage bewahrt haben — mit vieler Rückſichtsloſigkeit durchſucht. Es fand ſich nichts Verdächtiges, und Voltaire ergriff die Gelegenheit, Beſchwerde zu führen. Der franzöſiſche Reſident zu Genf ſelbſt richtete an den Rath ein ſehr entſchiedenes Schreiben des Inhalts: „Meine Herren Syndics, ich erfahre durch

Digitized by Google

viele Zeugen, daß unter dem Vorwand, die Kutſche des Hrn. v. Voltaire zu durchſuchen, der Sergent und der Viſiteur ſich die gröbſten Ausfälle gegen ſeine Perſon erlaubt haben. Ich erſuche Sie um eine exemplariſche Beſtrafung dieſer Leute. Es ſcheint unnöthig, Ihnen zu ſagen, daß der gegenwärtige Augenblick am allerwenigſten geeignet iſt, dem franzöſiſchen Miniſter Anlaß zur Klage zu geben."

Zunächſt wurde ſofort „Candide" am 2. März 1759 in Genf verboten. Auch hier ſtellte Voltaire die Autorſchaft in Abrede und ſagte unter anderem einem Bekannten: „Je mehr ich bei der Lektüre des „Candide" gelacht habe, um ſo mehr bedaure ich, daß man das Buch mir zuſchreibt. Gott bewahre mich davor, den geringſten Antheil an dieſem Werk zu haben." Auch dieſes Buch wurde trotz des Verbots eifrig geleſen.

Weit am gefährlichſten aber erſchien den Genfer Behörden das »Dictionnaire philosophique portatif,« welches ſeit September 1764 in Genf verbreitet wurde. Der Rath bezeichnete das Werk als »impie, scandaleux, téméraire, destructif« und ließ alle vorhandenen Vorräthe in den Buchhandlungen confiſciren. Der Buchhändler Graſſet wurde wegen Verbreitung deſſelben verurtheilt, 50 Genfer Gulden Strafe zu bezahlen und „Gott um Verzeihung zu bitten." Der Generalprokurator Tronchin machte Voltaire ſelbſt die heftigſten Vorwürfe; dieſer läugnete wieder, ſorgte aber zu gleicher Zeit für die größte Verbreitung ſeines Buchs, welches ſchließlich am 26. September 1764 ebenfalls durch den Scharfrichter verbrannt wurde.

Voltaire nahm ſeine Rache in ſeiner Weiſe: er organiſirte eine ſyſtematiſche Verbreitung beſonders ſeiner Flugſchriften und Pamphlets in Genf. Viele derſelben wurden unter ganz harmloſen Titeln, wie Almanach philosophique, Pensées serieuses sur Dieu, Homélie du pasteur Bourn, Evangile du jour, Adresse des pasteurs de Genève à leurs collègues u. ſ. w. eingeführt. Voltaire hatte eigene „Meſſagers," kleine Knaben, in ſeinem Sold, welche dieſe Flugblätter, ja ſelbſt größere Werke verbreiten, in die Kirchenſtühle, auf die Bänke der Promenaden legen, unter die Hausthüren ſchieben mußten u. ſ. w. Trotz der Bemühungen der geiſtlichen und weltlichen Behörden gewann, wie bei dem Theater, der Geſchmack an den Voltaire'ſchen Ideen, bekanntlich auch zum großen Verdruß Rouſſeaus, immer mehr Boden in Genf, obwohl immer noch ein ſehr bedeutender Theil der Bevölkerung den alten Sitten und Anſchauungsweiſen treu blieb. Zum Beleg führt Gaberel einige ergötzliche Anekdoten an, wie denn z. B. einmal eine ſorgſame Mutter ihrem Sohn, der ein großer Verehrer des Philoſophen von Ferney war, mit Voltaireſchen Schriften, die er im Geheimen beſaß, das Mittageſſen kochte.

Noch Einiges über das Verhältniß Voltaires zu den Genfer Gelehrten und Geiſtlichen.

Wir haben die Stellung Voltaires und der Voltaireſchen Philoſophie zu den Staatsinſtitutionen und den regierenden Machthabern der kleinen Republik in allgemeinen Umriſſen gezeichnet. Kann Gaberel auch keineswegs in Abrede ſtellen, daß die Voltaireſchen Einflüſſe ſowohl in gewiſſen Kreiſen der höheren Geſellſchaft, als bei den untern Volksſchichten vielfachen Eingang fanden, ſo gereicht es ihm doch ſtets zur beſonderen Befriedigung, die Zähigkeit des Widerſtandes, welchen die Geſetze, die von der altconſervativen Partei repräſentirte öffentliche Meinung, die eifrigſt gepflegten confeſſionellen Traditionen, die hergebrachten frommen Gebräuche den Wühlereien des Philoſophen von Ferney und ſeiner Anhänger entgegenſetzten, mit Nachdruck hervorzuheben. Auch die Wiſſenſchaft war in Genf zu Voltaires Zeit noch vorwiegend chriſtlich und der Materialismus, der Atheismus, ja ſelbſt der religiöſe Indifferentismus fanden nur wenige Vertreter unter den Gelehrten. „Die Mediciner, die Naturforſcher, die Geologen, wenig geneigt in die Fußſtapfen ihrer Collegen zu Paris und Berlin zu treten, übernahmen laut die Vertheidigung der Religion und bezeugten bei jeder Gelegenheit ihren Glauben."

Unter dieſen glänzten, der ganzen gelehrten Welt des achtzehnten Jahrhunderts bekannt, in der Geologie de Luc und de Sauſſure, in der Naturgeſchichte Charles Bonnet und Abraham Trembley, in der Medicin Odier, Tingry, Vieuſſeux, Tronchin, Namen, die auch noch heute einen guten Klang haben. Voltaire, der in dieſen Kreiſen mit ſeinen frivolen Anſichten wenig Eingang, oft ſtrenge Zurückweiſung fand, rächte ſich durch ſeine Ironie und ſeinen Witz. So nannte er z. B. Trembley nur »le père l'escarbotier.« Als Sauſſure und de Luc bewieſen hatten, daß das Meer einſt die Alpen bedeckt habe, und die Spuren nachwieſen, die es dort zurückgelaſſen, ſchrieb Voltaire: „Alſo war die Welt mit Fiſchen erfüllt; alſo verwandelten ſich dieſe Fiſche, als die Gewäſſer ſich zurückzogen und das Land trocken ließen, in Menſchen. Das iſt ſehr ſchön, aber es wird mir ſchwer, zu glauben, daß ich von einem Stockfiſch abſtamme."

Der Gelehrte, an welchem Voltaire ſich beſonders gern zu reiben ſuchte, war der bereits erwähnte Naturforſcher Bonnet. Bonnet war ein entſchieden religiöſer

Digitized by Google

Charakter; er veröffentlichte eine »Défense du Christianisme« gegen die irreligiösen Bestrebungen der damaligen Zeit, und in den zahlreichen noch von ihm vorhandenen Briefen findet sich der Name Gottes stets mit großen Buchstaben geschrieben. Voltaire machte sich einmal den Spaß, Bonnets Abhandlung »sur les feuilles,« welche neben dem naturwissenschaftlichen einen teleologischen Zweck verfolgte, nachdrucken zu lassen, wobei er aber stets das Wort »Dieu« in »nature,« »la volonté intelligente du Créateur« in »les forces aveugles du destin« veränderte und somit den einen Zweck der Schrift geradezu umkehrte. Bonnet machte sich übrigens nicht viel aus den Spöttereien des Philosophen von Ferney. Als er 1769 seine »Palingénésie« veröffentlichte, suchte Voltaire in der Vorrede einer damals von ihm veröffentlichten Broschüre Bonnets Ansichten über die Auferstehung des Fleisches auf frivole Weise lächerlich zu machen; ein Bekannter der beiden Schriftsteller vermochte Voltaire, die betreffenden Stellen zu unterdrücken; allein Bonnet selbst ersuchte ihn um die Veröffentlichung derselben. Indessen war Voltaires Stellung zu diesem Gelehrten keineswegs eine durchaus feindliche; Voltaire achtete sogar Bonnets wissenschaftliches Streben, und wir haben bereits früher bemerkt, wie Bonnet des Philosophen Einstehen für das Princip der Toleranz und der Gewissensfreiheit seinerseits anerkannte. Daß indessen die religiösen Meinungsverschiedenheiten überhaupt ein freundlicheres Verhältniß zwischen Voltaire und manchen der Genfer Gelehrten keineswegs hinderten, haben wir schon bei Moultou gesehen. Ebenso achtete Voltaire einen andern Gelehrten, den Genfer Philosophen Abauzit, so hoch, daß er einst einem vornehmen Herren, der sich in Ferney bei ihm mit den Worten einführte: „Ich habe eine weite Reise gemacht, um einen ausgezeichneten Mann zu sehen," erwiederte: „Ah, Sie gehen also nach Genf, um Abauzit zu besuchen!" *

Voltaires Verhältniß zu den Genfer Geistlichen ist bereits bei der Theaterangelegenheit und den Voltaireschen Preßumtrieben charakterisirt. Kurze Zeit nach Voltaires Ankunft in Genf hatte bereits die »Compagnie des Pasteurs« sich dahin ausgesprochen, daß sie es mit Vergnügen sehen würde, wenn einige Geistliche es übernähmen, die Angriffe Voltaires gegen das Evangelium und die Reformation zu widerlegen, wobei sie sich jedoch streng der Mäßigung und Wahrheit zu befleißigen hätten. In den Predigten sollte besonders Bedacht darauf genommen werden, die Gewißheit des ewigen Lebens, die moralischen Pflichten und „deren Existenz" nachzuweisen. Die Geistlichen, welche „geschickt in der Federführung" wären, sollten in kurzen Traktätlein die Göttlichkeit der heiligen Schrift und die Wunder vertheidigen. Einer der ersten Geistlichen, welcher sich Voltaires Zorn durch zwei solche Abhandlungen zuzog, war Vernet. Voltaire, der sich stets der Mystifikation mit besonderem Geschick zu seinen Zwecken zu bedienen wußte, veröffentlichte 1760 einen »Dialogue chrétien ou préservatif contre l'Encyclopédie, par M. V. professeur à Genève,« dessen Verfasser nach einer ernst gehaltenen Einleitung sich plötzlich zum entschiedensten Unglauben bekennt und alle seine geistlichen Collegen für Heuchler erklärt. Es wurde indessen Vernet nicht schwer, seine Unschuld an dieser Flugschrift nachzuweisen, und die Regierung verurtheilte jene zur Verbrennung. Man confiscirte so viel Exemplare in Genf, daß die Bewohner der untern Stadttheile bei dem Anblick des vom Scheiterhaufen aufsteigenden Rauches glaubten, das auf der Höhe gelegene Stadthaus selbst stehe in Flammen. Einige Jahre später beschuldigte Voltaire Vernet, derselbe habe sich als Corrector von Voltaires »Essai sur l'histoire universelle« angeboten. Es verhielt sich gerade umgekehrt, Voltaire hatte von Vernet diese Gefälligkeit erbeten; die Sache zerschlug sich aber, als Vernet einige Berichtigungen im religiösen Sinne durchsetzen wollte. Voltaire beharrte auf seiner Aussage trotz gegentheiliger Vorstellungen, weßhalb der Professor sich nach Ferney begab, um den Philosophen zur Rede zu stellen. Voltaire, bei welchem gerade viel Besuch war, ließ Vernet nicht zu Worte kommen und schloß: „Wir haben uns

* Von diesem Gelehrten wird noch heute eine interessante Anekdote in Genf erzählt. Abauzit liebte besonders meteorologische Studien. Er hatte in seinem Zimmer neben einem Barometer einige große Papierbogen angeheftet, worauf er 27 Jahre lang alle wichtigen von ihm beobachteten barometrischen Phänomene sorgfältig aufgezeichnet. Einst trat er in's Zimmer, als ein erst kürzlich in Lohn genommenes Dienstmädchen mit Reinigen desselben beschäftigt war, und bemerkte mit Schrecken, daß die Papierbogen verschwunden waren. „Was habt Ihr mit dem Papier angefangen?" fragte Abauzit mit zitternder Stimme. „O, Herr!" antwortete die Magd, „das war so schmutzig, daß ich es dort im Kamin verbrannt habe und nun dieses weiße an der Wand befestigen will." Abauzit schlug die Arme über einander und sagte nach einigen Augenblicken mit großer Ruhe: „So habt Ihr eine siebenundzwanzigjährige Arbeit zerstört. — In Zukunft rührt nichts mehr in diesem Zimmer an!" In einer solchen Selbstüberwindung hatte es dieser ursprünglich sehr zur Heftigkeit geneigte Mann gebracht.

Der Einsender.

Digitized by Google

beide manche alte Sünde zu verzeihen. Reichen Sie mir die Hand und sprechen wir nicht mehr von der Geschichte. Speisen Sie mit mir!" Vernet lehnte ab, mußte es aber auf Voltaires Bitten annehmen und in dessen Kutsche mit zwei seiner Freunde zur Stadt zurückfahren. An der Porte Cornavin wollte der Professor aussteigen, allein der Kutscher, der seine Weisung hatte, hörte nicht auf sein Rufen, und hielt erst auf der Place Bel-Air, einem der belebtesten Plätze mitten in der Stadt. Unter der dort befindlichen Menge entstand, da der Voltaire-Verneusche Streit sehr bekannt war, sofort ein allgemeines Gemurmel, welches nicht geringer wurde, als einer der im Wagen befindlichen Freunde Voltaires spöttisch fragte, ob der Herr Professor nicht noch einen Auftrag an Herrn von Voltaire habe? „Allerdings," erklärte dieser, schnell gefaßt, „sagen Sie ihm, daß ich entzückt bin über seine kleine Bosheit, die mir Gelegenheit gibt, hier vor meinen Mitbürgern zu wiederholen, daß Herr von Voltaire, wie er eben in Ferney gethan, seine Verleumdungen gegen mich für alte Sünden erklärt hat." Vernet genoß nun den Triumph, die lachende Menge auf seiner Seite zu haben.

Der Pfarrer Perdriau hatte ebenfalls gegen Voltaires religiöse Meinungen gepredigt. Später mußte er als Pfarrer zu Petit-Saconnex seinen Besuch bei allen Gemeindegliedern machen und nach dem Gesetz deren Namen in das Gemeinderegister eintragen. Er kam auch nach Délices zu Voltaire. Dieser hatte, wie gewöhnlich, große Gesellschaft und ließ den Geistlichen in seinen Salon treten. „Wer sind Sie?" fragte Voltaire. — „Ich bin der geistliche Hirte (Pasteur) dieser Gemeinde, wie Ihnen Herr Wagnières gesagt haben wird." — „Ah, der Hirte! Ich hätte Sie eher für ein Lamm gehalten." — Allgemeines Gelächter. Perdriau entgegnete: „Der Hirte hätte Ihnen vielleicht geantwortet, aber das Lamm bleibt stumm." — Voltaire reichte ihm nun die Hand; dann fuhr er fort: „Sie haben etwas mit dem dicken Buch da, was ist's? — „Ich muß die Namen aller Personen, die dieses Haus bewohnen, da eintragen." — „Nun so fangen Sie mit dem Herrn an. Schreiben Sie: J. Marie Arouet de Voltaire, gentilhomme ordinaire du roi. So! Weiter: apostolischer Katholik und gut römisch." — „Nicht zu sehr, nicht zu sehr!" sagte Perdriau, die Feder in die Höhe haltend. — „Nicht zu sehr? Schreiben Sie, was ich Ihnen sage!" — „Unmöglich, Herr! Die Seite ist mit »gentilhomme« zu Ende; es ist kein Platz mehr für die andern Titel." — „Herr Prediger, Sie sind boshaft trotz Ihres Lammgesichts. Nun, kommen Sie her, speisen Sie mit uns!" — Perdriau lehnte ab; am andern Morgen aber erschien Voltaires Secretär bei ihm mit einer Geldrolle als Geschenk für die Armen der Pfarrei. „Danken Sie Herrn von Voltaire," sagte Perdriau, „und sagen Sie ihm, daß es besser ist, mit seinem Geld Gott zu preisen, als ihn durch seine Schriften zu lästern." Voltaire sandte seit der Zeit häufig Gaben für die Armen von Petit-Saconnex.

Die Genfer Geistlichen ließen ihre Traktätlein, wie Voltaire seine Broschüren, in unzähligen Exemplaren durch Colporteurs verbreiten; ja einmal gelang es einigen Studiosen der Theologie, einen Diener des Voltaireschen Hauses dahin zu gewinnen, daß derselbe ein solches gegen Voltaire gerichtetes Flugblatt, als dieser gerade gegen vierzig Personen zu Tische geladen hatte, jedem Gast unter die Serviette schob. Man sieht, daß beide Parteien es an kleinen Neckereien nicht fehlen ließen.

Im Jahr 1778 verließ Voltaire Ferney, um noch einmal sich in das bewegte Leben der Weltstadt an der Seine zu stürzen. Gaberel schließt hier seine Arbeit, glaubt aber noch, die von Genfern herrührenden Zeugnisse über die letzten Tage des Philosophen anführen zu müssen, die ihm einiges Licht über die so vielfach aufgeworfene Frage zu verbreiten scheinen, ob Voltaire als ein ächter Philosoph, als ein erhabener Weiser starb, oder als ein von Gewissensbissen gepeinigter, zerknirschter Sünder die Welt verließ? Auch wir wollen diese Zeugnisse unsern Lesern nicht vorenthalten.

Beauchateau schreibt, Mai 1778, an Mouchou: „Mit 84 Jahren Tragödien schreiben, 120 Poststunden reisen, am Tag nach seiner Ankunft sein Haus öffnen, eine ganze Welt von Besuchern empfangen, selbst verschiedene Besuche machen, seine „Irène" Kunstkennern vorlesen, auf ihre Bemerkungen einen ganzen Akt umarbeiten und viele Verbesserungen in den andern anbringen, während dieser Zeit eine Menge Briefe in Versen und Prosa schreiben — das Alles, scheint mir, ist ungewöhnlich genug; auch läuft der Mann Gefahr, es theuer zu bezahlen. In weiterer Verfolgung aller dieser Dinge, welche einen jungen Mann in der Blüthe seiner Jahre niederdrücken könnten, hat Voltaire eine Probe seines Stücks in seinem Hause vornehmen lassen, und da die Schauspieler im Allgemeinen ihre Rollen verkehrt auffaßten, gab er sich unglaubliche Mühe mit ihnen und erhitzte sich sehr. Da er sich unwohl fühlte und Blut auswarf, ließ er Tronchin und einen Geistlichen zu sich bitten; als er den letzteren kommen sah, sagte er zum Arzt: „Thun Sie mir den Gefallen, diesem Mann mitzutheilen, daß ich nur wenig sprechen darf." Tronchin hofft ihn zu retten, aber es ist zweifelhaft.

Tronchin — der schon 1766 auf die dringenden Bitten des Herzogs von Orleans als dessen Leibarzt

Digitized by Google

nach Paris übergesiedelt war — schrieb zu derselben Zeit an seinen Bruder: „Voltaire ist sehr krank. Wenn er heiter stirbt, wie er es versprochen hat, so würde ich mich sehr getäuscht haben. Er wird sich seinen vertrauten Freunden gegenüber keinen Zwang anthun; er wird sich gehen lassen, wie es ihm seine Laune, seine Feigheit und die Furcht eingibt, das Gewisse mit dem Ungewissen zu vertauschen. Der Himmel des zukünftigen Lebens ist nicht so heiter wie der der hyerischen Inseln oder der von Montauban für einen Achtzigjährigen, der als Poltron zur Welt kam. Je le crois fort affligé de sa fin prochaine; je parie qu'il n'en plaisantera point. La fin sera pour Voltaire un fichu moment.«

Einige Wochen später meldete Tronchin seinem Freunde Bonnet * Voltaires Tod mit folgenden Zeilen: „Wenn meine Grundsätze noch nöthig gehabt hätten, daß ihre Bande noch fester geknüpft würden, so hätte der Mann, den ich schwach werden, hinsiechen und sterben sah, einen wahren gordischen Knoten daraus flechten können; und wenn ich des rechtschaffenen Mannes Tod, der nur der Abend eines schönen Tages ist, mit dem Voltaires vergleiche, so sehe ich deutlich den Unterschied zwischen einem schönen Tag und einem Sturm. Diese letzten Tage hat er, durch literarische Widerwärtigkeiten außer sich gebracht, soviel Arzneien genommen und soviel Thorheiten begangen, daß er sich in einen Zustand der abscheulichsten Verzweiflung und Raserei stürzte. Ich kann nicht ohne Schauder an ihn zurückdenken. Seitdem er sah, daß alles, was er zur Wiedererlangung seiner Kräfte gethan hatte, vergebens war, bemeisterte sich die Wuth seiner Seele. Von diesem Augenblick an stand der Tod fortwährend vor seinen Augen. Denken Sie an die Raserei des Orestes: so starb Voltaire. Furiis agitatus obiit!"

* Manuscriptensammlung der öffentlichen Bibliothek zu Genf.

Wir haben nur noch wenige Zeilen zum Schluß hinzuzufügen. Wir sind Gaberels Arbeit im Wesentlichen gefolgt. Was ihren sachlichen Inhalt anbetrifft, so gibt sie, wie die vorstehenden Mittheilungen hoffentlich gezeigt haben, einen interessanten Beitrag, lebensvolle Randzeichnungen zu einem wichtigen Abschnitt aus dem Leben des merkwürdigen Mannes. Den philosophisch kritischen Standpunkt Gaberels haben wir uns mehrfach anzudeuten bemüht: es ist der aufgeklärte protestantisch religiöse. Die Vertreter der absoluten Kritik werden ihn einen befangenen nennen, und haben wenigstens insoweit nicht ganz unrecht, als dieser Standpunkt von einer specifisch nationalen Beimischung, etwas Kirchthurmspatriotismus, nicht ganz frei ist. Nichtsdestoweniger war vielleicht dieser Standpunkt gerade geeignet, die Stellung Voltaires zu der Stadt Calvins und ihrer Bevölkerung in's richtige Licht zu setzen. Wie tief die Voltaireschen Doctrinen in die Gesellschaft am Genfer See eingedrungen waren, ist hier nicht der Ort zu untersuchen. Es dürfte indessen nicht schwer seyn, die Rückwirkungen der Rousseauschen wie der Voltaireschen Lehren in den politischen Bewegungen der achtziger Jahre, die erst mit der Revolution von 1794 in Genf ihren *ersten* Abschluß fanden, nachzuweisen. Die höheren Gesellschaftskreise waren jedenfalls auch hier stark von der Frivolität angefressen. Das lustige Leben unter dem Kaiserreich in Genf war mit Voltaireschen Reminiscenzen geschwängert. Freilich blieb die Reaktion nicht aus. Mit der Restauration wurde auch das alte calvinisch religiöse Nationalbewußtseyn neu belebt. Die Reaktion trat am sichtlichsten unter den in jener Zeit auftretenden, noch heute äußerst thätigen „Momiers" hervor, freilich wieder nicht zum Heil der alten Nationalkirche, die bei veränderten politischen Institutionen dem Sektenwesen keinen Einhalt mehr zu thun vermag. In gewissen höheren Kreisen der Gesellschaft haben sich mit den früheren politischen Anschauungen auch noch die alten calvinistischen Traditionen am reinsten erhalten und Voltaire, Kaiserreich, Restauration und die jüngsten Revolutionen überdauert.

Digitized by Google

Verse von Justinus Kerner.

Die Quelle meiner Lieder.

Noch fließt die Quelle meiner Lieder,
Denn ihre Quelle ist der Schmerz.
Im Herzen wogt sie auf und nieder,
Bis stille steht das alte Herz.
Nur noch durch sie das Herz ich fühle,
Leis' ist sein Schlag, fort seine Kraft!
Was Wunder, wenn still steht die Mühle,
Die siebzig Jahr' lang hat geschafft?

Verlassenseyn.

Wie oft hab' ich mein Herz geleget,
Als ich noch jung war, an ihr Herz,
Als noch kein Schmerz mein Herz beweget,
Nur Liebe, Freude, munt'rer Scherz.

Jetzt, wo mein Alter ist voll Kummer,
Sie todt ist, ich noch lebend bin,
Wo in den Nächten ohne Schlummer
Kann legen ich mein Herz noch hin?

Hin, wo kein Herz mir schlägt entgegen,
In tiefer Waldnacht ganz allein
Will ich mein heißes Herz nur legen
An einen kalten, stummen Stein!

Keine Heimath mehr!

O, daß du mich verlassen,
Du liebe, treue Hand!
Den Wanderstab zu fassen
Bin ich nicht mehr im Stand.
Durch stille Zimmer geh' ich
Mit Füßen müd und schwer,
Die alten Wände seh' ich,
Doch keine Heimath mehr!
Geh' durch des Gartens Räume
Im Sonn- und Mondenlicht,
Seh' wohl die alten Bäume,
Die alte Heimath nicht! —
Die sank, seit du verschieden,
In's tiefe, tiefe Meer;
Hab' keinen, keinen Frieden,
Hab' keine Heimath mehr!

Mein Bild im Traume.

Du schwarze Nacht, du banger Traum
Hieltst mir mein Bild hin: 's war ein Baum,
Gespalten war er, blätterlos,
Die Wurzel krank im Erdenschooß.
In Thränen war ich aufgewacht.
O Wurzel, hab' ich da gedacht,
Wenn doch ein Fäserchen dir blieb,
Das frischen Keim zum Himmel trieb!

Der Gesang im Ofen.

Wer sang in meinem Ofen
Heut Nacht so wunderbar,
Wie nie ein andres Singen
Mir herzergreifend war?

Lang war's, als säng' in Flammen
Unsel'ger Geister Chor,
Dann aber sang's in Worten,
So tönend meinem Ohr:

„Du forschest, was so singet
In deines Ofens Raum?
Ich bin's, der Ast von einem
Gefällten Tannenbaum,

Vom Baume, der geschnitten
Schon längst in Bretter breit.
Der Schreiner hobelt singend:
„Mach, Alter, dich bereit!"

So sang es kurz in Worten,
In Tönen doch noch lang,
Bis mich in Schlaf und Träume
Einlullte der Gesang.

Mensch, stelle dich nicht über die Natur!

Mensch, stelle dich nicht über die Natur!
Nichts kannst du seyn, als ihr demüth'ges Kind.
Duld', was sie mit dir macht, aus Liebe blind,
Dünk' dich nicht mehr als einen Halm der Flur.

Was sie gebar aus ihrem warmen Schooß,
Verläßt Natur, die treue Mutter, nicht,
Theilt gleich den Wechsel aus von Nacht und Licht
Dem Menschen und dem Wurm, dem Baum, dem Moos.

So will's einmal das göttliche Gebot,
Wer sollte seiner Macht entgegen seyn?
Auf schwarze Nacht folgt heller Sonnenschein,
Und auf das reichste Leben — folgt der Tod.

Digitized by Google

Schau' auf die Au, da ſteht ein Blüthenbaum,
In friſcher, lichtverklärter Frühlingspracht;
Da weht ein kalter Windhauch durch die Nacht,
Und ſeine Glorie war ein kurzer Traum.

Schau' in dem Wald dem jungen Rehlein nach,
Wie ſpringt es freudvoll an die Mutterbruſt,
Der bald'gen trüben Stunden unbewußt,
Wo wund es und verlaſſen liegt am Bach.

Schau in des Kaiſers, in des Bürgers Haus!
In jedem trägt ein Kind ein Mutterarm
Mit gleicher Wonne; drauf, o gleicher Harm!
Der Tod tritt ein, löſcht Kindleins Aeuglein aus.

Warſt du im Glück, ſprich keinen Vorzug an,
Trag ruhig das gekommne Mißgeſchick,
In der Natur ſchnell wechſelt Leid mit Glück.
Frag' nicht warum? Denk, — Liebe hat's gethan!

Literatur.

Napoleon in Deutſchland. Erſte Abtheilung: Raſtatt und Jena. Von L. Mühlbach. Berlin, 1858.

Ohne Zweifel iſt es ſchon manchem Leſer von Schloſſers Geſchichte des 18. und 19. Jahrhunderts ſo ergangen, daß er bei den zahlreichen Stellen, wo der verehrte Verfaſſer intereſſante Aufſchlüſſe gibt oder ſeine patriotiſche Geſinnung mit der ihn auszeichnenden Energie und Rückſichtsloſigkeit ausſpricht, den Wunſch nicht unterdrücken konnte, daß doch das, was hier immer nur von Wenigen geſucht und gefunden wird, zur Kenntniß Aller gebracht werden könnte. Es kann für uns gewiß keine intereſſantere Periode der Geſchichte geben, als jene Zeit, welche viele von uns ſelbſt durchlebt haben, welche die meiſten aus mündlicher Erzählung von Zeitgenoſſen kennen. An Quellen aller Art, an Lebensbildern, Memoiren u. ſ. w. iſt bekanntlich kein Mangel. Einzelnes kennen wir bis in's kleinſte Detail; ein richtiges Bild der ganzen Situation aber, eine Kenntniß der eigentlichen Triebfedern, welche den äußeren Vorgängen zu Grunde lagen, haben wir nicht und können ſie auch aus den gewöhnlichen hiſtoriſchen Darſtellungen nicht gewinnen. Die meiſten Gebildeten ſind über Ereigniſſe, die wir faſt als gleichzeitige bezeichnen können, weniger genau unterrichtet als über Dinge, die vor Jahrtauſenden geſchahen. Das Werk von Häuſſer ſteht dem größeren Publikum näher; aber auch von ihm werden wir kaum hoffen dürfen, daß die gewöhnlichen Leſer Beharrlichkeit genug haben werden, um der, wenn auch noch ſo durchflichtigen Erzählung durch drei umfangreiche Bände hindurch zu folgen. Werden wir es da nicht mit Freuden begrüßen, wenn uns das, was dort in gelehrter und ſyſtematiſcher Form dargeboten wird, einmal auch in einer Bearbeitung entgegenkommt, die ſo ganz dem modernen, dem allgemeinen Geſchmack entſpricht, im Gewande des Romans?

Aus dieſem Geſichtspunkt, aus dem eines populär-hiſtoriſchen, eines patriotiſchen Werkes glauben wir alles Ernſtes das vorliegende Buch auffaſſen zu müſſen. Wir glauben der Frau Verfaſſerin in dieſer Hinſicht dieſelbe Stellung zu den ſtrengeren Hiſtorikern anweiſen zu dürfen, die ſie ihrer Prinzeſſin von Eibenberg, geb. Mariane Meier, einem Gentz und Johannes v. Müller gegenüber zutheilt. Wollte man das Buch als bloſen Roman vom rein äſthetiſch-künſtleriſchen Standpunkt aus beurtheilen, ſo könnte man daran ohne Zweifel ſehr vieles ausſetzen. Es fehlt an der Einheit der Perſon und des Intereſſes, würde der äſthetiſche Kritiker ſagen; untergeordnete Partien ſind mit unverhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt; und dieß rührt daher, daß überhaupt Hiſtoriſches und Romantiſches, daß Wahrheit und Dichtung ſich nicht wirklich durchdringen, ſondern nur äußerlich neben einander hergehen und das Werk zu einem hiſtoriſchen Roman nur dadurch wird, daß in die hiſtoriſche Erzählung da und dort romantiſch zubereitete Scenen und Anekdoten eingelegt werden. Alle dieſe Bedenken wegen künſtleriſcher Einheit und poetiſcher Durchdringung müſſen aber zurücktreten, wenn wir Zweck und Wirkung des Buches als hiſtoriſch aufklärend, als patriotiſch anregend in's Auge faſſen, wozu wir nach dem Bisherigen alles Recht zu haben glauben.

Die bis jetzt vorliegende erſte Abtheilung, welche den beſondern Titel „Raſtatt und Jena" führt, umfaßt in 4 Bändchen die ſo inhaltsvollen und intereſſanten zehn Jahre deutſcher Geſchichte, deren Grenzpunkte der Friede von Campo Formio und die Cataſtrophe Preußens ſind. Abwechslungsweiſe ſuchen ſie uns in die Wiener und Berliner Zuſtände, ſociale ſowohl als politiſche, näher einzuführen. Das erſte Buch beginnt nach einigen einleitenden Kapiteln, von denen insbeſondere das über Haydn durch die öſterreichiſche Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiſer" in ſchönen Zuſammenhang auch mit der folgenden Geſchichte gebracht wird, die hiſtoriſche Darſtellung mit dem Frieden von Campo Formio. Was wir hierüber

Digitized by Google

erfahren, ist fast Alles buchstäblich wahr und aus den zuverlässigsten Quellen geschöpft. Es hat dieß um so mehr Werth, da die meisten Leser, die sich zu den gebildeten zu zählen ein Recht haben, darüber nur sehr oberflächlich, wo nicht falsch unterrichtet sind. Man glaubt die Verhältnisse vollkommen genügend zu kennen, wenn man von dem allgemeinen österreichischen Schlendrian, und was dazu gehört, zu sprechen weiß. Das mag Alles wahr seyn — und es ist mehr wahr, als die meisten wissen — von der wirklichen Geschichte und ihren Triebfedern aber weiß man dabei doch so viel als nichts, wenn man nicht die Männer und Parteien kennt, aus deren Gegenstreben dieser Friede hervorging, die Kriegspartei mit Thugut, die des Friedens mit der Kaiserin und dem Erzherzog Karl an der Spitze. Man kann freilich nicht sagen, welche von beiden mehr zum Verderben beigetragen; bei näherer Kenntniß aber leuchtet aus dieser ersten großen Demüthigung bereits die Hoffnung einstiger Erhebung hervor. Der Erzherzog ist Pessimist und Freund des Friedens nur deßwegen, weil er klar erkannt hat, daß der Mann des Jahrhunderts den kleinen Menschen, welche damals die Gewalt in Händen hatten, und ihren Intriguen gegenüber viel zu groß sey, daß es eines Andern und mit anderer Gewalt ausgerüsteten bedürfe, um dem die Spitze zu bieten, welcher sich selbst in den Mittelpunkt aller Dinge stellte, Alles auf sich bezog und mit absoluter Machtvollkommenheit überall schaltete. In dieser Hinsicht ist die Geschichte des Friedens von Campo Formio überaus lehrreich, und wir rechnen es der Frau Verfasserin zum Verdienst, nicht nur selbst hierüber Aufklärungen gegeben, sondern auch ein größeres Publikum auf die Quellen hingewiesen zu haben, aus denen es die genauste Kenntniß schöpfen kann.

Das zweite Buch, das uns nach Preußen, nach Berlin und an den Hof des jungen Königs führt, der gerade damals den Thron bestiegen, überzeugt uns, daß von einem Könige, der im Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung als Familienvater die politischen Stürme ruhig über seinem Haupte dahinbrausen lassen konnte, noch weit weniger zu hoffen war als von den energischen Kriegs- und den pessimistischen Friedensfreunden in Wien. Die gleichfalls den authentischsten Quellen entnommenen Schilderungen des tugendhaften Friedrich Wilhelms III. und seines schönen Verhältnisses zu seiner edlen Gemahlin legen uns auf's anschaulichste die Lehre nahe, daß ein frommer König keineswegs das Erste ist, was eine Nation sich wünschen kann. Der Hauptträger der preußischen Neutralität, der Graf Haugwitz, tritt erst später in Scene; wir haben aber vorerst an dem Herrn v. Köckeritz, den wir hier schon kennen lernen, mehr als genug. Daß die Verfasserin der hausbackenen Frömmigkeit des Hofs gegenüber die genialen Berliner Kreise in ein so günstiges Licht stellt, finden wir sehr begreiflich, wenn wir auch ihre Sympathien nicht so ganz theilen können. Dagegen können wir der Art und Weise, wie sie speciell den Charakter von Gentz auffaßt, unsere Anerkennung nicht versagen. Der grenzenlose Leichtsinn und die Genußsucht des Mannes wird keineswegs verhehlt; darüber werden aber nicht, wie dieß von so vielen einseitigen Beurtheilern geschieht, seine großen Eigenschaften verkannt. Wenn er in österreichische Dienste übertrat, so that er es aus patriotischer Ueberzeugung; verkaufen wollte er sich nicht, wenn er sich aber gut bezahlen lassen wollte, so mögen diejenigen einen Stein dagegen aufheben, die dieß nicht wollen und — nicht können.

Das dritte und vierte Buch haben die Zeiten des Rastatter Congresses zum Gegenstand, wie die beiden ersten die des Friedens von Campo Formio. Wie tief ist in diesen wenigen Jahren Selbstgefühl und Selbstachtung bei Kaiser und Reich gefallen! Die Gesandten der deutschen Fürsten, die in den Vorzimmern herumschwänzeln und die Bedienten der französischen Gesandten zu bestechen suchen, um bei den Herren eine Audienz herauszuschlagen, sind ein unendlich traurigerer Anblick als der Marquis de Gallo und der Graf Cobenzl, wie sie sich durch die von Bonaparte zerschmetterte kostbare Tasse einschüchtern lassen und ihm um den Frieden nachlaufen. Den Knotenpunkt dieser beiden Kapitel bildet der berüchtigte Gesandtenmord, in dessen Erklärung die Verfasserin der in neuerer Zeit allgemein, auch von Schlosser und Häusser, angenommenen Ansicht folgt, daß diese finstere That ein Akt der Privatrache Thuguts gewesen, der sich dabei zugleich in den Besitz von Papieren setzen wollte, durch die er compromittirt zu werden fürchtete. Hiemit steht die Wiener Revolte am Fest der Freiwilligen und der Sturm auf das französische Gesandtschaftshotel in innerer Verbindung. Der Zusammenhang zwischen Wien und Rastatt aber und der ganze romantische Nexus überhaupt wird in diesem Theile genauer als in den übrigen Partien vermittelt durch die Person der Victoria von Poutet. Die Haremsscene mit Thugut ist zwar gar nicht nach unserem Geschmack, sie erinnert fast an den Notar Ferraud in den Pariser Mysterien und die verschmitzte Buhlerin, die ihn ihren Tiger nennt, wie die Freundin Thuguts diesen ihren Satan. Auch die Rolle, welche diese Intrigantin mit Bonnier in Rastatt zu spielen hat und die so sehr zu ihrer Demüthigung ausschlägt, abgesehen davon, daß sie im ganzen Buch am wenigsten Wahrheit und selbst Wahrscheinlichkeit für sich hat, wiederholt sich zu häufig (die Prinzessin Eisenberg unternimmt sie bei Napoleon zweimal unter ähnlichen Verhältnissen und mit ähnlichem Erfolg), um nicht den besten Theil ihrer Wirkung zu verlieren. Gleichwohl aber halten wir die romantischere Ausstaffirung gerade bei dieser dunkeln Partie für wohl angebracht. Daß durch jenen beklagenswerthen Mord außer der Schmach der Feigheit und Wegwerfung auch noch die der Gewaltthat und Blutschuld auf Deutschland gewälzt wurde, tritt dabei nur zu sehr in das hellste historische Licht. — Das komische Nachspiel gleichsam zu diesen tragischen Geschichten wird in Berlin aufgeführt. Wie Haugwitz den friedliebenden König endlich für einen engeren Anschluß an Rußland und England gestimmt glaubt und die Gesandten dieser

Digitized by Google

beiden Mächte zu ſich bittet, um ihnen den heroiſchen Entſchluß Preußens anzukündigen, ſeine Mittheilungen aber im Augenblick der Eröffnung abbrechen muß, weil der König die Sache noch einmal von der andern Seite betrachtet hat, ſo daß der Graf Panin ſich faſt nicht anders ausdrücken konnte als: „Sie haben uns gebeten, hieher zu kommen, um uns zu ſagen, daß wir wieder gehen können;“ wie er und Köckeritz dann ihren Herrn, den ſie mit Aufbietung ihrer ganzen Beredtſamkeit wieder für den Krieg geſtimmt haben, noch einmal umſtimmen und ſich von ihm überwunden ſtellen, weil dieſe würdigen Diener fürchten, er könnte es ihnen übel nehmen, daß ſie ihn überzeugt haben, weil es eigentlich ihre Schuldigkeit wäre, ſich ſtets nur von ihrem König und Herrn überzeugen zu laſſen — das ſcheint ein gut erfundenes Luſtſpiel und iſt doch die gründliche Wahrheit. Wir können es ganz mitempfinden, wie da Gentz endlich die Geduld ausgehen mußte, wie er lieber dem trotzigen Thugut dienen wollte als dieſen Windfahnen.

Die zwei folgenden Bände, welche von dem Frieden von Luneville bis zu den Schlachten von Auſterlitz und Jena gehen, zeigen uns erſt „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung.“ Was man über den Zwieſpalt und die Zerſplitterung der deutſchen Nation denken und ſagen kann, iſt in der Unterhaltung zuſammengedrängt, die Gentz und J. Müller im Weidenbuſch, oder wie damals das beſte Hotel in Frankfurt hieß, in welchem der eine deutſche Gelehrte im erſten Stock, in den Zimmern des Herzogs von Baden, und der andere im Hinterſtübchen logiren konnte, mit einander führen. Beide erkennen die Eintracht zwiſchen Oeſterreich und Preußen als das einzige Heilmittel für Deutſchland an und glauben ſich vom Schickſal, der eine nach Berlin, der andere nach Wien poſtirt, nun alle ihre Kräfte auf dieſen Einen Punkt, nach dieſem Einen Ziel zu richten. Aber ſie verzweifeln eigentlich doch von vorneherein an der Erreichung deſſelben. So oft er daran denke, wie Frankreich und England mit offenbar geringeren Mitteln und tief untergeordneten Anlagen zur wahren Nationalität herangewachſen ſeyen und uns im politiſchen Sinn auf den Nacken treten, ſagt Gentz, ſo „verſchwinden mir alle von unſerer großen und herrlichen Individualität hergenommenen Troſtgründe und laſſen mich mit meinem Schmerze allein.“ Und Müller, daran verzweifelnd, daß aus der Nation ſelbſt der Eine große Mann erſtehen werde, „er dürfte nicht Kaiſer, nicht König ſeyn, wär' er ein ſächſiſcher Moritz, ein Statthalter von Holland,“ ſpricht die Meinung aus: um wieder zu uns zu kommen, ſey uns ein eitler Tyrann nöthig, der uns in's Geſicht höhne, indeß er unſere Taſchen ausraube. Vielleicht habe die Vorſehung Bonaparte dazu auserſehen, dieſer Tyrann, dieſe Zuchtruthe zu ſeyn, um uns zu martern, zu wecken u. ſ. w. Eine Anſicht, die der Erfolg als die richtige beſtätigt hat.

Bis es aber endlich geweckt wurde, mußte man dem deutſchen Volke noch oft bis auf's Leben ſchneiden. Die einzelnen Stationen dieſes Calvarienganges ſind in den beiden letzten Bändchen aufgezählt. „Napoleon und die deutſchen Fürſten“ iſt das zweite Kapitel des ſechsten Buches überſchrieben, in welchem erzählt wird, mit welch unterwürfiger Zudringlichkeit ſich namentlich die Kurfürſten von Bayern und Württemberg vor den Siegeswagen des Imperators ſpannten. Hierüber kann nichts weiter geſagt werden. Das achte Kapitel des ſiebenten Buchs ſchildert „das Ende des deutſchen Reichs.“ Für den Kundigen enthält es allerdings nichts Neues, aber es iſt nicht überflüſſig, ſeinen Schmerz und ſeine Entrüſtung immer wieder wach zu rufen, und mancher hiſtoriſch weniger unterrichtete Leſer hat es vielleicht noch nie ſo mit den urkundlichen Worten gehört: „wie ſich die Fürſten des deutſchen Rheinbundes feierlich und für alle Zeiten losſagen von dem deutſchen Reich und dem deutſchen Reichstag, niemand mehr als „Herrn“ und Beſchützer anerkennend als den Kaiſer der Franzoſen.“ Jetzt erſt glaubte Gentz „Deutſchland in ſeiner tiefſten Erniedrigung“ beklagen zu müſſen, und Palm, deſſen Schickſal die Verfaſſerin mit novelliſtiſcher Ausführlichkeit erzählt, fiel als der erſte Märtyrer über dem Grabe des deutſchen Reiches.

Werden wir durch dieſe Geſchichten auf's ſchmerzlichſte niedergedrückt, ſo geht es uns mit der Betheiligung Preußens daran ſo ziemlich wie mit der preußiſchen Politik am Anfang des Jahrhunderts. Der Greuel macht einen faſt verſöhnenden und heitern Eindruck. Niemals war die ſchwankende Zweideutigkeit Preußens unſeliger als in jenen Tagen der Schlacht von Auſterlitz. Wir leſen in unſerem Buche, wie nach der Anſpachſchen Neutralitätsverletzung Friedrich Wilhelm III. durch die preußiſche Kriegspartei, welche jetzt auch die Königin in ihren Reihen ſah, endlich zu einem feſten Entſchluß gedrängt zu ſeyn ſchien. Ueber dem Grabe Friedrichs des Großen ſehen wir ihn und Alexander einander die Hand reichen und auf den Knien ewige Liebe und Treue ſchwören. Das Bündniß von Potsdam wurde geſchloſſen. Aber der, den man zum Ueberbringer der Kriegserklärung an Napoleon auserſehen hatte, war derſelbe Haugwitz, den wir in dem Buche ſchon mehrmals als einen merkwürdig langſamen Reiſenden kennen gelernt haben. Als er einige Tage vor der Schlacht in Napoleons Nähe angekommen war, vermied er gefliſſentlich jede Erörterung, um freie Hand zu behalten, nach den Umſtänden zu handeln. Er war daher auch ſo glücklich, nach der Niederlage ſeines ruſſiſchen Bundesgenoſſen dem Sieger die Glückwünſche darzubringen, die, wie ihm dieſer höhniſch bemerkte, für eine andere Adreſſe beſtimmt waren. Wenige Wochen nach der Schlacht hatte der Geſandte Preußens, das kurz zuvor dem Kaiſer von Rußland ewige Treue geſchworen, ein engeres Bündniß mit Napoleon geſchloſſen als je zuvor.

Hätte die Verfaſſerin, welche uns Napoleons Vorbereitungen zu der Schlacht von Auſterlitz ſo genau ſchildert, auch die Vorgänge im andern Lager einigermaßen berühren wollen, über welche Häuſſer beſonders intereſſante

Digitized by Google

Aufſchlüſſe gibt, wie die Ruſſen in eitler Thorheit zur Schlacht drängten, um nach dem geträumten Sieg auf die verachteten Oeſterreicher noch übermüthiger herabſehen zu können, und wie ſie dann auch über die Niederlage ſich nicht beſonders grämten, weil ſie ihnen Gelegenheit gab, dieſe geringgeſchätzten Verbündeten unbekümmert ihrem Schickſal zu überlaſſen, ſo würden wir auch den Widerwillen beſſer verſtehen, den Gentz ſo unverholen und energiſch gegen alles Ruſſiſche ausſpricht. Dieſe Geſinnung, mit der er „nach Kälte, Tod und den Franzoſen nichts ſo herzlich haßt als die Ruſſen,“ motivirt er freilich ſelbſt genügend als guter Deutſcher und Oeſterreicher.

Wir enthalten uns den weitern Inhalt unſeres Buches genauer anzugeben. Aus dem Mitgetheilten wird man hinreichend erkennen, wie viel wirklich Geſchichtliches und Intereſſantes daſſelbe unter dem romantiſchen Schleier einführt. Für beſonders intereſſant und beherzigenswerth müſſen wir es gerade gegenwärtig erklären. Denn haben ſich die hier geſchilderten Verhältniſſe bis jetzt wirklich im Weſentlichen geändert und gebeſſert? Gleichen nicht unſere gegenwärtigen Zuſtände denen von 1805 und 1806 in vielem nur allzu ſehr? Wir haben nicht einen großen Mann uns gegenüber, vor dem wir uns zu bücken hätten, wie damals, die Demüthigungen drohen uns aber darum nicht weniger von allen Seiten und liegen nur um ſo ſchwerer auf uns. Wird der Spiegel der Vergangenheit, der uns hier vorgehalten wird, dazu beitragen, uns über die Gegenwart aufzuklären, zu einigen, zu kräftigen?

Korreſpondenz-Nachrichten.

Wien, December.

Im alten Blumenſtock. — Wurſtlprater. — Der Winter. — Die Schaufenſter. — Der Nibelungenhort. — Nikolausmarkt. — Eröffnung der Winterzeit.

Das Feuer flackert im Ofen, und ſchon ſeit einer geraumen Weile haben wir aufgehört, mit jener muthwilligen Schadenfreude auf den heißen Sommer zurückzublicken, womit der milde Altweiberſommer uns erfüllte. Von den Bäumen ſchüttelt der rauhe Wind vollends das bunte Laub, die letzten Reſte der Schönfärberei des Spätlings. Verſchwunden ſind die ſilbernen Marienfäden, welche von allen Zweigen flatterten, von ſanftem Hauche getragen durch die klare Luft ſchwebten oder ein glänzendes Gewebe über die welken Raſenplätze breiteten. Kein Papierdrache ſteigt mehr himmelwärts, die Martinsgans iſt gegeſſen, die Zeit iſt gekommen, den durchlebten Sommer ganz und gar zu den alten Mondſcheinen zu legen; doch ſey noch ein letzter Blick auf ſeine entſchwundene Luſt zurückgeſendet. Seine Plage iſt natürlich neben dem Ofenfeuer verziehen. Wir haben ja überhaupt ein beſſeres Gedächtniß für die Luſt als für das Weh der Vergangenheit, vermuthlich zum Erſatz für die Gegenwart, deren Dornen wir lebhafter empfinden als das Vergnügen, das ſie uns allenfalls gewährt. Der in die Stadt gebannte Bewohner lächelte höchſtens mit geringſchätziger Miene über das Beſtreben der Bierwirthe im alten Blumenſtock, zur deutſchen Eiche oder zum goldenen Stern, welche mitten in der Stadt den Hofraum benützten, um ihren Gäſten weißzumachen, daß ſie im Freien ſäßen. Jetzt kommt es uns vor, als ſetzen wir damals wirklich im Freien geſeſſen; wenn wir durch den Gundelhof über die Brandſtatt gehen, wagen wir im warmen Paletot kaum ſtehen zu bleiben, um nicht kalt zu bekommen, wo einem damals in Hemdärmeln ſitzend noch zu warm wurde. Im alten Blumenſtock war's doch ſehr behaglich. Das Haus ſteht in der Ballgaſſe, einem engen Gäßchen, das wie ein Haken zwiſchen ein paar minder enge Straßen eingekeilt iſt. Seine Form iſt die eines unregelmäßig krumm gezeichneten Y; die zwei Arme münden in eine und dieſelbe Straße, der Zugang zum Stiel führt durch ein Durchhaus, das von Frauen gemieden wird. Der Thorbogen iſt einer der wenigen Plätze in der Stadt, wo ſich ſtets jemand findet, der als umgekehrte Schildwache ohne Schilderhaus die Vorübergehenden mit dem Rücken anſchaut. Der Hof im Blumenſtock iſt wenigſtens zweimal ſo breit wie die Straße. Von vier Stockwerken über dem Erdgeſchoß umgeben, bietet er nur in der Stunde des höchſten Mittags keinen Schatten. Den größten Theil dieſes Hofes hatte der Wirth im Erdgeſchoß durch Kübelpflanzen und grüne Epheuwände eingefaßt, mit Tiſchen und Stühlen beſtellt und ſomit zu einem Saal gemacht. Nur ein kleiner Raum blieb zum Durchgang für die Inſaßen des Hintergebäudes und für die Mägde am Brunnen übrig. Von den Gängen, welche ſich an einer Flanke des Hauſes hinziehen, und von den Fenſtern bot das Treiben im Hofe ein unterhaltendes Bild. Die ſämmtlichen Mägde und Zofen benützten mit vielem Fleiße die Gelegenheit, ſich durch Zuſchauen zu ergötzen, durch Zuhören zu belehren. Ob ſie immer etwas Nützliches gelernt, weiß ich nicht. Von den Galerien aus war zu bemerken, daß auch die Gebieterinnen nicht ganz

Digitized by Google

und gar die Unterhaltung verschmähten. Das Stückchen Leben hatte einen entschieden südlichen Anstrich. Den Tag über fand sich wohl auch der Werklmann ein, um vor der Epheuwand seinem Werkl (Leierkasten) durchdringende Töne zu entlocken, zum Behagen der Köchinnen, zur Verzweiflung der Besucher eines Lesezimmers, das sich im ersten Stocke befindet. Der Werklmann ist eine Plage von Wien, die so wenig ausrottbar scheint wie die Wanzen. Von der Gasse hat ihn die Polizei vertrieben, in den Höfen hegt ihn die Gunst der Kleinen. Namentlich ist die Köchin, fast ohne Ausnahme böhmischen Blutes, für ihn eingenommen. Die Erfindung, Grenzmarken durch Kübelpflanzen zu ziehen, rührt von den zwei großen Café's am Eingang der Jägerzeil her, die ihre Gebiete über einen Theil der Straße hinausstrecken. Dort sind jedoch die Schranken nicht zur Abwehr gegen außen gezogen, sondern um die Gäste zu hindern, sich über die ganze Straße auszubreiten und dadurch den Verkehr zu hemmen. Wenn die Schranken nicht wären, würden Tische und Stühle gleich Korallenbänken sich Stück für Stück ansetzen, wie im Wurstlprater vor ein paar Wirthschaften, deren Gäste unter den Bäumen hervor weit auf den grünen Wiesenplan hinausquellen, um sich, sobald keine Sitze mehr zu haben sind, auf's Gras hinzulagern.

Zum Wurstlprater war der Zudrang noch in keinem Sommer so übermäßig stark wie dießmal. Durch die Jägerzeil gingen Völkerwanderungen hin und her, Nachmittags und Abends. Bier wurde in Strömen vertilgt, die Salamuzzi verkauften Massen von Wurst und Käse, die Brodbuben hatten alle Hände voll zu thun. Der Salamimann, stets in eine Manchesterjacke gekleidet, ist gewöhnlich ein Wälscher aus Tyrol oder Friaul; zur Sommerszeit trägt er Eßwaaren feil, im Spätherbst brät er Kastanien, und dann verkauft er Pomeranzen und Citronen. Geschlossene Wirthschaften darf er in der Regel mit Salami und Käse nicht betreten, doch im Freien wird er zugelassen. Als wir einen alten Praterwirth fragten, ob ihm der Salamuz nicht das Gewerb störe, hieß die Antwort: „Die Leute haben jetzt mehr Durst als Hunger. In früheren Jahren sind bei mir Freitags mehr Backhendl verzehrt worden als jetzt am Sonntag. Bier wollen's, nur Bier, alleweil Bier, sonst nix. Aus der Kuchl schaffen's schier gar nix mehr an, und mir ist's erst recht, daß der mit dem Salami kommt. Ich brauche keinen Vorrath zu halten und so geht mir nix zu Grund. Der Salamuz spart mir Mühe und Verlust." Der dicke Biedermann ist ein praktischer Philosoph, wie ihr seht; er nimmt die Dinge von der besten Seite. Machen wir es auch so, was wir um so leichter können, da der Winter sich ziemlich milde anläßt. Einige Tage strengen Frostes hat es zwar gegeben, aber sie dauerten nicht lange, so daß sie nur gesendet schienen, um Eis zu machen. Freilich können wir nicht wissen, was noch nachkommt. Im ganzen ist nach dem Wiener Lehrbegriff der Frost nur geschaffen, die Eisgruben der Zuckerbäcker, Kaffeesieder und Fleischhacker zu füllen, und dieses Geschäft pflegt immer kurz genug abgemacht zu werden. Ein strenger und anhaltender Frost wie im vorigen Winter gehört zu den seltensten Ausnahmen und wird immerdar übel vermerkt. Man spricht von ihm wie von einem, der eine ertheilte Vergünstigung in unanständigster Weise mißbraucht. Doch dießmal können wir vor der Hand mit dem widerborstigen Gesellen zufrieden seyn, abgesehen davon, daß wir lieber gar nichts von ihm wüßten. Es geht uns mit ihm, wie den Kurhessen 1850 mit der raupenhelmigen Einquartierung: „Wenn ihr schon einmal da seyd, ihr Strafbayern, so kommt in Gottes Namen zu Tische," heißt es auch hier.

Die meistens milde und trockene Witterung macht Wanderungen durch die gashellen Straßen zu einem rechten Vergnügen, wie es zu meinen liebsten Winterunterhaltungen gehört. Man genießt schon Wochen vorher die Weihnachtsfreude an den Schaufenstern der Gewölbe, die in geschmackvoller Anordnung Gaben für große Kinder lockend darbieten. Und große Kinder stehen gruppenweise davor, viele darunter, die keine Aussicht haben, etwas von diesen Kostbarkeiten zu erhalten, wenn nicht allenfalls um viel zu hohen Preis. Am dichtesten drängen sich die Gruppen vor den Auslagen, wo Seidenstoffe und Shawlgewebe das Auge locken, während man vor den Gewölben der Goldschmiede fast niemand stehen sieht. Sehr natürlich. Um sich demantene Tropfen an die Ohrläppchen zu hängen, die Finger mit Edelsteinen zu zieren, die Handgelenke mit goldenen Fesseln zu umfangen und Geschmeide um den Hals zu legen, muß man vor allem in Seide und Kaschemir gehüllt seyn; rauscht aber einmal die hochgebauschte Seide unter dem Gürtel, dann bleibt man nicht mehr draußen auf dem Pflaster stehen. Vor dem Gewölbe des Goldschmiedes findest du höchstens den Mann in langem Talar mit doppelt gespitztem Kinnbart. Aus klugen Judenaugen betrachtet er die Schätze, mehr prüfend als begehrlich. Mit Geringschätzung aber sieht er am Kohlmarkt dem grimmen Hagen zu, der eine ganze Sammlung von Kleinoden auf die Rheinnixen niederregnen zu lassen im Begriffe steht. „Warum wirft der Cavalier das schöne Gold in's Wasser?" fragt er. „Gescheiter wäre es doch gewesen, es zu verkaufen und in Grundentlastung anzulegen, wenn er nicht auf „der" Börse gehen wollte." Im Munde der kleinen Welt erfährt die Gruppe eine andere Deutung. Die Töchter des Vaters Rhein sind Schwestern der Damen, welche Abends unbegleitet über Kohlmarkt, Graben und Stephansplatz lustwandeln, und Hagen ein alter Herr von seltener Freigebigkeit, wie sie seit „Ritterszeiten" verschwunden ist. Tugendhafte Matronen bezeichnen das Werk als eine lästerliche Aufforderung an die Mannerwelt, den Nixen Geschmeide zuzuwerfen. Der Kunstfreund aber bleibt stehen, um sich an der gelungenen Ausführung eines poetischen Gedankens und noch mehr darüber zu freuen, daß sich der Gewerbfleiß auch einmal mit der Kunst verbündet hat. Es ist ein ächtes und rechtes Kunstwerk, das sich hinter den Spiegelscheiben dem Beschauer dar-

Digitized by Google

bietet, besonders gelungen im Ausdruck der Gestalt und der Miene des Recken. Die Gruppe ist aus Zink gegossen. Was den Nibelungenhort vorstellt, ist die Auslage des Goldschmiedes.

Gegen den großen Reichthum der Auslagen sticht die Armseligkeit des Weihnachtsmarktes auf dem Hof auffallend ab. Besagter Hof ist nicht etwa ein Hofraum, sondern ein Platz, und zwar so ziemlich der hübschste von Wien. An seiner oberen Langseite steht das Kriegsgebäude, ein stattliches Haus im Perrükenstyl; an der unteren ragen gegenwärtig die Trümmer halbeingerissener Häuser, an deren Stelle die Creditanstalt ihren Sitz aufschlagen wird. Wie dieser Sitz aussehen soll, weiß noch kein Mensch, denn der preisgekrönte Plan mußte beseitigt werden, weil nachträglich einige Mängel daran entdeckt wurden. Der Architekt scheint verschiedene unerläßliche Kleinigkeiten zu gering für seine Aufmerksamkeit gehalten und z. B. die Treppen vergessen zu haben. Einstweilen aber hat das neue Unternehmen die gute Folge gehabt, daß der halsbrecherische Durchgang beim Heidenschuß gehörig erweitert wurde. Man kann jetzt ohne Lebensgefahr vom Hof bis zur Freiung gelangen, und die beiden Plätze sind nicht mehr getrennt, sondern verbunden. Der weihnachtliche (eigentlich: Nikolaus-) Markt auf dem Hof wird in elenden Bretterbuden abgehalten. Lebzelten (Pfefferkuchen, Lebkuchen) und grobe Spielwaaren bilden den Kern der Handelschaft. Hierlandes bringt der heilige Nikolas, am Mittelrhein kurzweg „der heilige Mann," als Vorläufer des Christkindes, den Kindern Aepfel und Nüsse. Sein Knecht, „der Krampus," begleitet ihn, mit einem tüchtigen Ruthenbesen bewaffnet. In früheren Zeiten hatte der Krampus, anderwärts auch Knecht Ruprecht, Letzepelz und was weiß ich geheißen, die Sendung, seine Ruthe gelegentlich in allem Ernste zu gebrauchen; heutzutage läßt er es gewöhnlich bei Drohungen bewenden, welche er durch verheißende Hindeutungen auf Weihnachten noch mildert. Wir lernen von Kindesbeinen an, keinen Krampus mehr zu fürchten und nur seine Versprechungen noch zu beachten. Für uns Erwachsene haben St. Niklas und sein Begleiter den Anfang der Winterszeit gebracht; sie eröffnen, wie die Deutschverderber es heißen, die Saison. Mancherlei haben wir davon zu erwarten, im häuslichen sowohl wie im öffentlichen Leben. Der Brennpunkt der Bewegung sind gegenwärtig Weihnachten und Neujahr. Handel und Wandel richten ihr Augenmerk darauf. Zu Weihnachten werden Geschenke gemacht, bei denen das Herz mitzureden hat; — zu Neujahr verabreicht man neben den unmaskirten auch die maskirten Trinkgelder. Nach dem Dreikönigstag beginnt der Fasching seine Sprünge, und da ihm dießmal die Frist ungewöhnlich kurz zugemessen ist, so wird er durch Hast und Jast ersetzen müssen, was ihm an Zeit abgeht. Muthmaßlich dürften die Reihen der öffentlichen Bälle überall gleich mit Nr. 2 beginnen, da man zum Versuchsball Nr. 1 keine Muße hat. Das tanzende Völklein wird nicht zu kurz kommen; jede Abtheilung davon beschränkt sich auf ihren besonderen Kreis und fördert emsig ihr Werk. Schwerer hat es der Beobachter, der so viele Kreise als möglich betreten will, und darunter auch solche, von denen zu sprechen ist, ohne daß er die Vorschriften der Bescheidenheit dadurch verletzt. Er geht um euretwillen dorthin, wo ihm eine gekaufte Karte Zutritt verschafft, von den feinen Versammlungen im Sophienbad an bis tief hinab in's unterirdische Elysium. Der Sperlsaal, Schwender, Engländer, das Universum bleiben ihm nicht fremd. Kurz, er wird alle Hände voll zu thun haben, wenn er alles sehen und einiges davon (nur einiges) wiedererzählen will. Alles zu erzählen wäre vom Uebel.

London, December.

(Schluß.)

Die Krise.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß es die Industriedistrikte sind, wo die Krise die größten Verheerungen anrichtet. Der Fall jedes großen Hauses in London oder einer andern bedeutenden Stadt Englands macht sich sogleich wie das Reißen einer Arterie im ganzen Blutumlauf Großbritanniens fühlbar. Mit der sich vermindernden Geldcirculation tritt recht eigentlich eine Verminderung des Blutzuflusses ein, bis zuletzt, wenn immer mehr große Gefäße bersten, das Blut in den Capillargefäßen stockt. Die Baumwollen- und Eisendistrikte aber sind die eigentlichen Capillargefäße Englands, und die Lage der Arbeiter in diesen Strichen, die blutarm geworden, weil sie kein

Digitized by Google

Geld, kein Blut mehr von den Arterien erhalten, überſteigt alle Vorſtellung.

Von den großen Banken, die bereits gefallen, von den Arterien, die geborſten, von den Felſenwänden, die dem Sturme, dem »run,« nicht widerſtehen konnten, brauchen wir hier nicht zu ſprechen. Bekanntlich hielt die Bank von England durch die ihr von der Regierung zugeſtandene vermehrte Banknotencirculation eines der größten Häuſer in Manchester mit Noth aufrecht. „Es war hohe Zeit,“ ſagt einer der erſten Cottonlords Englands, Dickinſon von Blackburn; „hätte man auch dieſes Haus fallen laſſen, ſo wäre ein Aufſtand, vielleicht eine Revolution unter den Arbeitern unvermeidlich geweſen; die Noth, die Verzweiflung hätte ſie zum Aeußerſten getrieben, da durch den Fall dieſes Hauſes die wenigen Mühlen (Fabriken), die ſchon jetzt nur noch halbe Zeit arbeiten laſſen, ebenfalls hätten ſtille ſtehen müſſen. Uebrigens haben wir bei weitem noch nicht das Schlimmſte von der Kriſe geſehen.“ Das Urtheil Dickinſons von Blackburn iſt um ſo gewichtiger in dieſem Punkte, da er ſelbſt nicht weniger als fünfzehnhundert Arbeiter beſchäftigt, zwei Baumwollenfabriken und eine Maſchinenfabrik beſitzt, und einer der erſten war, der nicht allein mit »powerlooms« arbeitete, ſondern dieſe ſelbſt fabricirte. Die in Deutſchland unter dem Namen von Harriſons Powerlooms bekannten Webſtühle ſind Dickinſons Erfindung, ſo daß man wohl ſagen kann, daß die ganze Geſchichte Lancaſhires ſich an die induſtrielle Geſchichte dieſes Cottonlords anſchließt, und wenn ein ſolcher Mann in ſolchen Ausdrücken von der gegenwärtigen Kriſe ſpricht, ſo muß doch wohl die ſo hochgeprieſene Feſtigkeit der britiſchen Inſtitutionen auf eine harte Probe geſtellt ſeyn.

Wie oben geſagt, iſt die Bank von der Regierung autoriſirt worden, die von der Conſtitution und vom Geſetze vorgeſchriebene Anzahl der Banknoten, die ſie in Circulation ſetzen darf, während der jetzigen Kriſis unbeſchränkt zu vermehren. Dieſe Autoriſation iſt eine direkte Verletzung des Geſetzes, die Regierung hat, wie alle Blätter einſtimmig ſagen, »brocken through the constitution.« Aber um einem größeren Unheil vorzubeugen, um zu verhüten, daß nicht die Conſtitution ſelbſt von der Noth und der Verzweiflung der Arbeiter umgeſtürzt werde, hat die Regierung in ihrer eigenen Verzweiflung zuerſt zu dieſer verzweifelten Maßregel ihre Zuflucht genommen und die Conſtitution gebrochen, und mußte nun in aller Eile das Parlament zuſammenberufen, um dieſen Bruch der Conſtitution conſtitutionell gutheißen zu laſſen.

Daß dieſe Maßregel, die vermehrte Circulation der Banknoten, der Kriſe ſelbſt keinen Einhalt thun kann, darüber ſind nicht allein alle Oekonomen einig; das fortdauernde Zuſammenbrechen von Häuſern zeigt, daß die Kriſe überhaupt in ihrem verheerenden Gange nicht zu hemmen iſt. Statt, wie früher, acut zu verlaufen, hat ſie einen chroniſchen Charakter angenommen; ſie verläuft langſamer, ohne deßhalb weniger gefährlich zu ſeyn; im Gegentheil: ſie iſt ſtiller, aber tiefer geworden, und alle Welt wünſcht nur, es möchte doch endlich eine Kriſe in der Kriſe eintreten, d. h. die Kriſe möchte wieder ihren früheren acuten Charakter annehmen, damit man am Ende doch wiſſe, wie das alles enden ſoll. Wer nun aber noch ferner behauptet, daß allein die Kriſe in Amerika, oder die Theuerung der Baumwolle an der jetzigen Kriſe in England Schuld ſey, der höre nur, was Charles Dickinſon, der Sohn des Fabrikanten, der in Deutſchland erzogen, durchaus deutſch gebildet iſt, Collegien auf deutſchen Univerſitäten gehört hat und mit wahrhaft deutſcher Rührung von ſeinen deutſchen Lehrern ſpricht, von der Kriſe ſagt: „Wir ſelbſt ſind es, welche die Kriſe erzeugen; wir erzeugen ſie gerade, wie wir Calicot erzeugen. Sie iſt ein nothwendiges Produkt unſerer Induſtrie, unſerer induſtriellen Ausbeutungsweiſe. In günſtiger Zeit fabriciren wir darauf los, in's Blaue hinein, bis wir uns am Ende feſtfabricirt haben; dann tritt die Kriſe ein und erlöst uns von dem Geſpinnſte, in welchem wir Fabrikanten und Spinner uns ſelbſt feſtgeſponnen haben. Wir waren wie Spinnen, die bloß fangen wollten, aber am Ende in ihrem eigenen Geſpinnſte hängen bleiben. Nur die Kriſe kann uns aus demſelben losmachen, und es iſt nur zu bedauern, daß dieſe Befreiung nicht möglich iſt, ohne daß alles bricht.“

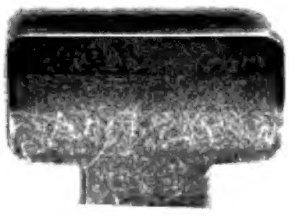
Am luſtigſten iſt nun vollends die Meinung derjenigen, die da ſagen, die Crinoline ſey an der Kriſe Schuld; die Weiber haben durch die Crinoline ihre Männer ruinirt, und ohne Crinoline hätte nicht ein einziger Bankerot ſtattgefunden. Den Beweis davon, ſagen ſie, liefert Amerika. In Amerika habe die Verlegenheit begonnen. Amerika habe für ſo und ſo viele Millionen Dollars Seide importirt. Dieſe außerordentliche Einfuhr ſey aber allein durch die Crinoline nothwendig geworden, da man vor wenigen Jahren nicht den vierten, und noch früher nicht den zehnten Theil Seide gebraucht habe. Alle Weiber wollten Crinolineröcke haben; Crinoline und Seide gehen aber Hand in Hand, und daher die ungeheuer vermehrte Conſumtion, für welche die Amerikaner, und nun auch die Engländer zu zahlen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google